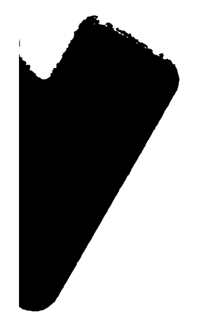



VE
RI
TAS

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1832.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—182, Beilagen Nr. 1—14, literarische Anzeiger Nr. I—XIX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1832.

Erster Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1832.

Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der schwedischen Literatur, seit Anfang des Jahres 1829 bis Juli 1831.

Erster Artikel.

Die Zeitungen. Charakter der Regierung und der Opposition.

Wiewol wir keineswegs die Anmaßung der Journalisten, als wären die Zeitschriften oder gar die Zeitungen die Blüte und die schönste Frucht jeder Nationalliteratur, anerkennen, so sind sie doch nunmehr überall der ernstesten Beachtung werth, als die deutlichsten Exponenten des politischen Lebens in jedem Staate, wenigstens der äußern Erscheinungen in der Welt des Gedankens und der oscillirenden Bewegungen des Volksgeistes. Aus diesem Gesichtspunkt fangen wir unsere Uebersicht mit dem Zeitungswesen an, die uns zugleich als Einleitung zu den ernstern Fächern der eigentlichen Literatur dienen mag.

Im Anfang 1831 erschienen in Schweden 12 Zeitschriften und 69 Zeitungen; von jenen kamen 4 in Stockholm, 2 in Upsala, 1 in Lund, von diesen 17 in der Hauptstadt, 7 in Gothenburg heraus. Diese Zahl ist für die hiesige Lesewelt zu groß; mit Ausschluß der officiellen Zeitung haben die am meisten gelesenen Zeitungen, z. B. „Argus" und das „Abendblatt" nur etwa 1200 Pränumeranten; nur ein paar andere Blätter haben 800—1000, alle die übrigen müssen mit 500 und oft darunter zufrieden sein. Die wichtigsten unter den Zeitschriften sind folgende:

„Svea. Tidskrift för Wetenskap och Konst." (Swea. Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst.) Diese wurde im J. 1817 begründet, und es sind bis jetzt 13 Hefte erschienen. Unter den darin aufgetretenen Schriftstellern nennen wir Wahlenberg, Geijer, Atterbom, Franzén, v. Beskow, Palmblad, Agardh, J. H. Schröder. Ueber Zweck und Charakter dieser Zeitschrift kann man sich einigermaßen einen Begriff bilden, wenn wir den Inhalt des letzten Hefts (womit eine neue Folge beginnt) hier angeben. Nr. 1: Elegische Trilogie, von Atterbom; Der gegenwärtige Zustand der dänischen Literatur; Anmerkungen über die Lehre der Partikeln von Fryxell; Ueber die rechte Bedeutung der Aesthetik von Atterbom; Ein Besuch in Pompeji von Beskow; Ueber absoluten und subjectiven Reichthum von Agardh. Nr. 2: Der verschleierte Prophet von Khorasan, von Moore, übersetzt von Beskow; J. U. Ekmarck, Elegie von Atterbom; Der Zustand Schwedens am Ende der heidnischen Zeit, von Geijer (Fortsetzung seiner Reichsgeschichte); Ueber das Theater der Indier von Palmblad; Fortsetzung der dänischen Literatur; Ueber die Kunstsammlungen der Königin Christine in Rom, von J. H. Schröder; Ueber die Revolution in Bologna 1831. Ueberhaupt enthält diese Zeitschrift eine Reihe gediegener und schätzbarer Abhandlungen, Ueberblicke der einheimischen und ausländischen Literatur u. s. w. Was man hier tadeln könnte, wäre, daß die Redaction so oft in dem Plane Abänderungen macht, sich bald mit den Erzeugnissen des Auslandes, bald mit den vaterländischen beschäftigt, und nur selten den in dem einen Heft angesponnenen Faden in einem folgenden wieder aufnimmt; aber darin ist sie sich treu geblieben, daß sie sich nur mit dem Soliden, dem immer Bestehenden beschäftigt; wenn man auch hier mehr Planmäßigkeit, Abwechselung und eine größere Erweiterung des Kreises ihrer Thätigkeit wünschen möchte, so ist das Gegebene doch immer gut und also dankenswerth. Mit der neuen Folge hat auch „Svea" angefangen, sich rascher zu bewegen.

Von geistlichen Zeitschriften gab es bisher drei. „Ecclesiastik Tidskrift" in Upsala, von Rogberg und Winbom, und „Theologisk Quartalskrift" in Lund, von Reuterdahl und Thomander herausgegeben; aber die erstere ist 1831 mit dem IX. Hefte eingegangen. Beide haben sich einen populairen Zweck vorgesetzt und diesen auch auf eine lobenswerthe Weise erreicht; in jener findet man mehr Consequenz und Reife, in dieser mehr Anregungen jugendlicher Begeisterung. Ferner: „Siaren" (Der Seher), eine Monatschrift, die in Christianstad herauskommt und wenig bedeutend ist.

In Christianstad hat man den Anfang mit der Herausgabe eines juridischen Archivs („Juridiskt Archiv", seit 1830) gemacht, aber was bis jetzt davon erschienen ist, soll nicht sehr bedeutend sein; dagegen findet man in der Kalmarschen musikalischen Zeitschrift („Laöning uti musikaliska Ämnen") einen warmen und erfreulichen Eifer für die Kunst, wiewol der Herausgeber nicht viel mehr als ein Dilettant ist. Ueberhaupt spricht er immer das Wort für das Reine, Ernsthafte und Gediegene in

der Tonkunst — Händel, Seb. Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven sind seine Helden —, und mit edelm Unwillen zieht er gegen das Flache, Leere, Tändelnde, nur die Sinne Kitzelnde in der jetzt herrschenden Richtung der Musik zu Felde. Unsere übrigen Zeitschriften verdienen keine Erwähnung; nur über „Mimer" sprechen wir unten ein Wort.

Was dagegen das schwedische Zeitungswesen betrifft, so steht es leider auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Redactionen bestehen bei uns nicht wie in Frankreich aus berühmten und in der politischen oder literarischen Welt ausgezeichneten Namen, oder, wie in andern Ländern, doch aus Männern, die auf der Bahn der Bildung wenigstens einige merkbare Schritte fortgerückt sind. Kein Schriftsteller vom ersten Rang hat jemals, seit Kellgren's Zeit, an der Spitze einer schwedischen Zeitung gestanden, und was die jetzigen Redactoren betrifft, so sind, wenn wir etwa Zwei ausnehmen, die Uebrigen nicht einmal du second rang, sondern vielmehr Leute ohne Kenntnisse und von sehr beschränkten Talenten. Menschen, die zu Nichts taugen, oder Solche, die in einem oder dem andern Erwerbszweig sich ohne Erfolg versucht haben, eilen, überzeugt, daß sie wenigstens zur Herausgabe eines Zeitungsblattes Fähigkeit haben, vom Hofkanzler einen Erlaubnißbrief zu erlangen, schicken einen pomphaften Prospectus in die Welt, und gehen sodann rasch auf die Regierung und die Beamten los, begierig durch Keckheit und Uebermuth Das zu ersetzen, was ihnen an Talent und Fähigkeit abgeht. Gewöhnlich verlieren sie indessen noch beim Ende der ersten Pränumerationszeit die wenigen Abonnenten, die der Köder Anfangs angelockt hatte; manche dieser Ephemeren, denen schon der erste Fang mislungen ist, sterben sogar wenige Wochen nach der Geburt einen kläglichen Hungertod; andere werden schnell vom Hofkanzler — dem ewigen Schreckbild dieser Leute — aufgefressen. Erfreuen sie sich aber einer gewissen Zahl Pränumeranten, für welche es sich die Mühe lohnt länger zu leben, so schadet ihnen dies nichts, sondern sie erscheinen bald in einer neuen Metamorphose, die gewöhnlich kaum bemerklich ist, weil dieselbe nur im Weglassen oder im Anhängsel eines einzigen Wortes oder eines Epithets in dem Titel besteht. Dieses Anhängsel wird übrigens mit so mikroskopischen Buchstaben gedruckt, daß nur der ursprüngliche Titel ins Auge fällt. So ist ein einziges Blatt während eines einzigen Jahres unter fünf beinahe gleichen, aber doch verschiedenen Titeln (Medborgaren —, Svenske Medborgaren —, Den svenske Medborgaren —, Den svenske Medborgaren i Stockholm —, Svenske Medborgaren i Stockholm) aufgetreten, und die Redaction geht immer mit zwei Erlaubnißbriefen in der Tasche, sodaß das eine Zwillingsblatt sogleich auftreten kann, wenn das andere eingezogen wird. Schweden genießt einer so großen Preßfreiheit, wie man nur billigerweise verlangen kann, und Vergehungen dagegen sind einem gerichtlichen Verfahren und dem Gutachten einer Jury unterworfen; nur in Betreff der Zeitungen steht es der Regierung frei, eine völlig willkürliche Einziehungsmacht auszuüben, und sie hat oft, vielleicht zu oft, zu dieser Maßregel greifen zu müssen geglaubt, weil viele dieser Zeitungen keine Grenze, keinen Anstand kennen. Vielleicht ist die Regierung dabei nicht immer mit gehöriger Consequenz verfahren, und im Ganzen hilft — wie wir oben sahen — dies zu Nichts, als nur den Redactoren einen augenblicklichen Verdruß zu bereiten und ärgerliche Illusionen des Grundgesetzes herbeizuführen. Auch sind solche Einziehungen mit jedem Jahr seltener geworden, und jetzt kann man, wenn man nicht ganz zügellos gegen die Sittlichkeit verstößt, und wenn man nur Rußland *) aus dem Spiele läßt, beinahe Alles, was man nur immer will, bei uns sagen und drucken lassen.

Die meisten Zeitungen in den Provinzen haben nur locale Anzeigen, Annoncen und Bekanntmachungen, nebst der Verbreitung politischer Neuigkeiten zum Zweck, und wenn sie zufälligerweise das Feld der literarischen oder politischen Reflexionen betreten, so fallen sie den stockholmer Blättern unbedingt nach oder schreiben gar dieselben wörtlich ab. Unter den wenigen Provinzialzeitungen, welche ein eignes Urtheil besitzen und nicht wie die übrigen vom Raub leben, bemerken wir den von Bruzelius in Upsala herausgegebenen „Correspondenten", der im November 1830 seinen Anfang nahm. Eine Zeitlang zeichnete er sich durch Mäßigung und Ruhe aus, bis auch ihm über die polnischen Angelegenheiten **) der Kopf schwindelte und er eingezogen ward; er hat aber später vom Kronprinzen, der während der Kränklichkeit des Königs Regent war, Erlaubniß erhalten, unter seinem ursprünglichen Namen wieder zu erscheinen.

Nur die Zeitungen der Hauptstadt sind also die, welche, freilich nicht an sich, aber doch als Tongeber einige Erwähnung verdienen. Der erste Rang, dem öffentlichen Charakter nach, gehört natürlich dem „Post- och Inrikes-Tidninger", welcher von der schwedischen Akademie, aber ziemlich schlecht herausgegeben wird. Dies Tageblatt enthält theils officielle und Privatmittheilungen, theils politische Neuigkeiten aus dem „Hamburger Correspondenten" und der „Börsenhalle", ohne alle Reflexionen.

*) In der letzten Zeit, wo sich die Begeisterung für die Polen sehr laut aussprach, hat die Regierung eine große Duldsamkeit bewiesen.

**) Durch ihn wurde die Nachricht in Umlauf gebracht, daß allen Polen der Eintritt ins Reich gegenwärtig verweigert wäre, daß man einige Polen, welche Schweden besuchen wollten, in Malmö schnöde abgewiesen habe, und dies Gerücht wurde mit bittern und gehässigen Reflexionen begleitet. Diese Nachricht ging, doch mit Weglassung der Reflexionen, in mehre Zeitungen über und erregte im Publicum einen großen Lärm. Aus dem Rapport des malmöischen Landeshauptmanns, welcher vom Gouvernement bald mitgetheilt wurde, ging aber Folgendes hervor: Ein polnischer Jude, Gat, hatte einen Theil des Reichs durchreist und war über Malmö nach Dänemark gegangen; nach einiger Zeit kam er, doch unter einem andern Namen und mit einem andern Paß, zurück, wurde aber erkannt und zurückgewiesen. Er aber bestellte heimlich Postpferde und wollte während der Nacht abreisen; doch die Polizei ertappte ihn und schickte ihn als einen sehr verdächtigen Abenteurer unter Bedeckung nach Dänemark zurück.

Darnach nennen wir den „Stockholms-Posten". Diese Zeitung wurde im J. 1778 von dem berühmten Kellgren begründet und stand bis 1795, wo Kellgren starb, und noch eine lange Zeit darnach, an der Spitze der Nationalbildung, und zwar fast ohne alle Nebenbuhler. Von dieser Höhe ist sie aber allmälig heruntergesunken, bis sie endlich in die Hände eines gehirnlosen Menschen, des Capitain Lindeberg gerieth, der Alles gethan hat, um den Credit des Blattes zu zerstören und sich selbst zur Zielscheibe des Spottes aller Parteien zu machen. Der „Journalen" fing mit dem J. 1809 an, und ist in der Geschichte unserer Literatur berüchtigt als ein Waffenplatz der Akademiker gegen die sogenannten Phosphoristen oder die neue Schule, wobei sich der Herausgeber, Kanzleirath Wallmarck, als der hitzigste Kämpfer für die alte Sache geberdete. Seit mehren Jahren aber ruht dieser Streit gänzlich; die Phosphoristen, nicht mehr von jugendlicher Begeisterung glühend, haben sich „die wilden Hörner des Genies" abgestoßen und geben sich nunmehr, seit der Erlöschung der schwedischen Literaturzeitung (1824), selten mit der Kritik ab, sondern streben lieber darnach, selbst Etwas zu schaffen, als durch Recensionen — das undankbarste aller Gewerbe — Neid und Haß einzuernten. Von den Akademikern sind die ältern und in ihren Ansichten hartnäckigsten allmälig abgestorben; die jüngern sind, ohne es selbst zu wissen, mit der Zeit fortgeschritten und pflichten jetzt Ansichten bei, welche sie vormals heftig anfeindeten. Die schwedische Akademie ist nicht mehr eine alternde, einseitige Institution, nicht mehr eine bloße Reliquie der Vergangenheit, sondern strebt jetzt in einer Richtung vorwärts, die der frühern fast durchaus entgegengesetzt ist. Viele Phosphoristen oder Freunde derselben sind jetzt in die Akademie aufgenommen; viele Akademiker arbeiten an der Zeitschrift „Svea" mit, die gewissermaßen als eine Fortsetzung der vormals so verhaßten Literaturzeitung betrachtet werden kann. Die beiden Parteien haben sich vereinigt, um eine Richtung zu bekämpfen, die sich gegen die Poesie und die ganze Kunst überhaupt, insofern sie für mehr als einen Zeitvertreib ausruhender Publicisten gelten will, gegen alle speculativen Wissenschaften, gegen das gründliche Studium der alten Sprachen, als werthlosen Pedantismus und Ballast unnützer Kenntnisse, feindlich erwiesen hat. Diese Sekte nennt sich selbst die liberale, und ihre Widersacher die Geschichtlichen, was als ein Schimpfname Leute bezeichnen soll, die bei ihren „feudalistischen und mittelalterlichen Ansichten steif und fest beharren", ohne dem sogenannten Zeitgeist zu huldigen und mit ihm fortschwimmen zu wollen. Diese Partei ist ganz aus der politischen Opposition hervorgegangen, sodaß bei uns beinahe Alle, die für die Wissenschaften und für die ernstern und innern Bestrebungen des Lebens thätig sind, sich mehr oder weniger eng an die Regierung anschließen, wogegen die gedankenlose Menge, von den schönen Redensarten angelockt, sich von den neuen Propheten, die aus ihrem Gehirn ein nagelneues Schweden hervorschaffen wollen, fortreißen läßt.

Der Charakter der politischen Opposition hat sich nämlich seit dem letzten Jahrzehend sehr verändert und ist in einen schrankenlosen Radicalismus übergegangen. Beim Anfang unserer letzten Staatsveränderung standen Männer, wie der ehrenfeste Baron Stael von Holstein, der geniale Graf von Schwerin, der redliche Pålman und der würdigernste Dr. Stenhammar an der Spitze der Opposition; diese eiferten nur gegen einzelne Misbräuche der Administration, gegen einzelne Verfügungen des Ministeriums, und sprachen in einem zwar festen, aber doch immer ruhigen, besonnenen Ton. Später trat Fröberg, Lector in Westerås, auf, mit ihm nahm die Partei einen entschiedenen Charakter an. Von diesen Helden der ursprünglichen Opposition hat nur Schwerin den beiden letzten Reichstagen beigewohnt, aber er hat sich von den spätern Genossen völlig zurückgezogen, worüber er vielfache Schmähungen dulden mußte, weil man nicht erkennen wollte, daß weniger er als vielmehr seine vorigen Anhänger eine veränderte Richtung genommen. Der Hauptführer der jetzigen Opposition ist Freiherr Ankarswärd. Dieser Mann zeichnet sich durch eine bedeutende und schöne Persönlichkeit aus, durch eine leichte und ausdrucksvolle Beredtsamkeit in Schrift und Rede, eine wohlklingende Stimme und eine bisher im Ritterhaus unerhörte, ungestüme Kühnheit. Im Anfang fehlten ihm Takt und Sicherheit des Betragens, Ruhe und Besonnenheit; diese hat er sich später allerdings einigermaßen erworben; was er sich jedoch nicht erwerben konnte, war Selbständigkeit des Urtheils, Kenntniß der Staatsgeschäfte, Tiefe und Schärfe bei Prüfung der öffentlichen Angelegenheiten. Auch schadete ihm in der öffentlichen Meinung sein früheres Verhältniß zum König, und man schrieb seine heftigen Angriffe persönlichem Rachegefühl zu. Es ist nämlich folgende Anekdote allgemein bekannt. In dem letzten deutschen Krieg war er Oberst und Adjutant des damaligen Kronprinzen, und von ihm, wie man sagt, sehr begünstigt. Aber auf Einmal fiel er darauf, ein Billet an den Prinzen zu schreiben, worin er, „als ein freier Rittersmann", sowol in seinem Namen, als in dem der ganzen Nation und der Armee, den Prinzen ernstlich und dringend abmahnte, sich an Rußland, den natürlichen Feind Schwedens, anzuschließen, sondern vielmehr dem jetzt schon wankenden Kaiser Napoleon Beistand zu leisten. Dies, zumal da der Brief in einem halbtrotzigen Ton und in wenig geziemenden Redensarten abgefaßt war, wurde ungnädig aufgenommen. Ankarswärd erhielt seinen Abschied, ging auf seine Güter und trat beim nächsten Reichstag als Oppositionsmann auf.

Fast in dieselbe Zeit fällt das Erscheinen des Zeitungsblattes „Argus", vom Secretair Johansson und dem Buchdrucker Scheutz herausgegeben. Von diesem Duumvirat besitzt der Letztere viele praktische Kenntnisse; der Erstere will Denker, Philosoph, Aesthetiker, Staatsmann sein, kurz Alles verstehen. Wahr ist, daß er besser als seine bisherigen Vorgänger die Kunst verstand, durch ein fleißiges Zusammenlesen von Neuigkeiten, und ein pikantes, sogenanntes „Mosaik" sich eine Menge Leser zu verschaffen, und durch einen barschen, absprechenden

Ton dem unmündigen Publicum zu imponiren. Mit einer Arroganz, die in der ganzen Literatur fast beispiellos ist, griff er mit demselben Uebermuth die beiden, damals noch im Kampfe begriffenen Parteien in der Literatur an, die akademische als „eine leere, zierhaftprunkende Hof- und Staatspoesie", die phosphoristische als eine „sentimentale, weinerliche, kränkelnde, aus Deutschland importirte Romantik, für die schwedische Nation durchaus unpassend, deren Stimmung heiter ist, und für welche also nur das Lustige, Lebensfrohe, Muntere taugt". In der Politik war „Argus" der absolute fault-finder in Allem, was geschah; was er selbst eigentlich wollte, darüber konnte Niemand aus seinen weitausgesponnenen, in einem ewigen Zirkel sich bewegenden, in einer barbarischen, halbfranzösischen Sprache verfaßten Abhandlungen recht klug werden. Nur so viel ging hervor, daß blos von einer völligen Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse, einer gänzlichen Auflösung aller Elemente des Staats Heil und Rettung zu erwarten wäre; besonders ist (nach ihm) die jetzige Repräsentation der vier Reichsstände äußerst verderblich und für jede freie Nationalentwickelung hemmend. Constitutionnelle Monarchien sind große Corruptionsanstalten; nur die republikanische Staatsform ist die einzig rechte, wiewol die Zeit dafür leider noch nicht reif ist u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Humoristische Skizzen und Bilder von Theodor von Kobbe. Bremen, Kaiser. 1831. 8. 21 Gr.

Es ist eine schöne Sache um den Humor, zumal in der jetzigen Zeit, wo Krieg und Pest, Mangel und Sorge auf gar mannichfachen Wegen uns bedrohen. Aber der Humor muß wie die Pflanze im vaterländischen Boden aus dem Innern heraus, nicht erst in den Boden, der ihm fremd ist, hineinwachsen. Da treibt sie keine Blätter und Blüten, und die Früchte fallen vor der Zeit, von der ungewohnten Luft und Sonne verbleicht, von den Aesten und Zweigen, ehe und bevor das Fleisch sich fest und haltbar an den Kern angeschlossen. Diese sehr natürliche Betrachtung soll keineswegs das Urtheil über die vorliegenden „Skizzen und Bilder" einleiten oder aussprechen; sie ward nur durch die gewählte Bezeichnung derselben und den Unmuth über die Gegenwart herbeigeführt. Auch können wir versichern, daß der uns jetzt zum ersten Male auf der kritischen Wanderung entgegentretende Verf. nicht ohne Wahrheit das Horazische

Aut prodesse volunt, aut delectare poetae,

seinem humoristischen Guckekasten — er verzeihe uns diesen Provinzialismus — vorgesetzt hat. Ja, wer nur will und mit richtigem Auge und freiem, ungetrübtem Gemüthe hineinschaut, der wird an den vorbeilaufenden Bildern bald Wahrheit erblicken, bald Vergnügen an den Gestalten haben. Der Titel selbst gilt als Aushängeschild für den Bildner und Künstler, darum mag es genügen das Inhaltsverzeichniß kurz anzugeben, damit der günstige Leser wisse, was er im Bilderkasten und in der Skizzenmappe schauen werde.

Eine größere Novelle: „Der verlorene Sohn" (S. 1—47), eröffnet die Reihen, die wol eine Anzahl Beschauer hereinrufen wird. Aber sonderbar, wir können nicht von dem verlorenen Sohne berichten, weil wir die Novelle — wieder verloren haben. Es würde am Ende gar eine verlorene Novelle werden. Aber aus dem Gedächtnisse wissen wir, daß sie sich sehr interessant bis zum Schlusse abwickelt und darum empfohlen werden kann. Ein Gleiches bemerken wir vom „Steinadler" (der Titel gemahnte uns an den „Freischütz" und wehmüthig wollten wir des Componisten und seiner fernen Freunde gedenken) und von dem Rechtsfalle (S. 93): „Wer soll das erstochene Pferd bezahlen?" die wir nebst dem Tanze eines verliebten Stockjuristen, die „Falcidia" genannt (S. 117), unsern Collegen am Tische der blinden Themis (sie sehen oft die Welt vor Menschen, und diese vor Büchern nicht) gar ernstlich und wohlmeinend — mochtens Euch nicht bergen und geschiehet daran unser Will und Meinung — anempfehlen! Verzeihen unsere geneigten Leser diese humoristische Abschweifung. Sehr komisch sind die als Travestie auf Schiller's „Glocke" gefertigten Verse, „Das Lied von dem Prügel" betitelt, obgleich sie unvollendet, und wie der Verf. selbst bekennt, nur Schülerarbeit ist; „Die Lotteriecollecteure unserer Zeit", „Die Berliner im altonaer Thor" und die „Supplik der belletristischen Schriftsteller des Reichs Biribi" (S. 165—174), sowie die „Examina in Glückstadt und Schleswig", obgleich sie einige unverständliche Personalitäten enthalten. Einige von diesen Aufsätzen glauben wir bereits in Zeitschriften gelesen zu haben. Dennoch wollen wir für den Leser, dem sie vielleicht unbekannt blieben, Einiges als Probe und Beleg für des Verf. Künstlertalent hier aufnehmen:

Der Hundefreund. (S. 89.)
An Ketten legst Du Deinen Poll,
Den treuen Hund, was soll das heißen?
Die Menschen sind jetzt gar zu toll,
Ich thus aus Furcht, daß sie ihn beißen.

Der Debitor an den klagenden Creditor.
Schau gnädig meinen Bären an:
Ich hab kein Geld in Cassa,
Und wenn er nicht gleich tanzen kann,
Sei Du nicht gleich der Bassa.

Wir entlehnen noch den Aufsatz: „Wit, gen. von Dörring und Gurlitt" (S. 93), um dadurch einen Beweis von der prosaischen Schreibart des Autors zu geben: „Der rubricirte Exdemagoge, der in den neuern Zeiten eine so verschiedene Beurtheilung erfahren hat, verrieth schon in seiner Jugend seltene Anlagen. In seinem vierten Jahre hielt er vor seiner vortrefflichen, jetzt verstorbenen Mutter ganze Predigten aus dem Stegreife. Seine Mitschüler liebten ihn. Zu allen Aufopferungen bereit, zeigte er ein liebenswürdiges Herz. Sein Hang zum Mysticismus blieb aber in seiner Seele, und er redete oft wie ein Missionnair. Das aber verdroß den alten Dr. Gurlitt, der damals Director des Johannei in Hamburg war, welches Wit von Altona aus frequentirte. Gurlitt sprach oft von orthodoxen Rindfleischseelen und pflegte die Mystiker Hechte zu nennen. Ein Tag in jedem Monate war zu öffentlichen Redeübungen in den verschiedenen Sprachen bestimmt. Wit hatte das Thema: „Wer die Gottheit fassen will, der ist verloren", gewählt und sprach mit ergreifenden Worten, aber manche dunkle Deutung war in seine blumenreiche Rede gewirkt. Mit komischem Ernste betrachtete ihn der alte Schulmonarch. Zitternd ging er zu ihm, als er geendet hatte, und eine große Thräne entperlte den Augen des gutmeinenden Greises. „Liebes Kind, ich fürchte am Ende, Sie glauben an den Teufel?" rief er bebend. „Ja, Herr Doctor", versetzte Wit, sich verbeugend, „den lasse ich mir nicht nehmen!" „Armer junger Mensch", versetzte Gurlitt betrübt, „wie oft werden Sie noch die Alten vertiren und revertiren müssen, ehe Sie zur richtigen Ansicht in der Religion gelangen!" — Dahingegen sind manche von den aufgestellten Skizzen und Bildern ebenso wenig humoristisch als überhaupt bedeutend. 15.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 10. — 10. Januar 1832.

Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der schwedischen Literatur, seit Anfang des Jahres 1829 bis Juli 1831.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Die Nation gerieth über alle diese Entdeckungen in großes Staunen, denn bisher hatten die Zeitungsredactionen nur einen kleinlichen Guerillakrieg gegen einzelne Versehen der Richter oder anderer Beamten geführt. Besonders wunderte man sich, daß man längst so unaussprechlich unglücklich gewesen wäre, ohne es selbst gewahr worden zu sein, bis der treffliche Mann die Schuppen auf einmal den Augen entnahm. Plötzlich fand man Alles um sich her unbehaglich, ungedeihlich; dies nannte „Argus" die Erwachung des Nationalbewußtseins, und für dieses angenehme Gefühl hatte man ihm zu danken. Es liegt in den meisten Menschen ein verborgener Same zur Unzufriedenheit mit der Gegenwart, ein unbestimmtes Verlangen nach einer veränderten Lage, und dieser bedarf nur einiger Pflege, um sich schnell zu entwickeln und Früchte zu tragen. Es konnte also nicht fehlen, daß eine Zeitung, die alle Kunststücke der Demagogie, alle Arten, die Leidenschaften zu reizen und zu bearbeiten, so meisterhaft verstand, nicht ein großes Publicum finden sollte. Unter diesen Umständen trat der Reichstag von 1824 zusammen, bei welchem es der Opposition zwar nicht gelang, ihre Ansichten im Ganzen durchzusetzen, aber doch mehre Triumphe zu feiern. An der Spitze einer Deputation, womit die Reichsstände einander beim Anfange jedes Reichstags begrüßen, stand der Bauer Anders Danielson, hielt dem Adelstand eine lange Rede über die unendliche Noth und das unsägliche Elend, das durch die schlechten Maßregeln des Ministeriums über das ganze Land herbeigeführt worden sei, und beschwor inbrünstig den adeligen Mitstand, sich mit dem Bauernstand zu vereinigen, um den König zu ersuchen, daß er sämmtliche Minister verabschieden und ein ganz verändertes Regiment zu führen geruhen möge. Ankarswärd und seine Genossen jauchzten ihm einen unbedingten Beifall zu; Andere aber, z. B. Wollrath Tham, antworteten sehr trocken, daß dies Geschrei nur aus einer schwermüthigen Grille hervorginge, und bewiesen gründlich, daß, im Ganzen genommen, Schweden sich gerade jetzt glücklicher als je befinde. Noch Andere waren boshaft genug, in ziemlich deutlichen Anspielungen zu bemerken, daß es einem Bauer, dem sein Frühstück ohne Champagner und Austern nicht gut schmecken wolle, und der sich zwei oder drei Maitressen halte, wenig gezieme, über Elend und Sittenverderbniß so viel zu rumoriren, und daß umgekehrt ein Land, wo es sogar ein ehrenwerther Bauerstand so weit gebracht habe, ein wahres Eldorado zu nennen wäre. Indessen war die öffentliche Stimmung dem Oppositionswesen noch günstig; doch vereinigten sich verschiedene Umstände gegen diese demagogischen Umtriebe. Die schwedische Freiheit ist weder aus dem Grundgesetz von 1809, noch aus einer andern papiernen Urkunde hervorgegangen; sie ist uralt, mit den Wurzeln des Nationaldaseins innigst zusammengewachsen und kann von keiner despotischen Regierung niedergedrückt werden: gerade darum könnte die Nation nicht so leicht wie in andern Ländern, wo die Freiheit nur eine Schöpfung von gestern und ihrem eigentlichen Wesen nach noch wenig bekannt ist, einem leeren Phantom, einer leblosen Puppe, die nur den Namen der Freiheit trägt, huldigen. Sobald unsere Nation von ausländischen oder inländischen Tyrannen wirklich bedroht gewesen ist, ist sie immer schnell aufgestanden; auch besitzt die Masse bei jedem besonnenen Volke einen gewissen bewußtlosen Instinkt, einen feinen, oft bewunderungswürdigen, nur durch die außerordentlichsten Umstände zu erschütternden Takt, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Auch hängt bei uns der gemeine Mann dem Könige mit großer Liebe an, und sprichwörtlich schreibt er das Ueble, was geschieht, nicht dem König, sondern „den Herren" (den Großen) zu. Gegen diese sieht er den König als seinen natürlichen Bundesgenossen an und gönnt ihm gern ein Bischen Macht. Im skandinavischen Norden steht der Bauer auf einer höhern Bildungsstufe als anderswo; er fühlt, daß er sich selbst nicht regieren kann, aber er ist zu stolz, um sich von jemand Anderm als von dem König regieren zu lassen. Gewohnt, in seinen glücklichen Zeiten von einer langen Reihe königlicher Heroen beherrscht zu sein, kann er sich an die neue Lehre nicht gewöhnen, daß der König nur ein leeres Schattenbild, eine Majestätsfratze sein soll, die man bei großen Staatsactionen aus einem Winkel hervorzieht und wieder nach Belieben zurückschiebt, und vergebens will man ihm weis-

machen, daß der König und die Regierung zwei verschiedene Dinge sind; in seiner altmodischen Denkungsart, die auch wirklich von der jetzigen Constitution (darin von der englischen verschieden) unterstützt wird, kann er nicht begreifen, wozu der König überhaupt dasei, wenn er nicht regieren soll. In dem jetzigen ehrt er einen Helden, dessen Gesinnung er mit der seinigen befreundet fühlt, wenn derselbe gleich seine Sprache nicht sprechen kann. *) Gewissermaßen kann man sagen, daß der gegenwärtige Hof viel populairer ist als selbst der gefeierte Gustavs III.; dieser, der sich selbst als einen gekrönten Edelmann betrachtete, sah mit Verachtung auf la bourgeoisie und la populace nieder, während er ihr schmeicheln mußte, um sich einen Stützpunkt gegen den Adel, der ihn haßte, zu verschaffen; seine Ueppigkeit, seine flitterhafte Pracht, seine leichtsinnigen und kostspieligen Vergnügungen konnten zwar seine nächste Umgebung blenden, aber nicht einer Nation behagen, deren Charakter ruhiger Ernst ist. Der jetzige Hof ist ein Gegenbild alles Dieses. Zu Gustavs Zeit sprach alle Welt Französisch, nunmehr wird bei Hofe, außer in der Gegenwart des Königs und der Königin, kein französisches Wort vernommen; die jungen Prinzen reden keine andere Sprache als die vaterländische, sie können selbst nicht begreifen, warum der Großpapa und die Großmutter so gar wunderlich sprechen. Der Kronprinz thut als Kanzler Alles, um sich die Liebe der akademischen Jugend zu erwerben; er besucht oft die Universität zu Upsala, wohnt den Vorlesungen, den öffentlichen Prüfungen und akademischen Feierlichkeiten bei, ladet die Professoren und viele Studenten an seinen Tisch, gibt den ärmern Unterstützung u. s. w.; überhaupt versteht er die Kunst sehr gut, heiter und fröhlich zu sein, ohne im mindesten seine Würde zu vergeben. Gewiß genießt Schweden unter dem gegenwärtigen Scepter ein stilles Glück, wie sich dessen jetzt wenige Völker in Europa zu erfreuen haben. Der Ackerbau hat erstaunliche Fortschritte gemacht, sodaß das Land, welches vorhin fast immer der Getreideeinfuhr bedürftig war, jetzt in gewöhnlichen Jahren große Kornladungen nach England verschickt. Es ist freilich wahr, daß Handel und Industrie nicht denselben Fortgang gehabt haben; die Hauptursachen davon sind solche, deren Abwendung nicht vom Gouvernement abgehangen hat, z. B. zwei harte Misjahre (1826 und 1830); der starke Zuwachs der englischen Eisenproduction, die den Verkauf des zwar bessern, aber theurern schwedischen Eisens nicht wenig erschwert hat; der hohe Zoll in England auf nordische Holzwaaren zu Gunsten Canadas; die allgemein ungünstigen Verhältnisse, die fast in allen Ländern den Welthandel niedergedrückt haben; der immer sinkende Preis der britischen und französischen Fabrikate, mit welchen die einheimischen nicht concurriren können u. s. w. Dazu kommt die übergroße Wohlfeilheit des Getreides, die den Werth des Landeigenthums sehr vermindert hat, und besonders die Schwankungen des Preises dieser Waare nicht nur in dem einen Jahre im Verhältniß gegen das andere, sondern auch die unglaubliche Ungleichheit desselben zu verschiedenen Jahreszeiten und in verschiedenen Provinzen. So konnte man im Herbst 1830 eine Tonne Roggen in Upland noch für 5 Reichsthaler Bco. kaufen, aber im Winter und Frühling 1831 kostete derselbe in Gothenburg und Westgothland 14—15 Rthlr. Durch diese Schwankungen ist der Verkehr mit dem ersten Naturproducte, ja selbst dessen Erzeugung fast einem Lotteriespiel ähnlich geworden. Da die Besoldung einer sehr großen Zahl von Beamten von dem Kornpreise abhängt, so kann man das eine Jahr 1000 Thaler gewöhnliche Einkünfte haben, in dem nächsten nur 600, aber in dem folgenden vielleicht 1200. Jedermann sieht ein, wie schwer es unter solchen Verhältnissen ist, seine Haushaltung einzurichten. Dieselbe Unsicherheit tritt auch in dem Verkehr mit dem Auslande ein. Noch im vorigen Jahre konnte man z. B. 1 Rthlr. Hamb. Bco. für 120 Schill. kaufen, im Sommer 1831 kostete er 140.

Vielleicht wäre doch einem großen Theil dieser Uebelstände durch weise und zweckmäßige Maßregeln vorzubeugen, aber diese sind meistentheils ausgeblieben, und — darin hat wol die Opposition Recht — die ökonomische und mercantilische Gesetzgebung ist gerade nicht die glänzendste Seite unserer Regierung. Aber nicht nur die Regierung, sondern, und zwar in weit höherm Grade, die Reichsstände selbst sind schuld daran. Seit 1809 haben wir fast mit jedem neuen Reichstag das Schauspiel erlebt, daß die Stände das bisherige System von Grund aus umkehren: so gibt man einmal den Handel mit dem Ausland fast ganz frei, darüber erheben die Fabrikherren ein großes Geschrei, dann finden die nächsten Stände, daß sie ganz Recht haben, und sofort springt man auf die andere Seite über und sperrt schnell den Handelsverkehr durch Verbote oder große Zollabgaben in noch engere Grenzen. So wird auf dem einen Reichstag das Ackerbausystem, auf dem andern das Fabrik-, auf dem dritten das Handelssystem mit gleicher Einseitigkeit befördert oder zurückgestoßen. Diese Fluctuation der Grundsätze ist der Gesundheit des Staats vielleicht noch schädlicher als ein ganz verkehrtes, aber mit Consequenz durchgeführtes System.

Die schon oben berührte Frage, ob ein Fortschreiten oder ein Rückgang in Bezug auf den Wohlstand der Individuen bei uns in den letzten Zeiten stattgefunden habe oder nicht, ist also nicht so leicht zu beantworten, wie man es Anfangs glauben könnte. Alles reiflich erwogen, kommt man vielleicht der Wahrheit am nächsten, wenn man behauptet, daß der Wohlstand der Bauern, der Tagelöhner, insgemein aller um Sold oder Lohn arbeitenden Volksclassen durch die Niederdrückung der Kornpreise jetzt, des steigenden Branntweinverbrauchs ungeachtet, größer als je ist, daß dagegen die kleinern Gutsbesitzer, besonders die, welche Grundeigenthum in der Periode von 1800

*) Der König versteht das Schwedische ziemlich gut, wird aber es zu sprechen von der einem Franzosen natürlichen Scheu, etwas Fehlerhaftes oder gar Lächerliches zu sagen, zurückgehalten. Dagegen besitzt er eine bewunderungswürdige Gabe, das französische Kauderwälsch, das er oft zu hören bekommt, schnell und richtig aufzufassen.

—10, wo die Preise übermäßig hoch standen, gekauft hatten und dafür noch verschuldet waren, unglaublich viel gelitten haben; die vielen großen und kleinen Eisenwerksbesitzer haben besser, als man denken möchte, gestanden; unter den Handelsleuten und Fabrikanten ist es jetzt weit schwieriger als früher, ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, aber ungleich Mehre als ehemals nehmen daran Theil und finden gewöhnlich ein leidliches Auskommen. Die Besoldung der meisten Beamten ist erhöht worden, aber dennoch größtentheils gering genug; ihre Stellung ist auf der einen Seite durch den steigenden Luxus, auf der andern durch die immer fallenden Preise der meisten Luxuswaaren fast neutralisirt worden. Aber der Andrang zu jedem Amt im Militair-, im Civil- oder dem geistlichen Stande wächst mit jedem Jahre wegen der Unzahl der Expectanten; und weil wiederum die Beförderung an den meisten Plätzen nach dem Grundsatz der Anciennetät geschieht, so beeilt sich Jedermann, sein Examen so schnell wie möglich zu bestehen, um die Menge der Amtsbelagerer zu vergrößern. Endlich rücken auch sie in höhere Stellen herauf, wo der Mangel an Bildung und Kenntnissen nicht durch Routine und etwaige praktische Fähigkeiten ersetzt werden kann, und so ist die Klage über fehlende Geschicklichkeit der höhern Beamten ebenso gerecht als laut. Die Regierung, der Kronprinz als Kanzler der Universitäten, und die Universitäten selbst haben vorläufig Vieles gethan, um dem Uebel abzuhelfen, aber bald sah man ein, daß der Grund tiefer liege, als daß es durch einzelne Verfügungen zurückgedrängt werden könnte und nur von einer durchgreifenden Reform des ganzen öffentlichen Unterrichtswesens Heil zu erwarten wäre. Die Anstalten, welche man für diesen Zweck getroffen, können als ein einleuchtendes Beispiel dienen, wie man in Schweden verfährt, um irgend eine Kränklichkeit im Staate, die recht fühlbar geworden ist, zu heilen. Wie gewöhnlich, ward ein Comité ernannt, das aus beinahe 30 Personen bestand. Die Mitglieder wurden mit großem Bedacht aus den besten Köpfen, deren man habhaft werden konnte, und mit großer Parteilosigkeit aus Repräsentanten verschiedener Ansichten und aus fast allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft, Excellenzen, Civil- und Militairbeamten, Bischöfen, Professoren, Schulmännern u. s. w. erwählt. Die Herren, unter dem Vorsitze des Kronprinzen, traten zusammen, und nun zeigte sich bald, daß es in der Versammlung beinahe ebenso viele Meinungen gab als Köpfe, die doch in zwei durchaus verschiedenen Hauptrichtungen zusammentrafen. Die eine Partei wollte Alles von Grund aus umkehren, die andere behauptete, es wäre Wenig oder Nichts zu reformiren, vielmehr dürfte man nur die Neuerungen in den alten Unterrichtsanstalten aufheben, so wäre Alles gut; die erstere wollte die Bildung nivelliren und sie, wie das Eigenthum in Sparta, in fast gleichen Portionen unter die sämmtlichen Bürger vertheilen, und in dieser Absicht wollte man im ganzen Lande halbgelehrte Volksschulen errichten, in den gelehrten Schulen aber den Unterricht in den alten Sprachen sehr beschränken und dagegen praktische und specielle Wissenschaften an ihrer Statt einführen u. s. w. Man disputirte, man las einander lange Abhandlungen vor, man ermüdete und erschütterte, aber man überzeugte einander nicht; die Publicisten, wiewol die Berathschlagungen einstweilen geheim gehalten werden sollten, mischten sich hinein und vermehrten nur noch die Verwirrung. Endlich trat das Werk ans Licht: ein großer Quartant, voll einzelner trefflicher Ansichten, aber im Ganzen, der meisterhaften Redaction ungeachtet, ohne Zusammenhang, ein Flickwerk, womit Niemand unter den Mitgliedern selbst zufrieden war oder darin seine Ansicht erkannte, denn man hatte sich gegenseitig Concessionen machen müssen, und das Ganze war aus Bestimmungen, die aus den entgegengesetztesten Meinungen hervorgingen, zusammengeflickt. So wurde es der Prüfung der Regierung vorgelegt; sie ließ es aber drucken und foderte die Sachkundigen der Nation auf, ihr Urtheil darüber auszusprechen. Aber Niemand that dies, sogar die Publicisten, welche vorher über die Sache einen fast tagtäglichen Lärm erhoben hatten, verstummten. In diesem Zustande hat der Vorschlag schon mehre Jahre lang unentschieden geruht und die ganze Unternehmung nur einen einzigen guten Erfolg gehabt, nämlich die Regierung zu bewegen, einen jährlichen Anschlag von 60,000 Reichsthalern von den Reichsständen zum Besten der öffentlichen Unterrichtsanstalten zu verlangen; dies wurde auch schon im Jahr 1829 zugestanden, und seit dem 1. Jan. 1830 liegt das Geld dazu bereit, aber es ist nach beinahe zwei Jahren weder irgend Jemandem ein Heller davon zugefallen, noch etwas über die Vertheilung des Geldes bestimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Veteranen-Literatur.

1. Schicksale und Beobachtungen des Feldwebel von Tönges, während des Rückzuges der französischen Armee aus Rußland bis zu seiner Wiederankunft auf vaterländischem Boden; vom November 1812 bis April 1813. Von ihm selbst erzählt und auf Verlangen zum Druck herausgegeben. Iserlohn, Langewiesche. 1831. 8. 6 Gr.
2. Der deutsche Sergeant unter den Sarden, oder: Aufenthalt eines weimarischen Militairs in Sardinien vom Jahre 1810 bis 1817. Mit einem illum. Kupfer. Leipzig, Köhler. 1831. 8. 20 Gr.

Gewiß wird Niemand den Ref. einer breiweichen Sentimentalität beschuldigen, wenn er eingesteht, daß von jeher die Erzählungen der Veteranen (ob schriftlich oder mündlich, verändert in der Hauptsache Nichts) einen wehmüthigen Eindruck auf ihn gemacht haben. Wenn ein gewaltiger Held fällt, so bebt der Erdball, schmettern die Drommeten der Historiker, singen Homere: allein den alten Invaliden, blind und verstümmelt, berücksichtigt Niemand, außer ein einzelner Wohlthäter oder die gezwungene Aufmerksamkeit des vom Staate bezahlten Wärters. Um so eindringlicher klingen aus seinem Munde „die Thaten vergangener Jahre", da es ihm noch Lust war, für das Vaterland dem Tode ins Antlitz zu schauen und Beschwerden aller Art zu tragen. Ja, selbst für Denjenigen, der gewohnt ist, die Ereignisse des Weltlebens nur im großen Ganzen an seinem innern Blicke vorüberschweben zu lassen, ist es Lust, zuweilen die Art und Weise wahrzunehmen, wie dieselben auf einzelne Individuen zerstörend oder erhebend einwirkten, denn ein veränderter Standpunkt vervielfältigt das Interesse an einem bereits interessanten Gegenstande. Wir billigen zu gleicher Zeit die

Absicht, in welcher der Herausgeber von Nr. 1. seine Publication der Schicksale des Feldwebels von Tönges unternommen hat. Er wollte zeigen, was ein Kriegsmann „zu tragen und auszustehen im Stande ist"; er wollte ermuntern zu einer „vernunftgemäßen Frömmigkeit", wollte warnen vor „Unmäßigkeit" aller Art, weil sie den Menschen „entnervt und verweichlicht". In der That hätte ein entnervter und verweichlichter Körper die grenzenlosen Mühseligkeiten, die dieser Veteran ausgestanden hat, kaum ertragen können. Der Leser mag jedoch seine seltsamen Schicksale selbst nachlesen; hier folge blos Einiges von allgemeinem Interesse: „In den Magazinen von Wilna waren (1812) für 100,000 Mann auf 40 Tage Mehl und Brot und auf 36 Tage Fleisch aufgehäuft, und doch wagte es keiner der höhern Offiziere, den Befehl zu geben, an uns Unglückliche Lebensmittel vertheilen zu lassen. So geschah es denn, daß man uns mehre Stunden lang vor diesen aufgehäuften Vorräthen, die den folgenden Tag schon dem Feinde in die Hände fielen, dem Hungertode preisgab." — In einem Branntweinmagazin zu Wilna mußte Tönges „bis über die Schuhe durch dieses Getränk gehen, weil fast alle Fässer zerschlagen waren. Es schwammen sogar einige Leichen darin umher. Er selbst hatte sich mit dem Trinken in Acht genommen; seine Mitgenossen aber wurden alle betrunken, und setzten sich dann neben diejenigen nieder, welche während der Wacht im Rausche hinübergegangen waren und, am Steinpflaster festgefroren, vor dem Magazin und auf dem Markte haufenweise umherlagen." — Von der grenzenlosen, feigen, satanischen Barbarei, womit lithauische Judenunholde die armen Nachzügler des Restes ihrer Subsistenzmittel beraubten, sind in diesem Büchlein merkwürdige Beispiele zu lesen.

2. Der Herausgeber hat in dem Vorworte eine kurze Uebersicht der Schriftsteller gegeben, welche die Geschichte der Insel Sardinien zum Gegenstande ihrer Arbeiten gewählt haben. Die Veranlassung, daß der „deutsche Sergeant" (ein Weimaraner) in sardinische Dienste gerieth, war seine Gefangennehmung bei Manresa in Spanien. „Ein sardinischer Offizier suchte, ohne zu fragen, 20 der größten Leute aus und erklärte ihnen, daß sie dem Könige von Sardinien sechs Jahre dienen müßten. Unter ihnen befand sich unser Sergeant." Er blieb sechs Jahre und drei Monate in Sardinien, und es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, sowol das Land selbst als auch die Sitten der Einwohner kennen zu lernen. „Der Sarde", sagt er, „ist faul, stolz und rachsüchtig; seine größte Leidenschaft ist die Wollust, woraus Eifersucht und Rachsucht entstehen, und woher man auch eine Menge Blinde (?) in allen Straßen der Städte antrifft. Der Sarde ist gastfrei, denn er hat es nöthig, weil in ganz (?) Sardinien kein Wirthshaus anzutreffen ist; Jedermann nimmt den Fremden unentgeltlich auf". Merkwürdig ist sein Bericht über die Intemperie. „Bald ist dieses furchtbare Gespenst ein tödtliches Fieber, bald brennbare Dünste, welche die Menschen morden. .... Menschen sah ich wol an Fiebern sterben, aber an so ein flackerndes, tödtendes Feuer glaubte ich nicht, bis mich die Erfahrung es mit Schrecken lehrte. Einst ging ich mit einem Kameraden in der Dämmerung vor das Pancrazthor in Cagliari. Es war eine schwüle, drückende Luft, daß man schwer athmen mußte; bald sah ich in der Ferne, und zwar auf der Seite, wo mein Kamerad ging, etwas Glänzendes, wie Silberflor, uns sich nahen. Aber auch in diesem Augenblicke stürzte mein Begleiter zur Erde nieder. Ich mußte ihn bis in das Thor schleppen, wo er den Geist aufgab. Jetzt erfuhr ich, daß es die berüchtigte Intemperie gewesen sei, und hütete mich wohl, mich in Zukunft dieser Gefahr auszusetzen." Uebrigens schrieb, wie der Herausgeber bemerkt, Don Pietro Aquenza schon 1702 einen lesenswerthen Tractat „De febre intemperie". Interessant ist des Sergeanten Bericht von den wilden Sarden und den Räubern, die in diesem Lande nur zu häufig sind. Er bestand mit den Letztern ein merkwürdiges Abenteuer und verdankte seine Lebensrettung nur der Großmuth eines der Räuber, der früher a's Sträfling in seiner Gewalt gewesen und von ihm gut behandelt worden war. Die Geschichte der schönen Marie hätte, wie der Sergeant selbst andeutet, „wegbleiben" können. Ebenso uninteressant ist es für den Leser zu erfahren, wie viel dem aus Sardinien Heimkehrenden die Königin von Schweden in der Schweiz geschenkt hat. „Von Allem, was ich gesehen, gehört und empfunden habe", schließt der Verf., „ist Nichts übrig geblieben als die Erinnerung, da mir das Vaterland nicht wiedergab, was ich verloren hatte." 32.

Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniß des Geistes der Alten, von Karl Hoffmeister. Erstes Bändchen. Essen, Bädeker. 1831. 8. 1 Thlr.*)

Der Verf. dieser gehaltvollen, sehr beachtungswerthen Schrift wurde durch das in allen Zweigen der Alterthumswissenschaft vorwaltende Streben, in das geistige Leben der Alten einzudringen, zu der Ansicht geführt, daß die höchste Wissenschaft des Alterthums die der antiken Geisteskunde, die Aufgabe dieser aber sein müsse: naturhistorisch nachzuweisen und darzustellen, wie die religiös-ästhetischen und sittlich-politischen Ansichten des Alterthums im geistigen Leben einerseits der Hellenen, andererseits der Römer keimten, sich bis zu ihrer Vollendung entwickelten, und wie sie darauf verfielen; die größte, sicherste und unmittelbarste Ausbeute für eine solche wissenschaftliche Geschichte der sittlich-religiösen Ueberzeugungen der Griechen und Römer glaubte er durch eine Ermittelung der ganzen sittlich-religiösen Weltansicht der einzelnen Schriftsteller zu erhalten, und er begann mit einer Untersuchung der Lebensansicht und des Geisteslebens eines der tiefsinnigsten und den reichhaltigsten Gewinn versprechenden Historiker des Alterthums, des Römers Tacitus. Schon die Beschaffenheit der ganz dem Gebiete des Geistes angehörenden Aufgabe, die Ansicht, aus welcher sie hervorgegangen, und der Ernst, mit welchem der Verf. an ihre Lösung geht, nimmt ein lebhaftes Interesse in Anspruch; die Ausführung aber erhält dasselbe nicht allein, sondern sie steigert es auch noch durch das überall kundgegebene tiefe Studium und Verständniß des Schriftstellers, durch das treffende, stets vollständig begründete Urtheil, durch den ruhigen, in ununterbrochenem Zusammenhange fortschreitenden Gang der Untersuchung und eine des Gegenstandes stets würdige Darstellung. Diesem allgemeinen Urtheile erlauben wir uns noch einiges Einzelne beizufügen, um dadurch die Aufmerksamkeit unserer Leser noch mehr auf die gehaltvolle Schrift zu richten. Einigen einleitenden Erörterungen, welche eine treffende und nicht aus vorgefaßter Meinung, sondern aus einem unbefangenen Studium hervorgegangene Charakteristik des Tacitus als Geschichtschreibers enthalten, schließt sich zunächst die Entwickelung der sittlichen Weltanschauung desselben an. Nachdem das Princip der Taciteischen Tugendanschauung ermittelt ist, entwirft der Verf. aus den Schriften des Tacitus selbst ein klares und getreues Bild der Zeit desselben, damit man das äußere Element kennen lerne, in welchem und durch welches bedingt die Weltanschauung des Schriftstellers sich entwickelte; dann erst folgt die allseitige Beantwortung der Frage, wie nach der Meinung und Ansicht des Tacitus das öffentliche und häusliche Leben gestaltet sein müsse. Nicht weniger ausführlich, begründet und scharfsinnig ist der zweite Haupttheil des Buchs, die Untersuchung über die religiöse Weltanschauung des Geschichtschreibers; vier Beilagen prüfen Behauptungen neuerer Schriftsteller über Entwickelung und Darstellungsweise und über die „Germania" desselben. Schließlich müssen wir noch die Ueberzeugung aussprechen, daß das vorliegende Buch einerseits den Geist des Tacitus auf das klarste entwickelt und bei dem Studium desselben unentbehrlich ist, andererseits aber auch die Befähigung des Verfs. für eine Bearbeitung der antiken Geisteskunde trefflich bewährt und den lebhaften Wunsch veranlaßt, daß er dieser alle seine Muße zuwenden und zunächst in ähnlicher Weise auch die Weltanschauung anderer Classiker entwickeln möge. 16.

*) Auch mit dem Titel: Die Weltanschauung des Tacitus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch. —— Nr. 11. —— 11. Januar 1832.

Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der schwedischen Literatur, seit Anfang des Jahres 1829 bis Juli 1831.

Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 10.)

Man sieht schon hieraus, daß Uebereilung gerade nicht der Fehler unserer Regierung ist. Dies System des Gehenlassen, des Beim-Alten-Bewendenlassen hat freilich seine nachtheilige Seite, aber stellt doch einen nützlichen Damm der noch nachtheiligern Neuerungssucht entgegen. Nie ist diese Lust so rege gewesen als jetzt, und nie hat man so wenig verstanden, Etwas im Großen zu schaffen und zu organisiren; bei uns wenigstens scheint diese Kunst zu den verlorenen zu gehören. Aus mehren schlecht ausgefallenen Versuchen hat die Regierung dies wahrscheinlich erkannt; auch will sie unter dieser Gährung, diesem Kreuz- und Querstreite der Meinungen so parteilos, so sicher, so leidenschaftslos als möglich auftreten.

Der Opposition fehlte es also nicht an Stoff zu Bemerkungen. Die Klage über Willkür von Seiten der ausübenden Staatsmacht ist ungerecht, vielmehr wäre zu wünschen, daß man sie von Unentschlossenheit und schwerbeweglicher Bedachtsamkeit gänzlich freisprechen könnte. Alles, was sich von selbst entfalten kann, gedeiht schön unter dieser milden und schützenden Regierung; dieselbe Parteilosigkeit hat sie auch in allen unsern literarischen Streiten bewiesen. Für die höhere Bildung, für die Beförderung der Wissenschaft haben zwar der König und der Kronprinz, als Privatpersonen, Verschiedenes gethan, aber die Regierung sehr wenig, noch weniger die Reichsstände, und am wenigsten die Opposition; nur für Volks- und Lancasterschulen, oder höchstens für Das, was einen ganz unmittelbar praktischen Zweck hat, interessirt man sich, und die übrige Literatur läßt man sich selbst helfen, so gut sie kann.

Aber wir kehren jetzt zum Zeitungs- und Oppositionswesen zurück. Beim Anfang des letzten Reichstages (November 1828 bis April 1830) scheint die letztere den höchsten Gipfel der Popularität erreicht zu haben. In dem Ritterhaus kämpften für sie Freiherr Ankarswärd, Obristlieutenant Hjerta, Graf Horn; im Bauerstande Wijkman, Rutberg, Måns Månsson und der ungestüme Anders Danielson. Zu dieser Partei gehörten die meisten Zeitungen: „Argus“, der „Riksdags-Tidning“ (Reichstagszeitung), vom Assessor Crusenstolpe und Secretair Hjerta herausgegeben; ferner: „Conversations-Bladet“ (Conversationsblatt), und endlich: das „Dagligt Allehanda“, von den Gebrüdern Theorell redigirt, von welchen der Eine ein geschickter und dabei wirklich rechtschaffener Advokat, aber zugleich ein trockener, in seinen beschränkten Ansichten erstarrter Mann ist, früher auch bekannt als Herausgeber einer sehr langweiligen Zeitung; er galt bei dem Bauerstande für ein Orakel. Man überspannte den Bogen; man trat mit den bittersten und ungerechtesten Klagen hervor; das ganze Ministerium sollte gestürzt, die jetzige Repräsentation mit vier Ständen aufgehoben werden; Alles sollte nach ganz radicalen Grundsätzen umgeschaffen, das uralte, geschichtliche Schweden aus seinen Wurzeln gehoben und statt dessen ein nagelneuer Staat aus Traumgestalten und theoretischem Schaum gebildet werden. Das Ungerechte in diesem Verfahren empörte alle Unparteiischen; das Uebertriebene bei diesen Bestrebungen leuchtete der von Natur aus besonnenen Nation ein und öffnete ihr die Augen über den Zweck dieses Treibens. Andere Umstände traten hinzu, um die Macht der Ultraliberalen über die Gemüther zu erschüttern. Erstens zerfielen die Häupter, unter denen niemals feste Einigkeit geherrscht hatte, untereinander. Schon im Anfange des Reichstags entsagte Ankarswärd dem Vorsitz in einem gewissen Ausschuß aus Stolz, weil er nicht zum Präsidenten eines höhern war erwählt worden, und mußte darüber eine derbe Lection vom „Argus“ anhören, worauf der Beleidigte bitter antwortete. Dagegen vereinigten sich diese Beiden in der Frage über den Götha-Canal, behauptend, daß man das Werk, als ganz unnütz, kostspielig und unvollendet, ruhen lassen sollte, und geriethen darüber mit Obristlieutenant Hjerta und mit den zahlreichen Actienbesitzern in hitzigen Streit. Auch schloß sich Hjerta den Ministern an, um auf die Realisirung des Papiergeldes gegen die Meinung der beiden erstern Häupter zu dringen. Dagegen vertheidigte Ankarswärd gegen die Meinung seiner Partei, der Ansicht der Regierung gemäß, das freie und unbegrenzte Recht der Branntweinbrennerei und mußte darüber von allen Seiten Vorwürfe über Eigennutz (A. ist reicher Grundeigenthümer) hören. Beleidigt durch den häufigen Widerspruch, verreiste

der Freiherr schon in der Mitte des Reichstags, mit Spottreden vom „Argus“ begleitet. Immer mehr und mehr fing man an, auf die Sprecher der Regierung, Wetterstedt, Graf Posse, Graf v. Platen, den Urheber des Götha-Canals, Obrist Lefrén, und auf die der mittlern Partei, Kanzleirath v. Hartmannsdorff, Kammerherrn Rosenblad, Professor Geijer u. A. zu hören. Was seit 1809 bei allen Reichstagen sich zugetragen hat, traf auch jetzt ein. Unter den Repräsentanten gibt es immer eine Menge junger und unerfahrener Männer, die gewöhnlich der Opposition angehören, und diese, welche die Taschen voll Memoriale und unreifer Projecte haben, treten immer bei der Eröffnung der Reichstage auf; auch brennen sie von Verlangen, in den Debatten durch ihre ungemeine Weisheit und rednerischen Talente zu glänzen, sie mischen sich also in Alles und compromittiren sich natürlich oft; in jedem Fall ziehen sie immer den Reichstag in die Länge, welches doch sehr unpopulair ist, weil sowol der Adel, der bei den Reichstagen auf eigne Kosten leben muß, als die übrigen Mitstände, welche ihren Repräsentanten Tagegelder geben, Alles schnell abgethan wünschen. Die Regierung verhält sich also Anfangs sehr ruhig und läßt den Sturm austoben; endlich haben die Herren sich völlig ausgesprochen und ihre Hitze abgekühlt; den Landedelleuten werden die Kosten des langen Aufenthalts in der Hauptstadt zu stark, die meisten verreisen, und fast nur die in der Residenz wohnenden, nebst den adeligen Civil- und Militairpersonen, die natürlich mit der Regierung stimmen, bleiben zurück. Nun kommen die wichtigsten, vorher nur vorbereiteten, oder jetzt ganz neu eingeleiteten Fragen zur Sprache, und dann wird Alles mit einer Eile abgethan, die oft beinahe ebenso schädlich ist als der frühere Streit. Auch jetzt fand die Opposition, daß sie ihre besten Kräfte nur auf Nebendinge vergeudet habe; wäre auch nunmehr ihre Zahl nicht so dünn geworden, so würde man dennoch weit weniger ihren Widerspruch beachtet haben, weil alle Welt herzlich müde war und sich nach der lieben Heimath sehnte. Nie waren seit 1809, so viel wir wissen, die Aussichten so sehr gegen die Regierung, wie bei der Eröffnung des letzten Reichstages, und nie ist es ihr so leicht geworden, Alles ihrem Wunsche gemäß so unbedingt durchzusetzen als am Ende desselben.

Die Opposition seufzte und wehklagte, daß die Zeit für ihre Weisheit noch nicht reif sei; man beschloß also, die Nation eines Bessern zu belehren, und dies sollte durch eine Zeitung geschehen. Dazu traten die beiden Heroen Ankarswärd und Obristlieutenant Hjerta zusammen, und das Blatt wurde „Medborgaren“ (Der Bürger) geheißen. Selbst der Vater des Erstern, Graf Ankarswärd, ein Freund Karls XIII., der als Landmarschall den Vorsitz im Ritterhause während des Reichstags 1809 führte und der Regierung so zugethan war, daß er (nach einem Ausdruck jenes Königs in einem Briefe an G. Adlersparre) aus Aergerniß über die damals sehr mäßige Opposition die Gelbsucht bekam, ließ, schon ein 83jähriger Greis, eine feierliche Proclamation hier einrücken, wo er das Glaubensbekenntniß des Ochlokratismus ablegte. Die Unternehmung wurde großartig angefangen, eine Buchdruckerei eigens dazu eingerichtet; zum dreispaltigen Format des Journals wählte man das größte, das man bisher in Schweden gesehen; die Zeitung sollte gleichsam eine Encyklopädie alles einem liberalen Bürger zuträglichen Wissens enthalten, und die Auflage wurde einstweilen, um nur mit Geringem anzufangen, auf 4000 Exemplare bestimmt. Eine nicht unbedeutende, aber den großen Erwartungen doch gar nicht entsprechende Zahl von Abonnenten fand sich ein, und nun ging das Wesen los. Die radicalen Maximen, welche „Argus“ und andere nur halbversteckt und mit einer gewissen Scheu ausgesprochen, traten hier ganz unverhohlen ans Licht, ja in einigen Artikeln und Proclamationen wurde der Aufruhr förmlich gepredigt. Zwar wurde die Zeitung mehrmals eingezogen, aber sie erschien wieder, wie schon erwähnt worden, in verjüngter Gestalt. Doch stieß das demokratische Fahrzeug an eine andere nicht vorhergesehene Klippe. Das Duumvirat besaß weder Kenntnisse, um das Publicum zu unterrichten, noch Talent, es zu amusiren; auch hatte bei uns das demagogische Treiben schon längst den Reiz der Neuheit verloren. Ankarswärd, der wirklich glänzend schreibt, nahm einen geringen Antheil am Werke; der zweite Bundesgenosse ist zwar ein gewandter Redner, hat aber den Fehler der meisten unserer Oppositionsmänner, sich in eine unendliche Breite zu verlieren, dadurch Langeweile zu erregen, und weiß, außer seinen radicalen Axiomen, sehr wenig. Auch mit Literatur wollte sich die Zeitung befassen, aber die Recensionen waren ganz schülerhaft und überdies im Widerspruch mit den übrigen in dieser Zeitschrift gepredigten Grundsätzen. Kurz, das Blatt, das ein nationelles werden sollte, wurde immer mehr von seinen Lesern aufgegeben und ist jetzt wenig verbreitet.

Noch trauriger war das Schicksal der Zeitschrift „Mimer“, welche um dieselbe Zeit von einem andern Mitgliede der Opposition, Namens Dalman, gegründet wurde. Man erwartete von ihm, wenn nicht Viel, doch Etwas, aber nun ergab sich, daß der Mann selbst Nichts zu sagen hatte, sondern Alles aus französischen Journalen entlehnen mußte. Eine Lobrede auf Robespierre, die für unser Publicum doch ein wenig zu stark war, und noch mehr die große Leerheit des Inhalts, brachte den „Mimer“ in Miscredit, und er ging ein.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Griechenland.

Es ist in d. Bl. von Griechenland und dessen Vorschreiten auf der Bahn der Civilisation lange Zeit keine Rede gewesen: näherliegende politische Verwickelungen in Europa haben jenes Land und dessen noch unentschiedene politische (leider! zu lange unentschieden gebliebene) Gestaltung in den Augen der europäischen Diplomatie in den Hintergrund zurücktreten lassen, und auch die Theilnahme des Einzelnen scheint sich in jener Beziehung im Allgemeinen von Griechenland abgewendet zu haben. Selbst die neuesten Ereignisse daselbst, die für Griechenland eine nun endlich wol zur Entscheidung kommende Krisis herbeigeführt

haben, dürften jene schwächer gewordene und fast erkaltete Theilnahme nur in gewisser Hinsicht, und vielleicht nicht unbedingt zu Gunsten der griechischen Nation, aufs Neue angeregt haben. Während sonach die Diplomatie — hoffentlich nur nicht über Protokollen, wie in Ansehung der niederländischen Angelegenheit — über der endlichen Feststellung des Schicksals Griechenlands noch brütet, erfreuen sich Die, welche wenigstens an dem nicht politischen Leben der Griechen der Vergangenheit und der Gegenwart ein lebhaftes Interesse nehmen, des Tagebuches des Hofraths Thiersch über seine Reise in Griechenland, das uns bisher das „Morgenblatt" mitgetheilt hat, und während wir uns jener Reise selbst in der Gegenwart freuen, können wir nach jenem Tagebuche zugleich im Voraus die reiche Ausbeute und vielseitigen Ergebnisse jener Reise für die tiefere Kenntniß des alten und des neuen Griechenlands erwartungsvoll ahnen.

Für Diejenigen, welche dem Vorschreiten Griechenlands auf dem Wege der Civilisation ihre Theilnahme bisher zugewendet haben, — und ohne ein solches Vorschreiten gilt politische Selbständigkeit Nichts, da ohne dasselbe dem ganzen Staatsgebäude Grund und feste Haltung fehlt! — wollen wir hier in diesem Bezuge, wenn auch nicht aus der neuesten Zeit, nach Mittheilungen aus Griechenland selbst Einiges nachträglich zusammenstellen. Sie vermögen daraus wenigstens so viel abzunehmen, daß in Griechenland ein frisches Leben sich fort und fort entwickelt und lebendig regt, das seine Früchte für die moralische und geistige Wiedergeburt des Landes und Volkes gewiß auch nur um so sicherer und wirksamer zu zeitigen wissen wird, je eher und je fester seine politische Wiedergeburt auf feste Basen und ohne ängstliche Rücksichten gegründet und bestimmt wird.

Wir entlehnen für dies Mal einige Notizen der obenangegebenen Art aus der, seit März 1831 auf der Insel Aegina in der Nationaldruckerei erscheinenden, neugriechischen Zeitschrift: „Ἡ Αἰγιναῖα", deren erste Nummer (in Octav, mit Didot'schen Lettern gedruckt und 50 S. enthaltend) wir vor uns liegen haben. (Wir werden nach und nach wol auch die folgenden Nummern erhalten and dann auch aus diesen vielleicht das Interessanteste von Zeit zu Zeit mittheilen.) Jene Zeitschrift ist, nach dem Zusatze zu der angegebenen Aufschrift, theils φιλολογικη, theils ἐπιστημονικη, theils τεχνολογικη. Sie erscheint unter der obersten Redaction des bekannten und geschätzten A. Mustoxidis *); ihr Zweck ist Verbreitung der Aufklärung in Griechenland, und diese vermag sie auch allerdings schon in Ansehung der Sprache zu verbreiten, insofern sie, wie es sich auch bei Mustoxidis nicht anders erwarten läßt, in reinerm Neugriechisch, als das Volk es zu sprechen pflegt, als sie nur in dem Sprachreinigungssysteme des A. Korais geschrieben ist. Jede Nummer soll in der Regel zwei Bogen enthalten; was den Inhalt im Einzelnen anlangt, so theilt sich die vorliegende erste Nummer in vier Rubriken: Oeffentlicher Unterricht, Philologie, Wissenschaftliches und Landbau; künftig soll noch eine fünfte Rubrik, unter der Aufschrift: Vermischtes, hinzukommen. Die in der ersten Nummer in Betreff des öffentlichen Unterrichts mitgetheilten Actenstücke (aus den Jahren 1830 u. 1831) bezeugen im Allgemeinen theils den Eifer Einzelner und ganzer Localgemeinden in dieser Hinsicht, theils die Sorge der Regierung für diesen, ihrer Sorgfalt freilich auch besonders bedürftigen Zweig des neuzugestaltenden griechischen Nationallebens. Aus der zweiten Rubrik erwähnen wir hier, was unter der Aufschrift: „Ἀρχαιολογία", von Mustoxidis selbst über drei in Syra gefundene (nunmehr im griechischen Museum befindliche) alte Inschriften, zugleich kritisch, mitgetheilt wird; sie sind selbst ebenfalls beigefügt, und zwei derselben werden als „Ἀνέκδοτοι" bezeichnet. Böckh in Berlin darf sie seiner besondern Aufmerksamkeit durchaus nicht entgehen lassen. Die dritte Rubrik bringt eine nützliche Abhandlung über die Blattern, die natürlichen und eingeimpften, deren Schluß in der nächsten Nummer folgen soll, und unter der vierten wird Einiges über Ackerbau und über Aufbewahrung der Eier mitgetheilt. Wichtiger ist der dieser ersten Nummer beigegebene Anhang, indem darin zuerst, in einem Berichte des A. Mustoxidis an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts d. d. 31. Dez. 1830, ausführliche Aufschlüsse über die einzelnen bereits bestehenden Bildungsanstalten in Griechenland und über den Zustand des dortigen Unterrichtswesens zu Ende des Jahres 1830 enthalten sind. Wir erhalten hier geschichtliche Notizen über das Waisenhaus in Aegina (Ende 1829 hatte es 495 Zöglinge und im Jahre 1830 kamen 167 neue hinzu, sodaß, da im Laufe des Jahres 1830 255 es verließen, es zu Ende dess. Jahres 407 Schüler zählte), dessen Inneres zum Theil auf der wechselseitigen Unterrichtsmethode beruht; über das auf jenes stufenweise folgende Vorbereitungsinstitut (mit 227 Schülern) und über die Centralschule ebendaselbst (mit 122 Schülern). Im Waisenhause ward auch — freilich nicht für alle — Altgriechisch, Arithmetik, Zeichnen und kirchliche Musik, dagegen für alle Gymnastik, die heilige Geschichte und Religion gelehrt; auch in einigen Handwerken wurden Einige unterrichtet. In dem zweiten Institute lehrten in zwei Classen zwei Lehrer die Anfangsgründe des Altgriechischen, Geschichte und Arithmetik, in der Centralschule dagegen drei das Altgriechische, Französisch, Geschichte und Mathematik. Es wurden auch daselbst die Schriften des Isokrates, Theophrast, Lucian, Plato und Leokrates gelesen. Ferner bestanden auf Aegina eine Art Lehrerseminar für den wechselseitigen Unterricht und eine Mädchenschule (mit 30 Schülerinnen). Eine Gesammtangabe (S. 40) führt allein auf Aegina 883 Schüler auf, die in jenen, in der Hauptsache nur von der griechischen Regierung unterhaltenen Anstalten zu Ende 1830 sich aufhielten. Die Nationalbibliothek auf Aegina zählte damals freilich nur 1018 Bücher *), nebst 24 alten Handschriften auf Pergament und Papyros; auch war bereits der Anfang einer „Συλλογὴ ὀρυκτολογικὴ καὶ γεωλογικὴ" gemacht worden (S. 41). Neben der Buchdruckerei auf Aegina hatte die Regierung auch in Nauplion eine solche errichtet, in welcher, außer der „Hellenischen Zeitung" und den officiellen Bekanntmachungen der Regierung, auch andere Bücher, gemeinnützigen Inhalts und für allgemeine Zwecke, zusammen 33,585 Blätter im J. 1830 gedruckt worden waren. **) Endlich wird in dem erwähnten Berichte des Mustoxidis, vom 31. Dez. 1830, noch des auf Aegina errichteten Nationalmuseums gedacht ***), in welchem alle in Griechenland gefundenen oder von Fremden dahin geschenkten Alterthümer vereinigt werden sollen. Zu Ende des Jahres 1830 enthielt dasselbe unter Andern:

*) Derselbe ist, nach S. 38 der vorliegenden, mit einem Bogen vermehrten, ersten Nummer, Vorsteher des Waisenhauses auf Aegina und Aufseher und Director des Museums und der Centralschule daselbst. — Was übrigens den im „Conv.-Lex." über ihn gegebenen Artikel anlangt, so ist derselbe der Berichtigung im Einzelnen hier und dort bedürftig, und wir hoffen, aus guter Quelle ihn später berichtigen zu können.

*) Es ist zu wünschen, daß das übrige an Griechenlands Cultur Theil nehmende Europa namentlich die dort herrschende Bücherarmuth zu beseitigen suche. Buchhändler, wie z. B. Tauchnitz, Teubner u. A., könnten hier durch ihre Ausgaben der griechischen Classiker viel wirken!

**) Unter diesen waren (nach S. 41) eine Schrift über die Pflichten des Schiffscapitains, über die Bildung von Civil- und Criminalgerichten, über die wechselseitige Unterrichtsmethode von J. P. Kokkonis, drei Reden des Lucian (zum Besten der Centralschule) und ein Gebetbuch, ein Abriß der heiligen Geschichte, ein Katechismus und eine Uebersetzung des Wegweisers von Sarazin, sämmtlich für die Schulen des wechselseitigen Unterrichts, gedruckt worden.

***) Ein solches Museum beabsichtigte bereits im J. 1824 die musenliebende Gesellschaft, welche sich in Athen von Neuem wieder gebildet hatte. S. Stanhope's Briefsammlung unter dem Titel: „Griechenland in den Jahren 1823 u. 1824" (Weimar, 1826), S. 144. Nach derselben (S. 130, 136) hatte Odysseus zu Anfange 1824 den Tempel der Minerva in Athen für jenes Museum bestimmt; die türkischen Gefangenen sollten zur Einsammlung der Alterthümer gebraucht werden, und der Grieche J. Psyllas, der in Göttingen studirt hatte, war zum Director desselben ernannt worden.

an gemalten Gefäßen von verschiedener Form und Größe	1090
an Lampen	103
an kleinen Statuen	24
an größern, die mehr oder weniger gut erhalten sind.	24
an Gefäßen von Glas	19
an Schalen, Waffen und dgl. von Kupfer	137
an Inschriften	71
an Basreliefs	14
an Münzen	359

Wie wenig dies Alles auch an und für sich ist, so müssen sich doch die Freunde Griechenlands und der Kunst freuen, zu sehen, wie wenigstens eben der Anfang gemacht worden ist, den Musen und dem Apollon, der Wissenschaft und der Kunst eine Stätte im neuen Griechenland von Neuem zu bereiten.

Auf jenen Bericht des Mustoridis folgt ein anderer des Vorstehers der wissenschaftlichen Anstalten im Peloponnese, J. P. Kokkonis, ebenfalls an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, d. d. Aegina d. 31. Dez. 1830. Derselbe gibt die Zahl jener Anstalten im Peloponnese und auf Hydra zu 57 an; doch sind darunter nur theils die Schulen des wechselseitigen Unterrichts (im Peloponnese 38, auf Hydra 3; unter jenen sind 2 Privatanstalten, 20 wurden von der Regierung, 16 von einzelnen Gemeinden unterhalten, wiewol auch die letztern von der Regierung mit Geld unterstützt wurden), theils die altgriechischen (19 an der Zahl) begriffen, an denen die angestellten Lehrer öffentlich, entweder von der Regierung oder von den einzelnen Gemeinden besoldet wurden, während die vielen vorhandenen, fast an allen einzelnen Orten befindlichen Primairschulen (*κοινὰ σχολεῖα, τὰ τῶν κοινῶν γραμμάτων λεγόμενα σχολεῖα*) und die Privatanstalten dieser Art (es gab damals 15 solcher Privatlehrer des Altgriechischen) davon ausgeschlossen sind. In den altgriechischen Schulen befanden sich damals 988, in denen des wechselseitigen Unterrichts 3150 Schüler, ferner in den Primairschulen 1187 und im Ganzen im Peloponnese, sowie auf Hydra und Poros 5918 Lernende. In den meisten altgriechischen Schulen wurden die altgriechischen Classiker gelesen, ferner Religionsunterricht und Arithmetik getrieben; in manchen auch Französisch und Latein, Geographie und altgriechische Geschichte: in den Schulen des wechselseitigen Unterrichts war die Methode des Franzosen Sarazin eingeführt, und es ward daselbst im Schreiben, Lesen, Rechnen und in der christlichen Religion unterrichtet. Im Allgemeinen fehlte es besonders an Büchern, namentlich an Schulbüchern; eine Encyklopädie aus den classischen Schriftstellern und die Besorgung eines altgriechischen Lexikons ward gewünscht und auch von der Regierung beabsichtigt. — Den genannten Anhang und die ganze erste Nummer der „*Αἰγιναῖα*" beschließt ein Bericht des Ministers der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, N. Chrysogelos, an den Präsidenten, d. d. Nauplion d. 25. Jan. 1831. Wir erfahren darin noch besonders von dem geistlichen Seminar auf Poros, welches zu Ende 1830 30 Schüler faßte und worin Altgriechisch, Religion und Kirchengeschichte, Liturgik, Logik, Rhetorik, Theologie, Exegese und Dogmatik gelehrt ward; von der Centralkriegsschule in Nauplion, mit 60 sogenannten Evelpiden und 20 Akoluthen*) und von der seit Oktober 1830 in Nauplion errichteten Buchdruckerei, worin 22 Arbeiter beschäftigt waren.

*) Schon 1828 wurden in Nauplion eine Schule für Unterricht im Zeichnen und in der Mathematik und eine sogenannte Evelpidenschule zur Bildung junger Griechen zu Offizieren gegründet: aus beiden entstand 1830 die Centralkriegsschule, und neben dieser bestand noch seit 1829 das Corps der Ordonnanzen. Man sehe hierüber den Bericht eines deutschen Philhellenen in der „Zeitung für die elegante Welt", 1830, S. 161, 163. — Unter den in der „*Αἰγιναῖα*", I, S. 43, erwähnten *Ἀκόλουθοι* sind wahrscheinlich die Ordonnanzen zu verstehen.

Wenn übrigens im Allgemeinen in jenem Berichte bemerkt wird, daß bei dem überall in Griechenland regen Eifer für Unterricht und Aufklärung immer neue Schulen im Entstehen begriffen seien und viele Schulgebäude schon entstanden waren, die nur ihre weitere Bestimmung erwarteten, so ist doch auch schon die über das bereits Bestehende gegebene diesfallsige Uebersicht von Interesse. Sieben Anstalten der angegebenen Art, theils auf Aegina, theils auf Poros und in Nauplion, wurden (mit 883 Schülern) ganz von der Regierung erhalten; dazu kamen noch vier Schulen des wechselseitigen Unterrichts (mit 387 Schülern); 32 andere wissenschaftliche Anstalten waren ebenfalls auf monatliche Geldunterstützungen von Seiten der Regierung gewiesen. Nach einem jenem Berichte beigefügt gewesenen Kataloge, der jedoch selbst in der „*Αἰγιναῖα*" nicht mitgetheilt wird, bestanden Ende 1830 in Griechenland, außer den ebenerwähnten, folgende Schulen:

Im Peloponnese waren Schulen des wechselseitigen Unterrichts	36	mit	2970	Schülern,
„ „ „ „ altgriechische Schulen	19	„	678	„
auf den Inseln waren Schulen d. w. U.	38	„	2930	„
„ „ „ „ altgriechische Schulen	15	„	1073	„
in Westgriechenland waren Schulen d. w. U.	4	„	329	„
„ „ „ „ war eine altgriechische Schule mit			40	„
in Ostgriechenland waren Schulen d. w. U.	3	mit	407	„
„ „ „ „ war eine altgriechische Schule mit			40	„

und es gab danach zu jener Zeit 123 solcher Anstalten mit 9737 Schülern in Griechenland, jedoch mit Ausnahme der Privatschulen.

So viel für dies Mal aus der angegebenen Quelle. Haben wir uns übrigens in dem Vorstehenden vorzugsweise mit den öffentlichen Unterrichtsanstalten in dem wiedererwachenden Griechenland beschäftigt, so mag nicht vergessen werden, daß, wie das politische und wahrhaft nationale Leben eines jeden Volks auf dem Grunde moralischer und geistiger Bildung sicher ruhen muß, so besonders die bürgerliche und politische Freiheit Griechenlands auf die Entwilderung, auf die Erziehung des griechischen Volks gegründet werden müsse. An den Anlagen des Volks selbst liegt es nicht, wenn dieser Grund nicht gewonnen wird: Griechenlands Freiheit aber und Griechenlands Wohlfahrt ruht nur in den heranwachsenden Geschlechtern! 80.

Notizen.

Quinet gibt mit Unterstützung der französischen Regierung mehre epische Gedichte in französischer Sprache aus dem 12. Jahrhundert heraus. Die bisher unbekannten Handschriften derselben befinden sich in der königlichen Büchersammlung und in der Arsenalbibliothek. Diese Gedichte sind nach Quinet die unter dem Volke erhaltenen Nachklänge keltischer Traditionen. In einer umfassenden Einleitung wird er über den Ursprung der keltischen Ueberlieferungen und ihre Verbindung mit morgenländischen und nordischen Sagen sprechen.

Lemontey hinterließ bei seinem Tode eine Handschrift über die Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhunderte. Die vorige Regierung wollte die Bekanntmachung nicht gestatten und legte das Werk unter Siegel. Es wird nun ehestens erscheinen, und man erwartet viel davon, da L. Zugang zu den öffentlichen Archiven in Frankreich hatte und selbst während der Siege der Franzosen fremde Archive benutzen konnte.

Der Bericht der mit dem Heere nach Morea gegangenen Gelehrten wird in Kurzem bekanntgemacht werden. Das Werk soll aus 3 Foliobänden bestehen und von 6 zu 6 Wochen in Lieferungen erscheinen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1832.

Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der schwedischen Literatur, seit Anfang des Jahres 1829 bis Juli 1831.

Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 11.)

Zwei Unternehmungen der Opposition, die dem Werke die Krone aufsetzen sollten, sind auch zu erwähnen. Zusammen mit Richert, einem berühmten Rechtsgelehrten, gab Ankarswärd einen Vorschlag zu einer veränderten Repräsentation und einer neuen Constitution Schwedens heraus. Der Monarch sollte, wie man sich leicht denken kann, zum Schattenbild herabsinken und die eigentliche Macht in den Händen des Präsidenten des höchsten Tribunals ruhen; eine Kette von unendlichen Controlen sollte das Ganze in der gehörigen Balance halten; kurz, der ganze Vorschlag paßte beinahe ebenso gut für die Türkei oder Neuholland als für Schweden. Die Schrift wurde daher von der Nation mit großer Kälte aufgenommen und die innere Unhaltbarkeit wurde in der schwedischen „Minerva“ (worüber wir bald sprechen) gründlich nachgewiesen.

Ferner wurde ein Erziehungsinstitut, worin man eine neue Generation von aufgeklärten Bürgern und Verfechtern der Menschenrechte bilden wollte, nach der Methode der Hill'schen Schule in England gegründet. Da jedoch diese neueröffnete Schule noch keine Früchte getragen hat, so enthalten wir uns aller Urtheile über dieselbe.

Der oben gedachte Richert ist Mitglied der sogenannten Gesetzcommission. Diese hat schon etwa 20 Jahre lang bestanden und dem Staate über 130,000 Rthlr. gekostet. Von Zeit zu Zeit hat sie einige Balkar (Capitel) herausgegeben, die der König dem Urtheil der Collegien, der Reichsstände und der ganzen Nation unterwerfen ließ. Die Opposition lobt natürlich das Werk, das größere Publicum aber erkennt zwar dessen Verdienst in Hinsicht der Gelehrsamkeit und in mehren Fällen die philosophische Richtigkeit der Sätze, aber insofern es wahr ist, daß eine Gesetzgebung ein Ausdruck der volksthümlichen Gewohnheiten und des ganzen nationellen Daseins sein soll, so kann eine solche an sich sehr trefflich, in theoretischer Hinsicht sehr wahr sein, ohne darum für einen alten Staat, wo Alles an die alten Einrichtungen geknüpft ist, zu passen. Schwerlich wird auch etwas Bedeutendes aus diesem mühseligen und wissenschaftlich durchdachten Werke je angenommen werden, aber das Studium desselben wird dem Rechtsgelehrten Unterricht und Freude gewähren.

Auf dieselbe Weise ist bisher auch die Bibelcommission verfahren, welche in Upsala schon über ein Menschenalter lang, wiewol in verschiedenen Epochen, thätig gewesen ist. Statt die vielen Fehler der schon 300 Jahre alten Bibelübersetzung und die jetzt völlig unverständlichen Archaismen zu vertilgen, wollte sie ein ganz neues Werk liefern. Aber die Sprache in der alten Bibel, wie in unserm alten Gesetzcoder, ist so körnig, so saftvoll und gediegen, daß sie kaum verbessert werden kann; durch die Alterthümlichkeit ist sie so ehrwürdig, gerade durch ihre Verschiedenheit von der neuern Sprache so salbungsreich und endlich durch die lange Gewohnheit allen Lesern so theuer geworden, daß alle Abänderung hier wehthut. Auf diese Ansicht haben die Phosphoristen von Anfang an bestanden, und wirklich hat sie nun in dem Comité selbst die Oberhand erhalten. Man arbeitet jetzt nach diesen Grundsätzen, die auch der königlichen Instruction ganz gemäß sind; aber freilich hat man ganz von Neuem anfangen müssen, und das früher Gethane ist ganz vergeblich.

Diese Bedachtsamkeit sticht sehr ab gegen die Uebereilung, womit das neue Ritualbuch (Agende) und der neue Katechismus von einer dazu ernannten Commission ausgearbeitet und vom König im Jahre 1810 sanctionnirt wurden. Beide waren ziemlich schlecht und erregten Misfallen, auch darum, weil sie der Bibelcommission die Hände banden, denn die vielen Bibelsprüche, die im Katechismus vorkommen, sind nicht mehr zu ändern. Man hatte das ganze Geschäft verkehrt angefangen, denn natürlich mußte wol die Bearbeitung der heil. Schrift vorangehen. Dagegen kam ein anderes, damit verwandtes, und zwar ein sehr tüchtiges Gesammtwerk wirklich zu Stande: das schwedische Gesangbuch, welches wahrscheinlich in der ganzen protestantischen Christenheit das beste ist. Freilich versprach die erste von dem Comité herausgegebene Probeschrift wenig Gutes, aber der jetzige Bischof Wallin nahm auf eigne Hand eine neue Redaction vor, die alle frühern Versuche ganz überglänzte, und diese wurde vom König mit wenigen Abänderungen bestätigt, aber so, daß es jedem Kirchspiel frei-

stand, das neue Gesangbuch anzunehmen oder nicht. Durch diese weise Verfügung ist es allmälig in den meisten Kirchspielen freiwillig eingeführt worden, was anders vielleicht nicht ohne Unruhen, wenigstens nicht ohne partielle Unzufriedenheit geschehen wäre.

Während die Opposition noch in ihrem Zenith (1829) stand, trat unter dem Namen des „Ungeladenen Gastes" („Den objiedne Gästen") eine Zeitung hervor, die in hohem Grade die Aufmerksamkeit aufsichzog. Bisher hatte man in der Politik nichts Anderes vernommen als das ewige Einerlei der Ultraliberalen, deren wenige Axiome bald auswendig gelernt sind. Freilich gab es vorher eine Zeitung: „Granskaren" (Der Beurtheiler), die sich an die Regierung anschloß, und die daher, dem Gerüchte nach, von ihr besoldet sein sollte; wir wissen zwar nicht, ob das Letztere wahr sei, aber sie ist jetzt erloschen und der Herausgeber selbst völlig verschollen. In jedem Fall hatte der Mann einen übeln Ruf, und seine Zeitung, wiewol weder schlechter noch besser als die ultraliberalen, welche sie bekämpfen sollte, war ein geistarmes, wassersüchtiges Product; weil aber die Gegner die öffentliche Meinung für sich hatten, wurde ihnen der Sieg sehr leicht. Ganz anders war es mit dem „Ungeladenen Gast". Dieser bewährte sich bald als ein Mann, dessen Blick ebenso philosophisch richtig als seine Kenntniß der Thatsachen tief war; er schritt mit der Sicherheit eines Geistes, der seine Ueberlegenheit kennt, rasch vorwärts und sagte niemals zu viel oder zu wenig; er bewegte sich leicht und gewandt; dabei schrieb er eine Sprache, wie man seit Jahren nicht mehr gewohnt war in Zeitungen zu treffen; selten mit den schwereren Waffen des Ernstes, sondern mit spottendem Humor, mit feiner Ironie und heiterm Scherz griff er die sichersten Verschanzungen seiner Widersacher an, und der Schleier der Anonymität vermehrte die allgemeine Neugierde. Die Opposition, sowol die auf dem Reichstage debattirende als die zeitungsschreibende, fand sich dadurch auf eine sehr unangenehme Weise in ihrem Thun und Treiben gestört. Die Ultraliberalen sind gewöhnlich in der That die Illiberalsten und Unduldsamsten. Schon von Anfang an hatten sie, aus Ueberzeugung oder aus Schlauheit, als den ersten Satz in ihrer Lehre das Axiom aufgestellt, daß ihr politischer Glaube der alleinseligmachende sei; daß jeder ihrer Gegner nur ein moralisch Verworfener sei, welcher der Gunst der Regierung nachjage; daß jede Widersetzlichkeit nur aus einer verächtlichen, servilen Denkart, aus Eigennutz und andern unedeln Motiven hervorgehe. Also erklärte man den Herausgeber sogleich, ohne ihn zu kennen, für einen von der Regierung Besoldeten, und ließ nicht ab, bis man ihn ausgekundschaftet hatte. Endlich entdeckte man, daß er der vorige Herausgeber des polemischen Literaturblattes „Polyfem" (1809—11), der durch seinen Witz berühmte Askelöf sei, welcher sich während dieser langen Zwischenperiode einer trägen Ruhe überlassen hatte. Der „Ungeladene Gast" trat zwar bald von dem Schauplatze ab, aber nur um unter einem veränderten Namen von Neuem zu erscheinen. Er nennt sich jetzt „Den Svenska Minerva" (Die schwedische Minerva) und behauptet unter steten Kämpfen seine unbezweifelbare Ueberlegenheit.

Nach dem Ende des Reichstags hörte natürlich die liberale Reichstagszeitung auf, und Jeder ihrer beiden Redactoren begründete seine eigne Zeitung. Der Eine, Crusenstolpe, nannte die seinige „Fäderneslandet" (Das Vaterland), aber wie erstaunte das Publicum, in ihm mit einem Male einen unbedingten und blinden Lobredner der Regierung und Vertheidiger des strengmonarchischen Systems zu sehen! Diese Umwandlung mußte natürlich den Mann in der allgemeinen Meinung sehr herabsetzen, und seine Ungeschicklichkeit verdarb ihn bald rettungslos. Sein Verdienst besteht einzig darin, aus französischen Zeitungen, welche überhaupt, wenn es auf politische Discussionen ankommt, die Fundgrube und Vorrathskammer unserer Zeitungen aller Parteien sind, gute, obgleich überaus schlecht übersetzte Aufsätze aus einem andern Gesichtspunkte als dem gewöhnlichen mitzutheilen. Der andere Waffenbruder, Secretair L. J. Hjerta, blieb seinem Charakter treu, sein Blatt heißt: „Aftonbladet" (Das Abendblatt) und ist gegenwärtig, mit Ausschluß der officiellen Zeitung, das am meisten gelesene. Auch besitzt der Herausgeber viele Vorzüge, wodurch er die Menge fesselt. Aus der ultraliberalen Partei ist er beinahe der Einzige, der nicht langweilig und mürrischsauer ist; er versteht die Leser durch bunte Mannichfaltigkeit zu ergötzen, alle Fragen des Tages auf seine eigne flüchtige Weise zu berühren und alle Sorten Neuigkeiten und Gerüchte frisch aufzutischen. Zwar bewähren sich bald die meisten als erlogen, aber das schadet einem schwedischen Publicisten nicht im Geringsten; sein Talent ist leicht und spielend, sein Witz kitzelnd, oft, wiewol der Herr ein Edelmann ist, ziemlich gemein, aber eben darum behagt er dem größern Publicum um so mehr. Sein Hauptziel ist nicht gerade, die öffentliche Meinung zu bearbeiten, sondern die Pränumeranten bei guter Laune zu erhalten und Geld zu erwerben, und das ist ihm gelungen.

In dem gegenwärtigen Strudel, wo die Politik zu einem ungeheuern Unthier aufgeschossen ist, welches die schöne Literatur und alles Andere neben sich aufzuspeisen droht, ist „Heimdall" die einzige Zeitung, die sich der Literatur, und zwar vorzugsweise der schönen, ernstlich gewidmet hat. Der Herausgeber, Rydquist, ist ein junger Mann, der Bildung, Verstand und eine natürliche Richtigkeit des Urtheils besitzt. Sein Bestreben ist, der ganzen gebildeten Welt zu gefallen, ganz parteilos, unbefangen und von allem Sektengeist frei zu erscheinen. Aber gerade darum entbehrt seine Zeitung eines bestimmten Charakters, und zuweilen sieht man sie zwischen den Extremen der Meinungen mit einer gewissen Schüchternheit laviren. Nicht gern spricht sie einen entschiedenen Tadel aus und fast nie ohne Beimischung von verzuckernden Redensarten, eben wie sie äußerst selten ein ganz unbedingtes Lob austheilt. Sie sticht also gegen die vorige Literaturzeitung sehr ab, die immer ihr Urtheil, wenngleich herb und vielleicht zuweilen ein wenig einseitig, doch bestimmt und ganz rücksichtslos auszusprechen pflegte. Diese

Mäßigung, diese Abgeschliffenheit, seine gebildete, etwas süßlich-zierliche Sprache hat ihm jedoch die vornehme Welt und die Damen gewonnen, und er hat in diesen Kreisen vernünftige Ansichten verbreitet. Anfangs wollte auch „Heimdall" es mit der Opposition nicht verderben, bald aber gerieth er, weil er doch etwas Positives und wahrlich Ernsthaftes wollte, mit ihr in Streit, der noch fortdauert. Aus diesem Blatte werden wir über einige Bücher, die wir nicht selbst kennen, das Urtheil entlehnen; über die übrigen finden wir das seinige, mit wenigen Ausnahmen, mit dem unserigen zusammenstimmend.

Ueber die übrigen Zeitungen: „Journal för Handel, Sloid och Konst" (Journal für Handlung, Handwerk und [technische] Kunst) —, „Svensk Författnings Tidning" (Zeitung schwedischer Verordnungen) —, „Archif för Hushällningen och Näringarna" (Archiv für Haushaltung und die Gewerbe) ist wenig zu sagen, nicht weil sie schlecht sind, sondern weil sie einen bestimmten, praktischen Zweck verfolgen. In diesem Fache, wie in der stillen Häuslichkeit, sind gewöhnlich Diejenigen die Besten, welche ihre Bestimmung geräuschlos erfüllen und über die man daher am wenigsten spricht. In der That verdient das erste, vom Commerzcollegium herausgegebene Journal eine besondere lobende Erwähnung, als ein Magazin schätzbarer und officieller statistischer Notizen über das Vaterland. Es ist uns also erlaubt, von dem Zeitungswesen Abschied zu nehmen, und wir bekennen, daß wir herzlich froh sind, aus diesem einförmigen Bezirk einmal heraustreten zu dürfen, um endlich das Feld der eigentlichen Literatur zu betreten. *) 17.

*) Ein zweiter und dritter Artikel folgen. D. Red.

Romanenliteratur.

1. Die Hofdame und der Feind. Ein Roman von Penseroso. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1831. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der dicken Hülle dünner Kern ist die Liebe eines Prinzen, nachmals regierenden Fürsten, zu einer schönen Hofdame, mit der er sich vermählt, als der Tod ihn von seiner kindisch-albernen Gemahlin befreite, die ihm zwei Söhne hinterließ. Ein verschmähter Werber der Hofdame Seraphine sucht sie in seine Gewalt zu bekommen, und als ihm dies mislingt, sie dennoch die Gemahlin des Fürsten Adalbert wird, weiß er den Verdacht auf sie zu laden, als habe sie den Fürsten vergiftet. Bei dieser Anklage fallen viele Ungeschicklichkeiten gegen Herkommen und juristische Formen vor, z. B. fabricirt Fürstin Seraphine eigenhändig Chocolatetafeln, und hat sie auch im Verschluß u. dgl. m. Die Unschuld Seraphinens wird erkannt, der Fürst genest und der Rachsüchtige endet durch Selbstmord. Daß dieser keine Fratze, ja nicht einmal gemein wurde, vielmehr auch in der tobendsten Leidenschaft den Anstand des gebildeten Weltmanns nie ablegt, ist als ein Verdienst anzuerkennen, wie auch die komisch gehaltenen Stiftsdamen keine Caricaturen, und die Salonsmenschen mit flüchtigen Zügen gut gezeichnet sind.

2. Liebeslust und Liebesweh. Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten. Leipzig, Rauck. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die erste Erzählung: „Der Liebe Lust und Leid", von Karl Eichel, angeblich wahre Begebenheit, scheint ihre Entstehung einem hoffnungsvollen Secundaner zu verdanken, der einer Zeit angehörte, wo diese Herren, statt mit der Weltverbesserung sich abzugeben, es für Pflicht erachteten, sich als unmündige Knäblein zu verlieben, ihre Klagen in wohlgesetzte Reden zu bringen, und wenn die Wirklichkeit mit ihrer Einbildung in Zwiespalt gerieth, nicht allein zu verzweifeln, schlechte Verse zu machen, sondern sich auch zu erschießen. — Die zweite Erzählung desselben Verf.: „Reminiscenzen aus dem Tagebuche eines armen Jugendlehrers", hat ein mündigeres Ansehen, wahre, herzliche Empfindungen. — „Das Testament", von Paul Herrmann, trägt die Benennung Novelle mit Unrecht; denn daß ein Jüngling die ihm bestimmte unbekannte Braut bereits heimlich liebt, ist, wie jeder einigermaßen geübte Romanleser begreifen wird, eine alte Geschichte. — Die Gedichte von F. A. Berger athmen jugendliches Gefühl der Liebe, des Frühlings, und lassen sich sogar in den Monaten mit einem R mit Wohlgefallen lesen, was, nach Lichtenberg's Theorie, Probehaltigkeit verbürgt.

3. Elisabeth, oder: Leben und Glück unserer Zeiten. Roman von Wilhelmine Gostmann. Drei Theile. Braunschweig, Meyer. 1831. 8. 4 Thlr.

4. Romantische Erzählungen von Derselben. Inhalt: Der Verlobungsring; Das Blumenorakel; Das Mädchen von Colombe. Leipzig, Glück. 1831. 8. 1 Thlr.

Der Heldin der ersten, langen Erzählung wird von ihrer geistigen Mutter das Beharren in Tugend und Glauben seltsam erschwert; ein leichtsinniger Ehemann vergeudet ihr Vermögen, und möchte sie wo nicht entsittigen, doch zur Kokette erziehen. Die Erinnerung an den Jugendgespielen erlöscht nimmer in ihrem Herzen, so kräftig sie dagegen auch ankämpft; ein sehr tugendlicher, aber bizarrer Anbeter gefährdet ihren Ruf, den ein abgewiesener Freier ihr, der Witwe, zu vernichten strebt, ihrem Sohne nach dem Leben trachtet und die Ursache vieler Leiden ist, die über die Dulderin einbrechen. Aber Gesundheit und Moralität sind nicht zu zerrütten, das Ungewitter zieht vorüber, und ihr bleiben hinlängliche Kräfte, den Jugendgeliebten, der indessen auch zu vornehmen Aeltern gelangte, die Hand zu reichen und frohe Tage zu leben. — „Der Verlobungsring" beglückt erst die Tochter einer schwer geprüften, geläuterten Frau. — „Das Blumenorakel" macht ein paar jungen Leuten aus den Ritterzeiten, die bald Geschwister, bald keine sind, das Leben schwer, bis sie klug werden, wie der Leser es schon längst war, einzusehen, daß sie, ohne zu sündigen, sich heirathen dürfen. — „Das Mädchen von Colombe" ist ein zierliches ländliches Gemälde, in welchem französische Bäuerinnen und Bauern sich natürlich geberden, nicht artificiell aus Taffet und Flor für das Ballet arrangirt sind.

5. Die Schmuggler und Die Rückreise aus dem Bade. Zwei Novellen von Ludwig Storch. Gotha, Müller. 1832. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Ein dépit amoureux vertreibt einen empfindlichen Hauptmann aus Wien und zur Mauth an den Lago maggiore, wo ihm von den neuen Untergebenen, die mit den Schmugglern im Einverständniß leben, und von diesen Freibeutern bedenkliche Gefahren drohen. Sogar allerlei Spuk (an diesen heitern Gelanden schwerlich am passenden Orte) wird hervorgesucht, ihn zu schrecken; auch sein Herz geräth in gewaltige Klemme und ist nahe daran, die schöne Weltdame um ein artiges Landmädchen zu vergessen. Aber das Mädchen liebt einen Andern und die Dame kommt zur rechten Zeit an, die halb erloschene Flamme wieder anzufachen und ihn aus allen Nöthen zu reißen. In der zweiten Novelle foppen junge frohsinnige Männer unbequeme Nebenbuhler und pedantische Alte, und erhalten dafür nach Romanen- und Lustspielbrauch Herz und Hand der mit ihnen einverstandenen Schönen. 18.

Eine neue Amalthea.

Die ältere, der bildlichen Alterthumskunde geweiht von K. A. Böttiger, vermissen ihre Freunde ungern, und trauern,

daß ihre Fortsetzung auch unter verändertem Namen nicht gedeiht; diese jüngere, der Pädagogik und Didaktik bestimmt, konnten die Freunde dieser Wissenschaft nicht erwarten und würden nicht trauern, wenn sie ihnen gar nicht erschienen wäre. Ihr Name schon möchte abschrecken: „Amalthea für gebildete Leser." Erstes Heft. Anti-Pestalozzi. (Stuttgart, Hoffmann. 1831. Gr. 8. 16 Gr.) Vieles nimmt uns gegen den unbekannten Verf. ein, der Viel gelesen, Manches glücklich mit einander verbunden und in einem ansprechenden, humoristischen Tone über den einst gefeierten Erzieher und Lehrer der Schweiz vorzutragen versteht. Er will vor 18 Jahren schon mehre Aufsätze über Pestalozzi und andere Gegenstände bekanntgemacht haben und diese nach und nach erneuen. Warum nun aber gerade solche, die für gebildete Leser — doch wol nur Pädagogen und Didaktiker! — kein großes Interesse mehr haben? Er will nicht gegen den Meister und dessen Jünger als Controverseprediger oder Popanz auftreten, vielmehr seinem Streben und Verdienst einen deutschen Eichenkranz flechten; er will vor dem optischen Betrug, der dem Ungeweihten oder Enthusiasten die Sache in einem falschen Reflexe zeigt, sichern und durch ein vorgehaltenes Prisma das falsche Licht hinwegbrechen. Ist denn das heute noch vonnöthen? Uns scheint das Wahre und Gedeihliche der Pestalozzi'schen Methode schon längst von blendenden Umgebungen, die deutsche Lehrer und Erzieher in seine Nähe lockten, um bei ihm den Stein der Weisen zu suchen, frei. In der That, ein Prisma hält er vor, durch das er nach allen Seiten hin den Verdienstvollen beschauet und wie das geschliffene Glas die wunderbarsten und heterogensten Zusammenstellungen veranschaulicht. Eine gerechte Würdigung der Verdienste Pestalozzi's um die Erziehungs- und Unterrichtskunst im Allgemeinen und um die Erziehung und den Unterricht armer, verlassener Kinder seines Vaterlandes, welche zugleich in des Mannes unruhiges und sorgenvolles Leben blickte, würden die Zeitgenossen mit Dank empfangen; aber was soll die mit Witz und Laune gewürzteste, bald hier- bald dorthin schweifende und in fremde Episoden sich verlierende Expectoration über den nun Verstorbenen und dessen enthusiastisches Treiben in seiner Schule? Wer kann ohne Unwillen lesen, was der Verf. über P.'s erstes Eingreifen ins Schulwesen S. 16 schreibt: „Die Pädagogen", heißt es in P.'s Namen, „sind blinde Hessen. Gleich im ersten Studium, in den ersten Elementen hats die Pädagogik versehen. Der erste Kinderbrei des Wissens ist verkehrt hineingestrichen worden. Dies muß von Stund an nach meiner Hineinstreichungsmethode geschehen, welche kosmisch, naturgemäß und irresistibel ist. Auf dem bisherigen Wege kam kein entfalteter Menschengeist, sondern ein verpfuschtes Gezeuge von Kräften zum Vorschein. Die Urkraft blieb in die Phiole gebannt und hermetisch versiegelt. In meinem Schubsack nun bring ich das große Gegengift. An meiner Orgelei hats gefehlt; am Getrill meiner Einheitstabelle hats gefehlt. Und solches Getrill nenn ich den Weg der Natur." Solcher Stellen ließen sich noch viele ohne Zeitverlust finden. Wie viel oder wie wenig P. auf die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts hier und dort in manchem deutschen Lande Einfluß gehabt haben mag: geweckt hat er, wie Basedow, manche bessere Idee, manchen Grundsatz festgestellt, und namentlich zu Instituten für arme, sonst der Verwahrlosung preisgegebene Kinder Veranlassung gegeben.

Der Verf. wußte das Alles: daß die Erzieher und Lehrer meist längst zu der gewohnten Hausmannskost zurückgekehrt seien (S 95) und doch fand er noch, trotz harter Erkrankung, unter welcher er die zerstreueten Blätter zu ordnen gezwungen war, — von wem? — aber an eine Feilung nicht denken konnte (Worte der Vorr.), eine zweite Ausgabe seines Krebsbüchleins — ja, ja, im eigentlichsten Verstande eines Krebsbüchleins! — nöthig. Daß nur des Verf. Krebse, die in den folgenden Heften zum Vorschein kommen sollen, in der Zeit nicht noch weiter zurückkriechen! Daß nur dem Verleger diese Hefte nicht Krebse werden! 19.

Ueber Cousin's Ansicht von dem deutschen Universitätswesen.

Daß Professor Cousin ganz Recht hatte, wenn er in seinem Bericht über den Zustand des Unterrichts in Deutschland, dessen vielfach und auch in d. Bl.*) Erwähnung geschehen ist, die Einrichtung und den Zustand der deutschen Hochschulen, sowie das ganze Unterrichtswesen in Deutschland unvergleichlich höher stellte als das französische, darin wird ihm wol Jedermann beistimmen; und man kann es leicht als eine nothwendige Galanterie, die er seiner Nation zu machen hatte, übersehen, wenn er am Schlusse dennoch — Frankreich die inconsequente Eloge macht, daß es nächst Deutschland (namentlich Preußen) das cultivirteste und in den Wissenschaften am weitesten vorgeschrittene Land sei. Aber Einiges ist doch dem guten Professeur de Paris von den deutschen Herren allzu schön dargestellt worden. Dahin gehört Das, was die „Leipziger Zeitung", in Nr. 279 v. J. 1831, auszugsweise folgendermaßen mittheilt: „Die Hauptursache der Blüte der deutschen Hochschulen findet aber Herr Cousin in den drei Stadien: des Privatdocenten, des außerordentlichen und des ordentlichen Professors, die der deutsche Universitätslehrer zu durchlaufen hat. Der Staat und die Facultät ertheile hoffnungsvollen jungen Doctoren Erlaubniß, Vorlesungen an einer Universität zu halten, ohne ihnen Etwas zu geben oder zu versprechen. Erfülle der Privatdocent die von ihm gehegten Hoffnungen nicht, finde er keine Zuhörer oder schreibe er keine ausgezeichneten Werke, so werde er nicht zum außerordentlichen Professor befördert und sehe sich nach einigen Jahren genöthigt, eine andere Carrière einzuschlagen; entspreche er dagegen in einer dieser Beziehungen den Erwartungen, so werde er außerordentlicher Professor mit einem kleinen Gehalte. Nehme seine Zuhörerschaft und sein Ruhm immer mehr zu, so erhöhe die Regierung, die jetzt ein Interesse daran habe, ihn zu behalten, sein Fixum und ernenne ihn zuletzt zum ordentlichen Professor. Große öffentliche Erfolge durch Vorlesungen oder Schriften seien also in Deutschland die Hebel, wodurch man sich zum Professor hinaufschwinge." Hierin, obwol der nützliche Einfluß des Ganzen richtig aufgefaßt ist, sind doch, namentlich in Bezug auf die Universität Leipzig, folgende Unrichtigkeiten. Es ist unwahr, daß blos hoffnungsvollen jungen Doctoren vom Staat und von der Facultät die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, ertheilt würde. In Leipzig kann jeder Baccalaureus, der heute examinirt ward, morgen dociren, und es ist als hätte Schiller die Unmasse solcher unreifen Docenten vor Augen gehabt, die den tüchtigen Leuten das Aufkommen in Leipzig erschweren, als er die Sonntagskinder besang:

> Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
> Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Es wäre sehr zu wünschen, daß den wirklich qualificirten und hoffnungsvollen jungen Gelehrten durch ausschließliche Erlaubniß des Staates oder der Facultät, nach gehöriger Bewährung ihrer Fähigkeit, Vorlesungen halten zu dürfen, die dornenvolle Docentenbahn etwas erleichtert würde. Ginge man doch auf die diesfalls bereits gemachten Anträge der leipziger Docenten ein! Es wäre weit vortheilhafter für die einzige Universität Sachsens, als der leidige Grundsatz, der noch immer gilt: Lipsia vult exspectari. Sodann ist nicht wahr, daß jeder Privatdocent, der fortwährend Zuhörer sich erhalten und durch Schriften sich ausgezeichnet hat, zum außerordentlichen Professor befördert werde. Viele ausgezeichnete Männer auf der Docentenbahn, die selbst von der Regierung belobigt wurden, mußten die ruhmvoll begonnene Laufbahn verlassen, quia Lipsiam expectare aut non poterant aut nolebant. Endlich ist es auch nicht wahr, daß die angegebene Stufenfolge durchaus beobachtet werde; es sind vielmehr Leute, die nie docirten, sogleich zu Professoren erhoben worden in älterer und neuerer Zeit. Hätte Hr. Cousin in Allem recht, so stände es freilich besser. Aber dem ist leider nicht so. Experto crede Ruperto! 10.

*) Vgl. Nr. 279, 332 u. 363 d. Bl. f. 1831.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1832.

Philosophische Schriften und Aufsätze von Franz Baader. Vom Verfasser gesammelt und neu durchgesehen. Erster Band. Münster, Theissing. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Herr Franz Baader, welcher unter den Mystikern und Theosophen unserer Zeit eine vorzügliche Stelle einnimmt, spricht in diesen sowie in seinen spätern Schriften nur die Eine Ueberzeugung aus von der Verwerflichkeit und Schlechtigkeit jenes Supranaturalismus oder Spiritualismus, mit welchem man die Religionsdoctrinen gegen einen ebenso schlechten Naturalismus vertheidigte und solches noch jetzt thut, womit aber die berufenen Lehrer, wie er in der Vorrede sagt, anstatt den Menschen über Religion und Natur das Verständniß zu eröffnen und sie in beiden klar sehen zu machen, selbe nur immer tiefer in Mystificationen über beide einführen und verführen. Eine Verführung und Verwirrung, welche übrigens mit der Verwirrung der religiösen und bürgerlichen Societät unserer Zeit enger zusammenhängt als man meint. Auch wenn er es nicht ausdrücklich foderte, würde doch jeder sachkundige Leser seine Weise, über Natur und Geist zu philosophiren, von der heutigen sogenannten neuen deutschen Naturphilosophie unterscheiden. In seinen Philosophemen ist das religiöse und theosophische Moment vorherrschend, nach der Weise Jakob Böhme's, seines Vorbildes: nur daß diesem die wissenschaftliche Bildung fehlte, wodurch seine Schriften, bei aller Größe des Gedankens und den wunderbarstarken Lichtern einzelner Partien, doch in der Construction selbst sich verwirren und in Barbarei verlieren. Die Aufgabe der gegenwärtigen Theosophie wäre mithin: die Idee von der Gottheit, als dem weltbildenden Princip, dem in seiner Schöpfung sich selbst offenbarenden, fleischgewordenen, in der Natur und der Geschichte der Menschheit allgegenwärtigen Schöpfer philosophisch so durchzuführen, wie es einerseits der jetzige hohe Standpunkt der Philosophie erheischt, andererseits die glücklichen Fortschritte der beobachtenden und versuchenden Naturwissenschaften möglich machen, wenn es anders möglich ist. Zwar hat dies in unsern Tagen Hegel versucht, aber wo nicht die Unausführbarkeit der ganzen Idee selbst, doch wenigstens die ungeheuern Schwierigkeiten gezeigt, welche sich ihr entgegenstellen und, wie bei den irrationalen Größen, nur eine annähernde Messung gestatten. So läßt es sich sehr wohl erklären, warum Hegel („Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", zweite Ausgabe, Heidelberg, 1827, Vorrede) zu Jakob Böhme, dem echten philosophus teutonicus, und zu Franz Baader sich in ein freundliches, vertrautes Verhältniß stellt, als Dialektiker aber, kraft seiner eigenthümlichen Natur, die Betrachtung der Kategorien, sowie die methodische Entwickelung des Inhalts vermißt und es als den wesentlichsten Mangel der Baader'schen Weise rügt, daß die Form derselben dem Begriffe nicht angemessen ist, und „daß sie den absoluten Inhalt als Voraussetzung hat und aus derselben erklärt, raisonnirt und widerlegt". Es ist aber deshalb diese Voraussetzung doch nicht aus der Luft gegriffen, sie hat an der Offenbarung ihren Stützpunkt und erhält damit eine Ruhe, ein Vertrauen und eine Sicherheit, wie sie dem Gemüthe die Dialektik Hegel's nie und nirgends verschaffen kann. Dieser geht nämlich in der Phänomenologie des Geistes, wodurch erst die Logik gerechtfertiget werden sollte, von dem sinnlichen Bewußtsein in seiner individuellen Bestimmtheit aus, läßt es am Faden der Negation sich weiter fortbewegen durch eine Reihe von Entzweiungen, um sich daraus wiederherzustellen, aber auch dies nur, um sich aufs Neue zu entzweien und dies so lange, bis es sich durch alle diese Metamorphosen hindurchgearbeitet und den höchsten Standpunkt gewonnen hat, d. h. den des absoluten Wissens, die sich denkende Idee, das Logische in seiner Allgemeinheit. Aber hier, an den Pforten der Schöpfung angelangt, hat das Bewußtsein den lebendigen Gott im Sinne des Christenthums, oder die geoffenbarte Religion, als eine unvollkommene Stufe seines Seins, bereits hinter sich, es hat Gott, Natur und Menschengeist verflüchtiget zu dem Abstractum des reinen Seins, welches nicht mehr und nicht weniger als das Nichts ist. Dieses reine Sein, angeblich höher und mehr als Gott, steht aber in Wahrheit tief unter ihm, denn es ist keine lebendige Kraftthätigkeit, nicht jener Gott, welcher gebietet: es werde Licht, und Himmel und Erde schuf, sondern das Nichts, ein Sein, das sich zwar durch die Kategorien des Werdens, der Qualität, der Quantität, des Wesens hindurchbewegt, zur Erscheinung, zur Wirklichkeit, auch zuletzt zum Begriff, zum Erkennen, zur Idee wird: aber da diese verschiedenen Verpuppungen und Enthäutungen des Seins ebenfalls nichts weiter als

Kategorien sind, abstracte Allgemeinheiten, so kommt es damit immer noch nicht zum endlichen Sein, zur wirklichen Natur und zum Menschenleben in seiner individuellen Gliederung. Das Erkennen, sowie die absolute Idee sind wol das Endresultat der Hegel'schen Logik, und es heißt dort („Encyklop.", S. 214): Die absolut freie Idee gehe nicht blos ins Leben über, sondern sie entschließe sich, das Moment ihrer Besonderheit, die unmittelbare Idee, als ihren Widerschein, sich als Natur frei aus sich zu entlassen. Allein wie dies möglich sein soll, dies übersteigt wol die Fassungskraft jedes Verstandes, es müßte denn, per impossibile, Hegel's Geist der Weltschöpfer selbst sein. Hegel's Gott ist ein bloßes Product der Dialektik, ein einzelnes Moment in dem ganzen unendlichen Processe, wie es das Werden, das Dasein, Pflanzen und Thiere auch sind, ein kommendes und verschwindendes; das System in seiner absoluten Unruhe zieht Alles in seine Strudel und reißt es mit sich fort wie der immerfort gebärende, aber seine Geburten sogleich verschlingende Chronos. Damit wollen wir jedoch Baader's Weise auch nicht durchgängig rechtfertigen. Er hat seine Ideen zerstreut, in kleinen abgerissenen Aufsätzen bekanntgemacht, die zwar pikant, geistreich, kühn sind und oft weit auseinander liegende Gebiete der Erkenntniß auf überraschende Weise unter dieselbe Beleuchtung stellen, aber gleichwol kein Ganzes bilden, da ihnen die Eine Grundwissenschaft fehlt, welche, die Gegensätze vermittelnd und durch alle Wissenschaften scheinend, wie der konische Spiegel die verzerrten Gestalten nach dem natürlichen Typus darstellt. Der Styl ist eigenthümlich, gedrungen, aber incorrect, und leidet nicht selten an weithergeholten Einschiebseln und einer baroquen Mosaik. Einige Stücke sind wahre Phantasiestücke in Callot's Manier. Aus diesem Grunde gestatten sie keinen Auszug. Wir zeigen unsern Lesern blos an, was sie in diesem ersten Bande zu erwarten haben.

Der erste Aufsatz ist überschrieben: „Ueber Kant's Deduction der praktischen Vernunft und die absolute Blindheit der letztern". Hr. B. will ihn vor 12 Jahren in England ausgearbeitet und im Jahr 1809 nebst den nächstfolgenden neun Aufsätzen unter dem Titel: „Beiträge zur dynamischen Philosophie", herausgegeben haben. Das Letzte ist richtig; es muß mithin der Aufsatz schon im Jahr 1808 geschrieben worden sein. Kant wird darin zu hart beurtheilt, wenn es von ihm (S. 6) heißt: „Der allen bisherigen Zeitaltern entgangene große Fund über die Natur der Göttin Vernunft sollte sein: daß Ihro Majestät nicht nur wie die Hunde und andere Säugthiere (?) in dem Menschen blind geboren wird, sondern auch, wie der gemeinen Sage zufolge der Maulwurf, lebenslänglich stockblind bleibt." Denn von der praktischen Vernunft gilt dieses gar nicht, von der theoretischen aber blos theilweise, indem ihre Macht auf Gegenstände der Erfahrung eingeschränkt wird. Im Gegentheil: im Praktischen stellt er die Vernunft, im Theoretischen den Verstand zu hoch, und erhöhet beide auf Kosten der Natur und der Gottheit. Richtiger aber ist die Bemerkung (S. 6), daß Kant nichts weiß von jener Wiedererweckung der verlorenen Sehkraft des Geistes, von welcher die Religion lehrt. Sehr artig ist Folgendes: „Es war ein glücklicher Weg, den Kant in seiner Deduction der praktischen Vernunft zum Gottesbeweise einschlug, indem er, Elias folgend, Gott weder im Sturm, noch Erdbeben, noch im wilden Feuer, sondern im stillen Säuseln oder Lispeln des Gewissens suchte; aber äußerst befremdend und widrig war wenigstens mir der Eindruck, den die Eilfertigkeit Kant's auf mich machte, mit der er seiner nur kaum begonnenen Analyse des Gemüthsphänomens des Gewissens sofort mit seinem System wieder den Hals zuschnürt." Dabei wird die Verkennung der Natur in und außer uns mit Recht gerügt, sowie die Art, mit welcher Kant Religion und Gebet behandelt.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

Nichts ist einfacher als die Beantwortung der Frage: was ist eine Flugschrift? und nichts ist schwerer als eine zweckmäßige und wirksame Flugschrift zu verfassen. Die Schriftsteller liefern in dieser Beziehung häufig Schriften, die im Fluge geschrieben worden sind, statt daß sie Schriften liefern sollen, welche die Stadt, die Provinz, das Land, das Reich, wofür sie bestimmt sind, mit Adlerschnelle durchfliegen, reich an schlagenden Gedanken, an Fülle des Witzes, ausgestattet mit einer geistaufregenden Diction, fast einem Demagogen vergleichbar, der mit seinem Wort die wogende Menge lenkt wie er will, sie bald zum Sturme reizt, bald den Sturm durch seine Rede stillt, wie der Sage nach das Oel, wenn es auf das wildflutende, tobende Meer ausgegossen wird. Es leuchtet daher ein, daß dem Verfasser einer tiefeingreifenden Flugschrift kein gewöhnliches Rednertalent zu Gebote stehen, daß er seinen Gegenstand und sein Publicum auf das vollkommenste kennen und die gehörige Klugheit besitzen muß, um mit seiner Schrift im rechten Augenblicke hervorzutreten. Ferner setzt die Wirksamkeit einer Flugschrift eine bewegte Zeit und ein dermaßen empfängliches Publicum voraus, daß es nur der Stimme eines hohen politischen Talentes bedarf, um den Meinungsstreit zu schlichten, die Furie der Zwietracht zu fesseln, und wie mit einem Zauberstabe den Canal vorzuzeichnen, durch welchen Volkswille und Volksmeinung irgend einem bedeutungsvollen und großen Ziele unzersplittert, ungeschwächt und unaufhaltsam zuströmen sollen. Daß sich Talente der Art nur in einer stürmischen Zeit entwickeln, daß ihre Arena nur ein öffentliches vielfach erregtes Volksleben ist, daß keinerlei Censur sie hemmen darf, ist ebenso unbestreitbar, als daß sie in Deutschland nicht vorhanden sind, daß das öffentliche Leben bei uns noch in der Kindheit begriffen ist, daß die Besorgniß, so zu schreiben, damit der Censor nichts Wesentliches streiche, „der kühnen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe ankränkelt". Zudem ist der Deutsche, wenn in Ruhe versunken, in einem so festen Schlafe befangen, und wenn einmal aus demselben aufgerüttelt, so beharrlich in seiner Geistesrichtung, daß auch eine mit dem größten Talente geschriebene Flugschrift, sie möge die tiefsten Gedanken in die feurigsten Worte kleiden, im ersten Falle seinen Schlummer nicht stören, im zweiten seinen Willen nicht ändern kann. Diese Beharrlichkeit in dem einmal vorhandenen Zustande hindert ebensowol das schnelle Aufkeimen des giftigen als des guten Samens, den Flugschriften bei einem leichter erregbaren Volke auszustreuen im Stande sind, und ist insofern gut, als nicht Jeder, der sich einen Sieyes, einen Mirabeau, einen Chateaubriand dünkt, alsbald im Stande ist, der öffentlichen Meinung eine umwälzende Richtung zu geben wie die beiden Ersten, oder eine ganze Na-

tion für eine kurze Zeit mit sich selbst zu beschäftigen, wie der Letztere. Aber man würde sehr irren, wenn man den deutschen Flugschriften, weil sie nicht mit jenem Revolutions- oder Reactionstalente geschrieben sind, nicht jene glänzenden und oft furchtbaren Effecte hervorbringen, wie manche englische und französische, alle und jede Wirkung absprechen wollte. Der Charakter der deutschen Nation neigt sich zur besonnenen, ernsten, wissenschaftlichen Prüfung: in ruhigen Zeiten liebt es der Deutsche, über die eine oder andere wichtige Frage in Bezug auf Staats- und Volksleben weitläufige Werke zu studiren; in unruhigen Zeiten dagegen, wie es die jetzigen sind, wo so viele Lebensfragen an so vielen Orten nicht ohne Leidenschaft auf einmal zur Sprache gebracht worden sind, ist es seinem Forschungsgeiste angemessen, die verschiedenartigsten, oft sich herbe widersprechenden, in kleinern Schriften niedergelegten Ansichten Vieler über diese wichtigen Gegenstände zu prüfen, um sich ein selbständiges Urtheil, nicht als Parteimann, sondern als denkender Mensch, als Deutscher, als Weltbürger zu bilden. Das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der deutschen Flugschriften einerseits und der französischen und englischen andererseits besteht darin, daß diese zunächst zum Handeln, jene zunächst zum Denken auffodern, unbekümmert ob irgendwo oder irgendwann ein Handeln nachfolge. Daß daher unsere Flugschriften und Broschüren auf die politische Geistesrichtung der deutschen Nation, eben weil sie von Natur aus zum Denken und Prüfen geneigt ist, einen erheblichen Einfluß äußern, kann nicht in Abrede gestellt werden, wenn auch dieser Einfluß nicht alsogleich in großem Maßstabe sichtlich hervortritt. Dazu kommt, daß aus vielen Flugschriften die Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen der Parteien mit ziemlicher Klarheit entnommen werden können, und daß sie Gelegenheit geben, irrige Meinungen, verderbliche Ansichten, hinterlistige Einflüsterungen zu bekämpfen. Gründe genug, um die deutschen Flugschriften einer ernsten Beachtung zu widmen, wenngleich viele derselben nur einen sehr geringen wissenschaftlichen und literarischen Werth haben.

1. Historische Rückblicke, politische Zeitstimmen und patriotische Ermahnungen. An die Deutschen von *Ernst Münch*. Erstes Heft. Braunschweig, Vieweg. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Es ist merkwürdig, daß Ernst Münch in seinem Vorworte sagt: „er *trage kein Bedenken*, das monarchische Princip, gegenüber den Angriffen des ungezähmten Despotismus und den Gefahren einer allgemeinen Anarchie zu vertheidigen". Ist das monarchische Princip in Europa wirklich dahin gekommen, daß selbst seine wärmsten und geschicktesten Anhänger gleichsam eine kühne That zu verüben glauben, wenn sie es vertheidigen, — vertheidigen mit Einschränkungen, blos weil es Rettungsmittel gegen allgemeine Anarchie sein soll! Dies ist gerade so, als wenn Jemand sagte: er trage *kein Bedenken*, das *Christenthum* zu vertheidigen, weil es doch noch immer das beste Verwahrungsmittel gegen ein allgemeines wechselseitiges Morden ist! Also mit jener innern, begeisterten Liebe, mit welcher unsere Altvordern zu dem deutschen Kaiser, und die fränkischen Nachbarn zu ihrem in Rheims mit heiligem Oele gesalbten König emporsahen, ihn als den Stellvertreter der allobherrschenden, ewigen Weisheit und Macht betrachteten, als den Beschützer der Unschuld und Schwäche, als die Quelle der Gerechtigkeit und Gnade, als den irdischen Abglanz der Weltensonne inbrünstig verehrten, wäre es vorbei, vorbei für immer, und das Monarchenthum zu einer Art juste milieu zwischen anarchischer Wildheit und wahnsinniger Despotie herabgesunken, jenen „nothwendigen" Uebeln der Todesstrafe, der stehenden Heere und der Staatsschulden vergleichbar, ohne welche ungeschickte Theoretiker und hochmüthige Praktiker keinen wohlgeordneten Staat, keinen gesicherten Rechtszustand sich denken können! Wenn man die oben angeführte Phrase des Verf. genau erwägt, so läßt sie sich auf folgende Thatsache zurückführen: Die königliche Gewalt ist in Europa noch immer so fest und stark, daß jeder Versuch, durch ihren Umsturz eine andere Verfassung der Dinge herbeizuführen, nur augenblickliche Verwirrung hervorbringen kann, es mithin räthlich bleibt, durch Nichtantastung der Macht der Könige die leidliche Ruhe und Ordnung, die in Europa jetzt herrscht, aufrechtzuerhalten. Dies ist, wo nicht persönliches Interesse im Spiele ist, der eigentliche Grund, warum die meisten hellsehenden Köpfe ihren Republiksjugendtraum im reifern Alter nicht fortsetzen, sondern sich, wenn sich auch im Herzen noch manches Mal die alte Neigung wie das unvertilgbare Andenken an die erste Liebe regt, der Monarchie zuwenden, denn sie sehen ein, daß der Umsturz derselben in Europa mit nur zu vielen, großen und gewissen Uebeln verknüpft ist, ohne eine bessere und festere neue Gestaltung der Dinge zu garantiren. Die letzte Stunde der Monarchie in Europa hat erst dann geschlagen, wenn sie gänzlich aus dem Glauben der Völker entwurzelt worden sein wird; es fehlt aber viel, daß dies, wenn je, bald geschehen kann, denn neun Zehntheile der Millionen Menschen, welche Europa bewohnen, ahnen auch nicht einmal die Möglichkeit einer republikanischen Regierungsform. Was in Europa jetzt theils gestürzt, theils im Zusammensturze begriffen ist, das ist das Feudalwesen, keineswegs die Monarchie, die steht fest auf der breiten Grundlage europäischer Völkersitte, wurzelt noch tief in dem Glauben der Menschen, und es dünkt uns daher beinahe lächerlich, wenn Jemand, und hätte er zehn Mal Ernst Münch's Talent, sich mit einer Vertheidigung derselben, gleichsam wie mit einer kühnen, ritterlichen That brüstet und von „kein Bedenken tragen" spricht. Offenbar überschätzt der Verf. die Gefahr, welche in Deutschland der Monarchie droht. Wenn der Demokratismus, „eine der Hauptgefahren, welche dem Weltfrieden und dem Vaterlande drohen", in Deutschland wirklich als jenes furchtbare Ungeheuer aufgetreten wäre, wie Ernst Münch ihn schildert, dann allerdings würden wir einer flammenden, blutrothen Zukunft, einem allgemeinen Umsturze alles Ehrwürdigen und Heiligen entgegengehen. Allein es ist falsch, daß der Demokratismus in unserm Vaterlande sein Haupt erhoben hat, es ist falsch, daß sich „*viele Classen*" der Bevölkerung blos noch heuchlerisch in den Formen des hergebrachten Gehorsams bewegen, und der Verf. erweist jenen hirnverrückten Schriftstellern, die aus einer französischen Stadt ihre Zeitungsbomben nach Deutschland schleudern, eine allzu große Ehre, wenn er etwa wähnt, sie sprächen in ihren verworfenen Blättern wirklich die Ansichten und Wünsche einer auch nur etwas bedeutenden Fraction des deutschen Volkes aus. Die Zeit der Prüfung war in Deutschland da, Unruhen ernster Art sind in manchen Gauen des gemeinsamen Vaterlandes ausgebrochen: waren sie aber gegen die Monarchie gerichtet, proclamirte man irgendwo das Princip der Volkssouverainetät, gefährdeten sie in irgend einem Lande das regierende Haus? Der ganze Demokratismus, den Ernst Münch den Deutschen Schuld gibt, beschränkt sich darauf, daß sie erfüllt wissen wollen, was die Bundesacte im Angesichte Gottes und der Welt verheißt, nämlich ständische Verfassungen, Theilnahme der Volksvertreter an Gesetzgebung und Steuerausschreibung, Controle der Staatsverwaltung und des Staatshaushaltes, und darum Verantwortlichkeit der Minister und Preßfreiheit für die innern Angelegenheiten. Das ist aber noch lange nicht Demokratismus, das verräth noch keinen Haß gegen die Fürsten, und wir gestehen offen, daß wir, wenn Ernst Münch sich in seiner Schrift nicht sonst als einen Freund freisinniger Institutionen kundgegeben hätte, ihn der Hinterlist beschuldigen müßten, indem er das Schreckbild des Demokratismus den Fürsten vor die Augen rückt. Es ist aber hoffentlich nur Irrthum, denn mit Ausnahme der übertriebenen Besorgniß des Verf. vor der Anarchie, welche Deutschland im Gefolge des Demokratismus bedrohen soll, sind seine Ansichten und Wünsche ebenso richtig als würdevoll ausgedrückt. „Das monarchische Princip muß in Deutschland aufrechterhalten werden, ohne daß man deshalb der gerechten Ansprüche auf politische Reformen sich begebe, und ohne dem Absolutismus oder der Aristokratie das Wort zu reden; das constitutionnelle Gebäude muß in allen Abtheilungen vertheidigt werden, ohne die Kraft der Regierungen dadurch zu schwächen und zum bloßen Schattenbilde

herabzuwürdigen; die Nationalunabhängigkeit und die Gebietsintegrität muß um jeden Preis bewahrt werden, ohne dem Princip der Wiedergeburt anderer Nationen den Krieg anzukündigen und die Sehnsucht nach wahrhafter Verschmelzung der heterogenen Bestandtheile entweder auf dem Wege der Föderation oder der Centralisation zu ersticken." Mit Macht erhebt sich der Verf. gegen jene „fluchwürdige Ansicht, die in neuesten Tagen (— vorzüglich seit dem Falle Warschaus! —) auf Kosten der Individualität der Deutschen aufgestellt worden ist, fruchtbar an Selbsterniedrigung, Untreue, Verrath, Feigheit, unwürdig der Deutschen und ihres edlern Selbsts", nämlich gegen die Ansicht: „nur zwischen slawischem und germanischem Princip stehe noch der Ausweg offen; jenes für die Zwecke der Willkür, dieses für die Zwecke der Freiheit; das slawische sei zur Ausrottung aller politischen Cultur verschworen; das germanische wolle politische und religiöse Emancipation allen Völkern der Erde bringen; am reinsten sei es aber entwickelt bei der französischen Nation und in ihrer Tendenz; der Sache Frankreichs von den drei Tagen sich anzuschließen, sei die edelste Deutschheit, zu der man sich erheben könne, und die Gesetze, Sitten und Bestrebungen der Franzosen seien durchaus germanisch". Mit andern Worten: Deutschland hat nur die Wahl, dem Einflusse Rußlands, des Vertheidigers der unbeschränkten Fürstenrechte, sich hinzugeben, oder sich gänzlich an Frankreich anzuschließen. Beides ist gleich schädlich, gleich verwerflich, der deutschen Fürsten und Völker gleich unwürdig. Darin stimmen wir mit dem Verf. vollkommen überein, und theilen seine Entrüstung über jene erbärmlichen Schriftler, welche den Franzosen das linke Rheinufer gönnen, und es ganz natürlich finden, daß uralte deutsche Gebietstheile von Paris aus ihre Gesetze empfangen sollen. Nur glauben wir nicht, daß obige Ansicht sich in die Herzen der Deutschen bereits eingenistet habe, glauben nicht, daß sie sich abermals für fremde Zwecke zur Schlachtbank werden führen lassen, glauben nicht, daß Deutschland mit dem alten Hellas, zur Zeit der achäischen und ätolischen Bünde, Aehnlichkeit habe. So gesunken ist unser Vaterland noch nicht, so undeutsch sind unsere Fürsten noch nicht geworden! — Wir erwarten mit Neugierde die Betrachtungen, welche der Verf. über verschiedene Vorschläge auf Erweckung (soll heißen: Steigerung) des vaterländischen Gefühls, auf Erhebung des Nationalstolzes, auf Berichtigung falscher Theorien des Auslandes und falscher Vorstellungen von den Absichten des Auslandes, auf Einigung aller materiellen und moralischen Kräfte in den nächsten Heften dem Publicum vorzulegen gedenkt. Würdig schließt das erste Heft mit Vorschlägen deutscher Patrioten, die in Motionen und Gesetzentwürfen der Kammern Deutschlands in verschiedenen Staaten und Jahren gemacht worden sind.

2. Europas nächste Zukunft, oder der Gang der politischen Ereignisse nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen. Nebst einer Theorie der innern und äußern Politik, wie sie sein sollte. Von einem ehemaligen süddeutschen Staatsbeamten. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1831. 8. 6 Gr.

Auf 30 kleinen Blättern Europas nächste Zukunft enthüllen und eine Theorie der innern und äußern Politik geben wollen, ist eine Aufgabe, zu deren Lösung man Kalchas' Sehergabe und der Wortkürze eines Tacitus bedarf. Wenn nun zwar der Verf. diese beiden Eigenschaften nicht besitzt, so kann man ihm wenigstens Consequenz nicht absprechen; nur ist zu bedauern, daß es ihm an der nöthigen Klugheit fehlt. Den Beweis davon liefert schon der Schlußsatz der Einleitung: „Die constitutionnelle Monarchie ist der *Uebergang zur Republik*, denn sie unterscheidet sich von letzterer nur durch das Erbrecht und die Unverantwortlichkeit der Fürsten; indem darauf, wie man den ersten Beamten eines Staates nennt und titulirt, und ob derselbe auf Lebenszeit oder auf wenige Jahre *gewählt* wird, nichts ankommt." Wir nehmen uns die Freiheit, diesen Satz eminent ungeschickt zu nennen. Bekanntlich scheuen die Fürsten nichts so sehr als den Demokratismus und Republikanismus. Wenn daher des Verf. Behauptung, daß die constitutionnelle Monarchie den Uebergang zur Republik bilde, von den Fürsten als wahr anerkannt würde, so wäre ihre Abneigung gegen Constitutionen entschuldigt, und diejenigen, die ihren Unterthanen noch keine gegeben haben, würden dazu nimmermehr zu bewegen sein. Der Verf. mußte also, um den Widerwillen der absoluten Monarchen gegen repräsentative Regierungsformen nicht zu vermehren, seinen Satz, der überdies nicht einmal wahr ist, unterdrücken. Die constitutionnelle Monarchie ist nicht der Uebergang zur Republik, sondern ein Institut, das ebenso sehr auf Garantie der Rechte der Staatsbürger als der Fürsten selbst berechnet ist. Sie vereint die Vorzüge der Alleinherrschaft, Kraft und Schnelligkeit der Regierung, mit dem Guten der Republik, einem regen, öffentlichen Leben. Dagegen leidet sie nicht an den Nachtheilen der unumschränkten Herrschaftsform, an Willkür und geistigem Druck, und nicht an den Mängeln der Republik, an Parteienwuth und daraus hervorgehender Rechtsunsicherheit. Wenn daher irgend eine Herrschaftsform Dauer verspricht, so ist es die constitutionnelle Monarchie. Wozu in Europa eine Republik führt, haben wir in Frankreich und Polen zur Genüge gesehen. — Ebenso sind wir gezwungen, den Verf. des Unverstandes oder bösen Willens zu zeihen, indem er Bonaparte, Bernadotte, Louis Philipp *vorzugsweise* als *legitime* Fürsten bezeichnet und dagegen sagt, daß die meisten übrigen Fürsten ihren Thron ursprünglich der Illegitimität verdanken. Ist es weise, die Monarchen zu erbittern, sie mit den Völkern zu entzweien? Ist es verständig, zu behaupten, daß in den constitutionnellen Staaten die Nationen *großmüthig genug* gewesen seien, den *dermaligen* Fürsten die Prädicate der Heiligkeit und Unverletzlichkeit zu verleihen? Oder ist es nicht vielmehr Wahnsinn, *jetzt*, da die Umstände so gebieterisch innern Frieden und Vertrauen zwischen Fürst und Volk fodern, zu sagen, die Souveraine sollen nichts als die Oberhäupter der Bureaukratie, sollen verantwortlich, weder heilig noch unverletzlich sein, und wie die übrigen Beamten in den durch das Gesetz bestimmten Formen abgesetzt werden können, nöthigenfalls mit Hülfe der Nationalgarde? Es scheint fast, als wäre das ganze Büchelchen in der Absicht geschrieben worden, die Fürsten, welche nun einmal die Macht in Händen haben, gegen die constitutionnelle Regierungsform zu erzürnen. Solche Bestrebungen werden aber an dem gesunden Sinn der deutschen Völker und der Klugheit der Monarchen ebenso scheitern, wie in anderer Art Börne's Mordbrennerbriefe. Wenn der Verf. es mit seinen Behauptungen wirklich ehrlich meint, so fragen wir ihn, ob es ihm denn niemals in den Sinn gekommen ist, daß Das, was er wünscht, nur durch Ströme Blut, durch die gräßlichsten Revolutionen kaum verwirklicht werden kann? — Nun zu seinen Prophezeiungen. „Die Staaten Europas werden Republiken unter Beibehaltung ihrer alten Dynastien, theils als Wahl-, theils als Erbfürsten werden." — „Louis Philipp wird als wahrhaft republikanisches Oberhaupt unter dem Titel: König der Republik Frankreich, von seiner Heiligkeit und Unverletzlichkeit entblößt werden." — „Zu Lande ist Rußland gegenwärtig im Schach und eine Null (!). Folglich wird es gegen Frankreich zur See agiren und geschlagen werden." — „Wenn sich Oestreich mit der preußisch-russischen Coalition vereinigt, so wird es Galizien, Italien und Ungarn verlieren." — „Es wird ein französisch-westdeutscher Staatenbund entstehen." — „Rußland wird mit seiner ganzen Macht in Warschau geschlagen werden und untergehen." Eine Prophezeiung, die wirklich in Erfüllung gegangen ist!! — „Baiern wird seinen constitutionnellen König in einen *republikanischen* verwandeln." — „In Oestreich wird in 50—100 Jahren eine Revolution ausbrechen." — „Rußland wird sich durch eine Revolution in kleinere Staaten spalten" u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1832.

Philosophische Schriften und Aufsätze von F. Baader. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 13.)

Nr. 2. „Beiträge zur Elementarphysiologie" erschienen schon in Hamburg 1797. Keines Auszugs fähig. Sehr wahr heißt es hier von einem gewissen modernen crassen Pantheism und Spinozism: er fasse die Idee der Rückkehr des Einzelnen in seine zeugende Einheit, sowie gleichsam das Ausathmen ihrer Kraft in zahllose Individuen auf eine grobe mechanische Weise auf, nach welcher der Schöpfer als Centrum in der Explosion seiner Creaturen ganz eigentlich auf-, d. i. daraufgeht, wie mehre Insektenmütter, nachdem sie ihre Brut vonsichgaben, als leere Bälge zurückbleiben, und wo also freilich das Eine und das Einzelne (Gott und die Creatur) sich im Nothkampfe um ihre Existenz feindlich gegenüberstehen, folglich die werkthätige Verleugnung dieser Einheit dem Einzelnen erste Selbsterhaltungspflicht (oberster Grundsatz seiner reinen, d. i. gottlosen Moral) sein müßte. Mit Recht wird hierbei auf die tiefe Bedeutung des Flüssigen aufmerksam gemacht, welche unter den Alten am klarsten Thales erkannte, ingleichen (mit Jacobi) die Wichtigkeit des Du für das Ich herausgehoben, welches dieses, wenn sich das Du nicht von selbst einstellt, überall hervorruft, damit es seine volle Kraft aufnehme und ihm seiner vollen Form Selbstgefühl gleichsam zurückzudrücken vermöchte. Sowie der Vogel, vom Instinkt geleitet, sich inner der Luft durch rege Bewegung seiner Gliedmaßen überall eine Resistenz, ein mechanisches Du bildet, und, sobald Kraftmangel oder Unelasticität des Mediums ihm dieses nicht gestattet, niedersinkt, ebenso breitet die denkende Natur, der Verstand, als Einheit, ihre Gliedmaßen (Verstandesbegriffe) aus, um sich überall Objecte zu erfassen, aus denen sie ihre eigne Gestalt (Configuration) gleichsam zu fühlen und sich selber an ihnen fortzusteuern oder festzuhalten vermag, und wir verlieren uns (unser Ich) denselben Moment, als wir dieses leitende und tragende Du verlieren. Noch inniger fühlen wir dieses Bedürfniß in der Fortbildung und Erhaltung unseres Bewußtseins als Personen. Denn hier ist das Auge unseres Gemüths zugleich das leuchtende, was sein Licht auf die dunkle Wolke der Erscheinungen hinauswirft, und was überall nur in Farben und fremden Gestalten sich verlierend, sich selber nicht wahrnimmt, so lange als es nicht auf ein ähnliches Auge trifft, was hier, wie Sokrates seinem Alcibiades sagt, als Spiegel wirkt und ihm das Erkennen des Selbsterkanntseins zurückgibt. Es ist mithin hier nicht von entgegengesetzten Polen, einem feindlichreagirenden Nicht-Ich die Rede, sondern von einem Gegensatz der Liebe oder der Geschlechter.

Nr. 3. „Ueber den Affect der Bewunderung und der Ehrfurcht", zuerst in der „Aurora" für 1804. Dies sind diejenigen Affecte, welche den Menschen zu Dem hinziehen, was über ihm ist. Nr. 4. „Ueber Sinn und Zweck der Verkörperung, Leib- oder Fleischwerdung des Lebens", ist gegen zwei irrige Vorstellungen der neuern Naturphilosophie gerichtet, worin 1) der esoterische Gott mit der Natur und dem exoterischen göttlichen Wesen verwechselt, 2) die Function des esoterischen Gottes dahin beschränkt wird, daß solcher zwar durch seine Explosion die Natur und Creatur erzeugt, hiermit aber sich erschöpfend, selbst schachmatt wird und, ein ens nihili werdend, in seinem Gezeugten auf-, d. i. daraufgeht: eine blos atomistisch-mechanische Vorstellung von Gott sowol als der Natur. In Nr. 5: „Ueber die Behauptung, daß kein übler Gebrauch der Vernunft sein kann", aus dem „Morgenblatt" für 1807, schärft es ein, daß der Mensch nur über und unter dem Thiere stehen kann, und selbst, nachdem er unters Thier gefallen, dennoch dahin strebt, selbes von unten herauf nach seiner Art und zu seinem Zwecke zu beherrschen, wie er es eigentlich von oben herab hätte sollen. Es gebe einen bösen Geist im Menschen, dessen Anerkennung unabhängig von allen Theorien und Geschichten ist. Mit dem göttlichen Triebe, insofern ihn der Mensch in sich nach und nach zum Schweigen bringt, geht ihm auch die göttliche Kunst verloren, und er wird in demselben Verhältnisse zum Guten ungeschickter, untüchtiger, auch unverständiger und minder einsichtsvoll, als er anlässig zu Ihm geworden. Eines solchen Menschen Vernunft wird allerdings zur Unvernunft, aber nur in jenem positiven Sinne einer Verkehrtheit und Corruption, in dem man sagt, daß das Menschliche zum Unmenschlichen, Natur zur Unnatur, Form und Gestalt zur Ungestalt wird. Um sich zu bestialisiren, muß er erst das wahrhaft Menschliche in sich verleugnen; und eben dieses Verleugnen ist ein gewaltsamer Act des Gemüths, ein

besonnener Selbstmord des edlern Lebens und in dem eigenmächtigen Erhebenwollen der schlechten Selbstheit an seine Stelle und Stätte besteht die Sünde.

Nr. 6. „Ueber Analogie des Erkenntniß- und Zeugungstriebes" ist aus den „Jahrbüchern der Medizin" (von Schelling) eingerückt. Sinnreich. Nr. 7. „Fragmente zu einer Theorie des Erkennens." Sehr fragmentarisch. Nr. 8. „Ueber Starres und Fließendes." Beachtungswerth. Nr. 9. „Ueber den Begriff dynamischer Bewegung im Gegensatz mechanischer." Desgleichen. Nr. 10. „Vorrede zu Schubart's Uebersetzung von St.-Martin's De l'esprit des choses." Ein Commentar und Glossen über das alte Wort: „Die Einigung eines Vielen ist nur das Werk eines Gottes, und die Entzweiung eines Geeinten nur das Werk eines Teufels". Mit Berufung auf Jakob Böhme, nebst Gruß an St.-Martin, welcher gerade zu der Zeit auftrat, wo der Froschlaich der sogenannten Aufklärung am früheſten und ersprießlichsten fructificirte, und von da aus ganz Europa mit der Brut dort ausgeheckter materialistischer und gott- wie naturleugnender Systeme überschwemmt worden. Nr. 11. „Gedanken aus dem großen Zusammenhange des Lebens"; aus Schelling's „Allgemeiner Zeitschrift" für 1813. Unter Andern wird hier auf die Bedeutung des Opfers aufmerksam gemacht, welche den Theologen abhandengekommen. Dann heißt es weiter sehr wahr: Nur was der Geist (der Kopf) bewundert, das verehrt, liebt und betet das Herz an. Aber die Intelligenz, welche insofern auch Penetranz heißt, soll eben das Wunderdasein thätig enthüllen, und ruht nur dann von ihrem Tagewerk, wenn selbes vollendet ist. Denn nun erst tritt Bewunderung, Verehrung, Liebe ein. So lange folglich die Intelligenz noch in jener enthüllenden Thätigkeit begriffen ist, so lange ist die Berührung, der Genuß des erkämpften Wunders noch nicht erreicht, und letzterer kann darum auch nur der Lohn der bis an die Grenze ihres Vermögens siegreich durchgedrungenen Thätigkeit der Intelligenz sein. Dieser Lohn muß, wie der der Tugend, erkämpft werden gegen die feindlichen Mächte der Finsterniß. Man muß nicht blos das Herz, sondern auch den Kopf anstrengen, Licht wie Wärme erkämpfen ritterlich. „Lieben Brüder", schreibt Paulus, „werdet nicht Kinder an dem Verständniß, sondern an der Bosheit seid Kinder, an dem Verständniß aber seid vollkommen. Es ist nur eine Hoffart, ohne Leib (Natur) sein wollen." In diesem Sinne war der erste hochmüthige Geist auch der erste Supranaturalist, indem er sich von seiner Natur losmachen, sie überfliegen wollte. Freilich ist das freie Leben ein Schweben über seiner Wurzel (der Natur) und insofern übernatürlich; aber eben dieses Nieder- und Herausgehaltensein und Bleiben der Wurzel, zugleich mit dem untrennbaren Zusammenhange des Lebens, als Geistes mit ihr, bürgt für die ewige Fortdauer des Lebens selbst. Könnte man dieses ewige Band trennen und Gott naturlos, die Natur gottlos machen, so verschwänden Beide, und anstatt des sich offenbarenden, exoterischen Gottes blieb nur ein esoterischer, ein Gott in potentia übrig. Die Welt glaubt zu stark an den Teufel, sie glaubt ihm zu viel, um ihn glauben zu können; denn daß es keinen Teufel gibt, macht ihr (der Welt) nur der Teufel weiß.

Nr. 12. „Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik." Eine akademische Rede von 1813. Die Tendenz derselben ist, einerseits die Einstimmigkeit der Schrift- und Naturlehre wieder in Erinnerung zu bringen, andererseits das Unwesen jener neuern Moral zu beleuchten, welche, seitdem Kant ihr diese Bahn anwies, immer unverhohlener sich von Religion und Physik, von Gott und Natur lossagt. Zugleich soll damit der wahre Supranaturalismus entgegen dem falschen begründet werden. Die Ethik wurde bei dieser jungfräulichen Absonderung von allem Umgange mit der Physik täglich unkräftiger, schaler, ins Leben minder eingreifend und in der That potenzloser. Sehr hübsch heißt es S. 160: „Nach dem allgemeinen Gesetz der Compensation hat die Physik, welche durch ihre reißenden Fortschritte jener frühern machinistischen Naturansicht gleichsam den coup de grace gab, unter welcher sie seit Cartes mit bleiernen Fesseln sich gebunden befand, sich der Ethik in demselben Verhältnisse wiedergenähert, in welchem diese von ihr entfernt ward. Schon glaubte man mit der Entgeistung des eignen Gemüths fertig zu sein und in der äußern, ohnedies für völlig geistlos gehaltenen Natur den objectiven Beleg und die Garantie für diese Selbstentgeistung zu finden, als diese Natur nun selbst anfing, gerade das Gemüthliche und Geistige, was zwar stets durch ihre vielsinnige Chiffernschrift zu uns spricht, vernehmlicher als je zu äußern." Dabei wird Kant's genialer „Kritik der Urtheilskraft" das gebührende Lob ertheilt über die Beziehung, welche sie zwischen der Natur und dem ethischen Leben aufgezeigt hat, und die herrliche Idee eines architektonischen Verstandes, als des Schlüssels auch zu den Naturerscheinungen.

Nr. 13. „Ueber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigern Verbindung der Religion mit der Politik." Führt das Thema durch: Die christliche Religion als die Religion der Liebe ist auch allein Religion der Freiheit. Nr. 14. „Sur l'eucharistie", und Nr. 15: „Sur la notion du tems", sind beide in holperigem Französisch geschrieben und werden, falls sie den Franzosen das Verständniß der Baader'schen Lehre eröffnen sollten, schwerlich ihren Zweck erreichen. Nr. 16. „Sätze aus der Bildungs- und Begründungslehre des Lebens" machen einen bedeutenden Theil eines umfassenden Werks über Religion aus. Möchte der Verf. doch ja einmal ein Ganzes erscheinen lassen, damit man seine Philosopheme im Zusammenhange auffassen kann. Nr. 17. „Ueber die Vierzahl des Lebens", und Nr. 18: „Ueber den biblischen Begriff von Geist und Wasser in Bezug auf jenen des Ternars." Mit aller Berufung auf Meister Eckart, Jakob Böhme, Tauler und Schelling wird Hr. B. nicht im Stande sein, das Wie der Offenbarung Gottes in der Welt zu erklären, weil uns hierzu die Data fehlen. Was kann es helfen, daß wir uns auf unser eignes Bewußtsein berufen, da wir

doch daraus das göttliche Bewußtsein nimmermehr construiren und begreifen können? Nr. 19. „Ueber den Begriff der Extasis (Verzücktheit) als Metastasis (Versetztheit), betrachtet als eine Anticipation des Todes."

Als Auswüchse der Schreibart müssen wir noch bemerken die vielen fremden Wörter, wie: fructificiren, geriren, rectificiren, eine saisirte Bemerkung, Anorgism (unrichtig statt Anorganism), oder die veralteten Formen, wie: beede, inner u. dgl. 22.

Deutsche Flugschriften.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

3. Betrachtungen über die politische Lage Europas. (Von der Donau.) Mit nöthigen Erläuterungen. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1831. Gr. 8. 4 Gr.

Es darf dem aufmerksamen Beobachter der Zeiterscheinungen wol nicht erst gesagt werden, daß es sich in diesem Pamphlet um jenen sonderbaren Aufsatz handelt, der kurz nach der Eroberung von Warschau in der „Allgemeinen Zeitung" erschien und mit Recht Aufsehen erregte. Wir gestehen frei, daß uns dieser Aufsatz damals vorkam wie die südamerikanischen Riesengeier, die, wenn ein Roß oder ein anderes edles Thier niederfällt, sich aus den fernsten Gegenden, vom Späherinstinkt geleitet, in unglaublich kurzer Zeit versammeln und Haut und Knochen rein aufzehren. In jenen weiten, wüsten, menschenleeren Gegenden freilich bleiben sie unbelästigt bei ihrem köstlichen Schmause, und können ungestört den trefflichsten Geschöpfen Gottes, die der Tod in Mitte ihrer Laufbahn niederwarf, die glänzenden Augen und das Gehirn aushacken, aber Europa ist keine Wüste von Köpfen und Herzen. So hat denn auch der Geier hier den Adler überrascht und gestört im behaglichen Schmause — einer herrlichen Nation und eines glorreichen Princips. Der Geier schien nämlich nichts angelegentlicher zu thun zu haben als die polnische Nationalität zu verzehren, gleich seinem Urahn, dem der Himmelsdespot befahl, die Leber des Prometheus zu schmausen. Er vergaß aber, daß dieser nie damit fertig wurde, daß sie immer wieder wuchs, und daß der Titanensohn endlich die Erfüllung jener Prophezeiung erlebte, die er dem mit Jupiter's Racheblitz bewaffneten Boten ins Antlitz schleuderte, — daß die alten Götter, der alte Himmel stürzten, und ein neuer Zeitallmachtssohn neue Tempel und neue Altäre schuf. Es ist ein erbärmliches Ding, über eine gefallene Nation das vae victis! zu schreien, ohne gegen sie auf dem Schlachtfelde gekämpft zu haben. Es ist eine schmähliche Diplomatenkleinlichkeit, hinterher den Ohren des Siegers durch Töne zu schmeicheln, welche da lauten: „das unbestrittene Recht der Eroberung", das „gute Recht des Krieges". Gleich als ob das Recht von Degenspitzen und Kanonenschlünden abhinge, als ob es nicht ein geistiges, unveräußerliches Attribut der vernunftgemäßen Existenz wäre. Rußland hat gesiegt, und braucht seinen Sieg, — in diese Worte schließt sich Alles ein. Denn spricht man von Recht, als bloßer herkömmlicher Sanction der Gewalt, so wäre nicht einzusehen, warum dem Recht der Eroberung nicht das Recht der Wiedereroberung entgegenstehen, mithin z. B. Frankreich dieses Recht auf alle jene Landstriche nicht haben sollte, die es bereits einmal erobert hatte, die ihm aber in den Jahren 1813—15 abgenommen worden sind. Ein Recht, wofür wir Deutsche, so lange es auf diplomatischem Wege geht, höflich, auf allen andern Wegen aber mit dem besten Pulver und den schwersten Kugeln danken wollen! Um die gefallene Sache ganz in den Staub zu treten, identificirt der Staatsmann von der Donau den Polenkampf mit dem Kampf der Volkssouverainetät gegen das monarchische Princip. Sein gewandter Gegner aber erwidert: „Die Volkssouverainetät ist kein dem monarchischen Princip entgegengesetztes System. Der Grundbegriff jener lautet: Die höchste Gewalt im Staate ruht in der Nation. Dieses Princip ist allen denkbaren Verfassungen gemein, nur mit dem Unterschiede, daß in der Demokratie die Nation selbst diese höchste Gewalt ausübt, in der Monarchie die Ausübung derselben an ein Oberhaupt, in der Aristokratie an eine Körperschaft überträgt." Einen bloßen Scheingrund führt der Staatsmann von der Donau gegen die Volkssouverainetät an, indem er sagt: „Ließ nun der Begriff einer solchen Souverainetät auch eine annehmbare Auslegung zu, so haben doch in demselben Lande, wo der Versuch im Großen angestellt worden ist, zahlreiche, zum Theil blutige Volksaufläufe bewiesen, wie leicht der Begriff misverstanden werden kann." Der Begriff der Legitimität kann aber ebenso gut misverstanden werden, als jener der Volkssouverainetät; davon sind Don Miguel und seine mordlustigen Satelliten ein unverwerflicher Beweis, und genug blutige Aufläufe haben sich in unsern Tagen auch unter despotischen Regierungen ereignet.

4. Ueber das Princip der Legitimität. Von K. Hermann. Leipzig, Hartmann'sche Buchh. 1832. 8. 4 Gr.

Auch der Verf. dieses lesenswerthen Schriftchens ist Anhänger der Idee der Volkssouverainetät, Feind des Princips der Legitimität. Ihm zufolge beruht alle Souverainetät im Volke, und dieses hat immerfort die Befugniß (so lange es die Rechte anderer Staaten nicht verletzt), sich seine Verfassung „willkürlich" zu gestalten und die Person seines Staatsoberhauptes zu bestimmen. Wenn dies der Fall wäre, wenn es seine Verfassung „willkürlich" gestalten, folglich auch die Person des Staatsoberhauptes nach Willkür verändern dürfte, so wäre der berüchtigte Börne, dem die angesehensten Zeitschriften durch Philippiken gegen ihn viel zu viele Ehre erwiesen haben, nur consequent, indem er behauptet, daß eine Nation das Recht habe, ihren König fortzuschicken, sei es auch nur, weil ihr die Form seiner Nase misfällt. Das Princip der Volkssouverainetät, in seiner Wahrheit aufgefaßt, steht mit dem Princip der Legitimität nicht in so schreiendem Widerspruch, wie der Verf. meint. Die Volkssouverainetät ist nämlich der Inbegriff der Gesammtvernunft, des Gesammtwillens und der Gesammtmacht aller Staatsbürger. Die Erfahrung aller Jahrhunderte hat aber bewiesen, daß die Bestimmung und Verwirklichung Dessen, was in einem Staate vernunftnothwendig ist, am Besten einer Körperschaft oder einem Einzigen übertragen wird, denn auf die Dauer kann ein großes Volk die Souverainetät niemals selbst ausüben. So sind in Europa die Fürsten seit undenklichen Zeiten die Inhaber der Souverainetät, und sie haben dieselbe im Kampfe mit störrischen Vasallen unter Beihülfe und Beistimmung des Bürgerstandes nach und nach so ausgebildet, daß historisch in Europa nur die Souverainetät der Fürsten, nur das monarchische Princip besteht. Die Völker haben daher, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß in letzter Instanz sie die Grundmacht besitzen, doch kein anderes Recht, als von den Fürsten zu verlangen, daß sie im Interesse der Gesammtheit, nach den Geboten der Vernunft, die sich im Staate durch die Gesetze aussprechen, regieren sollen. Erst wenn die Fürsten dies beharrlich unterlassen, tritt das äußerste Nothrecht des Volkes in Wirksamkeit, nämlich das, sich jene Herrschaftsform zu geben, durch welche ein vernunftgemäßer Zustand besser gesichert wird. So lange jedoch die Monarchen, als Inhaber der Souverainetät, ihre Pflicht erfüllen und im Staate das Vernunftnothwendige verwirklichen, ist die Legitimität, d. h. die Aufrechthaltung der Thronerbfolge, den Freiheiten des Volkes und der Herrschaft der Gesetze darum förderlich, weil es allen innern Unruhen, die bei Wandelbarkeit der Erbfolge durch ehrgeizige Kronprätendenten erregt werden können, vorbeugt. Man kann daher zugeben, daß die Souverainetät ursprünglich im Volke ruhe, ohne leugnen zu müssen, daß die Inhabung der Souverainetät durch Monarchen und das regelmäßige Erbrecht des Thrones dem Principe der Freiheit zuwiderlaufe. Ist es dahin gediehen, daß das Volk in

wilder Verzweiflung zur Revolution getrieben wird, dann ist der Naturzustand eingetreten, aus welchem sich eine neue vernunftgemäße Auctorität, eine neue Legitimität entwickelt, wie dies von jeher geschah und immer geschehen wird.

5. Don Miguel I., Usurpator des portugiesischen Thrones. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte Portugals, von einem Augenzeugen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Wenn die Vertheidiger der unbedingten Volkssouverainetät consequent sein wollen, so dürfen sie den blassen, blutdürstigen Mann, der in Portugal befiehlt, keinen Usurpator nennen. Denn da nach dem Verf. der im vorigen Artikel angezeigten Schrift jedes Volk seine Verfassung willkürlich gestalten, die Person des Staatsoberhauptes nach Gutdünken bestimmen kann, so hat dasselbe offenbar auch das Recht, eine freisinnige Verfassung zu verwerfen und sich der absoluten Herrschaftsform zu fügen, und statt eines Titus einen Domitian als Staatsoberhaupt anzuerkennen. Nun hat aber ein nicht unbeträchtlicher, wenngleich der schlechteste Theil der portugiesischen Nation Don Miguel zum Könige begehrt, ein anderer beträchtlicher Theil hat sich seiner Herrschaft unterworfen, und die misglückten Landungen und Empörungen seiner Gegner haben bewiesen, daß die Mehrzahl des Volkes nicht gegen Don Miguel ist. Er besitzt also den Thron nicht ohne Willen der Portugiesen, folglich ist er nach dem Principe der Volkssouverainetät, sowie der Verf. der Schrift: „Ueber das Princip der Legitimität", sie erklärt, der rechtmäßige Beherrscher von Portugal. Verjagen können ihn die Portugiesen nach demselben Principe allerdings, allein so lange sie es nicht thun, so lange sie ihm gehorchen wollen, befiehlt er mit Recht, und wäre er zehn Mal „der jüngste im Ehebruch*) erzeugte Sohn der letzten Königin von Portugal". Zu solchen Extremen zwingen unrichtige und unüberlegte Definitionen. Führt man dagegen den Begriff „Volkssouverainetät" auf seinen wahren Werth zurück und eliminirt aus demselben Volkswillkür, so bleibt Don Miguel der unrechtmäßige Besitzer des portugiesischen Thrones, der er wirklich ist. Denn da der Zweck des Staates die Verwirklichung der Rechtsidee, des Vernunftnothwendigen ist, so folgt, daß die Volkssouverainetät nie so ausgelegt werden kann, als dürfe das Volk auch gegen die Rechtsidee, gegen Das, was die Vernunft im Staate gebietet, handeln. Es darf daher nie eine Person zum Vollstrecker der Souverainetät wählen, welche auf eine unbezweifelbare Weise dargethan hat, daß ihm die Rechtsidee nichts gelte; nie kann ein Meineidiger, ein Mörder König werden, sei es durch Volkswahl oder Erbschaft. Die Wahl Don Miguels**) zum Könige war daher rechtlich unmöglich. Aber auch abgesehen von Don Miguels notorischer Unwürdigkeit zum Könige, ist er selbst nach dem Princip der Legitimität, das den Monarchen Europas so sehr am Herzen liegt, ein offenbarer Thronräuber. Dies beweisen die Beilagen, die der Verf. seinem interessanten Werkchen beidrucken ließ, bis zur höchsten Evidenz. Wie Don Miguel regiert, weiß die Welt, und der Verf. erzählt als Augenzeuge so schauderhafte Thatsachen, daß man unschlüssig ist, ob man die portugiesische Nation ihrer feigen Unterwürfigkeit wegen mehr verachten, oder den petty tyrant wegen seiner furchtbaren Unmenschlichkeit und seines cannibalischen Blutdurstes mehr hassen und verabscheuen soll. Eine Nation, die eines solchen Herrschers werth ist, verdiente mit Recht aus der Liste der europäischen Völker ausgestrichen zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Zwei neue historische Romane sind unlängst in Mailand erschienen, der eine, „Folchetto Malaspina", aus dem 12. Jahrhundert von Sybilla Odaleta, der andere, „Uberto Visconti", von Giovanni Campiglio.

Eine italienische Uebersetzung des „Conversations-Lexikons", mit verschiedenen auf den Meridian von Italien berechneten Veränderungen, wird jetzt gedruckt.

Das Jahr 1830 hat unter den Zeitschriften in Rußland so zerstörend gewirkt, als die Cholera in mehren Gegenden des Reiches. Nicht weniger als 9 sind eingegangen, von welchen 6 in Moskau erschienen. Einige neue sind 1831 ins Leben getreten, darunter das „Teleskop" die vorzüglichste.

Als russische Dichterin zeichnet sich Frau Lisitzin aus, die unlängst eine Sammlung vermischter Gedichte herausgegeben hat. — Von Fedor Glinka erschien eine erzählende Dichtung: „Corelia". — Die nachgelassenen Gedichte von Venevitinow, der, erst 22 Jahr alt, 1827 starb, geben Anlaß, die Klage über den Verlust dieses hochbegabten Mannes zu erneuern. 9.

*) „Don Miguels Vater lebt noch jetzt, jedoch aus Furcht vor dem Sohne, der ihn wegen seiner Anhänglichkeit an die Constitution aller Aemter bei Hofe entsetzte, in größter Zurückgezogenheit." Anm. des Verf. dieser Broschüre.

**) Daß Don Miguel ein Meineidiger ist, daß er sich gegen seinen Vater empörte, weiß ganz Europa. Die allgemeine Volksstimme beschuldigte ihn noch überdies des Mordes des Marquis von Loulé. Angenommen, daß diese Beschuldigung grundlos wäre, änderte dies an Don Miguels rechtlicher Unfähigkeit zur Besteigung des Thrones nur dann etwas, wenn seine Unschuld bewiesen würde. Der Verf., ehemaliger Stabsoffizier in Portugal, erzählt die schreckliche That auf folgende Weise: „Der König befand sich im Spätherbst dieses Jahres (18[illegible]) mit seinem Hofe in dem Jagdschlosse von Salvaterra, während die Königin in ihrem Palaste von Ramalhao neue Pläne schmiedete, ihren Gemahl vom Throne zu entfernen. Da man nicht auf dem Wege der Gewalt zum Ziele zu gelangen erwarten konnte, so wollte man durch List den alten Monarchen zur Abdication zu bewegen suchen. Niemand konnte zur Realisirung dieses Planes mehr beitragen als der Marquis von Loulé, und es wurde daher beschlossen, denselben in das Interesse zu ziehen, oder, wenn dieses nicht gelingen sollte, ihn zur Sicherheit des Geheimnisses zu ermorden. Er wurde demnach von Don Miguel eingeladen und von ihm und dem in des Infanten Interesse stehenden Marquis von Abrantes freundlich und zuvorkommend empfangen. Im Laufe der Unterhaltung berührte man Anfangs leise und vorsichtig die Schwäche des Königs und seine Unfähigkeit, das Land zu regieren, bald aber sprach man sich deutlicher aus und foderte den Marquis auf, den Monarchen zur Niederlegung der Regierung zu bewegen; dieser fühlte sich jedoch durch solche Zumuthung beleidigt und bemühte sich zugleich, dem Infanten den schwarzen Plan auszureden; es erfolgten hierauf wiederholte Bitten und darauf Drohungen; da aber nichts die Treue des Redlichen erschütterte, so ergriff der sehr starke Abrantes den Unglücklichen und drückte ihn mit solcher Kraft an die Wand, daß er kaum noch zu athmen vermochte; in diesem Augenblicke gab der Infant, der ruhig seine Cigarre rauchte, ein Zeichen, und sein Busenfreund Verissimo, Unteroffizier in der Polizeigarde, stürzte mit einem Messer in das Zimmer, welches er mit solcher Gewalt dem Marquis in den offenen Mund stieß, daß dieser sogleich seinen Geist aufgab. In einem königlichen Schlosse fehlt es nicht an Horchern, auch mußte das Zimmer gereinigt werden, und so konnte die Greuelthat nicht ganz verborgen bleiben. Den Leichnam warf man in der Nacht aus einem fernen Fenster des Palastes in den Garten, wo er zwei Tage nachher gefunden wurde. Der König, den dieser Mord höchst schmerzlich ergriff, befahl eine strenge Untersuchung, deren Resultat indessen nicht bekannt geworden ist; wahrscheinlich kam die Wahrheit an den Tag, denn unerwartet wurde die Fortsetzung der Untersuchung untersagt, um, wie man glaubte, die königliche Familie nicht zu compromittiren, und der Sohn des Ermordeten, der als Kläger aufgetreten war, erhielt die Würden und Stellen des Vaters."

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1832.

Gedichte von Gustav Pfizer. Stuttgart, Neff. 1831. 8. 1 Thlr.

Man darf sich wol verwundern, daß durch die Schiller'sche Lyrik, die doch als die Poesie der reflexiven Empfindung bei der Masse des deutschen Publicums einen Eingang gefunden hat, wie ihn das unvermischte Lied nie erlangen konnte, dennoch keine Schule begründet worden ist, aus welcher verwandte Dichter, nicht blos blinde Nachahmer, hervorgegangen wären. Aus den Keimen der Göthe'schen Lieder sind ganze Stammbäume von Poesie erwachsen, die, neben den schwächlichsten Producten, voll der gesundesten hängen; und dennoch haben weder er noch seine glücklichsten Schüler mit ihrer lautern Dichterkost sich so dem deutschen Gaumen zum Bedürfnisse gemacht wie Schiller's philosophische Kunstgerichte. Ein Inventar über das Gedächtniß der jetzt lebenden Generation würde dies unwidersprechlich beweisen: man würde in hundert Köpfen Schiller's „Drei Worte", sein „Mädchen aus der Fremde", „Thekla eine Geisterstimme", „An Emma", „Die Ideale", ja selbst die längsten Balladen und Lehrgedichte antreffen, bis man in einem auf Göthe's „Fischer", seinen „König in Thule" und andere seiner vollendeten Romanzen, oder auch nur auf die kleinsten seiner himmlischen Lieder, wie „Nähe des Geliebten", „Mailied", „An den Mond", geschweige denn auf seine schöpferischen Monodien stieße. Schiller's nicht unzahlreiche Nachtreter haben die Vergessenheit, in welche sie so schnell gerathen sind, selbst verschuldet, sie haben das Außerwesentlichste, das Leichteste und in hohler Nachbildung Widerlichste zum Ziel ihrer Nachahmung gemacht: rhetorischen Ausdruck und Periodenbau und schleppende elegische Metra, die sie mit gemeinem Gedankenreichthum auszufüllen für hinreichend hielten, um für philosophische Dichter zu gelten. Schiller's hohe Individualität ließe sich natürlich auch durch die besten Schüler nicht regeneriren, so wenig als Göthe's Dichtergenie; aber daß die in Deutschland immer neue Stoffe und neue Bahnen suchende Reflexion, die sich hier, wie bei keinem andern Volke, so gern mit der Poesie amalgamirt, seit Schiller, für den Fortschritt ihrer Thätigkeit nicht mehr ihm verwandte und doch eigenthümliche Dichterorgane gebildet hat — einen Hölderlin und Novalis ausgenommen, die freilich Vielen gleich wiegen — bleibt immer eine sonderbare Erscheinung. Wir machen uns diesmal nicht die Aufgabe, sie zu erklären, sondern wir wollen mit diesen Bemerkungen nur einen Dichter einführen, der unsers Erachtens an die Wenigen sich anschließt, die aus Schiller's Schule hervorgegangen sind und in ihr einen selbständigen Dichtergeist auszubilden angefangen haben. Gustav Pfizer widmet seine Gedichte mit dem Ausdrucke verdienter Liebe und Bewunderung Ludwig Uhland; es überrascht jedoch den Leser ein anderartiger Geist in seiner Poesie, und diese Ueberraschung ist keine unangenehme, denn glückliche und unglückliche Nachahmungen der Uhland'schen Gemüthspoesie sind seit vielen Jahren so an der Tagesordnung, daß man allmälig Mühe hat, sich des Nachklangs, von welchem man umsummt ist, zu erwehren, wenn man den reinen Klängen dieses großen Dichters mit ungetrübtem Genusse lauschen will.

Gustav Pfizer gehört, nach dem Ergebniß der sehr reichhaltigen Gedichtsammlung, mit welcher der junge Sänger, der sich bisher nur durch einzelne dem „Morgenblatt" einverleibte Lieder bekanntgemacht, hier unerwartet auftritt, offenbar nicht zur Gattung derjenigen lyrischen Dichter, bei welchen Bild und Gefühl das Erste, Ursprüngliche ist, und der Sinn und Verstand (den natürlich am Ende jedes lyrische Product einschließen muß) gleichsam erst als Blüte und Frucht aus Anschauung und Empfindung hervorreift: es ist vielmehr bei ihm (und hier ist seine Grundverwandtschaft mit Schiller zu suchen) der Sinn, und zwar der Tiefsinn, das Ursprüngliche; daß es aber nicht der nackte, philosophische, sondern der poetische Tiefsinn ist, beweist er durch den Drang, den er hat und äußert, sich unaufhörlich im Bilde zu offenbaren und in sinnliche Anschauungen überzugehen, und durch die mächtige Phantasie, die ihm zum Behufe dieses Bedürfnisses zu Gebote steht. Ref. glaubt nicht zu irren, wenn er von den allermeisten der vorliegenden Gedichte zuversichtlich behauptet, daß in ihnen Bild und Gefühl nicht, wie bei den höchsten Dichtergenien, gleichzeitig mit der Idee entsprungen sind, daß in ihnen, so zu sprechen, die Seele nicht schon in dem Leib ausgeboren zur Erscheinung kommt. Die Idee sucht sich in ihnen erst den Leib; aber der Drang im Suchen und die Sicherheit im Finden ist auch Poesie, und zwar keine gemeine. Daß das angegebene Verfahren das vorherrschende seines Dichtergeistes sei, beurkundet Pfi-

zer auch durch die große, von einigen dürfte man sagen übermäßige Ausdehnung der meisten seiner Gedichte, die offenbar von jener Sehnsucht des Geistes herrührt, sich zu überkleiden, sich in recht vielen Bildern leiblich zu machen; aber darum sind es auch die größern Gedichte, in welchen die Idee aus dem reichsten Wellenspiegel widerstralt, und welche von der dichterischen Persönlichkeit des Sängers einen weit vollständigern Begriff geben als die kleinern Lieder, in denen derselbe seinen Gedanken- und Bilderreichthum fast gewaltsam beschränken muß, ohne dafür immer die stille Harmonie darstellen zu können, die im echten Liede so melodisch und befriedigend wirkt. Für einen Recensenten liegt hierin einige Schwierigkeit, indem es ihm schwer fällt, seine Behauptungen über den jungen Dichter durch Beispiele zu belegen, da jene größern Gesänge nicht ganz mitgetheilt werden können, und die kleinern Gedichte nur unvollständigere Proben jenes tiefen Geistes und der reichen Fülle einer im besten Sinne üppigen Phantasie darbieten.

Es muß also der Versuch mit Auszügen und Andeutungen gemacht werden. Wir wählen hierzu, als eine Probe, an welche sich weitere Betrachtungen über den poetischen Charakter des Dichters, über die Hauptgattungen, in welche seine Lieder zerfallen, und über ihre Verwandtschaft mit verschiedenen andern Dichtergeistern anknüpfen lassen, das aus 32 achtzeiligen Strophen bestehende, durch seltene Vollendung ausgezeichnete Gedicht, in welchem sein Tiefsinn über den Ruinen von Persepolis brütet (S. 314—324). Es hebt an:

Der Sonnengott gab aus der Hand die Zügel
Und kühlt in blauen Wellen seine Glut.
Es legt die Nacht mit thaubeschwertem Flügel
Sich über Berg und Thal und Wald und Flut,
Und mit den tiefsten Finsternissen ruht
Sie dort auf jenem überbauten Hügel,
Sie scheint in tiefem Brüten mit den Felsen,
In Eins mit jenen Thürmen zu zerschmelzen.

Der Dichter tritt dem steinernen Bau näher. Schon von ferne weht ihm eine Kälte daraus entgegen; der Mondenschein zückt wie mit Spott darauf, das Engverbundene flieht sich darin, das Fremdeste zieht sich an.

Schon von der Masse wird der Geist gedrückt,
Daß sich die Hand muß an den Säulen halten;
Doch tiefre Bangigkeit noch ihn durchzückt,
Wenn von den riesenhaften Ungestalten
An allen Thüren, Nischen, Gängen, Spalten
Er mit besondrem Gruß wird angenickt,
Und in der Seele ruft's mit wildem Grausen:
Unlieblich ist's, unheimlich hier zu hausen.

Es ist das Schlafgemach der alten Fürsten des Persenvolkes, die hier in langen Reihen ausruhen.

Wie müht sich dies erfindrische Geschlecht,
Mit gleichem Namen Gleiches nicht zu nennen;
Den Purpurträger von dem niedern Knecht
Auch jenseits noch dem Grabesrand zu trennen!
Noch will es beiden gleiches Loos nicht gönnen,
Noch mit dem Tode markten um sein Recht,
Der Kön'ge Sterblichkeit in goldnen Särgen,
Ein kündiges Geheimniß, noch verbergen!

Was mochte der Wille des Meisters sein, der dies Werk, eine Hülle für abgestorbene Hüllen, ein Kleid von Stein für lustige Asche, erbaute?

Die Schaffnerin ist hier die stumme Nacht;
Kein Herd, ein dürft'ges Lämpchen anzuzünden!
Das Gold verliert den Glanz in diesen Gründen!
Es flieht des Marmors und der Farben Pracht!
Soll dieser Mauern Riesenwucht verkünden,
Daß nur dem Tod vermählt die ew'ge Nacht?
Ja! offen ist der Zugang zu den Thoren,
Doch ach! des Geistes Schlüssel bleibt verloren!

Die Muse wirft einen Blick auf die Schlummernden, die im Tode noch der alten Größe Traum sind; der Milde ist nicht vom Verhaßten geschieden, sie sind alle von Einem königlichen Baum; bethört vom Fürstentode, haben die Sterblichen vergessen, sie auf der Wage des Gesetzes zu wägen. Bewegungslos steht das steinerne Räthsel, das Schiff ohne Steuermann, das nur Leichen an Bord führt;

Es wühlt sich tief und tiefer in den Grund,
Und steinerner nur wird der Steine Mund.

Endlich ahnet der Dichter einen Sinn in den seltsamen Grabmälern; er erkennt ein Symbol der Fortdauer nach dem Tode in ihnen:

Mich rührt die Sehnsucht nach Unsterblichkeit —
Liegt auch das edle Kind in groben Hüllen,
Muß es den Durst an rauhem Busen stillen,
Bis es, gewachsen thatenvollem Streit,
Mit seinem Glanz das Weltall kann erfüllen,
Mit Blumen alle Gräber überstreut;
Die langgesuchte goldne Brücke findet,
Die diese Erde an den Himmel bindet.

Sei's nun der Ruhm mit seinem Purpurkleid —
Sei es auf Sternen ein behaglich Träumen,
Deß Ahnung hier das müde Herz erfreut;
Ein harmlos Ruhen unter Wunderbäumen —
Ein Trunk aus Bächen, welche golden schäumen —
Sei's ein Gesang uralter Seligkeit —
Wer schaut nicht nach dem andern Ufer gern?
Wer sucht am Himmel sich nicht seinen Stern?

Aber gerade in diesem Lichte gesehen, flößen ihm die Ruinen dieser Gräber ein Grauen ein. An den Königen soll gleichsam die Unsterblichkeit dargestellt und mit dieser Darstellung die Menschheit abgefunden sein und ihrer Hoffnung entsagen! Mehr als Alles beweist ihm dieser Knechtsgedanke, daß dies Geschlecht den Sinn der Freiheit nicht fassen konnte. In einem andern Welttheil sieht er ihre Sonne tagen:

O Asien! Europa's Morgenruf —
Wie wird die stolze Greisin er durchzittern!
Die Sorge deiner Kön'ge Trank verbittern,
Und stören ihren Traum der Rosse Huf!
In Staub und Asche wird das Werk zersplittern,
Das des Despoten Wink für ewig schuf!
Und, aufgeschreckt von deinen trägen Pfühlen,
Wie wird der Zahn des Eisens dich durchwühlen!

Alexander naht, Europas junger Held; er betritt den alten Bau, dessen trübe Säle bald voll Jubels werden; er ruht der schwarzgelockten Schönheit im Arm; die bepanzerte Brust erwarmt von heißer Liebe:

Ist's möglich, daß ein rauh'res Werk als: lieben,
Ein Gott dem schönen Jüngling vorgeschrieben!

Da flüstert's dem Halbträumenden in's Ohr:
„Weißt du, in welches Haus du eingegangen?
Du gingst durch ein gefürchtet-ernstes Thor!
Es trägt der Tod ein lüsternes Verlangen,
Dich aus dem Arm der Liebe zu empfangen!"

. . . .

Mächtig regt sich da die Lebenslust in dem Jüngling, er zerreißt die Bande des Rausches, seine Scharen zerstäuben; das Haus der Todten geht im Brand auf; der Sieger verläßt die Trümmer und geht ahnungslos dem frühen Tode entgegen.

Zerstampft liegt Asia vom Waffentanz!
Was wird zum Danke sie zurückesenden?
Geröthet schwoll hinein des Sieges Flut —
Was bringt die Ebbe Anderes als Blut?

Doch nein! das Schicksal ist großmüthiger als die Welt. Waffenlos erhebt sich in Asiens Schoße zur Vergeltung in Knechtsgestalt der König der Unsterblichkeit, auch ein Jüngling, aber höhern Geschlechts.

Den Einzug hielt er nicht auf weißen Rossen,
Und stille Flammen nur hat er geschürt;
Von seiner wunderkräft'gen Hand berührt
Muß neu der dürre Baum des Lebens sprossen;
An Gräber hat der Geist auch ihn geführt,
Und Licht hat er in ihre Nacht ergossen,
Und, selbst versenkt in Todes Finsternissen,
Die kalten Bande wie ein Kleid zerrissen.

Er ist um so größer als jener irdische Sieger, je mehr es ist, Todte ins Leben rufen und die Welt verjüngen, als Könige besiegen. Vor seinem Himmel fällt selbst der Ruhm als ein hohles Gespenst zurück. Des Geistes lange Irrfahrt ist erfüllt; er hat, vom Ruhme nicht gestillt, in der Liebe nun Gestalt gewonnen; ihr Flügel trägt ihn aus Trümmern und Tod in das Morgenroth des ewigen Tages.

Die neue Heimath ist das lautre Licht —
Wir wandeln drinn, doch sehen wir es nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

6. Ueber die Folgen der neuesten Staatsreformen in der Schweiz, in Hinsicht auf Politik und Cultur. Eine Rede, gesprochen in der Helvetischen Gesellschaft und zur Beherzigung dargelegt der schweizerischen Nation im Mai 1831, von Kasimir Pfyffer von Luzern. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1831. Gr. 8. 3 Gr.

Was die Schweiz will, das ist, daß sie immer mehr eine freie, in sich selbst festgegründete Eidgenossenschaft werde. Ursprünglich wurde sie aus einer Anzahl selbständiger Gemeinwesen gebildet, die sich im Kampfe gegen Oestreich sämmtlich zu Freistaaten entwickelt haben. Sie hatten alle eine reine oder gemischte demokratische Form, welche ihren einfachen Verhältnissen am angemessensten war. Die demokratische Form war zufällig, eine freie republikanische Verfassung und die individuelle Selbständigkeit aber wesentlich: sie ist der erste Grundzug des nationalen Daseins der Schweiz. Die einzelnen freien Gemeinwesen waren wieder zu einer höhern Einheit verbunden, und diese Einigung der einzelnen Glieder zu einem Ganzen, zu einer Nation ist der zweite charakteristische Zug. Das Wesen der Eidgenossenschaft stellt sich also dar als ein in allen seinen Gliedern freier, engverbundener Föderativstaat. Allein die ursprünglich so reine historische Grundlage der Schweiz wurde bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Untergang der Freiheit in den aristokratischen, durchaus egoistische Tendenz in den übriggebliebenen demokratischen Cantonen annullirten die Kraft der Schweiz und drohten gänzliche Auflösung des eidgenossischen Bandes. Die helvetische Republik war der erste große Versuch, die Eidgenossenschaft wieder in die Bahn ihrer naturgemäßen Bestimmung zu führen, allein er mußte mislingen, weil er die Selbständigkeit der einzelnen Staaten aufhob; doch bleibt ihm das unvergängliche Verdienst, die unheilvolle dreizehnörtige Herrschaft gestürzt zu haben. Die Mediationsverfassung, wie reich auch an trefflichen Stiftungen, kettete die Schweiz an das Schicksal eines ausländischen Eroberers und war nicht national. Mit dem Sturze Napoleons hätte die selbständige nationale Entwickelung beginnen sollen; allein die Aristokratie trat unter dem Schutz einer unerhörten Allianz zur Restauration des Alten in die Schranken und behielt traurige Jahre hindurch die Oberhand. Da brauste plötzlich der Sturm an der Seine, stürzte dort das Gespenst der Adelsherrschaft, und eine tiefe Bewegung ging alsbald durch alle Cantone, in denen aristokratische Elemente vorhanden waren. Die Aristokratie wich vor der höhern Kraft des Nationalwillens; nur in einem einzigen Canton wurde die schweizerische Erde mit Bürgerblut befleckt; aus den aristokratischen Staatsformen bildeten sich volksthümliche Freistaaten, die sämmtlich auf den Grundlagen des Repräsentativsystems beruhen und theils ins Leben schon eingeführt, theils der Vollendung nahe sind. Die erste wichtige Folge davon ist eine größere Gleichförmigkeit, eine höhere Uebereinstimmung der einzelnen Freistaaten unter sich in allen Richtungen des Lebens. Rechtsgleichheit aller Bürger, Souverainetät in der Gesammtheit des Volkes, Trennung der Gewalten in ihren eigenthümlichen Functionen und wiederum geschickte Verbindung derselben in ihrer Wirkungsweise, Auswahl der vorzüglichsten Männer durch das Volk für die Ausübung der öffentlichen Gewalten, Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten, endlich Freiheit der Presse — das sind die übereinstimmenden wichtigsten Grundsätze, nach welchen alle einzelnen Gemeinwesen organisirt sind. Aus der Analogie in den Grundsätzen und der Organisation muß sich nothwendig auch eine größere Gleichheit des Strebens und der Interessen der Bundesglieder ergeben, was für die innere Kraft ein glorreicher Zuwachs, für die nationale Stärke eine wesentliche Vermehrung ist. Die Bedingungen zu einer festen Nationalverbindung, zu einer kräftigern Centralisation, zu einer engern und vollkommenern Bundesverfassung, welche die einzelnen Glieder zu einem Gesammtstaat erhebt, sind jetzt vollständiger als je vorhanden, und dies ist die zweite wichtige Folge der bisherigen Ereignisse. Dadurch muß sich die Eidgenossenschaft nothwendigerweise zu einem höhern Rufe von politischer Würde und Bedeutung in dem System der europäischen Staaten erheben. Ihre Stellung in diesem System ist verändert, sie ist frei und unabhängig von allem fremden Einfluß geworden, und dies ist die dritte Folge des glücklichen Umschwunges der eidgenossischen Verhältnisse. Die Garantie für die Bewahrung dieser Unabhängigkeit liegt in der Begeisterung der Nation, in ihrer Tapferkeit, ihrer Einigkeit, und nicht mehr in dem Calcul einer egoistischen Diplomatie.

7. Das Volk und der Souverain, im Allgemeinen betrachtet und mit besonderer Rücksicht auf die schweizerischen Verhältnisse. Von J. C. Bluntschli. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1831. 8. 12 Gr.

Der Verf. beschäftigt sich mit Lösung jener Grundfrage, auf welche sich alle andern politischen Fragen, die jetzt die Geister beschäftigen, zurückführen lassen, nämlich, ob das Volk der Souverain ist oder nicht? Der freimüthige und derbe Pfyffer erklärt sich für das Erste, der nicht minder männliche und unabhängige Dr. Bluntschli für das Zweite. Der Grundsatz der Volkssouverainetät, wie er jetzt verstanden wird, ist, nach ihm, ein in sich hohler, unfruchtbarer (dagegen müssen wir protestiren!) und großentheils nicht blos schiefer, sondern auch unwah-

ver Satz. Das Volk ist der Stoff des Staates, und der Staat die Form des Volkes. Staaten entstehen überdies nicht durch Verträge, denn das Volk ist ein naturgemäß zusammengehöriges Ganzes, eine höhere Person, und es hängt weder vom Zufall noch von der Willkür Einzelner ab, daß das Volk ein Volk ist. Ist das Volk wirklich eine Person, so muß es auch einen Körper haben, und dieser ist der Staat, folglich ist es weder Zufall noch Willkür, daß es Staaten gibt. Das zum Staate gebildete Volk hat als Person einen Staatswillen. Diesen Staatswillen muß es auch äußern, denn nur durch die Aeußerung zeigt er sich als ein lebendiger, thätiger Wille. Das Organ, durch welches diese Aeußerung des Staatswillens vorsichgeht, heißt Souverain. Er besitzt allein die gesetzgebende und ausübende Gewalt, von ihm geht die Rechtspflege aus, er erklärt den Krieg, macht Friedensschlüsse, kurz, er ist das wahre Haupt des Staates. Jeder Staat muß einen Souverain haben. Selbst in Rom war das Volk nicht der Souverain, sondern nur die unter bestimmten Formen von einem Magistrate versammelte Gemeinde der römischen Bürger. Die übrigen Unterthanen des Reiches hatten nicht den mindesten Antheil. Selbst die Bürger von Rom durften sich nicht willkürlich versammeln. Die Gesetze mußten von einem Magistrate in Vorschlag gebracht werden. Die Gemeinde konnte daran nichts verändern, ihr stand es nur zu, den Vorschlag anzunehmen oder zu verwerfen. Nicht einmal selbst sprechen durfte Jeder in der Versammlung; nur Magistrate, und wem diese das Wort gaben, hatten das Recht dazu. Aus dem Volke, als Einem großen Individuum, fließt die Souverainetät als Lebensäußerung des Staates; aber das Volk selbst ist nicht der Souverain, hat die Souverainetätsrechte nicht übertragen, Regierung und Regierte zusammen bilden das Volk. Wer die höchste Gewalt im Staate besitzt und ausübt, gleichviel woher er immer zur Macht kam, wem sich alle Einzelne unterordnen, der ist der Souverain. Napoleon war Souverain; nach den Julitagen lenkte die Deputirtenkammer den wogenden Staat, die Franzosen unterwarfen sich freudig ihrer Leitung; sie war daher in jener denkwürdigen Zeit der echte Souverain Frankreichs. In einer Revolution bekämpfen sich die beiden Grundelemente: Souverain und Unterthanen, bis sich eine neue höchste Macht emporhebt und den Staat wiederherstellt. Sie ist gewöhnlich ein Ausbruch der Naturkraft, welche die schon in sich morsche Ordnung zertrümmert, aber auch zu einem neuen geordneten Zustande Neigung und Trieb in sich trägt. Dies sind im Allgemeinen die Ansichten des Verfassers, und man ist zu dem Geständnisse gezwungen, daß sie sich geschichtlich beiweitem besser nachweisen lassen als die Theorie der unbedingten Volkssouverainetät. Wir wollen nun sehen, wie er diese Grundsätze auf die schweizerischen Staaten anwendet. Die einzelnen Cantone der Schweiz sind wahre Staaten. Neuenburg ist ein Fürstenthum, die übrigen Cantone haben insgesammt eine republikanische Form und zerfallen in demokratische Cantone und repräsentative Freistaaten. Zu den erstern gehören Uri, Schwyz, Appenzell, Glarus, Unterwalden, Graubündten. In den fünf ersten steht die Souverainetät der Landesgemeinde zu; in Bündten sind Räthe und Gemeinden der Souverain. Die Landesgemeinde ist zwar der wahre Gesetzgeber, übt aber dieses wichtigste Recht des Souverains nicht unbeschränkt aus. Der Landrath nämlich entwirft die Gesetze und bringt sie vor die Gemeinde zur Annahme oder Verwerfung. Dies hat den Uebelstand, daß von dem Landrath die Gesetze factisch ausgehen, daß aber die Verantwortlichkeit nicht auf ihm, sondern auf der Landesgemeinde, die sie angenommen hat, lastet. Er kann die Landesgemeinde sogar zur Annahme zwingen, indem er ein im Ganzen heilsames Gesetz vorschlägt, aber verderbliche Verfügungen einschwärzt, welche jene, um das zweckmäßige Ganze nicht zu hintertreiben, annehmen muß. Zudem ist die Demokratie der Landesgemeinden der Gefahr ausgesetzt, in Anarchie oder Despotismus auszuarten. In den repräsentativen Cantonen besitzt meistens ein großer Rath die höchste Gewalt, und ist daher der Souverain. Er ist zugleich Vertreter des Volkes und soll dessen vernünftigen Willen erkennen und aussprechen. In Folge der Revolution wurde in den meisten Cantonen der große Rath neu gewählt, in einigen aber schuf man neben demselben noch ein zweites Organ des Volkswillens, nämlich einen besondern Verfassungsrath, und erhielt so zwei große Räthe, zwei verschiedene Souveraine, den einen für die gewöhnliche Gesetzgebung, den andern für das Grundgesetz. In der letzten Beziehung ist der große Rath dem Verfassungsrathe untergeordnet, in der erstern dieser jenem. Den Urversammlungen ist der Verf. nicht günstig, weil durch dieselben eine wahre Demokratie entsteht, die, ihm zufolge, kein Fortschritt, sondern ein bedeutender Rückschritt in der Cultur des Staates ist. Sie führen zur Vereinzelung, Zersplitterung, und schaden dadurch dem Sinn für Einheit, dem Gefühle der Nationalität. Die Tagsatzung ist die souveraine Behörde für die Eidgenossenschaft, deren Beschlüssen sich die einzelnen Cantone unterziehen müssen. Die höchste Gewalt derselben ist aber gleich der des deutschen Bundestages nur auf sehr wenige Aeußerungen beschränkt. Dennoch ist die Eidgenossenschaft ein Bundesstaat und kein Staatenbund. Die Tagsatzung ist Stellvertreter des Schweizervolkes, und die Bundesverfassung ist mithin eine repräsentative. Als solche ist sie aber noch nicht gehörig ausgebildet, sondern muß eine größere Centralgewalt erhalten. Was die Einheit der Gesammtverfassung betrifft, so erklärt sich der Verf. unbedingt gegen dieselbe, weil Sprachen, Sitten, Lebensweise, Denkungsart und Culturstufen in den verschiedenen Cantonen der Schweiz zu verschieden, auch die religiösen Interessen und politischen Gesinnungen einander zu entgegengesetzt sind. Ein Versuch der Art würde ebenso mislingen wie die helvetische Republik; die Erhöhung der Centralkraft muß auf die Grundlage des Föderativsystems gebaut werden, weil dieses allein der Schweiz zusagt. In diesen Wünschen stimmen alle echten Schweizer, als welchen der Verf. sich vielfältig beurkundet, überein. Der Form nach gehört seine Schrift nicht ganz zu den Flugschriften, und wir haben sie nur dazu gezählt, weil sie jene wichtigen Fragen, welche ganz Europa in Athem halten, tief berührt und als Ergänzung zu den in den vorhergehenden Nummern dieses Artikels niedergelegten Ansichten dienen kann.

8. Darstellung der jüngsten Begebenheiten im Canton Basel. Erste Abtheilung, von den Monaten Oktober, November und Dezember 1830. Basel, Schneider. 1831. Gr. 8. 15 Gr.

Da sich diese Schrift an die in den beiden vorgängigen Artikeln angezeigten anreiht, so konnte sie hier nicht wohl übergangen werden, obschon sie eigentlich weniger Flugschrift ist, als vielmehr den historischen Acten der Zeit angehört. Der Verf. bemerkt in der Vorrede sehr richtig, daß es an sich nicht leicht scheint, in einer aufgeregten Zeit über Verhältnisse ein unbefangenes Urtheil zu fällen, über die selbst nach vielen Jahren (wenn man es nämlich dann noch für angemessen finden wird, den petty disputes eines kleinen Schweizercantons seine Aufmerksamkeit zu widmen) verschiedene Meinungen obwalten werden. Indem wir die Mäßigung und Unbefangenheit, die in dieser Schrift herrscht, verdientermaßen anerkennen und insbesondere die 80 Seiten starken Beilagen dem Studium Derjenigen, die sich in die Angelegenheiten Basels eine gründliche Einsicht verschaffen wollen, empfehlen, müssen wir doch unser Referat verschieben, bis uns diejenigen Actenstücke und Nachrichten zugegangen sein werden, welche uns in Stand setzen können, über die endliche, definitive Feststellung der Angelegenheiten des Cantons Basel und über die Art und Weise, wie sie bewirkt worden ist, ein gründliches Urtheil zu fällen.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1832.

Gedichte von G. Pfizer.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Dieses vortreffliche Gedicht, abgesehen davon, daß es, auch schon im vorliegenden Auszuge, dem Leser sagt, was für einen Dichter er in gegenwärtiger Sammlung zu gewarten hat, vereinigt in sich zwei Haupttendenzen von Pfizer's Poesie, welche an Schiller erinnern, und erschien uns daher besonders geeignet, um an ihm die oben aufgestellten Behauptungen zu entwickeln und weiter nachzuweisen. Die eine Tendenz der Reflexionspoesie unsers Verfassers, welche in sehr vielen Gedichten ausschließlich herrscht (vgl. S. 166 fg. „Alterthum"; S. 178 fg. „Cornelia"; S. 213 „Der olympische Zeus des Phidias"; S. 280 fg. „Heidenthum"; S. 301—311 „Pirithous"; S. 325—342 — diese beiden die vollendetsten Producte der Sammlung — „Gesang der Mänaden"; „Gesang der Korybanten"; „Mysterien der Demeter") — diese eine Tendenz ist die Symbolisirung des Alterthums, sowol der alten Mythologie als der alten Geschichte, wie wir sie aus vielen Gedichten Schiller's und einigen frühern Producten Hölderlin's kennen; aber Pfizer zeigt sich wieder eigenthümlich in dieser Richtung, sofern er mit sinnendem Geiste die neuen Gedanken verarbeitet hat, welche nach der Zeit der genannten Dichter die Forschung in dem Alterthum gefunden und aus ihm herauszudeuten gewußt; mit dieser gesteigerten Erkenntniß wuchert unser Dichter auf höchst fruchtbare Weise, und häufig bringt er dadurch der alten Mythe und Geschichte einen überraschend tiefen Sinn auf. Jene Tendenz erscheint in der von uns analysirten Dichtung sehr vollständig in der Deutung des persischen Königsgräbercultus, in der gegensätzlichen Beziehung Alexanders auf den Despotismus des Orients, und in der Darstellung der Erscheinung Christi im Gegensatze gegen jene beiden. Die andere Tendenz ist die mystisch-metaphysische, vermöge welcher er das Räthsel der Welt und des Lebens und alle Wahrheiten der höhern Vernunfterkenntniß, wie alle Ahnungen des Glaubens, mit seinem ringenden Dichtergeiste, zwischen fromme Sehnsucht und starren Zweifel getheilt, bearbeitet. Auch von dieser Richtung finden sich deutliche Spuren in dem angeführten Gedichte. Der Zweifelsmuth, welcher in der religiösen Stimmung des Dichters das Herrschende genannt werden darf, und wahre (vortreffliche und originelle) Lehrgedichte des Skepticismus erzeugt hat (z. B. „Das verlorene Paradies", S. 273 fg.*); „Das Glück", S. 256 fg.), zeigt sich auch in einzelnen, von uns mitgetheilten Strophen des Gedichtes „Persepolis". Doch siegt in dem versöhnenden Ausgange der Glaube, dessen mystische Behandlung in diesem und andern Gedichten (bes. von S. 264—300) entschieden an Novalis erinnert, dagegen die Metaphysik unsers Dichters Verwandtschaft mit Hölderlin's Geiste verräth, sowie dieses Dichters Anschauungsweise des Hellenismus ganz und gar auf die Distichen „Alterthum", S. 166—171, übergegangen ist. Doch bleibt der Geist unsers jungen Sängers immer in einer Hauptparallele mit Schiller. Die Reflexionspoesie des Letztern warf sich auf Das, was die Geister seines Zeitalters vorzugsweise beschäftigte: auf den Kunstidealismus und die Kant'sche Moral; Pfizer wendet sich mit der Reflexion seiner Zeit zu dem Pantheismus und Skepticismus. Hierin geht er so weit, daß seine Poesie eine gewisse Wollust in der Negation der persönlichen Fortdauer und der Unsterblichkeit überhaupt findet und sich an der Selbstvernichtung weidet; ja, selbst das Surrogat der Unsterblichkeit, Poesie und Kunst, in welchen zuweilen seiner Trostlosigkeit selbst ein milder Trost aufgeht (man vergleiche den schönen Cyklus „Guido's letzte Tage", S. 216—245; „Das Götterbild", S. 246 fg.; „Fragment", S. 264; „Großmuth", S. 31; „Dichterloos", S. 56; „Des Räthsels Deutung", S. 64; „Kupferstecher

---

*) Am Schlusse dieses tiefsinnigen Gedichtes spricht der Weltschöpfer also zum Menschen:

Drum stirb in deines Daseins Frühe!
Doch deines Geistes Flamme glühe
Schon hier in voller Freiheit aus!
Mein Liebling bleibst du doch! aus Gnaden
Brech' ich dir ab den goldnen Faden
Und schmücke dir dein stilles Haus.

Kein finstres Bild soll dich erschrecken;
Mit Rosenkränzen überdecken
Will ich das kalte, trübe Grab;
Ein Traum soll deine Nacht erhellen,
Und auf der Abendröthe Wellen
Schwimmt sanft der dunkle Kahn hinab.

Und daß nicht schaudre deine Seele:
Die Hoffnung ich dem Grab vermähle,
Weil süßer der Getäuschte ruht;
Ich zeige dir am Sarkophage
Die Chrysalide und die Wage,
Die Schlange und die Opferglut.

Müller", S. 210), wird in den dunkelsten Momenten als nichtig verworfen, und in dem schwärzesten aller seiner Gedichte: „Das Glück", heißt es S. 260 fg.:

Doch ach! des Lebens tiefen Kummer,
Ihn löschet selbst der hold'ste Schlummer
Im Grün der Lorberbäume nicht.
Der Schmerz, der deine Brust durchwühlet —
In Schönheitsquellen abgekühlet,
Tritt er verklärter nur ans Licht.
Du hast den Schlangen dich entrissen,
Ganz bist du ihnen nicht entflohn,
Und opfern mußt du ihren Bissen
Den duldenden Laokoon.

Es darf die Kunst sich stolz erheben,
Wenn neben sie das kranke Leben
In seiner Dürftigkeit sich stellt.
Doch trauern muß sie, die Verbannte,
Von Wen'gen freundlich nur erkannte,
Wenn sie gedenkt der Heimathwelt.
Sie sollte Trost sein für ein Eden,
Und schmücken ein verwaistes Haus;
Und statt uns milde zuzureden,
Bricht sie in bittre Thränen aus.

Aber auch jene Heimathwelt, jene ferne glänzende Gottesstadt jenseits der Särge, wo Palmen zu wehen, Quellen zu rauschen, Psalmen zu hallen scheinen, sie ist nur eine Täuschung!

Es ist so schmerzlich, zu verlieren,
Was man schon glaubte zu berühren!
Das Eiland dort in Dunst verweht;
Die Bürgschaft fehlt auch hier dem Glauben —.

Endlich sucht er sich ins Gebiet der Philosophie zu retten:

Mistrauend all' den hohen Namen,
Des Glückes leeren, goldnen Rahmen,
Bleibt mir nur der Betrachtung Lust. —
Auch sie soll keine Frucht mir tragen,
Doch durch ein muthiges Entsagen
Mich meiden lehren den Verlust.
Der ist der größte Thor von Allen,
Wer, schon mit Erd' und Himmel Feind,
Ins hohle Reich des Ichs gefallen,
Das Glück noch zu erjagen meint.

In künstlerischer und formeller Beziehung leiden viele dieser größern Gedichte (beider Tendenzen) an einer Ueberfülle, die der Harmonie schädlich ist. Der Dichter reißt uns, mit seiner wahrhaft Günther'schen Sprach- und Reimfertigkeit, von Bild zu Bild, von Gedanken zu Gedanken fort, und gönnt uns nicht leicht, bei einem einzelnen auszuruhen; so wird durch den schnellen Wechsel von kühnen Gedanken (die zuweilen Einfälle sind) und gigantischen, häufig disparaten Anschauungen nicht selten eine peinliche, den künstlerischen Eindruck zerstörende Unruhe hervorgebracht; auch läßt ihn die Eile, mit welcher er den Bildersaal seiner Phantasie durchstürmt, nicht mit gehöriger Sorgfalt der Deutlichkeit pflegen, und in den schönsten Producten, in welchen die Idee des Ganzen sehr klar ist, können uns einzelne dunkle, zuweilen ganz unverständliche Verse ordentlich abängstigen.

Von den kleinern Gedichten (S. 1—29, 35, 38, 43—55, 68—76 u. s. w.) haben wir schon oben gesprochen; der dortige Tadel erstreckt sich keineswegs auf alle, denn ihrer manche befriedigen durch schöne Einheit und harmonische Vollendung und überraschen durch eine Heiterkeit der Weltanschauung, auf welche wir durch den didaktischen Theil der Sammlung nicht vorbereitet sind.

Wir schließen diese Anzeige mit der Ueberzeugung, der reichbegabte Dichter, der noch jung erscheint, werde die Hoffnung rechtfertigen, daß mit seinem Tiefsinn sich immer mehr Klarheit verbinden und sein Schwung an Sicherheit und Ruhe stets mehr gewinnen wird, und so erwartet ihn gewiß mit wachsender Vollendung auch immer zunehmende Anerkennung eines Talentes, das der Zeitrichtung und dem Nationalgeschmack in gleichem Maße entspricht.

23.

Deutsche Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 15.)

9. Offenes Sendschreiben zur Vertheidigung der Petition um Preßfreiheit und Oeffentlichkeit der Landtagssitzungen im Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach, an den Verf. der Schrift: „Die Oeffentlichkeit der Sitzungen des Landtages. Erfodert sie Oeffentlichkeit der Sitzungen?" Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 4 Gr.

Der Verf. der Schrift: „Die Oeffentlichkeit der Sitzungen &c." suchte zu beweisen, daß in Weimar die Presse in Bezug auf die innern Angelegenheiten frei sei, und in Bezug auf das Ausland unter den obwaltenden Umständen nicht leicht eine größere Ausdehnung erhalten könne. Sein Gegner gibt zu, daß in Weimar die Preßfreiheit für die innern Angelegenheiten de jure allerdings bestehe, und zwar nach dem 2. §. der Verordnung vom 6. November 1819, worin es heißt: „daß die Durchsicht und Prüfung (aller Schriften, die in Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, oder nicht über 20 Bogen stark sind) nur darauf zu erstrecken sei, daß in den Druckschriften der gedachten Art Nichts vorkomme, was die Würde und Sicherheit anderer Bundesstaaten verletzt, die Verfassung oder Verwaltung anderer Bundesstaaten angreift". Allein de facto ist es in Weimar ganz anders; so wurde die Petition um Preßfreiheit zwar glücklich durch das Fegefeuer der Censur geschleppt, aber die Anzeige derselben im weimarischen Wochenblatte gestrichen. Dies sei übrigens nicht der einzige Fall, wo sich die Censur auf eine solche unberufene Weise einmischte, und die Censoren hätten carte blanche, und es wäre ihnen zugesichert worden, keiner Beschwerdeführung gegen sie Folge zu geben. Dies ist eine harte Beschuldigung, eine Beschuldigung, die, wenn sie gegründet sein sollte, die Achtung der Weimaraner vor jener Behörde, unter welcher die Censur steht, sehr vermindern würde, denn Nichts ist verdammenswerther, als einem Beamten zum Voraus Straflosigkeit zuzusichern und so die ohnehin monströse Willkür eines Censors für alle Fälle zu sanctioniren. Sehr richtig wird in dem „Offenen Sendschreiben" bemerkt: „Daß Staatsregierungen sehr oft von der wirklichen Stimmung im Volke schlecht unterrichtet sein können, — welche Zeit hat es klarer dargethan als die unserige? Die Censur, um nur ein Beispiel anzuführen, strich vor zwei Jahren, auf Befehl des Bundestages, Alles in den öffentlichen Blättern, was sich auf die braunschweigischen Angelegenheiten bezog — und wohin hat dies geführt? Die Braunschweiger griffen nothgedrungen zur Selbsthülfe, und die Feuerflammen des herzoglichen Schlosses öffneten zu spät die Augen." Es ist in der That absurd, wenn eine Regierung wähnt, sie könne die öffentliche Stimmung, deren Kenntniß ihr doch so nothwendig ist, aus den Berichten der Unterbeamten genügend erfahren. Der Verf. des Sendschreibens, welcher als einsichtsvoller Denker derselben Meinung ist, hätte das Beispiel des Polignac'schen Ministeriums anführen können, das durch die

Berichte der Präfecten und Spione in den Wahn gesetzt wurde, das französische Volk sei dem Könige unbedingt ergeben, und er könne unbedenklich einen Gewaltstreich wagen. Darum unbeschränkte Preßfreiheit hinsichtlich der innern Angelegenheiten des Landes! Selbst Gentz rieth 1797 dem Könige Friedrich Wilhelm III.: Preßfreiheit sei das unwandelbare Princip Ihrer Regierung! — Ferner bemühte sich der Verf. der Schrift: „Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ꝛc.", darzuthun, daß zwar Oeffentlichkeit der Verhandlungen, nicht aber Oeffentlichkeit der Sitzungen gebilligt werden könne. Die gänzlich unhaltbaren Gründe für diese Meinung sind bereits in einer zu Jena herausgekommenen Schrift widerlegt worden, und in dem „Offenen Sendschreiben" wird das wankende Gebäude aus Geschütz vom schwersten Kaliber gänzlich niedergestürzt. Seltsam genug berief sich der Gegner der Oeffentlichkeit der Sitzungen auf die Autorität Jeremias Bentham's und Dumont's („Tactique des assemblées législatives, etc.", 1. Bd., Genf u. Paris, 1816). Allein gerade diese beiden Schriftsteller stimmen für die vollständigste Oeffentlichkeit. Dumont spricht nicht von nachtheiligen Folgen, sondern von bloßen Schwierigkeiten (inconvéniens) der öffentlichen Sitzungen, und fügt hinzu: „Ich sehe zugleich mit Bedauern, daß unsere Regierungen den Vortheilen entsagen, welche aus der Oeffentlichkeit entspringen. Sie geben Gesetze, deren Gründe Niemandem bekannt sind als Denjenigen, welche den Rathsversammlungen beigewohnt haben. Das Publicum kennt sie nicht und kann nichts davon erfahren, und bleibt in einem Zustande der Inferiorität, welcher eine wunderliche Ungleichheit zwischen Regierenden und Regierten erzeugt." Selbst das großherzogl. Staatsministerium sprach sich im Decret vom 4. Febr. 1819 dahin aus, „daß der Zweck einer repräsentativen Verfassung nur durch die Oeffentlichkeit vollständig erreicht werden zu können scheine". Das Volk wünscht allgemein die Oeffentlichkeit der Sitzungen seiner Vertreter, denn es sieht ein, daß es bei geheimen Sitzungen derselben „auf demselben Flecke, auf welchem es ohne Repräsentation war; nur mit dem Unterschiede, daß es noch mehr Lasten tragen muß, die Kosten nämlich, welche die Repräsentation erfodert. Es hat zwei Cabinete anstatt eines, zwei geheime Räthe anstatt eines." Dies sind so einleuchtende Wahrheiten, daß bei Denjenigen, die sie verkennen, wol in der Regel irgend ein geheimes Interesse daran Schuld ist. Wir zweifeln nicht im Mindesten, daß diese kleine Schrift, welche allgemein gelesen zu werden verdient, auch in Weimar die Beachtung erhalten wird, welche ihr in jeder Rücksicht gebührt.

10. Leibwacht und Verfassungswacht, oder über die Bedeutung der Bürgergarden, von H. König. Hanau, König. 1831. Gr. 8. 3 Gr.

Der Verf. weist historisch den Ursprung der stehenden Heere und der Bürgerbewaffnung nach und zeigt den wesentlichen Unterschied Beider. Der Soldat gehorcht dem König unbedingt, er vollführt und schützt den unbedingten Willen, ist Leibwächter des Monarchen. Die Bürgermilizen entstanden zum freien Schutze des Gemeindewesens, treten zwischen die anarchischen und absoluten Bestrebungen vermittelnd ein, suchen Despotie und Losgebundenheit durch eine Verfassung zu neutralisiren, sie haben nicht die Person des Fürsten, sondern das Staatsgesetz zu schützen, mithin bildet die bewaffnete Bürgerschaft die berufene Verfassungswacht, entweder indem sie die gegebene Constitution schützt und hält, oder doch wenigstens einstweilen die heilige Stätte hütet, auf welcher die erwartete erscheinen wird. Die Dienstzeit der Soldaten wird abgekürzt werden, und diese dann in die Bürgerbataillone unter dem Befehle der Civilbehörde eintreten. Dadurch werden sich nach und nach die innern Gegensätze zwischen Leibwacht und Verfassungswacht verschmelzen. Die Verfassung wird geübte Wächter, der König schützende Bürger erhalten und die stehenden Heere werden vermindert werden.

11. Die Pietisten in Halle in ihrer tiefsten Erniedrigung, von Friedrich Weidemann. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Der Verf. hat auf die schonungsloseste Weise persönliche Verhältnisse aufgedeckt, die einerseits, wenn sie wahr sind, die Pietisten in Halle als Schwärmer und Heuchler der schlimmsten Art darstellen, aber auch andererseits nicht geeignet scheinen, einen hohen Begriff von der Unparteilichkeit des offenbar gereizten Anklägers zu geben. Dinge, wie sie der Verf. erzählt, müssen den Gerichten zur Untersuchung angezeigt werden, bevor man sie dem Publicum, wenn dies schon einmal geschehen soll, vorlegt. Daß die Pietisten Revolutionnaire gegen den Staat seien, können wir, obschon dieser finstern Sekte im tiefsten Herzen abgeneigt, dem Verf. nicht glauben. Sie mögen dem Staate, weil sie der Aufklärung, dieser nothwendigen Grundlage der innern Kraft eines Volkes, ihr Licht zu rauben suchen, allerdings mittelbar gefährlich sein, aber daß ihre Tendenz unmittelbar gegen den Staat gerichtet sei, sieht dieser lichtscheuen und feigen Brut nicht ähnlich.

12. Wit von Dörring. Meine Berufung an das Publicum. Leipzig, gedruckt bei Brockhaus für den Verf. 1832. 8.

Da diese Flugschrift den Zweck hat, die irrigen Ansichten, die sich im Publicum über den Verf. verbreitet haben, und die harten Maßregeln, deren Gegenstand er von Seite der Regierungen geworden ist, in ihrem richtigen Lichte darzustellen, so werden wir blos das Wesentliche aus der Darstellung des Verf. herausheben und den Lesern das Urtheil überlassen, inwiefern Wit sein unfreundliches Schicksal selbst verschuldet hat. Auf der Universität durch seinen feurigen Charakter zu selbstgeschaffenen Idealen hingezogen, war er unter den Enthusiasten der am meisten aufgeregte. Sein vertrautester Freund war Karl Follenius, „ein Mann, wie Alle im Staate sein müßten, aber kein Einzelner darin sein durf". Wit nahm freiwillig die Schuld des Verbrechens auf sich, das Follenius begangen hatte, verließ das Vaterland und eine geliebte Mutter, die er nunmehr „im Grabe wiederfand". Darauf verlebte er inhaltsschwere, begebnißreiche Jahre in Frankreich, Italien und der Schweiz. „Seltsame Umstände" trugen ihn empor (?), und er fand Gelegenheit, die bedeutendsten Männer kennen zu lernen. Der Mord des Herzogs von Berry, in seiner Nähe vollbracht, begründete seinen Abscheu gegen jeden gewaltsamen Umsturz. In naher Berührung mit den ersten Staatsmännern, beschloß er von oben herab und durch die Intrigue zu erstreben, was sie (Wit nämlich und seine Freunde) bis dahin von unten empor und durch Verschwörung begehrt hatten. Er glaubte Intriguen zu leiten, deren Opfer er wurde, und scheiterte an der gefährlichen Klippe der Eitelkeit. Seine Absichten schwankten mit den Tagesereignissen, und in keinem Punkte war er fest bestimmt, als in seinem Hasse gegen den Jakobinismus. Dolche stellten ihm nach dem Leben und Diplomaten hetzten ihn um die Wette. Ein Wort, und der Schutz der Regierungen wäre ihm geworden, er schwieg aber. Fünf schöne Jahre brachte er in den Kerkern Chamberys, Turins, Mailands, in den Gefängnissen zu Baireuth, Berlin und Wien, in der Festung Frederiksort, bald in Ketten und Banden, bald in leiblicher Haft zu. Nie wurde ihm gesagt, welches Vergehens er angeklagt, warum er verhaftet worden sei. Aus den polizeilichen Voracten ergaben sich keine puncta criminalia, und demungeachtet ist er in diesem Augenblicke noch ein Gefangener. Er wurde der Haft entlassen, nicht seiner Unschuld wegen, sondern weil seine vaterländische Regierung darauf bestand. Indeß mußte Wit das eidliche Versprechen ablegen: „sich auf Verlangen sogleich wieder zur Haft zu stellen, und das Obergericht zu Glückstadt von jeder Veränderung seines Aufenthaltes in Kenntniß zu setzen". Er unternahm eine Tour von wenigen Tagen, ohne sie der Behörde anzuzeigen, und mußte dafür mit sechs Monaten Festung büßen. Seine Bitten und Klagen verhallen ungehört, man antwortet ihm stets, er sei eine unbedingte Verpflichtung eingegangen, welche nicht gelöst werden könne, da die Behörde, gegen welche er sie übernommen, nämlich die mainzer Untersuchungscommission, nicht mehr bestehe. Sein Verhältniß zu dem vertriebenen Herzog von Braunschweig wird ihm als entehrend vorgeworfen. Und doch kennt es Niemand, er hat keine Geldvortheile daraus

gezogen, sondern, wofür juridische Beweise vorliegen, mehre Tausend Thaler zum Opfer gebracht. In keinem Lande wollte man, ohne die größte Sicherstellung, die Trauung mit seiner Braut zulassen, weil man besorgte, ihm, dem von den großen Mächten Geächteten, Schutz dadurch zu gewähren. Den Eintritt in die Staaten des Kurfürsten von Hessen, des Landesherrn seiner Braut, verwehrte ihm ein unwiderrufliches Verbot. Nur auf den unmittelbaren Befehl des edeln Herzogs von Meiningen konnte er endlich getraut werden. Seine Frau und ihr jüngerer Bruder besitzen eine Herrschaft in Schlesien, von Fremden verwaltet, durch eine Feuersbrunst von Grund aus zerstört und ohne alle Aufsicht gelassen. Die preußische Regierung verweigerte ihm jeden Eintritt. Processe, Bauten, Anstellung neuer Beamten machten im Anbeginn des Jahres 1831 seine Gegenwart dringend nöthig. Umsonst erbot sich Wit, in Preußen als Gefangener zu verweilen. Er durfte nicht hinein. Eine Hungersnoth brach aus, Schlösser wurden ringsum angezündet, somit die Gegenwart des Herrn unerläßlich. Auf seine Bitte erhielt er gar keine Antwort, wohl aber der Gutsinspector den Befehl, auf der Besitzer Kosten für den Unterhalt der Armen Sorge zu tragen. Der Inspector wurde zur Landwehr abgerufen, das Eigenthum war herrenlos, dennoch durfte Wit nicht hinreisen. Er wandte sich an den König mit der Bitte, da die Familie nicht auf ihrem Eigenthume leben dürfe, es selbst zu übernehmen. Der König zeigte sich geneigt, das Ministerium schlug es ab. Und doch kann man ihm keine That, kein Wort gegen Preußen vorwerfen! Um die ferne, vor Gram verzehrte Schwiegermutter durch die Anwesenheit der geliebten Tochter und des noch nie gesehenen Enkels zu trösten, unternahm Wit endlich seine Reise nach Hessen. Er mußte aber aus Kassel fort. Warum wird nun Wit so streng behandelt? Weil er als gefährlicher Mensch und unruhiger Kopf gilt. Der wahre Grund indessen, warum Wit von den constitutionnellen Ministern Hessens mit solcher Aengstlichkeit beobachtet wird, ist ihm zufolge der, „daß sie fühlen, wie sie nicht constitutionnell sind, und besorgen, der Fremde möchte den Fuchs im Schafpelze erkennen" (!!!) Zuletzt erhebt sich Wit gegen den Vorwurf, „daß er selbst seine besten Freunde durch Indiscretionen compromittire". Allein, ruft er aus: „Zu Gunsten Dessen, was ich noch verschweige, können sie mir immerhin verzeihen, was ich gesagt habe!" Seit vier Wochen irre er umher, getrennt von den Seinen, und könne höchstens in dem Dunkel der Nacht einen Augenblick stehlen, um sein leidendes Weib, sein kränkelndes Kind an das Herz zu drücken. Er habe ruhig ertragen, als die Gewalt seiner Familie Vermögen raubte, habe persönliche Kränkungen und Verleumdung ruhig hingenommen, denn ihm blieb das Höchste, das häusliche Glück! Aber jetzt, wo man auch dieses ihm rauben, wo man die Kindern von den Aeltern, das Weib vom Manne reißen, wo man eine ganze Familie dem Kummer preisgeben wolle, jetzt dürfe, jetzt müsse er sprechen: Das Publicum sei Richter! — Aus welchem Gesichtspunkte man immer Wit's öffentliches Leben betrachten mag, so bildet es a dismal story ohne Lichtpunkt und Weihestern! 24.

Bemerkungen und Erinnerungen.

Dante, sein eigner Glossator.

Wie nöthig ist es doch, jeden großen Dichter wie überhaupt jeden großen Mann in steter Verbindung mit seiner Zeit zu betrachten! Wer dies übersieht, kommt oft in Gefahr, an Kleinigkeiten anzustoßen und in seinem Genusse gestört zu werden, welche sich bei Beachtung des historischen Zusammenhanges sofort in ihre rechte Stelle setzen und auf Rechnung der Zeit, in welcher sich der Dichter bewegte, treten. Bei keinem Dichter möchte dies Bedürfniß mehr hervortreten als bei dem göttlichen Dante. Er mit seinen großen Werken, deren unsterblicher Gehalt sie über alle Zeitlichkeit hinausträgt, ist dennoch der vollkommenste Spiegel des Mittelalters, dem er angehörte, ja man kann sagen: er ist das Mittelalter selbst. Darum will er aber auch ganz aus dem Standpunkte des Mittelalters betrachtet sein. Diese Betrachtungsweise löst dann auch manche scheinbare Kleinigkeit in seinem Verfahren auf. So ist seine Hinzufügung von oft sehr kleinlichen kritischen Bemerkungen zu seiner herrlichen „Vita nuova" für den ersten Blick allerdings auffallend, und selbst Streckfuß sagt hierüber: „Merkwürdig sind die kritischen Bemerkungen, die Dante selbst diesen Gedichten folgen läßt. Er zeigt immer, in wie viele Theile jedes derselben einzutheilen sei, und was dieser und jener enthalte. Bei der Erzeugung selbst mag er schwerlich an eine solche anatomische Zerlegung gedacht haben. Bei einigen derselben äußert er: Dies Sonett ist klar, darum theilt sichs nicht." Es erklärt sich aber diese Seltsamkeit aus seiner Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert, in welchem Dante lebte, war bekanntlich das Alter der Glossatoren. Die römischen Rechtsbücher wie die kanonischen, welches die Hauptbücher waren, mit denen sich die Mönche und Gelehrten beschäftigten, wurden mit sehr speciellen Glossen versehen, und jedes wichtigere Buch war dem scholastischen Glossireifer ausgesetzt. Dante glossirte sich selbst, um nicht glossirt zu werden. Und so finden wir denn in der That ganz, wie obige Worte Dante's, über sehr vielen Capiteln des Liber X. (oder der Decretalen Gregors IX. vom J. 1234) die Worte: Breve est nec summari potest. Ebenso erinnert der Anfang der „Vita nuova", das: Incipit vita nova an die Sitte der Abschreiber der Rechtsquellen, vor jedes Buch die Worte: Incipit liber I, II, III, u. s. w. zu setzen.

Wunderbare Wandlung.

Muß man nicht mit jenem alten geschmackvollen Poeten ausrufen:

O jerum jerum jerum,
Welch eine mutatio rerum!

wenn man noch vor sechs Jahren den Professor Schmalz in Berlin, der sich damals nach seiner Art zum Liberalismus aufgeschwungen zu haben glaubte, in der Vorrede zu seinem „Deutschen Staatsrechte" (Berlin, 1825) Folgendes aussprechen hört: „Mit großer Freude muß der Freund der Freiheit und des deutschen Vaterlandes es sehen, daß jenes demagogischen Unsinns die Deutschen von ganzem Herzen müde sind. Wie auch noch Einzelne im Finstern Lehren der Zerstörung zu verbreiten suchen, unsers Volkes Besonnenheit wird nicht durch Declamationen verführt werden. Und wo in einigen deutschen Verfassungen neuerdings fremde Formen einer angeblich aufgeklärten und liberalen Politik eingeführt sind, gerade von dem Volke werden sie am wenigsten geschätzt, wo nicht gar gehaßt. Auf diese in der Entwickelung des Territorialstaatsrechts besondere Rücksicht zu nehmen, schien mir nicht einmal thunlich, da ich gerade das deutsche Staatsrecht darzustellen hatte. Wo aber haben die Menschen sich sicherer gefühlt, sich glücklicher befunden, als in unsern deutschen Staaten? Und wo anderswo gleiche Freiheit ist, da beruht gerade das Wahre und Wirkliche derselben auf Dem, was deutschen Institutes ist." Man würde sich noch mehr über diese Peroration zu wundern Ursache haben, wüßte man nicht, daß der jetzt selig verschiedene Verfasser zu der Partei der selig verschiedenen Karls X. u. s. w. gehörte. Um so merkwürdiger aber und die Aufmerksamkeit spannender, gleichsam wie ein vom Rauch durchzogenes Fläschchen vor Alter sauer gewordenen Weines, ist das ganz kürzlich erst (im J. 1831) bei Brockhaus erschienene „Naturrecht" desselben Verfassers, der uns darin ein unerwartetes opus postumum hinterläßt, auf welches wir hiermit aufmerksam machen. 10.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 16. Januar 1832.

Geschichte Deutschlands seit der Stiftung des Rheinbundes von L. v. Dresch. Zweiten Buchs erste Abtheilung. Erstes bis drittes Capitel. Zwei Bände. Ulm, Stettin. 1830. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Leser, welche in der historischen Literatur nicht ganz unbekannt sind (und das ist gewiß kein Leser unserer Blätter) werden wissen, daß der ehem. tübinger, jetzt münchner Professor, Hofrath und Ritter von Dresch damit eigentlich nur das mit Recht belobte Schmidt'sche Werk („Gesch. der Deutschen", Ulm, 1778 fg., dann von Milbiller weiter geführt) fortgesetzt hat. Nach der Analogie solcher Namenscopulationen z. B. Koch-Schöll u. s. w. und nach dem Grundsatz des suum cuique müßte also dies Werk das Schmidt-Milbiller-Dresch'sche oder weil dem Letztern doch als dem Verf. der 5 Schlußbände der Vortritt gebührt, von Dresch-Schmidt genannt werden. Es begann mit dem Rheinbunde, war also gewiß keine deutsche Reichsgeschichte, weil es eben kein deutsches Reich mehr gab, und ist nun in 5 Bänden bis zur Eröffnung des Bundestages zu Frankfurt, 5. Nov. 1816, fortgeführt worden. Die beiden vorliegenden Bände (ihrer Vorgänger ist schon früher gedacht worden) führen von dem ersten pariser Frieden (30. Mai 1814) durch die Labyrinthe des wiener Congresses, dem das erste Capitel auf fast 200 Seiten gewidmet ist, und über die Schlachtfelder von Quatrebras, Ligny und Belle Alliance (welchen Krieg das zweite Capitel beschreibt) und durch die Reconstructionen der deutschen allgemeinen und der besondern Verfassungen hindurch, bis zur ersten Session der deutschen Amphiktionie, die ihren Geschichtschreiber durch längere Dauer oder durch ihr Ende sich erst verdienen muß: denn dann würde sie allerdings sogleich Domaine der Geschichte sein. Der Hr. Verf. hat somit seine historische Feder auch nicht für den Bundestag geschnitten, und wenngleich er erklärt, daß er sein Werk nur vorerst abbrechen wolle, weil die deutsche Geschichte sich seit 1816 fast ganz in Specialgeschichten auflöse und das wenige Gemeinsame: Bundestag, karlsbader Beschlüsse, wiener Ergänzungsacte, nicht genugsamen Stoff gewährte: so kommt es dem Ref. doch vor, als wäre Hr. v. Dresch eben froh gewesen, hier eine Art Schlußpunkt gefunden zu haben, von wo aus er, um den Abschied nicht zu schwer zu machen, mit dem Versprechen und der eröffneten Aussicht, nicht für immer geschieden zu sein, sich vom günstigen Leser beurlaubt.

Uns läßt er das Nachsehen und das Urtheil, und wir können nicht umhin im Ganzen nur ein günstiges zu fällen. Die Aufgabe war nicht leicht, den annus confusionis der deutschen (und europäischen) Geschichte zu schildern, und wir müssen gestehen, daß der Verf. eine Haupteigenschaft des Historikers, die gerade hier am allernothwendigsten ist, weit weniger als mancher Andere vermissen läßt, nämlich die gemäßigte Gesinnung und daraus hervorgehende Unparteilichkeit der Ansicht. Denn daß auch ein gelehrtes Studium der Quellen — und die sind mitunter noch verzweifelt schlecht gefaßt, mitunter sehr unzugänglich (wie ein 8 Foliobände starker handschriftlicher Bericht der mainzer Centralcommission über die demagogischen Umtriebe) — vorausgehen mußte und vorausgegangen ist, brauchen wir von einem Schriftsteller wie v. Dresch gar nicht in Erinnerung zu bringen und zeigt auf jeder Seite der Anblick der mitunter sehr angeschwollenen Noten. Der letztere Umstand und die philosophische Bildung des Verfs. verhüten, daß man hier nie auf ein breites historisches Gewäsch, was sich auch manchmal unter dem Lobe der Unparteilichkeit und Mäßigung verkauft, sondern überall auf durchdachte eigenthümliche Ansichten stößt, denen auch fast immer (etwa ein paar minder deutliche Perioden abgerechnet) die stylistische Haltung entspricht. Doch genug des Lobes im Allgemeinen. Wir gehen in einige Einzelnheiten über.

In der Vorrede setzt der Verf. die Schwierigkeiten bei einer Geschichte so neuer, verwickelter und parteiisch aufgeregter Zeit auseinander. Aber nicht nur mit der Meinung, sondern auch mit dem Wissen selbst habe der Geschichtschreiber seinen Kampf zu bestehen. Denn während die Meinung gewöhnlich schon im Voraus für eine oder die andere Sekte gewonnen ist, so ist auch der Verdacht nur zu schnell bereit dem Verf., der nicht Alles des Breitern erzählt, Unwissenheit vorzuwerfen, oder ihm Schuld zu geben, Dies und Jenes nicht gekannt, oder falsch erzählt zu haben; bringt man aber die entgegengesetzten Meinungen auch zu Tage, so können Weitläufigkeit und Polemisiren nicht vermieden werden. Auch hier hat der Verf. eine verständige Mittelstraße gehalten, und man sieht oft aus wenigen Worten, daß er die andere Ansicht wohl gekannt, aber aus guten Gründen verworfen hat. Selbst die Quellen, aus denen man für die neueste Zeit zu schöpfen hat, widersprechen sich und erfodern eine Art höherer politischer Kritik, für welche die Philologen eigentlich noch keinen Namen gefunden haben. Der Verf. zeigt dies an den bekannten Memoiren von Fouché, Savary, Bourrienne und Fauche-Borel. Oft kann man solchen Schriftstellern nur da glauben, wo sie gegen sich selbst oder gegen die Personen und Sachen sprechen, die sie vertreten; oft nur dann, wenn sie von andern Zeugnissen oder wenigstens von innerer Wahrscheinlichkeit unterstützt werden.

Um ein richtiges Urtheil über das erste Capitel oder den wiener Congreß zu fällen, muß man nicht übersehen, daß der Verf. eine Geschichte Deutschlands schreibt, also die allgemeinen europäischen Angelegenheiten nur so weit, als sie zu diesem Zwecke unentbehrlich sind, in seinen Bereich hereinzieht. Hier ist der deutsche Standpunkt mit weit größerm Rechte festgehalten, als Flassan den französischen bei einer allgemeinen Schilderung festhält, oder besser von ihm festgehalten wird. Der Verf. ist kein unbedingter Lobredner des deutschen Bundes und seiner Bundesacte (haben doch die Männer, welche sie entwarfen, zum Theil selbst ihre Unzulänglichkeit anerkannt!), er gibt den besten Willen der Regierungen zu, aber die Eile, mit welcher zuletzt das Geschäft betrieben werden mußte; die wirkliche Verschiedenheit der Interessen in den einzelnen Staaten; die Furcht der mittlern Mächte Deutschlands „sich in solchen Sachen die Hände zu binden, in denen Oestreich und Preußen doch die eigne Macht zuletzt über jedes Gesetz hinweggesetzt hätte (wie in der Zeit des Reiches), und selbst der Wunsch, daß die Unterthanen Gutes als Geschenk ihrer Herren empfingen, und nicht als Gebot einer höhern Gewalt" machte, daß der deutsche Bund nicht zwar überhaupt das Beste, aber doch Das wurde, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, und daß er und was er herbeiführte, in mehr als einer Beziehung, besser als Das war, was in Deutschland seit Langem bestand. Der Verf. schließt S. 169 sein Urtheil darüber mit folgenden Worten: „Hat auch der deutsche Bund nicht alle hochfliegenden Erwartungen der Zeitgenossen erfüllt, so ist doch gewiß, daß Deutschland nichts hindere, freier im Innern und stärker gegen Außen zu sein, als es seit Langem gewesen war" und seinen Abschnitt über den ganzen Congreß S. 194: „Zwei Dinge schadeten seinem Ruhme in der Meinung der Menschen vor allen andern am meisten: zuerst, daß in den vorausgegangenen Kämpfen, um die Völker fortzureißen, außerordentliche Hoffnungen und Erwartungen waren erregt worden, die zu erfüllen nachmals unmöglich schien, dann, daß der Einbruch Napoleons in Frankreich Manches zu übereilen nothwendig machte, was sich sonst vielleicht noch ausgeglichen hätte, und die Gemüther, die

sonst die Zeit besänftigt haben würde, aufs Neue in Aufruhr brachte. Den Ruhm aber wird Niemand dem Congresse absprechen, daß er mit der größten Thätigkeit und Kraft die Maßregeln ergriff, die nothwendig waren, um das Ungewitter zu beschwören, das von Frankreich her sein kaum vollendetes Werk und den Frieden der Welt aufs Neue bedrohte."

Was der Verf. im Anfange des zweiten Capitels über die Lage Frankreichs unter den 1814 zurückgekehrten Bourbons sagt, macht jetzt nach ihrem dritten Sturze, der damals noch nicht erfolgt war, als der Verf. schrieb, einen sonderbaren Eindruck. Aber ein Fall erklärt fast den andern, und keiner zieht ein eigentliches Bedauern gegen das Geschlecht nach sich, für welches alle Lehren der Geschichte vergeblich zu sein schienen. Es ist, als höre man wie 1830 so auch 1814 das „mais je ne suis pas dans mon droit". Dessenungeachtet ist Herr von Dresch weit davon entfernt und hat es auch durch seine Aeußerungen auf dem Landtage in München bewiesen, daß er etwa das Königthum nicht ehre und hochhalte; ja, man könnte eher in ihm den Aristokraten sehen, worüber mit ihm gar nicht zu rechten ist, wenn er es auf dem Katheder so gut wie auf der Rednerbühne ist, also sich in seinen Ueberzeugungen und Lehren gleichbleibt. Bei Gelegenheit der Flucht Ludwigs XVIII. führt der Verf. (I, S. 213) eine weniger bekannte Anekdote aus Durdent („Cent dix jours du règne de Louis XVIII.", 1815, 32) an, die auch hier ihren Platz finden möge. Ludwig XVIII. hatte beschlossen, daß jährlich am 3. Mai, als dem Jahrstage seines Einzugs, die Nationalgarde allein bei ihm die Wache haben sollte. (Er mußte schon am 19. oder 20. März entfliehen.) Dreißig Kaufleute, Nationalgardisten von Paris, schlichen sich im Geheim und unter mancherlei Vorwand nach Gent, um dort am 3. Mai Namens ihrer Brüder bei dem Könige die Wache zu versehen. Eine andere Anekdote aus Orloff's „Mémoires sur le royaume de Naples", II, Not. 410, ist S. 237 angeführt. Als Murat durch sein Losschlagen in Neapel zuvorkommend verhüten wollte, daß Napoleon sich nicht der eisernen Krone bemächtige, suchte seine Gemahlin ihn abzuhalten, „La reine Caroline voulut elle-même retenir son mari; elle dit plus d'une fois à un homme qu'elle affectionnait: N'est-il point assez pour un paysan de Quercy d'occuper le plus bel trône d'Italie? non: il voudrait toute la peninsule". Uebrigens hatte Murat zur Unzeit 1814 Frieden geschlossen und fing 1815 zur Unzeit den Krieg an. Die Darstellung der Schlacht von Waterloo, so viel man auch Beschreibungen derselben gelesen haben mag, wird immer großes Interesse erregen, denn sie ist lebendig, sachgemäß, unparteiisch. Der Verlust derselben wird weniger den Fehlern der französischen Unterfeldherren, als den Eigenschaften der zwei Feldmarschälle, die Napoleon gegenüberstanden, beigemessen, und dem Umstande, daß bei so großen Entfernungen Napoleons und Grouchy's die Einheit des Zusammenwirkens so erschwert worden war, daß eine Stunde gewonnen oder verloren, die Verspätung oder das Nichteintreffen eines Befehles die Schlacht entscheiden konnte (S. 288). Das besonnene Urtheil S. 333 über Napoleon wird Niemand tadeln können, wie er auch über jenen Universalerben der französischen Revolution denken möge. Was den heiligen Bund anbetrifft, so wird nachgewiesen, daß noch vor Alexanders Bekanntschaft mit der Krüdener eine russische Note vom 31. Dec. 1814 (Klüber's „Acten d. wien. Congr.", Hft. VII, 68) schon fast ganz die Grundsätze und Sprache jener Allianz enthielt. Von den geheimen Artikeln desselben, die wol nur bei einem Bruche derselben bekannt werden möchten, kann hier natürlich nichts verlauten.

Der zweite Band enthält das dritte Capitel oder die innern Verhältnisse Deutschlands, theils die allgemeinen, — wofür die Anordnungen für das Ganze, die im Ganzen Deutschlands bemerkten Tendenzen, geheime Umtriebe, Burschenschaften, Turnwesen, Preßfreiheit, Wiederherstellung der katholischen Kirche, Concordate, Jesuiten (die Gefahr der Wiederbelebung dieses Ordens findet der Verf. um so größer, als jetzt die frühern ihn stets controlirenden und bekämpfenden Mönchsorden zum großen Theil verschwunden sind), — theils die besondern der einzelnen deutschen Staaten. Der Verf. ist aus Ueberzeugung Anhänger des juste milieu, und spricht darüber mehrmals sein Bekenntniß aus. Die Schilderung der einzelnen Staaten ist bei Sachsen für den Leser aus diesem Volke vielleicht zu wenig eingehend, aber der Oekonomie des Ganzen angemessen. Sehr gründlich urtheilt der Verf. über Würtemberg, das er aus mehrjährigem Aufenthalte kennt; und mit den Erfahrungen von 1830 u. 1831 an der Hand wird der Leser in Dem, was über Kurhessen und Braunschweig, besonders über ersteres gesagt ist, eine Nemesis nicht verkennen mögen. Gar schön wird auch S. 209 Weimar unter dem unvergeßlichen Karl August geschildert und bemerkt, daß es, was es durch einen Verein seltener Größen für Dichtkunst und Geschmack, für schöne Literatur und Theater dem ganzen Vaterland geworden, auch in politischer Hinsicht für Erweckung freisinnigen Volksgeistes, für gesetzliche Freiheit und Verfassungen zu werden schien. Was der Verf. über das Ein- oder Zweikammersystem sagt, im Ganzen dem letztern huldigend, mag ohne Anwendung auf einzelne Staaten gelten können, aber in der Wirklichkeit und Anwendung wol noch Modificationen nöthig haben. Aber wer auf dem historischen Wege bleibt, wird selten von dem Wahren zu weit abirren.

Wir schließen mit den schönen Schlußworten der zweiten Vorrede S. xx: „Wenn die Geschichte einen Vortheil gewährt, so ist es der, daß sie billig macht. Sie zeigt, daß, was uns leere Form und Misbrauch scheint, etwas Wesenhaftes und Gutes zu seiner Zeit und an seinem Orte war; warum sollte es nicht noch so zu denselben Zeiten an verschiedenen Orten sein, wenn die alten Bedingungen noch bestehen? Sie lehrt, daß die Menschen unter den verschiedensten Einrichtungen und Gesetzen glücklich waren, und dazu die Gesinnungen mehr beitrugen, als alles Aeußere: warum alles Heil von Einer Form und nur von der erwarten! Sie (die Geschichte) warnt, daß über dem Trachten nach dem Bessern das Gute nur zu oft sei verloren worden: und Genügsamkeit sollte nicht auch recht und Klugheit sein! Das ist unstreitig: die Gesellschaft ist die beste und glücklichste, welche die größte Zahl verständiger und rechtschaffener Mitglieder zählt. Die Masse nützlicher Kenntnisse zu vermehren, Muster des Guten aufzustellen und dazu anzuführen, das ist das Erste und die Grundlage aller bleibenden Verbesserungen: Viele folgen aus diesen Elementen von selbst."

Dem Ganzen ist ein Verzeichniß der europäischen und deutschen Regenten von 1806—16 in alphabetischer Ordnung S. 291—303, und ein Register zu den 5 vom Verf. bearbeiteten Bänden dieses Werkes (S. 306—376) angehängt. 20.

Histoire des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce, par *Gaultier d'Arc*. Paris, 1830.

Das Heer der Normannen rückte im Süden Italiens vor. Im Marsche begriffen, stieß es auf ein Standbild, dessen eherne Krone folgende Umschrift trug: „Kalendis Maji, oriente sole, caput aureum habeo". (Am ersten Mai, bei Sonnenaufgang, habe ich einen goldenen Kopf.) Ein Araber, der sich unter Robert Guiscard's Gefangenen befand, errieth den Sinn dieser Worte: er schloß nämlich daraus, daß an dem angegebenen Tage der Schattenwurf des Standbildes einen Schatz anzeigen solle; er hatte sich nicht geirrt. Es ist dies in andern Worten die sinnreiche Vorrede des Gil Blas, worin der unsterbliche Verf. die Leser auffodert, die Moral seines Buches ausfindig zu machen. Jene Umschrift aber, die Allen in die Augen fällt, die aber nur ein einziger Mensch versteht, ist ebenfalls das Sinnbild jener historischen Wahrheiten, die Jahrhunderte lang in den bekanntesten Quellen bis zu dem Augenblicke vergraben lagen, wo ein scharfsinniger Kopf sie an das Licht zog. „Ein Romanendichter", so drückt sich in dieser Beziehung Hr. A. Thierry in

seiner „Geschichte der Eroberungen der Normannen in England" aus, „ein Mann von Genie trat zur jüngsten Epoche auf und offenbarte dem englischen Volke, daß seine Voraltern nicht alle in einem einzigen Gefecht überwunden worden seien." Hr. Thierry, der seinerseits den Irrthum so vieler Chroniken- und Geschichtschreiber bemerklich machen wollte, die alle als das Werk eines einzigen Tages — dem der Schlacht bei Hastings — Eroberungen schildern, die erst im Laufe von Jahrhunderten vollendet wurden, und von der Idee betroffen, die in Walter Scott's herrlicher Skizze, „Ivanhoe", vorherrscht, unternahm es, diese Skizze mit dem Grabstichel der Geschichte in ihrer Vollkommenheit darzustellen. Und, wunderbar genug, in einer Art Epopöe von ganz neuer Gattung, weil Alles darin wahr ist, gelingt es dem Annalenschreiber ein beinahe ebenso lebhaftes Interesse, wie dem Romanendichter, zu erwecken. Es sind nicht mehr erdichtete Helden, ja nicht einmal mehr die *Führer* der Sachsen und Normannen, auf deren Schilderung der meiste Farbenluxus ausschließlich verwandt wird. Eine kühne Hand stößt die gewohnte Ordnung um. Es ist das Volk und zwar das Volk mit allen seinen Vorurtheilen, seinem Wahnglauben und seinem Jammer, das den Vordergrund der Schilderei einnimmt, wo überall jene Massen hervortreten, die seither nur zu lange gleich den Nebengruppen eines Gemäldes in Schatten gestellt waren, dessen Verfertiger blos die Hauptpersonen beleuchtet. Allein der Reiz und die Originalität dieser Methode, die gewissermaßen die Nationen personificirt, ist nicht ihr einziges Verdienst. Es war oft, besonders von französischen Geschichtschreibern auf Montesquieu's Autorität wiederholt worden, daß die Barbaren, indem sie die Eroberungen des römischen Reichs erbten, keineswegs dessen Politik annahmen, die dahin ging, dem Besiegten seine Gebräuche und Sitten zu lassen. Man hatte zugegeben, daß sie überall das Joch ihrer Gesetze auflegten; allein man war noch nicht auf den Gedanken gekommen, von Eroberung zu Eroberung zurückzugehen, um die Fortschritte jener gewaltsamen Gesetzgebung zu erforschen, indem man das Geleit ihres Siegeswagens in Mitte der Trümmer verfolgte, die ihren Gang bezeichneten, sowie die Spur des von ihr vergossenen Blutes. — Demnach zerlegt gleichsam der Geschichtschreiber der Eroberung Englands durch die Normannen ein modernes Volk, um dessen verschiedene Elemente der Analyse zu unterwerfen. Die Unterscheidung der Stämme, die nach einander das nämliche Gebiet bevölkerten, weiht ihn in das Geheimniß jenes Nationalhasses und jener Antipathien ein, die oft die einzige Triebfeder der Führer sind, die ihre Schicksale leiten. Deshalb nun forscht er in den alten Chroniken, in den gleichzeitigen Legenden, deshalb zieht er die Ueberlieferungen, die Volksgesänge zu Rathe. Es handelt sich nicht um die wiederholten Geschichtserzählungen einförmiger Kriege, wobei nur die Waffenart und die Zahl der Todten verschieden sind. Das, wonach der Verf. forscht, ist die Erinnerung an jene theilweise Kämpfe, von Mann zu Mann, die sich in jedem Bezirk, in jeder Hütte und überall da erneuern, wo sich irgend Etwas befindet, das man rauben und vertheidigen kann. Hierin liegt die Quelle jenes gewaltigen Hasses, den der Besiegte an der Stelle des ihm entrissenen Erbes hinterläßt und dessen drohende Stimme unter den Trümmern der Stätte, wo er zuerst das Tageslicht erblickte, nicht erstickt ward. — So Hr. A. Thierry. Wenden wir uns nun zu dem Verf. des vorliegenden Geschichtswerks, der die nämliche Bahn betreten hat, auf welcher sein Vorgänger so glänzende Erfolge erlangte. — Fast zu der nämlichen Epoche, wo die Normannen England überzogen, brachen andere ihrer Landsleute aus dem nördlichen Frankreich auf, um zur Theilnahme an den Kriegen im südlichen Europa aufzureizen, Italien, Sicilien und einen großen Theil Griechenlands zu überschwemmen. Nur der Schauplatz hat gewechselt; die Personen sind die nämlichen. Wie Hr. Thierry hat auch unser Geschichtschreiber aus den gleichzeitigen Quellen geschöpft; er hat lateinische, griechische und arabische Autoren zu Rathe gezogen; die von ihm erzählten Begebenheiten tragen stets das Gepräge des Außerordentlichen, oft sogar des Wunderbaren an sich und sind ganz dazu geeignet, die Neubegier auf das Lebhafteste zu reizen. Gleichwol verliert das Ganze seiner Arbeit sehr bei einem Vergleiche mit dem schon öfter erwähnten Werke. Wir glauben Hrn. G. d'A.'s Methode ist Schuld daran: seine Erzählung nämlich ist zu sehr mit Einzelzügen überladen, vornämlich mit geschichtlichen Episoden, mit zu ausführlichen Beschreibungen von Schlachten und Belagerungen und jener materiellen Bewegung, welche große Umwälzungen begleitet. Schilderungen der Art schicken sich wol für historische Dramen, allein die ernstere Muse der Geschichte verwirft sie. Andererseits verabsäumt der Verf. das Eigenthümliche der Sitten jener Epoche gehörig hervorzuheben, oder doch mindestens mit hinlänglich starken Zügen das Originelle und Besondere, was sein Sujet enthält, zu zeichnen. Das, was er uns von den Waffenthaten der Normannen erzählt, trägt zu sehr im Allgemeinen den Typus des Jahrhunderts an sich, in welches der Geschichtsabschnitt fällt, als daß man den Zweck des Verf., eine *Specialgeschichte* zu liefern, für erreicht halten könnte. Endlich vermißt man auch noch in dem Buche eine ausführlichere Schilderung der öffentlichen Sitten und des Charakters der Hauptpersonen in Italien, sowie solche vor den ersten Einfällen der Normannen beschaffen waren. Die Kritik kann es dem Geschichtschreiber nicht zum Vorwurfe machen, wenn er über die Motive der von ihm erzählten Handlungen anderer Meinung als der Leser, ist. Dennoch begnügt sich Ref. zu bemerken, daß er nicht Hrn. G. d'A.'s Ansichten über den Geist der Eroberungen theilt, die dieser sonst mit ebenso viel Ordnung als Klarheit ans Licht stellt. „Man erwäge wohl", sagt er in dieser Beziehung, „daß die Expedition der Normannen nach Italien während des 11. Jahrhunderts uns keineswegs das in den Jahrbüchern der Geschichte so gewöhnliche Schauspiel eines Volkes darbietet, das durch Misbrauch des Rechts des Stärkern sein Joch Völkerschaften auflegt, die das Schicksal der Schlachten minder begünstigte. Diese Männer des Nordens treten kühn dem Phalangen des Orients entgegen; und von dem Gipfel des Vesuvs bis zur Westspitze Calabriens lassen sie die magischen Worte: *Sieg und Freiheit!* widerhallen." Es klingt etwas seltsam, die nämlichen Normannen, die sich bei ihrer Landung an den Nordküsten Frankreichs so wild und grausam bezeigt hatten, die von Gold- und Blutdurst getrieben, Englands Boden betraten, als die Retter der Völker, als die Apostel der Freiheit in Italien lobpreisen zu hören. Zeigt uns doch der Verf. selber im ganzen Laufe seiner Geschichte diese Abenteuerer in ihrer natürlichen Gestalt, wie sie, die Einen nach den Andern, ausziehen und gleichsam die Spur der Reichthümer verfolgen, auf die ihre Landsleute stießen; wie sie tapfer bis zur Verwegenheit sind, allein ihren Degen jedem der Meistbietenden verkaufen und sich sehr wenig um die Unabhängigkeit der Völker bekümmern, deren Gebieter sie am Ende werden. Und sagt er doch sogar von Robert Guiscard, die während seiner Feldzüge begangenen Excesse hätten ihm die Beschuldigung zugezogen, das Räuberhandwerk ergriffen zu haben. Es sei aber schwer diesen Vorwurf zurückzuweisen, da zwischen dem Räuber, der sein Handwerk im Großen treibt, und dem Eroberer, dem nur beschränkte Mittel zu Gebote stehen, der Unterschied oft sehr schwer zu ermitteln ist. — Wir schließen mit einer Bemerkung: Vor wenigen Jahrzehenden noch sahe man ebenfalls Frankreichs Alles vor sich herstürzende Scharen unter dem Rufe: Sieg und Freiheit! Italien überziehen. Allein damals, wie zur Zeit der Normannen, war nur der Siegesruf wahr; der andere fand keinen Widerhall weder in den Alpen noch in den Apenninen. Italien ward ebenso wenig wie *Polen* restaurirt: denn nur wahrhaft freie Völker können Freiheit ertheilen und zu dem einzigen Zwecke kämpfen, die Ordnung und den Frieden, deren sie selber genießen, wiederherzustellen. 21.

Das beste Erbauungsbuch für alle Jahrhunderte.

Der ungemessenen Zahl der Erbauungsbücher für jedes Geschlecht, jedes Lebensalter, jeden Stand und jedes Bedürfniß, in jeglicher Form gebundener und ungebundener Rede soll das Prädicat: „das beste“, nicht das Verdammungsurtheil sprechen, — vorzüglicher und ausgezeichneter erfreut sich jedes Jahr neben vielen in Stoff und Vortrag mißlungenen —, sondern nur der Zeitgenossen Aufmerksamkeit auf ein Werk richten, das, in seiner Art einzig in jeder Hinsicht, leider durch den am 29. Mai 1831 erfolgten Tod seines ehrwürdigen Verf. verwaist und unvollendet ist, auf die vom Dr. Dinter begonnene: „Bibel als Erbauungsbuch für Gebildete.“ Erster Band. Neustadt a. d. O., Wagner. 1831. Lexikonoctav. 1 Thlr. Dem Manne, welcher alle nöthige Eigenschaften dazu in sich vereinigte, ebenso tiefe Kenntniß der alten Sprachen und ihres ihnen eigenthümlichen Geistes als praktische Weisheit, diesen überzutragen auf die Jetztwelt und ihre Verhältnisse, und Gewandtheit, seinen Worten ihn einzuhauchen, ebenso reine, geläuterte christliche Ansichten als Kraft, diese den Verschrobenen, Misgeleiteten ohne Bitterkeit und Streitsucht entgegenzustellen und sie von ihrer Wahrheit zu überzeugen; dem Manne, von welchem Tausende seiner Verehrer dieses Erbauungsbuch verlangten, ists gelungen, den für die Erbauung Vielen unergibig scheinenden historischen Schriften des A. T. das angemessenste Gewand, die höchste Brauchbarkeit, den erfolgreichsten Einfluß auf fromme Gemüther zuzusichern. Er hatte begriffen, was der wahren Erbauung noththat, und vermochte des Wortes reiche Bedeutung in ihrem ganzen Umfange zu bewähren. Nicht sich vertiefen in unverstandene Worte und sich überselig träumen in dumpfen und stumpfen Gefühlen, nicht ruhen auf Polstern, wie die Afterreligion sie darbietet, sondern geweckt werden zum unermüdlichen Wirken in Liebe für Gott und Pflicht, zum Dulden und Tragen des Unvermeidlichen mit Muth und Hoffnung erfüllt werden, heißt ihm, sich erbauen. „Erbaut wird der Christ, wenn durch das Licht göttlicher Wahrheit, das ihn umstralt, die die Nebel des Irrthums und Aberglaubens und Unglaubens zerstreut werden, die ihm den Weg nicht erkennen ließen, den er zu gehen hat. Erbaut wirst Du, wenn Du Deine Pflicht richtiger erkennen, inniger lieben, freudiger und beharrlicher üben lernst. Erbaut wirst Du, wenn kindlicher Sinn gegen Gott und den Erhabensten, der je auf der Erde gelebt hat, Jesum Christum, Deine ganze Seele erfüllt, wenn Du jedes Gute, das Dich erfreut, mit Demuth und Dankbarkeit annehmen lernst aus Vaterhand; wenn Du dahin gebracht wirst, daß die Leiden, mit denen Du zu kämpfen hast, Dir nur als Mittel erscheinen, durch welche die weise Fürsehung des Alliebenden Deine Kraft üben, Deine Erfahrung bereichern, Deinen Glauben stärken will; wenn Vertrauen zu Gott in den Wolken des Lebens Dir freundlich entgegenstralt wie der Regenbogen dem geretteten Noah; wenn Hoffnung dem Sterblichen, Dir, einst dem Sterbenden, der Unsterblichkeit Pforten öffnet.“ Das hieß ihm, sich erbauen; und er verstand, Andere zu erbauen. Damit das Licht göttlicher Wahrheit Jedem den Weg erleuchte, übersetzte er die Bibel edel, einfach, kräftig, verständlich, erhellte das Dunkel, das Sprache, Sitte und Land der Bibel umringen, hob hervor das Ewiggeltende und Menschen Verbindende und Bindende und begleitete es aus dem Schatze seiner tiefen Lebenserfahrungen mit Anwendungen, bald ernsten und feierlichen, bald demüthigen, bittenden Tones, wie das Lesen der Bibel ihn in ihm selbst angestimmt hatte.

Loben und anpreisen dürfen und wollen wir nicht Dinter's Vermächtniß Freunden der Bibel und des geläuterten Christenthums — diese kennen, was er vermochte, und empfangen dankbar, was er ihnen hinterließ —, nur durch einige ausgehobene Stellen die nach reiner Erbauung Dürstenden wie die von der Bibel Abgewandten überführen, wie so reich an Erleuchtungs-, Besserungs- und Beruhigungskraft die Bibel sei. So fügt Dinter der Rede, durch welche Moses den Josua (Jos. 1) ermuthigt zur Uebernahme des Heerführeramts, Folgendes bei: „Auch in meinem Innern rief einst eine Stimme, die Stimme des Gewissens, das Gefühl der Kraft, das Gebot der Pflicht (ich erkannte in ihr Deine Stimme, mein Vater droben!): Auf, Josua! Muthig ans Werk! Setze kräftig fort, was ein Moses weislich begann! Und ich rief schüchtern: Wie kann ich! Ich habe nicht Mosis Kraft! Darauf kommt es nicht an! Habe Du nur Mosis Sinn, Mosis Muth, und brauche redlich die Kraft, die Du hast! Was Deine Vorgänger muthig begannen, das setze Du muthig fort im Vertrauen auf Gott! Ich werde zu kämpfen haben! Allerdings. Aber durch Kampf erkaufe Dir die Freuden des Siegs! Das Gute nur da wollen, da thun, wo es uns leicht wird, hat nichts Verdienstliches! Ja, Vater im Himmel! Ich höre Deine Stimme! Sei es mein kleines Haus, sei es eine Gemeinde, wo Du mir zu wirken gebeutst, sei es Einfluß auf das Ganze, dem Du meine Kraft weihst: ich treibe nicht mein, ich treibe Dein Werk! Gelingt es mir, so kann ich sagen, es gelingt mir durch Dich! Ich kann aber auch ebenso mit Freudigkeit sagen, es gelingt Dir durch mich! Nicht eher unthätig, als bis mich die Kraft verläßt. Und dann gehe ich, mich des Gelungenen freuend, zur Ruhe? Nein, nicht zur Ruhe! Ich schwebe zu höherer Wirksamkeit auf! Wohin? zu welcher? Gott, dafür lasse ich Dich sorgen. In Deinem Hause sind viele Wohnungen! Und Du brauchst überall Geister, die in Liebe zu Dir für das Gute thätig sind! Ich will es sein, wohin Du mich auch versetzest.“ Wer das liest, kann der noch zögern, das Heilsame zu unternehmen, ohne des schönen Erfolgs sicher zu sein? Er fühlt seine Ohnmacht, die Größe der That, die Kürze und Unsicherheit der Zeit, aber er zagt nicht; in Gott, auf Gott und mit Gott beginnt und setzt er fort sein Werk, so lang er's will, und ruft er ihn ab vor dessen Vollendung, so ist sein Trost: Gott führt's herrlich hinaus. — Nur noch eine Anwendung auf die Zeit, die Alles umgestalten wollende, wie sie die älteste Fabel (Richt. 9, 8—21) veranlaßt: „Die älteste Fabel, welche in der Geschichte der Literatur vorkommt, ist die, welche hier Jotham aufstellt, und tritt zugleich in einer solchen Kraft auf, daß sie mit ihren Schwestern aller Jahrhunderte wetteifern kann, ohne zu erröthen. Sie ist politischen Inhalts, wie eine der ältesten Aesopischen Dichtungen. In dieser verspotten die Frösche den König Klotz, weil er weder Gutes noch Böses thut, und erhalten dafür den König Storch, welcher sie auffrißt. Jotham stellt die Sache feiner dar. Der Gute, der Gemeinnützige, der Volksfreund, diesen Gedanken stellt die Fabel dar, wird nie leicht (er müßte denn im Falle des ältern Brutus sein) eine Revolution herbeiführen. Der Selbstsüchtige, der im Frieden nichts gilt, für den es kein Mittel gibt, groß zu werden, als den Tumult, der stiftet sie an, nicht um zu nützen, sondern um zu herrschen, um Alles an sich zu reißen. Aber am Ende verbrennt der Dornstrauch zwar die Cedern in Libanon (die Edelsten der Nation); aber auch er selbst geht mit ihnen zu Grunde. — Soll ich hiervon eine Anwendung auf unsere Zeiten machen? Ich glaube nicht, daß sie nöthig ist. Die französische Revolution hat sie gemacht. Ludwig XVI. war bald getödtet. Aber wer trat an seine Stelle? Robespierre, Marat und ihnen ähnliche Männer. Napoleon, allerdings besser als sie, aber höchstes Ideal des Egoismus, der, wenn er die Erde erobert hatte, so weit sie reicht, gern noch zum Monde hinaufgestiegen wäre, um diesen auch sich zu unterwerfen. Deutschland, Preußen, mein glückliches Vaterland, ihr bedürft jetzt wahrlich keiner Warnung vor Rebellion! Ihr bedürft ihr nicht! Daher hier kein Wort davon.“

Noch auf der letzten Schulrevisionsreise, wenige Tage vor seinem Tode, arbeitete der nun verewigte Verf. dieses herrlich begonnenen Werkes an der Fortsetzung mit Liebe und Eifer; wer wird an seine Stelle treten, mit seinem Geiste und in seinem Sinne fortarbeiten?!

19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 17. — 17. Januar 1832.

Transactions of the Royal asiatic society of Great-Britain and Ireland. Erster und zweiter Band. London, 1827—30.

Die in London zusammengetretene asiatische Gesellschaft hat durch die persönlichen Verhältnisse ihrer Mitglieder und durch die Staatsverhältnisse Englands unstreitig sehr günstige Gelegenheit und große Hülfsmittel zur gelehrten Erforschung Asiens. Die in den beiden vorliegenden Bänden enthaltenen Abhandlungen der Gesellschaft liefern denn auch viele sehr schätzbare Beiträge zur Archäologie, Ethnographie, Geographie und Literaturgeschichte Asiens. Vorzüglich ausgezeichnet sind die Abhandlungen Colebrooke's über die verschiedenen philosophischen Systeme der Indier, welche hier zum ersten Male mit Sachkenntniß und aus den Quellenschriften dargestellt werden. Gründliche Sprachkenntniß zeigen besonders die Verfasser derjenigen Aufsätze, welche Indien und China betreffen, dagegen philologische Gelehrsamkeit in Bezug auf das Arabische und Persische in den Abhandlungen vielmehr vermißt wird, und hierfür nicht einmal durch eine ordentliche Correctur gesorgt ist. Man darf nur die Abhandlung von Mignan über die Ruinen von Ahwâs ansehen, worin die gewöhnlichsten arabischen und persischen Namen und Worte durch die gröbsten Druckfehler immerfort entstellt sind. Auffallen kann dies freilich nicht sehr, da das gründliche Studium des Arabischen und selbst das des Persischen bei den gegenwärtigen Engländern so äußerst selten ist. Sie häufen Handschriften in Menge auf, geben aber nichts heraus davon, machen nicht einmal Kataloge davon bekannt. Die mit der asiatischen Gesellschaft zu London verbundene Uebersetzungsanstalt hat, weil sie keine Originaltexte drucken läßt, einen mäßigen Werth; denn diese Uebersetzungen, welche blos aus Handschriften gemacht sind, deren Original aber Demjenigen, welcher sie beurtheilen will, nicht vorliegt, und die zum Theil von wenigbekannten Männern verfaßt sind, zum Theil auch nur Excerpte aus den Originalen geben: welche Bürgschaft leisten sie uns? Entschuldigen wird man sich ohne Zweifel mit der Antwort: Das Drucken der Originaltexte neben der Uebersetzung würde uns zu viel Geld kosten. Dies mag sein; aber durch diese Entschuldigung wird die Uebersetzungsanstalt nicht besser.

Doch wir wenden uns zu den Abhandlungen der vorliegenden Sammlung, und zwar zuerst zu denjenigen, welche die Ruinen alter merkwürdiger Städte und Tempel beschreiben. Die Trümmer der Stadt Ahwâs, in der persischen Provinz Chusistan, 92 englische Meilen nordöstlich von Basra, schildert Hr. Mignan, welcher von Basra aus im Jahr 1826 sie besuchte. Die Stadt Ahwâs war unstreitig schon unter der Herrschaft der Sassaniden aufgeblüht und behauptete auch noch unter den ersten arabischen Khalifen einen hohen Glanz. Die Trümmer dieser ungeheuern Stadt sind von solcher Ausdehnung, daß sie, nach Mignan, noch immer hinreichen würden zur Aufführung der größten, gegenwärtig vorhandenen Stadt. Die Bewohner der Umgegend erzählten mit morgenländischer Uebertreibung, das Ende dieser Ruinen habe noch Keiner von ihnen erreicht, und sie erstreckten sich bis in die Entfernung einer Reise von zwei Monaten. Gleichwol hat diese Ruinen außer Kinneir bisher Niemand erwähnt. Mignan reiste von Basra bis nach Ahwâs durch ein flaches, ödes Land, in welchem hin und wieder eine Raubthierhorde oder ein wandernder Araberstamm umherirrt. Die gegenwärtige Stadt Ahwâs, aus den Trümmern der alten erbaut, ist ein kleiner Ort von 1600 Einwohnern, am Flusse Karun. Unter den Trümmern der alten Stadt ist zuvörderst zu bemerken ein riesenhafter Damm quer durch den Strom, welcher wahrscheinlich künstliche Ueberschwemmungen bewirkte. Das Werk wird Persisch Bend genannt, d. i. das Band, der Deich. Einzelne Steinblöcke darin messen 8 und 10 Fuß. Brausend stürzt der Strom darüber hin, und selten wagen die Boote hinüberzufahren. Weiterhin finden sich Ueberreste einer Brücke über den Strom, und an diesem Orte beginnen die ausgedehnten Trümmer, welche, nach des Verf. Untersuchung, sich 12 englische Meilen weit südöstlich erstrecken und deren Breite ungefähr halb so viel beträgt. Alle Trümmerhügel sind bedeckt mit gehauenen Steinen, Backsteinen und Scherben. Der erste Hügel, welchen der Verf. bestieg, war ungefähr 200 Fuß hoch und hatte an einigen Seiten noch ziemlich guterhaltene Stufen; am Fuße befanden sich Gräber, aus welchen der Verf. einige Steine mit kufischen Inschriften aus der frühesten Zeit der Mohammedaner hervorholte. Nach jeder Richtung hin trifft man große Haufen kreisförmiger, flacher Steine, mit einem Loche in der Mitte, von denen man vermuthen muß,

daß sie zum Kornmahlen gebraucht wurden. Doch sind sie für diesen Gebrauch außerordentlich groß, da sie meistens 4, 5 und 6 Fuß im Durchmesser halten; auf einigen stehen Schriftzüge. Der gedachte Trümmerhügel erstreckt sich, so weit das Auge reicht, mit abwechselnder Höhe und Breite, und zeichnet sich durch seine Größe vor allen andern aus. Westlich von ihm befindet sich ein anderer Trümmerhügel, welcher ganz aus Stein besteht, 50 Fuß hoch und 20 breit; die Stufen an ihm zeigen sich deutlich bis zum Gipfel. Eine Meile davon östlich, abgeschnitten durch eine tiefe Schlucht, steht ein ungeheuerer Haufen von Trümmern, bestehend aus Quadern, Backsteinen und Ziegeln von verschiedenen Farben. Die Araber nennen ihn das Kasr, oder die Burg. Der Aufgang ist stufenartig, doch ermüdend durch die tiefen Furchen, welche durch Gewässer hineingeschnitten worden sind. Die Höhe beträgt mindestens 150 Fuß über der Ebene. Auf dem Gipfel liegen mehre Fußböden von Stein, so frisch, als wenn sie eben hingelegt worden, auch runde Tröge von persepolitanischem Marmor im rohen Zustande. Aus zahlreichen Höhlen stürzten Scharen von Schakalen hervor, und Stachelschweinsborsten lagen umhergestreut. Dies erinnert an die hebräischen Propheten, welche gerade diese beiden Thiere, den Schakal und das Stachelschwein, Kippod, gewöhnlich zusammen nennen, als Bewohner der zerstörten Städte. An der andern Seite ist dieser Trümmerhaufen senkrecht abgeschnitten; am Fuße grünt der Kameeldorn und erheitert ein wenig den Anblick dieser Landschaft, welcher sonst über alle Beschreibung düster ist. Noch viele andere ähnliche Trümmerhaufen besuchte Mignan; an dem einen zeigte sich ein vorn wohlerhaltener Wall von Mauerwerk, wahrscheinlich einst die Vorderseite eines großen Gebäudes. Eine ganze Reihe unregelmäßiger, wild zerrissener Haufen gleichen im Ansehen völlig der benachbarten Gebirgskette Baktjani. Ueberall fand der Verf. auch Muschelschalen zerstreut, und vermuthet daraus, daß ehemals der Strom oder Kanäle desselben durch die Stadt flossen. In einigen ausgetrockneten Bächen sieht man die obenerwähnten runden, in der Mitte durchbohrten Steine in Reihen, fest aneinandergefügt, daher der Verf. auch noch die Vermuthung aufstellt, daß sie Wasserleitungen bildeten, ähnlich denen, welche man jetzt aus irdenen gebrannten Röhren zusammensetzt. Babylonische Intaglios, welche man gewöhnlich Siegel nennt, finden sich auch dort. Es ergibt sich aus dieser ganzen Schilderung, daß die Trümmerhaufen von Ahwâs sehr den Ruinen Babylons gleichen, ohne Zweifel aus dem Grunde, weil in beiden Städten das Meiste aus Backsteinen aufgeführt war. Am Schlusse des Aufsatzes macht der Capitain Taylor noch Bemerkungen über den Namen der Stadt Ahwâs, ohne, wie mir scheint, das Rechte zu treffen. Der persische Name der Provinz war Hûs oder Chûs, und mit der gewöhnlichen Endung stan, welche im Sanskrit und im Persischen Ort bedeutet, Chusistan. Die benachbarten Araber bildeten aus dem Namen Hûs den gewöhnlichen arabischen Plural Ahwâs, indem sie öfter die Namen der Provinzen in den Plural setzen, z. B. Schâmât, eigentlich: die Syrier, im Plural. Die Hauptstadt der Provinz, deren Trümmer eben erwähnt worden sind, nannten die Araber in der ältern Zeit Sûk el ahwâs, d. i. Marktplatz der Provinz Ahwâs. In der Münzsammlung des Commerzienraths Pogge zu Greifswald befindet sich eine sehr alte arabische Münze, geschlagen im Jahre 90 der Hedschra zu Sûk el ahwâs. Sie ist also aus der Regierung des omajjidischen Khalifen El walid ben abd el melik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das badische Preßgesetz.

In einem frühern Artikel haben wir unverhohlen unsere Meinung über die großen Mängel des von der Regierung der zweiten Kammer vorgelegten Preßgesetzentwurfes geäußert. Seitdem ist in der zweiten Kammer über jenen Entwurf Bericht erstattet, discutirt und beschlossen worden; die von dem Regierungsentwurfe bedeutend abweichenden Beschlüsse der zweiten Kammer passirten, leider mit nicht unbedeutenden Modificationen, durch die Pairskammer; nachdem hier abweichende Beschlüsse gefaßt worden waren, gingen sie herüber zur zweiten Kammer — abermalige Berichterstattung und Discussion. So weitläufig ist nun einmal der durch das Zweikammersystem bedingte Geschäftsgang! Die Sache ist nun erledigt; von der Regierung hängt es allein ab, das Gesetz zu promulgiren. Baden hat in der That vollkommene Preßfreiheit, trotz Bundesbeschlüssen; ja, der Inhalt der karlsbader Beschlüsse ist wörtlich in das Gesetz aufgenommen und dennoch besteht keine Censur mehr. Die Wichtigkeit der Sache legt uns die Pflicht auf, die Leser d. Bl. mit den Vorgängen während der Berathung des Preßgesetzes im Zusammenhange kurz bekanntzumachen.

In der zweiten Kammer war der Abg. Duttlinger Berichterstatter über die zwei ersten Titel des Preßgesetzes, der Abg. Beck über den dritten Titel oder das Proceßverfahren. Die gemeinschaftlichen Berathungen der Regierungscommission und der von den fünf Abtheilungen der zweiten Kammer gewählten, aus den ausgezeichnetsten Abgeordneten bestehenden Commission (worunter v. Rotteck, Mittermayer) führten zu keiner bestimmten Uebereinkunft; die Deputirten blieben auf ihrer frühern, im deutschen Staatsrechte und in unserer Verfassungsurkunde gegründeten Behauptung stehen, daß die karlsbader Beschlüsse keine Verbindlichkeit enthielten, was die Regierung aufs beharrlichste bestritt. Die Commission fand den Entwurf der Regierung so unvollkommen, daß sie in ihrem Berichte die Ansicht niederlegte, der durch dieses Preßgesetz hervorgebrachte Zustand kann leicht schlechter werden, als der seitherige unter der Censur. In den zwei ersten Titeln ist daher fast kein §., der nicht eine Aenderung erhalten hätte. §. 1. lautet nun: „Alle Censur der Druckschriften, welche im Großherzogthume herauskommen oder verbreitet werden, ist aufgehoben." Auch die erste Kammer ist diesem §. beigetreten. §. 2. verordnet, daß, was von Druckschriften in diesem Gesetze gesagt ist, auch auf Steindruck, Kupferstich ꝛc. zu beziehen sei. §. 3. verbietet die Anonymität. §. 4. Die Verletzung der Vorschrift des §. 3. hat für den Verleger, Drucker oder gewerbsmäßigen Verbreiter, ohne Rücksicht auf den Inhalt der Schrift, eine Strafe von 5- 100 Fl. zur Folge. Die Regierung wollte schlechtweg jeden Verbreiter bestraft wissen und hatte das Strafminimum auf 10 Fl. gestellt. §. 5. Wenn die Angaben, wodurch der Anonymität vorgebeugt werden soll, falsch sind, so wird neben der Geldstrafe noch auf Gefängniß von 3—14 Tagen erkannt, vorausgesetzt hinsichtlich des Verbreiters, daß er von der Falschheit Kenntniß hatte. (Diese Bestimmung war in dem Regierungsentwurfe nicht enthalten.) §. 6. Für jede Zeitschrift oder Zeitung ist ein badischer Staatsbürger, der das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat, der Polizeibehörde als verantwortlicher Redacteur zu benennen. Unter dieser

Voraussetzung ist die Gründung oder Herausgabe solcher Schriften nicht abhängig von irgend einer obrigkeitlichen Erlaubniß. (Dieser Passus fehlte im Regierungsentwurfe, bei der Discussion in der zweiten Kammer kam die Frage wegen der Zeitungsprivilegien zu Debatte; die Regierung suchte diese zu retten; als es nicht half, gab sie sich Mühe, wenigstens Entschädigungen für sie in Anspruch zu nehmen. In der Kammer herrschte jedoch die Ansicht vor, daß Zeitungsprivilegien und Preßfreiheit nicht neben einander bestehen könnten und daß auf diesem Landtage für Rechte Entschädigungen notirt worden seien, wofür im Grunde keine gebührten.) Jedem Hefte der Zeitschrift und jedem Zeitungsblatte soll der Name des verantwortlichen Redacteurs beigesetzt sein. §. 7. Für Blätter, die nicht mehr als drei Mal in der Woche erscheinen, werden 1000 Fl. Caution, für solche, welche öfter erscheinen, 2000 Fl. gestellt. In jedem Falle, wo sich diese Summe mindert, muß sie innerhalb kurzer, gerichtlich zu bestimmender Frist ergänzt werden. (Das Wort gerichtlich bestritt die Regierung.) §. 8. Von jedem einzelnen Blatt einer Zeitung, von jedem Heft einer Zeitschrift und von jeder Schrift, die nicht über 5 Bogen beträgt, ist, sowie Austheilung und Versendung beginnt, durch den Verleger ein, bei Zeitungen und Zeitschriften mit der eigenhändigen Unterschrift des verantwortlichen Redacteurs oder seines Bevollmächtigten, versehenes Exemplar bei der Polizeibehörde zu hinterlegen, mit beigefügter Bemerkung des Tages und der Stunde der Hinterlegung. Austheilung und Versendung sollen dadurch nicht aufgehalten werden. (Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. v. Türkheim, zugleich Mitglied der ersten Kammer, und eifrig bemüht, die Präventivmaßregeln recht weit auszudehnen, wollte, daß die Hinterlegung schon vor der Austheilung geschehe!!) §. 9. Blätter und Schriften reinwissenschaftlichen, artistischen oder technischen Inhalts und wirklich herausgegebene Blätter sind vom §. 6, 7 und 8 ausgenommen; doch muß auch bei ihnen der Polizeibehörde ein verantwortlicher Redacteur angezeigt und sein Name jedem Blatte und Hefte beigedruckt sein. §. 10. Der Herausgeber einer Zeitung oder Zeitschrift ist schuldig, jede amtliche oder amtlich beglaubigte Berichtigung der darin mitgetheilten Thatsachen unentgeltlich und jede andere Berichtigung von Seiten des Angegriffenen gegen die gewöhnlichen Einrückungsgebühren sogleich nach deren Empfang aufzunehmen. §. 11. Die Uebertretung der Vorschriften der §§. 6, 7, 8, 9 und 10 ist mit einer Strafe von 5—100 Fl. zu belegen. — Nach §. 9 des Regierungsentwurfes sollten Diejenigen, die den Verkauf oder das Ausleihen von Büchern gewerbsmäßig treiben, verbunden sein, über ihre vorräthigen Druckschriften ein fortlaufendes Verzeichniß zu führen, welches auf Verlangen der Polizeibehörde vorgelegt werden müßte. Diese Bestimmung wurde verworfen und selbst in der ersten Kammer nicht wiederhergestellt. §. 11 des Regierungsentwurfes, handelnd von der Befugniß der Polizei, Beschlagnahme anordnen zu dürfen, ist in den dritten Titel des Gesetzes versetzt worden.

Die §§. 12, 13, 14 und 15 bilden zusammen ein Ganzes. Die Schwierigkeit des Gesetzes concentrirte sich in ihnen; es war möglich, daß das ganze Gesetz an ihnen scheiterte, daß hiermit der Landtag auseinanderging. Die Kammer hatte erklärt, sie würde kein Budget votiren, wenn nicht die verfassungsmäßigen Garantien, unter ihnen obenan Preßfreiheit gewährt würden. Allein es sollte Preßfreiheit im wahren Sinne des Wortes sein. Der §. 13 des Regierungsentwurfes konnte deshalb unmöglich angenommen werden, ohne das verhaßte Institut der Censur gutzuheißen; dieser §. heißt nämlich: „Von der Censurbefreiung sind ausgenommen Zeitschriften und Zeitungen, desgleichen solche Schriften, die nicht über 20 Bogen im Druck stark sind, insofern sie entweder ihrem ganzen Inhalt nach oder theilweise den deutschen Bund oder hierzu gehörige Staaten, außer Baden, betreffen." Die Regierung ging hierbei augenscheinlich von der Ansicht aus, daß die karlsbader Beschlüsse Censur vorschrieben, was aber sowol von deutschen Publicisten als von unserer Kammer widerlegt wurde; denn 1) enthalten jene Beschlüsse nicht das Wort Censur, und 2) ist den Bundesstaaten freigestellt, die Präventivmaßregeln anzuordnen, die sie für gut finden; 3) ist die Censur nicht das einzige Präventivmittel; Verbot der Anonymität, Cautionen u. dgl. gehören auch in diese Kategorie. — Die Regierung erklärte, daß sie das Preßgesetz zurücknähme, wenn von den Ständen der §. 13 gestrichen würde; es blieb daher nichts Anderes übrig, als die Bestimmungen der karlsbader Beschlüsse wörtlich aufzunehmen. Dies geschah in dem §. 12 des von der Commission redigirten Entwurfes, wo es heißt: „Zeitungen und Zeitschriften, insoweit sie die Verfassung oder Verwaltung des deutschen Bundes oder einzelner deutscher Bundesstaaten außer Baden zum Gegenstand haben, sollen nur mit Vorwissen oder auf vorgängige Genehmhaltung der Staatsbehörde, welche solche nur nach den Bestimmungen der §§. 18—28 für strafbar zu achtenden Schriften oder Schriftstellern zu versagen hat, zum Drucke befördert werden." Dieser Fassung gab die Regierung ihren Beifall; das Wort Censur wurde daher ganz gestrichen; doch wurde verlangt, daß das Wort „oder" in „und" verwandelt und daß auch die Schriften unter 20 Bogen aufgenommen würden, worüber in den beiden Kammern viel hin und her debattirt wurde. Die zweite Kammer entsprach diesem Ansinnen nicht und ließ diese Regierungspostulate aus dem Entwurfe; dagegen nahm sie die erste Kammer wieder auf. Mehre Abgeordnete der zweiten Kammer trugen sogar auf Streichung des §. 12 an, weil er Censur enthalte. Welcker stellte die Frage an die Regierung, ob sie dem Wunsche entsprechen könne. Antwort: Nein! Die Debatte in der zweiten Kammer war sehr merkwürdig; ebenso lebhaft wurde sie in der andern Kammer geführt. Es zeigte sich bei der Debatte über diese §§. der Geist beider Kammern aufs deutlichste; dort freies Bewegen im Reiche gesetzlicher Freiheit, Verwahrung gegen die Bundesbeschlüsse, Beweisführung, daß die Verfassung Preßfreiheit verheiße; hier ängstliche Rücksicht vor auswärtigem Achselzucken, Anerkennung der Bundesbeschlüsse und Verweisung auf die Verfassung!! — §. 13. „Durch die erhaltene Druckerlaubniß werden Verfasser, Redacteur, Verleger und Drucker hinsichtlich des Inhalts der Schrift, auf die sich die Erlaubniß bezieht, von der Verantwortlichkeit frei." §. 14. „Wird die Vorschrift des §. 12 umgangen und darauf, in Folge einer von dem Bunde oder einem Bundesstaate erhobenen Beschwerde, der Inhalt der Schrift von den Gerichten strafbar gefunden, so verfällt der Schuldige neben der durch den Inhalt der Schrift verwirkten Strafe noch wegen des Umgehens der Vorschrift des §. 12 in eine Strafe von 5—50 Fl." — Stundenlange heftige, mitunter leidenschaftliche Debatten wurden über diesen §. in beiden Kammern gepflogen. In der ersten Kammer gab sich die Aristokratie alle erdenkliche Mühe, den §. 14 scheitern zu machen; wäre es gelungen, so hätte die zweite Kammer, welche ihn nach langen Debatten mit der Regierungscommission einstimmig angenommen hatte, das Gesetz verworfen. In dem Entwurfe der Regierung war (§. 17) eine ähnliche Bestimmung wie in dem §. 14 des von der zweiten Kammer angenommenen Gesetzes enthalten; sie war jedoch undeutlicher abgefaßt und konnte zu Willkürlichkeiten führen; es konnte darnach Jemand gestraft werden, ohne daß er etwas Strafbares begangen hatte; Beschwerdeführung des Bundes war hinreichender Grund zur Strafe! Nach einem überaus hartnäckigen Kampfe, an welchem der Minister v. Türkheim großen Theil nahm, wurde der §. 14 mit einer Majorität von drei Stimmen in der ersten Kammer angenommen. Das Strafmaß ist um die Hälfte geringer als es die Regierung wollte. — §. 15. „Die im vorigen § gedrohte Geldstrafe kann bis zum Doppelten erhöht werden, wenn die nachgesuchte Druckerlaubniß ausdrücklich versagt und der Druck dennoch vorgenommen wurde." — §. 16. „Die §§. 12—15 werden beim nächsten Landtage einer Revision unterworfen. Die Regierung ist ermächtigt, dieselben auch vorher außer Wirksamkeit zu setzen." Es ist zu verwundern, daß dieser §. welcher auf dem nächsten Landtage zum neuen Zankapfel werden kann, von der ersten Kammer angenommen wurde. Oder hat sie geheime Hoffnungen? —

§. 17. „Die Erkennung der in diesem Titel angedrohten Strafen steht ausschließlich den Gerichten zu" (folgen die nähern Bestimmungen). So weit der erste Titel: „Von der Polizei der Presse." Er gewährt uns vollkommene Preßfreiheit; sie ist nicht beschränkt auf das Inland, womit der Regierungsentwurf zufriedenzustellen hoffte; sie umfaßt das gesammte Ausland mit dem hohen deutschen Bunde. Der rechtliche Mann kann alles Wahre schreiben, was er will, ohne bestraft zu werden; daß er das Vorwissen und die Genehmhaltung der Staatsbehörde umgangen hat, begründet keine Strafe. Der Aengstliche mag sich des Genehmhaltens versichern; der Frevler mag sich davor fürchten; der Rechtschaffene nimmt die Verantwortlichkeit auf sich; keine Censur erreicht ihn, keine Censur, welche, nach der Aeußerung der Kammermitglieder, mehr darauf berechnet ist, die Wahrheit zu zerstören, als das Verbrecherische zu verhüten. Requisitionen auswärtiger Regierungen haben keinen Einfluß; die Gerichte erkennen über die Strafbarkeit; sie werden sich hüten, der freien Presse Stoff zur Controle zu geben.

Der zweite Titel: „Von den Strafen der durch die Presse begangenen Verbrechen und Vergehen", war im Regierungsentwurfe mit einer haarscharfen Genauigkeit ausgeführt und enthielt drückende, vernichtende Strafen. Die Commission hatte sich Fixirung dieser Strafen auf niedere Strafmaße zur Pflicht gemacht und suchte durch Präcision in der Auswahl der Worte alle Zweideutigkeiten zu vermeiden. Wir umgehen diese Strafbestimmungen, und bemerken nur, daß Gewerbssuspension verworfen, daß die Geldstrafen von 10—300 Fl. auf 5—100 Fl., die Gefängnißstrafen von acht Tagen bis sechs Monaten auf acht Tage bis drei Monate heruntergesetzt wurden. Die lächerliche Bestimmung, daß der Angegriffene mit seinem Namen genannt werden sollte, ließ man mit Recht weg; auf Schmähung des deutschen Bundes war harte Strafe gesetzt; man hat das Wort Schmähung, welches der Deutung allzu fähig ist, ganz umgangen. Eine wesentliche Aenderung dieses Titels besteht darin, daß Verfasser, Herausgeber, Verleger, Drucker und Verbreiter nicht allzumal, wie der Regierungsentwurf wollte, sondern nur stufenweise verantwortlich gemacht werden sollen. §§. 39 und 40 des Regierungsentwurfes, denen zufolge auch auswärtige Verfasser u. s. w. vor inländische Gerichte gezogen werden konnten, und die Schriften, wenn sie gegen das Inland oder einen Inländer einen sträflichen Angriff enthielten, bis dem Urtheile genügt wäre, gerichtlich verboten werden sollten, wurden von der zweiten Kammer verworfen; allein die erste Kammer stellte sie, zwar in milderer Form, wieder her. Ausländische Redacteure können nun allerdings vor badische Gerichte geladen werden; erscheinen sie nicht und findet das Gericht in der Schrift etwas Strafbares, so kann sie auf ein Vierteljahr verboten werden. Die Rechtsgelehrten der zweiten Kammer bestritten aus positiven Gründen, daß eine solche Ladung vor Gericht jemals in der Befugniß einer ausländischen Regierung liegen könne; eine Citation dieser Art sei eine neue Erscheinung im Rechtsgebiete. Die Regierung ließ sich in dem von ihr der Kammer vorgelegten Entwurfe wahrscheinlich von dem Anblicke der vielen ausländischen Zeitungen und Zeitschriften leiten, welche seit neun Monaten oft Artikel in scharfem Tone bringen. Die Journalistik, so monstrős sie hie und da sein mag, liegt bei uns im Argen; sie mußte daher ins Ausland flüchten — so ungern man es auch gesehen haben mag. — Einen wichtigen Punkt bildete noch das Geschwornengericht. Die Regierung hatte dieses Institut in ihren Entwurf nicht aufgenommen; die zweite Kammer fand es für nöthig, der Jury das Urtheil über den Thatbestand zu übertragen. Der erste §. des dritten Titels im Regierungsentwurfe verhieß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Anklageprocesses; die Commission der zweiten Kammer stellte diesen §. an das Ende des zweiten Titels und fügte ihm hinzu: „Ueber Schuld oder Nichtschuld sprechen Geschworne." Die zweite Kammer nahm dies an, allein die erste Kammer verwarf diese kategorische Bestimmung, setzte den §. wieder als ersten in den dritten Titel und faßte ihn also, daß dieser dritte Titel rücksichtlich des Geschwornengerichtes auf dem nächsten Landtage einer Revision unterliegen solle. Mit genauer Noth ging dies in der Adelskammer durch; mehre Mitglieder äußerten sich auf eine sehr bizarre Weise über die Jury; eine Stimme verwahrte sich sogar feierlich gegen die Einführung der Jury und erklärte die Preßvergehen, wahrscheinlich um ihre Verachtung gegen die Presse auszudrücken, für secundairer Art. Eine weitere Bestimmung, welche die zweite Kammer nach den Anträgen ihrer Commission angenommen hatte, gab dem Angeklagten das Recht, eine Anzahl der Richter (bei den Hofgerichten) abzulehnen; es sollten dann aus der Zahl der Hofgerichtsadvokaten, Supplementarrichter eintreten. Sei es die Furcht vor der Unabhängigkeit der Advokaten, sei es die Besorgniß, eine ungewöhnliche Einrichtung zu treffen, die Regierung verwarf diese Bestimmungen, und die erste Kammer schloß sich der Regierung an. Aus dieser Darstellung lassen sich die Abänderungen, welche die Adelskammer an dem Gesetze machte, entnehmen; die Regierung gab ihnen ihre Zustimmung und erklärte kategorisch, daß das Gesetz nur nach diesen Beschlüssen anerkannt würde. Wollte daher die zweite Kammer wohl oder übel, so mußte sie entweder einwilligen oder verwerfen; Letzteres war mit großer Gefahr für das Land verknüpft. Nach einer langen, mitunter heftigen Debatte wurden die Modificationen der ersten Kammer von einer großen Majorität der Deputirtenkammer angenommen; selbst Welcker und Rotteck sprachen eifrig für den Beitritt zum Gesetze und sahen die Preßfreiheit in dem §. 14 vollkommen gerettet.

Der Promulgation des Preßgesetzes sehen wir freudigst entgegen; ist das geschehen, so hat Baden vollkommene Preßfreiheit und den übrigen deutschen Volkskammern ist vorgearbeitet. Die Erneuerung der karlsbader Beschlüsse ist bei uns nicht publicirt worden; es kann nun auch nicht mehr geschehen, denn wo Preßfreiheit besteht, kann keine Censur mehr sein. Dank unsern Ständen! Sie haben sich um Deutschland hochverdient gemacht. Wir wünschen unsern Brüdern in Nord- und Süddeutschland gleiche Vertreter! 25.

Notizen.

Noch besaßen die Engländer keine Gesammtausgabe von den Werken Lord Byron's. Erst jetzt kündigt der Buchhändler Murray eine solche an, welche in 14 Bänden (à 5 Schilling) und in ebenso vielen monatlichen Lieferungen, vom 1. Januar 1832 an, erscheinen soll. Die ersten 6 Bände werden das Leben, die Correspondenz und die Tagebücher des Dichters von Thomas Moore, nebst seinen prosaischen Werken, die übrigen 8 die poetischen enthalten. Für das Verlagsrecht hat Murray über 25,000 Pf. St. bezahlt. Das Format gleicht dem der in monatlichen Lieferungen erscheinenden Ausgabe der Waverley-Novellen; die Ausstattung ist in the highest style of printing and embellishment.

Von Robert Southey's „History of the peninsular war" ist der dritte und letzte Band im November v. J. in London ausgegeben worden. 3.

Die 31. Nummer der „Nouvelle revue germanique" bringt den versprochenen ausführlichen Artikel über Bürger und seine Werke. Das Hauptverdienst dieses Artikels besteht darin, daß er statt kalter Reflexionen wortgetreue Uebersetzungen einiger der berühmtesten Gedichte des unsterblichen Sängers der „Leonore" enthält. Gewiß ist dies die beste Manier, die Franzosen auf die Eigenthümlichkeiten und Schönheiten der Balladen und Lieder Bürger's aufmerksam zu machen. 12.

*) Die „Preußische Staatszeitung" vom 28. Dezember v. J. bringt einen Bericht über das Preßgesetz — freilich unvollkommen genug; der §. 14 als das Wichtigste ist dort ganz übersehen!!

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1832.

Transactions of the Royal asiatic society of Great Britain and Ireland. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Die Ruinen zu Buddha Gaja in Indien, unweit des Flusses Nitajàn, schildert Buchanan Hamilton. Jener Ort war einst ein Mittelpunkt der Religion, besonders der buddhistischen, in Indien und der Sitz eines mächtigen Herrschers. Den ersten Haupttheil der Ruinen bildet ein Werk, welches die Einwohner Radschastan, d. i. das königliche Schloß, nennen. Es erstreckt sich 1482 Fuß in die Länge und 1006 in die Breite, und bildet gegenwärtig nur eine große Terrasse von Backsteinen, mit Erde bedeckt; wahrscheinlich aber zerfiel es ehemals in mehre durch Höfe von einander getrennte Abtheilungen. Der Verf. vermuthet, daß seit der Zeit des Dharma Asoka dort die Könige von Magadha nicht mehr residirten. Auf dieser Terrasse ist in neuern Zeiten ein Gebäude aufgeführt, welches zwei Tempel enthält, einen des Dschagannàtha und einen des Rama. Den zweiten Haupttheil der Ruinen bildet der alte Tempel, dessen Ueberrest 800 Fuß lang und 480 Fuß breit ist. Auch dieser Tempel enthielt ehemals wahrscheinlich mehre Höfe, die jetzt in unregelmäßige Haufen von Backsteinen verwandelt sind; ungeheure Massen sind schon zu späterm Gebrauche fortgenommen worden. Auf dem größten jener Haufen sind zwei neuere Tempel errichtet und mit Bildsäulen geschmückt worden, welche man aus den Ruinen hervorholte. Südlich von diesem Haufen befand sich eine große Reihe von Gebäuden, unter deren Trümmern mehre Bildwerke liegen. Eines derselben stellt einen König dar, welcher seine Gattin verloren hat; sie liegt über seinem Haupte, begleitet von zwei Trauernden. Vielleicht war hier ein königliches Begräbniß. Die Inschrift auf dem Bildwerke enthält nur eine gewöhnliche Widmungsformel. Vollständig erhalten ist noch ein großes Mandir oder Capelle mit mehren Kammern. Darin sind viele Bilder mit Inschriften aufgestellt, welche man aus dem Schutte zog. Die Kapelle bildet eine schlanke, viereckige Pyramide von großer Höhe. Ganz am Ende der Kapelle befindet sich ein Thron oder Singhàssàn, d. i. Löwensitz, und auf demselben ein rohes Bild von Thon. Die Unvollkommenheit der Arbeit könnte vermuthen lassen, daß dieses das alte ursprüngliche Bild sei, welches zur Zeit des berühmten buddhistischen Gesetzgebers Gautama dorthin gestellt worden sein soll. Doch eine alte Ueberlieferung sagt, daß das ursprüngliche Bild von Gold gewesen und durch die Mohammedaner geraubt worden sei.

Die Höhlentempel bei Adjunta in der ostindischen Provinz Berar schildert der Lieutenant Alexander. Sie sind bisher noch nicht beschrieben worden, scheinen aber mit Recht den berühmten Höhlentempeln von Ellora an die Seite gesetzt werden zu können. Sie befinden sich, umgeben von einer blühenden Gegend, in einer einsamen, schattigen Hügelschlucht neben einem klaren Strome, und machen deshalb durch ihre Umgebung einen viel vortheilhaftern Eindruck als die Tempel von Ellora, welche in einer niedrigen, dürren Hügelreihe angebracht sind. Die Höhlen von Adjunta sind ausgehauen in horizontalen Straten von Grauwacke, worin Quarzstücke, dem Chalcedon ähnlich, gefunden werden. Die Höhlen bilden an der Felsenwand eine schräge Reihe, indem die erste Höhle 50 Fuß hoch über dem Strome angebracht ist, die folgenden aber immer höher, sodaß die mittlere in einer Höhe von 150 Fuß, die letzte in einer Höhe von 200 Fuß über dem Strome sich befindet. Ueber diese letztere stürzt in der Regenzeit ein Wasserfall herab. Die innere Einrichtung der Höhlen gleicht im Allgemeinen der Beschaffenheit der Tempel von Ellora; sie haben ein flaches Dach, welches durch starke Säulen getragen wird. Doch bemerkt man zu Adjunta viel weniger Skulpturverzierungen, und der Verf. hält diese Tempel für älter als die zu Ellora. Dagegen trifft man zu Adjunta viele Frescogemälde, welche uns die Kleidung, die Gesichtszüge und die Gebräuche der alten Indier in lebhaft colorirten und vollkommen erhaltenen Abbildungen zeigen. Das Hellroth ist unter den Farben vorherrschend. Der Verf. glaubt auf diesen Gemälden die alten krausgelockten Buddhisten zu erkennen, welche später aus Indien verdrängt wurden. Die größte Höhle ist 150 Fuß über dem Strome und hat einen prachtvollen Eingang, ähnlich einem hohen Porticus. In der Mitte des Porticus ist ein ungeheuerer Bogen in Gestalt eines Hufeisens, und zu beiden Seiten stehen kolossale Thürhüter, 12 Fuß hoch, mit gekräuseltem Haar. Von dort tritt man in eine geräumige Halle, ungefähr 30 Fuß hoch, mit einer halbkreisförmigen Wölbung; zwei Reihen einfacher, schmuckloser, sechseckiger Säu-

len stehen rechts und links, einige sind umgestürzt. Gegen den Eingang über, 50 Fuß entfernt, befindet sich eine halbkreisförmige Kapelle; der Verf. glaubt, daß hier die buddhistischen Priester die Gebete sprachen. Die Säulen sind noch durch einen Gang von der Felsenwand getrennt; in diesem Gange erblickt man Frescogemälde auf Stuck, welcher einen Viertelzoll dick ist. Die Farben sind sehr lebhaft, braun, hellroth, blau und weiß; die Zeichnung ist kühn und der Pinsel frei geführt; einige Kenntniß der Perspective zeigt sich darin. Die Figuren sind 2 — 3 Fuß hoch und stellen Buddha mit seinem Gefolge dar. Die fanatische Hand der Portugiesen ist nicht in diese Tempel gedrungen und die Malereien sind unversehrt geblieben. Die übrigen Höhlen, welche der Verf. besuchte, hatten flache Dächer und waren im Allgemeinen vortrefflich erhalten; nur machten die zahllosen Fledermäuse das Verweilen darin unangenehm. Eine Höhle war in zwei Stockwerke getheilt, doch war die Treppe nach dem obern Stockwerke zertrümmert. In manchen Höhlen sind Jagdscenen und Schlachten gemalt, mit wohlgezeichneten Pferden und Elefanten; auf den Pferden reiten häufig zwei Männer. Buddha ist gewöhnlich in riesenhafter Gestalt dargestellt, auf einer Bank sitzend, den kleinen Finger der linken Hand zwischen dem Vorfinger und Daumen der rechten haltend, vielleicht zur Bezeichnung des Nachdenkens, mit gekräuseltem Haar und vorstehenden Lippen, ähnlich einem Afrikaner. Das Haar gleicht Korallenschnüren und ist mit verschiedenartigem Kopfschmucke bedeckt. Zu den höchsten Höhlen hinaufzuklettern versuchte der Verf. vergeblich. Er versichert, daß unter den vielen indischen Höhlentempeln, welche er gesehen, keine so viel Reiz für ihn gehabt wie die von Adjunta.

Noch viele andere denkwürdige alte Gebäude Indiens sind in den vorliegenden Bänden geschildert. Wir wenden uns aber zu einem andern Gegenstande, nämlich zu alten indischen Inschriften, welche an Felsen, auf Marmorplatten und Kupferplatten gefunden werden und für die indische Geschichte von Wichtigkeit sind. Die Landschenkungen, welche die Fürsten den Brahmanen machten, wurden gewöhnlich auf Kupferplatten gegraben. Colebrooke theilt eine Felseninschrift von Sahasram im südlichen Behar mit, worin ein Fürst, Namens Pratâpa Dhawala, protestirt gegen eine von Brahmanen untergeschobene Kupferplatte, welche eine Landschenkung enthielt. Diese Protestation lautet also:

Pratâpa Dhawala, ganz göttlich, Besitzer glücklich entstandenen und gepriesenen Ruhmes, spricht zu seinem Geschlechte. In diesen Dörfern, welche an Kalahandi stoßen, muß von dem umherwohnenden Volke nicht der geringste Glaube beigemessen werden jenem verächtlichen, schlechten Kupfer, welches durch Betrug und Bestechung erlangt worden ist von den diebischen Knechten des Fürsten von Gâdhinagara durch Priester, entsprungen von Suvalluhala. Nicht ein Stückchen Landes, auch nicht so viel als eine Nadelspitze durchbohren mag, gehört ihnen. Im Jahr 1229.

Dieses Jahr ist das Jahr Christi 1173. Ein solches in den Felsen gehauenes Document mußte in der That sehr wirksam sein. Viele Landschenkungen, die in Kupferplatten eingegraben, sind hier übersetzt. Die Geber sprechen darin immer von der Vergänglichkeit der Welt und der daraus entspringenden Nothwendigkeit, die vergänglichen Güter anzuwenden zur Erlangung des ewigen Lebens. In einer Landschenkung vom Jahre Christi 1147 heißt es unter Anderm:

Das ganze vorgedachte Dorf Waingaṇapadra Grama, und die Hälfte von Wilkarika Grama, innerhalb der zukommenden Grenzen, sich erstreckend auf Gras und Weide, mit Bäumen, Feldern und Wohnungen, mit Geldzinsen und Ertragsantheil, sammt obern Steuern und allen Lasten zur Vermehrung des Verdienstes und Ruhmes meiner Mutter, meines Vaters und meiner selbst, sind ihnen gewährt durch Verordnung, nebst der vorangehenden Gebung des Wassers. Die Frucht dieser verdienstlichen Handlung als gemeinschaftlich betrachtend, müssen künftige Fürsten, entsprungen aus unserm Geschlecht, und Andere diese fromme Schenkung, als durch uns gegeben, achten und aufrechthalten. Die Gaben, von vormaligen Fürsten hier verliehen, da sie Tugend, Heil und Ruhm bewirken, sind unbefleckte Gedanken. Welcher redliche Mann könnte sie zurücknehmen? Daher, eingedenk dessen, daß das Glück wie ein zitternder Wassertropfen auf dem Lotosblatt ist, und desgleichen auch das Leben des Menschen, und daß alles Dieses vielfältig sich erwiesen hat, so sollte Keiner unter den Menschen den Ruhm des Andern verkürzen.

Ueber Inschriften aus den Tempeln von Mahamalaipur theilt Hr. Babington Mehres mit. Die eine nennt den Namen des Königs, welcher das Gebäude aufführen ließ. Es heißt darin unter Anderm:

Möge die Ursache der Schöpfung, des Daseins und der Zerstörung, welche selbst ursachlos ist, und Zerstörerin der Begierde gnädig sein den Wünschen der Welt. Durch jenen König, dessen Wünsche befriedigt werden, dessen Feinde unterliegen, der bekannt ist unter dem Namen Dschajaruna sthamba, ward dies Gebäude gemacht. Möge Siwa siegreich sein, der Furchteinflößende, der Gütergebende, der Begierdenzerstörende, dessen Leib die Erde, der Raum, der Mond, das Feuer, die Sonne sind!

Unter den Abhandlungen, welche die asiatische Literatur betreffen, ist die von Davis über die chinesische Dichtkunst zu bemerken. Der erste Theil handelt von dem Technischen der chinesischen Poesien. Der metrische Charakter eines Stückes wird bei den Chinesen durch folgende verschiedene Einrichtungen hervorgebracht. 1. Durch eine kunstreiche Mischung mehrsylbiger Worte mit einsylbigen. Der Verf. bestreitet die alte Behauptung, daß alle chinesische Worte einsylbige seien. Er sagt: Solche Worte wie hiáo, Frömmigkeit, kieu, befreien, deren Vocale deutlich von einander getrennt gesprochen werden, hi-á-o, ki-e-u, müssen mit demselben Rechte für mehrsylbige gelten, wie im Englischen die Worte fluid, lion, als zweisylbige in der Dichtkunst gebraucht werden, und wie im Griechischen ein Gleiches geschieht mit den Worten οἴω, ἥἰε, und ähnlichen. 2. Durch die nach bestimmten Regeln erfolgende Setzung der Accente. Die chinesische Sprache hat bekanntlich vier Accente oder Töne, nämlich den gleichmäßigen oder natürlichen, den scharfen oder hohen, den schweren oder schwindenden, und den kurzen. Jedem Worte ist in Bezug auf eine Bedeutung einer jener Accente eigenthümlich, z. B. das Wort: wang, König, wird mit dem gleichmäßigen Accent gesprochen; das Wort:

ping, Krankheit, mit dem schweren. Ein und dasselbe Wort erhält für verschiedene Bedeutungen auch verschiedene Accente, z. B. schi mit dem scharfen Accent bedeutet: Pfeil, mit dem kurzen aber: Stein. In der Dichtkunst wird nun auf einen gewissen Wechsel dieser Accente im zweiten, vierten, sechsten und letzten Worte der Verszeile gesehen. Diejenigen Accente, welche in der ersten Verszeile im zweiten, vierten, sechsten Verse gebraucht werden, dürfen in der zweiten Verszeile an diesen Stellen nicht gebraucht werden, sondern es müssen hier vielmehr die ihnen entgegengesetzten stehen, damit ein wohlklingender Wechsel der Accente stattfinde. 3. Durch die Zahl der Füße oder Worte in den Verszeilen. In dieser Hinsicht gibt es nun mehre Metra. Ein dreifüßiges kommt nur in Refrains von Volksliedern, kurzen Sprüchen und Lehrgedichten vor, z. B. in einem für den Unterricht bestimmten Gedichte, in dessen einem Theile die Folge der chinesischen Dynastien vorgetragen wird, wo es z. B. heißt:

kau tsu hing
han nia kian.
Kau tsu kam,
Han's Haus ward,

d. h. das Haus, das Geschlecht Han ward gegründet. Das vierfüßige Metrum kommt schon bei höhern Dichtungen vor, besonders in denen der berühmten alten Sammlung „Schi king", wo inzwischen auch in diesem Punkte noch größere Freiheit waltet. Doch die gewöhnlichsten Metra in den vollkommenern Gedichten sind das fünffüßige und das siebenfüßige. Diese werden vorzugsweise Schi genannt und als regelmäßige Poesie betrachtet. Sechsfüßige und achtfüßige finden sich nur mit den andern Metris vermischt in solchen Stücken, welche auf vollkommenen Bau keinen Anspruch machen. 4. Durch die Cäsur oder Pause, welche beim Vorlesen der Gedichte deutlich hervorgehoben wird. Sie tritt in dem fünffüßigen Metrum nach dem zweiten Fuße, in dem siebenfüßigen nach dem vierten Fuße ein. Die chinesische Sprache gebraucht viele aus zwei Wörtern zusammengesetzte Ausdrücke, diese dürfen nie durch die Cäsur zerschnitten werden. 5. Durch den Reim. Er steht am Schlusse der zweiten, vierten, sechsten, achten u. s. w. Verszeile und bleibt häufig durch das ganze Stück derselbe, wie dies auch im Arabischen und Persischen das vorherrschende ist. Hr. Davis führt als Beispiel an:

Lu sih wei tschai king
Tau hoa i moan *lin*
Wuh ju lian ke hou
Wu ke wong thian *sin*.

Noch beschattet nicht der Weide Grün den Pfad,
Doch der Pfirsich blühet schon im Hain,
Jedes Wesen fühlt der Jahrszeit Kraft:
Sollte ich denn nicht des Himmels Sinn empfinden?

6. Durch Parallelsätze, ähnlich denen, welche uns aus den hebräischen Dichtungen bekannt sind, z. B.:

Der weiße Stein, ungebrochen, gilt für den edelsten;
Die blaue Lilie, ungetadelt, haucht den schönsten Duft.
Das Herz voll Qual findet nicht den Ort der Ruhe;
Der Sinn voll Schmerz denkt immer nur an Gram.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novellen von H. Stahl. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die letzte Novelle, „Die edle Frau", ist auch die beste, durchaus würdig und ernst gehalten, fest verbürgend, daß das Vorgeben einer historischen Thatsache kein eingebildetes sei. Leise spielt das Geisterreich hinein, leise und zart, ohne Ueberspannung, ohne einen Köhlerglauben zu bedingen. Bei den übrigen Novellen ist Entwurf und Ausführung nicht immer im Einverständniß, was besonders für „Stunden der Angst" gilt, die gar eine heitere Erzählung hätten werden können, wenn der Humor, zu dem ein Anlauf genommen wurde, beständig geblieben, und vor Allem der Dichter, der auf Schicksalsfabeln und Geisterspuk so erpicht ist, durch sein Gelüsten schalkisch geneckt worden wäre. „Sagen und Gespenster" hinterlassen zwar nicht den unangenehmen Eindruck natürlicher Auslegung einer Ungeheures verheißenden Geistergeschichte, aber sie lösen sich gleich den Gebilden der Phantasmagorie in ein wesenloses Etwas auf, zu matt für den Spaß, zu schwach für den Ernst.

2. Novellenkranz von Louis von Wallenrodt. Erstes Bändchen. Stettin, Böhme. 1831. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Sonst veranlaßte doch nur übertriebener Patriotismus, Enthusiasmus für einen berühmten Heerführer oder eine zärtliche Neigung die Frauen, in die Reihen der Krieger sich zu stellen; hier in „Adele von Chastel" geschieht es einmal aus purer Langeweile. Weder der eigne Sehergeist noch eine Abart der Meg Merrilies haben ihr prophezeit, daß sie auf diesem Wege alle ihre Lieben, die sie todt wähnt, wiederfinden werde; vielleicht wars des Verf. Absicht, zu beweisen, daß das Zweckloseste, Verkehrteste zu einem Ziele führen könne, an das Niemand dachte, und dadurch das Unbesonnene zum recht Besonnenen umwandeln könne. „Die Brautnacht" gibt die Bekanntschaft mit einem ursprünglich gutgearteten Manne, der durch einen habsüchtigen Verwandten und einen eingeteufelten Bösewicht von Diener methodisch zur Verderbtheit erzogen wurde, und der in seine Strafe Schuldige und Unschuldige mithineinzieht. In „Theobald" büßt ein junger, etwas excentrischer Dorfpfarrer schwer dafür, seine Gattin über seinen Stand, über seine Verhältnisse gewählt zu haben. Da wir dem Helden der sehr hübsch erzählten Geschichte gutwerden, freut es uns, ihn am Schlusse mit der zweiten Gattin glücklich zu verlassen.

3. Das zweite Dreiblatt. Drei Erzählungen von Arminia. Inhalt: 1. Amico. Wahrheit und Dichtung. 2. Benno und Amanda. 3. Die Lustfahrt nach Starkenfels. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Uebereinstimmend sind die Liebespaare dieses „Dreiblatts", sowol in der Vorgeschichte ihrer Angehörigen als in der, wo sie handelnd eintreten, nicht mehr in der ersten Blüte, aber die Jugend des Herzens blieb ihnen, nur das Tändelnde, Alles, was bei reifern Jahren lächerlich erscheinen könnte, ist von ihnen geschieden, liebens- und achtungswerth gewinnen sie unsere rege Theilnahme, mit steigendem Interesse verfolgen wir die mitunter ganz eignen Windungen ihres Geschicks und freuen uns des glücklichen Ausgangs.

4. Der Student und die Stecknadel. Eine Doppelbiographie in vier Novellen. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 2 Thlr.

Anfangs scheint es, als wolle die Stecknadel die Stelle des reflectirenden Chors übernehmen, mit anspruchsvoller Miene, nicht ohne Ziererei in der Rede sich zur Richterin der Gedanken und Thaten des Studenten aufwerfen. Aber bald tritt sie bescheiden in den Hintergrund, der Student, an dessen wackerer Gesinnung man sich erfreut, der durch frischen Jugendmuth uns gefällt, verdrängt mit Recht die Vorlaute, wir begleiten ihn zu seinen Freunden, nehmen Theil an seinen Liebesleiden und Liebesfreuden, an dem ritterlich geführten Zweikampf, folgen ihm ins Feld, wo wir den Krieg von 1813 u. 1814 in einer genauen, einsichtigen Schilderung uns zurückrufen können. Gewiß ist sie die

befriedigendste, die je in einem Romane davon gegeben wurde. Die Stecknadel ziert sich wieder ein wenig am Schlusse, und des Studenten Geschichte, die wohlgegliedert, wie sie begonnen, auch enden könnte, taucht plötzlich ins Abenteuerliche; daß er zu dem Sohne eines Grafen wird, ist mindestens überflüssig, und das Ueberflüssige ist nicht selten das Ueble, was wir auch hier zu glauben genöthigt sind. 18.

Erinnerungen an den Schneeberg. In vierzig Reisebildern von Ludwig Halirsch. Wien, Ludwig. 1831.

Ich höre gern den Oestreicher, wenn er entzückt von seinem Vaterlande singt. Es gibt einen dummen Patriotismus, eine patriotische Verzückung, die Alles bei sich schön findet und schöner als auswärts; diese kann höchst fatal werden. Sie ist in Deutschland am wenigsten zu Hause, und auch in Oestreich nicht mehr, wie wol sonst. Wenn dem Oestreicher auch die Thränen übergehen beim Ruf: „Es lebe das Haus Habsburg!" und: „Es lebe Oestreich!" so nimmt er das doch nicht blind hin, er würdigt, vergleicht, und bei dem Vergleich findet er Manches und — viel bei sich besser, wünschenswerther. Ist der Kern von Oestreich nicht mit England das einzig glückliche Land Europas, wo über ein Jahrhundert der Krieg nicht hindrang? — Napoleon war der erste Feind, nachdem Sobieski den letzten vertrieben hatte, der Wien gesehen.

Die obigen „Erinnerungen" sind harmlose Wanderungen eines wiener Dichters in ein freundliches Gebirge. Weniger Reise- als Promenadenbilder im bessern Sinne. Die Phantasie weiß an jeden Pfad, an jeden Stein, an jeden Busch der Partie eine freundliche, eine wehmüthige, ja selbst eine erhebende Erinnerung zu knüpfen; was uns aber in allen am meisten anspricht, ist der Hauch der Gesundheit, der stärkenden, reinen Bergesluft, der uns aus allen entgegenweht. Hier begrüßt uns als lebendige Malerei von Etwas, was sich eigentlich nicht malen läßt, das Gedicht von der „Einsamkeit" zu Mittag auf der Bergeshöh':

Kein Laut wird rege, allein, allein
Steh ich auf der schroffen Höhe,
Im glühenden Mittagssonnenschein
Rührt sich nichts in der Fern' und Nähe.
Kein Vogel fliegt auf, kein Käfer summt,
In diesem steilen Geklüfte,
Rings alles verödet, verwaist, verstummt,
Nur der Wind pfeift hohl durch die Schlüfte.
Er sauset über die Haid' einher,
Wo nur kurzes Gras mehr wanket,
Wo kein Baum mehr gedeiht, selbst die Föhre nicht mehr,
Und der Fuß im Gerölle schwanket.

Im selben Tone in gleicher Anschaulichkeit das folgende „Bergesfläche". An rechter Stelle hebt sich der Ton, wie denn das Gedicht: „Auf der Spitze", auch den lyrischen Culminationspunkt der poetischen Wanderung bezeichnet. Daraus:

Großer, heiliger Gott,
Dessen segnende Hände
Hier die Wolken durchgreifen,
Und auf dem Bergeshaupte
Heiligend ruhn,
Wie die Hand des Priesters
Auf dem Haupt des Laien —
Dein Athem umweht mich,
Näher flammt mir deine Sonne,
Und in der tiefen, ernsten Stille,
Die kein Laut des Lebens erreicht,
Während doch alles Leben
Zu meinen Füßen ruht —
Denk ich deiner zuerst —

Ringsum Freiheit!
Ringsum Friede!
Ringsum Ruhe!
Oben durchsichtige Bläue,
Unten gesättigtes Grün,
Und zwischen beiden
Die Stufen zur Unendlichkeit,
Die Berge, die erhabenen Berge — u. s. w.

Wo der Patriot spricht, klingt eine eigne, specifische Frische durch. „Die Sängerin und ihr Schatz", ein kurzes anmuthiges Liedchen. Die „Töne aus der Ebene", voll sinnlicher Wahrnehmung. Das „Philosophische Gespräch" hätte fast höher auf den Berg hinauf und nicht auf den langen Rückweg gehört. 26.

Aus Italien.

Reggio, im Herzogthume Modena, behauptet die beste Schaubühne zu haben, und ein Schauspieler, der dort nicht ausgepfiffen worden ist, gehört nach deutschem Maßstabe zu den Künstlern; ein ausgepfiffener weiß aber auch sich zu trösten. Dieser Ruf ist zum Theil begründet durch die „Annali del teatro della città di Reggio", die Graf Carlo Ritorni in Bologna herausgibt. Schwerlich kommt ein Exemplar derselben nach Deutschland, und doch verdienten sie wol ebenso sehr die Versendung als manche vielgelesene französische Memoiren, da der Herausgeber auch über geistliche und weltliche Musik, über Ballete, Decorationen u. s. w. seines Bereiches Nachrichten beibringt.

Das Theater della Scala zu Mailand ist berühmt wegen der sorgfältigen Ausführung seiner reichen und mit großer Beachtung des Effects gezeichneten Decorationen, in denen es selbst die prachtvollsten Darstellungen der französischen Schaubühnen übertrifft. Das Verdienst davon kommt dem dortigen Theatermaler Paul Landriani zu, einem Greise, der mit der Geschicklichkeit der Hände ausgezeichnete Gelehrsamkeit in dem optischen und mathematischen Theile seines Faches verbindet. Schon vor mehren Jahren gab er eine Schrift über die Mängel, die in den Theatern durch den falschen Bau der Bühnen selbst entstehen, und über einige Unachtsamkeiten beim gewöhnlichen Decorationsmalen heraus, die wegen der mathematischen Genauigkeit in den Vorschriften den Beifall der namhaftesten Gelehrten erhielt. Jetzt hat der kunstfertige Greis, gleichsam als ein artistisches Testament, eine Vorschrift über die Ziehung der Schattenlinien in die Hände seines Freundes, des thätigen Kunsthändlers Vallardi gelegt, die in der Bibliothek jeder Kunstakademie, selbst bei jedem Landschaftmaler, zu finden sein sollte („Dal modo di tracciare i contorni delle ombre prodotti dai corpi illuminati dal sole, dell' architetto pittore scenico Paol. Landriani, membro dell' I. R. Accademia delle belle arti di Milano." Mailand, 1831, 4., mit 18 Kupfern). Hand in Hand geht darin die genaueste Theorie mit allen Berücksichtigungen einer auf das Einfachste sich beschränkenden Praxis. — Zu verbinden wäre mit dem erwähnten Werke ein anderes bei Vallardi erschienenes: „Opera ornamentale di Gius. Borsato, pubblicata per cura dell' I. R. Accademia di belle arti in Venezia in LX tavole intagliate in rame" (Mailand, 1831, Fol., 36 Lire), das mit ebenso viel Einsicht gewählt als Sorgfalt ausgeführt ist. Für Verzierungen aller Art findet man hier die erlesensten Vorbilder in der geschmackvollsten Ausführung.

Im Dome zu Cremona, einem ehrwürdigen alten Gebäude, läßt die Kirchenvorstandschaft jetzt durch einen erprobten Frescanten, Prof. Diotti aus Bergamo, Frescobilder ausführen, die in der „Bibl. ital." gelobt werden. Der Künstler wählte Scenen aus dem Leben des Heilandes nach seiner Auferstehung und begann mit der Himmelfahrt. Größere Werke in Fresco gehören auch in Italien jetzt zu den Seltenheiten, und zu den noch seltenern, wenn sie gelingen. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1832.

Transactions of the Royal asiatic society of Great Britain and Ireland. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 18.)

Der zweite Band der Abhandlung des Hrn. Davis beschäftigt sich mit den verschiedenen Classen der chinesischen Gedichte, welche sich in Bezug auf ihren Inhalt annehmen lassen. Die ältesten Gedichte sind gesammelt durch Confucius, ungefähr sechs Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, in dem Buche: „Schi king". Darin befinden sich 311 kürzere lyrische Gedichte, welche sowol auf die öffentlichen Angelegenheiten jenes frühen Zeitalters wie auf die Verhältnisse von Privatpersonen sich beziehen. Durch die von chinesischen Gelehrten beigefügten Commentare werden wir in den Stand gesetzt, diese alten Gedichte hinlänglich zu verstehen; sonst würden uns natürlich die darin vorkommenden Anspielungen auf alte Ereignisse, Sitten und Personen unverständlich bleiben. Diese Gedichte sind in dem alterthümlichen, wortkargen Styl abgefaßt, in Darstellung und Gedanken meistens einfach und natürlich. Alle gelehrten Chinesen studiren sie eifrig, und Anspielungen auf einzelne Ausdrücke und Stellen dieser alten Gedichte finden sich überall in den neuern chinesischen Werken. Die vom Jesuiten La Charme i. J. 1730 verfaßte lateinische Uebersetzung dieser Liedersammlung, welche auch mit einigen erklärenden Anmerkungen begleitet ist, hat Hr. Mohl vor Kurzem herausgegeben. Hr. Davis führt aus dem „Schi king" einige Proben an. Eins dieser Lieder bezieht sich auf einen reichen Freier, welcher ein Mädchen heimführte, das schon einem andern ärmern Jünglinge sich verlobt hatte. Der hier vorkommende Raubvogel, kieu, bezeichnet den reichen Freier und wird in den neuern Werken immer als Sinnbild ungerechter Erwerbung gebraucht. Wir theilen hier ein kleines Lied aus dem „Schi king" nach der Uebersetzung La Charme's mit. Die Königin Taï wei oder Tschong ward verbannt; da beklagte ihr Scheiden ihre Freundin Tschuang kiang also:

> Die Schwalbe steigt mit ungleichem Fluge;
> Die scheidende Freundin begleitete ich weit.
> Ich schau ihr nach; sie zeigt sich nicht mehr;
> Aus den Augen gieße ich Thränenregen.
>
> Die Schwalbe fliegt bald hoch, bald niedrig;
> Mit der scheidenden Freundin ging ich weiten Weg.
> Ich schau ihr nach; meinem Blick entschwand sie;
> Ich steh und brech' in Weinen aus.
>
> Die Schwalbe fliegt, und ruft bald laut bald leise;
> Mit der scheidenden Freundin ging ich gen Süden weit.
> Ich schau ihr nach; sie erscheint nicht mehr;
> Und von Schmerz bin ich ergriffen.
>
> Meine Freundin Tschong war ohne Falsch,
> Getreu, und tugendhaft, und liebreich stets,
> Und gütig, mitleidsvoll und weise.
> Mich, das geringe Weib, ermahnte sie,
> Den entschlafenen Gatten zu ehren.

Hr. Davis erwähnt hierauf eine Art chinesischer Gedichte, welche man Keo nennt, und die er am besten durch den Ausdruck: Rhapsodie, bezeichnen zu können glaubt; Bau und Inhalt derselben sind gewöhnlich regellos und wild. Als Beispiel führt er folgendes Stück an:

> Während ich tausend Meilen durchwandre,
> Wie viele düstre Gedanken bestürmen mich!
> Ich sehe jene dunkeln Berge aufeinandergethürmt,
> Das Bild meiner gehäuften Sorgen.
> Die fallenden Blätter machen um mich her herbstliches Geräusch;
> In weiter Oede mehrt der einsame Geier meinen Gram.
> Ich brüte über Schmerz, und meine Thränen fließen.
> Blicke ich zurück nach dem Fuße des Matuyhügel,
> So füllt unwillkürliche Schwermuth meine Brust;
> Ich sehe die wallenden Banner die sinkende Sonne verhüllen,
> Ihre Schatten tanzen in der Abendluft;
> Mein Roß sträubt sich vor der jähen Umkehr.
> Was zaudern wir, was zaudern wir?
> Nur gelber Sand treibt dort umher.
> Der Himmel wird schwarz und finster;
> Wenig sind der Wanderer an jenes gewölbten Berges Fuß;
> Kalter Regen, vom Sturme gejagt, schlägt mein Antlitz.

Der in diesen Versen erwähnte Matuyhügel war der Ort, an welchem die Geliebte des Kaisers Juen tsung auf Verlangen eines aufrührerischen Heeres getödtet werden mußte. Hierauf spielt der Dichter an. Hr. Davis macht hierauf einige Bemerkungen über die zahlreichen Schauspiele der Chinesen, welche, wie die der Indier, mit Gedichten untermischt sind. Als den blühendsten Zeitpunkt ihrer Poesie betrachten die Chinesen die Zeit der Dynastie Tang, in welche auch das Leben des berühmten Dichters Le tae pi, geboren gegen d. J. Chr. 720, fällt. Man hat daher mehre geschätzte Dichtungen unter dem Titel: „Tang schi", oder: Tanglieder, die aus jenem Zeitalter stammen. Davis führt eins davon an: Ein Fischer fährt auf einem

See, sieht dort Pfirsichblüten schwimmen, und indem er diesen folgt, geräth er in eine enge Bucht, an deren Ende er einen Ort findet, an welchem noch Menschen in der Unschuld des frühesten Zeitalters leben, welche keinen Verkehr mit der übrigen Welt gehabt zu haben scheinen; aus dieser Einsamkeit zurückgekehrt, erzählt er sein Abenteuer, will den Ort noch einmal besuchen, kann ihn aber dann nicht wiederfinden. Davis spricht sodann von Hirtengedichten, welche die Freuden und den Nutzen des Landbaues betreffen, von moralischen Lehrgedichten, Satyren und beschreibenden Gedichten. Die chinesischen Dichter gebrauchen viele symbolische Bezeichnungen, deren richtiges Verständniß dem Ausländer oft Schwierigkeit macht. Vergängliche Glücksträume werden bezeichnet durch den Ausdruck: Frühlingsträume und Herbstwolken; unerreichbare Güter durch: des Mondes Bild auf den Wellen; weibliche Tugend durch: das reine Eis; die Zeit der Vermählung durch: die Pfirsichblüte. Manche dieser symbolischen Bezeichnungen beziehen sich auf Erzählungen aus der frühern Zeit. Das der Laute antwortende Herz bedeutet: der Verführung nachgeben, weil man erzählt, daß der Jüngling Sse ma durch Lautenspiel seine Geliebte Wun keun erweichte. Dankbarkeit wird bezeichnet durch: den das Gras knüpfenden Geist, denn es wird Folgendes erzählt: Ein Prinz sollte seines Vaters Geliebte lebendig begraben; er that es aber nicht, sondern verheirathete die Geliebte mit einem Edelmann. Als der Prinz bald darauf in einen Krieg zog, erschien ihm der Vater der Geliebten im Traum und sagte ihm Hülfe wider den Feind zu. Während der Schlacht knüpfte darauf ein unsichtbares Wesen das hohe Gras so zusammen, daß der feindliche Heerführer nicht entfliehen konnte, sondern gefangen ward. Als Beispiele der neuesten beschreibenden Poesie der Chinesen führt Hr. Davis an ein Gedicht auf die Stadt London in 10 Stanzen, im Jahr 1813 von einem in England anwesenden Chinesen verfaßt, und eine Schilderung der Europäer, von einem vor einigen Jahren verstorbenen, sehr gebildeten Hong-Kaufmann, welcher 30 Jahre lang zu Canton und Macao mit den Europäern umgegangen war. Der Dichter beschreibt sehr naiv die gesellschaftlichen Gebräuche der Europäer und römisch-katholischen Kirchenceremonien, welche er bei den Portugiesen zu Macao gesehen. Aeußerst auffallend findet er es, daß die Europäer so spät heirathen, sogar noch im 50. Jahre (die Chinesen machen dies bekanntlich viel früher ab); er erklärt es sich daraus, daß die Europäer gewöhnlich erst so weite Reisen machten, um sich Geld zu verdienen. Auch sagt er: Wenn das neue Jahr anfängt, streuen die Fremdlinge sich weißen Staub auf den Kopf, und Alles wird benebelt; doch fügt er in einer Anmerkung hinzu: Seit den neuesten Jahren ist diese Sitte abgekommen. Die Javaner halten die gegenwärtigen Holländer auch für eine viel geringere Sorte, weil sie keine gepuderten Allongenperrücken mehr führen. Die Schreibung der chinesischen Worte mit europäischen Buchstaben wechselt nach der verschiedenen Orthographie der europäischen Völker. Was die Portugiesen yum schreiben, wird von den Franzosen young, vom Engländer yoong geschrieben. Hr. Klaproth hat eine der deutschen Orthographie angemessene Schreibart aufgestellt.

Noch bemerken wir aus der großen Anzahl dieser schätzbaren Abhandlungen die von Colebrooke über die Einrichtung und das Verfahren der verschiedenen indischen Gerichtshöfe. Es sind dieser Abhandlung überall die Beweisstellen aus den indischen Schriften beigefügt. Darin heißt es z. B.:

Der König, als Haupt des obersten Gerichtes, erscheine im Gerichtshofe mit ruhiger Geberde und ohne Prunk in der Kleidung. Mit dem Antlitz nach Osten gewendet, sitze er dort oder stehe, die Händel der Streitenden prüfend. Beisitzer habe er, welche fest sind in der Ausübung ihrer Pflicht, verständig, aus edelm Stamme entsprungen, gehörend zur obersten Classe der wiedergeborenen Männer, erfahren in der Erforschung des heiligen Buches und vertraut mit der Sittenlehre. Ein Fürst, welcher die Klagen richtet, wird dermaleinst im Lande des Segens wohnen. Den Gerichtshof müssen einige Leute aus dem Handelsstande umgeben, von milder und rechtlicher Gesinnung, in Jahren vorgerückt, von gutem Geschlecht, wohlhabend und ohne Arglist. Diese sollen dem Gerichte zuhören. Weder des Königs Bruder, noch sein Sohn, noch sein Schwiegervater, noch sein Oheim dürfen frei bleiben von Strafe, wenn sie die Pflicht verletzen. Verhandelt der Richter heimlich mit einer Partei in noch unentschiedener Sache, so unterliegt er der Strafe. Jeder Verlust, der durch die Schuld des Richters herbeigeführt wird, muß durch ihn ersetzt werden. Der einzige feste Freund, welcher dem Menschen auch nach dem Tode folgt, ist die Tugend, jeder andere schwindet zugleich mit dem Leibe.

Unter den geographischen Abhandlungen zeichnen sich aus: die über die Grenzen des birmanischen und des chinesischen Reiches von Davis; die über die westliche Tatarei von Davis; die über die Provinz Sirmor von Blane; über das Thal des Setledsch im Himalajagebirge von Gerard. Außerdem enthalten diese Bände auch sehr schätzbare historische, literarhistorische und naturhistorische Aufsätze. J. G. L. Kosegarten.

---

1. Votum über den Entwurf der revidirten Landschaftsordnung im Herzogthum Braunschweig, von K. H. L. Pölitz. Leipzig, Hinrichs. 1831. Gr. 8. 10 Gr.
2. Beleuchtung des Entwurfes eines Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hanover, wie solcher der niedergesetzten Commission von Seiten der landesherrlichen Commissarien im November 1831 vorgelegt worden ist. Von K. H. L. Pölitz. Leipzig, Hahn. 1831. Gr. 8. 9 Gr.

Obschon diese beiden Schriften äußerst wichtige Erscheinungen im constitutionnellen Leben Deutschlands zum Gegenstande haben, brauchen wir uns über dieselben doch nur kurz zu fassen. Denn die Entwürfe der revidirten Landschaftsordnung im Herzogthum Braunschweig und des Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hanover sind durch alle Zeitungen zur Kenntniß des aufmerksamen Publicums gekommen, und andererseits sind die constitutionnellen Principien, denen der Verf. anhängt und die er auf Verfassungsentwürfe und zu Stande gekommene Verfassungen mit dem ihm eigenthümlichen logischen Talente anwendet, bereits hinlänglich sowol in dieser als in andern Zeitschriften besprochen und theils bekämpft, theils gebilligt worden. So beharrt der Verf. auch in diesen beiden Schriften bei seiner

Behauptung, daß das Zweikammersystem allen Staaten, deren Gesammtbevölkerung über eine halbe Million Menschen steigt, nothwendig sei, dagegen für Staaten unter dieser Volkszahl das Einkammersystem passe. Darum lobt er es, daß man sich in Hanover für jenes, in Braunschweig für dieses erklärt habe. Allein bei Beurtheilung der Nothwendigkeit des Zweikammersystems kommt es weniger auf die Volkszahl als auf andere wichtige Gründe an. Geht man nämlich von dem Gesichtspunkte aus, daß zwei Kammern nothwendig sind, um eine reifere Prüfung wichtiger Angelegenheiten zu erzielen und um der Gefährlichkeit stürmischer Beschlüsse einer einzigen Kammer vorzubeugen, so ist es klar, daß in den kleinsten wie in den größten Staaten zwei Kammern vorhanden sein müssen, um den eben angegebenen Zweck zu erreichen. Will man dagegen weniger einen Senat als vielmehr eine Pairskammer creiren, so fragt es sich, ob die Elemente zu ihr in einem Lande vorhanden sind, nicht aber ob es groß oder klein, ob es unter oder über eine halbe Million Menschen zählt. Wenn es z. B. im Herzogthume Braunschweig eine hinreichende Anzahl uralter, vormals reichsunmittelbarer Geschlechter gäbe, in deren Händen sich ein sehr großer Theil des Grundeigenthumes als unveräußerliches Familienfideicommiß befände, so wäre es der Klugheit offenbar angemessener, diese reichen Dynasten mit anderen Notabilitäten des Landes in eine erste Kammer zu vereinigen, als sie ihr ungeheures Uebergewicht in einer einzigen Kammer ausüben zu lassen. In den Motiven zu dem Entwurfe der revidirten Landschaftsordnung im Herzogthume Braunschweig heißt es: „Das Zweikammersystem in seiner Reinheit, sodaß jede Kammer eine für sich bestehende getrennte Staatsgewalt bildet, ist für das hiesige Land weder historisch begründet, noch ist es je in Ausübung gekommen.“ Es scheint daher, daß die Elemente zu einer hohen Kammer, diesem Rettungsanker und Hoffnungsstern der sinkenden Feudalaristokratie, in Braunschweig fehlen, und daß man dort darum, nicht aber der Volkszahl wegen, das Einkammersystem angenommen habe. — Nicht minder merkwürdig ist des Verf. „politische Ueberzeugung“, daß die Preßfreiheit in dem Sinne, wie sie in unsern Tagen in Anspruch genommen wird, nur in großen Reichen stattfinden kann. Diese Ansicht, die der Verf. schon mehrmals an andern Orten ausgesprochen hat, sucht derselbe in seiner Beleuchtung des handverischen Staatsgrundgesetz-Entwurfes fester zu begründen. Allerdings können die kleinen deutschen Fürsten keine unbedingte Preßfreiheit geben, so lange die absoluten Großmächte auf Censur bestehen. Aber beweist dies, daß die deutschen Völker kein Recht haben, Preßfreiheit zu begehren? — Sehr bedenklich scheint uns der Ausspruch des Verf. in seinem Votum über den braunschweigischen Landtagsordnungs-Entwurf, „daß Staatsrecht und Staatskunst gleich stark verlangen, daß der Kreis der Wahlmänner durch die im Wahlgesetz verlangte Nachweisung eines beträchtlichen Grundbesitzes und eines hohen Census möglichst eingeschränkt werde“. Die Staatskunst eines Villèle mag stark verlangen, daß es möglichst wenige Wähler gebe, weil Wenige leichter zu lenken sind als Viele. Aber Recht, Billigkeit und gesunde Vernunft verlangen bei weitem stärker, daß alle Staatsbürger, die vermöge ihres Besitzes, ihrer Beschäftigung, ihrer Intelligenz bei den Maßregeln betheiligt sind, welche die Stände ergreifen, auch die Befugniß haben sollen, zur Wahl derselben mitzuwirken. Wozu die „möglichste Beschränkung des Kreises der Wähler“ in Frankreich unter Karl X. endlich geführt hat: ist es nöthig, dies dem Verf. in das Gedächtniß zu rufen? Ist es nöthig, ihm zu sagen, daß die servilen Kammern, von einer „möglichst beschränkten Anzahl von Wählern“ ernannt, Frankreich mit einer größern Schuldenlast überhäuften, als Napoleon sammt allen seinen Kriegen? — Mit Ausnahme dieser wenigen, aber folgenreichen, sehr bedenklichen Behauptungen, hat der Verf. in seinen beiden jüngsten Schriften im Geiste des Jahrhunderts gesprochen, und jene Bestimmungen der braunschweigischen und handverischen Verfassungsentwürfe, die mit demselben im Einklange sind, ebenso lebhaft gebilligt als umsichtig diejenigen bekämpft, die ihm widerstreiten. Möchten sich bald alle deutschen Völker der bürgerlichen und religiösen Freiheit im vollsten Umfange dieses erhabenen Begriffs erfreuen! Möchten sich die absoluten Fürsten endlich überzeugen, daß es für sie Gewinn ist, jene furchtbare Verantwortlichkeit, die auf ihren Häuptern lastet, mit freigewählten Volksvertretern zu theilen!! 82.

Correspondenznachrichten.

München, 1. Januar 1832.

Ich wünsche Ihnen, und natürlich uns mit, ein glücklicheres Neujahr, als wir haben werden. Indeß die Welt geht fort und nur der Mensch unter.

Daß unser Landtag mit dem Jahr zu Ende gegangen ist, werden Sie wissen; der Landtagsabschied indeß, obschon vorige Woche in der Kammer verlesen, will nicht im Druck erscheinen, weil man sich, dem Vernehmen nach, noch mit einer Nachredaction desselben beschäftigt. Leider ist die Differenz zwischen Ständen und Regierung, die diesen ganzen Landtag auszeichnet, nicht nur bis zu Ende geblieben, sondern hat sich, trotz einiger Concessionen, nur gesteigert, sodaß nicht daran zu denken ist, daß man von oben den Bewegungen der Zeit, wie sie sich theilweise in den ständischen Propositionen ausgesprochen, nachgeben wird. Ein Ministerium existirt in diesem Augenblicke gar nicht, da alle Minister mit Ausnahme des Kriegsministers ihre Entlassung gegeben und empfangen haben; indeß nennt man mit Gewißheit als Chef des Ministeriums den Fürsten Wallerstein, bisherigen Kreiscommissair in Augsburg, einen gewandten und kunstsinnigen Mann, den Herrn von und zu Rhein, bisher in Würzburg, für die Justiz, den bisherigen Gesandten am russischen Hofe für die äußern Angelegenheiten, und für die Finanzen — noch Niemand. Die Stimmung ist bös und theilt sich in Unwillen und Unbehagen. Während einerseits officielle Schreiber sich vergeblich Mühe machen, das Glück der Gegenwart zu rühmen und die Opposition zu schmähen, geht diese über alle Grenzen des Erlebten hinaus, und greift wie Dr. Siebenpfeiffer in seinem neuesten Heft von „Rheinbaiern“ alle öffentlichen und Privateigenschaften des Königs auf die schonungsloseste Weise an und wird mit Begierde gelesen. Denn gar zu gern verdammt der Mensch, namentlich der Schwache. Welcher Zustand daraus hervorgehe, lesen Sie am deutlichsten in dem Schreiben eines Altbaiern an den Herrn von Hormayr im würzburger „Volksblatt“, dessen Veranlassung die berüchtigte wasserburger Adresse*) an den König ist, in der gesagt ist, „daß ein Wink von Sr. Majestät genüge, alle gegebenen Eidschwüre vergessen zu machen“, und die wiederholt dem Hrn. v. H. zugeschrieben wird.

„Wie die Lage der Sache in Baiern ist“, sagt dieser patriotische Altbaier, „kann es Keinem, der nur ein wenig die Zukunft aus der Gegenwart zu bestimmen gelernt hat, unbekannt sein, welchem Ende die Dinge entgegengehen. Eine gänzliche Verwirrung der Rechte von oben, verbunden mit unvernünftigem Trotze, eine Vereinigung der Dummheit mit dem Stolze, der Arglist mit dem Unverstande, dazwischen der redliche Wille des Königs, irregeleitet auf jedem Schritte; beständige

---

*) Von den Städteadressen, dem interessantesten Produkt unserer politischen Literatur, sind Ihnen gewiß Proben zu Gesicht gekommen, vielleicht aber nicht von einer Dorfadresse, die glücklicherweise alle übertroffen und alle beschlossen. Die Bauern des Dorfes Gauting, unter Anführung des als „Eremit von Gauting“ bekannten Baron Halberg, der mit seinem langen Bart, altdeutschen, mit bunter Schärpe umgürteten, mit vielen Orden bedeckten Rock und seinem wilden Blick oft durch unsere Straßen zieht, erklären denn auch dem König ihre Treue unter Anderm mit dem Kraftsatz: „Ein Wink! und in einer Secunde haben Ew. Majestät keinen lebenden Feind mehr!“ Zu diesen zählen sie aber in der vorhergehenden Zeile Journalisten und Stände von der Opposition. Mehr freilich konnte Niemand versprechen.

Versuche einer Partei, Angst und Schrecken einzujagen, den Pöbel für sich zu werben; die Classe der Intelligenz gefürchtet; verderbliche Halbheit selbst im Schlechten; Entzweiung mit sich selbst und Einigkeit nur gegen das Gute: so treibt das lecke Schiff des Staates ohne Ruder und ohne Steuermann auf ungewissen Wellen. Keine Ruhe und keine Würde ist mehr, die Patrioten fliehen bestürzt und die Erwartung graunvoller Zukunft unterdrückt jede wahre Freude. Es ist fürchterlich, wenn schreckhaften Gerüchten über ungesetzliche Acte der Zukunft nur Glauben beigemessen wird, und welcher That hält man die Lenker der Staaten jetzt nicht fähig? Den Künsten und Wissenschaften sind steinerne Tempel erbaut, sie selbst müssen betteln gehen. Die Regierung erfreut sich, durch besoldete Narren *) die Stände des Reichs verhöhnen zu lassen, und fraternisirt mit dem Pöbel **), indem sie Bürger gegen Bürger hetzt u. s. w."

In der That ist diese Schilderung, mit wie schwarzer Dinte auch geschrieben, nicht falsch zu nennen, und von wahrscheinlichen Angriffen auf die Verfassung hört man mehr reden, als von wirklicher Preßfreiheit etwa, wobei es thöricht genug klingt, wenn die Vertheidiger der Regierung die retrograden Schritte den ultraliberalen Journalisten zur Last legen, als ob Entwickelungen im Staatsleben von Individuen abhängig wären. Sträflichem und gefährlichem Beginnen wird das Gesetz überall entgegentreten, aber zum Schild für Schwächen und Krankheiten darf es keine Regierung benutzen wollen.

Das neue Jahr, das sonst so ergiebig an neuen Zeitschriften ist, hat diesmal nichts mehr bei uns gebären können; wir sind auch so reichlich versehen mit ordinairem Löschpapier, daß neues nur Tropfen trüge ins Weltmeer. Nur einen Verein der hiesigen Gelehrten zu einer Literaturzeitung würde man mit Freuden entstehen sehen, aber gerade dazu scheint die gehörige Elasticität zu fehlen und, worüber Sie freilich noch besser urtheilen können, vielleicht literarisches Interesse überhaupt. Es wäre, nebenbei gesagt, eine sehr interessante Tabelle, die von Ihnen, Cotta, Reimer u. s. w. gegeben werden müßte, und die uns sagte, nach welcher Weltgegend und in wieviel Exemplaren classische Werke versendet würden. Im Vergleich zu Berlin liest man hier erstaunlich wenig, obschon hierin nicht nothwendig ein Vorwurf liegt, da bekanntlich auch Herder, Fichte u. A. zum Lesen fast keine Zeit fanden.

In der Kunstwelt findet obige Schilderung leichter wenigstens einige Widerlegung. Aufgaben, wie Künstler sie hier gefunden, hat in Deutschland kein Anderer gestellt; und die mit dem königlichen Vertrauen Beehrten sind auch zugleich die Bedeutendsten in ihrem Fach. Nur eine Gewohnheit dürfte dabei nicht nachgeahmt werden, und um des in Deutschland überhaupt aufblühenden Kunstlebens einerseits, und des alles durchdringenden Nutzgeistes andererseits, wäre es gut darauf als auf etwas Schädliches aufmerksam zu machen. Das rechte Heil nämlich wird nicht Derjenige der Kunstentwickelung bringen, der blos aufs Entstehen von Kunstwerken, sondern der auf Ausbildung von Kunsttalenten durch jene hinarbeitet. Bekannt nun ist es, daß ein Künstler mehr Anlage hat zu Entwürfen, ein anderer Sinn für Farbe, ein dritter für Ausführung u. s. w., daß aber mit so getrennten Eigenschaften Jeder ein Embryo bleibt, dessen eigentlichem Erscheinen man noch entgegensieht. Für die, freilich nur oberflächliche, Kunstliebe aber ist es grade recht, Jeden nach seinen Gaben zu benutzen, und Das, was nur in organischer Einheit das Rechte hervorbringt, an verschiedene Individuen zu vertheilen. Einzelne große Ausnahmen abgerechnet, hat sich nun allerdings hier diese Gewohnheit eingeschlichen, man überträgt dem Einen Compositionen, die ein Anderer ausführen, vielleicht oft ein Dritter coloriren muß, und es ist vorauszusehen, daß, wenn man damit fortfährt, die herrliche Erscheinung einer neuen deutschen Kunst nach 20 Jahren nur eine Erscheinung gewesen sein wird. Indessen dagegen sollte ganz Deutschland mitwirken, da ohnehin die hier beschäftigten Künstler zum kleinsten Theil eingeborene Baiern sind und jenes also nur seine eignen Kräfte zu reclamiren brauchte. 28.

*) Damit ist der Redacteur des „Deutschen Horizonts", Hr. Saphir, gemeint, dessen politischen Farbenwechsel man für erkauft hält und mit dessen Schmähungen der Kammer ich Sie billig verschone.

**) Der Redacteur der „Alten und neuen Zeit", eines ministeriellen Blattes, war vorher der des „Reisenden Teufels", eines ganz gemeinen Oppositions- und Klatschblattes.

Notizen.

Römische Münzen.

Zu Silly in Frankreich sind wenigstens 5000 römische Münzen auf folgende sonderbare Weise gefunden worden. Einige Feldarbeiter bemerkten nämlich, daß zwei oder drei Münzen durch die Arbeit eines Maulwurfs zu Tage gefördert worden waren. Dies bewog sie nachzugraben, und schon in der Tiefe von einem Fuß stießen sie auf eine zerbrochene Vase von rothem Thon, welche den Schatz enthielt.

Folgen eines Druckfehlers.

Falsche Prophezeiungen sind von den Freunden der Unruhen von jeher benutzt worden, um die enthusiastische Bevölkerung von Irland aufzuregen. So wurde vor wenigen Jahren die ganze Insel von einem Ende zum andern in Bewegung gesetzt, und zwar durch einen — Druckfehler in einem höchst lächerlichen Commentar zu den Offenbarungen. „Pastorini's Prophezeiungen", wie dieses merkwürdige Werk heißt, enthielten nämlich eine Berechnung, zufolge welcher die Restauration der katholischen Religion auf das Jahr 1835 fallen sollte. Unglücklicherweise war aber 1825 gedruckt, und der Sturm, der deswegen dieses ganze Jahr Irland durchbrauste, wird so leicht nicht vergessen werden. („The civil wars of Ireland, by W. C. Taylor.")

Harro Harring's vielfach angefochtene „Memoiren über Polen" sind in englischer Uebersetzung zu London bei dem Buchhändler Cochrane erschienen. 12.

Nöthige Nachweisung.

Eben fliegt durch die meisten unserer deutschen Zeitungen eine interessante Nachricht über das Haus Rothschild, welche die Herausgeber einander mit stillem Danke aus den Händen nehmen. Ich weiß nicht, wer den Fund zuerst gehoben hat, aber ich erinnerte mich bald, dieses Erz schon in irgend einer Grube gesehen zu haben. Ich suche, und siehe da, das „Conversations-Lexikon" zeigt mir die Lagerstätte, wo der Häuer gearbeitet hat. Der Umstand, daß die dort in Gulden angegebenen Summen der durch das Haus Rothschild vermittelten Anleihen und Subsidienzahlungen in den Zeitungen auf Francs reducirt sind, könnte auf die Vermuthung führen, das Erz sei zuvörderst in einem französischen Pochwerke aufbereitet und von dort geholt worden, wenn nicht ganze Stücke, völlig wie sie in besagter Lagerstätte sich finden, uns vorgelegt würden. Es kann für den Eigner der Grube und seine Steiger nur schmeichelhaft sein, daß man ihre Erze als gute und preiswürdige Schaustuffen benutzt, und es wird ihnen nicht einfallen, an die Gesetze gegen die Erzpartiererei zu erinnern, aber ein Dritter konnte es sich nicht versagen, an einem auffallenden Beispiele zu zeigen, daß das Allerneueste zuweilen ziemlich alt ist.*) 9.

*) Es ist neuerdings eine kleine Schrift über das Haus Rothschild in Paris erschienen und diese ist es, die unsere Zeitungen so begierig benutzen, obwol sie nur enthält, was schon seit Jahren in dem „Conv.-Lex." sich findet. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1832.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Dritter Jahrgang. München, Franz. 1832. 12. 1 Thlr. 21 Gr.

Geschichte ist Offenbarung Gottes über die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Einen je größern Kreis unser Geschlecht in seiner Entwickelung durchläuft, je freier und geistiger sich die einzelnen Staaten in ihrem Innern ausbilden, je vielseitiger und geordneter ihr gegenseitiger Einfluß auf einander wird, und je mehr sie sich in ihrer Verbindung zu einem großen organischen Ganzen gestalten, desto größer wird die Hoffnung, durch das Studium der Geschichte die Geheimnisse zu entdecken, welche der Erziehung des Menschengeschlechts zum Grunde liegen, und welche nicht blos in den ersten rohen Anfängen der Gesellschaft, sondern zum Theil noch in den Uebergangsstufen von der Barbarei zur Civilisation sich in undurchdringliches Dunkel hüllen. Viele Länder der Erde befinden sich noch im Zustande der Wildheit; die Barbarei ist noch im Besitz eines unermeßlichen Gebiets, und selbst in Europa, das sich der größten Fortschritte in der Civilisation rühmt, zeigt sich dem ernsten, unbestochenen Forscher auch in der neuesten bedeutungsvollen Zeit nur das muthige Bestreben, sich zu einer höhern Stufe emporzuschwingen, die Krisis, die den Uebergang von einer Stufe zur andern bezeichnet. Die Höhe erreicht zu haben, dürfen wir uns nicht schmeicheln. Man spricht wol von dem civilisirten Europa; doch keinem aufmerksamen Beobachter ist es entgangen, daß in Beziehung auf politische Bildung (ohne welche wol Gelehrsamkeit, aber keine Civilisation möglich ist) die verschiedenen Staaten sich in durchaus ungleichem Zustande befinden, sodaß von ihnen keine Verständigung zum gemeinschaftlichen Fortschreiten zu erwarten ist, wie solches sich z. B. in dem bisherigen Wirken der heiligen Allianz ausgewiesen hat. Mitten aber in den Wirren und dem Schwanken der Zeit, wodurch es dem Geschichtsforscher fast unmöglich wird, ihr einen bestimmten Charakter anzuweisen, zeigt sich in dem Dunkel ein Lichtstral, der den Ausgang aus dem Labyrinthe zu beleuchten scheint. Die Verbindung durch den Handel, der alle Welttheile umfaßt, war zu keiner Zeit so unermeßlich als in der unserigen; sie hatte noch nie die Werkzeuge der Civilisation so sehr vervielfältigt, so weit verbreitet, noch nie die Producte der entferntesten Zonen zu einem so allgemeinen und unabweislichen Bedürfniß gemacht. Dadurch ist der Verkehr aller Völker mit einander, sonach der Austausch der Waaren wie der Ideen, und mit ihm das unaufhaltsame Fortschreiten der Civilisation gesichert. Wir haben nicht, wie einst Rom, den Einbruch nordischer Barbaren und ein neues Mittelalter zu fürchten. Selbst einzelne Siege der Barbarei dürfen uns nicht erschrecken; sie müssen vorübergehend sein, weil die Macht einer nicht durch die Cabinete, sondern durch die Gewalt der Dinge zu Stande gebrachten allgemeinen Völkerverbindung durch einzelne Ereignisse nicht geschwächt werden kann. Die Druckerpresse, die Eisenbahnen, die Dampfbote sprengen alle Wälle, hinter denen die Barbarei sich zu verschanzen sucht. Die großartige Verbindung der Völker ist der Leitstern, den wir in unsern sturmbewegten Tagen nicht aus den Augen verlieren sollen, um nicht irre zu werden, wenn die alten Dämonen der Feudalzeiten noch immer die Wellen gegen das Staatsschiff aufregen, um es zurückzutreiben in den Zustand alter Isolirung der Stände und der Völker.

Diesen Gesichtspunkt festhaltend, fragen wir: Was kann heutzutage bei uns die vaterländische Geschichte sein, möge dabei von Deutschland, insofern es in der Idee als ein Ganzes aufgefaßt wird, oder nur von seinen einzelnen Bestandtheilen die Rede sein? Zerrissen wie wir sind, oft hingeopfert einem fremden Willen, wird das am reinsten deutschfühlende Herz auch am meisten von Wehmuth erfüllt, wenn es sieht, wie die große dem Vaterlande inwohnende Kraft von kleinen Interessen engbegrenzter Localitäten auseinandergezerrt und in feindliche Bestrebungen zersplittert wird. Gegen diese Wehmuth ist nur Trost und Heilung zu finden, wenn wir den Blick über das Vaterland hinaus erweitern und eine größere Aussicht zu gewinnen suchen. Gelingt uns dies, so wird sich in der bereits unermeßlich gewordenen Völkerverbindung die Bürgschaft entdecken lassen, daß das isolirte Schicksal des Vaterlandes nicht dauernd sein könne, sondern in der allgemeinen Civilisation sich auflösen werde. Dann wird der Nationalhaß gegen irgend ein Volk verstummen; dann wird als ein allgemeiner Gewinn erkannt werden, wenn irgend ein Theil der Welt eine

höhere Stufe der politischen Bildung erreicht. Die vaterländische Gesinnung wird dann nicht dem Neide und der Scheelsucht dienstbar sein, sondern vielmehr zu erforschen suchen, wie durch freundliche Verbindung mit den höherstehenden Völkern das Vaterland selbst geistig, sittlich und politisch bereichert werden könne.

Eine solche Gesinnung aber wird, wo sie laut werden will, in unsern Tagen, und namentlich in einem Theil von Deutschland, mancherlei Schwierigkeiten antreffen. Schon ehe sie sich äußern kann, sieht sie sich bewacht von Leuten, deren Geschäft es zu sein scheint, jede geistige Erhebung zu verhindern, damit der Glaube an Unverbesserlichkeit des Bestehenden nicht die leiseste Erschütterung erfahre. Gelingt auch der bessern Gesinnung, ihre Stimme zu erheben, so wird sie nicht selten in der Wüste verklingen, denn das Volk ist von seinen frühern Lehrern, von Jesuiten und Knechten, so erzogen worden, daß es taubstumm in Beziehung auf höhere Wahrheit geworden ist. Erwägt man diese Schwierigkeiten, so wird man das Unmögliche nicht erwarten, sondern dankbar das von dem Geschichtsforscher in gutem Geiste Dargebrachte anerkennen, sollte es auch bisweilen nur leise Andeutung oder einleitende Sammlung des nöthigen Materials sein.

Diese Betrachtungen haben uns bei der Lesung des — wir sind zu dem Bekenntniß verpflichtet — höchst interessanten, diesjährigen historischen Taschenbuchs des Freiherrn v. Hormayr geleitet; sie sollen zugleich uns als Entschuldigung dienen, wenn wir unserm Berichte nicht die ganze Ausführlichkeit geben, welche die Sache im hohen Grade verdient.

Mit einigen Unterbrechungen, die durch politische Censur und dergleichen Verhältnisse veranlaßt wurden, haben diese historischen Taschenbücher beinahe ein Vierteljahrhundert hindurch ihre Reihenfolge fortgesetzt. Als „Tyroleralmanache" begann sie zuerst 1802—5 der Verfasser zur Erweckung des Gemeingeistes in seinen vaterländischen Bergen. Johannes Müller hat seiner Zeit das Rühmliche dieses Unternehmens ehrend anerkannt. Eine zweite Reihe (1810—14) war vorzüglich der historischen Kritik gewidmet und dem Quellenstudium, das damals in Oestreich, in den Abteien, durch die Provinzialmuseen und selbst durch das Staatsarchiv wiedererweckt worden war. Die dritte Serie begann im Jahr 1820, wo die Hoffnung, Deutschlands Wiedergeburt durch jene Mittel zu bewirken, die seit der Befreiung vom J. 1815 zu Gebote standen, zwar erschüttert, aber noch nicht erstorben war. Den Werth und die Tendenz dieser dritten Reihe hat Collin in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" scharfsinnig und lichtvoll charakterisirt. Der Zweck lag offen vor: Mit Oestreich (Ungarn und Böhmen, letzteres vorzugsweise, miteinbegriffen), sollte, trotz einer aufgethürmten chinesischen Idealmauer, Deutschland bekannter und dadurch befreundeter gemacht werden; zugleich wollte der Herausgeber die Geschichte durch Vermählung mit redender und bildender Kunst popularisirt wissen, und foderte daher die deutschen Künstler auf, vor Allem vaterländische Gegenstände durch den Zauber der Kunst zu verherrlichen. Des Freiherrn v. Hormayr's Bemühungen wurden auch nicht mit Undank aufgenommen. Einer seiner beharrlichsten Gegner in Oestreich fühlte sogar sich zu dem Geständniß genöthigt: „es dürfte schwer sein, in Oestreich einen Einzelnen namhaft zu machen, der mehr Quellen entdeckt und herausgegeben, mehr schwierige Streitfragen gelöst, mit mehr Wärme und Beharrlichkeit die Ausbeute urkundlicher Untersuchungen zugleich in die Kunst hinüberzuretten versucht und eine solche Schule kritischer Forscher zurückgelassen hätte als Freiherr v. Hormayr".

Wenden wir uns zu dem Jahrgang 1832, dem 21. der ganzen Reihe. Der Verf. beginnt mit einer „Kriegsgalerie der Baiern". Ungemein zierlich und sauber gestochene, durchaus ähnliche Portraitmedaillons sind von biographischen Skizzen begleitet. Diese Arbeit ist ein Versuch und eine Anfrage, wie ein eignes, wohlfeiles und populaires Schriftchen der Art, das die Armee Tilly's und Max Emanuels und jene unserer Tage zugleich darstellte, dem Volke, der Jugend und der Armee gefallen möchte. Es ist nicht zu leugnen, daß ein solches Unternehmen wohlthätig auf den Nationalgeist der Baiern einwirken könnte; daher die Ausführung wünschenswerth ist. In dieser ersten Probe finden wir die Generale: Marschall Fürst Wrede und Generalquartiermeister v. Raglovich, und die Stabsoffiziere Baron Besserer, des hoffnungsvollen Kronprinzen Begleiter, und den Oberst Heidegger, als Krieger in Spanien und Griechenland, nicht minder als ausgezeichneter Landschaftsmaler rühmlichst bekannt. Diesen Skizzen folgen historische Balladen von Eduard Duller, einem jungen Manne aus Wien, der sein Vaterland verließ, weil die dortige Censur seinem aufstrebenden Talente als unleidliche Fessel erschien. Die Balladen sind bairisch-national, zum Lobe Friedrichs des Sieghaften, dessen Kampf gegen Würtemberg und Baden hier jedoch sicher nicht als Beispiel zur Nachahmung in unsern Tagen besungen wird, wenngleich es scheinen mag, daß der neue Streit Baierns gegen Baden wegen Sponheim dem Dichter Anlaß gegeben, gerade diesen Gegenstand seines Liedes zu wählen. So könnte auch das letzte Lied, das die geheime Ehe jenes Friedrichs besingt, aus welcher die Grafen, jetzigen Fürsten von Löwenstein entsprungen, als eine Andeutung der Ansprüche dieses Hauses auf die Erbfolge in Baiern angesehen werden. Außer diesen modernen Gedichten enthält das Taschenbuch auch alte merkwürdige Volkslieder aus dem Kriege der Fürsten und Städte, über die allinger Schlacht, über den landshuter Erbfolgekrieg, die Belagerung Wiens durch die Böhmen unter Thurn, die prager Schlacht am weißen Berge und den Untergang des alten selbständigen Böhmens — sämmtlich gleichzeitig den Ereignissen, die sie besungen. Von der Beschreibung der Burgen Werdenfels, Boskowitz und Osterwitz können wir hier nur bemerken, daß die Wahl der Orte uns glücklich scheint, indem sie Anlaß geben, dabei auf wichtige historische Ereignisse in den Nachbarländern umständlich und lehrreich hinzuweisen. Die im J. 1742 geschlossene, nie gehaltene Capitulation von Prag gibt ein auffallendes Seiten-

stück zur Capitulation von Paris im J. 1815, wo der Tod des Marschalls Ney und anderer ausgezeichneter Männer von der Gewissenhaftigkeit der Capitulanten Zeugniß gab. Wahrlich, man möchte vergessen, daß das im J. 1830 siegende Volk sich großmüthiger gegen Polignac und Consorten betrug, als die siegenden Mächte im J. 1815 gegen Männer, die mehr werth waren als die — wills Gott! — letzten Feudalritter.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Freiheit, ihre Förderungen, ihre Hindernisse, und ihre Erscheinung in den Staatsformen. Vier Vorlesungen, gehalten in der Union zu Bremen, nebst einer vorangehenden Rede über das Zusammenwirken der Thätigkeiten zu Förderung der höchsten Zwecke der Menschheit, gehalten im großen Hörsale der Gelehrtenschule von W. E. Weber. Bremen, Heyse. 1831. Gr. 8. 16 Gr.

Immer, besonders aber in vielbewegten, bedenklichen Zeiten wird man einer Stadt Glück zu wünschen haben, welche solch einen Verein ihrer Bürger aufzuweisen hat, wie dies die Union zu Bremen, nach diesen vor derselben gehaltenen Vorträgen zu schließen, sein muß; einen Verein, welcher, obwol für gesellige Zwecke gestiftet, frei von aller Spießbürgerlichkeit des Lebens, auch ein ernstes Wort in ernster Sache zu würdigen weiß. Und ein solches sind denn auch diese Vorträge im ganzen Sinne des Wortes, werth, nicht nur einmal, sondern oft und wiederholt gehört oder gelesen zu werden.

Der Verf. äußert sich in dem Vorworte in der That sehr bescheiden über diese seine auf allgemeine Auffoderung gehaltenen Vorträge; Anregungen nennt er sie, sich über das Interesse eines inhaltschweren Momentes mit Ruhe klar zu werden; man darf sie jedoch mit Recht weise Belehrungen darüber nennen, wie sich Jeder in bedenklichen, und nicht nur für eine Stadt, sondern für ganze Staaten, ja für die gesammte Menschheit wichtigen Zuständen zu nehmen, und was Jeder in solchen Zeitläuften zu thun habe.

Des Verf. Ansicht über die Ereignisse dieser Zeit und über die Folgen derselben ist unstreitig die richtige, und wir theilen sie von ganzem Herzen. Was ist auch das Leben des einzelnen Menschen, wie dasjenige ganzer Staaten, anders als ein fortwährendes Ringen, ein steter Kampf für und um das Bessere? Wir hätten daher die Worte des Vorwortes, welche dieser Ansicht eigentlich entgegenstehen: es scheine sich allerdings jetzt darum zu handeln, ob wir in Barbarei zurücksinken, oder ob wir die Früchte der Gesittung auch ferner behalten sollen, lieber nicht gelesen; sie scheinen uns auch mehr im Eifer und in unwillkürlichem Eingehen in die Gedankenfolge des sel. Niebuhr ausgesprochen, als mit klarem Selbstbewußtsein gedacht, denn ein Mann, der unglücklich genug wäre, solch eine Ueberzeugung wahrhaft insichzutragen, könnte wol nimmer Reden in einem Geiste halten, wie der ist, welcher diese Vorträge durch und durch beseelt. Und wo wäre auch, möchten wir fragen, der Grund zu solch einer Besorgniß? Haben wir etwa zu fürchten, daß mongolische Horden aus den Steppen Asiens über das gesittete Europa hereinbrechen? — Nimmer aber können wir uns vorstellen, — und wir haben auch die Erfahrung auf unserer Seite, — daß durch das Streben gebildeter Völker, ihre heiligsten Rechte, deren sie in gewaltthätigen Zeiten widerrechtlich beraubt wurden, wiederzuerlangen, eine solche Entsittlichung herbeigeführt werden könnte; vielmehr scheint uns gerade ein solches Streben ein untrügliches Zeichen vorwärtsgeschrittener Bildung und Gesittigung. Der Gebildete und Mündige will anders behandelt sein als der Rohe und Unmündige; und der Deutsche oder Franzose hat andere Bedürfnisse denn der Russe oder Mongole. Jedermann aber weiß, daß alle Völker, wo sich bedenkliche Bewegungen zeigten, einzig und allein nur wollen, daß man den Menschen als Menschen und den Staatsbürger als Staatsbürger nach Recht und Pflicht anerkenne und ehre.

Allerdings scheinen, wir leugnen es nicht, die Verhältnisse aller europäischen Staaten in Irrung und Verworrenheit befangen; tiefer als je scheint das Schifflein so manchen Staates durch Schuld nachlässiger und saumseliger, daß wir nicht sagen böswilliger Steuerleute auf Untiefen und zwischen Klippen gerathen zu sein; und schon deshalb, wenn auch noch nicht das Aergste zu fürchten sein dürfte, für die Steuerleute nämlich und ihren Anhang, muß jedem Verständigen daran gelegen sein, die Lage der Dinge ganz zu überschauen. Wir sagten ganz und setzen hinzu: unerschrocken und mit männlichem Muthe. Denn wer nur mit halbem oder flüchtigem Blicke, wie der Minister am Spieltische die Karten, die einander drängenden Ereignisse zu betrachten gewohnt ist, oder wer sich fürchtet zu sehen, was da kommen dürfte, der muß freilich sich jetzt nothwendig mitten in einer finstern Nacht an einen felsigen Abhang hingeschleudert glauben, wo jeder Blick, den er beim Wetterleuchten des Himmels vorwärts, oder rückwärts, rechts oder links thut, ihm überall nur unvermeidliches Verderben, nirgends aber Rettung zeigt. Darum thut es Noth, ganz und unerschrocken dreinzuschauen in den Wirbel der Begebenheiten, alle Furcht, allen Leichtsinn zu meiden, und sich vor einem zu zart empfindenden, krankhaft reizbaren Gemüthe zu wahren. Dazu wollte der Verf. durch diese seine Vorträge das Seine beitragen, und wir bekennen, daß Jeder, der diese Vorträge aufmerksam und ohne Verstocktheit des Herzens hörte oder las, in der Erkenntniß der Zeit und ihrer Foderungen gewiß um ein Bedeutendes vorwärtsgeschritten sein wird. Ueber den Inhalt der einzelnen Reden kürzlich nur so viel:

Der zuerststehende Vortrag verbreitet sich „Ueber das Zusammenwirken der Thätigkeiten zur Förderung der höchsten Zwecke der Menschheit". Er ist eigentlich eine sogenannte Schulrede und ward nur wegen der Verwandtschaft seines Inhalts mit dem Inhalte der in der Union gehaltenen Vorträge diesen beigegeben. Mit wahrer Freude hat Rec. diesen höchstgelungenen, seinen Gegenstand ganz erschöpfenden und dabei äußerst klaren und leichtfaßlichen Vortrag gelesen. Mehr als einmal hat er lebhaft die Ueberzeugung gefühlt, daß dergleichen Vorträge an unsern Gelehrtenschulen unendlich mehr Nutzen stiften würden, als all jene gewöhnlichen Zusammenstoppelungen lateinischer Floskeln über große Geringfügigkeiten des griechisch-römischen Alterthums, welche meist mit Beschränktheit aufgegriffen und mit Pedanterei abgehandelt werden. Unsere Gelehrten würden dann minder gelehrt, aber weiser sein. Jeder Jüngling, der sich dem Gelehrtenstande widmet, kann aus diesem Vortrage lernen, was die jetzige Welt von ihm hofft, von ihm verlangt. Aber auch allen andern Ständen wird manches beherzigenswerthe Wort gesagt. Nur eines wollen wir Belegs halber herausheben, dabei aber gleich in voraus erinnern, daß der Verf. wol nur durch rhetorische Künste das „Seinsollen" in ein „Sein" verwandelte. Wir wählen das dem Kaufmanne zu bedenken gegebene Wort, da dieser Stand in unsern Staaten unleugbar einer der wichtigsten ist und vermöge seines schnell wirkenden Einflusses sehr bedeutend wird. „Der Kaufmann", sagt der Verf., „lernt höhere Güter schätzen, als die ihm seine Segel über das Meer zuführen, als die Goldstücke, welche ihm eine glückliche Benutzung der Conjuncturen einträgt; er fühlt, daß die Freiheit des Handels nicht gedeihen kann, wo man der Freiheit des Denkens, des Glaubens, des Redens Fesseln bereitet. Er begreift, daß, wo seine eigne Thätigkeit Frucht bringen soll, für die sittliche Selbständigkeit des Menschengeschlechts, für den Segen der geistigen Bildung, für die höchsten Ideen des Daseins Leib und Leben gewagt sein muß."

Die erste Vorlesung, welche am 9. Jan. in der Union gehalten ward, behandelt die Freiheit im Allgemeinen, mehr die Freiheit des Menschen als die des Staatsbürgers, mehr die theoretische der Schule als die praktische des Lebens. Rec. begnügt sich daher auch mit dieser Angabe.

Praktisch aber, und deshalb für die jetzige Zeit besonders wichtig, ist die zweite und dritte Vorlesung, über Liberalität und Illiberalität. Im Eingange verbreitet sich der Verf. über drei Fragen, deren erste ist, wie es komme, daß wir im gemeinen Leben bei dem so ehrwürdigen als gewichtigen Namen der Freiheit allemal an ärgerlichen Unfrieden und unheimlichen Aufruhr denken, da doch die Freiheit gerade Ruhe, Frieden und heiteres Behagen als Element ihrer Entwickelung verlange, und sich am wenigsten mit Aufruhr, Verwirrung und wilder Anarchie vertragen könne? Dann, wie es komme, daß so oft Diejenigen, so ein Interesse wie eine Pflicht hatten, das Gedeihen der Freiheit in dem bürgerlichen Dasein in Schutz zu nehmen, sich den Ansichten jener Gewaltigen und Tyrannischgesinnten anzuschließen vermocht, die sie vermittelst allgemeiner Fehme geächtet? Endlich, wie deuten wir es, daß unter den Völkern die Geburt der Freiheit fast immer von den furchtbarsten Krämpfen begleitet ist, und blos gewaltsame Zerstörungen tes friedlichen Alten sie an das Licht zu fördern scheinen?

Diese drei gewiß überaus wichtigen Fragen beantwortet der Verf., wiewol kurz, doch äußerst trefflich im Eingange. Aber nicht diejenigen Hindernisse, welche die Freiheit der Gesammtheit in den Irrungen zwischen Fürsten und Volk erfährt, will der Verf. in diesen beiden Vorträgen eigentlich schildern, sondern jene, welche die Freiheit der Einzelnen im Verkehr des gesellschaftlichen Daseins häufig genug erfahren muß, daher wir uns auch mit der Angabe der Fragen und mit der Hinweisung auf die Trefflichkeit der Antworten begnügen. Die Liberalität der einzelnen Menschen und Stände ist es, welche hier in nähere Betrachtung gezogen wird. Unter Liberalität versteht aber der Verf. „denjenigen Sinn, welcher die gleiche Berechtigung aller Einzelnen zu größter sittlicher und intellectueller Ausbildung, und damit zu höchster sittlicher, persönlicher und öffentlicher Freiheit, als unmittelbare Foderung des Menschlichen anerkennt, und dieselbe nicht nur für sich in Anspruch nimmt, sondern auch an Andern mit unbefangener Aufrichtigkeit achtet, fördert und schirmt".

Der Adel und die Beamtenkaste, die Kinder des Reichthums wie die Kinder der Armuth, der Deutsche gegen den Ausländer, wie der Deutsche gegen seinen in anderm deutschen Lande lebenden Bruder müssen in Hinsicht ihres Werthes und ihres gegenseitigen Benehmens eine strenge Musterung bestehen. Der Jude und Christ, der Katholik und der Protestant, der Mystiker wie der Rationalist werden nach allen Seiten ihres Strebens trefflich geschildert. Einzelnes aber von allen Diesen hier mitzutheilen, dürfte um so überflüssiger sein, als in neuerer Zeit auch in diesen Blättern so viel Treffliches darüber gesagt ward, daß etwas Unberührtes kaum aufzufinden sein möchte.

Die letzte Vorlesung behandelt die Freiheit nach ihren Erscheinungen in den Staatsformen, und führt die Ueberschrift: „Republicanismus". Diese Staatsform hält nämlich der Verf. für die beste und für die aller gebildeten Völker allein würdige und ihnen angemessene. Damit aber ja Niemand vor dem Worte Republicanismus erschrecke und den Verf. etwa für einen Demagogen halte, so fügen wir gleich hinzu, daß er dies Wort in eigenthümlicher, oder wenn man lieber will, in alterthümlicher Bedeutung braucht, und darunter „öffentliches oder staatsbürgerliches Dasein" versteht. Die constitutionnelle Monarchie ist es, die er durch jenes Wort bezeichnet, und die ihm als die beste Staatsform gilt, weil sie die Vortheile der Monarchie und Demokratie in sich vereinige. Nachdem der Verf. über alle jene verschiedenen Staatsformen sehr lehrreich gesprochen hat, theilt er am Schlusse noch diejenigen elf Rechte mit, welche nach seiner Meinung jeder Staatsbürger in einem wohlgeordneten Staate nothwendig genießen müsse. Ein zwölftes scheint er jedoch vergessen zu haben, nämlich, daß auch jedem Staatsbürger freistehen müsse, fühlt er sich unbehaglich, seine Staatsbürgerschaft hier aufzugeben und in einem andern Staate, von dem er sich mehr verspricht, sein Heil suchen zu dürfen.

Ueber die Sprache, worin diese Reden geschrieben sind, ist Rec. im Ganzen der Meinung, daß sie dem Ernste des Gegenstandes angemessen und durchaus würdig zu nennen sei. Nur scheint der Verf. hier und da etwas allzu viel in den dichterischen Ausdruck hinüberzuschweifen und allzu bilderreich zu werden, was an ihm um so mehr auffällig erscheint, als er, als Schulmann, die Gelegenheit und die Pflicht hat, sich täglich mit den musterhaften Rednern des Alterthums zu beschäftigen. Auch würden wir gern mehre Fremdwörter, die nicht eben nothwendig waren, vermieden sehen.

Doch dies sind bei der großen Vortrefflichkeit dieser Vorträge zu unbedeutende Nebendinge, als daß wir weiter ein Wort darüber verlieren sollten. Aufrichtig und mit Recht glauben wir allen Gebildeten, welche sich in dem Dunkel der jetzigen Zeit Licht und Aufklärung verschaffen wollen, diese Reden zu sorgfältiger Beachtung empfehlen zu dürfen. 40.

Notiz.

Japanisches Cabinet zu Amsterdam.

Herr J. F. van Overmeer Fisscher, in der holländischen Factorei auf Japan angestellt, hat einen neunjährigen Aufenthalt in diesem fernen und räthselhaften Lande benutzt, um eine große Anzahl von Merkwürdigkeiten zu sammeln. Dieses Cabinet, jetzt in Amsterdam befindlich, gibt von den Sitten und Gebräuchen der Japanesen, von der Höhe der Künste und Wissenschaften bei ihnen einen genauern Begriff, als je Beschreibungen und Zeichnungen es zu thun vermögen. Von den 12 Abtheilungen des Cabinets enthält die erste mehre Karten von Japan, Pläne der Stadt Jeddo, eine sehr genaue Reisekarte der großen Straße von Miaco nach Jeddo, und 12 Karten von China, welche dieses Reich darstellen, sowie es unter den verschiedenen Dynastien, die über dasselbe herrschten, bestanden hat. In der zweiten Abtheilung befinden sich 500 gedruckte Bücher in japanesischer Sprache, von denen eine beträchtliche Zahl mit Holzschnitten geziert ist; ferner mehre Manuscripte über Religion, Geschichte, Gesetzgebung, Sprache, sowie über den Stand der Künste und Wissenschaften in Japan. Dreihundert sehr merkwürdige alte Münzen, eine große Anzahl lackirter Artikel nebst andern Curiositäten, von denen viele aus einem hohen Alterthume stammen, bilden den Inhalt der dritten Abtheilung. In der vierten sieht man 600 Zeichnungen und Kupferstiche von japanesischen Künstlern, und in der fünften eine Anzahl Artikel, die auf die verschiedenen religiösen Sekten in Japan Bezug haben. Darunter befindet sich das Modell eines Tempels, dessen Architektur und innere Einrichtung mit der größten Genauigkeit dargestellt ist; ferner einige merkwürdige Thiere, wie man vor mehren Jahren eins in Amsterdam zeigte, das ziemlich allgemein für ein Meerfräulein gehalten wurde. Eigentlich werden aber diese Ungeheuer von den Japanesen aus den Theilen verschiedener Thiere mit vieler Kunst zusammengesetzt und ihren Götzen zum Opfer gebracht. Die sechste Abtheilung ist eine vollkommene japanesische Rüstkammer, die siebente ein reiches Naturaliencabinet, die achte eine Garderobe, und die neunte eine vollständige Sammlung japanesischer musikalischer Instrumente, von denen viele äußerst kostbar sind, und nur am Hofe des Kaisers, oder in den Palästen der Großen gebraucht werden. Eine Menge Artikel, deren sich die Japanesen im häuslichen Leben bedienen, bilden die zehnte Abtheilung, und in der elften befinden sich Modelle von Gebäuden, Kaufläden und Schiffen; Werkzeuge, eine Reihe von Gemälden, deren jedes einen japanesischen Handwerker oder Künstler bei seiner Arbeit vorstellt, sowie das Modell eines Kupferbergwerkes, welches einen sehr deutlichen Begriff von der Art und Weise gibt, wie die Japanesen ihre Minen bearbeiten. Die zwölfte Abtheilung besteht aus einer vollständigen Sammlung von lackirten Geräthschaften, nach europäischem Geschmack in Japan gearbeitet. 12.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1832.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. v. Hormayr. Neue Folge. Dritter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Ein anderer Vergleich drängt sich auf bei Lesung der „Rede des Dr. Augustin Baumgärtner's, Gesandten Alberts V., Herzogs von Baiern, in der allgemeinen Versammlung des heiligen tridentinischen Conciliums am 17. Juni 1562", welche ursprünglich lateinische Rede hier in einer deutschen Uebersetzung geliefert wird. Da heißt es unter Anderm:

Obgleich die Verdorbenheit des Volkes so groß ist, daß es durch sich selbst der Pest der Ketzerei reichlichen Stoff gab, so scheint es doch keinem Zweifel unterworfen, daß, wie alle Verständigen bekennen müssen, eine große Schuld dieses Uebels bei der Geistlichkeit liege, welche, anstatt das Licht des Landes zu sein, in Dummheit versunken und zu ihrem hauptsächlichsten Berufe durchaus untauglich ist. Welche Laster jeglicher Art bei der jüngsten Untersuchung in den Sitten des Klerus gefunden wurden, welche Sorglosigkeit und Nachlässigkeit bei einigen Fürsten und Prälaten der Kirche, hält uns das Zartgefühl der Ohren ab, bekanntzumachen. Die Schändlichkeit der Sitten schon erheischt es, daß sie nicht länger ungeahnet bleiben. Unsere Geistlichkeit wird von dem Unheile der Kirche nicht nur nicht gerührt und betrübt, sondern immer unverschämter, fröhnt noch weit mehr der Völlerei und den Gelüsten, gleich als wolle sie zu Verachtung Gottes und der Menschen lieber öffentlich mit allen Lastern befleckt, als nur in irgend einer noch so kleinen Sache gebessert erscheinen. Die Vorstände hätten für die Erziehung junger Priester fleißiger Sorge tragen sollen. Uebrigens glauben die meisten mit den Verhältnissen Deutschlands vertrauten Männer, es walte jetzt eine solche Zeit, in welcher gleichsam eine geheime Kraft der Natur nicht blos die ihren Leidenschaften und Lüsten Fröhnenden, sondern auch die Enthaltsamen und wahrhaft Katholischen dahin brächte, daß die Meisten, ja Alle glauben, ein keuscher Ehestand sei einem befleckten Cölibate vorzuziehen. Es sei nicht einmal zur Feier der nothwendigen Kirchendienste eine hinlängliche Anzahl Geistlicher zu bekommen, wenn nicht, wie in der ersten Kirche, gelehrte Verehelichte und zum Unterricht fähige Männer zu den heiligen Verrichtungen zugelassen werden. Denn es ist kein göttliches Gesetz, daß ein Priester unverehelicht sein müsse, wie aus der Geschichte und zahlreichen Denkmälern erwiesen ist.

Die ganze Rede, nicht blos die hier ausgehobene Stelle, ist ein Beweis, daß es jener Zeit nicht an Männern fehlte, welche die herrschenden Gebrechen und die dagegen helfenden Mittel kannten; leider fanden sie kein Gehör, wie dies auch in unsern aufgeklärten Tagen der Fall ist. Dieselben Ideen, nur in anderer Form, bewegen auch heute die Gemüther, und die Regierungen bleiben der alten Sünde treu, verständigen Rath zu verachten und mit alter Routine das Uebel ärger zu machen; sie halten die Ideen für Erfindungen der Demagogen, und begreifen nicht, daß eine neue Zeit walte, in welcher gleichsam eine geheime Kraft der Natur nicht blos die Leidenschaften, sondern die redlichsten, gemäßigtsten Männer nöthige, an der unabweislichen Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes thätigen Theil zu nehmen. Liest man die Rede, die vor 270 Jahren von einem bairischen Staatsmanne gehalten wurde, so wird man geneigt zu glauben, daß wir in unserer politischen Bildung vielmehr zurückgeschritten als vorwärtsgegangen sind. Wir möchten den wackern Mitbürger sehen, der jetzt den Muth hätte, gegen die heilige Allianz der Congregation und der Camarilla so edel und so männlich fest zu sprechen, als es der Abgesandte Alberts V. von Baiern vor der Versammlung frommer Väter in Trident gethan! Ob wol eine Rede des Hrn. v. Schenk in der Deputirtenkammer oder des bairischen Gesandten am Bundestage nach 270 Jahren als Muster ewig zeitgemäßer Gesinnung neu abgedruckt werden wird?

Ein anderer Artikel: „Bairische Reisende aus der Vorzeit", gibt durch die große Zahl solcher Reisenden Zeugniß, daß unsere Väter nicht der Meinung waren, es sei alle Weisheit allein in Altbaiern zu finden; sie suchten ihren Ideenkreis zu erweitern und scheuten darum nicht die mühsamsten Wanderungen nach beiden Indien und nach Afrika. In drei fernen Welttheilen suchten sie Unterricht, weil damals noch nicht jeder Kreisdirector schon durch die Geburt in alle Geheimnisse des Wissens eingeweiht und durch das göttliche Recht erleuchtet war.

Das Städtewesen überhaupt, besonders das französische, italienische und deutsche, ist durch eine Reihe gründlicher Untersuchungen in diesem Taschenbuche erläutert, obwol das Ziel der Forschung zunächst auf Ungarn geht. Man sieht, wie in diesem Lande das vielbestrittene Eindringen des dritten Standes durch die deutschen Ansiedler und aus Italien herauf, im Gefolge der neapolitanisch-anjouischen Könige, zuerst eine den Uebermuth und die Uebermacht der Oligarchie brechende Institution

bildete, deren volle Ausbildung aber bis auf den heutigen Tag verhindert wurde, weil noch immer Ungarn als einem Colonialverhältniß unterworfen behandelt wird. Erst von der Zukunft erwartet es die Entwickelung seiner freien Institutionen, seiner vielfachen, noch schlummernden Kräfte, die Entfesselung seines Nationalreichthums. Man ahnet noch kaum, welche Stelle Ungarn, einmal der lästigen Bande entledigt, in der europäischen Staatenfamilie, im Welthandel, in der Verbindung des Abendlandes mit dem Morgenlande einnehmen könnte und sollte. Ist es durchaus unwahrscheinlich, daß die alte Richtung des Verkehrs sich wiedererneuere; daß, von britischer Uebermacht zurückgeschreckt, der Handel, dem die Meere gesperrt sind, unter befreiten Völkern und auf der von der Civilisation wiedergewonnenen Donau sich unabhängige Bahn breche? Jeder Beitrag zur Aufklärung dieser Verhältnisse ist von hoher Bedeutung und ein wahres Wort zu seiner Zeit.

Wir kommen jetzt zu dem interessantesten Theile des Taschenbuchs, zu dem Artikel, der den Titel führt: „Die Stadion". Hat im Taschenbuche des Jahres 1831 die Schilderung des beinahe vierzigjährigen Ministeriums Kaunitz in Deutschland allgemeine Aufmerksamkeit erregt, so ist von der im heurigen Jahrgange gelieferten, man möchte sagen lichtströmenden Aufklärung über die Zeit der Stadion ein wenigstens gleicher Erfolg zu erwarten. Je seltener Schriften, die den Memoiren anderer civilisirten Völker ähnlich sind, in Oestreich und von Oestreichern, von sachkundigen Augenzeugen, von werkthätigen Geschäftsmännern in unsern Tagen das Licht der Welt erblicken und den Zeitgenossen und der Nachwelt überliefert werden, desto willkommener müssen sie Denen sein, welche wissen, daß von der großen Bewegung der Geister kein Volk ausgeschlossen sei, selbst wenn man dasselbe durch künstlich zu Stande gebrachte Finsterniß zu isoliren suchen sollte. Wir möchten erfahren, wie das Licht auch unter der Decke leuchte und auf den Tag sich vorbereite. Wohl sagt man, daß, wer in Oestreich über wichtige Angelegenheiten des Staatslebens schreiben könnte, solches nicht dürfe und nicht wolle, und wer dennoch schriebe, dies nur auf Geheiß und Inspiration des Ministeriums thue. Aber es ist schwer einzusehen, was damit gewonnen werden soll. Der Kindermord der künftigen Geschichte ist unmöglich. Gebotene Offenbarungen über den Sinn und Charakter der Zeit werden die Nachkommen zu würdigen wissen; sie täuschen nicht einmal die Zeitgenossen, die, gerade wenn man ihren Geist am Gängelbande zu führen vermeint, mit demselben über alle Berge fliegen und der Bande spotten; a priori, ohne den „Oestreichischen Beobachter" zu Rathe zu ziehen, wissen die Denker, daß die Saat des Lichtes überall ausgesäet ist, und daß die Ernte kommen muß. — Wir kehren zum Taschenbuche zurück.

Der Herausgeber stand, beinahe von Kindheit an und während der ganzen Glanzepoche Napoleons (1796—1810), auf vielen militairisch und politisch interessanten Standpunkten; daher wäre es, bei den obenberührten Verhältnissen, unstreitig sehr zu bedauern, wenn seine reichen und wichtigen Beobachtungen der Ereignisse und der handelnden Personen verloren gehen oder der Welt entzogen werden sollten. Mag er immer, wie Jeder, der Menschenantlitz trägt, seiner Eigenthümlichkeit nicht immer Herr werden, mag er gewissen Ideen mit der Treue eines leidenschaftlichen Liebhabers anhängen: die historische Kritik ist da, solche Anzeichen auszuscheiden. So lyrisch die Sprünge sind, die in seiner Schilderung der Begebenheiten und Charaktere bemerklich werden; man soll sich dadurch nicht irremachen lassen: Vieles ist hier von Gewicht; es enthüllt eine unbekannte Stelle in dem Gemälde der Zeit. Der Kenner wird, selbst wenn solche Stellen vereinzelt erscheinen, sie bald zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinen wissen. Die Biographie der beiden Grafen Stadion ist in diesem Jahrgange des Taschenbuchs nicht vollendet; man findet gleichsam nur die Introduction zu dem großen Drama der Zeit, napoleonischer Weltherrschaft, in welcher die beiden Grafen Stadion — mit Tugenden und Gesinnungen ausgerüstet, die, so edel sie waren, einer andern untergehenden Periode angehörten — eine, man möchte sagen vergebliche Rolle spielten; die Entwickelung, der Widerstand der Stadion, mit allen seinen Motiven und Mitteln, mit den Ursachen des Mislingens, wird erst der folgende Jahrgang bringen. Aber eine für sich selbst bestehende Episode ist die Schilderung des Herrn von Thugut und seines Ministeriums, das den ersten Coalitionskrieg führte und den zweiten anfachte. Wie aus der vorjährigen Schilderung des Ministeriums Kaunitz viele Stellen des Taschenbuchs nicht nur in deutschen, sondern auch in englischen und französischen Zeitungen wiederholt wurden, so wird wahrscheinlich das Bild Thugut's ein gleiches Schicksal haben. Wir wollen darin andern Blättern nicht vorgreifen, sondern wählen statt dessen eine Stelle über die östreichische Censur, welche sich gleichfalls in der Biographie der Stadion findet. S. 448 fg. heißt es:

Es war in der That ein arges Jahrzehend für die Nationalbildung, von Josephs Hintritte bis zum luneviller Frieden: in allen höhern Zweigen des Wissens nicht eine einzige, ruhmwürdig vollendete literarische Erscheinung; die Journalistik in dem weiten Reiche wie Null; die guten Köpfe entmuthigt, verdächtigt, häufig auch durch verleumderische Angebereien den hartnäckigsten Verfolgungen ausgesetzt. — — Nicht allein jedes neue Buch unterlag der strengsten Censur meist unfähiger Köpfe; alle seit Joseph II. erlaubten Werke wurden ohne Ausnahme einer Recensurirung unterworfen. Was durch ein Jahrzehend in Aller Händen gewesen war, war jetzt urplötzlich gefährliche Waare. Von Gibbon, Robertson, Hume, waren einzelne Theile verboten, und nicht einer aus Deutschlands großen Geistern (Goethe, Schiller, Johannes Müller, Herder, Wieland rc.), der nicht ganz oder theilweise verpönt gewesen wäre. Mancher (was noch empörender ist) wurde in eigens fabricirten, erbärmlichen Verstümmelungen ausgeboten. Censoren, die nicht werth waren, die Abschreiber der Verfasser zu sein, durften absprechen über die edelsten Schriftsteller, durften in ihren Werken nach Willkür streichen. — — Die bescheidensten Urtheile über einzelne Zweige der öffentlichen Verwaltung wurden aus keinem andern Beweggrund unterdrückt, als: es sei unschicklich, daß der Monarch solche Dinge auf einem andern Wege erfahre, als auf jenem der Polizei!!! — Der edlere Theil der Nation seufzte schwer unter diesem Cen-

Kurjoche (1791 — 1805). — Wer hätte denken sollen, daß nach so schweren Prüfungen und nach so großherzigen Opfern aller Stände und aller Classen, diese Landplage — noch viel drückender wiederkehren sollte? (1820 — 1831.)

Dies und noch viel mehr über die östreichische Censur ist gedruckt zu lesen in dem Taschenbuche des Freiherrn von Hormayr, dessen ehemalige Stellung als hoher Beamter der Regierung ihn in den Stand setzte, die Arbeit der Verfinsterung in der Nähe kennen zu lernen. Macht er jetzt, in dem Asyl eines andern Landes, seinem früher gepreßten Herzen Luft durch Schilderung eines gegen die Geister unwürdigen, an sich unrühmlichen Verfahrens: so ist der Schluß natürlich, daß tausend andere, denkende Menschen in Oestreich den Geistesdruck nicht weniger lebhaft fühlen, aber durch die Umstände gezwungen sind, ihre Leiden nicht laut werden zu lassen. Ist von solcher Stimmung der innere Friede der Gemüther zu erwarten? Und entgeht man der kommenden Gefahr, wenn man die Freunde der Ordnung, die bei Zeiten warnen könnten, zum Verstummen bringt? — Es drängt sich uns eine andere Frage auf. Das Taschenbuch, das die Schmach der Censur aufdeckt, wird in Baiern gedruckt; der Verfasser bekleidet eine hohe Stelle in diesem Lande; sein Zeugniß von den verderblichen Folgen der Censur kann nicht verdächtig sein: und dennoch — soll neuerlich, mit Zustimmung Baierns, in ganz Deutschland die Censur wieder verschärft, und einer einseitigen und kurzsichtigen Ansicht von ihrem Nutzen Folge geleistet werden, ohne dabei der Geschichte, der Erfahrung Gehör zu geben! Soll also nie die Zeit kommen, wo die Regierungen die Lehren der Geschichte verstehen, beachten und befolgen? Dies ist die Frage, die von dem Wohlwollen für Ordnung, Recht und Ehre aufgeworfen, aber von dem Eigensinn, der Kurzsichtigkeit und Unverbesserlichkeit der Routine unverständig zurückgewiesen wird. „Die Geschichte — so begannen wir diese Rhapsodie — ist Offenbarung Gottes über die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft." Es scheint, daß einige Machthaber dem Volke offenbaren wollen, wie sie von dieser Bestimmung nichts wissen und sonach der großen Aufgabe der Zeit nicht gewachsen sind. Traurige, schreckliche Folgen sind von solcher Unkunde vorauszusehen. Wie aber ist zu helfen, da der Rath besonnener Treue verachtet wird? 41.

Coup d'oeil sur les derniers événemens de Paris. Par *O. B.* Hamburg, Dezember 1831. 45 S. in 8.

Diese Schrift (der Hr. Verf. gehört zu einer sehr angesehenen nordischen Familie) enthält die Ansichten eines Augenzeugen der pariser Julirevolution, mehr noch aber einige Betrachtungen über deren Motive, Folgen und Resultate bis zum Nov. 1831, als so lange der Hr. Verf. zu Paris blieb; und am Schlusse finden sich Besorgnisse für die Regierung des Königs Philipp Ludwig, welche letztere zwar nicht ohne Grund sind, aber auch nicht in solch einem Grade niederschlagend, wie der Schluß des Buches sagt, der am Ende dieser Anzeige citirt ist. Diese Besorgnisse findet der Hr. Verf. in dem Verrathe begründet, welcher im Jahre 1830 von der französischen Nation oder einer Partei derselben, oder von den pariser Faubouriens gegen Karl X., die Geistlichkeit und die Minister begangen, längst angelegt und durch ungünstige Umstände und Polignac's zu große Zuversicht zum schnellen Ausbruche gebracht wurde. Die Schreibart dieses „Coup d'oeil" ist gemäßigt; obgleich im Sinne der Legitimisten verfaßt, enthält es zwar keine Vertheidigung Karls X. und seiner Familie, aber harte Anklagen und Beschuldigungen der Liberalen, und somit auch einer großen Partei in Paris und Frankreich; den Franzosen selbst wird wahre Religiosität jetzt mehr als jemals gänzlich abgesprochen und Züge angeführt, die dem Charakter und der Moralität der Nation zum größten Vorwurfe gereichen, wie der Leser bald finden wird; Ref. vermag nur die Aufmerksamkeit auf diese, in gutem Französisch geschriebenen Bogen durch einige wenige Angaben und Auszüge zu lenken, und dazu das wenigstens ihm Neuerscheinende, sowie den Schluß der Schrift selbst anzuführen.

S. 11 heißt es: „Le prince de Polignac a montré, quelle était son incapacité, son opiniâtreté, son imprévoyance, son aveuglement, son crédit sur l'esprit de son maître et sa folle confiance en lui-même; mais on ne pourrait s'expliquer qu'imparfaitement Mr. de Polignac, si l'on ignoroit ce qui va suivre. Il est soumis à des illusions mystiques les plus extraordinaires. Il se croyait chargé d'une mission divine à l'effet d'anéantir l'esprit de révolution, et tous les moyens humaines lui parraissaient à peu près superflus pour y parvenir. Il avait confié cette idée à un de ses amis, qui fut effrayé d'une pareille extravagance, on crut devoir en parler à l'archevêque de Paris, afin qu'il put mettre Mr. de P. en garde contre ces illusions, qui dans sa position pouvaient devenir fort dangereuses. On lui représenta l'incertitude de ses apparitions ou révélations prétendues; on voulut sa conscience à y résister ou du moins à les soumettre à l'examen et à l'autorité sacerdotale, en ajoutant, que ces sortes de fascinations pouvaient être produits autant par *l'esprit du mal* que par *l'esprit divin*. Voilà ce qui fut impossible de persuader Mr. de P.; il s'est renfermé dans un silence mystérieux et dédaigneux avec une telle opiniâtreté, que depuis quatre mois ses amis les plus anciens et les plus dévoués avaient cessé d'avoir la moindre part à la révélation de ses projets." Den St.-Simonisten wird große Schuld aufgebürdet, und gewiß nicht mit Unrecht, denn ihre Absichten sind verwerflich und revolutionnair, welches man nachlesen muß. Ist die Vergiftung der königlichen Truppen durch Franzosen wahr (S. 19), so ist es ein schauderhaftes Factum von politischem Fanatismus. Daß (S. 41) am 25. Nov. 1830 nur 28,000 Mann dienstfähiger Truppen in Frankreich vorhanden gewesen, möchte dem Hrn. Verf. zu beweisen wol schwer werden. Was derselbe über die Nationalgarde von Paris (S. 43) anführt, scheint dagegen sehr glaubwürdig. Nun folge hier blos noch der Schluß dieser Broschüre.

„Tel était l'état des choses à l'époque où j'écrivis ces lignes. Les différentes insurrections qui ont éclaté depuis le mois de déc. 1830 jusqu'au déc. 1831 et surtout la dernière à Lyon constatent assez le peu de capacité et de stabilité du gouvernement du Roi des Français. Il ne me reste qu'à dire quelle est la position actuelle de la France."

„Le crédit public affaibli, le commerce paralysé, les ouvriers sans occupation, les étrangers qui enrichissent le pays, obligés de prendre la fuite; enfin tous les intérêts présens perdus dans un abyme commun de détresse et de privations, et l'avenir s'offrant la perspective la plus sombre."

In jedem Fall ist die Stimme des Hrn. Verf. der Beachtung werth, wenn auch manche seiner Angaben noch dahingestellt sind! 42.

Aus Italien.

Comacchio ist ein Punkt am adriatischen Meere, der zwischen dem römischen Stuhle und der Republik Venedig die leb

haftesten Verhandlungen veranlaßt hat. Jetzt gehört er zum Kirchenstaate, der 1598 sich in dessen Besitz setzte, da Ferrara als erledigtes Lehen an ihn heimfiel. Unendlich lange Auseinandersetzungen sind darüber gegeben worden, und beide Theile gestanden seine Wichtigkeit zu, aber keiner von beiden hat auch das Geringste für sein Wohlsein gethan. Jetzt ist Comacchio noch immer ein Sumpf, wie er es stets gewesen, in dem sich der morgenländische Aussatz, so viel man weiß, ganz allein in Europa erhalten hat. Wie schrecklich diese Krankheit sei, die sich nach einer völligen Zerstörung des Körpers und einer Vernichtung aller Stimmorgane mit dem qualvollsten Tode endigt, erfährt man jetzt durch eine Untersuchung des Doctors Cella, welche er der medicinisch-chirurgischen Akademie in Ferrara vorlegte. Die Krankheit ist, wie daraus hervorgeht, um so fürchterlicher, weil alle Mittel dagegen bis jetzt noch vergeblich waren; doch steckt sie nicht von Menschen zu Menschen an, sondern scheint mehr im Klima des Orts, in der Nahrung seiner Einwohner (von gesalzenem Fleisch und Fischen) und in der Unreinlichkeit ihren Grund zu haben. Man kann das Weitere über dieses zweite orientalische Geschenk, das zur Zeit der Kreuzzüge nach Europa kam, in dem „Estratto delle memorie scientifiche lette nelle ordinarie adunanze dell' Accademia medico-chirurgica di Ferrara durante il corso degli anni 1827—28—29" (Ferrara, 1831, 8.) lesen, wo auch die alte Behauptung, daß das Fleisch und der Rogen des Cyprinus barbus L. giftig sei, durch eine Menge Beispiele bestätigt wird. Die Erscheinungen, welche der Genuß dieses Fisches und besonders seines Rogens hervorbringt, gleichen auffallend den Symptomen der Cholera, und als einziges erfolgreiches Mittel dagegen fand ein italienischer Arzt das Opium auf.

Mit unglaublicher Geduld sahen bis jetzt die Italiener zu, wie englische, deutsche und französische Touristen — denn für das Ding gibt es noch keinen recht eigentlichen deutschen Namen, man müßte denn Reißlaufer, wie in der Schweiz, sagen — ihr Land bearbeiteten, ohne durch ähnliche Büchelchen ihr Gegenrecht geltendzumachen. Die Engländer verfuhren nach eignen Regeln, die Magister Thom. Dudley Fosbroke in seinem „Tourist's grammar, or rules relating to the scenery and antiquities incident to travellers, compiled from the great writers on the picturesque" zu aller Welt Kunde gebracht hat. Deutsche und Franzosen verstehen nach seinen Recepten zu arbeiten. Italiener haben dies kaum noch erwiesen. Ihr Land ist freilich so schön, daß Leute, die Bücher zu schreiben verstehen (es müßten denn Kaufmannsbücher sein), seltener seine Grenzen verlassen, und gehen sie dann ja, ihrer Neigung folgend, außer Landes, wo für Touristen das gelobte anfängt, so wählen sie Gegenden, wo Reichardt's Reisehandbuch nicht hinreicht. Aegypten wird ein halbes Hundert italienische Reisende eher aufzählen als Norwegen fünf; und noch erscheint Acerbi's Muth, der bis zum Nordcap sich wagte, seinen Landsleuten romantisch. Mit beinahe gleicher Kühnheit hat ein neuer gelehrter Italiener, und zwar ein Neapolitaner, sich bis nach England und Deutschland verstiegen, und sein Wagniß der Welt in vier Quartbänden beschrieben. Der Mann ist Professor der Botanik an der Universität zu Neapel, und sein „Viaggio per diverse parti d'Italia, Svizzera, Francia, Inghilterra e Germania" (Neapel, 1828) kann fast als ein Versuch angesehen werden, wie weit es ein Italiener im Touristenwesen bis jetzt zu bringen im Stande ist. Ueber so ziemlich Alles, was die einzelnen Städtebeschreibungen erwähnen, findet man Notizen; glücklicherweise auch einige mehr über Dinge, welche diese nicht erwähnen. Aber hält man sie gegen die Einzelschriften über einzelne Punkte der Halbinsel, an welche der umsichtige Fleiß italienischer Gelehrten die Freunde der Literatur gewöhnt hat, so vermißt man doch viel, was die Bemerkungen, welche die Stadtbeschreibungen, die er zu Rathe zog, nicht zu ersetzen vermochten. Daß der Verf. übrigens der Mann sei, der auch jenen verjährten Ansprüchen an italienische Gründlichkeit zu genügen im Stande, hat er durch eine „Succinta relazione del viaggio fatto in Abruzzo ed in alcune parti dello stato pontificio dal cav. Tenore, nel està del 1829" (Neapel, 1830, 8.) erwiesen. Mit Prof. Mauri aus Rom gemeinschaftlich machte er einen Ausflug in die höchsten Schluchten der Apenninen, und alle mineralogischen und botanischen Vorkommenheiten dieser so selten betretenen, wenigstens von Naturforschern so selten noch untersuchten Gegenden hat er in diesem Berichte niedergelegt. Ein Verzeichniß von mehr als tausend Pflanzen nebst genauer Angabe der Fundorte findet sich am Schlusse dieser auch durch sehr anziehende Einzelnheiten wichtigen Schrift, die an Entdeckungen aller Art reich ist. — Als einen würdigen Genossen seiner Studien hat sich in den neuesten Tagen Doctor Vittadini durch eine „Monographia tuberacearum" (Mailand, 1831, 4.) bewährt, indem er die Fundorte in seinem Vaterlande genau verzeichnete; und wie reich ist die gesegnete Halbinsel auch an diesen Erzeugnissen. Voll sehr gründlicher Forschungen gleichen Inhalts mit fortwährender Berücksichtigung der Agricultur ist die „Statistica agraria della Val-di-Chiana, di *Gius. Giuli*" (Pisa, 1829—30, 2 Octavbände): ein Werk, das in seinem Verf. einen tüchtigen Nachfolger Targioni Tozzetti's kennen lehrt, dessen Name hoffentlich alle Touristen seiner Zeit überleben wird, die aus ihm die anziehendsten ihrer Bemerkungen entlehnten. Jede Förderung einer eifrigen und zugleich wohlbedachten Bebauung des Bodens ist namentlich in Italien nicht hoch genug zu schätzen, daher mag man mit Vergnügen den „Calendario georgico della R. Società agraria di Torino per l'anno 1831" (Turin, 8.) begrüßen, den ersten seiner Art, der uns bekanntgeworden und der sich aufs wohlthätigste an die ähnlichen Werke in Florenz anschließt, wo die Accad. de' Georgofili seit Jahren zu gleichem Zwecke thätig ist. Das „Giornale agrario toscano" gehört zu den nützlichsten Büchern.

Kunstfreunde fanden in Venedig stets reichlichen Stoff zu Unterhaltung und Forschung, doch nicht gerade die reichlichsten Hülfsmittel, um Auswärtigen verständlich zu machen, was sie erfreut oder beschäftigt hatte. Der venetianische Kupferstichhandel sorgte mehr für Prospecte als für Blätter nach Gemälden und Bildwerken, wenigstens neuern; und mancherlei Gründe mögen diese Gleichgültigkeit eigner Art lange gepflegt haben. Auf eine anerkennenswerthe Weise sucht man das Versäumte einzuholen. In Umrissen erscheint jetzt „Pinacoteca dell' I. R. Accademia veneta delle belle arti, illustrata da *Franc. Zanotto* (Venedig, 1830; in Folioheften, jedes Heft zu 3 Lire), und auch ein geschickter Lithograph gibt in einzelnen Lieferungen Blätter nach einer Auswahl hochgefeierter Bilder. („Quaranta quadri della scuola veneziana." Venezia, 1830, litografia Galvani, diretta da Hachenek.) Damit jedoch die Skulptur nicht zurückstehe, hat man auch eine „Collezione de' più pregevoli monumenti sepolcrali della città di Venezia e sue isole" (Venedig, auf 24 Hefte in Folio, jedes zu 5 Lire berechnet) angefangen, die bei dem Reichthum prachtvoller und sinnreicher Denkmäler in Venedig zu den wichtigsten Sammlungen dieser Art wird zu legen sein. Diese Regungen im Kunsthandel, wie man hoffen mag, ein Anzeichen der Regungen des Kunstsinnes, erstreckt sich nicht blos auf Kunstwerke in den einzelnen Sammlungen. Auch das Leben, wie es jetzt sich bewegt, spricht in künstlerischer Nachbildung an; aus Venedig, wo einst Tizian selbst ein Costumbuch zeichnete, sind zwei ähnliche Werke jetzt in den Kunsthandel gekommen („Collection des costumes venitiens du dix-neuvième siècle, dessin. et gravés à l'eau forte par *Eug. Bosa*" und „Scene popolari e sociali venete del secolo XIX inventate e disegnate da *Eug. Bosa*"; das letztere auf 24 Hefte in klein Folio berechnet), und zum Verständniß der ähnlichen ältern Werke erschien, mit Kupfern begleitet, gleichzeitig, Mutinelli's „Saggio del costume veneziano sino al secolo decimosettimo" (Venedig, 1831, 8.) der für die frühere Sitte Italiens eine Menge belehrender Nachrichten enthält. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1832.

Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der schwedischen Literatur, seit Anfang des Jahres 1829 bis Juli 1831.

Zweiter Artikel.*)

Die schöne Literatur.

Neben der französischen Richtung der schwedischen Akademie bemerkte man in unserer neuesten Poesie noch zwei andere Hauptrichtungen. Auf der ersten ging Atterbom, und später Stagnelius voran; man nannte diesen Weg spottweise den romantischen, den südländischen, den schellenklingelnden; auf dem andern war Ling der Anführer; ihm zur Seite schritten Tegnér und Geijer, Jeder auf eignen Nebenwegen, und eine zahlreiche Dichterschar trat ihnen nach. Von den eben genannten Dichtern sind der Erstere und die zwei Letztern auch im Auslande bekannt und geehrt. Stagnelius, welchen Molbech in einer dänischen Zeitschrift und ein Ungenannter im „Foreign review" charakterisirt haben, ist in Deutschland weit weniger bekannt als er es verdient, wiewol es eine deutsche Uebertragung von seinem epischen Gedicht: „Wladimir der Große", gibt, welches jedoch gerade zu den mittelmäßigern seiner Producte gehört und daher keinen vollkommenen Begriff von diesem wahrhaft großen Dichter, auf den wir bald zurückkommen werden, geben kann. Völlig fremd scheint Ling dem Auslande zu sein. Sein erstes Auftreten (1810, 1811) war jedoch äußerst glänzend; sein Ton ganz originell, pittoresk und alterthümlich-kräftig; seine Muse war von einer glühenden Vaterlandsliebe begeistert, und es schien, als wollten durch ihn die alten Götter der nordischen Mythologie ins Leben zurückgeführt werden. Eine Schar feuriger Jünglinge begrüßte ihn sogleich als Begründer einer neuen Gattung, die man nur als die echtvaterländische gelten lassen wollte. Ling gab zwei Heldengedichte und später eine lange Reihe von Tragödien heraus, aber mit jedem neuen Erzeugnisse verminderte sich die Bewunderung. Mehr und mehr erstarrte seine Darstellung zu einer steifen Manier; das Große wuchs zum Ungeheuern, das Erhabene zum Unermeßlichen; von Charakterzeichnung war keine Spur zu finden, und die Leidenschaften wurden mit farbenloser Allgemeinheit geschildert. Dagegen findet man zerstreut in seinen epischen Gedichten (unter den Tragödien hält nur die erste, „Agne", die Probe der Kritik) prachtvolle Beschreibungen und feine lyrischen Ergüsse sind fast immer bezaubernd. Jetzt ist Ling, als Dichter, beinahe vergessen und beschäftigt sich nur mit der Ausbildung seiner Krankengymnastik.

Wir kommen zu den poetischen Leistungen seit den letzten dritthalb Jahren. Zuerst heften wir unsere Aufmerksamkeit auf den 12. Theil der Verhandlungen der schwedischen Akademie („Svenska Akademiens Handlingar"), welche sich seit den letzten Zeiten einer höhern Aufmerksamkeit würdig gemacht haben. Sie enthalten vier Antrittsreden, die zugleich Biographien der Vorgänger des Sprechers sind, nämlich 1) von Prof. Geijer: über den Reichsrath Ramel; 2) vom Landshauptmann Järta: über den Staatsrath Adlerbeth, beide sind reich an großartigen Gedanken, in einer echtschwedischen, körnigen Sprache ausgedruckt; 3) vom Kanzleirath Valerius: über den Medizinalrath Rutström, wo die Zeichnung und die Färbung sehr lebendig sind; 4) von dem jetzt schon verstorbenen Staatsrath Wirsén: über den Justizrath Blom; ferner zwei biographische Skizzen von Dr. Franzén: über den Reichsrath Wittenberg und den Chemiker Scheele, und endlich drei Preisschriften. Die erste ist Tasso's Tod, ein Gedicht von Nicander. Dieser junge Mann trat zuerst mit einer Tragödie: „Runesvärdet" (Das Runenschwert) auf, die vielleicht die beste in ihrer Art bei uns ist; später gab er viele Dichtungen heraus, unter welchen die Runen („Runorna") einer besondern Auszeichnung verdienen. Nicander besitzt, nach dem Urtheile der Zeitschrift „Heimdall", viel Leichtigkeit und Eleganz, Schönheit und Neuheit im Ausdruck; aber die Intensität möchte man bedeutender, die Zeichnung schärfer, das Colorit frischer wünschen. Die andere Preisschrift ist Ehrengedächtniß des Grafen Bengt Oxenstjerna, von Schyberg. Das französische Institut hat, „weil die Gegenstände der Elogen jetzt erschöpft sind", seit einigen Jahren andere Gegenstände zu Preisaufgaben festgesetzt, und die schwedische Akademie ist diesem Beispiel gefolgt. Die Gattung, die ehemals beiden Akademien so lieb war, wird also aussterben. — „Die literarischen Leistungen früherer Zeiten, mit denen der jetzigen Zeit verglichen", von Rydquist (dem Herausgeber von „Heimdall"), diese gekrönte

*) Vgl. Nr. 9—12 d. Bl. D. Red.

Abhandlung enthält eine kritische Geschichte der Kunst und der Cultur unter verschiedenen Völkern.

In der vaterländischen Dichtkunst gebührt Stagnelius einer der vordersten Plätze. Nicht oft ward ein Sterblicher geboren, der von der Natur eine so reiche Aussteuer bekam und dessen Dichterberuf so entschieden war; die Schätze seines Genius waren so unerschöpflich, daß sie aus allem Schmuz, womit der Irrende sie im Leben befleckte, doch immer stralend auftauchten. Schon früh gab sich Stagnelius den Reizen der vulgärsten Liebe und des Weines oder vielmehr des fürchterlichen Branntweins hin, dann folgten Stunden bitterer Reue und Zerknirschung, periodischen Wahnsinns und wieder religiöser Erhebung, und zuletzt eine schmerzvolle Krankheit, die ihn abwechselnd zur Dichtkunst, zu religiöser Betrachtung und dann wieder zu den gewohnten sinnlichen Genüssen hintrieb, bis der Tod, nach dem er sich so sehr sehnte, dem im Anfang seiner Bahn schon Lebensmüden früh zu Theil ward. Stagnelius mußte also den Leib und die ganze Sinnenwelt, mit welcher er beinahe nur durch die Bande der Sünde zusammenhing, hassen und verabscheuen, und diese orientalisch-platonische Ansicht, wonach das irdische Leben eine Verbannung aus dem himmlischen Vaterlande, der Körper ein Kerker, worin die gefangene Seele ängstlich ringt, um aus dem sie drückenden und befleckenden Moder loszukommen, ist jener Grundton, der in allen seinen Dichtungen unter unendlichen Variationen immer wiederkehrt. So einseitig diese Anschauungsweise immer sein mag, so liegt doch darin ein erhabener Sinn, und sie ist bei Stagnelius der Brennpunkt wunderschöner poetischer Ergießungen. Am reinsten ist sie in dem Drama: „Martyrerne“ (Die Märtyrer), ausgesprochen, unserm Gefühl nach die herrlichste aller seiner Schöpfungen, schon darum, weil das beliebte Grundthema ganz der Denkart seiner Helden — der ersten Christen — angemessen war und es daher auf eine objectiv-lebendige Weise ausgedrückt werden konnte. In seinen lyrischen Gedichten konnte er einer Symbolik nicht ganz entbehren, und dazu wählte er eine, die für die Poesie gerade die allerunfruchtbarste ist — die kabbalistisch-gnostische Mythologie. Durch die Herbeiführung dieser abstracten Figuren, welche für die Phantasie wie für den Verstand ganz leer und nichtig sind, wird der Genuß seiner schönsten Gedichte nicht selten getrübt. In seinen heidnischen Schauspielen, worin riesenhafte Gestalten mächtig einherschreiten und unter dem Walten dämonischer Mächte und in der Nacht finsterer Naturkräfte die Morgenröthe der höhern Wahrheit mystisch empordämmert, steht der Dichter einzig und wunderbar da. Uebrigens wurde Alles, was er mit seinem Zauberstabe berührte, vergeistigt. Weil aber in der Geisterwelt die Unähnlichkeiten, welche durch die Bedingungen der Sinnenwelt, der Körperhülle und der Leidenschaft entstehen, nothwendig ausgeglichen werden, so konnte bei einem Künstler, der nur die geläuterten Seelen malen wollte, die Zeichnung der Individuen und der Zeitalter nicht sehr scharf ausfallen; dennoch (weil einem wahren Genius Alles möglich ist) hat er in den Märtyrern den Charakter der römischen Welt und der einzelnen Personen wenigstens in großartigen Zügen treu skizzirt. Meistens aber spricht der Dichter selbst, doch diese Sprache klingt wie eine überirdische Musik, die Gedanken spielen in immer neuen Bildern und die Farben haben einen Schmelz, der nur zu sehr blendet. Obgleich Stagnelius sehr jung starb und, wie oben gesagt, andern Göttinnen als den Musen huldigte, hat er doch so viel gedichtet, daß es drei ziemlich starke Bände ausfüllt. Der erste erschien 1830 in einer zweiten, verbesserten Ausgabe.

Im Jahr 1829 erschien vom ersten Theil der Gedichte des Kammerherrn Bernhard v. Beskow („Vitterhetsförsök af m. m.“) die zweite Ausgabe. Die Sprache ist kristallrein und hell; das Gefühl, ohne tief zu sein, ist warm und innig; über das Ganze schweben die Grazien. Nur Fülle der Ideen und Reichthum der Gedanken muß man hier nicht suchen. Der Verf., schon Mitglied der schwedischen Akademie, ist auch jetzt zum Director des königl. Theaters ernannt worden und strebt rühmlich, die Bühne aus ihrem letzten tiefen Verfall emporzuheben.

Der dritte Theil der sämmtlichen Gedichte des lieblichen Franzén enthält ein Epos in 20 Gesängen: „Svante Sture, eller Mötet vid Alvastra“ (S. St., oder die Zusammenkunft bei A.). Die Franzén'sche Muse ist da besonders zu Hause, wo sie nicht in steifer Gala, sondern in leichter, zierlicher Tracht des täglichen Lebens aufzutreten hat. Daher ist sein Epos eine Art historischer Idylle, die gewissermaßen an das Gebiet des Romans streift. Der Stoff ist ganz geschichtlich, wie nämlich Gustav Wasa von Svantem Sture seine Braut Margaretha Leijonhufvud nahm; die Charaktere sind zwar nicht scharf gezeichnet, aber doch im Umriß der Geschichte treu gehalten; vielleicht hätte eine größere Schärfe der idyllischen Zartheit nur geschabet. Seine Muse ist immer sittsam, ihr ganzes Wesen sanft und gelind; nur durch Innigkeit der Empfindung und durch Lieblichkeit will sie dem Leser gefallen; im Ausdruck verschmäht sie so sehr den Schmuck, daß sie zuweilen in prosaische Nacktheit verfällt. Sie allein empfing während des Jahrzehends der literarischen Polemik von allen Parteien eine allgemeine Huldigung, und jede wollte aus verschiedenen Gesichtspunkten Selma's Barden sich aneignen.

Kanzleirath Valerius, dessen „Vitterhetsförsök“, erstes Heft, 1831 erschienen, bildete sich in einer Periode, wo man nur durch Unnatur glänzen konnte. Sein Fach ist das Didaktische und das Lied, und Beides sucht er durch häufige Antithesen und epigrammatische Pointen zu würzen. Wo dergleichen Reize an dem Platze sind, ist der Verf. unübertrefflich; viele seiner Trinklieder wurden sehr beliebt und bei heitern Gelagen oft gesungen, sind aber jetzt meistens verhallt. Nur ein Paar seiner Dichtungen, von echter Poesie durchdrungen und von schönen Melodien getragen, werden spät oder nie untergehen.

Stjernstolpe, königl. Expeditionssecretair, hat sehr glücklich „Don Quixote“, „Oberon“ und Blumauer's „Aeneis“ übersetzt. Als Originaldichter nähert er sich Wieland; die scherzende Erzählung ist sein Fach, nur steht

er sie ein wenig zu sehr in die Breite. Sein Witz ist nicht kaustisch, nicht schlagend, aber leicht und anmuthig spielend, und in der poetischen Diction bewegt er sich mit vieler Leichtigkeit. Der zweite Theil seiner „Vitterhets Stycken“ erschien 1829.

Dahlgren, Comminister in Stockholm, ist einer der fruchtbarsten schwedischen Dichter, und jedes Jahr, ja beinahe jede Jahreszeit bringt von ihm etwas Neues. So gab er im Jahr 1829 den zweiten Theil seiner gesammelten Jugendschriften („Samlade Ungdomsskrifter“) heraus; schon zu Weihnachten desselben Jahres trat er mit der „Odalgumman“, einer Art Musenalmanach hervor; zu Weihnachten des folgenden Jahres war er mit einem neuen Almanach: „Freja“, fertig, und noch vor Johannis 1831 lieferte er die Fortsetzung eines darin angefangenen Romans. Dahlgren arbeitet zu eilig, als daß Alles Gold bei ihm sein könnte; aber seine Dichtkunst ist ein immer sprudelnder Born. Er ist ein glücklicher Nachahmer Bellman's, gefällt sich aber in dem Grellen, Bunten, Barocken, und überspringt zuweilen (was freilich seiner geistlichen Würde nicht zusagt) kühn die Grenze der Sittsamkeit. Das gilt besonders von seinen frühern Dichtungen; jetzt ist seine Muse minder lüstern geworden. Uebrigens fehlt seinem immer spielenden Humor die Tiefe, die Festigkeit und die bestimmte Ansicht. Mehre seiner Gedichte sind wahre Meisterstücke; andere zerrinnen nur in ein leeres Nichts. Aber immer, in Versen und in Prosa, ist seine Muse heiter und guter Laune, und nicht gern läßt er eine Gelegenheit irgend einer Art in dem öffentlichen oder dem Privatleben unbesungen vorübergehen.

(Der Beschluß folgt.)

Kleinere Schriften, Polen betreffend.

1. Polen und Krug. Ein freimüthiges zeitgemäßes Wort gegen den Verfasser des Sendschreibens an die Herren Morawski und Nemboweki in Warschau. Von einem Freunde der Gerechtigkeit und Humanität. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1832. 8. 3 Gr.
2. Für Polenfreunde und Polenfeinde. Letztes Wort über die polnische Sache vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig, Kollmann. Im Dezember 1831. 12. 3 Gr.
3. Nothwendige Beleuchtung der Schrift: „Letztes Wort über die polnische Sache vom Professor Krug in Leipzig“. Von †z†. Nebst einem Nachwort, betreffend das Portrait von Europa von Krug. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1832. 8. 4 Gr.

Wenn Krug wirklich der Mann wäre, den seine Gegner aus ihm machen, so müßte man sich vor ihm kreuzen und segnen. Kaum war seine Schrift: „Polens Schicksal u. s. w.“ erschienen, so stand in einem Blatte, das sich nur zu oft durch Leidenschaftlichkeit auf eine traurige Weise auszeichnet, breit zu lesen, daß er nach neuen Orden trachte. An einem andern Orte wurde er als ein der Gewalt Verkaufter verdächtigt. Der „Freund der Gerechtigkeit und Humanität“, der die Schrift „Polen und Krug“ vom Stapel gelassen hat, bezüchtigt ihn „jenes unseligen Indifferentismus, der die ersten Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen tritt, ohne es selbst zu fühlen“, ferner der Eitelkeit, des Glaubens an die eigne politische Infallibilität, des gänzlichen Mangels alles ästhetischen Gefühls, des Fatalismus und einer servilen Politik. Der Verfasser des „Nachwortes“ zu de „Nothwendigen Beleuchtung“ von Krug's „Letztem Wort“, an dessen boshaft-grobem Styl wir eine vom Verf. der „Beleuchtung“ selbst gänzlich verschiedene Person erkannten, posaunt, daß der „alte Banner-Rittermeister“ es nicht verschmähe, in die „Leipziger Lit.-Zeitung“ Selbstanzeigen zu liefern, und zählt ihn zu jenen Menschen, die allem Erhabenen widerstreben, und, wenn sie ihre Interessen, ihre Beutel wahren, dies die gerechte Mitte halten heißen. Kurz, wenn es nach diesen Leuten ginge, so sänke Krug's ehrenwerthes graues Haupt, wenn ihm einst der Genius mit der umgekehrten Fackel naht, schmachbedeckt in die kühle Gruft. Die „baldige“ Nachwelt, heißt es ja in dem „Nachworte“, wird ihm seinen juste-milieu Platz (und was dem Verf. des Nachwortes die juste-milieu ist, haben wir eben angegeben), nicht beneiden! Und warum? weil dem Prof. Krug die belgische Revolution nicht gefällt, weil er von Frankreich für die Freiheit der Welt wenig Gutes hofft, weil er den Untergang Polens zum Theil auch auf Rechnung der Polen selbst schreibt, weil er, entrüstet über die Zumuthung, sich der Gewalt verkauft zu haben und nach einem Orden zu streben: „O die Elenden, die ihre eigne Elendigkeit jedem Andern zutrauen!“ ausruft, weil er die Zeitschrift „Das constitutionnelle Deutschland“ misbilligt, weil er Diejenigen, die mit der Presse Unfug treiben, für die gefährlichsten Feinde der Preßfreiheit wie der Freiheit überhaupt hält. Gleich als ob man kein echter Deutscher, kein Freund der Freiheit sein könnte, ohne die Belgier, die Franzosen zu lieben, ohne den Redactoren des „Constitutionnellen Deutschlands“ und gewisser anderer Blätter Beifall zuzujauchzen! Ist es denn in Deutschland wirklich schon dahin gekommen, daß man in wichtigen und schwierigen Dingen, unter Strafe der Welt als Hochverräther an der Sache der Menschheit denuncirt zu werden, schlechterdings nicht anderer Meinung sein darf, als einige Journalisten sie vorzuschreiben belieben? Ist es erlaubt, einiger Irrthümer wegen, einen Mann, den Deutschland ehrt, zu verunglimpfen und seinen Schriften die elendesten Motive unterzuschieben? Wenn die Herren, von denen solche Angriffe ausgegangen sind, die Franzosen so sehr verehren, warum ahmen sie deren Anstand in ihren Journalen nicht nach? Ein Beispiel der neuesten Zeit könnte sie belehren, wie man trotz der allergrößten Meinungsverschiedenheit sich in öffentlichen Discussionen doch der Persönlichkeiten enthalten kann. Wir meinen die Artikel, welche Bouvier-Dumolard über die lyoner Angelegenheiten in dem „Constitutionnel“ einrücken ließ. Was an Krug's beiden Schriften über die polnische Sache nur immer gemäkelt werden, was nur immer vorgebracht werden konnte, um seine Gesinnungen zu verdächtigen und seine Persönlichkeit in den Staub zu ziehen, das haben die erbittertsten seiner Gegner treulich gethan: sie haben aber Alles unberücksichtigt gelassen, wodurch erklärlich wird, daß Krug in seiner ersten Schrift so wenig zu Gunsten der Polen, und nichts gegen die Russen gesagt hat. In dem „Letzten Worte“ erklärt Krug, „seine Absicht sei keine andere gewesen, als den Wunsch auszusprechen, daß der Kaiser von Rußland großmüthig vergeben und vergessen, und ihnen auch ihre eigenthümliche Constitution lassen möchte.... Wenn ich nun aber wollte“, fährt er einige Zeilen später fort, „daß mein Wunsch und meine Hoffnung erfüllt würden, so mußte ich natürlich dafür sorgen, daß meine Schrift sobald als möglich, bevor noch ein definitiver Beschluß über Polen gefaßt war, in die rechten Hände käme. Darum übergab ich sie einem Manne, der wegen seiner Stellung dies am leichtesten und sichersten bewirken konnte. Auch dies hat man mir vorgeworfen — ein Beweis, daß meine Gegner sogar meine Privathandlungen ausspionirt und als echte Stadtklätscher veröffentlicht haben.“ Offenbar deutet der Ausdruck „rechte Hände“ darauf, daß der Verf. seine Schrift jenem Manne, von dem das definitive Schicksal Polens abhängt, oder einer andern einflußreichen hohen Person einer nordischen Residenz zustellen lassen wollte. Unter dieser Voraussetzung durfte er sich, wie auch der Blödeste einsehen muß, nicht als exaltirter Polen- und Franzosenfreund, und noch viel weniger als Russenfeind zeigen. Mag auch die Hoffnung des Prof. Krug, durch seine kleine Schrift

auf die Beschlüsse des russischen Selbstherrschers zu wirken, etwas sanguinisch genannt werden, so bleibt doch die Gesinnung, die ihn hierbei leitete, ehrenwerth, der Zuruf an den Kaiser Nikolaus, den Polen ihre Constitution zu lassen, männlich, und andererseits sind Beispiele genug vorhanden, daß ausgezeichnete Schriftsteller an russische und andere Monarchen Polen Sendschreiben sandten, um Krug's Schritt weder zu den abenteuerlichen, noch zu den ganz ungewöhnlichen zu zählen. Ist dies die Handlungsweise eines Feindes der Polen, eines Gegners der Freiheit, eines Verächters der Menschenrechte? Ist es ein gerechter Grund, einen Mann zu verunglimpfen, weil er den einzigen Schritt, den er als Schriftsteller von europäischem Ruf zu Gunsten der Polen als Nation, der überwundenen Polen am Throne des mächtigsten Monarchen der Erde thun durfte, wirklich gethan hat? — Des Trostes ob so vieler und gehässiger Anfeindungen bedarf Krug nicht, und nur um seiner Gegner willen sprechen wir hier die Ueberzeugung aus, daß sein Name noch mit Achtung genannt werden wird, wenn die ihrigen längst eine dunkle und ruhmlose Vergessenheit deckt!

4. Polen und die öffentliche Meinung. Eine Denkschrift, allen civilisirten Völkern Europas nach der Einnahme von Warschau gewidmet, von Karl von Salza. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1832. 12. 3 Gr.

Ist die enthusiastische Expectoration eines aller Wahrscheinlichkeit nach noch ganz jungen Mannes. In Mitte seiner Beweisführung, daß Polens Wiederherstellung die Sache der Klugheit, der Gerechtigkeit und die gemeinschaftliche Angelegenheit der europäischen Civilisation sei, überrascht ihn die Nachricht von der Einnahme Warschaus. Von Schmerz ergriffen, weissagt er: „Die blutigen Kämpfe werden sich von Jahrzehnden zu Jahrzehnden erneuern, die ungeheure Blutschuld, welche dem Ehrgeize einiger Fürsten zugeschrieben werden muß, wird aufgefrischt werden, bis Polen wiederhergestellt ist!" Jeder Gleichdenkende wird Polens Wiederherstellung inbrünstig wünschen, aber wenn möglich, auf dem Wege des Friedens. Es ist des Blutes allzu viel bereits geflossen, das Verhängniß, dessen Herr seinen Weltplan ausführt, ob Einzelne, ob ganze Nationen untergehen, hat, wir fürchten über Polen, leider! für immer den Stab gebrochen. 59.

Zur Geschichte der Pelasger und Etrusker, sowie der altgriechischen und altitalienischen Völkerstämme überhaupt. Geographische Constructionen nach Hirt, Mannert, Niebuhr und Otfr. Müller von R(ühle) v. L(ilienstern). Berlin, Reimer. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Man hat seit dem „Orbis pictus" die verschiedensten Versuche gemacht, geschichtliche Gegenstände dem Auge auf eine faßliche Weise bildlich zu versinnlichen; Straß' bekannter Geschichtsfluß ist einer der gelungensten, der sein Glück auch bei den Franzosen gemacht hat; nicht weniger bekannt und beliebt sind die historischen Atlasse u. s. w. Diese graphischen Constructionen sind etwas Aehnliches, und übertreffen, was Genauigkeit und Fleiß in der Ausführung betrifft, die Straß'sche Arbeit. Das erste Blatt enthält die Stammsitze und Wanderungen der Pelasger nach Hirt. Das zweite Blatt gibt die Verzweigung der pelasgischen und italischen Völkerstämme nach Mannert. Es gehört ein geübtes, gutes Auge dazu, um nur einigermaßen durch dieses furchtbare Gewirr zu kommen, das der Verf., welcher hier zusammengedrängt, was Mannert als historische Notizen durch sieben Bände seiner „Geographie der Griechen und Römer" zerstreut hat, einem Nerven- oder Adergeflechte vergleicht. Auf dem dritten Blatte ist die Geschichte der italischen Völkerstämme nach Niebuhr ziemlich anschaulich dargestellt. Das vierte Blatt enthält die Geschichte der Pelasger und das fünfte die der Etrusker, beide nach Otfried Müller. Auf dem sechsten und letzten Blatte sind die geographischen Verhältnisse der genannten Völker nach den Ansichten der vier Gelehrten gezeichnet, welche der Verfasser gut skizzirt und auf 126 S. zusammengedrängt mittheilt. Das Ganze endet mit einem Schlußworte des Verfs., in welchem er mit Geist und Scharfsinn seine eignen Ansichten über die erste Bevölkerung Europas und die Verzweigung der Volksstämme ausspricht. Die ebenso mühsame als fleißige Arbeit wird gewiß allen Sprach- und Alterthumsforschern willkommen sein. 43.

Miszellen.

Blücher's Erlaubnißurkunde die Kunstschätze zu Paris in Beschlag zu nehmen.

In Nr. 347 d. Bl. f. 1831 ist auch des Antheils gedacht, den Blücher an der Wiedererlangung der von den Franzosen in Preußen und Deutschland geraubten Kunstschätze gehabt hat. Vielleicht ist den wenigsten der Leser die Urkunde bekannt, durch welche der alte Marschall den Hrn. Eberh. von Groote, der jetzt in würdevoller Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt Köln lebt und durch seine Ausgabe des „Tristan" sich rühmlichst bekannt gemacht hat, zu diesem Geschäfte bevollmächtigte. Wir glauben zwar, diese Urkunde bereits in der „Agrippine", einem zu Köln im J. 1824 erschienenen Journale, gelesen zu haben, es ist dieselbe aber wol nicht zu vieler Leser Kenntniß gekommen, da jenes Blatt innerhalb der Mauern Kölns gelebt hat und gestorben ist.

Die Urkunde ist also folgende:

„Ich Endesunterzeichneter urkunde und bekenne hiermit, daß ich den königl. preuß. Volontair-Offizier Hrn. Professor Eberh. von Groote autorisirt und bevollmächtiget habe, diejenigen Kunstschätze, welche sich in der Stadt Paris und ihren Umgebungen befinden, früher aber in den königl. preuß. Staaten französischer Seits geraubt und geplündert worden, sogleich in Beschlag zu nehmen und nach den Orten zurückzusenden, wo sie sich früher befunden haben. Es werden demnach hiermit alle und jede Militair- und Civilbehörden dienstlich ersucht und angewiesen, diesen meinen Bevollmächtigten nicht allein bei der Ausführung seines Auftrags kein Hinderniß in den Weg zu legen, sondern denselben auch nach allen Kräften und selbst durch militairische Execution zu unterstützen."

„Uebrigens verspreche ich alles Dasjenige zu genehmigen und zu vertreten, was gedachter mein Bevollmächtigter vermöge seines Auftrags thun und unterlassen wird."

„Dies zur Urkund habe ich diese Vollmacht eigenhändig unterschrieben und untersiegelt. Gegeben in meinem Hauptquartiere St.-Cloud, den 10. Juli 1815."

„Sr. königl. Majestät von Preußen bestallter Feldmarschall, General und Chef der preußischen Armeen, Ritter aller hohen Orden, Blücher."

Die allerchristlichsten Könige.

Bekanntlich haben die Könige von Frankreich (früher auch die von Ungarn noch im 13. Jahrhunderte) diesen Titel geführt. Der Titel stammt eigentlich aus dem griechischen Kaiserthume her, wo man mit dem Namen eines χριστιανικώτατος βασιλεύς (z. B. bei Nicephorus Gregoras 9, 10) die Kaisermönche benannte, d. h. diejenigen, die sich vom Throne herab in ein Kloster begaben oder vielmehr begeben mußten. In der ersten Bedeutung war also Karl V. ein allerchristlichster Kaiser, Karl X. von Frankreich hat sich zwar nicht in ein Kloster begeben müssen, aber die Art seiner Zurückgezogenheit ist doch so, daß er wol mit Recht Frankreichs letzter allerchristlichster König genannt werden kann. 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1832.

Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der schwedischen Literatur, seit Anfang des Jahres 1829 bis Juli 1831.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 27.)

Alle bisher erwähnten Dichter waren schon früher bekannt, aber jetzt hat sich eine neue Schar junger Söhne des Gesanges theils in besondern Sammlungen, theils in den vielen Musenalmanachen der beiden letzten Jahre bemerklich gemacht, z. B. Sondén, Fryxell, Lilja, Löhman, Freiherr Adlersparre, Wadman, Bahr, Böttiger, Ruda, Rdd (Ridderstad) u. A. Nur über die drei Letztern sprechen wir ein Wort. Von Böttiger kann man sagen, daß seine Lyra nur Eine Saite hat, aber diese klingt wahrhaft seelenvoll im Tone der stillen Wehmuth, gemildert durch religiöse Stimmung, darum ist er bald ein entschiedener Liebling der Damen geworden. Ruda ist wie Jener ein junger Student, hat aber schon ein komisch-episches Gedicht („Brynolf", eine Parodie von Tegnér's „Frithiof"), zwei Tragödien („Vildovins-jagten", Die Eberjagd, in antiker Manier, nach Herodotus; „Hagbarth och Signe", in zwei Abtheilungen, zusammen in neun Akten), ein kritisches Werklein („En Resandes Ströfverier på svenska Parnassen", Die Streifereien eines Reisenden auf dem schwedischen Parnaß), und eine Unzahl von kleinern Gedichten geliefert. Wenn man Dichter sein kann, ohne Phantasie, Erfindung und Originalität in einem bemerkbaren Grade zu besitzen, so ist es Ruda; Alles, was übrigens zu der edeln Kunst gehört, findet man bei ihm, untadelhafte Zeichnung, sichere Haltung, Leichtigkeit, Wohllaut, Adel und Correctheit im Ausdruck und in der Versification. Keines seiner Gedichte, fast keine Zeile ist ganz mislungen, aber nichts trifft das Gemüth tief, nichts erschüttert, nichts versetzt die Seele des Lesers in leidenschaftliche Bewegung. Von einer ganz andern Natur ist der Cadet Ridderstad. Sein Aufflug ist kühn; er sucht die Aetherräume des Adlers, aber oft versengt er die Ikarischen Flügel und taumelt in die tiefsten Regionen der Plattheit nieder. Seine Sprache ist rauh, gesucht, pretiös, und hascht nach dem Ungewöhnlichen; indessen wären wir ungerecht, wenn wir nicht zugeben wollten, daß man unter dem vielen Unsinn doch auch erhabene Ideen und eine edle Begeisterung findet. Ueber ihn sprach ein Recensent in der Zeitschrift „Medborgaren" das Urtheil aus, daß er alle gleichzeitige Dichter weit überflügele und nur mit Byron zu vergleichen sei. Dagegen wollten Andere bei ihm nur eine durchaus falsche und erlogene, unheilbar verkehrte und in Selbsttäuschung befangene Begeisterung erkennen. Die Zeit wird lehren, ob es dem jungen, edeln Adler gelingen kann, sich aus seiner Unklarheit emporzuarbeiten und die Göttin der Kunst, nicht die Wolken zu umarmen.

Wegen Sprache und nationeller Bildung, und weil in der Literatur die politischen Abgrenzungen nicht anerkannt sind, nennen wir hier auch einen jungen finnischen Barden, Namens Runeberg. Ueber die Echtheit seines Dichterberufs kann kein Zweifel obwalten; hier athmet ein stilles, aber tiefes und wahres Gefühl; leise beben die Saiten in Tönen geheimer Sehnsucht, die sich aus innerer Nothwendigkeit ausspricht und nicht um den Beifall und die Bewunderung der Welt buhlt. Seine Weise ist sehr einfach, aber originell, schmucklos und natürlich, tief eindringend, denn seine Töne gehen aus einem wahrhaft bewegten Gemüth hervor. Besonders sind seine finnischen Lieder bezaubernd, die keineswegs, wie der Recensent im „Medborgaren" glaubt und dem ein hamburger Blatt nachspricht, Uebersetzungen oder Nachbildungen altfinnischer Volksgesänge, sondern selbständige Schöpfungen sind.

Die lyrische Gattung, von welcher bisher allein die Rede war, ist, trotz des vielen Mislungenen, dennoch die glänzendste Seite unserer poetischen Literatur. Sie kann sich einer Reihe von Meisterwerken rühmen, die eine Vergleichung mit den besten ausländischen nicht scheuen. Allerdings trägt dazu unsere schöne Sprache viel bei, die zwar an Bildsamkeit und Reichthum der deutschen nachstehen muß, aber in Hinsicht des Wohllauts einen hohen Rang behauptet.

Desto weniger haben wir über die übrigen Fächer der Dichtkunst zu berichten. Daß die Zeit der Epopöen jetzt vorbei ist, hat man endlich auch bei uns erkannt; von dramatischen Producten haben wir, außer den vorhin im Vorbeigehen erwähnten, keine nähere Charakteristik verdienenden, nur die drei folgenden zu nennen: „Carl den Tolftes Död" (Der Tod Karls XII.), eine Tragödie in fünf Aufzügen, von A. J. Skjöldebrand. Der Ver-

fasser, Graf, General, Excellenz, ist in der gelehrten Welt durch seine „Description du Trollhättan" und seine „Voyage pittoresque au Cap Nord" bekannt; er ist überdies Componist, Zeichner, Geschichtschreiber und Dichter. In keinem Fache hat er es jedoch zur Meisterschaft gebracht. — „Den sista Folkungen" (Der letzte Folkunge), von A. Afzelius, Pfarrer zu Enköping. Die wesentlichen Bedingungen eines Dramas, Handlung, Charaktere und künstlerische Verkettung, sind unbeachtet geblieben; dagegen findet man hier zerstreute Stellen, besonders lyrische Stücke im Volkston, von wirklich poetischem Werth, die jedoch nur wie Perlen an einer Schnur zusammenhängen. — „De Ensidige" (Die Einseitigen). Ein Nichts, von W. F. Palmblad, akademischem Adjunct zu Upsala und Buchdrucker. Der Verf. hat vorher zwei interessante Novellen: „Amala" und „Die Insel in dem See Dall", gedichtet. Hier hat er, als Quelle dramatischer Fiction, zwei verschiedene Kunstansichten einander streng entgegengesetzt. Die Charakterzeichnung ist scharf und lebendig, nur zuweilen zu überladen; viele Situationen sind pittoresk und die Schlußintrigue ist ergötzend, aber vielleicht gegen das Uebrige zu burlesk.

Das Feld der Romane ist bei uns erst in der neuesten Zeit bearbeitet worden. So hat Fräulein R** während des Zeitraums, welchen unsere Skizze umfaßt, allein drei oder vier kleine Romane herausgegeben, und ebenso viele haben wir einem andern halbanonymen M—n (Mellin, einem Zögling Franzén's) zu danken. Von denen des Letztern stehen zwei: „Blomman på Kinnekulle" (Die Blume auf K.) und „Sivard Kruse's Bröllopp" (Die Hochzeit S. Kr.'s) auf geschichtlichem Boden. Die Intrigue ist unbedeutend, aber die Details sind mit großem Talent ausgemalt. Sein dritter (noch unvollendeter) Roman heißt „Johannes Fjällman"; der Anfang ist pittoresk und spannt den Leser; später aber, wo der Verf. den Swedenborgianismus und die Verirrungen eines von der Religion bewegten Gemüths schildern will, betritt er ein ihm völlig fremdes Gebiet. Zuletzt ist eine Dame (Mademoiselle Bremer) aufgetreten, deren „Teckningar ur Hvardagslifvet" (Zeichnungen aus dem täglichen Leben, 3 Theile), bei uns Furore gemacht haben. Weil sie nur Miniaturbilder aus der Wirklichkeit, kleine Scenen aus der Häuslichkeit malt (nur der dritte Theil enthält eine größere Composition), so darf man hier keine großartige Plananlegung, keine strenggehaltene Charakterschilderung erwarten; aber viele feinere, aus dem Leben gegriffene Züge, die nur der weiblichen Beobachtung nicht entgehen, sind hier aufgefangen und mit überraschender Wahrheit und reizender Naivetät dargestellt; ein Gefühl, das nur selten an Sentimentalität kränkelt, haucht dem Ganzen eine gedeihliche Wärme ein und wechselt mit einem anmuthig spielenden Witz ab.

Endlich haben wir noch von einem Product zu sprechen, das zwar kein Roman ist, aber doch mehr der schönen als der geschichtlichen Literatur zugehört. Wir meinen die „Hågkomster ur Skolan och Hembygden" (Erinnerungen aus der Schule und der Heimath), ein nach dem Tode des Verf., des berühmten Prof. u. Dr. Höhmann, herausgegebenes Werklein. Er wurde bei seinem mütterlichen Großvater, einem ehrwürdigen, aber rüstigen, lebenskräftigen Pfarrer im innern Småland erzogen; die Pfarre war seit vielen Generationen in dieser Familie erblich gewesen, und die altväterlichen Sitten, die ganze Einfachheit einer patriarchalischen Haushaltung und Lebensweise wurde hier unverändert beibehalten, sodaß man sich in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückversetzt wähnte. Dies Alles wird so lebendig geschildert, daß sich das Ganze zur einfachen Idylle umwandelt, worin jedoch mehr echte Poesie zu finden ist als in den nebeligen, prangenden Gedichten der jetzigen Zeit. In dem andern Gemälde schildert der Verf. sein Schulleben in Wexiö; es ist zwar weit weniger poetisch, aber in charakteristischer Hinsicht ebenso bedeutend, und eine anschauliche Darstellung, wie unsere Voreltern durch strenge Zucht, herbe Lebensart und Entsagung auf verzärtelnde Genüsse die Jugend schon früh an den Ernst des Lebens zu gewöhnen wußten. Das Büchlein machte ein so großes Aufsehen, daß zwei starke Auflagen davon verkauft worden sind.

Unsere Nation liebt Musik; und jetzt, wo es nicht mehr Mode ist, echte Musik, sondern nur Schnurrpfeifereien und fingerbrechende Kunststücke zu bewundern, gibt sie jedem durchreisenden berühmten Virtuosen ihr Geld und klatscht sich pflichtmäßig die Hände wund. Ein großer Componist ist bei uns nie erschienen. Was die bildenden Künste betrifft, so steht es besser; diese haben seit den Zeiten Gustavs III. in unserm Lande wirklich Wurzel geschlagen und Früchte getragen, deren nähere Beleuchtung wol der Mühe werth wäre. Aber wir beschränken uns hier auf solche Erzeugnisse, welche durch Kupfer- oder Steindruck eine allgemeinere Verbreitung erhalten haben. Zuerst erwähnen wir einer „Sammlung schwedischer Landschaften", gezeichnet und lithographirt von G. Söderberg, worin Auffassung und Ausführung alle Lobsprüche verdienen. Noch höher stehen vier Ansichten von Framnäs und Balestrand (die Heimath Frithiof's und Ingeborg's), von Fahlcrantz nach der Natur gemalt und von M. G. Anckarsvärd lithographirt. Fahlcrantz ist besonders groß in der Kunstgattung, welche man historische Landschaften nennt; tief faßt er den epischen Charakter seines Objects auf, und durch seine großartige Anwendung des Helldunkels, sein reiches und bedeutungsvolles Farbenspiel gießt er darüber einen romantischen Zauber aus. Schon seit einer Reihe von Jahren erscheint ein Kupferwerk, das bereits zur 34. Lieferung fortgerückt ist, es heißt: „Fordna och närvarande Sverige" (Das ehemalige und jetzige Schweden), von dem jetztverstorbenen Major Thersner. Jedes Heft enthält vier Blätter, welche Abbildungen königlicher Schlösser und schöner Herrensitze darstellen. Die Ausführung erhebt sich wenig über das Mittelmäßige. Graf Hjalmar Mörner erregte schon in früher Jugend große Hoffnungen; er ging nach Rom, verlebte dort eine Reihe von Jahren und gab da „Il carnevale di Roma" heraus. Nach seiner Zurückkunft erschienen von seiner Hand (1829)

sechs Hefte: „Reiseerinnerungen aus Frankreich, Deutschland und Italien", und 1830 mehre Cahiers „Stockholmischer Scenen", Auftritte aus dem Volksleben, zwar Caricaturen, aber weniger in der Absicht, das Lächerliche, als vielmehr das Lustige, das Localcharakteristische hervorzuheben. Seine Manier ist rasch, treffend, heiter, kühn, aber er besitzt nicht den phantastischen und schlagenden Humor eines Hogarths, nicht die kräftige Innigkeit unsers Ehrensvärd. Er arbeitet mit zu großer Eile, und darum läuft mitunter auch das Unbedeutende mit; aber seine Zeichnung ist immer sicher. Jetzt ist er nach London gegangen, dem gelobten Land der Caricaturenzeichner. Im Steindruck hat auch Freiherr Hamilton Zeichnungen zu Tegnér's „Axel" (12 Bl.) und „Zeichnungen aus der ältern Geschichte Skandinaviens", erstes Heft (12 Bl.), herausgegeben. Seine Zeichnungen zu den „Runen" Nicander's sind nicht bedeutend. Ein anderer junger Künstler, Holmbergson, hat die neue Auflage von „Frithiof", die soeben erschienen ist, mit 25 sehr gelungenen Handzeichnungen verziert. In einer Sammlung, die den Titel: „Lithographisches Album", führt, haben sich eine Anzahl von Künstlern und Dilettanten vereinigt, um Portraits, Ansichten, Copien von Gemälden und Statuen, historische Compositionen u. s. w. zu liefern. Dies „Album" wird also Mannichfaltigkeit nicht entbehren. Das Bedeutendste ist von Sandberg, Södermarck, Söderberg, Holmbergson, Ankarsvärd, Westin. 17.

Des jungen Feldjägers Zeitgenosse in preussischen, französischen, englischen und sardinischen Diensten. Nach dessen Tagebuch erzählt vom Feldjäger und eingeführt durch Göthe. Zwei Bändchen. Braunschweig, Verlagscomptoir. 1831. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es gibt doch eigentlich keine anziehendere Lecture als eine gutgeschriebene, wahrheitgemäße Biographie. So lange wir Menschen sind, ist das Leben ein Schauplatz voll Interesse für uns, und alles Menschliche geht uns nahe an. Der geheime Reiz einer Lebensgeschichte, wäre sie auch die eines Taugenichts oder des unbedeutendsten Menschen, wenn sie nur wahrhaft ist, wirkt auf Leser jeder Classe, während die glücklichste Erfindung für viele Menschen nur insofern Anziehung besitzt, als sie sich die erzählten Begebenheiten wie wirklich vorgefallene denken und vorstellen. Mannichfache Gründe, welche diese Erscheinung erklären, lassen sich auffinden, allein der Hauptgrund scheint uns immer in der unbewußten Wahrheitsliebe des Lesers zu liegen, der sich eigentlich nur ungern täuschen läßt. Doch auch das ist anzuschlagen, daß das wirkliche Leben sehr oft einen engern und unmittelbarern Besitz zwischen Irrthum und Buße, Sünde und Strafe darstellt, als die besonnenste Erfindung vermag, und daß in der Geschichte des Einzelnen wie der ganzen Menschheit mehr wirkliche und wirksame Belehrung verborgen ist, als in allen Poesien zusammengenommen.

Dieser Satz ist besonders für die vorliegende Lebensgeschichte eines höchst leichtsinnigen jungen Menschen wahr, welcher durch ein Leben voll Schmerz und Leid nicht sowol einen jugendlichen Fehltritt als die Kraftlosigkeit büßt, die ihn abhält, sich den Folgen dieses Fehltritts mit einem kräftigen Aufschwung zu entreißen. Die Geschichte dieser Unkraft ist sehr anziehend und zeigt uns, wie schwer es dem einmal verirrten Menschengeiste wird, seinen Standpunkt plötzlich einmal außer sich selbst zu setzen, um seine ganze Bahn zu überschauen und den verlorenen Pfad wiederzufinden. Warnend und kräftigend aber muß diese Erzählung besonders auf die Jugend wirken, welcher die erschütternden Folgen des Leichtsinns hier in einem abschreckenden Beispiel vor Augen treten, und welche darüber belehrt wird, wie eine erste Verirrung die Seele entnervt, und meist dadurch so verderblich wirkt, daß sie zu guten Entschlüssen uns die Kraft raubt. Eine solche Erzählung, in einer Weise vorgetragen, daß an ihrer Wahrheit kaum zu zweifeln ist, kann ihre Wirkung nicht leicht verfehlen.

Ein junger Mensch, der Held der Lebensgeschichte, von 16 Jahren, der Sohn wohlwollender Aeltern, gebildet und von guten Anlagen, allein früh von dem Laster des Spiels umgarnt, beraubt die Casse, welche sein Vater verwaltet, flieht das älterliche Haus aus Ehrgefühl, das nun eine falsche Richtung nimmt, geräth in die Hände preuß. Werber und wird als Soldat eingekleidet. Jener erste Fehltritt war zu vergeben; aber daß er hier seiner bekümmerten Aeltern völlig vergißt, das ist die Schuld, für die sein ganzes Leben die Strafe bildet. Von Desertion zu Desertion, von Unehre zu Unehre sinkt er bis zum Landstreicher, zum Ehrlosen herab, der nirgend Ruhe findet. Er wird französischer Soldat, von den Engländern gefangen, invalid, geheilt, flüchtig, wiederum Soldat, nach Spanien geführt, in Barcelona durch ein merkwürdiges Abenteuer genöthigt, gegen seine Waffenbrüder zu fechten, gerettet, wiederum gefangen, fast erschossen, an Sardinien verkauft, nach Cagliari gebracht, von einem liebenswerthen Mädchen geliebt und in dem Augenblicke vom Tode hingerafft, wo die harten Prüfungen seines Lebens endlich zu ihrem Wendepunkte gekommen zu sein schienen. Fährlichkeiten ohne Zahl, aber in einer Erzählung vorgetragen, die den Stempel der Wahrheit anschträgt, Lebensrettungen, haarbreites Entrinnen und abenteuerliche Geschichten aller Art spannen und halten den Leser von Capitel zu Capitel hin. Der Vortrag gewinnt durch seine Schmucklosigkeit, und selbst die niedrigen Scenen, welche der Verf. hier und da schildern muß, sind gut gehalten und ohne Anstoß zu lesen. Nach dem Interesse zu schließen, mit dem wir selbst dies Buch durchlesen haben, können wir es allen Denen, welche eine mannichfach belehrende Unterhaltung suchen, als eine ebenso anziehende Lecture empfehlen, wie der durch Göthe empfohlene „Junge Feldjäger" Vielen gewährt hat, zu dem dies Buch als Fortsetzung oder Seitenstück erscheint. 34.

Mittheilungen aus St.-Petersburg.*)

2. Auszug aus dem Bericht eines russischen Reisenden.

Der Herr Adjunct Dr. Sjögren hatte im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften eine Reise nach Wiburg im Großfürstenthum Finnland unternommen, um mit Bewilligung der Ortsbehörden die dortigen Archive näher zu prüfen. Aus seinem der Akademie über die Resultate jener Reise erstatteten Berichte theilen wir nachstehenden Auszug mit:

Eine längst erkannte Wahrheit ist es, daß die Geschichte eines Reiches oder eines ganzen Landes, es möge einen eignen Staat für sich bilden oder als integrirender Theil einem andern Staate untergeordnet sein, nur dann mit glücklichem Erfolge bearbeitet und vollendet werden kann, wenn man einen hinlänglichen Vorrath von tüchtigen, auf authentische Urkunden sich gründenden, mit Ausdauer und Liebe ausgearbeiteten Monographien über die einzelnen Theile beisammenhat, die das Ganze constituiren. Soll das Gebäude nicht in sich selbst zusammensinken, so muß an allen Ecken ein fester Grund gelegt, muß das ganze Material, woraus gebaut wird, im Einzelnen sorgfältig geprüft und zu seinem Zwecke gehörig vorbereitet sein. Die Geschichte des Großfürstenthums Finnland theilte lange das Misgeschick mit der Geschichte, ich möchte fast sagen, sämmtli-

*) Vgl. Nr. 21 d. Bl. D. Red.

cher nordischen Reiche, daß man erst später jene Wahrheit allgemein erkannte, oder wenigstens in literarischen Leistungen praktisch beherzigte. Erst der unvergeßliche Porthan fing mit Ernst an, Materialien zur Geschichte Finnlands zusammenzutragen und das Gesammelte mit gleichem Ernste zu sichten — ein Unternehmen, wodurch er seinen einstigen Nachfolgern zu einem herrlichen Vorbild, und der Wissenschaft unendlich mehr nützlich wurde, als alle Diejenigen, die vor ihm auf Kosten der Wissenschaft mit ihren leeren Hypothesen in größern oder kleinern Schriften aufgetreten waren. Doch da die Geschichte blos Porthan's Lieblingsfach, nicht aber zugleich sein Lehrfach war, und ihn außerdem noch der Tod zu früh hinwegrief, so mußte er sein erst begonnenes Werk Andern überlassen. Es fanden sich wenige Nachfolger in seinem Geiste; auch waren die Zeiten nicht immer für ähnliche Forschungen günstig. So ist es denn gekommen, daß noch zur Zeit gar Vieles fehlt, um an eine vollständige allgemeine Geschichte Finnlands denken zu können. Daher kann man es auch eigentlich keineswegs tadeln, sondern vielmehr als einen Beweis des richtigen Gefühls und der Achtung für die Würde der Wissenschaft lobend anerkennen, daß bis jetzt kein einziger Inländer es gewagt hat, mit dem Versuch einer ausführlichen Universalgeschichte Finnlands hervorzutreten. Alle diejenigen Inländer, die seit Porthan etwas im historischen Fache zu leisten suchten, beschränkten sich entweder auf Bearbeitung einzelner abgesonderter Gegenstände oder auf Sammlung und Herausgabe historischer Urkunden und Actenstücke im Allgemeinen, woran die Geschichte Finnlands, wie bereits angedeutet worden, noch immer einen sehr fühlbaren Mangel leidet.

Indem ich der gelehrten Conferenz den schuldigen Bericht über meinen Aufenthalt in Wiburg abstatte, habe ich geglaubt, die obigen allgemeinen Bemerkungen voranschicken zu müssen, um den Gesichtspunkt anzudeuten, aus welchem ich meine dortigen Arbeiten unternommen und, so viel die kurze Frist meiner diesmaligen Reise irgend erlaubt hat, ausgeführt habe.

Da ich bei näherer Ansicht der dort in dem Magistratsarchive aufbewahrten Manuscripte mich bald überzeugte, daß sie zum größten Theile lauter Originalurkunden enthalten, wovon bisher nur äußerst wenige bekannt oder benutzt worden sind: so entschloß ich mich, alle ähnlichen Actenstücke von irgend einigem historischen Interesse mit diplomatischer Genauigkeit in extenso zu copiren. Diejenigen dagegen, die bereits früher, obzwar zum Theil nach fehlerhaften Abschriften gedruckt waren, habe ich sorgfältig verglichen, die Varianten angemerkt, und so in bezweifelten Stellen die richtige Lesart ausgemittelt. Dies ist schon namentlich der Fall mit der ältesten in Wiburg befindlichen Urkunde auf Pergament vom Jahr 1316, kurz nach der Gründung der Stadt. Porthan hat bereits in der von ihm begonnenen „Sylloge monumentorum ad illustrandam historiam Fennicam pertinentium“ dieselbe Urkunde geliefert, allein nach Abschriften, deren Verschiedenheiten bei ihm sogar gegen die Urkunde selbst Zweifel erregten, die jetzt durch das von mir aufgefundene Original gelöst werden können, welches nebst den sämmtlichen in Wiburg sich noch vorfindenden Urkunden Porthan gänzlich unbekannt war. Ebenso ist es mir gelungen, durch das Auffinden eines andern Pergamentoriginals alle die vielfachen Zweifel zu beseitigen, die ebenfalls Porthan in seinem andern Hauptwerke („Pauli Juusten Chronicon Episcoporum Finlandensium etc.“) an mehren Orten gegen eine Urkunde von Eric erhoben hatte, in welcher Wiburg Stadtrecht verliehen wird und die irgend ein Falsarius dem Könige Erich dem Heiligen unter dem angeblichen Jahre 1103 zugeschrieben hatte, sodaß dieser Irrthum sogar in ein Paar ältere Confirmationsbriefe der Privilegien der Stadt Wiburg von den Königen Gustav I. und Karl IX. übergegangen war, indem diese das vermeintliche älteste Privilegium von Erich dem Heiligen als authentisch anerkennen und bestätigen. Dagegen trägt nun das noch in Wiburg befindliche pergamentene Original augenscheinlich die Jahrzahl 1403 an sich, wodurch klar bewiesen wird, daß diese Urkunde, wie Porthan bereits richtig bemerkt, nicht Erich dem Heiligen, sondern dem sogenannten Erich aus Pommern zugehört, wie es auch obendrein sein vollständiger Titel im Anfange des Originals bestätigt, welchen Titel aber, sowie die Jahrzahl und das Datum am Ende, die Urheber der frühern Abschriften des Documents wohlweislich ausgelassen oder auch andere falsche substituirt hatten. Diese Entdeckung des alten Originals ist insofern auch sogar für Rußland von besonderer Wichtigkeit, als durch die jetzt factisch gehobenen Zweifel über das wahre historische Alter Wiburgs einigen russischen Alterthümlern, welche die Authenticität der sogenannten Joachimschen Annalen verfechten wollen, wenigstens jener Grund dafür benommen wird, den sie aus dem literarischen Betruge ähnlicher schwedischer Alterthümler wegen des in den gedachten Annalen unter anderen erwähnten Выборъ schöpfen möchten.

Was übrigens meine in Wiburg aus 16 Pergamenturkunden und zwei dicken Folianten zusammengebrachte Collection theils von Excerpten, theils aber und größtentheils von Copien betrifft, so bemerke ich nur, um nicht weitläufig zu werden, daß sie nicht allein sehr schätzenswerthe Materialien zu einer künftigen Specialgeschichte Wiburgs enthält, sondern auch viele interessante Notizen und neue Aufschlüsse in Bezug auf das ganze Wiburgslehn überhaupt sowol als auf dessen Umgebungen. Selbst über Ingermanland und Esthland, besonders seitdem sie unter schwedische Herrschaft gerathen waren, kommen mitunter auch manche interessante Nachrichten vor, welche zugleich über ältere Zeiten, besonders in Bezug auf den gegenseitigen Handelsverkehr, einiges Licht werfen.

3. Nachricht für Besitzer orientalischer Münzen.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg fodert diejenigen Personen des Inlandes, welche alte oder neue orientalische Münzen besitzen und zu verkaufen geneigt sein möchten, auf, sich mit selbigen an die Akademie direct, oder an ihr Mitglied, den Herrn wirklichen Staatsrath und Ritter von Frähn zu wenden, wo ihnen alle diejenigen von ihren Münzen, welche die akademische Sammlung noch nicht besitzt, für diese würden abgekauft werden, und zwar nach Grundlage des Grades der Seltenheit und Wichtigkeit der Münzen, sodaß Goldmünzen bis zur Hälfte über den Metallwerth, silberne mit dem doppelten bis zum zehnfachen Preise über den Metallwerth, kupferne endlich zu dem Preise von ¼ bis 5 Rub. B.-Ass. bezahlt würden. Um die Besitzer solcher Münzen nicht zu entmuthigen, wenn man an sie vielleicht das Ganze oder einen großen Theil des von ihnen Eingesandten, als für die Akademie nicht brauchbar oder nöthig, zurückgehen lassen müßte, so erbietet sich Hr. Akademiker Frähn gern, zum Behufe des anderweitigen Absatzes derjenigen Münzen, welche die Akademie nicht nehmen würde, den Besitzern sonstige Liebhaber und Sammler von Münzen der Art nachzuweisen, oder ihnen über die an sie zurückgehenden Münzen die nöthigen Andeutungen sowol hinsichtlich der Fürsten und Jahre, denen selbige angehören, als auch in Betreff ihrer Wichtigkeit und Seltenheit mitzutheilen. 29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1832.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Briefe eines Verstorbenen, ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827, 1828. Dritter und vierter Theil. Mit sieben Kupfern. Stuttgart, Hallberger. 1831. 8. 4 Thlr. 12 Gr. *)

Der freundlichsten Erinnerung und entgegenkommenden Erwartung der Leser aus den beiden vorangegangenen Theilen her, reicht nun der fleißige Herausgeber die zugesagte Folge der Briefe, wofür wir ihm um so mehr Dank sagen müssen, als er (wie in der Vorrede zum dritten Theile steht) genöthigt gewesen, nach den Anleitungen der Seherin von Prevorst mit dem heraufbeschworenen Geiste des jahrelang vorher Gereisten über das Manuscript zu verkehren, und er bei solcher Operation natürlich die Zeit rückwärts schreiten gesehen. Der Leser bringt diesen Verlust des Herausgebers aber meistens wieder ein, denn wer sich an das Buch setzt, wird sicher die ihm zu widmenden Tage (besonders beim dritten Theile) desto flüchtiger vorbeieilend finden. Bei diesen Briefen scheinen Briefsteller und Herausgeber sonst noch im Verhältnisse von Castor und Pollux gestanden und in einem und demselben Morgenrocke sich abgewechselt zu haben. Uebrigens trifft diese Folge der Briefe in die der Zeit nach frühere Reise, als von welcher Theil 1 u. 2 reden.

Die Haltung im Auffassen und Darstellen ist im Ganzen dieselbe (wenn auch durch die Gegenstände allerdings bedingt) wie in den beiden ersten Theilen. Uns spricht ebenso wie früher beim Gereisten an: die glückliche Lage und Laune, selten und von wenigen hypochondrisirenden Wölkchen durchzogen, die günstige Familienstellung zur bürgerlichen Gesellschaft, der unabhängige Sinn, die ungetrübte Empfänglichkeit für Natur, Kunst und den Eindruck bunter Lebensverhältnisse. Und von dem Allen sagt ein wohlangebauter Geist, in gewandter Darstellung, nie weitschweifig aus. Dennoch läßt sich auch der Unterschied der Eindrücke, die er in der romantischen Natur von Wales und Irland, und derer, die er im Gesellschaftskreise der englischen Hauptstadt empfangen, sehr deutlich wahrnehmen. Es fehlt mehrmals Stoff der Begeisterung, und mit dem Stoffe sinkt das Interesse der Briefe im vierten Theile öfters unter das Niveau der billigerweise zu erwartenden Unterhaltung.

Daß diese Briefe an eine feinempfindende Frau gerichtet sind, begrenzt im Ganzen ihren Inhalt und die Darstellung künstlerisch. Keine Philosophie noch Politik in Massen (mit Ausnahme eines zur Strafe für die Dame geschriebenen politischen Auszugs) keine mächtig umfassenden Generalübersichten, keine zersetzenden Zahlenverhältnisse, sondern kurzskizzirte Bildchen aller der Gegenstände, zu denen ein Tag der Reise nach dem andern den fröhlichen, sich vergnügenden Briefsteller geführt. Abgeschnitten bleibt alles Grelle, einer Frau nicht wohl zu Erzählende, das ihm die Reise unstreitig auch (namentlich in London) zugeführt.

Eine durch das ganze Buch ziehende Ingredienz (die wir Deutschen gern, wiewol vergeblich, für eine übertheknische ausgeben möchten) ist eine gar nicht abzuleugnende, starke Dosis von — Selbstgefälligkeit. Aber es ist in Wahrheit durchaus die unschädliche, Niemand beleidigende, die das Bespiegeln zwar liebt, doch auch fremden Spiegelbildern keine Ohren bohrt. Fern ist es der guten Erziehung und Sitte des Briefstellers durchgängig, dem frohen Selbstbewußtsein Anderer die Kosten für das Vergnügen abzufodern, das er aus sich zieht. Und auch in dieser Hinsicht läßt er die nur durch Verletzung Anderer glücklichen Krautjunker jeden Ranges weit hinter sich zurück, deren Portraits in den Familiensälen er launig zu verzieren vorschlägt mit einem schönen Schuppenharnisch aus den stahlblauen Flügeldecken des Mistkäfers.

*) Vgl. Nr. 292 d. Bl. f. 1830, 217 u. 218 f. 1831. D. Red.

Wenn ein so verträglich zur menschlichen Gesellschaft sich stellender und in sich bereicherter Geist wiederholt in dem Buche größere politische Freiheit im Vaterlande herbeiwünscht, so ist das, bei aller geburtsaristokratischen Vorneigung in ihm, weder zu verwundern noch zu bekritteln. Auch ihm muß gerade durch den Widerstand, welchen die höchste Macht selbst unausgesetzt dem Sinn und der Handlungsweise einiger der höchsten Beamten entgegenzustellen gezwungen ist, die Sehnsucht wachsen nach dem öffentlichen Mitwirken aller Besten zu der Bildung der innern Verhältnisse und zur Controle der Beamtenwelt. Bei des Briefstellers Achtung vor allem geistigen Inhalte jeder Eigenthümlichkeit würde er, gezwungen durch sich selbst, sich schnell genug zur geistigen Aristokratie schließen, vor der nothwendig jede andere zur bloßen Familiensache sich einzieht. Hat Polen nicht eben tüchtige Kräfte unter einer höchst ansehnlichen, nicht geistigen Aristokratie versammelt, und was ward's, dem Talente gegenüber? Denn nicht Polens Arm hat das Feld verloren, sondern seine Titel; nicht des Russen Schwert gewann's, sondern der Feldherren Kopf und die allgemeine Einsicht in das Ersprießliche des Zusammenwirkens.

Zu unserm Buche zurückzukehren! Dem Autor ist der Leser allemal schuldig (und wie viel mehr der öffentliche Referent), das Vergnügen dankbar anzurechnen und es hervorzuheben, das der schreibenden Mühe Frucht ihm gewährte. Um das auch hier ungehindert thun zu können, müssen wir die Sache des dritten Theiles von der des vierten trennen, denn beide sind sich ungleich an Gehalt, und der vierte ist der schwächste des ganzen Werkes. So nun:

Dritter Theil. Sehr wohl hat der Herausgeber gethan, die französirenden Brocken nicht wegzulassen, welche auch die Sprache der beiden ersten Theile durchziehen. Ein Häschen, nur auf einer Seite gespickt, läßt sich nicht auftragen noch vorsetzen, auch Manier muß in einem Ganzen gehalten sein, wenngleich sie noch kein Styl ist. Die Briefform entschuldigt viel mit der Eile des Schreibens, welche zum Suchen des bedurften deutschen Ausdrucks die französirende Verwöhnung nicht bekämpfen mochte. Freilich faßt den Briefsteller an diesem fremden Sprachtheile sein böser Genius, der Setzer, auch hier mit vielen lächerlichen Fehlern. So läßt z. B. dieser die jungen spazierreitenden londoner Herren am Kutschenschlage der Damen: „Grazie zu Pferde etabliren" (statt etaliren: auskramen) — ein sonderbares Etablissement mit gallopirendem Fundament! Englisch macht er die Clerks (Schreiber) der Bank zu Berken u. dgl., lauter specimina diligentiae zugleich von dem auserwählten Corrector der Verlagshandlung, die sonst in Hinsicht der Abbildungen mehr auf Gebühr gehalten wie in den vorigen Theilen.

Die Reise geht über sächsische Gegenden, dann die an der Ruhr (und an dieser Ruhr will der Verf. gern sterben), Rotterdam, nach London. Von hier werden kurze Ausflüge nach Oxford, nach Badeörtern, nach Newmarket, Birmingham, Chester u. s. w., und zur Besichtigung vieler ländlichen Schlösser veranstaltet. Ein überwiegendes Augenmerk werden eine Zeitlang die Parks, wohin der Reisende zur Musterschau seinen Garteninspector umherführt, und die große Milde des englischen Klimas im mittäglichen Theile des Landes läßt ihn noch spät im Jahre schöne Genüsse dort finden. Der Verf. gibt sich selbst für einen Parkomanen aus, und die sehr gehäuften Parkbeschreibungen sind gewiß auch anziehend für Den, der selbst einen Garten in diesem Zuschnitt anlegt — Referent ist nicht in der Verlegenheit.

Aus der höchst anziehenden Reihe von Bildchen friedlicher Stücke aus dem geselligen Leben und der Kunst, die durch den Raum dieser Reisen sich hinziehen, sei es verstattet, einige mit Bemerkungen hervorzuheben. Denn das gewährt literarische Unterhaltung, wie d. Bl. Zweck ist, unstreitig mehr, als eine bloße Kritik könnte.

Weimar, der Hof und die Geselligkeit des seligen Großherzogs; zum Dessert die Fahrt im Luftballon. *) Auch Ref. sah einst zu B... eine Zeit, wo die Cavaliere gar nicht mehr auf Erden bleiben wollten. So ging der jetzt nicht mehr existirende Graf P... in die Höhe (möglich, daß der Briefsteller diesen Collegen im Geschmacke gekannt!) und Viele wünschten sich ihm nach, wo er seine gern gebauten Schlösserchen besuchen fuhr. Nicht lange darauf der G. R., bei dessen Ascension ein Gesicht in der Menge blaß war, und eine Menge Papierchen herabfielen, die weniger zum Lesen einluden als zu einer lächerlichen Vermuthung.

Unser Reisender führt dann auf geheimnißvollem Helldunkel des dämmernden Cabinets Göthe sprechend ein, und auch hier mit dessen politischem Rathe: Jeder solle vorzugsweise nur in seinem kleinsten Kreise treu dichten und wirken, so werde allgemeiner Segen unter keiner Verfassungsform ausbleiben. Ganz der praktische Sinn, den vielleicht schon die frühesten Eindrücke des geschäftigen Lebens in einer glücklichen, kleinen, einzelnstehenden Reichsstadt einpflanzen halfen!

(Der Beschluß folgt.)

Politische Gedichte.

1. Rosabianca. Das hohe Lied des friesischen Sängers (Harro Harring) im Exil. Gedichtet auf der Louisenburg im Fichtelgebirg bei Wunsiedel. Am 6. Juli 1831. 8. 3 Gr.

Der Titel dieses poetischen Products des vom Schicksal oder seinem eignen unruhigen Charakter vielfach in der Welt herumgeworfenen Friesen fodert den Beurtheiler zur Strenge auf. Sein eignes Lied ein „hohes" Lied und sich selbst den „friesischen Sänger" zu nennen, ist entweder Affectation, oder Selbstüberschätzung, oder stolzes Bewußtsein genialer Urkraft. Das war ein hohes Lied, das jener königliche Sänger des grauesten Alterthumes der Liebe sang, der Liebe, stark wie der Tod und unendlich wie das Sternenall. Des Friesen Hymne an die Freiheit aber berechtigt ihn nicht, sich einen Sänger und sein Lied ein hohes Lied zu nennen, wir müssen ihn daher, da darin von genialer Urkraft nichts zu verspüren ist, der Eitelkeit in hoher Potenz bezüchtigen. Er kommt uns vor wie die Halbhexe in der Brockenscene, die immer aufwärts fliegen will und immer unten bleiben muß. Reimen ist keine Kunst, in Reime gebrachte Ge-

*) Der Setzer vertirt hier gar nicht übel in: Lustballon; warum sollte es nicht auch Freudenkugeln geben?

sinnungen und Wünsche sind noch keine Poesie; Wuth, die sich in Versen ausspricht, wie:

— Alle, die sich noch gesichert dünken,
Sie werden in der Schwarzen Blut ertrinken!

deutet auf kein Dichterauge, das „in schönem Wahnsinn rollt"; stürmisch nur ist des Friesen Lied, aber ein hohes ist es nicht. Eine einzige Strophe ist dichterisch, nämlich folgende:

So grüß' ich Dich, o Freiheit, Hauch der Wonne!
Du, der bedrängten Völker blut'ge Rose!
Der Rosen Herz und aller Sonnen Sonne!
Des Himmels Blüte, Dich, o Heimathlose!
Auf Erden fremd, ein Kind aus höh'rer Zone —
Mild lächelnd, wenn im Wettersturm-Getose
Der Zeit die Völker Dich als Braut bekränzen,
Mit blut'gen Schwertern und mit blut'gen Sensen —

aber sie steht in trauriger Einsamkeit da, sich ihrer 35 misgeborenen Schwestern schämend, die sich sämmtlich an prosaischer Nacktheit oder geschraubter Ziererei überbieten. Das Vollbringen ist weit, weit hinter Harro Harring's Wollen zurückgeblieben.

2. Politische Distichen. Von G. S. Colini. Leipzig, Sühring. 1831. 8. 6 Gr.

Die Form, welche der Verf. gewählt hat, nämlich die epigrammatische, ist ganz besonders geeignet, um dem Motto: Ridendo dicere verum, quid vetat? Genüge zu leisten. Und in der That hat der Verf. dieselbe mit Geschick benutzt, und zur Rechten und Linken die spitzigen Pfeile eines oft ebenso kaustischen als ergötzlichen Witzes geschleudert. Aber auch seiner hat sich der Eitelkeitsteufel bemächtigt und ihm folgende Distichen eingegeben:

Sehet, wer dieses schrieb, ihm hätte die äußerste Linke,
Wollt' er sich einen mit ihr, gerne den Lorber gereicht.
Denn er hat schärferen Geist und reichere Fülle der Rede,
Als gar Mancher, der jetzt Staaten und Fürsten beschwatzt.

Nun kann man allerdings tausend Mal mehr Verstand, Wissen, Einsicht und Redekraft besitzen, als sämmtliche ultraliberale und ultraservile Schriftsteller, deren Gebell man in Deutschland anhören muß, man kann sich dessen sogar mit einigem Stolze bewußt sein; es ist aber nicht nöthig es selbst zu sagen oder drucken zu lassen. Uebrigens wird, nach Dem, was der Verf. über Preßfreiheit und Volksvertretung schrieb, die äußerste Linke ihm weder die Hand noch viel weniger „den Lorber" reichen. Und auch wir würden, wenn wir Lorberzweige zu vertheilen hätten, ihm wenigstens wegen der Schlußdistichen mit der Aufschrift „An Sie", auch nicht ein Blättlein vom kleinsten Zweige reichen. „Liebchen, im Bette ist's hübsch" gemahnt uns an eine Ankündigung, die wir irgendwo lasen: „Heute wird's hübsch in der Sonne (ein Lustort)". Alltäglichkeit ist das Erste, wovor sich jeder Dichter hüten muß. 32.

Mittheilungen aus St.-Petersburg. *)

4. Die älteste Beobachtung eines Nordlichts in Rußland.

Obgleich mit der Geschichte dieser interessanten Lufterscheinung nicht hinlänglich bekannt, glaube ich doch, daß das älteste im Norden, und namentlich in Rußland beobachtete Nordlicht, von dem eine Kunde zu uns gekommen, dasjenige sei, welches der Araber Ibn Foßlan im Lande der Wolga-Bulgaren beobachtet hat, wo er sich im J. d. H. 310, d. i. 922 n. Chr. im Gefolge der Gesandtschaft befand, welche der Khalife Muktedir von Bagdad dahin hatte abgehen lassen. Es ist dies derselbe Reisende, aus dessen bisher noch nicht wiederaufgefundener Reisebeschreibung wir in dem seltenen großen geographischen Lexikon Jakut's, das zu den Hauptschätzen unsers asiatischen Museums gehört, bedeutende Fragmente besitzen, von denen ich die merkwürdigen Nachrichten über die heidnischen Russen, sowie über die Chasaren und Baschkiren jener Zeit bereits früher bekanntgemacht habe, und den Bericht über die damaligen Bulgaren an der Wolga nächstens ebenfalls herausgeben werde. Letzterer Artikel enthält höchst interessante und wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der Einführung der mohammedanischen Religion bei diesem Volke, über ihre Verfassung, Lebensweise, Sitten und Gebräuche, ja selbst einige nicht zu verschmähende Winke über die uns bisher noch problematisch gebliebene Sprache und Abstammung dieses Volkes. Auch über das Klima des Landes und dortige Naturerscheinungen finden wir darin einige merkwürdige Mittheilungen. Unter diesen treffe ich auch die folgende Schilderung eines von unserm Reisenden in jener Gegend beobachteten Nordlichts, die ich hier in treuer Uebersetzung wiedergebe.

„In dem Lande (des Königs der Bulgaren) habe ich der Wunderdinge so viele gesehen, daß ich sie schier nicht zu zählen vermöchte. So sah ich gleich in der ersten Nacht, die wir dort zubrachten *), eine Stunde **) vor Sonnenuntergang den Horizont sehr stark geröthet, und hörte zugleich Töne in der hohen Luft und ein dumpfes Getöse. Ich richte die Augen in die Höhe, siehe, da ragt über mir eine feuerrothe Wolke, aus ihr kommen jene Töne und jenes dumpfe Getöse, und in ihr bewegt sich's wie Gestalten von Männern und Rossen, und in den Händen der Männergestalten sind Bögen und Lanzen und Schwerter. So sah ich's oder glaubt' es zu sehen. Da erscheint eine zweite Wolke ähnlicher Art, auch in ihr erblicke ich bewaffnete Männer zu Roß; und sie fuhr auf die andere los, wie eine Reuterschwadron auf die andere fährt. Wir erschraken darob dermaßen, daß wir uns mit demüthigem Gebete zu Gott dem Allmächtigen wandten. Aber das Volk des Landes, das um uns stand, erhob ein Gelächter und konnte sein Verwundern über unser Benehmen nicht bergen. — Wir sahen dann (wieder) hin nach den Wolken, die auf einander losfuhren, sahen wie sie eine Weile ***) sich mit einander vermengten und darauf sich wieder trennten. Dies dauerte so bis in die Nacht hinein, dann verschwand Alles. Als wir den König über diese Erscheinung befragten, wollte der wissen, daß seine Altvordern gesagt, jene Gestalten seien Anbeter der Dschinn's (Genien, Diev's) und Ungläubige anderer Art, die alle Abende so im Kampf mit einander lägen, und so sei es seit Menschengedenken gewesen" †)

So unser Reisende, der sich sonst in seinem Reiseberichte fast stets als ein sehr nüchterner, schlichter und unbefangener Beobachter zeigt. Aber man begreift, daß die Natur des hohen Norden den aus dem fernen Süden gekommenen Araber in vielfacher Beziehung und in einem besondern Grade frappiren mußte, und dies um so mehr, als das Volk der Araber, trotz seiner einst so blühenden Literatur, doch stets sehr beschränkten und von Aberglauben befangenen Geistes geblieben ist, seine Vernunft Erscheinungen, deren Ursache es nicht begriff, ohne nähere Prüfung blindlings unterwarf, überall Wunder sah, diese bei der ihm angeborenen lebhaften Phantasie gern ausmalte und bei dem ihm einwohnenden großen Hange zur Aufschneiderei oft mit kaum glaublicher Uebertreibung zu erzählen pflegte. Die Schriften der arabischen Kosmographen zumal sind überfüllt mit Beispielen der Art. Aber ähnlich schuf ja auch die Phantasie der Griechen und Römer Wunder aller Art in den ihnen so fernen Nordgegenden. Da liest man von einem

---

*) Vgl. Nr. 21 u. 23 d. Bl. D. Red.

*) Dies war der 12. Muharrem oder 11. Mai des obgedachten Jahres.

**) Es kann auch heißen: eine kurze Zeit.

***) Wörtlich: eine Stunde.

†) Bei Ahmed (Mohammed) Tusy, einem Schriftsteller des 12. Jahrh., findet sich auch diese Erzählung Ibn Foßlan's; sie ist aber dort nicht blos kürzer gefaßt, sondern die Beobachtung des Phänomens auch in das Land der Petschenegen verlegt (s. Hammer's „Sur les origines russes", S. 33), wo Das, was im persischen Texte von schrecklichem Getöse, das mit diesem Nordlicht verbunden gewesen, vorkommt, in der Uebersetzung aus Versehen ausgefallen ist.

Lande, wo die Menschen alljährlich mehre Monate in Wölfe verwandelt werden, nämlich, weil sie sich im Winter in Wolfshäute kleideten; von einem Lande, wo die Einwohner die Hälfte des Jahres im Schlafe zubringen, insofern nämlich bei ihnen die Sonne ein paar Monate hindurch gar nicht aufgeht; wieder von einem Lande, wo die Luft zur Winterszeit voll fliegender Federn ist, was man von den dort häufigen Schneegestöbern zu verstehen hat.

Es mag uns daher nicht Wunder nehmen, wenn unser Araber auch das Nordlicht, das er zum ersten Male in seinem Leben in Ost-Bulgarien zu sehen Gelegenheit hatte, und das zugleich ein sehr starkes gewesen zu sein scheint, mit sehr befangenen Augen ansah und sich auf eine höchst seltsame Weise darüber äußert. Er nennt es freilich nicht, ja, auch seine Sprache gab ihm für ein in Arabien ungekanntes Phänomen keinen Namen an die Hand*); aber dennoch ist es in seiner wunderbaren Schilderung nicht zu verkennen.

Die mit Spießen u. s. w. auf einander losfahrenden Phantome, welche Ibn Foßlan's Phantasie sich schuf, werden die Lichtstralen gewesen sein, welche aus dem rothen Lichtsegment am nördlichen Horizonte hinaufzuschießen pflegen, unruhig zittern und hin und herflattern, sich oft in lichte Wölkchen zertheilen, sich über den Himmel bis zum Zenith verbreiten, sich dort mit einander vereinigen u. s. w.**) Und wenn er auch von einem Getöse spricht, das von dem Meteore ausgegangen, so vernahm auch unser hochverdienter Physiker bei dem Nordlichte, das er 1804 zu Dorpat beobachtete, ein das Aufschießen der Lichtstralen begleitendes sehr deutliches Geräusch, dem ähnlich, das bei der Flamme einer Feuersbrunst oder dem Zerreißen von Taffet gehört wird.***) Und schon von Gmelin wußten wir, daß, nach der Versicherung mehrer Personen, welche diese Erscheinung zwischen dem Jenisei und der Lena zu beobachten häufige Gelegenheit gehabt, mit vielen Nordlichtern in sehr kalten Ländern „ein so heftiges Zischen und Platzen und Rollen verbunden ist, daß es scheint, als hörte man das oft wiederholte Knallen des allergrößten Feuerwerkes. Um dieses schreckliche Getöse auszudrücken, bedienen sich alsdann die Einwohner eines Ausdrucks, der so viel heißt, als der rasende Geist geht vorüber. Die Jäger, welche die blauen und weißen Füchse an den Ufern des Eismeeres verfolgen, werden oft von diesen Nordlichtern überfallen, und ihre Hunde erschrecken alsdann so sehr, daß sie sich auf die Erde niederlegen, und daß es ganz unmöglich ist, sie von der Stelle zu bringen, bis dieses Getöse sich geendiget." †) So wird denn auch der Schreck, der unsere Araber bei dem ersten Phänomen dieser Art, das sich ihren Augen darbot, befiel, leichter erklärbar.

Aus dem Schlusse der Erzählung Ibn Foßlan's scheint übrigens nicht undeutlich hervorzugehen, daß die Nordlichter zu jener Zeit sehr häufig im Lande der Bulgaren an der Wolga und Kama gewesen sein müssen.

St.-Petersburg. Frähn.

5. Grammatik der mongolischen Sprache, verfaßt von J. J. Schmidt, Doctor der Philosophie, Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, auswärtigem Mitgliede der asiatischen Gesellschaften in Paris und London u. s. w. Mit einer Tafel in Steindruck. St.-Petersburg, 1831. Gr. 4.

Aus der Hand dieses geachteten Gelehrten, der sich durch mehre gediegene Werke††) als einen gründlichen Kenner der mongolischen Sprache und Literatur bewiesen hat, erhalten wir hier die erste Grammatik über eine Sprache Mittelasiens, die uns früher aus Mangel an allen Hülfsmitteln, denen man sich mit Sicherheit anvertrauen konnte, völlig unzugänglich gewesen ist. Um so größer sind also die Verdienste, und um so gerechter die Ansprüche auf den Dank aller Orientalisten und Sprachforscher, die Hr. Dr. Schmidt durch dieses fast 200 Seiten umfassende, überaus sauber gedruckte Werk sich von Neuem erworben hat.

Vieljährigen, mit dem angestrengtesten Eifer fortgesetzten Studien der mannichfaltigsten, völlig unbekannt gebliebenen Denkmäler der mongolischen Literatur verdanken wir also einen sichern Wegweiser zur Erforschung des Geistes einer Sprache, in deren Bau und eigenthümliche Gestaltung wir lehrreiche Blicke zu werfen befähigt werden.

Einem genauen Unterricht über Schrift, Aussprache und Betonung der Wörter, der durch passende Beispiele und eine Tafel in Steindruck, die das mongolische Galik-Alphabet, sowol Vocale als Consonanten und die Zahlzeichen enthält, verdeutlicht wird, schließt sich die Lehre von den Redetheilen und der Syntax in einer sorgfältigen klaren Entwickelung an. Hinzugefügt sind zweckmäßige Leseübungen in mongolischer Schrift und deutscher Uebersetzung.

Noch haben wir von diesem unermüdet thätigen, kenntnißreichen Forscher zu erwarten theils eine Sammlung der nöthigsten und gebräuchlichsten mongolischen Wörter und ihrer Erklärung, theils eine grammatische Uebersicht der kalmuckischen Sprache, insofern dieselbe von den Regeln der mongolischen Grammatik abweicht, mit welchen das orientalische Sprachstudium fördernden und erleichternden Werken Hr. Dr. Schmidt uns bald erfreuen wolle. 29.

Notizen.

Die interessante Erzählung, die Beechey in seiner Reise durch das stille Meer nach der Behringsstraße von den Schicksalen der Pitcairninsel und ihrem ehrwürdigen Patriarchen John Adams mittheilt, der umständlichste und zuverlässigste Bericht, den wir bis jetzt von jener merkwürdigen Ansiedelung erhalten haben, hat einem der ausgezeichnetsten englischen Dichter die Idee gegeben, jene Niederlassung zum Stoff einer romantischen Darstellung zu machen, wie das „Quarterly review" sagt. Ist es vielleicht Allan Cunningham?

Alexander, bekannt durch einen Bericht über seine Reise in Indien, hat eine neue Zeitschrift: „East India magazine, and colonial and commercial journal", begonnen. Der erste, aus sieben Stücken bestehende Band enthält mehre interessante Aufsätze über indische Angelegenheiten, z. B. über die Ansprüche des Heeres an die ostindische Compagnie, über die Streitigkeiten zwischen dem Gouverneur Lord Bentink und Lord Dalhousie, über Bentink's Lebensgeschichte, über den sinesischen Handel, über die Verfassung der ostindischen Gesellschaft, über die Witwenverbrennung, über den Zustand der Presse in Indien, über die Gelehrten im britischen Indien, über Ramohun-Roy's Leben und Schriften. Das Bildniß dieses indischen Philosophen ist dem ersten Bande beigelegt. Vom zweiten Bande sind bereits vier Hefte erschienen. 9.

*) Auch die persische und türkische Sprache scheint keine Benennung dafür zu haben. (Im nördlichen Rußland heißen die Nordlichter Cпoпoxu.)

**) S. Krünitz's „Encyklop.", Th. CII, und Parrot, „Sur les glaces polaires et l'aurore boréale" im „Recueil des actes de la séance publ. de l'acad. d. Sc. de St.-Petersbourg", 1827, S. 60 u. f. w.

***) S. Parrot a. a. O. S. 62.

†) S. Gmelin in Krünitz's „Encyklop." a. a. O. S. 662.

††) Vgl. „Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens." St.-Petersburg 1824. 8. „Philologisch-kritische Zugabe zu zwei mongolischen Originalbriefen der Könige von Persien, Argun und Oeldschaitu an Philipp den Schönen." Ebend. 1824. 8. „Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren u. s. w." Ebend. 1827. 8. „Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus, aus dem Mongolischen übersetzt mit dem Originaltexte, nebst Anmerkungen u. s. w." Ebend. 1829. 4. S. Nr. 198 d. Bl. f. 1831.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1832.

Briefe eines Verstorbenen u. s. w. Dritter und vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Hält man das Reisebild von Rotterdam näher vor das Auge, so springt dabei ein Zug von herzlicher Gemüthlichkeit hervor. Es ist nur die Kleinigkeit, daß der Briefsteller für die Dame seiner Briefe seinen Platz auf dem Dampfschiffe, das ihn nach London trägt, mit einem Kreuzchen bezeichnet. So lieferte kürzlich ein Landschaftzeichner seinem Mitreisenden ein Denkbildchen der eben besuchten Küstenfelsen Rügens, von der Größe einer Wallnuß; der Beschenkte aber verlangte für seine liebe Frau darauf abgemalt zu sein, wie man ihn (der Reisebegebenheit gemäß) am Taue vom Felsen in die Tiefe hinablasse. Und wie er das Bildchen wiederbekam mit einem mikroskopischen Striche und einem länglichen Klecks-chen daran, als Portrait, so war er seelenvergnügt, und hatte Recht, es auch beim Lachen des Malers zu bleiben.

Rothschild, die königliche Sitzung im Parlamente, Newmarket, der Travellersclub, die ländlichen Gastbesuche, die Oper, Kemble als Fallstaff, der Schotte — lauter höchst glückliche Cabinetstücklein! Aber der großartige dramatische Charakter auf dem Thespiskarren der Marionetten in den londoner Straßen, der herrliche, unvergleichliche Bösewicht Punch — dieses im Wiesengraben frei gewachsene Modell zum Don Juan, dieser hohe Chef der verwandten Familien Hanswurst, Arlechino, Jean Potage — der überragt Alles, was dort von Menschen gesagt wird, nur nicht vom Schloß Warwick und seinen Gemälden! Lebte der phantastische Hoffmann noch, er schlösse den Charakter entzückt in sein Herz, trüge ihn brütend, und brächte dann als Seitenstück zu Benzel-Sternau's steinernem Gaste die wahrhafte Geschichte, wie Punchens Inneres sich zu Eichenholz verhärtet und verstockt und er dennoch höchst lebendig geblieben. Im Buche sind zwei nicht üble Callot dazu.

Meisterhaft ist Schloß Warwick mit seiner würdigen, großartigen Pracht und mit den historischen Riesenschatten geschildert, welche graue Jahrhunderte darauf werfen. Geistreiche Charakteristik einiger berühmten geschichtlichen Personen ersetzt dem Leser das Schauen ihrer Abbilder in der Schloßgalerie.

Was die englische Geselligkeit betrifft, so hat der Verf. die gute, ehrwürdige, die Bewahrerin und Förderin der Einsicht und der Sitte fast durchaus verabsäumt aufzusuchen. Er hat sich an die thörichte, sogenannte beste Gesellschaft geschmiegt, die schnappend nach Modenarrheiten hascht und sich am Strohhalme eines dürftigen Tagesbonmots von einer Mitternacht zur andern über dem Schmuzwasser ihres Lebens zu erhalten sucht. Wie sie adelsüchtig, leer, plump und verdrießlich ist, das wissen wir auch aus andern Reisebildern und aus so manchen neuesten englischen Romanen, die darein die Scene versetzen. Dem Verf. scheint sie nebenbei manchen kleinen Verdruß verursacht zu haben, und auch er macht sie uns daher zuwider und lächerlich zugleich. Aber Canning und Grey, ferner das Princip, dem die Kornscale nur einstweilen den Riegel vorschob, ja auch — der König (obgleich man auf Den in constitutionnellen Staaten keine Berufung geltendmachen soll), das sind die „wacker-minirenden Maulwürfe", die schon unter allen Punkten des exclusiven englischen Gesellschaftsaales ihren drohend beschwörenden Ruf gegen die Modedespoten vernehmen lassen, und, trotz der einströmenden Morgenluft, werden diese Geister sich lang fassen, wenn sie einmal heraufdrangen.

Der Auszug aus einem aristokratischen Artikel der „Literary gazette" enthält nicht des Autors Gedanken, und ist nicht uns, sondern der Dame zur Strafe abgedruckt, daher wir den Briefsteller nicht zu widerlegen brauchen.

Noch einen Scheideblick, furchtlos wollender, naturthatkräftiger, humorvoller Erzbösewicht Punch!

Der vierte und letzte Theil enthält die brieflichen Mittheilungen über des Verfassers fortgesetzten Aufenthalt in London, mehre Ausflüge aufs Land und in einige englische Städte, worauf denn, der Zeit nach, die Reise durch Irland und Wales folgt, die aber in den beiden ersten Theilen vorausgegeben ward.

In seiner Sprache bleibt der Verfasser der angenommenen Manier treu, und wenn wir so frei waren dies unausgesetzte Einmischen ausländischer Brocken im vor. Stücke, entschuldigend mit dem gleichmäßigen Spicken eines Hasen zu vergleichen, so müssen wir hinzufügen, daß er aus allzu freigebiger Hand hier zuweilen ganz ungenießbare Klumpen von Fremdwörtern in sein sonst so wohlausgebilde-

tes Deutsch einzieht. So kommen z. B. Seite 373 auf die ersten 22 Zeilen ganzer 19 Fremdwörter; so kann doch, bei aller Nachlässigkeit der vertrauten Mittheilung, Keinem der Schnabel seiner Feder natürlich gewachsen sein, sondern man muß sich mühen, dergleichen zu machen. Lächerlich wird die schwächliche Hingebung seiner Sprache an das ihn gerade umgebende Geplauder, wenn er englische Wörter deutsch braucht und beugt, die dadurch einen ganz andern Sinn erhalten. So heißt to become bekanntlich auch: kleiden, anstehen; und er redet nun frischweg davon, ob ein Anzug bekommend sei? Wohl zu speisen!

Auch in der Schreibart taucht in diesem vierten Theil viel häufiger als früher gesuchtes Wesen und Manier auf; es ist das Jagen nach Gegensätzen in den beschriebenen Gegenständen. Dem an sich würdigsten, anziehendsten folgt gar sehr häufig schnell abbrechend das allergewöhnlichste, leichtsinnigste, ohne daß (wie sich doch vom Verf. wohl erwarten ließe) ein ächter und einigermaßen anhaltender Aufschwung des Geistes durch das erste erzeugt würde. So spricht man in einem Kreise innerlich abgelebter, seelen-durchwaschener und leicht verdrießlicher Herren und Frauen, aber so läßt man nicht für die Oeffentlichkeit drucken, wenn man sich wegen des häufigen Gebrauchs jener Folie nicht dem Verdacht aussetzen will, als verkehre man mit gläsernen Steinen.

Es ist zu bedauern, daß dem Verf. sein Tagebuch in London verbrannte, und zugleich gesteht er selbst ein, daß sein langer Aufenthalt daselbst ihm unnütz erschienen. Echt dramatisch läßt er daher öfters den Leser Leere der Mittheilungen und Langweile mitempfinden, wie er selbst sie empfunden. Durch einen großen Theil des Buches ziehen die Erzählungen: ich bin auf einem langweiligen Balle gewesen, und die von uninteressanten Liebeleien. Diese zu lesen, ist so hohl wie das Ansehen des Essens auf dem Theater; sonderbar ist's aber, daß man, wenn sonst die Zunge gehörig cultivirt ward, die Beschreibung von guten Gerichten nicht ungern lieset, gewöhnliche Liebelei dagegen (wenn man sonst ein Freund dieses Artikels ist) nur beim Sehen einiges Interesse behält.

Indessen finden sich auch einige hervorragende Stellen im Buche, und der Verf. pflichtet der Theorie bei, daß Liebe sich nur an hervorragende Züge hefte. So erwirbt Liebe, was er zusammengenommen über Canning sagt. Geistreich ist die Charakteristik des high life, des vornehmen Gesellschaftstones in London. Uns fällt dabei das alte Lustspiel „High life below stairs“ ein (Die vornehme Welt im Kellergeschoß), wo Bediente die Ungezogenheiten ihrer Herren und Frauen trefflich nachahmen und die gesunde Bemerkung vorkommt: Was müssen das für Sitten sein, die ein Bedienter so täuschend nachäffen kann! Ahnenden Geistes sieht der Verf. durch die auch damals schon besprochene Reform, das Ungethüm der englischen Gesellschaft bedroht aber zugleich auch die Herrlichkeit der politischen Kraft. Freilich wird die Aristokratie der Geburt leiden, aber man hat immer gesehen, daß beim Pflanzer das Wegwerfen der hölzernen Pfähle ein Zeichen selbständiger Stärke des Baumes ist. — Die Ausflüge nach York, nach dem Seegestade, den Ruinen der Abteien zu Whitby, Fountains-Abbey reißen den Verf. glücklich aus der Abgespanntheit, die er in seinem Auszuge aus dem Buche über Nervenkranke so wohl charakterisirt. Hübsch ist die Antwort des erboßten Arztes auf endlose Klagen einer eingebildet kranken Dame und die beschließende Frage: darf ich heute nach der Oper Austern verzehren? „Ja, Schalen und Alles!“ Ein Anderer bat bekanntlich die endlos klagende Patientin, ihre Zunge so lange ausgestreckt zu halten, bis er fort wäre. Ein Dritter pflegt während der Operation, die seine Ohren aushalten müssen, auf die Straße zu guken, indem er „ich weiß“ spricht, um, nach schnell verschriebener Mixtur aus Zucker und Citronensäure, wieder das Weite zu suchen. Unsere ärztlichen Leser kennen diese Noth, und den Ausspruch des Mephistopheles über Damenkrankheiten. — Wir schließen, indem wir unter Anderm noch auf die schätzbaren Beiträge zur englischen peinlichen Rechtspflege aufmerksam machen, die wirklich verdienen, dem Blumenstrauße angeheftet zu werden, den Feuerbach von Entscheidungen der Jurys band. Und dennoch —!!!

48.

Atar Gull, par *Eugène Sue*. Paris, 1831.

Bereits das erste Werk *) des jungen Verf. erregte in Frankreich großes Aufsehen, als der glänzende Versuch eines ungewöhnlichen Talentes. Insbesondere freute man sich jener Präcision, Eleganz und Correctheit des Styls, jener vollendeten Ausführung der Details, ohne welche selbst die größten Gemälde matt, unbestimmt und wirkungslos bleiben, und die leider in den neuern Zeiten von den zuviel schreibenden Lieblingsautoren des Publicums nur allzu sehr vernachlässigt werden. Vergleicht man „Atar Gull“ mit seinem Vorgänger „Plik und Plok“, so steht jenes Werk diesem insofern nach, als darin häufige Vernachlässigungen des Styls und Unwahrscheinlichkeit der dramatischen Hülfsmittel auf offenbare Eile der Ausführung deuten, allein es behauptet vor demselben in Bezug auf Erfindung und Charakteristik einen unendlichen, stralenden Vorzug. In „Atar Gull“ waltet eine bei weitem kräftigere und schöpferischere Phantasie, ein größerer Reichthum starker Gedanken als in „Plik und Plok“, der Plan ist besser, der Zweck höher und bestimmter. Negerhandel und Sklaverei, — dies ist die schreckliche Muse, welche dem Verf. seinen neuesten Roman eingegeben hat, ihr Vipernhauch belebt seine Gemälde auf eine furchtbare Weise, ganz jener entsetzlichen Wirklichkeit gemäß, von deren Dasein jedes Blatt der Journale aus den Colonien ein unabweisliches und betrübendes Zeugniß ablegt. Der Verf. ist der Meinung, ein Seeroman dürfe der Einheit entbehren, und der philosophische Gedanke, oder die historische Thatsache, die ihn durchzieht, sei ein hinreichendes Band, um Personen und Begebenheiten aneinanderzuknüpfen. Es mag sein, daß diese Idee einer literarischen Ketzerei gleich sieht, aber ihr Erfinder hat sie durch sein Beispiel auf eine herrliche Art sanctionnirt. Das Interesse mindert sich während der Lecture des „Atar Gull“ keinen Augenblick, obschon die Aufmerksamkeit zwischen vier Hauptpersonen getheilt wird, die alle ihren eigen-

*) „Plik und Plok“, worüber wir in Nr. 102 d. Bl. f. 1831 berichteten. D. Red.

thümlichen Charakter voll der frappantesten Originalität haben. Zuerst Benoit, ein ehrlicher Kaufmann von sanften Sitten und gemüthlichem Benehmen, guter Vater, liebevoller Gatte, trefflicher Freund, wohlthätig, unfähig irgend Jemand mit Willen ein Leid zuzufügen, jeden unerlaubten Gewinn verabscheuend, und sich eher dem Ruin aussetzend, als einen Wechselbrief nicht pünktlich am Verfallstage zu bezahlen. Und womit treibt dieser Ehrenmann Handel? Mit Ebenholz, wie die Neger in der Kunstsprache der Sklavenhändler heißen, das er an der Küste von Afrika holt und nach den Antillen hinüberschifft. Nur kurze Zeit noch will er dieses beschwerliche Handwerk treiben; noch einige Seereisen, und er wird sich zur Ruhe setzen, um das reinste Glück im Schoße seiner Familie und der Freundschaft zu genießen. Auch seine diesmalige Fahrt hat den Anschein ganz glücklich ablaufen zu wollen, obschon ein Sturm das Schiff entmastet hatte und sein Steuermann umgekommen war, denn durch Hülfe eines Mäklers zwischen den afrikanischen Horden und den „Ebenholzhändlern" wird seine Brigg wieder in segelfertigen Stand gesetzt, und mit 32 Negern, 19 Negerinnen und 11 Negerkindern aus dem Stamme der Namaquis, deren ehemalige Lüstelei nach Menschenfleisch noch nicht ganz erloschen ist, befrachtet. Des guten Handels froh, segelt der ehrenwerthe Benoit getrost von der afrikanischen Küste fort, aber ein Raubschiff, befehligt von dem Grafen Brulart von ...., bemächtigt sich seines Fahrzeuges. Brulart ist die zweite Hauptperson des Drama. Zwar sind die Begebenheiten, welche ihn in diese raub- und mordbefleckte Laufbahn geworfen haben, ebenso unwahrscheinlich, als sie den guten Geschmack beleitigen. Allein seine Beschwerden gegen das menschliche Geschlecht einmal zugegeben, muß man gestehen, daß Brulart auf seinem unheilvollen und verwegenen Schiffe eine große, schreckliche Gestalt ist. Die Schöpfung dieses Charakters ist ganz das Werk des Verf., er hat denselben mit blutigen Farben, die wir wiederzugeben nicht vermögen, kühn und entsetzlich gemalt. Dieses Leben, gleichsam in zwei Existenzen getheilt, — davon die eine ein monstruöser Traum, ein erstickender Alp zu sein scheint, aber leidige Wirklichkeit ist, die andere dagegen durch das verführerische Gift des Opiums hervorgebracht wird, und allen Schein der Realität, voll bezaubernden Erscheinungen und lieblicher Abenteuer hat — ist so eigen, so bizarr, daß die Analyse unzureichend, Citate dagegen zu lang sein würden. Benoit's schöne Brigg, seine Neger werden von Brulart confiscirt, und der gute Mann selbst in Folge eines glücklichen Einfalls des Piraten, jener nach weißem Fleisch lüsternen Negerhorde ausgeliefert, von der seine Ladung erhandelt worden war. Es läßt sich denken, welches Schicksal den armen Benoit traf. Unter jener Ladung befindet sich Atar Gull, die dritte Hauptperson des Dramas, ein schöner, junger Neger, in der Vollkraft afrikanischer Energie und mit der ganzen scharfen Intelligenz eines Wilden ausgerüstet. Von Brulart — der, im Vorbeigehen sei es gesagt, seinen Sohn am Galgen findet — auf alle Weise gequält, concentrirt er auf ihn, und später auf den Plantagenbesitzer, dem er in Jamaica verkauft wird, allen Haß, den er den Weißen geschworen hat. Die Befriedigung seiner Rache dient den nun folgenden Ereignissen zum Bande. Jener Plantagenbesitzer, Namens Will, ist der vierte originelle Charakter in diesem Roman. Er gilt für einen Philanthropen und wird von seinen Nachbarn einer zu großen Nachsicht gegen seine Sklaven beschuldigt. Nichtsdestoweniger findet er es zweckdienlicher, sich eines alten Negers, der nicht mehr arbeiten kann, mithin für ihn ein unproductives Capital geworden ist, zu entledigen, als ihn zu ernähren. Er beschuldigt ihn eines Verbrechens, stellt falsche Zeugen an und der arme Schelm wird gehenkt. Am Galgen erkennt Atar Gull in dem Leichnam des Ermordeten seinen Vater. Atar Gull heftet sich nun mit einer Geduld ohne Beispiel an Will, erträgt lächelnd jede Züchtigung, erfüllt pünktlich jeden Auftrag und gewinnt so die Liebe seines Herrn. Die Tochter, der Schwiegersohn, die Gattin des Plantagenbesitzers sterben vor seinen Augen, der Tod rafft seine Neger und Hausthiere hinweg, Feuersbrünste zerstören seine Besitzungen; fast ein Bettler siedelt Will nach Frankreich über, immer in Begleitung des treuen Atar Gull, der längst freigelassen, sein Freund, sein Sohn, sein Wohlthäter geworden war, denn in Paris ernährt die Arbeit des Negers den vormals so reichen und glücklichen Plantagenbesitzer, nun arm und auf dem Sterbebette. Als der Arzt, der wol die Krankheit zu beurtheilen versteht, aber nichts von ihren geheimen Ursachen weiß, erklärt, daß der Patient nicht mehr lange zu leben habe, wird Atar Gull wüthend, und droht, ihn zu tödten, wenn er seinen Herrn sterben ließe. Indeß hat der arme Will, der durch sein schreckliches Unglück die Sprache verloren, von Atar Gull selbst erfahren, welche Schlange sich an seine Fersen geheftet, welche Hand ihm seine Familie und seine Güter geraubt habe. Endlich erlöst ihn der Tod von seinem Leiden und von dem Ungeheuer, das ihn in seinen Klauen hielt. Atar Gull wird Christ, und von Allen, die ihn und seinen Herrn gekannt hatten, verehrt, erhält er den großen Preis, den der edle Monthyon zur Belohnung der Tugend gestiftet hatte. — Wie schrecklich auch diese Geschichte an sich ist, und wie manche Unwahrscheinlichkeiten in dieselbe verwoben sind, so bleibt doch die Entwickelung der vier Charaktere des Sklavenhändlers, Piraten, Plantagenbesitzers und Negersklaven ein psychologisches Meisterwerk, wie wenige Romane es aufzuweisen haben. *) 47.

*) Aus diesem Grunde wird die Verlagshandlung d. Bl. den Roman „Atar Gull" in einer sorgfältigen Uebersetzung dem deutschen Publicum vorlegen. D. Red.

Verfassungsurkunde für das Großherzogthum Baden. Eigenhändig von den Mitgliedern der zweiten Kammer des Landtags von 1831 geschrieben und durch den Ueberdruck als Facsimile vervielfältigt, zur Leseübung verschiedener Handschriften, für badische Schulen. Karlsruhe, 1831. Querquart.

Wir erwähnen dieses Unternehmens nur deshalb, weil es von dem warmen Interesse an der Verfassung Zeugniß ablegt. Es war ein guter Gedanke des Unternehmers, sich die Handschriften der Kammermitglieder zu verschaffen, nichts Besseres konnte gewählt werden als die Verfassungsurkunde, durch deren Verleihung sich der Großherzog Karl ein ewiges Denkmal gesetzt, und um deren Erweckung aus dem wahren Todtenschlummer sich die zweite Kammer von 1831 das dauerndste Verdienst erworben hat.

Die badische Charte hat 83 §., ein oder zwei §. sind immer von einem Deputirten geschrieben; es fehlen die Handschriften von drei Deputirten, darunter die des Staatsrath Winter, als Abgeordneten des Landamtes Karlsruhe.

Das von dem Verleger schön ausgestattete Heft wird eine angenehme Erinnerung an den eben beschlossenen Landtag bilden. Lobenswerth ist es auch, daß dem Verleger kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, dem Titel beizusetzen; Leseübung für badische Schulen. Es ist uns die Zeit noch gar wohl erinnerlich, wo man so etwas nicht hätte schreiben dürfen, ohne in einen politischen Hexenproceß verwickelt zu werden. Und noch jetzt mag sich gewiß Mancher, in der Erinnerung an die dahingegangenen bessern Zeiten, darüber ärgern, daß die „Revolutionsmänner" sich alle Mühe geben, der zarten Jugend „das Gift bürgerlicher Freiheit" einzuimpfen. Wir betrachten das Werkchen lediglich von der politischen Seite. Unwillkürlich führt uns das auf die Betrachtung der Verfassungsurkunde selbst; das Vorwort dazu ist ein gar trefflicher Beweis des fürstlichen Sinnes, der den Großherzog Karl beseelte. In diesem Vorworte heißt es nämlich: „Als Wir bereits im Jahr 1816 Unsern Unterthanen wiederholt bekanntmachten, dem Großherzogthume eine landständische Verfassung geben zu wollen, so hegten Wir den Wunsch und die Hoffnung, daß sämmtliche Bundesglieder über eine unabänderliche wesentliche Grundlage

dieser allen deutschen Völkern zugesicherten Einrichtung übereinkommen und nur in Entwickelung der aufgestellten Grundsätze ein jeder einzelne Staat seinen besondern Bedürfnissen, mit Rücksicht auf bestehende Verhältnisse folgen möchte. Da sich jedoch nach den letzten über diesen Gegenstand bei dem Bundestage abgelegten Abstimmungen der Zeitpunkt noch nicht bestimmt voraussehen läßt, in welchem die Gestaltung der ständischen Verfassung einen Gegenstand gemeinschaftlicher Berathungen bilden dürfte, so sehen Wir Uns nunmehr veranlaßt, die Unsern Unterthanen gegebene Zusicherung auf die Art und Weise in Erfüllung zu setzen, wie sie Unserer innern freien und festen Ueberzeugung entspricht. Von dem aufrichtigsten Wunsche durchdrungen, die Bande des Vertrauens zwischen Uns und Unserm Volke immer fester zu knüpfen, und auf dem Wege, den Wir hierdurch bahnen, alle Unsere Staatseinrichtungen zu einer höhern Vollkommenheit zu bringen, haben Wir nachstehende Verfassungsurkunde gegeben, und versprechen feierlich für Uns und Unsere Nachfolger (!!!) sie treulich und gewissenhaft zu halten und halten zu lassen." Es liegt in diesen Worten eine Fülle von — von — wie nennens nur die Hrn. Absolutisten —? von Schwindelgeist, Demagogie, Unzufriedenheit mit dem Bundestage. Man sieht doch nun die Möglichkeit, daß selbst Fürsten Ideen haben können, wie sie Welcker äußert. Welche ernste Mahnung liegt nicht in jenem Vorworte! War es einem Bundesfürsten möglich, ohne den Bundestag eine Charte zu geben, so ist es den andern auch möglich; ist die Charte ohne den Bundestag gegeben worden, so müssen und können auch alle Foderungen der Charte ohne ihn gegeben werden. Nur diese einzige Betrachtung wollte sich Ref. erlauben, indem er auf das Richtige gewisser Ausreden und Entschuldigungen hinwies.

Ref. freut sich dieses Unternehmens und wünscht, es möge in den Schulen Unterstützung finden. Die Verfassung selbst wird dann in den jugendlichen Gemüthern Wurzel schlagen, je mehr man sich vielleicht von einer gewissen Seite her Mühe gibt, die Wurzeln in den nicht mehr jugendlichen zu vertilgen. Denn gewiß, — wir sind noch so weit zurück, daß man sich in einem constitutionnellen Staate noch vertheidigen muß, constitutionnell gesinnt zu sein. 25.

Identität. Das Wort eines deutschen freien Mannes. Jena, Frommann. 1831. 8. 8 Gr.

Wer der deutschen Literatur seit dem verhängnißvollen Sommer 1830 nur mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist — wird nicht in Abrede stellen können, daß es auch in Deutschland nicht an Federn gebricht, welche sich mit Lust auf das politische Gefilde wagen; aber leider sind die meisten derartigen deutschen Producte, da sie der zeitigenden Sonne der Preßfreiheit und eines öffentlichen Volkslebens entbehren, nur tauben Nüssen oder Kartenhäusern zu vergleichen, denen der innere Kern oder die Haltbarkeit und der praktische Gebrauch abgeht. Unter den vielen theils oberflächlichen, theils abgeschmackten deutschen politischen Broschüren hat aber kaum eine unsere Heiterkeit in einem höhern Grade erregt, als obige „Identität". Der Titel ist sehr glücklich und wohlmeinend gewählt — denn es werden ihn wahrscheinlich nur die Schüler des göttinger Philosophen Krause verstehen und wenig andere Leute durch ihn verlockt werden, die paar Groschen für das Büchelchen auszugeben. Ein vortrefflicher Aushängeschild ist „das Wort eines deutschen freien Mannes"; aber leider schon etwas in Miscredit, da wir wissen, daß sich Barone, Freiherren darunter maskiren, indem diese noch zur Zeit in der angeborenen Meinung stehen, daß Freiheit (in ihrem Sinne, nämlich Steuerfreiheit, Militairfreiheit, Rechtsfreiheit) ihr alleiniges und wohlerworbenes Erbtheil sei. Unser Freiherr, wie wir den Verf. bezeichnen wollen, „will den Frieden störenden Momenten, welche er am politischen Horizonte, besonders im Süden (sollte wol heißen Westen, denn im Süden Deutschlands liegt das niedergetretene und niedergehaltene Italien) beobachtet, mit seiner Identität entgegenarbeiten" und widmet seine zu Tage geförderten Gedanken „allen biedern Deutschen, welche gegen die tumultuarischen Störungen der gegenwärtigen Zeit gerechten Unwillen hegen". Es hat dem Freiherrn nicht gefallen sich näher über die respectiven Störungen zu erklären; aber sehr wahrscheinlich meint er darunter nicht blos die Straßentumulte in einigen deutschen Städten, sondern den weltgeschichtlichen Gang der politischen Angelegenheiten seit den drei glorreichen Juliustagen, die allerdings allen deutschen Freiherren einen großen Schrecken eingejagt und sie in der eifrigen Verfolgung ihrer aristokratischen und absolutistischen Zwecke gestört haben. Ueber die „Identität" weiter viele Worte zu verlieren, ist ganz unnöthig; es ist ein abgeschmacktes, unreifes, lächerliches Ding, eine Schülerarbeit, wo mit großer Gedankenlosigkeit und noch größerer Dreistigkeit über die höchsten Interessen des deutschen Volkes in einer unklaren und unbeholfenen Sprache gehandelt wird. Düngerertrag, Wasserabzugsgraben, Verkoppelung (letztere gegen die gesunde Vernunft und reiche Erfahrungen anpreisend) paradiren neben den Kanzelvorträgen, den Gemeindebacköfen, Straßenerleuchtungen und dem deutschen Bundestage in Frankfurt. Ein wahres Potpourri; und von welchem Geschmack, mag folgende Probe zeigen. Unter den Befugnissen des deutschen Bundestags zu Frankfurt am Main nämlich, welche dazu geeignet zu sein scheinen, dem deutschen Reiche Einheit, Festigkeit und dauerndes Glück einer großen Nation zu verschaffen, führt der geniale Verf. S. 57, §. 3, unter Andern an: „In Beziehung der Feldmusik möchte die monotonische Trommel und Querpfeife abgeschafft werden können, da solche dem Gehör unmöglich wohlklingen kann und solcher unzarte Lärm dem commandirenden Offizier den Mund stopft, da er nicht verstanden werden kann und es doch möglich, daß im lärmenden Trommelschlag und quäkenden Flöten etwas geboten oder verboten werden kann." O he jam satis. 45.

Notiz.

Wer hat das Stricken erfunden?

Nach der gewöhnlichen Angabe William Lee, Mitglied des St.-John Collegiums zu Cambridge im Jahre 1598. Von ihm erzählt die Sage, daß er eine junge Engländerin geliebt habe. Weil diese bei seinem Besuche mehr auf ihr Strickzeug als auf seine Anträge geachtet hätte, habe er gesucht eine Maschine zu erfinden, welche das Stricken erleichtern und beschleunigen könnte, damit seine Geliebte alsdann seiner Unterhaltung ein geneigteres Ohr schenken möchte. „Erfinderisch", bemerkt Hofr. Beckmann bei dieser Gelegenheit („Beiträge z. Gesch. der Erfind.", V, 194), „macht die Liebe freilich, aber eine Maschine von so künstlicher Zusammensetzung und wunderbarer Wirkung scheint ein längeres und ruhigeres Nachsinnen und mehr Verstand, mehr Zeit und Geduld zu fodern, als heftig Verliebte zu haben pflegen."

Eine andere Erzählung berichtet, daß ein Student von Oxford so unbesonnen gewesen sei, zu früh ohne Geld und ohne Amt zu heirathen. Die junge Frau habe zwar das Nothdürftigste durch Stricken verdient, weil dies aber, wie sich Beckmann sehr zart ausdrückt, bei den natürlichen Folgen der Liebe unzulänglich zu werden gedroht hätte, so habe der Mann auf eine Maschine gesonnen, mit welcher das Stricken schneller und also mit mehr Gewinn geschehen könnte, dies sei ihm gelungen und er sei dadurch ein reicher Mann geworden. „Sollte diese Erzählung wahr sein", sagt Beckmann, „so müßte man gestehen, daß diese unzeitige Heirath eher ein Geniestreich heißen könnte, als die Dummheiten und Uebelthaten, welche jetzt oft mit diesem Namen entschuldigt werden." Ob der selige Beckmann zu diesen harten Ausdrücken durch schlimme Erfahrungen im eignen Ehestande (denn verheirathet war er) sich veranlaßt gefunden habe, ist uns nicht bekannt. 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

′Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1832.

Malcolm. Eine norwegische Novelle von Henrich Steffens. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1831. 8. 4 Thlr.

Die Ankündigung einer neuen Novelle von Steffens mußte den zahlreichen Freunden des mächtigen Denkers und Dichters um so willkommener und anlockender sein, da sie, auf dem Titel als eine „norwegische" sich bezeichnend, dadurch eine sich anschließende Fortsetzung jener frühern, zum großen Theil aus heimathlichen und persönlichen Erinnerungen hervorgegangenen Novellencyclen verheißen zu wollen schien, welche eine nicht geringe Seite ihres Interesses dem autobiographischen, auf die gewaltig fesselnde Individualität ihres Verfassers zurückzuführenden Element verdanken, das sie, nach seinem eignen neuerdings darüber abgelegten Geständniß, enthalten. Jeder Dichter hat eine gewisse Heimath der Gedanken und Bilder, aus deren Umkreis er sich in seinem Schaffen nicht gern entfernt, auf deren Boden alle Gestalten, die er entwirft, wie naturgemäß wurzeln und aufwachsen, zu der er selbst unvermerkt von allen Umwegen und Ausflügen der Phantasie doch immer wieder wie zu seinem Anknüpfungspunkt zurückkehrt. Bei Steffens trifft diese innere Dichterheimath zugleich mit der äußern nationalen auf eine interessante Weise zusammen, und die eigenthümliche Heimath seiner Poesie ist zugleich die Heimath seines nordischen Vaterlandes, dem wir ihn dann auch immer, wenn er als Dichter Gestalten zu bilden sucht, zugewendet sehen. In dieser neuerschienenen Novelle ist jedoch der heimathliche Norden, welcher in jenen frühern formverwandten Dichtungen als geistiger Ausgang und Endziel aller Verhältnisse dazustehen schien, mehr nur als angestammte Localität und gewohnter Grund und Boden hingestellt, auf dem sich vereinzelte und allgemein poetische Schicksale und Ereignisse entwickeln sollen, ohne daß das sich sonst bei dem Verf. durchziehende Thema der vielbedeutenden Berührung nordischer Individuen mit deutscher Bildung hier als hauptsächlich angeschlagen wäre, wenn es auch im Einzelnen hier und da flüchtig wieder durchklingt. Hinsichtlich ihrer großartigen und umfassenden Tendenz stehen sowol die „Familien Walseth und Leith" als die „Vier Norweger" unübertroffen und unerreicht über der neuen Novelle „Malcolm", welche mit den frühern in dieser Beziehung nicht zu vergleichen ist, wie viel Verwandtschaft, ja Muttermaalähnlichkeit sie auch sonst in Manier und Gesinnung mit ihnen hat. Das völkerthümliche, in den ganzen europäischen Culturzustand tiefeingreifende Interesse, welches in den beiden genannten Novellencyclen gewissermaßen vom Standpunkt des nordischen Lebens aus in daran sich anschließenden vielseitigen Gestaltungen gesehen wird, vertritt im „Malcolm" der mehr provinzielle Stoff einer norwegischen Familiensage, deren grauenhafter, dämonischer Inhalt wie ein lähmendes Medusenhaupt nur hingezeichnet erscheint, um alles Lebensbehagen, das im Dasein aufkommen möchte, zu vernichten, denn so nächtlich und unheimlich ist der Gegenstand dieser Novelle, daß er zwar dem Verf. auf dem Gebiete, auf welchem er Meister ist, hinlänglich Gelegenheit gegeben, alle jene finstern Gespenster aus den verwirrungsvollsten Abgründen der Menschenbrust durch die Zauberworte seines eigenthümlichen psychologischen Talents wiederhervorzulocken und den ganzen metaphysischen Schauder des Daseins in festen Musterbildern an das Tageslicht hinzubannen, daß er es ihm aber zu gleicher Zeit unmöglich gemacht hat, seine Leser mit jenem befriedigenden, nicht nur wahrhaft poetischen, sondern auch wahrhaft menschlichen Eindruck zu entlassen, ohne den kein Gedicht sich an uns wagen sollte. Denn wozu soll uns ein Gedicht, welches mit dem speculativen Grausen, das uns auf der Nachtseite unserer Natur bedroht, vergiftet ist, und das die Giftblüte einer in sich verlorenen Innerlichkeit erst lange wie eine schöne, seltsame Blume hegt und pflegt und großwerden läßt, um sie dann mit dem trostlosen Gefühl, daß eine so üppigblühende Pflanze nur aus Todeskeimen wucherte, wieder zu zerpflücken und die zerrissenen Blätter zum Kranz für einen Wahnsinnigen, der sich lächelnd damit schmückt, zusammenzuwinden? Eine solche Stimmung ruft Steffens' „Malcolm" in uns wach, weil es der Dichter ohne Zweifel zu sehr verabsäumt hat, auch die heitern und harmlosen Theile seines Stoffes in freundlicher Ausführlichkeit und klarer Anschaulichkeit anzubauen und auszubilden, woran er ein versöhnendes Gleichgewicht zu dem jetzt überwiegend hervorgetretenen negativen Inhalt des düstern Bildes hätte gewinnen können. Aber dies hängt auch mit der Sicherheit und siegreichen Kraft zusammen, in welcher sich der Verf. fühlt, wenn er den metaphysischen Nachtgrund des Lebens zu enthüllen und

für das innerste Entsetzen Worte zu finden unternimmt, indem er dann mit bewundernswürdiger Kühnheit das Unheimlichste in Gestalten ausführt und ausmalt, welchen zwar meist schon die Voraussetzung vorhergeht, daß sie negative Bilder seien, die aber für die Wunden, die sie manchem Leser dennoch durch ihre nackte Negativität schlagen werden, weder Trost noch Beruhigung mitsichführen, denn sie regen die gefährlichen Elemente im menschlichen Wesen auf, welche nicht Jeder durch sich selbst wieder zu bewältigen versteht, wenn der Dichter selbst seinen versöhnenden Einfluß dabei zu üben unterlassen hat.

Den Stoff dieser Novelle wiederzugeben, muß dem Kritiker ebenso schwer sein, als es dem Leser wird, ihn in der Darstellung klar zu übersehen, denn diese ist leider, nach des Verf. durchaus nicht zu rechtfertigender Manier, wieder so unendlich zerstückelt und zersplittert, daß, möchten wir sagen, ein Lesetalent dazu gehört, um in diesem Labyrinth von unaufhörlichen Kreuz- und Querzügen der Ereignisse, Episoden, Einschiebseln in den Episoden, Recapitulationen aus der Vergangenheit und Vorwegnahmen aus der Zukunft den Faden der Ariadne zu erhaschen, an dem man sich wohlbehalten durch alle diese Fährlichkeiten zu dem sichern Endziel des Ganzen hindurchleiten könne. Aber wir fürchten, der Faden wird selbst manchem Leselustigen vor der Zeit gerissen sein, oder es wird wenigstens nach überstandener Geduldprobe an Behagen gefehlt haben, das auf so wunderliche Weise Zusammengesetzte noch einmal zu überblicken und das wirklich Treffliche darin mit liebender Empfänglichkeit sich anzueignen. Die Darstellung gleicht eigentlich einer consequenten Durchführung jener grammatischen Figur, welche man ein Hysteron-Proteron zu nennen pflegt, denn was voranstehen sollte, zieht regelmäßig jedes Mal hintennach, und fast der ganze zweite Theil der Novelle hätte, wenigstens nach unserer Ansicht von künstlerischer Construction, die Stelle des ersten Theiles einnehmen müssen, weil dieser, der erste, in vereinzelten Skizzen nur die hors-d'oeuvres des ganzen Stoffes und Dasjenige enthält, was nur als partielle Folge, flüchtige Nachwirkung und meist zufälliges Nebenwerk der im zweiten Theile nachträglich entwickelten Hauptverhältnisse verstanden werden kann. Erst das in Spannung begriffene Leben der Scene auszumalen und dann auf einem Ruhepunkte des Gedichts erzählungsweise die Motive nachfolgen zu lassen, kann zwar allerdings in vielen Fällen von großer Wirkung und echtkünstlerischer Berechnung gemäß sein, aber dies, wie Steffens thut, als stereotype Form der Darstellung und gewissermaßen als ein durchgehendes Gesetz zu beobachten, muß das Interesse nicht nur ermüden und abspannen, sondern auch an sich selbst meistentheils mislingen, um so mehr, wenn der Dichter gerade bei solchen Partien statt der dazu erfoderlichen Geschicklichkeit und Beweglichkeit nicht selten nur seine praktische Unbeholfenheit im Ordnen hervortreten läßt. So stellt er in dieser Novelle Nebensachen in den Vordergrund und malt sie mit vielem Behagen und vieler Klarheit aus, während er dagegen die Hauptsachen und eigentlichen Träger des Ganzen in den Hintergrund schiebt, um sie entweder darin skizzenhaft zerfließen oder als längst vergangene Gestalten aus demselben wieder auftauchen zu lassen, wenn der Leser bereits die Stimmung dazu verloren hat, sich in den vielfach zerstreuten Zusammenhang ihres Schicksals noch nachträglich hineinzuversetzen.

Der Stoff des Gedichtes beruht auf einer grauenhaften norwegischen Sage von der Ermordung einer Schar schottischer Krieger, welche von dem kühnen Zuge, mit dem der Schotte Sinclair, von dem Schwedenkönig Karl IX. im Jahre 1610 mit 900 Mann geworben, durch das norwegische Gebirge in Schweden einzudringen gesucht hatte, übriggeblieben war. Sinclair's Schar war von 300 Norwegern bei Kringelen gänzlich bis auf 60 Schotten geschlagen worden, denen man das Leben schenkte und sie auf den Höfen vertheilt hielt; aber überdrüssig der Last, schleppte man endlich die Gefangenen zusammen und tödtete sie. Ein Mädchen aus der norwegischen Familie Heggelund hatte es versucht, einen der Schotten, einen Malcolm, den sie liebte und von dem sie bereits eine Frucht der geheimen Verbindung unter dem Herzen trug, bei sich zu verbergen; doch er ward entdeckt und in ihren Armen von einem Heggelund getödtet. Mit einem Fluch, den sie über ihren Stamm ergossen, flieht sie die Heimath, und nach Schweden gelangt, soll sie dort einen Sohn für die Rache an ihrem Geschlecht erzogen haben. Dieser Stamm der Malcolm breitete sich in einer wildabgelegenen Grenzgegend von Enkel zu Urenkel in nicht geringer Anzahl allmälig immer weiter aus, und von den Aeltermüttern, welche die anererbte Familienrache als ein dämonisches Vermächtniß des Geschlechts bewahren, angefeuert, pflegt die mannhafte Jugend oft in abenteuerlichen Zügen nach Norwegen hinüberzuziehen, um an den dort wohnhaften Heggelunds durch Unheil aller Art die angestammte Rachepflicht auszuüben. Aus diesem berüchtigten Geschlechte, das im Verlauf von zwei Jahrhunderten allmälig einen immer entarteteren Charakter annahm und zu den Verworfensten des Landes gezählt wurde, stammte auch Malcolm, der Held unserer Dichtung, obwol er nicht aus seiner Mitte hervorgegangen, sondern schon durch seinen Vater, den ein günstiges Schicksal bereits als Kind in ein anderes Lebenselement verpflanzt hatte, dem Boden jener finstern Herkunft entzogen worden war. Wir sehen ihn auf der höchsten Stufe menschlicher Bildung, geistiger Größe und als Liebling des Glücks dastehen, das ihn auf der glänzenden Laufbahn, die er im Staatsdienst betreten, zu einem immer höhern Gipfel emporhebt und ihn auch durch die Gaben persönlicher Liebenswürdigkeit und Hoheit, mit denen er geschmückt ist, zu dem allgemein gefeierten und bewunderten Favoriten seiner Umgebung macht. Die innern Gänge eines solchen Charakters, der, vom Gefühl seiner eignen Größe trunken und taumelnd, in seinem geistigen Hochmuth sich so überhebt und verblendet, daß er, widerstandslos durch die Meinung von seiner Unfehlbarkeit, in den Netzen sich fangen läßt, durch die ihn Neid und Verrath wieder in die Niedrigkeit und Verworfenheit seiner ursprünglichen

berüchtigten Stammesherkunft niederzuziehen suchen, sind vom Dichter vortrefflich entwickelt und, was sich bei solchen Aufgaben vorzugsweise von ihm erwarten ließ, mit einer hinreißenden psychologischen Wahrheit dargestellt. In der dialektischen Entfaltung dieses Charakters umfaßt sich zugleich der Stoff der Novelle in seinen Ausgangs- und Endpunkten. Malcolm's Reden und Monologe, in denen er sich über sich selbst, sein Leben und Streben ausspricht, sind gewaltig und titanenhaft der herausfodernden Gesinnung nach, welche sie ausdrücken; ihrer rhetorischen Form nach aber sehen sie, wie alle Reden und Gespräche, welche die Personen unsers Dichters bei irgend einem bewegten Gemüthsanlaß führen, der wohlbekannten und an sich allerdings so ausgezeichneten Manier Steffens'scher Beredtsamkeit so mahnend ähnlich, daß man dann überall eine Vorlesung von Steffens selbst zu hören glaubt. In einem dramatischen Gedicht würde es ganz unerträglich sein, wenn die darin auftretenden Personen auf diese Weise in der subjectiven Ausdruckseigenthümlichkeit des Verf. sich untergegangen zeigten, sodaß ihnen eine individuelle Färbung der Rede abgeht. Die Novellendichtung scheint dergleichen vielleicht eher ertragen zu können, doch wird man in den gelungensten Kunstwerken dieser Gattung von Tieck auch darin ein echtdramatisches Leben und Bewegen wahrnehmen und jeder Persönlichkeit der sich entwickelnden Charaktere auch ihrer eigenthümlichen Redeweise nach genügt sehen. — Aus Malcolm's geisteshochmüthigen Mittheilungen über sich selbst wollen wir zur nähern Andeutung dieses Charakters eine Stelle des Monologs hersetzen, welchen er gleich zu Anfange des zweiten Theiles auf jener anmuthig und phantasiereich geschilderten Landpartie im Kreise seiner Familie und Freunde hält: „Ist es mir unbekannt, daß geheime Feinde mich dicht umgeben? daß die Armseligen, die nur hassen können, mich zu vernichten suchen? daß ein finsteres, nächtliches Gewebe mich umschließt? Aber ich zersprenge das lockere Gewebe — und verachte ihre Künste; eine göttliche Zuversicht stärkt mich — und hier, jetzt, da das Bild zukünftiger Thätigkeit in großen, klaren Umrissen mir magisch winkt, prophetische Worte aus einer fernen Zeit mir entgegentönen, sehe ich das Gewürm sich zu meinen Füßen winden und lache ihrer ohnmächtigen Wuth. — Ob ich mich ein Gott dünke — allen Zufällen des Lebens entronnen? Muß ich nicht Nahrung genießen; ermatte ich nicht; weiß ich nicht, daß der Keim der Krankheit in mich gesäet ist und jeden Augenblick die schaffende Kraft lähmen kann? Umgibt mich nicht eine Natur, deren innersten Gesetzen ich unterworfen bin? Wölbt sich nicht der Himmel über mir, mit seinen Gestirnen in ihren Bahnen? Manche Nacht blicke ich in den unendlichen, dunkeln Raum und erhebe mich über die Lichter, wo die unermeßlichsten Entfernungen ihre Bedeutung verlieren — und vergehe vor dem Hauche des Ewigen, das uns Alle trägt. Aber dann eben, dann, wenn ich mich ganz hingebe, keimt erst leise, unmerklich, bald aber immer mächtiger die Gestalt, meine eigne innerste, in ihrem geheimen Bunde mit den ewigen Mächten, dann begreife ich, was jener erhabene Glaube an eine verborgene Verwandtschaft mit dem All bedeutet; dann trete ich aus der Mitte der unendlichen Sternenwelt, ihr Sohn und Abgesandter hervor, und was die geängstigten Knechte fremder Gesetze zerschmettert, lähmt, vernichtet, das erhebt mich — und Natur und Geschichte sind mir verbrüdert. Daß ich sterbe — ich fürchte den Tod nicht: was in mir lebt, ist mächtiger als der Tod, und was ich schaffe, überlebt mich."

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Hausmann's Gemäldesammlung in Hanover.

Bekanntlich sind die schönen Künste in dem Lande an der Leine und Ihme etwas zu kurz gekommen, und vor allen die bildenden, die sich immer nur da angesiedelt haben, wo einerseits Religion und Staatsleben Gegenstände der Verewigung darboten, andererseits reger Volksverkehr, blühende Industrie, Wohlstand der Bürger oder Geschmack und Luxus der Großen der beschwingten Phantasie die Mittel darbieten „die Natur in der Natur zu mehren" und ihre lebensvollen Eindrücke in verklärten Bildern zurückzugeben. Selbst die Residenz des geräumigen hanöverischen Reichs hat an öffentlichen Kunstwerken nichts aufzuweisen, was die Aufmerksamkeit des Fremden einigermaßen aufsichziehen könnte. Um so größere Aufmerksamkeit verdient es, daß der Kunstsinn eines wohlhabenden Bürgers inmitten dieser breiten Kunststeppe eine grünende Oase geschaffen hat, welche täglich mehr emporblüht und nicht blos als Sammlung ausländischer Zierpflanzen mit kalter Bewunderung angeschaut wird, sondern auch schon auf die einheimische Landescultur den gedeihlichsten Einfluß zu äußern beginnt. Wir sprechen nämlich von der trefflichen Gemäldesammlung des Hrn. B. Hausmann in Hanover. Dieser durch Kunstsinn und industrielle Thätigkeit ausgezeichnete Bürger (Bruder des berühmten Mineralogen und Technologen in Göttingen) fing im J. 1812 an mit großem Eifer Oelbilder zu sammeln. Glückliche Umstände begünstigten seine Absicht; dahin gehörte die Verschleuderung eines Theils der Galerien von Salzdahlum und anderer Schlösser während der französisch-westfälischen Zeit, und der Verkauf des Nachlasses des Reichspropsts Grafen von Beroldingen in Hildesheim. Den Grund zu ihrer größern Ausbreitung erhielt diese Sammlung aber im J. 1818 durch den Verkauf der ausgezeichneten gräflich Wallmoden'schen Galerie, zu deren Gründung selbst Männer wie Winckelmann, Bartolozzi, Strange beigetragen hatten. Herr Hausmann verdankt dieser Galerie seine schönsten italienischen und niederländischen Meisterwerke. Schon im J. 1822 ward seine Sammlung von dem bekannten Kunstkenner Herrn Bar. v. Rumohr im stuttgarter „Kunstblatte" rühmlich erwähnt. Aber seit dieser Zeit ist sie nicht nur fortdauernd durch Ankäufe (aus der v. Hacke'schen, v. Laffert'schen und aus mehren Privatsammlungen) bedeutend vermehrt worden, sondern sie hat auch eine ihrer würdige, dem Geschmacke ihres Gründers Ehre machende Aufstellung empfangen. In diesem trefflichen Zustande ist sie nun durch die Liberalität des Besitzers Einheimischen und Fremden zugänglich, und ihre Benutzung hat auf den Kunstsinn, besonders unter den jüngern Leuten in Hanover, einen so bemerkbaren Einfluß geäußert, daß sich schon — und zwar ohne alle öffentliche Unterstützung — eine Art von Akademie daselbst gebildet hat, in welcher nach dem lebenden Modell unter abwechselnder Leitung dreier Künstler gezeichnet und modellirt wird. Für ihre mannichfaltige Benutzung hatte der Sammler schon dadurch hingewirkt, daß er in ihr einen kleinen Abriß der mannichfachen Kunstbestrebungen in ihren verschiedenen Perioden aufzustellen suchte, geeignet sowol zur Nachahmung aufzufodern, als durch Erinnerungen zu warnen. Und so muß man gestehen, daß in dieser, jetzt 280 Oelbilder zählenden Sammlung kein einziges ohne, wenigstens historischen, Kunstwerth zu finden ist.

Ueber diese ausgezeichnete Sammlung hat nun jetzt Herr

Hausmann bei Vieweg in Braunschweig ein Verzeichniß drucken lassen, das von Geschmack und Kenntniß des Sammlers das sprechendste Zeugniß ablegt. Dem Schreiber dieses ist kein Gemäldekatalog einer irgend bedeutenden Privatsammlung bekannt, welcher mit so viel Umsicht, Kenntniß und unbefangenem Urtheil wie dieser abgefaßt ist. In der Vorrede zu diesem 143 Seiten enthaltenden Verzeichniß erklärt sich der Verf. sehr unbefangen über die Schwierigkeiten, welche die Abfassung eines solchen Katalogs hat, besonders wenn dieselbe von dem Besitzer selbst ausgeht; aber die sichtbare Genauigkeit, mit welcher derselbe bei Aufsuchung der Meister verfahren, bürgt für die Treue und Ehrlichkeit, mit welcher er zu Werke gegangen. Auch das hat dieser Katalog vor vielen andern voraus, daß er einestheils die historischen Angaben über die Sammlungen, in welchen die beschriebenen Gemälde sich früher befanden, nicht vernachlässigt, vielmehr die Geschichte der einzelnen Bilder so weit als möglich verfolgt hat, anderntheils nicht von übertriebenem Lobe oder sentimentalen Ergießungen über Künstlergefühle überfließt, wenngleich der Hr. Verf. nicht unterlassen hat, am rechten Orte auf die wahren Schönheiten seines reichen Kunstbesitzes aufmerksam zu machen. Auch die Monogrammen sind gehörig beachtet und das Zollmaß, nach dem pariser Fuß berechnet, beigefügt worden.

Den Inhalt der Sammlung selbst betreffend, so führt Ref. nur ein paar Bilder an, deren Anschauung ihm seit seinem Besuche in Hanover vorzüglich in der Erinnerung geblieben ist. Hierher gehört gleich das erste Bild, und höchst wahrscheinlich die Krone der Sammlung (früher in der Wallmoden'schen Galerie enthalten), nämlich die Liebeserklärung von Giorgione, in halben Figuren auf Holz mit aller Wärme des Colorits gemalt, die dem venetianischen Meister eigen ist. Ein Mädchen von reizender Milde im Gesicht hält eine Laute im Arm; ein Mann, ihr gegenübersitzend, ist mit ihr in traulichem Gespräche begriffen und scheint ihre Antwort zu erwarten. Schwerlich möchte es neben dem Bilde der Galerie in Pommersfelden noch ein drittes Bild dieses Ranges von jenem Meister in Deutschland geben. Ferner ein Votivbild von Palmavecchio, mit einer heiligen Familie, voll des zartesten Ausdruckes. Dann zogen zwei große charakteristische Portraits des Marco d'Oggiommo (nämlich die Brustbilder der Herzöge von Mailand: Lodovico Sforza und Giov. Galeazzo Mar. Sforza), welche, den Nachforschungen des Sammlers zufolge, früher an einem Altare der von Lodovico erbauten Kirche S.-Maria delle grazie in Mailand befindlich gewesen sind, die Aufmerksamkeit des Beschauers, zugleich auch in historischer Hinsicht auf sich. Von den Niederländern (besonders einer meisterhaften Herbstlandschaft von Berghem, zwei Stücken von Ruisdael x.) wäre viel zu sprechen, wenn man den Leser nicht ermüden wollte. Auch die deutsche Schule hat Beiträge zu dieser schönen Sammlung geliefert; aber was hier vorzüglich herausgehoben zu werden verdient, ist, daß Hr. Hausmann den ersten und zwar äußerst glücklichen Versuch gemacht hat, altniedersächsische Bilder zu sammeln. Er stellt über die altniedersächsische Schule S. 126 die Vermuthung auf, daß sie zunächst ihre Ausbildung den alten Niederländern — van Eyk und ihren Nachfolgern — verdanke, mit deren Weise sie auch ungleich mehr Aehnlichkeit habe, als mit der der alten oberdeutschen Meister. Eine bedeutende Eigenthümlichkeit können wir ihnen aber nicht zueignen. Wir finden hier eine Altartafel mit zwei Thüren, welche sich früher in der Capelle des ehemaligen Schlosses Calenberg befand (eine heilige Familie mit den Bildnissen der Donatarien, der Herzogin Katharina von Sachsen und dem Herzog Erich nebst Begleitern; auf den Thüren mehre Heilige); zwei Altarthüren von dem Hauptaltare der St.-Paulikirche in Hildesheim (Maria in verschiedenen Situationen dargestellt); desgleichen eine Altartafel aus der Kreuzkirche in Hanover; den Marienaltar der St.-Alexanderstiftskirche in Einbeck, dessen bemalte Thüren einige Figuren von angenehmem Ausdruck enthalten, und die Thüren eines Marienaltars, gemalt von dem einzig bekannten Maler der einbecker Schule, Hans Raphon oder Raphun 1503 (vgl. Fiorillo's „Gesch. d. zeichn. K.", II, 37). Sind auch die Formen zum Theil noch roh, die Farben grell, so zeigt sich doch auch hier das Streben nach Kraft und inniger Bedeutsamkeit als Hauptzug der deutschen Kunst. Nach allem Diesen wird es einleuchten, wie der kunstsinnige Verf. dieses Verzeichnisses ebensowol die ältere Geschichte als auch das künftige Fortschreiten der Kunst seines Vaterlandes mit seiner Sammlung im Auge hat. Möge der Erfolg seiner Bemühungen ihn in stets zunehmendem Maße belohnen und erfreuen. 49.

Notizen.

Der Gourg und der Bouley.

Diese beiden Bäche bilden eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen Frankreichs. Sie entquellen eine halbe Meile von Souillac *) den zwei entgegengesetzten Seiten eines Berges, und fallen dann in das Flüßchen Boreze. Der Bouley ergießt sich aus einer Grotte von neun Fuß Tiefe, durch zwei Oeffnungen. Nach häufigen Regen wirft er zwei Wasserstralen aus, die mit dem Horizont einen Winkel von 25 Grad bilden. Dem Ausbruche geht stets ein Geräusch voraus, welches stark genug ist, um auf dem Gipfel des Berges deutlich gehört zu werden. Das Wasser strömt mit einer Art von Gezisch dahin, überschwemmt das Thal, entwurzelt Bäume und richtet beträchtliche Verwüstungen an. Wenn das Regenwetter anhält, oder in den an das Departement du Lot angrenzenden Strichen des Departements der Correze große Wassermassen niederstürzen, so scheint die Quelle des Bouley fast versiegt zu sein, alsbald aber steigt der Gourg und ergießt sich mit solcher Gewalt, daß in sehr kurzer Zeit das ganze Thal eine einzige Wasserfläche bildet. Der Ausbruch des Gourg wird stets durch eine Art von Wallen, das man auf der Oberfläche bemerkt, angekündigt, worauf sich nach wenigen Augenblicken ein senkrechter Wasserstral von zwölf Fuß Höhe und drei im Durchmesser erhebt. Kaum hat diese Fontaine zu spielen aufgehört, als der Bouley seine Gewässer zum zweiten Mal mit derselben Heftigkeit ausspeit. Die beiden Quellen erschöpfen sich endlich, und die Bäche kehren in ihr gewöhnliches Bett zurück. Die Zeit ihrer Ausströmung und ihres Aussetzens hat nichts Bestimmtes. Zuweilen wirft der Bouley seine Wasserstralen mehre Stunden hindurch, zuweilen auch während drei, vier bis fünf Tage aus. Der heftige Ausbruch des Gourg währt drei, sieben, selbst zehn Stunden, ja im Jahre 1783 wüthete er sogar 17 Stunden lang. Der Bouley ergießt sich mehre Male des Jahres zu gewissen Epochen. Seine Ausbrüche wechseln mit denen des Gourg, aber zu Zeiten ist an diesem kein Steigen der Gewässer zu bemerken, während der Bouley sehr angewachsen ist; nur geht der Ausbruch des letztern immer voran und begleitet den des erstern. Diese Naturerscheinung, so merkwürdig sie auch ist, wird von den Bewohnern und Grundbesitzern jener Gegend mit schelem Auge angesehen, und man hofft durch eine Combination von artesischen Brunnen den häufigen Verwüstungen dieser Gewässer Grenzen zu setzen. Bis jetzt ist aber der Versuch dazu nicht gemacht worden. („Statistique du département du Lot, ouvrage couronné par l'académie des sciences, par M. J. A. Delpon." Paris, 1831.)

Breite des Sunds.

Da der Sund im Winter von 1829—30 ganz mit Eis bedeckt war, so unternahm man es, die Breite dieser Meerenge genau zu messen, welche Operation in den letzten 40 Jahren nie hatte stattfinden können. Die Messung wurde am 31. December 1829 und 2. Januar 1830 vorgenommen und gab zum Resultate 4390 Metres **) als die größte, und 3954 Metres als die geringste Breite. 12.

*) Departement du Lot.

**) Ein Metre ist der zehnmillionste Theil des Quadranten vom Meridian, und enthält ungefähr 3 Schuh 11½ Linie Länge.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1832.

Malcolm. Eine norwegische Novelle von Henrich Steffens. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Die edelste Blüte, die sich in einem solchen Gemüth zu erschließen begonnen, unterliegt aber auf die entsetzlichste Weise den dämonischen Mächten des Lebens, welche von Innen und Außen vernichtend auf Malcolm's Glück und Streben eindringen. Von verrätherischen Freunden umstrickt, wird er in ein Gewebe von Lügen und Arglist hineingezogen, das er, ungeachtet seiner so hoch angeschlagenen Kraft, nicht mehr um sich zu zerreißen vermag, und die äußere Lüge der Verhältnisse, von der er sich umsponnen sieht, verwandelt sich in ihm, dem Verzweifelnden, bald in die innere Lüge der Gesinnung, die ihm von Innen heraus das Verderben vollendet. Durch einen beispiellosen Freundesbetrug, der für das Interesse eines Gedichts fast zu grell und abstoßend wirkt, muß Malcolm in seiner Gattentreue, in seiner Staatsdienerehre und in Allem, was ihm heilig und werthvoll war, das stolze Gebäude seines Glücks rettungslos wankend werden sehen. Vor der Meinung der Welt als ein Verworfener blosgegeben, wird er bald, nach der gewohnten Dialektik des bösen Princips, mit dem Bewußtsein seiner Verworfenheit vertraut, und so erscheint er dem Staate gegenüber wirklich als ein Anführer aufrührerischer Schaaren in Norwegen, zu revolutionnairen Unternehmungen ausziehend, deren er bisher nur durch eine verleumderische Anklage ungerechterweise angeschuldigt worden war. Der Dichter hat hier jene Aufstände in Norwegen benutzt, welche im Jahre 1814 den Zeitpunkt der Vereinigung beider Reiche, Norwegen und Schweden, bezeichnen, aber die historischen Verhältnisse sind in der Darstellung keineswegs klar herausgetreten und bleiben für den Leser lange verwirrt und zweideutig in ihrer Beziehung. Auf diesem Wendepunkte seines Schicksals nun erblicken wir Malcolm zugleich durch ein wunderbar-grauenhaftes Verhängniß in einer wiedererneuerten Gemeinschaft mit den ursprünglichen Stammesgenossen seiner berüchtigten Familie, zu der ihn die Tücke der feindlichen Freunde von seiner erstiegenen Höhe zurückgedrängt, wie sehr er auch immer diese Nacht seiner Herkunft, in der er eine finstere Entscheidung seines Daseins zu ahnen schien, zu berühren gescheut hatte. Anna, die Aeltermutter des Stammes und Malcolm's eigne Großmutter, ist eine sehr originell gezeichnete Gestalt, und sowol das frühere geheime Verhältniß ihres Enkels zu ihr als auch die wiederangeknüpfte Gemeinschaft desselben mit dem Stamme bieten in vieler Hinsicht neue und interessante Partien der Darstellung, wie auch überhaupt die ganze Ausführung aller dahin gehörigen Scenen von der reichsten Phantasie und Romantik getragen wird. Fast unfreiwillig scheint jetzt Malcolm dem innern Lügengespenste zu folgen, das ihn nun auch für die, zum Kreise seiner revolutionnairen Unternehmungen sonst gar nicht gehörige, aber durch das finstere Princip seines Familienursprungs gebotene Rache an den Nachkommen der Heggelunds entflammt, und so geht er, einst der edelste der Menschen, schadenfroh darauf ein, dem alten Heggelund seine Tochter gewaltsam rauben zu lassen. Dies wird zwar vom Dichter noch durch äußerliche Verhältnisse anderweitig vermittelt, indem Heggelund durch eine geltendgemachte Schuldfoderung Malcolm von seinem Besitz vertrieben, aber das eigentliche Motiv der That wächst hier doch aus dem Abgrund eines in wahnsinniger Selbstzerstörung begriffenen Seelenzustandes heraus. So ist auch das Verhältniß Malcolm's zu seiner Gattin noch ein solches von Außen hinzutretendes Motiv, welches den in seinem Innern wachsenden Keim des Verderbens bedingt, denn an ihrer Treue und vermeintlichen Untreue wendet sich sein Schicksal, sodaß er, als er sie, dem abscheulichsten Verrath glaubend, schuldig wähnt, nun unaufhaltsam auf der Heldenlaufbahn des bösen Princips fortstürzt; aber da, wo ihm das Bild ihrer unbefleckt gebliebenen Reinheit und Treue durch den Betrug, der es verborgen hatte, wiederentgegenglänzt, hält er plötzlich inne, wie von seinem bessern Engel gerufen, und sagt sich los von dem Verbrechen, indem er sich der strafenden Gerechtigkeit überliefert, die sein wildes unglückliches Leben auf dem Schaffot verbluten läßt. So hat der Dichter immer zu den innern Motiven einer psychologischen Selbstvernichtung noch äußere der bedingenden Wirklichkeit hinzuzuerfinden gesucht, um, wie es scheint, das metaphysische Grauen eines blos von Innen heraus sich entfaltenden, durch den Wahnsinn der sich übernehmenden menschlichen Natur erzeugten Unterganges zu mildern, und dies mit Recht, denn das Interesse einer Dichtung als solcher verträgt allerdings jene blos me-

taphysischen Entwickelungen nicht, und will diese überall durch Bilder vermittelt wissen. Trefflich aber hat der Verf. diese innern und äußern Wendepunkte im Schicksale seines Helden zusammengefaßt und in dieser Gegenseitigkeit darzustellen verstanden. Jene Scene, wo Malcolm unerkannt in der Kirche erscheint und einer Predigt seines Freundes Bredahl beiwohnt, die sein erwachendes Bewußtsein mit aller Macht des religiösen Wortes trifft, gehört ebenfalls mit zu den gelungensten, wenn wir und die Leser es auch sonst wol nicht gern haben sollten, in einer Novelle Predigten mitgetheilt zu sehen, aber die hier zu einer solchen Wirkung benutzte ist zu den Verhältnissen in einen so passenden Zusammenhang gesetzt und gibt dem Dichter zu einer so ergreifenden und mit der herrlichsten Plastik ausgeführten Situation in der Kirche Anlaß, daß wir sie aus dem Ganzen nicht missen möchten.

Der Verf. läßt nun seine Dichtung bereits mit den Folgen und daran herumliegenden Verhältnissen beginnen, welche sich auf die Rache Malcolm's an Heggelund beziehen, und diesen Vordergrund der Novelle, der gleichwol nur als Endresultat vielfach verschlungener und weitläufiger Voraussetzungen bestehen kann, malt er so ausführlich und behaglich aus, daß der Leser den ganzen ersten Theil hindurch die Tendenz des Ganzen noch nicht zu ahnen vermag, sondern in der Richtung des Interesses unaufhörlich schwankt und irregeleitet wird. In einer augenblicklichen Zerstreuung, die noch bei der Correctur der Druckbogen hätte wieder gutgemacht werden können, nennt sogar der Verf. in diesem ersten Theil einmal Storm, den Verlobten der Tochter Heggelund's, den H e l d e n der Erzählung, und dies, wie manches Andere, trägt dazu bei, den Wirrwarr der Darstellung immer seltsamer zu machen. Storm, ein edler norwegischer Jüngling von ansprechend gezeichneter Gestalt, ist sonst allerdings eine Hauptfigur in der Dichtung, schon insofern er es eigentlich ist, der die Fäden des Zusammenhanges der Ereignisse theils für die Betheiligten selbst, theils dann auch für den nach Klarheit verlangenden Leser aneinanderknüpft, indem er schon während seines Aufenthalts in Deutschland, wo er als preußischer Offizier während der Befreiungskriege Dienste genommen, Gelegenheit gehabt, in das Schicksal der damals daselbst verweilenden Gattin Malcolm's bedeutend einzugreifen, was er in einer im ersten Theil eingelegten Episode zur unentbehrlichen Vervollständigung des Ganzen, aber an einer Stelle, wo die Verhältnisse Malcolm's selbst noch dunkel und unaufgeklärt geblieben sind, aus der Vergangenheit wiedererzählt. Storm ist zugleich eine der Gestalten, welche, wenn auch nur beiläufig, des Verfassers eigenthümliches Thema von der Berührung nordischer und deutscher Bildung wiederklingen, aber weil diese Richtung an ihm nicht als absichtlicher Punkt der Darstellung heraustreten soll, erscheint sie nur als flüchtiger Nachhall der früher vom Verfasser gegebenen ausführlichen Darstellungen dieser Art. Unter den andern Figuren der Dichtung sind Thorgren und Sinclair, die beiden verrätherischen Freunde Malcolm's, zu wenig zu individuellen Gestalten geworden, was ihre Existenz und ihren so bedeutenden Antheil an der Katastrophe nur um so widerwärtiger und unerträglicher macht, da die schwarze That, welche sie verüben, ohne Zweifel ein psychologischer zusammenhängendes Motiv erhalten haben würde, wenn ihre Persönlichkeit deutlicher und genauer vom Dichter gefaßt worden wäre. Sinclair besonders producirt sich eigentlich blos in Reden und Gesprächen, die von einer hochtrabenden Lebensverzweiflung, welche sich philosophisch aufzuputzen weiß, taumeln und mit dem Nichtigen renommiren, indem es außer Napoleon, dessen eben erfolgten Sturz er beseufzt, nichts Verehrungswürdiges und Großes mehr für ihn in der Wirklichkeit zu geben scheint, sodaß er von diesem Standpunkte aus zu einer gewissen, wir möchten sagen, napoleonischen Philosophie gekommen ist, die allerdings manchem verworrenen Schreier unserer Tage eignet und welche in diesem Sinclair als Lebensansicht eines Alles um sich her vergiftenden Egoismus wirkt. Wollte der Verf. in diesem Sinne etwas Zeitgemäßes abspiegeln, so hätte Sinclair dazu gut dienen können, aber es mußte auch dann für seine Individualisirung mehr gethan werden. — Ein seltsamer Charakter ist Halling, der schwermüthige Freund Storm's, der aus einer an Wahnsinn anstreifenden Furcht vor dem Examen, das er als Jurist bestehen soll, lange in thatenlosen Träumen umherirrt und, ohne zu einem Ziele zu kommen, sich selbst und seine Braut um alle Freude des Daseins zu betrügen Gefahr läuft. Er äußert sich darüber unter Andern gegen Storm: „Wie es mir ist, was es mir unmöglich machte, mich der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, soll ich Dir sagen? — Vermag ichs, Dir es klar zu machen? — Wenn ein einzelner Gegenstand mich ergreift, dann versinke ich ganz in ihn; keine Mühe ist mir zu groß, keine Schwierigkeit schreckt mich ab, ja durch einen solchen Durchgangspunkt tritt mir wol die größere, tiefere Idee der Wissenschaft freundlich näher. Aber in einer öffentlichen Prüfung kenne ich keinen Gegenstand; die Wissenschaft selbst, wie sie sich in der Folge der Zeiten entwickelt hat und ihre ganze Vergangenheit insichträgt, wie sie lebendig, organisch in die Gesammtheit jeder geistigen Richtung hineingebildet ist, erdrückt mich. Die sonst befreundeten Lehrer — denke ich sie mir als solche, die lauter unbekannte Räthsel bewahren, die mich ängstigen sollen — erscheinen mir wie verwandelt. Ich soll jede Frage beantworten, die an mich gerichtet wird. — Wo habe ich die Sicherheit, auch nur eine beantworten zu können, wenn nicht die innerste Mitte der Wissenschaft, die freilich alle Räthsel löst, mich lebendig durchdringt." — Eine glückliche Idee ist es, daß Halling gerade durch den Proceß Malcolm's, zu dessen Führung er sich entschließt, aus den trübseligen Schlummer seiner Geisteskräfte erweckt wird, und daran gewissermaßen gesundet und zu einem werkthätigen Leben übergeht, indem er sich auch zu diesem Endzweck aufrafft, die dazu nothwendige Prüfung vorher zu bestehen. Während sonst in der Tragödie in den Sturz des Großen auch das Kleine und Schuldlose mithineingezogen zu wer-

den pflegt, erhebt sich hier in diesem Verhältniß auf dem Untergange einer großen Kraft die kleine zu einer selbständig werdenden Existenz, was einen interessanten Eindruck hervorbringt. Halling gehört sonst auch zu den vom Verf. gern gezeichneten Gestalten, welche ein gewisses unheimliches Colorit ansichtragen, das unversehens einmal in Wahnsinn übergeht oder zu dem grinsenden Lächeln annähernder Geistesverwirrung sich verzerrt. Es fehlt jedoch auch in dieser Novelle wieder nicht an Figuren, in welchen der wirkliche Wahnsinn zu psychologischen und physiologischen Bildern vom Verf. benutzt wird, wie z. B. in Silèn, der durch eine Verwundung am Kopfe verrückt wird, aber nachher bei einem Fall aus dem Wagen durch die Erschütterung sein vernünftiges Bewußtsein wiedergewinnt. Wenn die Einschaltung solcher, psychiatrischen Experimenten ähnlich sehender Darstellungen nicht zu absichtlich geschieht, wie es bei Silèn wol der Fall ist, so mögen wir sie an sich gar nicht tadeln, da sie unter einem paßlichen Rahmen genugsam poetisches Interesse gewähren können, um ihre Stelle in einem Gedichte wohl zu rechtfertigen. Mehr von Innen heraus und also psychologischer entwickelt sich der Wahnsinn bei Bertha, der frühern verlassenen Geliebten Malcolm's, wie sie überhaupt in der verderblichen Richtung, welche ihr Leben durch eine von Romanlecture verführte Phantasie und eine daraus entsprungene falsche Ansicht von der Liebe genommen, zu den interessantesten und eigenthümlichsten Charakteren der ganzen Dichtung gehört.

Wenn uns auch „Malcolm" im Einzelnen zu manchen Ausstellungen Anlaß gegeben, so können wir doch nicht anders als mit der freudigen Anerkennung des Ausgezeichneten schließen, worin auch dies Werk von Steffens mit den glänzendsten Hervorbringungen der Tagespoesie zu wetteifern vermag. Wäre zu der großartigen Fülle der Phantasie und des Geistes, womit die Novelle ausgestattet ist, auch noch der ordnende Verstand des Kunstwerkes überall gleicherweise thätig hinzugetreten, so würde der verehrte Verfasser unsere Literatur mit einer der bedeutendsten Dichtungen, welche sie aufzuweisen hätte, bereichert haben. Möge er aber fortfahren, uns ferner mit seinen so originellen Darstellungen zu beschenken! Er widerlegt dadurch zugleich auf das siegreichste die Meinung Derer, welche den dumpfen Glauben hegen, daß ihn die Frömmigkeit von der Kunst abgewandt und ihn deren Werth und Heiterkeit habe verkennen lassen. 38.

Die Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem atlantischen Ozean, von Joachim Lelewel. Aus dem Polnischen übersetzt. Mit einem Vorworte von Ritter. Nebst zwei Karten. Berlin, Schlesinger. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es ist gewiß dem Beobachter der Entwickelung des menschlichen Geistes eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß der durch den Einfluß des westlichen, namentlich des deutschen Europas in den slawischen Ländern ausgestreute Same geistiger Bildung seit Jahrzehenden so reife Früchte hervorzubringen beginnt, daß ihre Einsammlung auch dem Westeuropäer die Mühe reichlich lohnt, und daß ihm das geliehene Capital mit sehr guten Zinsen zurückgezahlt wird. Der Fleiß und Forschungsgeist slawischer Gelehrten hat sich aber nicht allein mit dem Anbau solcher Gebiete begnügt, welche die besondere Volksthümlichkeit ihm fast ausschließlich eröffnet, er hat sich nicht allein auf eine gründliche Erforschung der Geschichte, der Sprache und der Zustände des eignen Vaterlandes beschränkt, sondern er ist auch zu selbständigen und ergebnißreichen Untersuchungen auf solchen Gebieten fortgegangen, deren Bearbeitung fast seit Jahrhunderten den Fleiß und den Scharfsinn westeuropäischer Forscher beschäftigt hat. Als Beweis dafür können die Schriften eines Mannes gelten, welcher in der letzten Zeit eine kurze und unglückliche Berühmtheit in der politischen Welt erlangt hat, welchem aber die ihm zukommende Anerkennung in der gelehrten Welt nur deshalb noch nicht im gebührenden Maße auch außerhalb seines Vaterlandes zu Theil geworden ist, weil die im westlichen Europa noch immer seltene Kenntniß der polnischen Sprache die nähere Bekanntschaft mit seinen Schriften verhindert hat, nämlich Joachim Lelewel's. Schon im Jahre 1818 gab er „Forschungen über das Alterthum in Beziehung auf Geographie" (und zwar zunächst den wissenschaftlichen Theil) heraus, deren Werth dem Ref. zwar aus eigner Einsicht nicht bekannt ist, aber dadurch außer allen Zweifel gestellt wird, daß der verehrte Vorredner der vorliegenden Uebersetzung sich, jedoch vergeblich, bemühte, eine Uebertragung derselben in die deutsche Sprache zu Stande zu bringen. Um dem historischen Theile der Forschungen, welcher bei der Herausgabe des wissenschaftlichen als Fortsetzung desselben angekündigt wurde, nicht einen gar zu großen Umfang zu geben, beschloß Lelewel, diejenigen Resultate seiner Untersuchungen, welche mit den Ergebnissen früherer Forschungen anderer Gelehrten übereinstimmten, gar nicht, die wenig abweichenden nur möglichst abgekürzt, und allein die, welche auf neue und selbständige Ansicht und auf Abgeschlossenheit Anspruch machen können, ihrem ganzen Umfange nach in einzelnen Abhandlungen dem Drucke zu übergeben. Von solchen Ansichten ausgehend, fügte er noch während des Drucks des wissenschaftlichen Theils demselben eine historische Erläuterung der griechischen Entdeckungen und geographischen Kenntnisse aus den ersten Dichtern und Logographen bis zu den Perserkriegen, den Zeiten des Hanno, Himilko und Herodot bei, hing seiner Geschichte des alten Indiens einen kurzen Abriß von Hinterindien, China und Serika an und gab dann die vorliegenden Untersuchungen über die Kenntnisse, welche das Alterthum von den Ländern des atlantischen Meeres hatte, heraus. Nach einer natürlichen, völlig sachgemäßen Eintheilung zerfällt die Schrift in drei Abschnitte, indem zuerst die Gestade Europas, dann die Gestade Afrikas und endlich die Inseln der atlantischen Gewässer berücksichtigt werden; in den einzelnen Abschnitten werden erst die Kenntnisse der Karthager, dann der Griechen, endlich der Römer erörtert. Da wir in d. Bl. nicht den Raum in Anspruch nehmen können, welcher erforderlich sein würde, um dem Verf. in seinen Untersuchungen zu folgen oder auch nur die Resultate derselben herauszuheben und mit den gewöhnlichen Annahmen zu vergleichen, so begnügen wir uns damit, die Ansichten, von welchen er ausgegangen ist, und die Grundsätze, an welche er sich hält, kürzlich anzudeuten. Die Erörterung der karthagischen Entdeckungen bildet allerdings den Hauptzweck der Untersuchungen, indem aber die darüber sprechenden punischen Schriften meist von griechischen und römischen Schriftstellern wiedergegeben sind, welche, nur vom Compilationsgeiste geleitet, ungleichartige Theile in ein Ganzes zusammenfassen oder auf gut Glück unverstandene Worte aufgreifen, so muß nicht allein dem punischen Kern in ihren Berichten nachgespürt werden, sondern es müssen auch die Veränderungen und Verwechselungen, welche derselbe allmälig bei einer solchen Ueberlieferung erlitten hat, durch ein den Faden der Aufeinanderfolge festhaltendes Zerlegen der schriftlichen Denkmäler erörtert, und der Ursprung derselben in der Dichtung, in Fabeln, welche durch Gewöhnung an sie die Geltung der Wahrheit erlangten, in allmälig als begründet

aufgenommenen Hypothesen und in religiösen Vorstellungen aufgesucht werden. Indem aber diejenigen Gebilde, welche besonders der einfachen Wahrheit widersprachen, das Eigenthum sehr verschiedener Gegenden, selbst verschiedener Erdtheile wurden, so darf die Untersuchung sich nicht in einen bestimmten Raum einschließen, sondern sie muß stets den Gedanken festhalten, daß eine sichere Kenntniß des Einen Raums nur gewonnen werden kann durch die gleichzeitige Erforschung des ganzen Gebiets, von welchem jener Eine Raum ein Theil ist, und daß Sprachkenntniß und Wortverständniß allein bei solchen Forschungen nicht weit führt. Diese Grundsätze und Ansichten hat der Verf. nicht allein aufgestellt, sondern auch überall durchgeführt: ein sorgfältiger Fleiß hat ihm ein reiches, vollständiges Material geliefert, mit nicht geringem Scharfsinn hat er es geprüft und gesichtet, und seine Besonnenheit und Klarheit hat ihn vor den Abwegen bewahrt, auf welche solche Untersuchungen nur zu leicht hinführen, und ihm Resultate gegeben, welche so sicher sind, wie sie es unter den vorhandenen Bedingungen nur sein können. Der reiche und gediegene Inhalt dieser Schrift wird gewiß jeden Leser dem in der Vorrede ausgesprochenen Wunsche beistimmen lassen, daß die übrigen geographischen Arbeiten desselben Verfs. sehr bald auf ähnliche Weise den deutschen Gelehrten zugänglich gemacht werden mögen. Von den beiden der Uebersetzung beigegebenen Karten veranschaulicht die eine die Kenntniß und Vorstellung von der Erde zur Zeit des Aristoteles und der Züge Alexanders des Großen, die andere gibt eine Darstellung der griechischen und karthagischen Kenntniß vom Westen und von den atlantischen Gestaden zur Zeit der Blüte der karthagischen Macht im J. 400. 16.

Anekdoten aus dem polnischen Freiheitskriege.

Nach den Erzählungen von Augenzeugen aufgezeichnet.

Bereits war die Verschwörung in Warschau (Nov. 1830) ihrem Ausbruche nahe; bereits hatten sich die Patrioten des Beitritts der gesammten polnischen Armee zur Sache der Freiheit versichert; es wurden nur noch bange Zweifel darüber gehegt, welchen Entschluß das vierte Regiment fassen werde. Dies Regiment, seit vielen Jahren in Warschau garnisonirend, war immer von dem Großfürsten Cesarewitsch besonders ausgezeichnet worden und hatte sich mancher Begünstigungen vor den übrigen Truppen zu erfreuen gehabt. Von den Offizieren desselben waren nur einige jüngere Männer aus den untern Graden in die Verschwörung eingeweiht. Vereinte sich das vierte Regiment mit den Russen, so konnte leicht Alles mislingen. Um daher die Gesinnungen dieser tapfern Schar zu prüfen, hefteten die Patrioten in der Nacht vor dem 29. Nov. einen Zettel an die Thür der Caserne, folgenden Inhalts: „Das Vaterland rechnet auf den Beistand aller seiner Söhne; nur zweifelt es noch, was das vierte Regiment thun wird."

Das Papier wird gefunden und dem Obersten des Regiments (Boguslawski) gebracht; dieser beruft die sämmtlichen Offiziere zu sich, theilt ihnen den Inhalt des Blattes mit und hält eine kurze Rede an sie: Der soeben verlesene Aufruf scheine auf verbrecherische geheime Unternehmungen hinzudeuten; falls dergleichen, was Gott verhüten wolle! zum Ausbruch kämen, glaube er doch mit voller Sicherheit auf die Dankbarkeit und unwandelbare Ergebenheit der Herren Officiere gegen ihren erhabenen Wohlthäter, den Großfürsten Konstantin, rechnen zu dürfen.

Keine Antwort erfolgte; die Offiziere, obgleich, wie gesagt, nur wenige derselben wußten, was im Werke sei, verstanden doch den Wink ihrer verbündeten Kameraden, gleiche Vaterlandsliebe erfüllte ihre Herzen; keiner sprach ein Wort der Anhänglichkeit gegen den Großfürsten. Der erschrockene Oberst wagte nicht, die unheildrohende schwüle Stille durch neue Ermahnungen zu unterbrechen; er entließ die Versammelten.

Als am Abende des 29. Nov. entfernte Schüsse den Ausbruch der Revolution verkündigten und die Lärmtrommel gerührt wurde, stellte sich das vierte Regiment im Hofe seiner Caserne in Reih und Glied auf. Der Oberst stürzte herbei, trat in das Thor des Hofes, und indem er dasselbe mit ausgebreiteten Armen zu sperren suchte, rief er aus: „Nur über meine Leiche geht der Weg!" Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; obgleich jede Minute kostbar war, standen die Polen wie gelähmt da; keiner wollte sich mit dem Blute des schuldlosen Obersten beflecken. Nur einen Capitain verließ seine Geistesgegenwart nicht. Festen Schrittes trat er zu dem Obersten: „Mein Herr, zu solchen Theaterstreichen ist jetzt keine Zeit!" und mit kräftigem Arme schob er den Widerstrebenden sanft auf die Seite. Mit aufgepflanztem Bayonnet, unter fröhlichem Hurrah, drang das vierte Regiment jetzt durch den geöffneten Thorweg, den tapfern Junkern im ungleichen Kampfe gegen die russische Uebermacht Hülfe zu bringen.

Ein ähnlicher Vorgang fand bei dem Sappeurbataillon statt. Auch dieses versammelte sich auf den Lärmen der ersten Schüsse im Hofe seiner Caserne, um seinen Landsleuten zu Hülfe zu kommen. Der Oberst des Corps vertrat ihm den Ausweg und suchte sich Gehör zu verschaffen. Ein Offizier der Sappeurs ging auf ihn zu mit den Worten: „Schweigen Sie und lassen Sie uns gehen!" Als der Oberst sich weigerte, drückte Jener ein Pistol auf ihn ab, allein der Schuß versagte. Ohne ein Wort zu sprechen, sprang ein Gemeiner aus dem Gliede und reichte dem Offizier sein Gewehr mit aufgepflanztem Bayonnet. Diese Geberdensprache war verständlich genug; sie ließ über die Gesinnungen des Bataillons keinen Zweifel. Der Oberst entfloh und die Sappeurs vereinigten sich mit ihren kämpfenden Brüdern.

Hatte der Großfürst Konstantin auch die militairische Disciplin im polnischen Heere mit eiserner Hand geübt, hatte er auch durch unnöthige, oft ungerechte Strenge großen Mismuth erregt, so war doch unleugbar die unübertreffliche Präcision der Truppen in Ausführung der schwierigsten Manöver sein Werk und, wenn man will, sein Verdienst. Aus dem natürlichen Wohlgefallen aber, das jeder Schöpfer an seinen Schöpfungen hat, erklärt sich der auf den ersten Blick unbegreifliche Widerspruch, daß Konstantin, im russischen Heere gegen die Polen kämpfend, über die ersten Erfolge derselben seine aufrichtige Freude äußerte. „Da seht Ihr", sprach er mit Stolz zu seinen Landsleuten, „meine Schule! Und was werdet Ihr erst sagen, wenn einmal mein Liebling, das vierte Regiment, Euch gegenübersteht."

Er hatte wahr gesprochen. Das vierte Regiment war es, welches, von Chlopicki geführt, in der Schlacht bei Grochow das weltkundig gewordene Erlengehölz gegen sechs Mal erneuerte Angriffscolonnen der Russen sieghaft behauptete. Hier lagen die Leichen zu Bergen aufgethürmt; auf Einen Polen kamen immer zehn Russen. Seitdem waren der Ruhm und das Ansehen des vierten Regiments bei dem polnischen Heere fest gegründet. Fragte man einen Soldaten, welchem Corps der Preis der Tapferkeit zukomme? so nannte er gewiß zuerst diese Heldenschar, für sich und die Seinigen mit dem zweiten Platze zufrieden. In allen Gefechten war das Vierte voran; drei, vier Mal wurde es in blutigen Kämpfen, nach der Kriegssprache, vernichtet; aber Ruhm und Sieg blieben immer seinen Fahnen treu; tausend und aber tausend Freiwillige drängten sich herzu, die entstandenen Lücken auszufüllen; in kurzer Frist konnte die muthige Schar, vollzähliger als zuvor, dem Feinde wieder entgegentreten.

Ein Capitain vom vierten Regimente wurde als Courier zur Armee des Generals Rozycki in die Weiwodschaft Sandomir geschickt. Ein Offizier von diesem Corps begrüßte den unbekannten Waffenbruder: „Sie sind vom vierten Regiment? Ich wünsche Ihnen Glück dazu!" — „Freilich bin ich das", war die Antwort, „aber nur von der dritten Auflage." 60.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1832.

Neue Uebersetzungen der Göttlichen Komödie des Dante.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Die Hölle.

Dreiunddreißigster Gesang.

Den Mund erhub vom grausenvollen Essen
Der Sünder drauf und wischt' am Haar ihn rein
Des Haupts, das er von hinten angefressen.
Drauf fing er an: Soll ich die Wuth und Pein,
Die mich bei der Erinnrung schon durchflammen,
Noch eh' davon ich spreche, mir erneun?
Denn wenn aus meiner Worte Saat entstammen
Schmachfrüchte dem Verräther, den ich zehre,
Sieh sprechen dann und weinen mich zusammen.
Ich weiß nicht, wer du bist, noch vom Begehre,
Darum du kommst; doch scheinst du wahrhaft mir
Ein Bürger aus Florenz, wenn ich dich höre.
Ich war Graf Ugolino, sag' ich dir.
Prälat Ruggieri ist vor mir zu finden;
Hör' itzt, warum ich ihm so nahe hier.
Daß ich in Folge seiner schlauen Sünden,
Mich gläubig ihm vertrauend, ward gefangen
Und umgebracht, brauch' ich dir nicht zu künden.
Doch deß du noch nicht mochtest Kund' erlangen,
Das heißt, welch schaudervollen Tod ich fand,
Das hör', und sieh', ob Kränkung ich empfangen.
Ein schmales Fenster in des Käfichs Wand,
Der drauf den Namen Hungerthurm erhalten,
Dahin nach mir noch Mancher wird gesandt,
Gewährte mir bereits durch seine Spalten
Ein Dämmerlicht; da sollten sich die Wehen
Der Zukunft mir in bösem Traum entfalten.
Als Hirt und Lehrer schien er dazustehen
Und Wolf und Wölflein an den Berg zu hetzen,
Der Pisa wehret, Lucca zu erspähen.
Mit magern, gierigen und schnellen Betzen
Ließ Gualand, Lanfrank, Siegmund er vorauf
Dem Zuge ziehn, um Jenen nachzusetzen.
Matt schien der Vater mir nach kurzem Lauf
Gleichwie die Söhn', und in die Körper schlagen
Sah ich die Zähne jener Rüden Hauf'.
Als ich erwachet war noch vor dem Tagen,
Da hört' ich meine mitgefangnen Kleinen
Im Schlafe weinen und nach Brote fragen.
Hart wärst du, würde das nicht graus dir scheinen,
Wenn du bedenkst, wie mir dabei geschah;
Und weinst du nicht, was bringt dich dann zum Weinen?
Sie warn erwacht, und schon die Stunde nah,
Wo man die Speis' uns pflegte zuzuschicken,
Doch nach dem Traum sich keiner Guts versah.
Jetzt hör' ich unter uns das Schloß zudrücken
Der Thür am Schreckensthurm; da stieret' ich
Stumm ins Gesicht den Söhnen mit den Blicken.
Ich weinte nicht, also versteint' ich mich,
Sie weinten aber, und Anselmo fragte:
Du stierest, Vater, so! Was hast du? Sprich!
Darob ich doch nicht weint' und nichts auch sagte
Den ganzen Tag, bis auch die Nacht gewichen,
Und es dem Erdenrunde wieder tagte.
Und als sich auch ein matter Stral geschlichen
In unsre Schmerzensgruft, und ich gesehn
Vier Angesichter, die dem meinen glichen:
Nagt' ich mir beide Händ' in wilden Wehn;
Sie meinten, es gescheh' aus Hungers Leiden,
Und jeder war beflissen aufzustehn
Und sprach: Wir werden, Vater, minder leiden,
Wenn du uns essen willst; dies Fleisch und Bein
Gehört ja dir, du kannst uns auch entkleiden.
Zum Trost für sie sucht' ich nun still zu sein;
Zwei Tage ward darauf kein Laut vernommen.
Was schlangst du, harte Erd', uns nicht hinein?
Als nun des vierten Tages Schein erglommen,
Da fällt mein Gaddo vor mir hin, verzieht
Den Leib und ruft: Will keine Hülfe kommen?
Hier starb er; drauf, wie mich dein Auge sieht,
Sah ich, wie einzeln auch die drei erblaßten
Am fünft' und sechsten Tag, und war bemüht,
Schon blind, jedwede Leiche zu betasten;
Rief dann noch zween Tage die schon Todten,
Bis endlich mehr als Schmerz vermocht' das Fasten.
Drauf schielend, als er Solches uns entboten,
Packt' er den armen Schädel ohne Schonen
Mit Zähnen, die gleich Hundeshauern drohten.
O Pisa, Schandfleck Aller, die da wohnen
Im schönen Lande, wo das Si erklinget;
Wenn deine Nachbarn zaudern, dir zu lohnen,
Auf denn! Capraja und Gorgona, zwinget
Des Arno's Flut zur Umkehr, dämmet ihn!
Und Wellen, Alles, was dort wohnt, verschlinget!
Und wenn gefrevelt auch Graf Ugolin,
Weil er die festen Schlösser übergeben:
Wie konntst zur Strafe du die Söhn' auch ziehn?
Freisprechen mußte sie ihr junges Leben,
Uguccion und Brigata sammt dem Paar,
Die schon mein Lied genannt, du neues Theben!
Wir kamen nun zu einer andern Schar,
Die aufrecht nicht, nein, ganz hinab sich kehrend,
Entsetzenvoll in Eis gekleidet war,
Da selbst die Thräne hier der Thräne wehrend
Den Schmerz, der sich, gehindert, nicht ergießt,
Zurück nach innen drückt, die Angst vermehrend.

Das Wasser starret, das zuerst entfließt,
Sodaß es, einem Brillenglas zu gleichen,
Die Augenhöhle ganz und gar verschließt.
Ob von Empfindung auch ein jeglich Zeichen,
Sowie es pflegt bei Schwielen zu geschehen,
Vor Frost von meinem Antlitz mußte weichen:
So schien doch ein'ger Wind mich anzuwehen.
Drum ich: Was kann sich, Meister, hier bewegen?
Muß nicht hienieden jeder Hauch vergehen?
Die Frage, die du thust, sprach er dagegen,
Wird dir gar bald dein eigen Auge lösen,
Siehst du, warum sich hier die Lüfte regen.
Und eins der elenden unmeisten Wesen,
Ihr harten Geister, — also war der Schrei —
Daß dieser tiefste Platz euch ward erlesen.
Macht von dem harten Schleier mich doch frei,
Daß ich mein Herz der Schmerzen mag entbinden,
Bevor die Thräne sich vereist auf's neu! —
Sprich, wer du warst, willst du mich willig finden,
Rief ich, und werd' ich mich nicht hülfreich zeigen,
Mit Recht dann geh' ich zu den eis'gen Schlünden.
Ich, Alberich, so brach er schnell sein Schweigen,
Bot böse Frucht einst dar mit meiner Hand,
Und jetzt empfang' ich Datteln für die Feigen.
O, rief ich, bist du schon im Geisterland?
Und er: Vielleicht mag noch mein Leib dort wallen,
Davon ward mir hier unten nichts bekannt.
Denn Ptolomäa's Vorzug ist's vor allen,
Daß oft, eh' Atropos den Schnitt beliebt,
Die Seele hinstürzt schon in ihre Hallen.
Und wenn dir dies mehr guten Willen gibt,
Das Thräneneis mir vom Gesicht zu heben,
So hör' auch: Wenn Verrath der Geist geübt,
Wie ich, so wird sein Körper übergeben
Der Teufel einem, der darin verweilt,
So lang' ihm droben noch erlaubt zu leben;
Indeß die Seel' in dies Behältniß eilt;
Vielleicht lebt oben noch der Körper fort
Des Geists, der hinter mir im Frost schon weilt.
Du mußt es wissen, wenn du kommst von dort:
Branca von Oria ist's, er mußte sinken
Vor Jahren schon in diesen eis'gen Ort.
Wie Trug, sprach ich, will mich dein Wort bedünken,
Branca von Oria ist noch am Leben;
Man sieht ihn Kleider wechseln, essen, trinken.
Noch ehe zu der Höllenklauen Gräben,
Alda, wo siedendheißen Peches Wogen,
Sprach er, Herr Michel Zanche sich begeben,
Sind jetzt statt ihrer Teufel eingezogen
In sein' und in des Anverwandten Glieder,
Der mit ihm der Verrätherei gepflogen.
Jetzt löse mir das Band, ich flehe wieder,
Streck' aus die Hand. Doch mocht' ich es nicht wagen,
Dieweil Gefälligkeit hier nicht war bieder.
O Genueser, Menschen, ganz verschlagen
Von aller Sitt' und voll von jener Schande,
Wenn man euch aus der Welt doch könnte jagen!
Noch ärger, als den aus Romagna's Lande,
Fand ich hier wen von euch, den sein Verhalten
Im Geist schon badet in Kocytus Brande,
Und der im Leib noch oben scheint zu walten.

Erinnerungen an den preußischen Staatsminister, Freiherrn Karl von Stein, und seine Wünsche für Preußen. Mit seinem Bildniß. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Diese 112 Seiten enthalten keine Lebensbeschreibung, keine umständliche Darstellung der Umstände, unter welchen der verstorbene Staatsmann waltete, keine allseitige Prüfung seiner Wirksamkeit; aber eine lebendige und kräftige Erinnerung an Das, was derselbe beabsichtigte und was er vollbracht hat, zugleich ebendadurch eine dringende Mahnung, das angefangene schöne Werk zu vollenden, das ins Stocken gerathen ist. Man kann unbedingt sagen, daß kein Minister in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren so viel geschaffen und so mächtige Reformen eingeführt hat als Stein, und unter Verhältnissen, wo die Gewalt und der Argwohn des Eroberers ihn umlagerten, und der größte Theil des geretteten Staates noch von dessen Truppen besetzt gehalten wurde. Daher mußte der größere Theil der neuen Einrichtungen und Verordnungen nur auf das eigentliche Preußen beschränkt werden, weil in Schlesien, den Marken und Pommern die Macht zu ihrer Einführung fehlte. „Vergleicht man aber die unter Stein's Wirken für die drei zurückgegebenen Provinzen verliehenen Gesetze mit denen, welche unter Hardenberg für den gesammten Staat zu Stande kamen, so finden wir in den erstern die Grundlage der letztern. Stein bereitete vor, Hardenberg vollendete." Doch rühren noch von Stein drei allgemeine Gesetze her, welche der Verf. mit Recht als die Urquellen der ganzen Umgestaltung heraushebt, die das Staatsleben Preußens seit 1807 erlebt hat. Es sind dies das Edict vom 9. Oktober 1807, wodurch alle Erbunterthänigkeit aufgehoben und der freie Verkehr mit allem Grundeigenthum eingeführt wurde; die Städteordnung vom 19. Nov. 1808; und das Gesetz vom 26. Dez. 1808, wodurch die ganze Landesverwaltung neu organisirt und der bisherige Wirrwarr in derselben aufgelöst wurde. Unser Verf. übergeht, was etwa in diesen beiden letztern Gesetzen als zu voreilig und übertrieben angefochten werden könnte. Die Städteordnung hat das anerkannte Gebrechen, die vollziehende Gewalt in ihrem Dasein abhängig von der Repräsentation der Demokratie zu machen, und von dem guten Willen und Eifer der auserwählten Bürger zu viel zu erwarten. Die Geschichte hat im Königreiche Polen im Großen gezeigt, daß ein solcher Organismus keinen Bestand hat, und in den ältern Verfassungen der deutschen Städte, daß man sich verrechnet, wenn man auf die Dauer darauf rechnet, die Mühen der Verwaltung und der Controle mit Lust und Eifer übernommen zu sehen. Ebenso war die Einführung ständischer Repräsentanten in die Regierungen als stimmfähiger Mitglieder ein Amalgama zu heterogener Bestandtheile, als daß es zusammenhalten konnte. Allein die Absicht, welche Stein dabei hatte, war lobenswerth. Er wollte das Volk praktisch erziehen zu einer tüchtigen Volksvertretung. Es sollte in seinen ausgewählten Gliedern in kleinen Sphären lernen, was sie in der größten leisten sollten. Abgesehen davon, daß für diesen Zweck andere Mittel zweckmäßiger zu wählen waren, hat der Verewigte doch darin klar gesehen, daß in der Verwaltung nur lichte Ordnung und angemessene Regsamkeit jedes einzelnen Zweiges statthaben könne, wenn dieselben nach ihrem Berufe gehörig gesondert sind; daß aber der Staat selbst, wenn er fortschreiten und aus eigner innerer Kraft sich entwickeln soll, keine Maschine sein darf, welche durch irgend eine Kraft außer ihr in Bewegung gesetzt wird, sondern ein lebendiger Organismus, in welchem jedes einzelne Organ sein eignes Leben und Gestaltung haben muß. Diese untergeordnete Selbständigkeit vorerst wenigstens den Städten des Landes zu verschaffen, ist der große Grundgedanke der Städteordnung.

Ueberhaupt läßt sich Stein's ganzes Bestreben auf einen Hauptgrundsatz zurückführen, welcher von selbst sich in zwei Richtungen theilt. Eintracht, Uebereinstimmung, Zusammenwirken aller Bestandtheile eines Staats ist die Quelle seiner Macht; Zwiespalt sein Verderben. Dieser Zwiespalt bestand unter den Ständen des Staats und war besonders herbeigeführt durch die Stellung des Adels und durch die Begünstigung der Städte. Daher trachtete Stein danach, nicht nur alle jene Unterscheidungen aufzuheben, wodurch die Stände gegen einander eingenommen wurden, sondern auch hauptsächlich dem Adel eine ganz andere Gestalt und Stellung zu geben. Ferner war die Regierung mit dem Volke nicht organisch vereinigt, sondern stand abgeson-

bert in demselben als zwingende Macht da, welcher das Privatinteresse zu widerstehen sich gar oft versucht fühlte. Um deswillen wünschte Stein eine Volksvertretung, und zwar durch alle Stufen der Verwaltung hindurch, damit zwischen dem Willen der Regierung und dem des Volkes ein Einklang erwachse, welcher freiwillig schafft, was erzwungen nur nothdürftig zu beschaffen ist. Wer die Jahre 1812—15 in Preußen erlebt hat, kann sich nicht verhehlen, welch ein Unterschied es ist, ob Regierung und Volk Eins will, oder ob nur die Regierung will, und das Volk muß.

Der Verf. verbirgt nicht, daß es ein Glück für Preußen gewesen ist, Hardenberg 1810 an Stein's Stelle zu erhalten; aber er setzt mit vollem Rechte hinzu, daß es ein großes Unglück für Preußen gewesen ist, 1815 den Minister Stein nicht wieder seinen Platz einnehmen zu sehen. Unleugbar fehlte es dem Letztern an jener diplomatischen Gewandtheit, welche erfoderlich war, um unter den Augen Napoleons die ganze Volkskraft gegen ihn selbst zu entwickeln; es fehlte ihm selbst an jener Selbstbeherrschung, welche den Uebermuth des Mächtigen mit der Würde erträgt, daß derselbe nicht weiter gereizt wird, sondern sich eher bezähmt. Nie würde Stein den General Duroc so für Preußen eingenommen haben wie Hardenberg, wovon zum großen Theile das Schicksal Preußens abgehangen hat. Wäre aber Stein 1815 wieder ans Ruder gekommen, so wäre es ebenso gewiß, daß der russische und östreichische Einfluß nicht über den Premierminister gesiegt, sondern an diesem Felsen gebrochen sein würde; daß die Ausbildung des innern Staatslebens nach eignem Bedürfnisse nicht von der Fremde her aufgedrungenen Rücksichten unterlegen haben würde; daß im Ganzen nicht ein so befremdender Stillstand, und im Einzelnen nicht so auffallende Rückschritte geschehen wären; und daß wahrscheinlich „in ganz Europa die vielen Reactionen und Revolutionen nicht zum Vorschein gekommen wären, wenn Preußen fortgefahren hätte, den Typus glücklicher innerer Staatsbildung in sich rein und groß zu vollenden. Jeder hätte sich Preußen zum Muster erkoren!" Das ist sicherlich wahr. Denn wo die Sonne scheint, wird und ist es Tag.

Stein war nicht der Mann, der das für wahr und gut Erkannte irgend einer Rücksicht geopfert, oder sich in dessen Ausführung hätte zurückhalten lassen. Er wußte es, daß dem Staate, der Geschichte und seiner Ehre ein Minister noch weit mehr für Das verantwortlich ist, was er nicht gethan hat, als für Das, was er gethan hat. Die Unterlassungen sind meist weit größere und schwerere Sünden als die Begehungen. „Stein hatte kurz vor seiner Ernennung zum Minister unverdiente Kränkungen im Dienste erfahren. Aber er vergaß Alles, was ihm Widerwärtiges begegnet war, und gab sich vertrauensvoll mit all seinen Kräften dem Könige und dem Staate hin, welche ihm volles Gegenvertrauen schenkten. Den Geist im Volke zu wecken und zu erheben, die Mißklänge im Staatsleben und Staatswirken zu verbannen, die Fesseln der Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit zu lösen, persönliche Freiheit, freien Erwerb und Verkehr im Lande zu begründen, alle Stände zu versöhnen und in ein fruchtbares Gleichgewicht zu bringen, den König mit seinem Volke in die engste, unzertrennlichste Verbindung zu setzen: das war Dein Streben, Du edler Freiherr von Stein! Viel vollbrachtest Du in dem Zeitraume von noch nicht zwei Jahren. O hätte man die von Dir bezeichnete Bahn nie verlassen!"

Der Verewigte hat selbst in zwei merkwürdigen Actenstücken die Summe seiner politischen Ansichten und Wünsche veroffenbart, deren Verbreitung durch die vorliegende Schrift kein kleines Verdienst derselben ist.

„Was dem Staate an extensiver Größe abgeht, muß er durch intensive Kraft gewinnen. Das Alte ist vergangen; es muß Alles neu werden, wenn das zertrümmerte Preußen wieder Bedeutsamkeit im europäischen Staatenbunde erhalten soll. In dem Ueberbleibsel des ehemaligen größern Staats sind feindselige Elemente vorhanden. Diese müssen weggeschafft werden, damit Alles ein Ganzes werde. Die verschiedenen Stände im Staate sind wegen der Gunst, die der eine genoß, mit den minder begünstigten im Streite. Eintracht gibt Stärke! Gleiches Recht, was alle Staatsglieder umfaßt und dem einen Stande nicht mehr gewährt als dem andern, muß herrschen, wenn Eintracht einkehren soll. Allen Einwohnern gleiche Pflichten gegen den Staat! Jeder muß persönlich frei sein, und nur Einen Herrn haben, den König mit seiner Gesetztafel in der Hand. Und damit Pflicht und Recht, gleich und die erstere keinem Einzelnen drückend werde — eine Nationalrepräsentation, durch deren Mitwirkung bessere Gesetze zu Stande kommen, als durch Beamtenrath. Freier Gebrauch seiner Kräfte, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten muß jedem Menschen im Staate gewährt werden, so lange er nicht die Schranken verletzt und bricht, welche Religion, Sittlichkeit und Staatsgesetze, die das Ganze umfassen, vorschreiben. Alles Grundeigenthum im Staate muß jedem Erwerber zugänglich sein; Erleichterung des Erwerbes und Besitzes muß durch eine tüchtige Gesetzgebung gefördert werden. Die Bevormundung der Communen durch die Behörden oder durch einzelne Privilegirte ist ein gefährlicher Uebelstand, der allen Gemeinsinn unterdrückt. Sie muß enden. Niemand im Staate, weder eine Corporation noch ein Individuum, dürfen Richter in eigner Sache sein. Daher Trennung der Justiz von der Verwaltung! Für Alle nur die nämlichen Gesetze, also auch nur eine richterliche Behörde, deren gesetzlicher Ausspruch für den Höchsten wie für den Niedrigsten gilt. Keiner unfrei im Staate; nur der Verbrecher, der Religion, Sittlichkeit und heiliges Gesetz mit Füßen tritt! Auch der Dienstbote ist persönlich frei; sein Dienstvertrag, welcher den Grundsätzen staatsbürgerlicher Freiheit nicht entgegensein darf, bindet ihn an seinen übernommenen Dienst. Dasselbe Gesetz schützt ihn und seinen Herrn. Bildung erhebt ein Volk, und der höhere Grad derselben weist ihm seine höhere Stellung im Vereine der civilisirten Staaten an. Sie ist die wahre Lebensbedingung gedeihlicher Fortschritte in Ordnung, Kraft und Wohlfahrt. Der Staat muß diese Bildung fördern." — Dies waren die Grundsätze, mit welchen Stein als Premierminister Preußens auftrat und die er ins Leben setzen wollte.

Als er von seinem Posten, auf Napoleons Verlangen, abtreten mußte, legte er in einem Circularschreiben an die obersten Staatsbehörden nochmals die Grundsätze offen dar, die ihn geleitet hatten, und die Pläne, deren Verwirklichung er sich vorgesetzt und bereits angefangen hatte. Es sind: Aufhebung aller Patrimonialrechte, welche in die Verwaltungsobliegenheit des Regenten eingreifen und deren Einheit stören; Sicherstellung der persönlichen Freiheit Aller gegen die Anfechtungen Derer, welche auf Kosten ihrer Mitbürger dieselbe zu beeinträchtigen suchen möchten; eine allgemeine Nationalrepräsentation; gänzliche Umgestaltung des Adels; Ablösung aller Frohnen; Belebung des religiösen Sinnes, nicht durch Vorschriften, die dazu nichts wirken, sondern durch Erhöhung der intellectuellen und moralischen Würde der Religionslehrer; vorzüglich Verbesserung und Erweiterung der Erziehung und des Unterrichtes der Jugend. Welche Pläne! welcher Geist! welche Lauterkeit, Einsicht und Kraft!

In Betreff der allgemeinen Volksvertretung enthält dies Schreiben folgende Worte: „Heilig war mir und bleibe das Recht und die Gewalt unsers Königes. Aber damit dies Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volks kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staats entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist der Widerstreit oder wenigstens der Mangel an gutem Willen bei Aufopferungen für die Existenz des Staats. Wo Repräsentation des Volks unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: jeder

active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft, oder Fabrication, oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation! Mehre mir eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab. Denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden." —

Das erkannte mit solcher Klarheit ein Minister; — und ein Vierteljahrhundert ist darüber hingegangen, — um durch die Erfahrung die Wahrheit seiner Prophezeiung zu bestätigen. Alle organischen Gesetze bis 1813 stützen sich auf die einzuführende Volksvertretung. Eine interimistische Repräsentation wurde sogar einberufen und nahm Theil an der Gesetzgebung, wodurch das ganze Finanzsystem umgeschaffen und die hochwichtigen Culturgesetze ins Dasein gerufen wurden. Da bedurfte die Regierung der Volkskraft, und die Landwehr und der Landsturm trieben die Scharen des Weltstürmers vom heimathlichen Boden. Seitdem? — —

Man hat oft gefragt, warum nach so unumwundenen vielfältigen Verheißungen der allgemeinen Volksvertretung in mehren Ländern plötzlich ein so anhaltendes Stillschweigen darüber eingetreten ist? Hat man denn gar kein Bischen Einbildungskraft, um sich die Persönlichkeit dieses oder jenes Ministers zu vergegenwärtigen und sie sich auf der Ministerbank der Tribune gegenüber zu denken? Das würde possirliche Scenen geben! Wie viele Menschen aber sind, die nicht gern Minister wären oder blieben? Also — —

(Der Beschluß folgt.)

Anekdoten aus dem polnischen Freiheitskriege.*)

Nach den Erzählungen von Augenzeugen aufgezeichnet.

Die Begeisterung der polnischen Frauen und Mädchen für die Sache der Freiheit war unbeschreiblich, war oft größer als die der Männer. Ihre Theilnahme an den geheimen Verbindungen vor der Revolution, ihre Bestrebungen, nach begonnenem Kampfe Muth und Ausdauer aufrechtzuerhalten, gehören der Geschichte an.

Von fünf Brüdern traten vier zu Anfang des Krieges in die Reihen des Heeres ein; der fünfte, weniger muthig, entzog sich dem Waffendienste, unter dem Vorwande, für die Verwaltung seiner Familiengüter Sorge tragen zu müssen. Da übersandten ihm die polnischen Damen einen Spinnrocken, zum Zeichen seiner Aufnahme unter die Weiber.

Ein junger Galizier bewarb sich um die Hand einer schönen und reichen Landsmännin. „Ich liebe Dich", sprach sie, „ich fühle, daß ich mit Dir glücklich sein werde; aber der Weg zu meiner Hand führt über Warschau." Der Liebende eilte nach Polen, nahm Dienste, focht mit Auszeichnung in den Reihen seiner Brüder, ward mit dem Militairkreuze geschmückt, und trat nach Warschaus Falle mit den Trümmern der polnischen Heere wieder nach Galizien über. Er hatte das Seinige gethan, und zufrieden reichte ihm die Geliebte jetzt ihre Hand.

In eben jenen Tagen des beginnenden Krieges ließen die Polen den russischen Vorposten Fahnen übergeben, auf denen in russischer Sprache geschrieben stand: „Wir streiten für Eure und unsere Freiheit." Graf Diebitsch sandte hierauf einen Parlementair an den Fürsten Radziwil, mit der Foderung, er möge von diesem Verfahren abstehen, das gegen den Kriegsgebrauch sei und nur dazu diene, die russischen Soldaten irrezumachen. Radziwil's Antwort war, er habe nichts dagegen, daß der Herr Feldmarschall den polnischen Vorposten ähnliche Fahnen zustellen lasse. — Statt dessen ließ der Marschall Diebitsch die russischen Vorposten einziehen.

Wie viel im Kriege das Ansehen bewirkt, in welchem ein Corps bei den übrigen steht, und die Meinung, welche dies Corps von sich selbst hat, zeigte sich nicht allein bei dem vierten Regimente, sondern auch bei den Krakusen (den Lanciers aus der Woiwodschaft Krakau). Offiziere erzählen, daß man diese Krakusen oft unter einander sprechen hörte: „Du, die Leute sagen und schreiben in den Zeitungen von uns, die Krakusen könnten Alles was sie wollten. Ist das nicht prächtig? Aber warte nur, wenn wir das nächste Mal über die Russen herkommen, da sollen sie erst ihr blaues Wunder sehen! Denn nun dürfen wir uns doch nicht lumpen lassen."

Alle Polen lassen dem Muthe und der Kaltblütigkeit der Russen Gerechtigkeit widerfahren. Sie standen im Feuer wie eine eherne Mauer, ohne einen Fingerbreit zu weichen. Aber da es ihnen an Begeisterung gebrach, waren sie zum Angriff träger als die Polen, und hielten im Handgemenge nicht so gut Stand. Daher war in den kleinern Gefechten, sobald nur nicht gar zu große Uebermacht an Mannschaft und Geschütz auf Seite der Russen war, der gewöhnliche Hergang dieser. Nachdem von beiden Seiten drei bis vier Salven gegeben waren, pflanzten die Polen das Bayonnet auf, das dritte Glied, die Sensenträger, fällte seine Sensen, und nun ging es mit Hurrah! noch ist Polen nicht verloren! auf die Russen los. Wenn diese nun den Angriff gar nicht abwarteten, oder doch nach wenig Augenblicken geworfen wurden, so vollendeten die Krakusen und Uhlanen dann das Uebrige.

Kein polnisches Corps that den Russen während des Krieges größern Abbruch, als die sogenannten Freischützen (wolnos strelzow), die aus den Förstern und Jägern der Krone und der adeligen Güter gebildet waren. Sie führten größtentheils gereifelte Doppelbüchsen und verfehlten auf 100 — 150 Schritte selten ihren Mann. In ihren Reihen sah man selbst Knaben von 14 — 16 Jahren, Söhne von Förstern und Jägerburschen, die mit ihren Büchsen trefflich umzugehen wußten. In den unheilvollen letzten Tagen des Septembers fiel ein großer Theil dieser Freischützen in russische Gefangenschaft. Der General Rüdiger, der von allen russischen Feldherren in seinen Beziehungen zu den Polen den meisten Edelmuth bewies und sich die aufrichtige Achtung derselben erworben hat, ließ in Krakau einen gefangenen Freischützen vor sich kommen. „Ich verzeihe Dir", sprach er, „und schenke Dir die Freiheit, wenn Du mir aufrichtig sagst, wie viele Russen Du während des Feldzuges erlegt hast." Der Pole besann sich einen Augenblick: „Ich kann es wahrlich nicht so genau angeben, aber es mögen wol gegen hundert sein."

Die Begeisterung und Kampflust bei den Soldaten und dem gemeinen Manne in Polen war so groß, daß die Offiziere und Machthaber öfter in den Fall kamen, den Muth derselben zügeln als anfeuern zu müssen; und wie wenigstens jüngere Männer meinen, dürfte der Kampf einen bessern Ausgang gehabt haben, wenn man diesen Enthusiasmus immer gehörig zu nutzen gewußt hätte. Die Bauern sprachen bisweilen zu den Offizieren: „Wozu dies beständige Hin- und Hermarschiren, bald auf dieser Seite der Weichsel, bald auf jener? Viel besser wäre es, Ihr versammeltet uns Alle auf einen Fleck, wir umzingelten die Russen und schlügen sie todt, wie wir es auf den Wolfsjagden zu machen gewohnt sind." — Zeugt dieser Rath auch nicht von großer Kriegskunde, so zeugt er doch davon, ob der Kampf gegen die Russen national war oder nicht.

*) Vgl. Nr. 86 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1832.

Kurze Encyklopädie der Philosophie, aus praktischen Gesichtspunkten, entworfen von Herbart. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Schrift gibt Gelegenheit, über die jetzt vielbesprochene Philosophie Herbart's auch ein literarisch-unterhaltendes Wort zu reden, was die „Psychologie" und „Metaphysik" desselben Verf. wol kaum gestattet haben würde. Den meisten Lesern d. Bl. fehlt es gewiß nicht an Interesse für Philosophie, aber wol an Zeit, weitläufige systematische Werke durchzuarbeiten oder auch nur gedrängte Berichte darüber zu studiren, die selten leichter zu verstehen sind als die Werke. Ihnen besonders ist das oben genannte Werk gewidmet; und mögen sie die folgende Relation darüber freundlich aufnehmen!

Wer wird zu leugnen wagen, daß jeder Gelehrte, welches Fach er auch vorzugsweise bearbeite, ja daß jeder Geschäftsmann im höhern Sinne der Philosophie bedürfe, um alle Theile seiner Wissenschaft und Thätigkeit, vor allen die tiefer liegenden und wichtigern, richtig und mit Umsicht zu bearbeiten? Alle Wissenschaften, alle geistigen Beschäftigungen der Menschen stehen mit einander in Zusammenhang und Wechselwirkung und bedürfen einander zu gegenseitiger Hülfe. Je mehr man vereinzelt, absondert, aus dem Zusammenhange reißt, isolirt, desto nachtheiliger gerade für die Zweige der einzelnen Wissenschaften, durch welche sie zusammenhängen, und diese pflegen nie die weniger bedeutenden zu sein. Wer diese Wahrheit übersähe, der würde sich bald in ringsum dunkler Nacht mit seinem Lämpchen allein befinden und in die Irre gerathen. In der Mitte eines einzelnen Strales vom Kreise übersieht man die Kreisfläche nicht in ihrer Bedeutung als Kreisfläche; man muß zum Mittelpunkte vordringen, um in allen möglichen Richtungen nach der Peripherie wenigstens schauen zu können, wenn man auch dem einmal gewählten Strale vorzugsweise treu bleibt, was der nöthigen Theilung der Arbeit wegen ohnehin geschehen muß. In jenem Mittelpunkte des Wissens aber steht weder eine Ur-Form noch eine Ur-Sache, weder das Ich noch das Absolute, weder die Vernunftkritik noch die Fundamentalphilosophie, weder eine leere Verstandesform noch irgend ein erhabenes Phantasiebild —, sondern es steht darin eine Philosophie, die sich mit Begriffen beschäftigt, welche uns Allen in jedem Augenblicke unentbehrlich sind, weil sie von der Erfahrung und den Wissenschaften unaufhörlich dargeboten werden. Zu dieser Philosophie kann man von jeder Erfahrung, von jeder Wissenschaft aus gelangen, wie auf jedem Strale zum Mittelpunkte des Kreises; sie hat ein durchaus immanentes Verhältniß zu den übrigen Wissenschaften und will ihnen nicht fremd sein; am wenigsten möchte sie angestaunt werden wie eine überirdische Erscheinung aus fernen Welten. Aber der Vergleich mit dem Mittelpunkte des Kreises hinkt, weil diese Philosophie kein Untheilbares ist, sondern vielmehr ein Zusammen von mehren disparaten Wissenschaften, die durch die Ungleichartigkeit ihrer Principien getrennt sind, ob sie gleich in der Anwendung sehr oft verbunden erscheinen.

Diese Philosophie ist unleugbar sich selbst Zweck, und der Anstrengungen, die sie fodern mag, im allerhöchsten Grade werth; doch liegt ihr Nebenzweck, Hülfe zu leisten dem Leben und den übrigen Wissenschaften, in ihr selbst, und sie wird auch in diesem Sinne eine der höchsten Angelegenheiten der Menschen bleiben, der sie sich nur dann entziehen werden und können, wenn sie irgend einmal, was Rousseau rieth, zu ihrer ersten thierischen Existenz zurückkehren sollten, was nicht zu besorgen ist.

Aus diesen Gründen, und weil die Welt eine vielfache Thätigkeit fodert, auch nicht Jeder berufen ist, die Philosophie selbst zum Hauptfache zu wählen, entschließen sich die Philosophen zuweilen, die Resultate ihrer Forschungen in leichtfaßlicher, von den Fesseln des Systems befreiter Uebersicht mitzutheilen und sie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Wissenschaften zu zeigen. Daraus entstehen Encyklopädien der Philosophie, die bald mehr, bald weniger den angedeuteten Zweck erfüllen und den Gelehrten der übrigen Fächer, wie der ganzen gebildeten Welt, zugutekommen, wenn diese, was sie doch sollten, es der Mühe werth halten, mit der Philosophie in gutem Vernehmen zu bleiben.

In diesem Sinne zum Theil bearbeitete auch Herbart seine oben genannte „Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten".

Wenn irgend eine Philosophie, so bedurfte die unsers Herbart einer solchen populairen Darstellung, weil sie um ein Bedeutendes tiefer geht als alle übrige Phi-

losophie, und weil sie, ungeachtet der sorgfältigsten Benutzung aller echten Antriebe der frühern Systeme, doch ganz eigenthümlich ist und Entdeckungen enthält, die früher nicht geahnet wurden. Er nennt sich zwar irgendwo in seiner „Metaphysik“ einen Kantianer, doch müssen wir dies gänzlich dahingestellt sein lassen. Es wäre sehr der Mühe werth gewesen, den eigenthümlichen Forschungen des scharfsinnigen Mannes seit 30 Jahren auf dem Fuße zu folgen; man hätte sich manche Täuschung erspart. Aber so waren Aller Augen auf die bunten Erscheinungen des Tages gerichtet, die Schelling hervorzauberte, oder zu den Abgründen im Ich, deren undurchdringliche Dunkelheit man an der kräftigen Hand Fichte's sicher zu durchwandern hoffte. Freilich hätte man sich durch Buntheit und Dunkel sollen warnen lassen, besonders da Herbart schon damals kräftig genug darauf hinwies. Doch in der Verblendung des lustigen oder ernsten Spieles hörte man ihn nicht und zürnte wol sogar dem Spielverderber, bis die Bearbeiter und Verehrer der exacten Wissenschaften sich ärgerlich vom Schauplatze entfernten und mit der Philosophie brachen, da sie doch nur dem Irrthume sich hätten entgegenstellen dürfen. Die schon damals zahlreichen Schüler und Verehrer Herbart's hatten genug mit sich selbst und ihren Wissenschaften zu thun, als daß sie den Ereignissen der Zeit sich hätten entgegenstellen und auf manchen Punkten dem Meister vorgreifen können. Mit der „Praktischen Philosophie“ nämlich waren 1808 nur die „Hauptpunkte der Metaphysik“ und die „Elemente einer künftigen Psychologie“ erschienen. In der That mußten sie die ausgezeichneten Werke des Lehrers ungestört auf die öffentliche Meinung wirken lassen, und durften mit Recht erwarten, daß die Männer vom Fach sich mit Fleiß in die neue Erscheinung hineinarbeiten und darüber mit Unparteilichkeit berichten würden. Diese aber konnten größtentheils sich über eigne oder erlernte Systeme nicht erheben, scheuten mit wenig deutschem Geiste die erfoderliche neue Mühe, weil sie einmal mit Behaglichkeit im wohlerworbenen Besitz sich fühlten, und gingen über die neuen Forschungen hin, als ob sie eine vorübergehende Erscheinung des Tages gewesen wären. Einzelne Stimmen zwar erhoben sich und deuteten mit Ernst auf den absichtlich oder unabsichtlich übersehenen Punkt hin; doch sie verklangen in der Wüste. Was konnten unter diesen Umständen die Gelehrten anderer Fächer und die Geschäftsmänner thun? An sie war in der That die Reihe noch nicht gekommen, obgleich der vielgelesene, vortreffliche Jean Paul, der an mehren Stellen seiner Schriften hohe Achtung für Herbart bekennt, wol bei sehr Vielen die Aufmerksamkeit erregte, besonders als man neuerlich durch Spazier erfuhr, die Psychologie Herbart's sei das Lieblingsstudium Jean Paul's gewesen bis zu seinem Tode. Auch die Schwäche, die man den Menschen verzeihen muß, mischte sich in diese Angelegenheit, und so wurde von Manchem Herbart's Philosophie für unverständlich gehalten. Was aber verständig und vernünftig ist, das kann man verstehen, und unverständlich ist Das, was auf tiefverborgenen Irrthümern beruht; doch auch nur so lange, bis man diese Irrthümer erkannt hat. In diesem Sinne war Kant unverständlich, vorzüglich wegen der falschen Psychologie; Fichte war unverständlich, weil er seine Wissenschaftslehre auf die Unzahl von Widersprüchen im Ich baute, die er zum Theil fand, aber keinen derselben löste; Schelling war unverständlich, weil er die widersprechendsten Philosopheme mischte und mit Beiseitsetzung verständiger Gedankenordnung Wahrheit zu schauen nöthigte; Hegel war unverständlich, weil er bei den wohlerkannten Widersprüchen stehen blieb, um sich dabei zu beruhigen, trotz des gemeinverständlichen Satzes: Entgegengesetztes ist nicht einerlei. Die Werke dieser Männer sind aber nicht mehr unverständlich, seit man ihre Irrthümer eingesehen hat. Und Herbart sollte unverständlich sein, da er alle Fehler voraufgegangener Systeme vermeidet? Er müßte neue Irrthümer hineingebracht haben. Hätte er das, wohlan, deckt sie auf, legt sie der Welt vor Augen! Die Wissenschaft kann nur dabei gewinnen, und Ihr habt die Ehre! Solche Ehre aber hat sich bis heut noch Niemand erworben.

Dieser Aufruf kommt selbst jetzt nicht zu spät, da neben vielem Andern die ausgezeichneten Recensionen von Drobisch und Brandes über Herbart's „Psychologie“ und „Metaphysik“ erschienen sind. Ueberhaupt ist Philosophie keine Sache, die man auf irgend eine Weise beseitigen und sich dann zur Ruhe legen kann. Vereinzelung ist in allen großen Angelegenheiten verderblich, es geschehe aus Besserwissen oder Dünkel; nirgends aber schadet sie dem raschen und gediegenen Fortschritte der Cultur mehr als in der Philosophie, weil das Feld zu groß und Einer nur immer ein Besonderer ist. Was haben die Mathematiker, bei aller Verschiedenheit der Ansicht doch zusammen arbeitend, seit 50 Jahren geleistet! Was selbst die Naturforscher bei noch größerer Verschiedenheit! Was aber würden diese Letztern besonders haben leisten können, wenn ihnen Herbart's „Metaphysik“ und „Anfänge der Naturphilosophie“ zur Seite gestanden hätten?

Doch diesen Gegenstand hier weiter auszuführen, verbietet der Raum, und wir müssen für eine besondere Schrift dergleichen nähere Erörterungen aufsparen. Die eigentliche Absicht des gegenwärtigen Aufsatzes ist, den Gelehrten anderer Fächer, den Geschäftsmännern und der gebildeten Welt überhaupt bemerklich zu machen, daß sie in der soeben erschienenen „Encyklopädie“ einen klaren, leichtverständlichen Bericht erhalten über die seit 30 Jahren gewonnenen Resultate der scharfsinnigsten und fleißigsten Forschungen Herbart's. Wie er in der Vorrede sagt, schrieb er für Männer, die die Philosophie während anderer Studien doch nicht aus den Augen verlieren wollen, nicht für Jünglinge, denen Vorlesungen zur Einleitung in die Wissenschaft offen stehen. Er rechnet (S. 207) in diesem seinem Buche „überall auf die reine Empfänglichkeit des gebildeten Lesers, nicht aber auf Verbildung durch falsche Systeme“. Deshalb ist in dieser „Encyklopädie“ nur wenig Polemik zu finden. Es heißt ferner in der Vorrede:

Elementarunterricht ist hier nicht zu suchen. Die gewöhnlichen Kenntnisse des Gelehrten jedes Faches, der, mit der Zeit fortschreitend, auch nach der Philosophie sich zuweilen umsieht, werden hier vorausgesetzt. Auch die folgenden vier Hauptsätze: Die Grundbegriffe der praktischen Philosophie sind ästhetisch; die Grundbegriffe der Metaphysik sind widersprechend; die Grundbegriffe der Psychologie sind mathematisch; zur Begründung der Naturphilosophie gehört Synechologie, sollen wenigstens historisch bekannt, und das Befremden, welches sie wol pflegen den Kantianern und modernen Spinozisten beim ersten Hören zu verursachen, soll vorübersein.

Vielleicht möchte Mancher wünschen, über diese Voraussetzungen noch eine nähere Auskunft zu erhalten, als sie der darauf folgende Satz der Vorrede gibt. Wir rathen daher, zum nähern Verstehen des ersten Satzes in Herbart's „Allgemeiner praktischen Philosophie" (Göttingen, 1808) die Einleitung bis S. 56 nachzulesen. Für den zweiten Satz führt Herbart nicht ohne Ironie Hegel zum Gewährsmann an, welches Allen genügen wird, die Hegel's Philosophie bis zur Nachweisung der Widersprüche in verschiedenen Problemen kennen. Wir rathen indeß nicht ohne Grund, auch in Herbart's „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie" die bezüglichen Stellen nachzusehen. Der dritte Satz: „Die Grundbegriffe der Psychologie sind mathematisch", hat viel echte und noch mehr ironische Verwunderung erregt, seit er in den „Hauptpunkten der Metaphysik" (Götting., 1808), S. 83—97, zum ersten Male öffentlich ausgesprochen wurde. Jede Art der Verwunderung darüber aber sollte in der That seit drei Jahren vorübersein, nämlich seit der Recension der „Psychologie" Herbart's vom Prof. Drobisch in der „Leipziger Literaturzeitung", 1828, 10. u. 11. Nov. Der vierte Satz endlich möchte manchen Lesern ganz unverständlich sein, weil sie mit Naturphilosophie nur einen sehr schwankenden Begriff verbinden und Synechologie für sie ein leeres Wort ohne Sinn bleibt. Hier kann freilich darüber nicht die mindeste Aufklärung gegeben werden, weil der ganze dritte Abschnitt der „Metaphysik" ausgezogen werden müßte, was aus sehr triftigen Gründen dennoch nicht zum Zwecke führen würde. Es läßt sich nicht Alles aus praktischen Gesichtspunkten darstellen. Vielleicht aber befriedigt das 14. und 15. Capitel der „Encyklopädie" einige mäßige Wünsche.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen an den preußischen Staatsminister, Freiherrn Karl von Stein, und seine Wünsche für Preußen.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Die Worte Stein's sind aber auch darum höchst merkwürdig, weil sie den Beweis liefern, daß er eine ganz andere Vorstellung von der Stellung und Gestaltung der Volksvertretung hatte, als die gemeine Meinung unserer allermeisten Staatskünstler ist. Nichts von einem Kammersysteme; nichts von einer Theilung der Staatsgewalten, oder einer Beschränkung der gesetzgebenden Gewalt des Regenten!! Theilung ist Trennung, und Trennung der organischen Theile eines lebenden Körpers erzeugt Lähmung oder den Tod. Stein beabsichtigte für die Volksvertretung nur das Recht der Petition und der öffentlichen Discussion aller Gesetzvorschläge, damit die Regierung sich mit den Wünschen des Volkes aus Achtung vor der Macht der öffentlichen Meinung und der ausgesprochenen Wahrheit von selbst befreunden könne, ohne ihr ein lähmendes Veto gegenüberzustellen. Am wenigsten dachte er daran, den Egoismus einer einzelnen Kaste zum Erhaltungsprincipe des Bestehenden hinzustellen. Die Zeit hat seitdem in England und Frankreich die Ohnmacht und die Schädlichkeit der Pairie an den Tag gelegt. Selbst in Deutschland beweisen die Vorgänge in Baiern und Baden, verglichen mit denen in Kassel, sattsam, welche Form der Volksvertretung dem Interesse des Staats am meisten entspricht. Nichtsdestoweniger kann man dem Systeme des Ministers Stein zwei Vorwürfe machen, welche schwerlich abgewiesen werden möchten. Denn einmal ist der wesentliche Unterschied zwischen organischen und Verwaltungsgesetzen dabei nicht beobachtet worden, anderntheils ist die wichtigste Bestimmung der Volksvertretung, nämlich die selbständige Controlirung der ganzen Staatsverwaltung, mit Stillschweigen übergangen. Alles, was einen Bestandtheil des Staatsgrundvertrags ausmacht, die Bestimmungen des Umfanges und der Formen der Regierungsrechte, die Bedingungen der Verwaltung, die Garantien der bürgerlichen Freiheit und die Verantwortlichkeit der Organe der Regierung, kann und darf nur im Wege freiwilliger Uebereinkunft oder einer anerkannten Nothwendigkeit verändert werden. Es ist aber nicht weise, es darauf ankommen zu lassen, daß eine solche Nothwendigkeit sich selbst geltendmache, und factisch die Verfassung ganz oder zum Theil über den Haufen werfe; sondern diese muß selbst schon die Institution für die Entscheidung und Schlichtung eines etwanigen Streites darüber in sich enthalten. Nichts ist wichtiger, als daß die Hierarchie der Staatsverwaltungsbehörden nicht sich selbst überlassen bleibe, sondern unter der Controle der Volksvertreter stehe. Denn der Despotismus der Regierung ist ein kleines Ungeheuer gegen die Tyrannei der Beamten. Dazu aber ist abermals nöthig, daß die Volksvertretung nicht den Verwaltungsbehörden untergeordnet sei, sondern ihr stufenweise gleichstehe; daß die Form der Anklage und deren Erörterung bestimmt, und daß eine unabhängige Behörde zu deren Vornahme bestellt sei. In beiden Beziehungen ist also ein erhaltendes und vermittelndes Organ in einem constitutionnellen Staatskörper unentbehrlich; aber kein permanentes hinderliches, sondern ein mit dem Bedürfnisse selbst ins Dasein tretendes verrichtendes und bestimmendes. Es rückt die Zeit immer mehr heran, wo dies allgemeiner eingesehen und beachtet werden wird.

Als Freiherr v. Stein abgetreten war, trat der Freiherr v. Hardenberg in seine Fußstapfen. Die Gesetzsammlung der ersten Jahre seiner Verwaltung gibt davon redendes Zeugniß. Auch über die Nothwendigkeit und Bestimmung einer Nationalrepräsentation äußerte dieser sich bei allen Gelegenheiten in demselben Sinne wie jener.

Am 23. Febr. 1811 sprach derselbe zu der Versammlung der interimistischen Repräsentanten:

„Wie ein guter Vater von seinen Kindern, fodert der König von seinen getreuen Unterthanen nicht blos Gehorsam: Er wünscht Ueberzeugung bei ihnen hervorzubringen, daß seine Verfügungen nur ihr wahres Wohl bezielen, daß die Opfer, welche Er höchst ungern von ihnen fodert, zur Rettung und Erhaltung des Ganzen nothwendig sind, des Ganzen, von dem das Heil des Einzelnen abhängt. Er will seine Anordnungen lieber hierauf begründet sehen, als auf Seinen Willen; und so soll das Vertrauen, auf welches Er so große Ansprüche hat, um desto sicherer befestigt werden. Das Edict vom 27. Okt. 1810 athmet diesen Geist; es enthält die königliche Zusage, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowol in den Provinzen als für das Ganze zu geben, deren Rath der König gern benutzen, und in der Sr. Majestät nach Höchstihren landesväterlichen Gesinnungen gern Ihren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben wollen, daß der Zustand des Staats und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind. Wäre es möglich

gewesen, diese Repräsentation schnell genug zu Stande zu bringen, *wodurch allein Ein Geist, Ein Nationalinteresse an die Stelle ihrer Natur nach immer einseitiger Provinzialansichten treten kann*; wäre nicht die dringende Nothwendigkeit vorhanden, die Hülfe gleich zu benutzen, welche die neuen Abgaben darbieten, nicht die Unmöglichkeit, etwa einstweilen die Mittel auswärts zu finden: so würde der König gern die Meinung der Repräsentanten der Nation über das Steuersystem gehört haben, ehe er solches festgesetzt hätte. *Eine Berathung mit den jetzt bestehenden Provinzialständen würde aber weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte sie ein den Zweck erfüllendes Resultat liefern können.* Dies bedarf wol keiner Auseinandersetzung. — Die Mittel zur Rettung des Staats liegen aber keineswegs allein in dem Aufbringen des nöthigen Geldes. Nur kurzsichtige und mit den ältern und neuern Begebenheiten nicht vertraute Beobachter könnten es vermeinen; könnten es verkennen, daß in den großen Veränderungen, die allenthalben um uns her vorgingen, laute Auffoderungen liegen, nicht zu einer tadelnswerthen Nachahmung, *aber zu einer klugen Aneignung solcher Grundsätze, Verfassungen und Einrichtungen, die aus den Fortschritten des menschlichen Geistes und den veränderten Ansichten der Dinge folgen, gegen die das Alte sich vergeblich zu erhalten strebt.* Und wie viel glücklicher sind wir als Andere, wenn dieses ohne gewaltsame Erschütterungen, durch den edeln Willen eines gerechten und einsichtsvollen Königs und durch willige Annahme abseiten eines gebildeten, folgsamen und über sein wahres Bestes aufgeklärten, gutgesinnten Volkes geschieht!“

So sprach der Staatskanzler. Es ist leicht zu begreifen, daß so lichtvolle große Ansichten von lichtscheuen kleinen Menschen nicht begriffen worden sind. Was der Adler sieht, bleibt der Eule und der Fledermaus verborgen. Aber verhallt sind sie darum nicht, diese Worte Stein's und Hardenberg's; sie werden immer wiederhallen. Erst jüngst erklärte Lord Palmerston, daß er so viel aus der Katastrophe Karls X. sich abgesehen habe, daß, wer verabsäumt, nöthige und nützliche Reformen selbst einzuleiten, und dagegen blind und hartnäckig widersteht, allemal den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden selbst heraufschwört. Von Staatsgelehrten ist dasselbe schon öfter behauptet worden; vielleicht ist es nun unanfechtbarer geworden, seit ein Minister es eingestanden hat.

Am 22. Mai 1815 unterzeichnete der König von Preußen die Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks, in deren §. 1 und 5—7 es heißt: „*Es soll eine Repräsentation des Volks gebildet werden.* Ohne Zeitverlust ist eine Commission in Berlin aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen niederzusetzen, welche sich mit der Organisation der Provinzialstände, sowie der Landesrepräsentation, auch mit der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den aufgestellten Grundsätzen beschäftigen soll. *Sie soll den 1. September 1815 zusammentreten.*“

„Diese Versammlung, die Aller Herzen erfreut hätte, erfolgte nicht. Eine Todesstille herrschte darüber bis zum Jahre 1823, wo die Edicte wegen Anordnung der Provinzialstände für Brandenburg, Preußen, Pommern, Schlesien, Sachsen, Westfalen, Niederrhein und Posen erschienen. *Was dadurch gewirkt werden soll, ist nicht genau bestimmt.* Die große Ansprache der frühern Zeit wird Jeder darin vermissen. Ein kalter, todter Buchstabe, der Leben und Freude tödtet!“ — —

Dennoch sieht man in Preußen vertrauensvoll noch immer auf den König. Das Volk vertraut seiner Rechtlichkeit und Einsicht. Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln. Der 1. September 1815 erscheint gewiß. 13.

Miszellen.

Ueber die arabischen Pferde.

Gewöhnlich glaubt man, daß die Pferde, die Arabiens Stolz ausmachen, daselbst in großer Anzahl vorhanden seien. Dies ist aber nicht der Fall. Im Gegentheil gibt es deren dort weniger als auf jedem andern gleichen Flächenraum in Europa oder Asien. Weder in der Wüste noch auf Yemens wohlriechenden Hügeln trifft man sie in großer Menge oder von ausgezeichneter Güte, sondern ihre Zucht gedeiht nur in jenen grasreichen, wohlbewässerten Gegenden, die sich längs der Grenze von Syrien und an den Ufern des Euphrat hinziehen. Diese Pferde besitzen weder die Stärke noch die Höhe der syrischen und ägyptischen, aber an Schönheit, Feuer und Ausdauer finden sie in der ganzen Welt ihres Gleichen nicht. Die Araber zählen unter ihnen fünf edle Geschlechter, welche von den fünf Lieblingsstuten des Propheten abstammen. Die Abstammung läßt sich selten durch schriftliche Urkunden beweisen, sondern die Tradition und das Anerkenntniß aller umwohnenden Stämme genügt. Wenn aber eins dieser Pferde nach Bassora zum Verkauf geführt wird, gibt man ein Certificat der Genealogie bei, das ebenso pomphaft und wortreich abgefaßt ist als die Stammbäume europäischer Dynasten. Burckhardt glaubt, daß die Anzahl der schönsten Pferde edelster Zucht sich nicht über 200 belaufe, und zweifelt, daß je eins derselben aus Arabien ausgeführt worden sei. Von denjenigen, welche in Europa als arabische gelten, kommen die meisten aus Syrien und andern Grenzländern, wo die Nahrung zwar gut, aber verschieden von jener der eigentlichen arabischen Pferde ist. („Notes on the Beduins and Wahabys“, London, 1830.)

Die Briefe eines Verstorbenen

sind zu London unter dem Titel erschienen: „Tour in England, Ireland and France, in the years 1828 and 1829, with remarks on the manners and customs of the inhabitants and anecdotes of distinguished public characters. In a series of letters. By a German Prince.“ Da der Verf., Fürst Pückler von Muskau, allen Personen, die sich in den Cirkeln der vornehmen Welt zu London bewegen, wohlbekannt ist, so konnte es nicht fehlen, daß sein Werk außerordentliches Aufsehen erregte. Dies mußte um so mehr der Fall sein, da dasselbe einerseits mit dem äußersten Freimuth abgefaßt ist, und darin zuweilen Bemerkungen und Anekdoten vorkommen, welche den betreffenden Parteien nichts weniger als angenehm sein können, und es sich andererseits durch die feinste Beobachtung, durch die lebendigsten Erzählungen und die malerischesten Schilderungen auszeichnet. „Daß der Verf.“, sagt ein englischer Kritiker, „sich zuweilen irrt, daß er, was seine Erzählungen betrifft, von den Einwohnern gelegentlich etwas mystificirt worden ist, wird jedem wohlunterrichteten Leser alsbald auffallen: wir können jedoch nur wünschen, daß auch unsere Reisenden im Auslande in so wenige Uebertreibungen und Irrthümer verfallen möchten.“

Giotto.

Als im Jahre 1285 Cimabue, einer der ersten Wiederhersteller der Kunst, von Florenz nach Vespignano reiste, gewahrte er einen Hirtenknaben, der, anstatt seine Herde zu bewachen, mit einem spitzigen Steine ämsig in den Felsen Figuren eingrub. Er hielt an, und von der ungemeinen Geschicklichkeit des Knaben überrascht, frug er ihn, ob er nicht mitkommen und sein Schüler werden wolle? Der Knabe nahm diesen Antrag freudig an, und so erhielt Italien seinen berühmten Giotto, den Vater der neuern Malerkunst, und Dante einen treuen Freund und Tröster in der Verbannung, den er in seinem unvergänglichen Gedichte durch folgende Verse feierte:

Credette Cimabue nella pittura
Tener lo campo, ed ora ha Giotto il grido;
Si che la fama di colui oscura. 12.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1832.

Kurze Encyklopädie der Philosophie, aus praktischen Gesichtspunkten, entworfen von Herbart.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Das Buch selbst zerfällt in zwei Hauptabschnitte: Elementarlehre und Methodenlehre. Der Verf. geht von den Sachen aus und schreitet allmälig zur Form fort. Die Elementarlehre enthält 16 Capitel. 1. Vom praktischen Bedürfnisse der Philosophie:

Das praktische Bedürfniß der Philosophie in Ansehung der Lebensverhältnisse geht dahin, die einzelnen Reflexionen darüber, welche für sich ebenso unwirksam als unbestimmt und schwankend bleiben würden, zu einem Systeme zu verknüpfen, welches dem wirklichen Ineinandergreifen dieser Lebensverhältnisse entspreche und sie so vollständig als möglich beleuchte. (S. 20.)

S. 28 fg. wird ausgeführt, daß der Theologe, der Jurist und der Mediziner nicht jeder eine besondere Philosophie haben könne, sondern das Ganze gebrauche. 2. Vom Menschen in seiner Gebundenheit an die Natur, den Staat und die Kirche. Viele neue und vortreffliche Bemerkungen, die alle ausgezogen werden müßten, und unter denen wir vergeblich wählen. 3. Von den Begriffen der Güter, Tugenden und Pflichten. Der Verf. gesteht zu, daß zum praktischen Gebrauche jede der drei Formen der Sittenlehre der Ausbildung würdig sei; aber es liege allen dreien die Reihe der zehn praktischen Ideen zum Grunde, unter deren Voraussetzung allein sie gelingen könne. Hierüber vergleiche man in der „Praktischen Philosophie" die Einleitung. Am Schlusse dieses dritten Capitels werden nach jenen Ideen die Merkmale des Mannes von Ehre auf folgende Weise angegeben:

Der Mann von Ehre ist nach der Idee der Vollkommenheit nicht feige; nach der Idee des Rechts unbescholten in Hinsicht auf Gewaltthat und Betrug; nach der Idee der Billigkeit nicht befleckt durch verdiente Strafe doloser Handlungen oder schwerer Nachlässigkeiten; nach der Idee des Wohlwollens nicht verdächtig der Hartherzigkeit, des Neides und der Schadenfreude; nach der Idee der innern Freiheit beharrlich in seinen Vorsätzen und consequent in seinen Handlungen.

4. Vom Bedürfniß der Religion. Zur Güterlehre, Pflichtenlehre und Tugendlehre gehört eine Ergänzung, weil keine Lehre im Stande ist, den Menschen vor Leiden, vor Uebertretungen und vor innerm Verderben zu sichern. Das Bedürfniß der Religion liegt am Tage; der Mensch kann sich selbst nicht helfen; er braucht höhere Hülfe.

5. Vom Unterschiede des moralischen und ästhetischen Urtheils. Diejenige Art von Urtheilen, welche das Prädicat der Vorzüglichkeit oder Verwerflichkeit unmittelbar und unwillkürlich, also ohne Beweis und ohne Vorliebe oder Abneigung, den Gegenständen beilegt, heißt ästhetisches Urtheil. Wenn aus den ersten, willenlosen Werthbestimmungen, welche unmittelbar in dem Gedanken irgend eines möglichen Wollens entstehen, der wirkliche Vorsatz sich erzeugt hat, fernerhin keiner unlöblichen Willensregung Raum zu lassen, alsdann geben die nunmehr folgenden Begierden und Handlungen Anlaß, sie mit jenem Vorsatze zu vergleichen. Indem sie nun demselben mehr oder weniger angemessen gefunden werden, entsteht ein moralisches Urtheil. — Jedermann weiß, daß die Sphäre der ästhetischen Urtheile sehr viel größer ist als die der moralischen u. s. w.

6. Vom Unterschiede der ästhetischen und theoretischen Ansicht der Dinge. Die Selbstbetrachtung wie das Beschauen der Dinge kann zugleich theoretisch und ästhetisch sein, aber die Sonderung beider ist oft durch äußere Veranlassungen und vorzüglich im Gebiete der Wissenschaften durch die nothwendige Reinerhaltung der Forschung geboten. Der Staat wird als treffendes Beispiel behandelt, um die Wichtigkeit der angegebenen Unterschiede ins Licht zu setzen. 7. Von der Kunst und dem Künstler. „Wo die Künste nicht blühen, da ist Rohheit und Beschränktheit." Es wird gewarnt ebensowol vor unnöthiger Spaltung als vor unstatthafter Verwechselung ästhetischer Urtheile. „Alle ästhetische Kunst ist verschönernde Kunst. Ist es nicht Ehre genug, das Leben zu verschönern? Die Wissenschaft befindet sich im Grunde auch in dem nämlichen Falle." 8. Von der nützlichen Kunst. Viele, selbst in das Einzelne der hierher gehörigen Beschäftigungen der Menschen gehende, beachtenswerthe Bemerkungen, die man besser im Buche selbst aufsucht. 9. Von der schönen Kunst. Dies Capitel ist für Künstler und Aesthetiker in vieler Beziehung wichtig. Wir müssen bekennen, daß wir, trotz der kleinen Differenzen, die zwischen den Ansichten des Verf. und den unserigen herrschen, und worüber an einem andern Orte gesprochen werden soll, doch auf manches bisher Uebersehene aufmerksam gemacht wurden. 10. Von der gelehrten Kunst. Hier hat der Verf. die Kunst des freien wissenschaftlichen Vortrags ausgelassen, die jetzt so sehr vernachlässigt wird. Ueber sie hätten wir Herbart sehr gern reden hören, weil er diese Kunst schon vor 25 Jahren in hohem Grade der Vollkommenheit ausübte. Mit großem Rechte aber führt der Verf. hier aus, daß bei dem wissenschaftlichen

Vortrage jeder Art nicht blos Methoden der Wissenschaften, sondern in gleichem Grade pädagogische Grundsätze mitzusprechen haben. 11. Von der Staatskunst. Dies Capitel wird ohne unsere Empfehlung ein allgemeines Interesse gewinnen. Nur ist sehr zu wünschen, daß die Hindeutungen auf die praktische Philosophie und die Psychologie des Verf. dabei sorgfältig mögen benutzt werden. Aergerliche Misverständnisse sind nicht zu besorgen. 12. Von der Erziehungskunst. Die Erziehungskunst hat man sich von jeher nur gar zu leicht gemacht, und es wäre zu wünschen, daß eine große Menge von Lehrern und Erziehern sich aus dem bisherigen Wahne durch Herbart's Pädagogik und Psychologie ein wenig aufschütteln ließe. Bei allen rühmlichen Bestrebungen der neuern Zeit, häusliche Erziehung und besonders die Schulen zu verbessern, liegt doch diese wichtige Angelegenheit fast noch am meisten im Argen. Wer nicht selbst versuchte, der hat über diese Sache kein entscheidendes Urtheil. Herbart aber versuchte selbst, und Ref. hat acht Jahre seines Lebens allein diesem Geschäfte gewidmet und wird seine Erfahrungen nicht zurückhalten. Der 80jährige Dorfschulmeister freilich hat nur die unfruchtbare Erfahrung seines 60jährigen Schlendrians. 13. Von der geistigen Regsamkeit. Am Schlusse dieses wichtigen Capitels ist von der Criminalrechtspflege auf eine Weise die Rede, welche den Beruf des Verf., der auch Jurist ist, beurkundet, sich des Criminalrechts in einem besondern Werke anzunehmen. Aus seiner Psychologie und praktischen Philosophie würde der Welt in dieser Beziehung echte Beruhigung gegeben werden können. 14. Vom Leben. 15. Von der Materie. 16. Von der Seele und dem Ich. Diese vier letzten Capitel der Elementarlehre sind die wichtigsten in Rücksicht sowol auf die darin enthaltenen Sachen, als auf die Eigenthümlichkeit der Philosophie Herbart's. Sie enthalten die stärksten Antriebe, sich mit den Forschungen des scharfsinnigen Mannes vertraut zu machen. Es kann nicht fehlen, solche Arbeiten dringen am Ende durch, wenn auch erst in späterer Zukunft; und in welchem Lichte müßte alsdann die Mitwelt erscheinen, die sich hätte träumen lassen, darüber mit Gedankenlosigkeit hinzugehen. Das leere Vorgeben, die Herbart'sche Philosophie sei längst widerlegt, glaubt in wissenschaftlicher Welt Niemand, als wer ein kleines persönliches Interesse dabei hat, daß dem so sein möge. Die beiden bedeutendsten Recensionen der „Metaphysik" Herbart's in der leipziger und in der hallischen Literaturzeitung lehnen es ab, über die darin enthaltenen Anfänge der philosophischen Naturlehre zu sprechen, doch fodern sie dringend zur Prüfung derselben auf. Möchte sich doch bald unter den vielen geistreichen Naturforschern unserer Zeit ein gründlicher und vorurtheilsfreier Beurtheiler dazu finden. Auch die Naturforscher werden durch falsche Philosophie nicht gefördert, und entbehren können sie nur diese, aber nicht die rechte.

Der zweite Abschnitt, die Methodenlehre, zerfällt in 9 Capitel. 1. Von der Logik. 2. Von der Vernunftkritik. 3. Von der Fundamentalphilosophie. 4. Vom System der Philosophie im Allgemeinen. 5. Von der allgemeinen Metaphysik. 6. Vom Verhältniß der Metaphysik zu andern philosophischen Wissenschaften. 7. Von der Psychologie. 8. Von der praktischen Philosophie. 9. Rückblicke und Bemerkungen über die Form der Philosophie.

Ein nur ebenso dürftiger Bericht über diesen zweiten Theil des Buches, wie der über den ersten gelieferte, möchte leicht vom Leser mehr Anstrengung fodern als Unterhaltung gewähren, deshalb begnügen wir uns mit folgenden wenigen Bemerkungen.

Der Verf. sagt (S. 397): Die Methodenlehre wurde geschrieben in der Voraussetzung, „daß der Leser nicht blos die Gegenstände der Philosophie besehen, sondern auch von deren regelmäßiger Untersuchung etwas hören wolle. Die Methodenlehre trat ein, nicht um Grundrisse von Lehrgebäuden zu zeigen, die man als äußere Gegenstände anzuschauen liebt, wenn sie auch nur Hirngespinste sind, sondern um von dem Verfahren zu reden, durch welches etwa ein Lehrgebäude entstehen könne." S. 376 schärft er den Satz ein: „Ueberall in der Philosophie soll die Form dem Gegenstande dienen und niemals über ihn herrschen."

Schwer scheinende Gegenstände des Buches werden in der nächsten Zukunft in besondern Abhandlungen besprochen werden. So hat Hr. Dr. Röer, wie wir wissen und anzeigen dürfen, die Absicht, eine Abhandlung über die Methode der Beziehungen, die bisher noch niemals völlig verstanden wurde, dem Drucke zu übergeben.

Wer aber der Philosophie schon näher steht und auch dem eigentlichen Sinne und der Absicht dieses Buches näher treten möchte, der lese die eigne Relation des Verf. darüber, von S. 394 bis zu Ende. Jeder wissenschaftliche Beurtheiler der „Encyklopädie" wird die Pflicht anerkennen müssen, auf die genannte Stelle eine sorgfältige Rücksicht zu nehmen. 51.

H. G. C. R. Mirabeau und seine Zeit der franz. Revolution. Von F. J. A. Schneidawind. Leipzig, Nauck. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie in seiner Schrift über Robespierre*) sucht auch hier der Verf. einen Theil der Revolutionsereignisse in Frankreich durch geschichtliche Beleuchtung eines hervorstechenden Charakters zu erklären, und wie dort, ist ihm dies auch hier in gewisser Weise gelungen.

Veranlassung zu der Herausgabe des Werkes war übrigens, laut Vorwort, der Wunsch des „verehrlichen Herrn Verlegers", welcher Hrn. S. auffoderte, ihm doch auch „eine Geschichte Mirabeau's und namentlich dessen Antheils an der franz. Staatsumwälzung zu schreiben", wie er ihm bereits eine solche Geschichte Robespierre's geschrieben hatte, woraus denn wol hervorgeht, daß jene Geschichte Robespierre's, buchhändlerisch zu reden, gut gegangen ist und ihr kaufendes Publicum gefunden hat. Den Wunsch des Buchhändlers erfüllte Hr. S. aber um so lieber, als er 1) „Jedermann gern gefällig ist" (Vorw.); 2) aber, um Hrn. A. Herrmann's „treffliche Skizze über Mirabeau" weiter auszuführen. So entstand nun unter Zuratheziehung der Werke von Thiers, Mignet u. A. vorliegendes Buch über einen Mann, der nach des Hrn. Verfs. Ansicht „ohne die Revolution wie tausend andere Wollüstlinge unbeachtet (?), unbenannt (?) in ewige Vergessenheit übergegangen sein würde".

*) Vgl. Nr. 342 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Diese Ansicht, glauben wir und sprechen es hier offen aus, dürfte aber den Beruf des Hrn. S., Biograph eines Mirabeau und Geschichtsdarsteller eines Actes des großen Dramas zu sein, an dessen beruhigender Lösung die Zeit noch immer arbeitet, fast zweifelhaft machen, wenn nicht das Werk selbst in seiner Ausführung ein anderes Urtheil begründete; denn, ob ein Mann wie Mirabeau, zu dessen Schattenseiten sinnliche Genußsucht allerdings gehörte, ohne die Revolution, dem Heere anderer Lüstlinge gleich, unbeachtet und unbenannt vorübergegangen wäre; ob überhaupt nicht die Verhältnisse immer so sein müssen wie sie eben sind, um die Entwickelung eines Lebensganges, wie er sich geschichtlich zeigt, möglich zu machen; ob endlich, mit einem Wort, ein Cäsar, ein Alexander, ein Friedrich II., ein Napoleon und mit diesen auch Andere in ihrer Art bedeutend hervortretende, nicht gerade den Raum, den sie hatten, die Begünstigung der Zeit, in welcher sie lebten, haben mußten, um zu sein, was sie sind: dies ist eine Sache, die wol keiner besondern Erörterung und Bemerkung mehr bedarf. So gewiß dies aber ist, so gewiß ist es auch, daß ausgezeichnete Menschen auch ohne diese Gunst des Geschicks oder Zufalls, dennoch ausgezeichnet gewesen wären, und es heißt daher offenbar ihre Wesenheit und Eigenthümlichkeit verkennen, wenn man sagt, ohne dies oder das würde Der oder Der nicht mehr als ein gewöhnlicher, von dieser oder jener Leidenschaft nebenher beherrschter Mensch sein. Kein Zweifel, wenn es auch kein Gallien zu unterjochen, kein Rom zu beherrschen gegeben hätte, Cäsar wäre doch Held und Herrscher gewesen, auch ohne Scepter und ohne Schwert, denn „innen lebt die schaffende Kraft", und der Unterschied ist nur, daß das Auge der Welt diese innere Kraft nicht sieht, wenn die Gelegenheit fehlt, sie in ganzer Größe zeigen zu können.

Die Blicke, welche Hr. S. seinen Leser in die Verhältnisse jener Tage werfen läßt, wo Mirabeau seine kurze aber bedeutungsvolle Rolle spielte, sind übrigens so richtig als interessant, selbst für den waltenden Augenblick bei uns, daß wir uns nicht enthalten können näher darauf einzugehen. Nachdem, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, durch das (1789) erfolgte Zusammenberufen der drei Stände, der Würfel gefallen, der Einberuf des dritten Standes wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Nation gewirkt hatte; nachdem in Folge dieser Vorgänge sich Vereine (Clubs) gebildet hatten, beschäftigte man sich nun mit nichts Anderm mehr als mit Untersuchung der abzustellenden Misbräuche, und je weiter man hierin kam, je mehr fühlten sich die Gemüther ob der Menge und Schwere dieser Misbräuche erbittert. Wohin man sah, da war von Recht und Freiheit keine Spur, wohl aber desto mehr von Vorrechten und Freiheiten. Die Stände, die Provinzen, die Städte, die Zünfte selbst hatten dergl. Jeder Schritt ließ eine neue Barriere gegen die freie Entwickelung des menschlichen Geistes sehen. Alle Aemter und Würden, sowol im Civil als Militair und Kirche, waren einigen Classen und in diesen wieder einigen Auserwählten vorbehalten. Nur dann konnte man dieses oder jenes werden oder sein, wenn man bestimmte (Un-) Rechtstitel für sich hatte oder festgesetzte Geldbedingungen zu erfüllen vermochte. Die Städte übten Bannrechte, die Corporationen Zwingrechte, überall lag die Hand der Minderzahl hemmend, beraubend und bedrückend auf der Mehrzahl, und ein Drittheil des ganzen Grundeigenthumes mußte, als dem Volke noch zuständig, die ungeheure Bürde der ganzen Staatslast tragen, damit der Adel und der Klerus auf den ihnen gehörigen andern zwei Drittheilen steuerfrei sitzen und jagen und nebenbei die „Vilains" unter der Last der Corvé's (Frohnden) und des Aberglaubens in Ruhe und Gemächlichkeit physisch und moralisch verderben konnte.

Dies war es, was sich damals dem prüfenden Blicke der Volksversammlungen, dem Auge der Repräsentanten des dritten Standes zeigte, und darf es da wundern, daß Unwille die Herzen füllte, daß dieser Unwille zur Erbitterung, ja zuletzt zur Wuth sich steigerte, als ein elender, ränkesüchtiger und schwacher Hof, eine fanatische Priesterschaft und eine (40 Jahre der Erfahrung haben es bewiesen) durch und durch unverbesserliche Aristokratie sich allen nothwendigen Reformen abhold, ja bis zu einem Grade feindlich zeigten, um selbst die Waffen des Auslandes gegen das Mutterland aufzurufen und nationale Ehre und Unabhängigkeit dem Moloch des Eigennutzes zum Opfer zu bringen!

Wir haben dieses Momentes der geschichtlich-biographischen Darstellung des Hrn. Verfs. übrigens hier nur darum besonders gedacht, da nach mehr als 40 Jahren bei einem Blick auf uns selbst so manches Analoge leider!! sich noch findet, die Geschichte aber die beste, wenn auch oft nur zu wenig berücksichtigte Lehrerin ist. Allerdings sehen wir diese Schroffheit der Misbräuche nicht mehr, die damals hervortrat: es ist damit gegangen wie es, nach Mephistopheles' Ausspruch im „Faust", mit dem Teufel selbst ging; es hat sich modernisirt; aber Vorrechte und Freiheiten stehen noch überall dem Recht und der Freiheit im Wege, und spießbürgerlicher Unsinn hat in den neuesten Tagen ebenso gut sich an sein altes Bann- und Zunftwesen klettenartig angehängt, wie feudalistische Verstocktheit an Frohnden und Steuerfreiheit.

Eins nur ist total anders geworden, und dieses Eine ist der milde Trost für so manche Anomalie, so manche getäuschte Hoffnung, so manchen Stillstand, wo ein Vorwärtsschritt, so manchen Schneckengang, wo ein Adlerflug zu sein schien. Es ist dies die gestiegene Moralität des Volkes im Allgemeinen, die Emancipation aus alter Trägheit und Unwissenheit, das Erwachtsein zu einem vernünftigen, besonnenen, seiner Würde und seiner Pflicht sich bewußten Staatsbürgerleben. Zwar ist auch dies alles noch weit entfernt von irgend einem Grade der Vollkommenheit; aber ein Blinder, möchte man sagen, muß es sehen, daß Vorschritte stattgefunden haben, und ebenso sicher wie diese Vorschritte die Weiterschritte, verbürgen sie auch die endliche, vollständige Befreiung der Menschheit aus den Banden veralteter Institutionen, und dies zwar auf eine minder traurige Art, als die ersten Schritte geschahen. Nicht durch das schauerhafte Medium der Laternenpfähle, der Guillotinen, der Füsilladen und Noyaden wird die weitere Emancipation geschehen, sondern auf dem vernunft- und rechtmäßigen Wege der Reformen, und ein Abirren von diesem könnte abermals nur, sollte es ja stattfinden, jener Verstocktheit und jener thörichten Vermessenheit zugeschrieben werden, die mit frevelhafter Keckheit es wagt mehr machen zu wollen, als die Allmacht selbst vermag: die Vergangenheit zur Gegenwart.

Mirabeau's Asche deckt längst die Erde; jene Stimme, die mit Donnertönen den alten, morschen Bau des Ehemals stürzte, ist längst verhallt; einen Redner wie Mirabeau hat unsere Zeit nicht, bedarf ihn aber auch glücklicherweise nicht, denn das schlichte Wort der Wahrheit hat sich seine Bahn zum Ohr der Völker gebrochen, und nicht mehr gilt es, im Sturm die Schanzen des Wahns zu nehmen, sondern nur noch mit ruhiger Beharrlichkeit dessen letzte Wälle abzutragen.

Zur Vervollständigung der Kenntniß jener Tage von Frankreichs erster Revolution und deren Führern wird Hrn. Schnelbawind's meist auf gute Quellen sich stützendes Werk mit Nutzen gelesen werden. 52.

Romanenliteratur.

1. Der zerbrochene Postwagen im Thüringerwalde. Humoristische Erzählungen von Gustav Friedrichsohn. Eisenberg, Schöne. 1831. 8. 1 Thlr.

Passagiere vertreiben sich die Zeit, während sie auf die Wiederherstellung ihres zerbrochenen Fuhrwerks warten, durch Erzählen von Begebenheiten aus ihrem und ihrer Freunde Leben, und erregen den Wunsch, mit zu den Wartenden gehört zu haben, denn wirklich ist keine dieser Erzählungen mislungen; die Landschaftsgemälde geben Anschauung und sind ohne Anmaßung; die Kreuz- und Querzüge des Calendermannes sind vor allen als ausgezeichnet gut anzuerkennen. Mit heiterm Humor betrachtet er sich Baiern, wie es unter Karl Theodor, Max Joseph war und unter dem jetzigen König ist, erzählt von dem

Tractätchenvertheilen in den Rheinprovinzen, und theilt, aber ohne Bitterkeit und Lust den Andern wehezuthun, links und rechts Hiebe aus. Salz ist auch in den Berichten des Sohnes vom Calendermann, die er diesem über manche Thorheiten der Turner und Altdeutschler gegeben, aber kein spanischer Pfeffer, nichts von der gemeinen Schmähsucht, die zur Schande unserer Literatur überall sich eindrängt.

2. Die Charade. Novelle von J. Satori. Berlin, Schüppel. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Scharf läßt die Verfasserin die Nemesis mit dem armen Grafen verfahren, als er, der flaue Charakterlose, aufgeschwemmt durch Romanenphrasen, die ihn zum interessanten Jüngling stempeln sollen, dem bürgerlichen Mädchen untreu wird und Ursache ihres frühen Todes ist. Aber wird die Mahnende ihren Zweck erreichen? Wird irgend ein Mann in dem vorgehaltenen Spiegel sein Bild erkennen? Werden wir nicht Alle meinen, die Verfasserin verstehe so wenig wie die meisten ihrer Schwestern des Mannes Natur zu ergründen, und dürfe sich daher auch nicht unterfangen, uns Lehren geben zu wollen, die sicherlich keinen Eindruck machen werden. Freilich sollen sie den Mädchen mit gelten, aber wie viele Leserinnen werden denn glauben, daß ein Mann wie der Graf sie bethören könne?

3. Tourmalin von Yssel. Großer Räuberroman in zwei Abtheilungen, Stoff aus der wirklichen Geschichte. Von Dr. Wittkind. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Das Große des Romans ist vermuthlich in lauter negativen Vorzügen zu suchen: die Räuber sind nicht so roh und gemein wie ihre Collegen, die Lieblinge der Leser in sonstigen Wachstuben. Ueberhaupt ist kein Ungeschmack vorherrschend, die Liebesscenen sind züchtiger als es den Anschein hatte. Tourmalin ist blos Ehrenmitglied einer Räuberbande und eigentlich Kronprinz von Yssel, der mit Hülfe dieser Wegelagerer sich auf den von einem Usurpator in Besitz genommenen Thron schwingen will, was denn auch gelingt, besonders durch Beistand eines großmüthigen räthselhaften Unbekannten, ein Stückchen des Alten überall und nirgends, nur ist keine Zauberei dabei im Spiel. Norden und andere ostfriesische Orte werden fleißig genannt, sodaß man über den Schauplatz ziemlich im Klaren ist; desto dunkler sieht's mit der Zeitbestimmung aus, bald meint man, die Geschichte habe sich im imperfectum, bald im plusquamperfectum zugetragen; hätte man sie doch im letztern gehalten, so recht in eine graue, neblige Vorzeit hinausgerückt und keine bestimmten Orte genannt, das hätte Haltung ins Ganze gebracht.

4. Fidelio und Bianca. Ein historisch-romantisches Gemälde von Eduard Maurer. Zwei Bände. Berlin, Schüppel. 1831. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Historische wird durch die Nennung König Ludwigs XIV., des Herzogs von Vendome und die Erwähnung einiger ihrer Kriegsthaten besorgt, das Romantische hat ein weiteres Gebiet: da gibt's fabelhafte Herzöge von Mailand, von denen der eine, als blinder Bettler verkappt, seinen neugeborenen Sohn einer Gräfin, die eben ihr Kind verloren, mit Einverständniß des Vaters unterschieben läßt, halbe Entdeckungen eben diesem Sohne macht, woraus unterschiedliches Herzeleid und recht viel Unwahrscheinliches entsteht, bis die Bösewichter — denn von diesen gibt es diverse Sorten — ihren Lohn erhalten, die ganzen Entdeckungen den Knoten lösen und Fidelio seiner Bianca und der Erbfolge in Mailand gewiß ist. Auch hier war es gerathener, nicht Orte noch Personen zu nennen und Alles fein unbestimmt zu lassen.

5. Freundestreue. Historisch-romantische Erzählung von August Coralli. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr.

Ist in voriger Erzählung das Verwickelt-Verworrene, was höfliche Leute für romantisch annehmen, strengere trivial-romanhaft nennen, die Hauptsache, so ist umgekehrt hier das Historische das Wesentliche, der Rückzug der Franzosen aus Rußland meisterlich dargestellt, so lebendig, mit solcher Schonung des Zartgefühls, daß der Roman dagegen matt und gekünstelt sich ausnimmt, und man wenig Neigung hat, sich für den Einzelnen zu interessiren, wo Tausende an dem Walten der Nemesis verbluten, in der grausen Schicksalstragödie die Unschuld wie die Schuld untergeht. Daß der von dem französischen Offizier gerettete junge Russe ein Mädchen ist, merkt nur er nicht; solche Blödsichtigkeit läßt man im gewöhnlichen Roman sich gefallen, sie ist da Herkommens; aber da, wo wir den Kampf gewaltiger Naturen sehen, wo die Wahrheit so ernst und groß ist, müssen solche kleine Manieren sich nicht geltendmachen wollen, sie verderben sich selbst das Spiel, und man nimmt es den harmlosen Romanenfiguren übel, sich unter die erhabenen Gestalten einer Welttragödie gemischt zu haben. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 44. — 13. Februar 1832.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 1829—30 zu Dresden, von C. G. Carus. Leipzig, G. Fleischer. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Inhalt dieses Werkes hat so viel Eigenthümliches und die Ausführung solche Klarheit, Leichtigkeit und Anmuth, daß die verschiedensten Leser sich in gleichem Grade angezogen fühlen. Auch ist der Vortrag ganz darauf angelegt, den Ideen des Verf. allgemeinen Eingang zu verschaffen. Seine Beobachtungen und Erklärungen stehen in einem wissenschaftlich geordneten Zusammenhange, aber dieser ist mit dem Gewande einer ungezwungenen, freien Rede bekleidet, welches verstattet, mit einer leichten Wendung auszuweichen, so oft eine strengere Lehrweise Widerstand erregen könnte. Damit schleichen sich aber auch Vorstellungen leise ein, die bei einer methodischern Ausführung abgewiesen werden möchten.

Die Theorie des Verf. zeichnet sich durch eine innige Verbindung mit den physiologischen Ansichten aus, wodurch Hr. Hofrath Carus sich so weitverbreiteten Ruhm erworben hat, und durch eben diese Analogie wird auch der Gang bestimmt, den die Untersuchung und Darstellung nimmt.

In den gewöhnlichen Lehrbüchern der Seelenlehre werden die einzelnen Eigenschaften und Functionen des menschlichen Geistes analysirt; die Grade ihrer Entwickelung, ihre Verbindungen und Verhältnisse werden angegeben, ihr gesunder und ihr kranker Zustand wird dargestellt. Diesen descriptiven und analysirenden Methoden wird hier eine andere entgegengesetzt, welche vom Verf. die genetische genannt wird. Zufolge derselben wird das Leben der Seele von ihrem ersten Eintritte in die sinnliche Natur an durch alle Perioden ihrer Entwickelung bis zu der Auflösung des Menschen verfolgt.

Für diese genetische Methode hat der Verf. sich entschieden, weil alle Gegenstände der sinnlichen Erkenntniß, sowie auch der Verstand, die Triebe und der Kunstsinn des Menschen, nebst ihren einzelnen Erzeugnissen, in die wirkliche Welt auf eine Art eintreten, deren er sich selbst nicht bewußt ist und die sich der Beobachtung Anderer entzieht. Alles Wirkliche existirt nicht mit Einem Male in vollkommener Gestalt, sondern es entfaltet sich nach und nach und reift zu dem Ausdrucke der Idee von Dem, was es sein und werden soll, allmälig heran. Die Idee aber, fährt der Verf. fort, war schon vorhanden, ehe sie in die Erscheinung tritt. Eben dieses, daß sie nicht in einem Stoffe gefestigt ist, sondern daß dieser sich vielmehr zu ihr heranbildet, beweist ihre frühere Existenz in einer höhern Welt. Der Verf. bezeichnet jene Idee als die bildende Seele des Wesens, welches sinnlich erscheint; als die Seele, weil sie allein alles Wirkliche und Lebendige jedes Dinges ausmache; als die bildende, weil der materielle Stoff erst dadurch zu einem erscheinenden und erkennbaren Wesen werde, daß die Idee ihn durchdringt.

Dieser Idee legt Hr. Hofr. Carus eine Existenz vor ihrem Leben in der Erscheinung bei. Alles Uebersinnliche muß jedoch außer aller Zeit gedacht werden; und Hr. Hofr. Carus lehrt selbst, daß die Ideen nur darin existiren, daß sie ihre sinnlichen Repräsentanten durchdringen, mit und in diesen, also in der Zeit leben. Man könnte wol seine Vorstellungsart so weit ausdehnen, das ganze Darleben (ein vom Verf. nach der Analogie des Wortes Darstellung gebildeter Ausdruck) der erscheinenden Dinge, welches in Veränderung und Bewegung besteht, ebenfalls nur für einen Abdruck oder eine Erscheinung der sich in steter Veränderung bewegenden und heranbildenden Ideen zu erklären. So hätten wir denn eine doppelte Welt: eine erscheinende und eine idealische, von denen jene sich zu dieser heranbildete. Diese aber, die idealische, kann nicht als unbeweglich gedacht werden, wenn sie die erscheinende und sich stets bewegende Natur innigst durchdringt. Sie muß vielmehr selbst auch als sich bewegend, fortschreitend und sich ausbildend gedacht werden. Beide Welten wären wiederum nur Eine, indem sie mit einander innigst verbunden sind. Wenn aber die Idee selbst auch in einer Entfaltung und Ausbildung ihres Wesens besteht, so müßte wieder eine Idee der Idee angenommen werden, zu welcher die Idee, welche die Natur durchdringt, sich heranbildete. Mit allen diesen Erklärungen werden die Schwierigkeiten und Aufgaben der Metaphysik, welche in der gemeinen Vorstellungsart das Problem der Verbindung zwischen Materie und Geist und über das innere Wesen der Körper genannt werden, nicht aufgelöst, sondern nur weiter hinausgerückt.

Hr. Hofr. Carus dringt darauf, „daß die Sphären der Ideenwelt und der Natur, worin jene sich ausdrückt, ein-

ander innigst durchdringen und nicht einmal in Gedanken völlig getrennt werden können". Demnach werden von ihm (S. 77) „der Vernunft und der Natur zwei ursprünglich verschiedene Sphären angewiesen, welche einander modificiren und in ihren Aeußerungen bestimmen. Die Idee würde (nach seinen eignen Worten) nicht zur Vollkommenheit gedeihen, ohne die Rückwirkung ihres Abdrucks in der erscheinenden Welt. Die in der Vernunft sich schematisirenden Ideen prägen wol der Erscheinungswelt den Typus schöner, gesetzmäßiger und für flüchtigere sinnliche Anschauung sogar beharrender Gestaltung auf, können aber ebenso wenig das Wesen der Natur aufheben als die Einwirkung der Natur auf die Sphäre der Vernunft, den eigentlichen Zug aller Vernunftanschauungen (?), welche unmittelbar gegen die göttliche Urquelle der gesammten Welterscheinungen gerichtet ist, jemals aufheben; wohl aber wird sie bewirken, daß die Vernunft das göttliche Urwesen nicht mehr blos an und für sich, sondern auch durch das Medium der Natur hindurch unter der Form (?) der Güte, Wahrheit, Schönheit anschauen lerne, ungefähr wie dem durch ein Prisma sehenden Auge das Licht nicht mehr weiß, sondern in den glänzenden Farben des Regenbogens erscheint."

Durch diesen Dithyrambus werden die von schönen Bildern bewegten und gemüthlich berauschten Zuhörer in ihren Vorstellungen, auch in denen, die sie soeben erhalten hatten, wieder irregemacht.

Der Verf. rechtfertigt zwar seine häufigen symbolischen Ausdrücke und Gleichnisse da, wo bestimmte Erklärungen erwartet werden, mit der oft unüberwindlichen Schwierigkeit, reine Vorstellungen des Verstandes in angemessene Worte zu kleiden. Sollte aber nicht mancher Zuhörer oder Leser, der vernommen, daß die göttlichen Urbilder sich in der Individualität einzelner Naturwesen abspiegeln, in den Spiegel geschaut, und wenn er darin mit Verwunderung wirklich sein eignes Bild erblickt, geglaubt haben, jetzt begreife er es vollkommen. Er sehe ja ganz klar und deutlich ein, was ein Spiegel und was ein Bild sei.

Ist hier nicht der Fall, die Weisung anzuwenden, die Galiani in seinen „Dialogues sur le commerce des blés" durch einen seiner Mitredner gibt, der Alles aufgeboten hat, was der scharfsinnigste Verstand und Witz vermögen, um verwickelte Fragen des Staatshaushaltes durch Gleichnisse und Fabeln aufzuklären, und hinzufügt: „Une fable n'est jamais une raison; quelque belle, quelque lumineuse, quelqu' applicable qu'elle paraisse être, il faut toujours s'en méfier. Il faut tirer la raison de l'inspection intrinsèque de la nature des choses, et n'y employer jamais d'autre voie. La comparaison sert ensuite à embellir le discours, à le convertir en éloquence ou en poësie; elle est le vernis du tableau: mais elle n'en est pas la peinture. Si dans toutes les sciences on avoit eû cette méfiance, nous aurions bien moins de livres et bien moins d'erreurs."

Man kann sich noch auf eine Autorität berufen, die Hr. Hofr. Carus nicht ablehnen wird. Schiller warnt in seinem Aufsatze: „Ueber die nothwendigen Grenzen im Gebrauche schöner Formen", sogar vor häufigen Beispielen, weil die zufälligen Beziehungen zu leicht in die allgemeinen Begriffe mithineingetragen werden und ihnen etwas von ihrer Allgemeinheit rauben.

Es kommen noch die häufigen Anführungen von Stellen aus Dichtern hinzu, die nicht blos, wie Galiani erlaubt, den Vortrag schmücken, sondern auch oft durch Nebenideen verwirren und einen falschen Sinn unterschieben. Auch aus andern Schriftstellern führt der Verf. häufig Stellen und einzelne auffallende Aussprüche an, um Etwas, das er selbst soeben viel besser gesagt hatte, zu bekräftigen. Dieses sagt zwar dem heutigen Geschmacke sehr zu. Doch wird sich noch wol Mancher darüber wundern, wie Plato, Lichtenberg, Dante, Oken, Heinroth e tutti quanti sich hier auf Einer Seite zusammenfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Rechtsweg. Ein Versuch vergleichender Gesetzkritik des französischen mündlichen und gemeinen deutschen schriftlichen Civilprocesses, mit Rücksicht auf die neuern legislativen Verbesserungen beider und auf die Mischungsversuche der neuesten Zeit. Von N. Freih. v. Holzschuher. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Rechtsweg muß ein langer sein, und der spät zum Ziele führt! — So möchte man wenigstens meinen, wenn man Jahre, Jahrzehende, ja Jahrhunderte lang zweifeln, forschen, sich streiten sieht, welchen Weg man von vorn herein einschlagen, ob man rechts oder links gehen, ob man öffentlich und mündlich oder schriftlich und insgeheim das liebe Handwerk der Themis treiben soll. Denn es ist die Frage des obigen Werkes materiell keineswegs erst von heute und gestern her, sie ist schon in dem römischen Gerichtswesen zu Zeiten so, zu Zeiten anders gelöst worden; sie hat in dem ältern kanonischen Rechte (Decretum Gratiani) einmal den Grundsatz: „sine scriptura omnia procedant, et definitiva sententia sine scriptis proferatur", zur Antwort erhalten, sodann aber im neuern kanonischen Rechte jene geheime schriftliche Inquisitionsmaxime hervorgebracht, nach welcher der Liber Extra den Satz: „quod non est in actis, non est in mundo" in derber Schreiberconsequenz aussprach; sie ist vom großen Kaiser Karl V. in seiner peinlichen Gerichtsordnung auf eine eigenthümliche Weise entschieden worden; und endlich hat sie auch seit Einführung der neuen französischen procédure eines von jenen Momenten hergegeben, die einen Gegenstand französischer Großthuerei und deutscher Nachbeterei ausmachen.

Als Ref. bereits im J. 1827 mehre Broschüren aus dem preußischen Rheinlande*) über die Streitfrage der oben angezeigten Schrift, mit besonderer Beziehung auf die diesfalls stattfindenden Verhältnisse in den preußischen Rheinprovinzen, sodann in mehren Jahrgängen d. Bl. die treffliche von Oppen'sche Schrift: „Vergleichung des preußischen und französischen Rechts", bekanntmachte, war noch nicht daran zu denken, daß in irgend einem deutschen Staate Folgendes gehört werden möchte, was das Vorwort zu vorliegender Schrift mit vollen Backen ausspricht: „Man muß die öffentliche Mündlichkeit ganz wollen, und das für dieselbe als Muster geltende französische Procedursystem in allem Wesentlichen festhalten!" Aber das ist nun freilich seit der neuen französischen Revolution Alles ganz anders geworden; wir sind ja regenerirt und haben die Ehre, der fran-

*) Vgl. z. B. Nr. 280 u. 281 d. Bl. f. 1827.

zösischen Spiritusflamme als Lampenschimmer nachzuglimmen; ja, wir sind in der Kühnheit so weit vorgeschritten, daß wir in Sachsen, wo die Actenreiterei bis dato noch auf dem Culminationspunkte steht, sogleich mit dem ersten Herauskeimen des holden Constitutionsblümleins aus der alten Erde, mitten hinein in die juristische Schreibereiwelt den constitutionellen Wunsch nach einem Geschwornengerichte und öffentlich mündlicher Rechtspflege bei Preßvergehen schrien. Gleiches hat sich in Baden ereignet. Daß nun aber auch in Baiern, das ja ohnehin so nahe an Frankenland grenzt, ungeachtet der classischen Darstellung der Vorzüge, aber auch der — wol überwiegenden! — Mängel der öffentlich mündlichen Rechtspflege, wie sie in Frankreich geübt wird, durch den großen Feuerbach, noch manche Stimme sich für unbedingte Annahme jenes französischen öffentlichen Gerichtswesens hören lassen werde, ließ sich im Voraus erwarten, zumal im J. 1831. Und eine solche Stimme ist unser Verf., dessen Streben an sich durchaus löblich, dessen gründliche Kenntniß des französischen Proceßrechtes und namentlich der Literatur dieses Proceßrechtes bereits in andern kritischen Blättern anerkannt, und der gewiß einer von denjenigen Freunden des französischen Liberalismus ist, welche mit reiner Ueberzeugung und Begeisterung darin auch für Deutschland das Heil der Welt zu finden glauben.

Um nun sogleich hier unsere Ansicht der Sache offen und Ein- für alle Mal darzulegen, so bekennen wir, wie wir bereits anderwärts gethan haben, daß a priori jedenfalls ein mündliches Rechtsverfahren einem schriftlichen vorzuziehen ist, 1) weil die Rede überhaupt in allen Lebenshändeln oder im Praktischen besser, kürzer, wirksamer ist als die Schrift; 2) weil der Rechtspflege die Schrift an sich etwas durchaus Unwesentliches ist, nun aber bei einem, blos dem Bedürfniß oder der Noth dienenden, menschlichen Institute alles Unwesentliche, insbesondere aber, wenn es unnöthige Kosten verursacht, wie die Schriftnerei, streng zu vermeiden ist; 3) — das ist aber freilich nicht a priori — weil in unserer Zeit jedes Wort, ja jeder Buchstabe, der weniger geschrieben wird, — eine wahre Wohlthat ist. Daß nun aber hiermit die Oeffentlichkeit schon an und für sich zusammenhängt, ist eine Folge des Mistrauens, welches in der neuen Zeit zwischen Staat und Bürger getreten ist; und hier zeigt sich wieder eine Schwäche des mündlichen Verfahrens im Gegensatz des schriftlichen, indem bei letzterm, wenn nur jedem Bürger freie Acteneinsicht gestattet wird, an eine Ungerechtigkeit, die nicht zur Rechenschaft gezogen werden könnte, nicht zu denken ist, bei ersterm aber nur die Oeffentlichkeit sichere Gewähr zu leisten vermag, die wieder mancherlei andere Inconvenienzen mitsichführt. Indessen hat eine vernünftige Oeffentlichkeit, die nicht in französische comédies judiciaires ausartet, allerdings nichts wider sich. Und so wäre denn ein mündlich öffentliches Gerichtsverfahren, weise geleitet und mit Mäßigung angeordnet, sodaß z. B. solche gerichtliche Acte, Eingeständnisse, Erklärungen, welche in späterer Zeit für die Rechte der Parteien oder Dritter von Wichtigkeit sein können, urkundlich aufbewahrt und erhalten werden, an und für sich dem schriftlichen durchaus vorzuziehen. Allein ein Hauptfehler hierbei, den auch unser Verf. begeht, ist, daß man das französische Procedursystem als Ideal hinstellt und nach ihm, als Muster, die deutsche Gerichtsverfassung modeln will. Französische Reben lassen sich nicht auf deutschen Wein pfropfen, und das Volk des Leichtsinns und der Thorheiten darf dem Volke des Ernstes und der Religiosität nicht als Vorbild dienen. Wir haben ganz andere Vorbilder an unsern Altvordern. Man trage die weise Proceßverfassung der altdeutschen Schöffengerichte, die die Elemente der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit so herrlich insichträgt, auf die fortgeschrittene Gegenwart, nach so gründlichen Studien, wie sie ein Grimm, ein Maurer anstellten, über, man verfahre nur deutsch gewissenhaft und nach Treu und Glauben: dann werden wir uns nach Frankreichs publicité nicht sehnen, aber dann werden wir auch nicht Ursache haben, wenigstens unser sächsisches schriftliches Verfahren, dessen unvergleichlicher Mechanismus allerdings fast unübersteigliche Palissaden gegen richterliches Unrecht aufstellt, den Ungerechtigkeiten französischer Jurys vorzuziehen, und die bedenkliche Frage aufzuwerfen: ob wol diesseits oder jenseits des Rheins mehr richterliches Unrecht geübt werde?

Dies unsere Grundansicht der Sache, und nach dieser gestaltet sich denn auch unser Haupturtheil über vorliegendes Werk von selbst, dessen besondere Vorzüge wir übrigens mit andern kritischen Blättern theils schon oben anerkannt haben, theils noch hervorheben werden. Eine nochmalige scharfe Auffassung des Geistes der öffentlichen Mündlichkeit, und eine sich daran knüpfende wiederholte Revision der Bedenklichkeiten gegen volle Einführung derselben in Deutschland, war allerdings keineswegs überflüssig, besonders wenn sie mit so viel Geist und Lebendigkeit der Idee, wie von unserm Verf., vorgenommen ward. Auch möchte derselbe wol modestius quam verius sprechen, wenn er sich durchaus kein weiteres Verdienst beilegt, als: die Lichtstralen vorangegangener größerer Geister gleichsam in einem Brennpunkte zu sammeln. Es bedurfte des eignen Sehens und Denkens gar sehr, um dem ganzen Gebäude des französischen Proceßsystems und allen seinen Theilen die absolute Idee und den vollkommenen innern Zusammenhang, wie der Verf. thut, abzugewinnen und den Werth dieses Systems genau gegen den Werth desjenigen abzuwägen, was man an alten Einrichtungen und Gewohnheiten dagegen nach des Verf. Ansicht aufgeben müßte. Namentlich sind in dieser Hinsicht der zweite und dritte Abschnitt des geschmackvoll geschriebenen Werkes, welche eine rationnelle Vergleichung der französischen Justizverfassung und Proceßordnung mit der der deutschen Länder, in denen der sogenannte gemeine deutsche Proceß mehr oder minder die Grundlage geblieben ist, enthalten, von vorzüglichem Verdienste. Denn jede Unternehmung auf dem neuen Gebiete der vergleichendeh Rechtswissenschaft, einer Disciplin, welcher leider nicht in Deutschland, ihrem Mutterlande, sondern in Paris die erste eigne Professur zu Theil geworden ist, verdient Dank und Aufmunterung. Und mit allem Rechte konnte der Verf. in seinem Vorwort hiervon sagen: „Von diesem Theile seines Werkes glaubte sich der Verf. auch dann noch Nutzen versprechen zu können, wenn auch sein nächster Zweck wenigstens bei seinen Zeitgenossen noch unerreichbar blieb, weil die vergleichende Kritik mehrer Gesetzgebungen, deren jede denselben Zweck nur auf verschiedene Weise erstrebt, wesentlich zur Aufklärung der Wissenschaft beiträgt. Diese Vergleichung erstreckt sich auf einer Seite auch auf die Modificationen und Verbesserungen, welche man in andern Ländern, z. B. im ehemaligen Königreich Westfalen, in Genf und dem Königreich der Niederlande, bei Grundlegung des französischen Code de procédure nöthig oder räthlich gefunden hat, auf der andern Seite auch auf die eigenthümlichen Proceßordnungen einzelner deutscher Länder, z. B. Preußens, Oestreichs u. s. w., insonderheit auf Baierns neuesten Proceßordnungsentwurf." Nur mit der wichtigen sächsischen Proceßordnung, sowol der ältern als der neuern, scheint der Verf. leider gar nicht bekannt geworden zu sein; und es hat Das den Nachtheil, daß er auf diese Weise gerade mit der besten schriftlichen Proceßmaschine unbekannt geblieben ist. Nicht zu acceptiren ist aber die Bescheidenheit, mit welcher im Verlaufe des Vorworts gesagt ist: „Zwar kann der Verf. dem Gelehrten nichts Neues bieten und die Wissenschaft nicht bereichern, aber um die Wissenschaft mit dem Leben inniger zu verbinden, dazu dürfte der Augenpunkt, aus dem der Praktiker die Dinge sieht, über welche die Gelehrten so selten unter sich einig werden, nicht ohne eigenthümliches Interesse bleiben, dazu besonders ist das Studium fremder Gesetzgebungen und am meisten einer Nation, der wir wenigstens im praktischen Talent das Uebergewicht nicht streitig machen können, von Wichtigkeit." Wollten doch die Deutschen nicht darin ihren Stolz finden, andern Nationen in allerhand Dingen das Uebergewicht zuzugestehen! Auch im praktischen Talent, in dem echten nämlich, man prüfe nur genauer, stehen wir den Franzosen keineswegs

nach. Wir denken bei solchen Gelegenheiten immer an Göthe's Gedicht: „Kein Vergleich!"

> Es schreibt mir Einer: den Vergleich
> Von Deutschen und Franzosen;
> Und jeder Patriot sogleich
> Wird heftig sich erbosen.
> Vergleichung aber läßt man zu,
> Da müssen wir gewinnen!

Und mit Recht sagt schon K. S. Zachariä in seiner Schrift: „Das Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten" (Heidelberg, 1810), unter Nr. III: „Ueber die Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in den Gerichten der rheinischen Bundesstaaten", S. 102: „Könnte man über den relativen Werth der schriftlichen und mündlichen Verhandlung gerichtlicher Angelegenheiten nach dem Zeugnisse der Geschichte entscheiden, so würde der Vortheil unstreitig auf der Seite des mündlichen Verfahrens sein. Die Griechen und Römer, und in den neuern Zeiten die Engländer, die Franzosen und Italiener, also die cultivirtesten Völker, die die Geschichte kennt, stimmen insgesammt gerade in diesem Punkte mit einander überein, so verschieden auch übrigens die Staatsverfassungen dieser Nationen waren oder sind. Und wurden nicht ehemals auch in Deutschland alle Rechtssachen öffentlich und mündlich verhandelt? Erst seitdem das römische und kanonische Recht in Deutschland die Oberhand gewann, verließ man auch in dieser Hinsicht die Sitte der Väter, und es blieben nur noch hin und wieder einzelne Spuren von dem ursprünglich deutschen Rechtsgange übrig. Es wäre eine Art von Wiedervergeltung, wenn das schriftliche Verfahren, das durch die Einführung eines fremden Rechtes den deutschen Gerichten aufgedrungen wurde, durch die Aufnahme eines andern fremden Rechtes wieder aus den deutschen Gerichten verdrängt würde!" — Ja, es wäre dies in der That nur eine Wiedervergeltung, nur eine Verdrängung des Fremden mit Fremdem. Fremdes aber soll nicht durch neues Fremdes, sondern durch Deutsches verdrängt werden. Darum, so wahr es auch ist, was der edle König von Baiern bei Eröffnung der Sitzungen der bairischen Ständeversammlung im J. 1827 treffend aussprach: „Was wollen wir? — minder kostspielige, weniger Schreiberei und Kostenaufwand erfodernde Rechtspflege!" und so sehr es auch der allgemeinen Beherzigung werth ist, was der Verf. zu beweisen gesucht hat, daß ein halbes Wollen der öffentlichen Mündlichkeit im Civilprocesse nicht zur Verbesserung, sondern zur Verschlimmerung gereiche, und daß mithin diejenigen halben Maßregeln und Mischungsversuche der letzten Zeit, welche es mit beiden Proceßmaximen nicht verderben, sondern beide in sich vereinigen wollten, zu keinem erwünschten Resultate führen können: so muß doch der Deutsche die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit seines Gerichtsverfahrens in dem Boden seines eignen Volkes, in der kernhaften selbständigen Individualität der altgermanischen Gerichtsverfassung suchen und nach deutscher Sitte fortbilden und pflegen, das derselben angebildete Gallische mit edelm Stolze verschmähend. Wir müssen daher bezweifeln, ob der Verf. unbefangene Wahrheit spricht, und können es nur für eine geistreiche Schoßkindliebe ansehen, wenn er S. 6 der französischen Proceßordnung „die goldene Mitte" zwischen gemein deutschem und preußischem Processe zuschreibt. Die Stelle selbst, welche allerdings zugleich manches Treffende enthält, ist folgende: „Preußen kann, ohne einen Rückschritt zu thun, nicht zum Systeme des gemeinen deutschen Processes zurückkehren, es kann noch weniger in seiner Untersuchungsmaxime noch weiter vorschreiten, da sie offenbar gegen die Natur der Civilrechtspflege schon zu weit ausgedehnt ist. (Die schlagendsten Gründe für dieses wol ziemlich allgemeine Urtheil s. bei Mittermaier in dessen schätzbarem Werke: „Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß, in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren", I. Beitrag, S. 81 fg.) Zwischen der steifen Form des deutschen gemeinen schriftlichen Processes, welche den Richter bis ans Ende zum unbehülflichen Zuschauer macht, und der Untersuchungsmaxime des preußischen Processes, nach welcher der Richter Alles sein soll, und mehr als er sein kann, wo er mit der Rolle des Richters sogar auch die Rolle der Parteien durch eine Art von Vormundschaft in sich vereinigt, — zwischen diesen beiden Extremen, sage ich — hält die französische Proceßordnung auf eine bewundernswerthe Weise die goldene Mitte." Man sieht, wie überraschend der Verf. Dasjenige, was bisher für die Mittelstraße zwischen schriftlichem und mündlichem Verfahren galt, das preußische Gerichtswesen, aus der Mitte herausschiebt und zu einem Extreme macht, um das französische Procedursystem als goldenen Mittelweg aufstellen zu können.

Wie vorzüglich und meist treffend übrigens die einzelnen Lehren des Processes nach den verschiedenen Maximen dargestellt, aufgefaßt und vergleichend beurtheilt sind, das kann hier nur allgemein angedeutet, und muß besondern juristischen Zeitschriften zur weitern Ausführung überlassen werden. Sehr natürlich und zweckgemäß ist auch die Anordnung des Ganzen. Drei Abschnitte umfassen den Gesammtinhalt des Werkes. Der erste Abschnitt sucht das eigentliche Element des Processes überhaupt auf. Hier werden die Schrift und das lebendige Wort verglichen, die Vorurtheile gegen das letztere hinweggeräumt und Geist, Zweck und Bedürfniß des öffentlich mündlichen Verfahrens dargestellt, zugleich wird dargethan, daß durch die neuerlichen Mischungsexperimente des schriftlichen Verfahrens mit einer Zugabe von Mündlichkeit Geist, Zweck und Vortheil des öffentlich mündlichen Verfahrens größtentheils verfehlt werde. Hierauf wird im zweiten Abschnitt die Justizorganisation nach zwei Capiteln: über die Gerichtsverfassung und über die Trennung der Gewalten, abgehandelt. Der dritte Abschnitt endlich hat die Procedurordnung zum Gegenstande und spricht in vier Capiteln: von den Anstalten zur Vermeidung der Processe, von den allgemeinen Bestimmungen des Processes ohne Rücksicht auf besondere Proceßarten, sodann aber von dem ordentlichen Processe, und endlich von dem summarischen Processe. Ein Anhang stellt die in diesem Werke angeführten Paragraphen des bairischen revidirten Proceßordnungsentwurfes vom J. 1827 zusammen.

Möchte es dem Verf. durch vorliegende Schrift gelungen sein, die Ordner der Verfassung und des Rechts in seinem Vaterlande auf das Bedürfniß — zwar nicht gerade der französischen, aber doch der öffentlich mündlichen Rechtspflege lebendiger aufmerksam gemacht zu haben; denn, wie schon Morstadt in seiner „Materialkritik" mit Recht sagt: „Der öffentlich mündliche Proceß ist der Materie nach mindestens ebenso gut wie der deutsche (vielmehr alt- und neurömische), der Form nach aber unvergleichlich viel kürzer, prompter. Bis dat, qui cito dat! Ohne schnelle Justiz kein Credit, ohne Credit kein Verkehr, und ohne Verkehr kein Wohlstand!" 57.

Notiz.

In Nr. 273 d. Bl. für 1830 gedachten wir einer in demselben Jahre in holländischer Sprache erschienenen „Vergleichung der neuern europäischen Concordate mit dem der Niederlande", von H. J. Royaards, Prof. des Kirchenrechts in Utrecht. Sie war darauf auch unter dem Titel: „Rom im Concordate mit den Regierungen. Ein Beitrag zur bessern und richtigern Gestaltung theils der Verhältnisse der Regierungen mit Rom, theils des katholischen Kirchenstaatsrechts" (Leipzig, Wolbrecht, 1831), mit Anmerkungen des deutschen Herausgebers, ins Deutsche übersetzt worden. Zu jener holländischen Schrift ist nun im J. 1831 eine zweite Abtheilung unter demselben Titel und von demselben Verf. (aus dem von Kist und Royaards herausgegebenen „Archief voor Kerkelijke Geschiedenis, inzonderheid voor Nederland" abgedruckt) erschienen, von welcher wir nun ebenfalls hoffen, daß auch sie — sowie die erste es verdiente — durch eine Uebersetzung nach Deutschland verpflanzt werde. Unsere Zeit vor Allem muß auf eine wissenschaftliche Prüfung der bestehenden Verhältnisse der katholischen Kirchen mit Rom und des katholischen Kirchenstaatsrechts ebensowol, als auf deren vernünftige Gestaltung laut und unerbittlich dringen. 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1832.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 1829—30 zu Dresden, von C. G. Carus.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Um allen Verirrungen und Täuschungen der Einbildungskraft zu begegnen, wäre es vor allen Dingen nothwendig, zu erklären, wie der menschliche Geist allgemeine Begriffe und aus diesen zuletzt Ideen bildet, und welchen Gehalt er diesen verschiedenen Erzeugnissen des Verstandes beizulegen hat. Die Nothwendigkeit dieser Untersuchungen, die in den philosophischen, nach gewöhnlichem Zuschnitte abgefaßten Lehrbüchern abgehandelt werden, erhellt, wenn man bemerkt, wie der Verf. allgemeine Begriffe ohne Unterschied unter die Wesen aufnimmt, mit denen er die Sphäre der Vernunftwelt bevölkert. Man findet hier z. B. (S. 19) eine Urpflanze, „die als Einheit der Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt überhaupt gegenübersteht, welche letztere nur Glieder und verschiedene Entwickelungsstufen eines einzigen Organismus ausmacht". Soll dieses (dem Sprachgebrauche gemäß) bedeuten, daß man es sich als möglich zu denken habe, eine einzelne Pflanzenart mache den ursprünglichen Stamm aller auf mannichfaltige Weise in einzelnen Theilen und Verhältnissen entwickelten Geschlechter von Pflanzen des Erdreichs aus, sowie Buffon die Frage aufwirft: wie der ursprüngliche Hund ausgesehen haben möge, von dem alle bekannten Hunderacen abstammen? so hat das Problem einen ganz andern Sinn und wird von den Naturkundigen anders beantwortet werden, als wenn man die Vorstellung von einem Urhunde oder einer Urpflanze bildet, in welche die wesentlichen Bedingungen des Geschlechtsbegriffs aufgenommen, von welchem alle speciellen Bestimmungen aber ausgeschlossen werden. Solchen Abstractionen, die in der alten, doch nicht ganz verwerflichen Logik entia rationis hießen, kann ebenso wenig eine andere Realität beigelegt werden als dem abstracten Dreiecke, das weder recht- noch stumpf- noch spitzwinkelig sein soll, da doch jedes Dreieck, schon in der bloßen Vorstellung, recht-, spitz- oder stumpfwinkelig sein muß.

So liest man auch hier (S. 107) von einer aus der göttlichen Urquelle hervorgegangenen Idee der Menschheit, welche alle unter einander streitende und in ihrer Ausbildung unvereinbare Anlagen und Kräfte der menschlichen Natur insichvereint, über alles Individuelle wirklicher Seelen weit erhaben ist und mit ihrem vielgestalteten Leben auf die Ausbildung dieser einzelnen (und für uns allein wirklichen) Seele einwirkt. Wenn aber auch Göthe, der hier angeführt wird, sich einmal von Schiller's Neigung zu Abstractionen hat verleiten lassen können, in einem flüchtigen Briefe an diesen auf das Papier zu werfen, daß der einzelne Mensch die unendlich vielseitige Natur nicht begreife, wol aber die Menschheit solches vermöge, so darf diese doch nicht mit Hrn. Carus (S. 85) für den wahren Menschen erklärt werden, von dessen Einwirkung (S. 48) die Entwickelung der Individuen abhängen soll. Es kommt ihr nur als einem Gebilde des Verstandes eine Art von Realität zu.

Bei dieser Untersuchung über das Verfahren des menschlichen Verstandes in dem Bemühen, die äußere Welt zu erkennen, müssen vor allen Dingen die Principien beachtet werden, die Kant in seiner Abhandlung von der teleologischen Urtheilskraft aufstellt (zweite Hälfte der „Kritik der Urtheilskraft"), welche von seinen eifrigsten Verehrern wol für die genialste aller seiner Schriften erklärt werden dürfte.

Wie es aber auch immer mit dem Leben der Urmenschheit beschaffen sein mag, von welcher der einzelne Mensch, wie es hier auch einmal heißt, nur als ein Theil angesehen werden soll, so entsteht in Beziehung auf die Individuen, welche in die erscheinende Welt eintreten, eine Frage über den Zustand vor diesem Augenblicke, dessen sie sich nicht zu entsinnen vermögen. Der Verf. bemerkt, daß der erste Keim des Kindes bis zu dem Augenblicke, da dieses, zu einem menschlichen Wesen ausgebildet, sich von der Mutter trennt, nur als ein integrirender Theil der letztern angesehen werden muß. Ebenso, sagt er, sei es mit der Seele des Kindes, — man sieht nicht recht ein, ob er sie für eine bloße Idee der Mutter erklärt, oder nur damit vergleicht. Hierdurch soll die auffallende Aehnlichkeit so vieler Menschen mit ihren Müttern begreiflich gemacht werden. Da aber ebenso viele Menschen Aehnlichkeiten mit ihren Vätern haben, die ebenso wenig als jene aus späterm Zusammenleben erklärt werden können, sondern offenbar in frühen Anlagen gegründet sind, so müßte man seine Zuflucht dazu nehmen, daß auch die Seele des Vaters sich in der Idee der Mutter abspiegele. In den meisten Menschen sind

Aehnlichkeiten mit dem Vater und mit der Mutter ineinandergemischt, und es müßte, um dieses zu erklären, eine ganze uns unsichtbare optische Maschinerie in Bewegung gesetzt werden, um Spiegelungen und Gegenspiegelungen hervorzubringen. Ein solches Spiel mit Worten ist aber sehr gefährlich. Der Verstand wird dadurch allzu leicht mittelst der Einbildungskraft getäuscht. Er muß sich damit begnügen, die Grenze seiner Erkenntniß zu bezeichnen, jenseits deren in einer dämmernden Finsterniß Irrlichter hin- und herfahren; oder ohne Bild zu reden: es müßten die Probleme scharf und bestimmt angegeben werden, deren Auflösung dem Verstande vermöge seiner Natur ewig unerreichbar bleibt.

Die genetische Methode führt den Verf. darauf, die verschiedenen Thätigkeiten der Seele nacheinander zu erklären, sowie sie in das Leben eintreten und sich in ihm entfalten. Eine andere Eigenthümlichkeit seiner Darstellung besteht darin, daß er durchgehends darauf dringt, daß alle Thätigkeiten der Seele innigst nicht sowol verbunden, als ineinander verwebt erscheinen, und beide Gesichtspunkte geben ihm Anlaß zu interessanten Bemerkungen.

In der Reihe dieser Functionen der Seele werden nacheinander dargestellt: die bewußtlosen Gefühle, welche der Mensch mit allen Körpern gemein zu haben scheint, die nur einige Organisation zeigen; die mit Bewußtsein verknüpften, wovon sich auch in den niedrigen Thierarten und sogar in den Pflanzen Spuren zeigen; die äußern Sinne und das Gemeingefühl, wodurch der Mensch die ihn umgebende Natur wahrnimmt, und dessen Eindrücke nicht in den Vorstellungen begriffen sind, welche von den äußern Sinnen herrühren; ferner, das Weltbewußtsein, oder Vorstellungen von äußern Gegenständen, in denen sich eine Thätigkeit des Verstandes zeigt, und welche dem Menschen mit den vollkommenen Thieren gemein sind; endlich, das Selbstbewußtsein, wodurch der Mensch zu einem in sich abgeschlossenen Wesen wird und das Gefühl der Persönlichkeit erhält, welches mit jener höchsten Thätigkeit der Seele, der Vernunft, und dem damit verbundenen freien Willen eintritt. Die also vollendete Seele erkennt sich selbst als einen Gegenstand, beurtheilt, ja liebt und haßt sich als solchen. Das letzte Verhältniß ist vom Verf. in einer der letzten Vorlesungen vortrefflich dargestellt und erklärt.

In dieser Darstellung des Lebens der Seele erhält die Sinnlichkeit eine angemessene Stelle. Leibnitz dachte sie ganz zu vernichten, indem er sie für eine verworrene Vorstellung von Dingen erklärte, die an sich selbst nur als verständige Wesen Realität hätten. Diese Erklärung ward zwar schon von seinen unmittelbaren Nachfolgern aufgegeben. Diese sahen aber wieder die Materie nur als einen dem menschlichen Geiste fremden Stoff an und wußten nicht, was sie aus solchem durchaus formlosen Stoffe machen sollten. Kant stellte die Rechte der Sinnlichkeit als eines Gegenstandes der Erfahrung her. Nach ihm kehrten aber die Metaphysiker sogleich wieder zu den Abstractionen zurück, vermittelst deren Alles aus Einem höchsten Begriffe abgeleitet und erklärt werden sollte. Die Sache hat Schwierigkeiten schon der Sprache wegen, die nur zweideutige Ausdrücke anbietet. Sinnliche Erkenntniß wird häufig gebraucht. Erkenntniß setzt aber schon Thätigkeit des Verstandes voraus, und sinnliche Erkenntniß ist mithin deutliche Vorstellung von sinnlichen Gegenständen vermittelst der Begriffe. Es soll aber das blos Sinnliche in dieser Erkenntniß rein ausgeschieden werden. Gefühl wird auch von einem der besondern fünf Sinne gebraucht. Anschauung gehört dem Sinne des Gesichts an, und ist zwar von Kant auf die allgemeine Form aller sinnlichen Vorstellungen übertragen; wer würde aber wagen, alle sinnlichen Vorstellungen und Gefühle Anschauungen zu nennen? Das griechische Aesthesis haben wir dem Sinne für Schönheit zugeeignet: und so bleibt nur Sensation übrig, welches bei den Engländern im Gebrauche ist, aber nicht bei den Deutschen, und auch nicht vom Hrn. Carus angewandt wird. Doch hat dieser auf eine bewundernswürdige Weise gewußt, seine Vorstellungsart deutlich zu machen. — Auf die Erklärungen des sinnlichen Vermögens der Seele folgen die Natur und Gesetze des Gedächtnisses und die Einwirkung des Verstandes auf dasselbe. Nach einer eigenthümlichen und geistreichen Darstellung dieser Gegenstände wird der Leser jedoch durch die Aeußerung befremdet, „daß die vielfältigen Complicationen der von innern und äußern Ursachen erregten und durch willkürliche Gedankenbildung auch noch modificirten Vorstellungen, in denen das ganze Leben der Seele besteht, auf eine gar außerordentliche Weise und nie anschaulicher und lebensvoller dargestellt sei als in den Versen:

> Es ist mit der Gedankenwelt
> Wie mit einem Webermeisterstücke,
> Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
> Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
> Die Fäden ungesehen fließen,
> Und ein Schlag tausend Verbindungen schlägt."

da doch vielmehr aus der eignen Darstellung des Hrn. Hofr. Carus erhellt, daß hier nicht Ein Tritt tausend Fäden regt, sondern vielmehr jeder Faden von tausend Spulen angeregt wird; die Schifflein in Unzahl, nicht hin und her, sondern vorwärts und rückwärts immer schlängelnd ihren Lauf nehmen; nicht Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt, sondern vielmehr tausend Verbindungen Einen Schlag erzeugen. Das ganze Gleichniß kann also nur insofern für sinnvoll und treffend gehalten werden, als etwa die Ironie, die Hr. Carus doch auch darin findet, den Philosophen gelten sollte, welche das Leben der Seele mechanischen Gesetzen unterwerfen und zu einer Fabrik herabwürdigen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Steinkohlengruben. Eine Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Im „Berliner Kalender" auf 1832, Seite 191—336.)

Unter allen sinnlich anregbaren Völkern wird das nicht genug zu schätzende Talent, gut zu erzählen, in hohen Ehren gehalten. Im Orient finden wir dasselbe vornehmlich bei Arabern

und Persern, wo entweder bei dem einsamen Gezelt der Wüste oder in den viel belebten Kaffeehäusern sich ein hörlustiger Kreis um den Erzähler sammelt, der in beiden entgegengesetzten Kreisen, dort in der Menschenöde, hier in der Ueberfülle, welche nur in der gemeinsamen Empfänglichkeit einander gleichen, stets eine Hauptrolle der Gesellschaft spielt. „Man muß sie gesehen haben, diese Kinder der Wüste", sagt ein neuerer Beobachter *) von den Erstern, „wie sie sich regen und bewegen, wie sie im Gefühle hinschmelzen und im Zorne aufflammen, wie sie sich abängstigen und wieder zu Athem kommen, wie sie lachen und klagen, wie sie mit dem Erzähler und dem Helden der Erzählung den Zauber der Beschreibungen und die Raserei der Leidenschaften theilen." — Aber haben wir dies Alles denn nicht wirklich selbst gesehen, selbst gelebt? — Versetzen wir uns nur zurück in die harmlose Zeit der Kinderjahre, wo wir in unbefangener Empfänglichkeit, noch nicht eingenommen von den wirren Eindrücken des Lebens, einer uns dargebotenen Erzählung gelauscht, wie wir da das Vorgehende mitgelebt, und sehr wohl herausfühlten, was von wahrhaft innerm Gehalt, was nur so gemacht und zugerichtet war von rohen Fabrikarbeitern ohne tieferes Gemüth und den einfachen Zauber echter Poesie, wir werden dann mit Schiller's Max bekennen:

— — tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre — —.

Und möchte dies Naturgefühl, diese liebende Empfänglichkeit nur von recht Vielen hinübergerettet werden in das bald bewegtere, bald stockende Leben, es würde sich gar Manches um uns her noch anders regen und gestalten. — Wenn aber auch bei uns der Erzähler seltener so mit den Gemüthern spielend schaltet, Thränen und Jubel, Seufzer und Freudengeschrei hervorlockt nach Wohlgefallen, wenn die höchste Vollendung der Erzählung auch nicht wie bei den Söhnen der Natur und bei den wirklichen Kindern das noch unentwickelte dramatische Talent ersetzt, nächst dem Dramatischen in seiner eigentlichsten Wirkung von der Bühne herab bleibt doch bei uns auch, wo die vielbewegte Zeit so manches früher Geltende und Wirkende in den Hintergrund gedrängt hat, immer noch der interessanteste Erzähler am sichersten seiner Wirkung, mag er uns nun in dem regen Kreise einer versammelten Gesellschaft durch das lebendige Wort überraschen, oder in die stille Behausung mit dem Gebotenen uns begleiten. Daher sollten manche unserer neuesten Novellenschreiber doch ja nicht so spröde thun gegen den Stoff, den sie behandeln, als sei er nur ein Canevas, das man, gleichgültig welcher Art, gewissen geistreichen Gedanken oder Einfällen beliebig unterlegen könne. Als ob wir uns den Mangel an Erfindung durch dergleichen vornehme Sophistereien so leicht aus den Augen rücken ließen! — Die Begebenheit hat ihr urmächtig unabweisbares Recht, dessen Vernachlässigung gar bald durch die eintretende Langeweile sich rächt. Freilich hat der gebildete Erzähler unter Gebildeten den großen Vortheil vor jenen zuerst berührten Darstellern unter rohen Naturvölkern und Kindern voraus, daß er an die Thatsache die höhere Reflexion anknüpfen darf, die mit dem Wesen jener in unmittelbarer Verwandtschaft steht. Nur die innige Vereinigung Beider bildet den Knoten, der uns fesselt, uns gleichsam hineinschlingt in das Ganze, nur sie ist es, welche zu wiederholtem Genuß einladet und für immer gewinnt.

Die soeben ausgesprochenen allgemeinen Bemerkungen drängten sich bei Lesung der oben genannten Erzählung von Ludwig Rellstab unwillkürlich auf. Ist doch jede Theorie der Kunst aus vorliegenden Werken hervorgegangen; und die morgen werdende Gestaltung setzt vielleicht ein neues Heer von Abstractionen in Bewegung. Homer und die Rhapsoden haben eher gesungen, als eine Theorie des Epos sich entwickelte; das Drama ging aus kleinen, unbedeutend scheinenden Anfängen hervor; und der den Räderwagen des Thespis trieb, dachte schwerlich daran, wie viele Räder dereinst in Bewegung kommen würden, um die haltbaren und haltlosen Redereien über Grundbegriff, Ober- und Unterabtheilungen des Drama und dessen mögliche Bei- und Nebenarten hervorzufördern. Jedoch zur Sache! — Ein glückliches Talent des Erzählens, wie wir es angedeutet, besitzt Ludwig Rellstab in eminentem Grade. Mit der Behaglichkeit der Beschreibung, dem eigentlich epischen Element, diesem Eingehen in Ausmalen der Situation, dem Heimischmachen des Hörers oder Lesers auf dem Boden der Begebenheit, das in seiner Echtheit ebenso entfernt von der prallen Kürze der Lyrik als von der trockenen Breite der sogenannten didaktischen Prosa ist, vereint er eine echt dramatische Lebendigkeit in der Entwickelung, betreffe sie nun innere Zustände oder äußere; und diese Macht des Schilderns tritt ganz besonders hervor, wo es gilt, Gefahren darzustellen und in ihrem Drange den Sturm der Erwartung zu erregen, die Glut der Leidenschaft in schlagenden Momenten vorzuführen, und alle die Zaubermittel in Anwendung zu bringen, die den Darsteller selbst und das Dargestellte über die gewöhnliche Schar der täglichen Erscheinungen erheben. Rechnen wir hinzu, was jedem echten Menschen zukommt, der, ohne frömmelnde Koketterie, alles Irdische gern auf ein letztes Höheres zurückführt, das versöhnende Gottvertrauen, welches überall eintritt, wo eine Zerrissenheit zu fürchten steht, so glauben wir, damit Rellstab's Natur in ihren Hauptumrissen charakterisirt zu haben. Diese Harmonie aber ist bei ihm um so nothwendiger und unentbehrlicher, weil in den meisten der Erzählungen, die wir von ihm kennen, der große Gegensatz der Naturkräfte, der elementarischen Gewalten in ihrem Widerstande gegen den Menschen und gegen Menschenwerk sich auf mannichfache Weise in den verschiedenen Gebieten und Werkstätten der Natur wiederholt, ein Gegensatz, den nur echtes Vertrauen und rüstige Thätigkeit zu versöhnen vermag. Beides im Verein tritt ganz besonders schön hervor, wo die Lage der Bergleute in den „Steinkohlengruben" die höchste Spitze der Gefahr erreicht hat. Die Wunderkraft des Gebetes wird da zur lebendigen That, und indem wir an der Arbeit über und unter der Erde Antheil nehmen, uns für jegliches Gefühl interessiren, welches in der Brust der verschiedenartig Bedrängten vorgeht, mit dem Greise, dem Kinde, den Liebenden gleichmäßig sympathisiren, ist es doch Ein Mittelpunkt, auf welchen alles Vorgehende sich concentrirt und der unsern ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Auf ähnliche Weise fortgerissen zu Hoffen und Bangen mit den Betheiligten werden wir in einer frühern Novelle Rellstab's: „Die Gewerke", und der, wenngleich in Anlage und Ausführung nicht so bedeutenden, doch in dieser Beziehung ähnlichen: „Die Alpenjäger". Wir möchten um dieses gemeinsamen Grundtons willen die drei ebengenannten auch als eine wahrhafte Novellentrilogie vergleichend nebeneinanderstellen. Ueberall der ähnliche Zauber der Spannung, des Fortreißens in den Mittelpunkt der Begebenheit, überall Gemüthlichkeit und Fülle der Erfahrung durch das Gegenwärtige hindurchziehend, überall der interessante Boden und Hintergrund der besondern Sphäre des Lebens. In allen aber gibt das scharfe Auge des Naturbeobachters ein anderes Relief, eine neue Individualisirung der Localität, der äußern Anschauung, nach der sich auch die innere entsprechend modificirt.

Die Reflexion, die sich in den Rellstab'schen Erzählungen überall nur aus dem Wesen der Begebenheiten selbst hervorhebt und mit diesen Eins wird, bekundet sich in den soeben besprochenen vornehmlich als Reflexion des Gefühls; es ist eine echt sentimentalische Natur, aus welcher sie hervorgeht, eine Natur, die aus dem Gelebten nicht selbstverleugnend sich zurückzieht, sondern darin aufgehen läßt, und das Empfundene zugleich mit dem Gelebten unverkümmert wiedergibt. So legt sie denn auch, um so sicherer des Erfolgs, sich uns ans Herz, besonders wo sie uns mit feinen psychologischen Bemerkungen entgegenkommt. Gern erinnern wir uns vornehmlich in dieser letztern Beziehung auch der reichen musikalischen Novelle „Donna Anna", welche unlängst in der „Zeitung für die elegante Welt" ebenso sehr durch die höchst interessante tragische Begebenheit als durch die Fülle

*) Joseph von Hammer in seiner Beurtheilung des Hamilton'schen „Antar" in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" von 1819.

der aus tieferer Sachkenntniß hervorgehenden Bemerkungen über die Tonkunst uns fesselte. In ihr hat alles äußerlich Gelebte innige Beziehung auf die innere Welt der Töne, während es in jenen erstgenannten mehr die äußere Welt der Erscheinung, die Natur in ihren verschiedenen Bereichen ist, aus welcher die Begebenheit hervorgeht, und auf welche Alles sich zurückbezieht.

Was wir bisher über Rellstab als Erzähler gesagt, möge mehr als Andeutung, als Einzelzüge eines größern Gesammtgemäldes hingenommen werden. Wir werden vielleicht in einer Darstellung der neuesten Leistungen vaterländischer Literatur darauf zurückzukommen Gelegenheit finden, wo sich dann im Vergleich mit andern verwandten oder abweichenden Erscheinungen, und mit Rellstab's eignen, aus der nächsten Gegenwart hervorgegangenen politischen Erzählungen reichere Bemerkungen dürften anknüpfen lassen. Zum Schlusse bringen wir noch dem wackern Verfasser unsern Dank, daß er ungeachtet seiner vielfachen Beschäftigungen und der Leichtigkeit seines Talents sich die Muße gönnt, Das, wozu augenscheinlich ihn ein innerer Drang treibt, auch ganz und gar durchlebt, sowie dafür, daß er von frühern Bestrebungen in andern Gebieten der Poesie, die er ebenfalls mit Ernst und Gediegenheit durchprobt, zu diesem seinem eigensten Beruf sich dauernd hingewendet. 58.

Lehrbuch der deutschen Forst- und Jagdgeschichte von St. Behlen. Frankfurt a. M., F. Wilmans. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Nur eine factische, nicht aber wissenschaftliche Geschichte beabsichtigt der Verf., nach der Vorrede, dem Forstmann und Jäger über die Vergangenheit seines Faches vorzulegen, und hat denn den negativen Theil dieses Versprechens auch vollkommen gehalten. Das Factische aber, was in seiner richtigen Zusammenstellung denn allerdings die Geschichte bildet, ist bei einer Geschichte wie die vorliegende kein leichter Gegenstand. Denn besonders in den ersten Perioden müssen die einzelnen thatsächlichen Umstände mit vieler Mühe aus den ältesten Gesetzen und einer langen, viele Jahrhunderte hindurchgehenden Reihe von Urkunden — wo oft nur beiläufig irgend eine hier einschlagende technische Erwähnung zu finden — aufgesucht werden, was langes Vorstudium, viele Quellenkenntniß und unendliche Arbeit erfodert. Weit leichter hat unser Verf. es sich gemacht, besonders in den ersten fünf Abschnitten bis zu Karl IV. (wo der zweite Abschnitt die lächerliche Ueberschrift führt: „Morgenröthe der germanischen Forst- und Jagdgesetzgebung bis auf Karl den Großen"), indem er hier Anton's „Geschichte der deutschen Landwirthschaft" durchaus gefolgt ist. Bei der trefflichen Quellenkenntniß dieses Gewährsmannes ist denn auch manches Gute in die Darstellung des Verf. übergegangen, aber auch alle Misverständnisse, die Anton aufgenommen, und was seit 40 Jahren in dem so stark bearbeiteten Feld der deutschen Rechtsalterthümer und Rechtsgeschichte geleistet — und wie viel ist dessen — ist fast gar nicht benutzt worden. Besonders mangelhaft ist die Einleitung aus der allgemeinen deutschen Geschichte zu allen sieben Abschnitten, und der vierte und fünfte Abschnitt namentlich enthalten — wie schon aus der fehlerhaften Ueberschrift des erstern: „Vom Abgang der Carolinger bis zur Ausbildung des Forst- und Jagdregals, oder bis zum Reichstag auf den Roncalischen Feldern, 912—1158", erhellet — viele Misverständnisse, Verwechselungen und staatsrechtliche und rechtshistorische Fehler, die hauptsächlich aus Misverstehen der Constitution Friedrichs I. (II. F. 56) in Ursachen und Folgen, und aus der falschen Annahme der Aufnahme derselben in Deutschland entstanden sind.

Weit besser sind die beiden letzten Abschnitte gelungen, wo aus ersterm besonders Das, was über Ausbildung des Floßwesens mitgetheilt ist, und die wesentlichen Bestimmungen der deutschen Forst- und Jagdordnungen ausgehoben zu werden verdienen. Ganz an seinem Platz ist der Verf. im siebenten Abschnitt bei der Bildungsgeschichte des Forstwesens in neuester Zeit und der Forstwissenschaft, an welche sich eine interessante Uebersicht sämmtlicher deutschen Forstlehranstalten anschließt. Die Aeußerungen des Verf. über die Jagd beweisen Freiheit von allen Standesvorurtheilen und eine liberale und edle Gesinnung.

Durchaus kein wissenschaftliches Werk, aber ein nützliches Lehrbuch für den Forstmann hat der Verf. demnach geliefert, und die vielfachen einzelnen Unrichtigkeiten und fehlerhaften Ausdrücke finden hoffentlich später eine Abänderung. 60.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1832.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 1829—30 zu Dresden, von C. G. Carus.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Nachdem die Vorstellungen von der Seele berichtigt worden, erläutert der Verf. ihr Verhältniß zu ihrem Körper: „Die Materie ist nicht eine todte Masse im Gegensatze mit einem lebenden Principe. Ein Körper besteht nicht in einem Stoffe materieller Bestandtheile, die vielmehr beständig entstehen und vergehen, sondern in der Art ihrer Zusammensetzung, dem Schema der Organisation, und dieses ist wiederum nur eine Idee, durch welche ein unaufhörlich Wechselndes, das als Stoff gedacht wird, sich hindurchzieht." Hiermit scheint nun zwar die Wechselwirkung der Seele und ihres Körpers als zwei nunmehr für gleichartig erklärter Dinge begreiflicher zu werden. Der prüfende Leser wird sich aber schwerlich befriedigt fühlen, wenn er erfährt, daß die Seele sich im Organism des Körpers abspiegelt, und daß daraus das Darleben des Geistes in diesem sinnlich erkennbaren Organismus entstehe. Er wird vielmehr fragen: ob die Abhängigkeit eines jeden Schema einer Organisation, also auch der menschlichen, von dem Lichte der sein Dasein bedingenden Idee (S. 74) so gedacht werden müsse, daß die Vorstellungen des Seelenvermögens insgesammt nur den Zustand des Organismus des Körpers, in dem es sich abspiegelt, zum Gegenstande haben? sowie Spinoza den Lehrsatz aufstellte: Objectum ideae humanam mentem constituentis est corpus (humanum) et nihil aliud („Ethica", II, 13), und da dieses mit andern Aeußerungen des Verf. nicht vereinigt werden kann, so erregt seine Vorstellungsart dieselbe Frage und Schwierigkeit, die bei der gewöhnlichen Art sich auszudrücken eintritt. In jedem Falle muß man sich an Beobachtung und Erfahrung wenden, um die Verbindung der Seele mit ihrem Körper zu erforschen, so weit dieses etwa gelingen kann.

Diese Verbindung erhält in der Darstellung des Hrn. Carus eine ganz eigne Gestalt. Dieser zufolge hat jeder organische Theil des menschlichen Körpers ein eignes Leben, oder eine Seele, deren Thätigkeit nur in einem dumpfen Gefühle, wie eines Schlafenden, besteht. Auch die uns todtscheinende Materie ist gesetzmäßigen Formen unterworfen. Allenthalben aber, wo sich solche Gesetzmäßigkeit zeigt, kann ein zwar unbewußter, schlafender Geist, doch immer eine Art von Geist vorausgesetzt werden. Jeder Bestandtheil des menschlichen Körpers, jedes einzelne Organ, und sogar jedes Element dieser Organe, so weit mathematische Theilung oder chemische Analyse stattfinden, hat ein solches Leben und wirkt mit, den Geist zu bilden, der das Ganze des individuellen Menschen belebt. Aus der ursprünglichen Verschiedenheit der einzelnen Theile des Körpers, ihren Verhältnissen zu einander, ihren Stockungen und Krankheiten erklärt sich die Verschiedenheit der Temperaments und der damit verbundenen Anlagen und Zustände der Seelen. Es ist einleuchtend, wie viel Anlaß zu interessanten Bemerkungen die vergleichende Anatomie Demjenigen darbietet, der die hier angegebenen Gesichtspunkte zu verfolgen vermag. Von keinem andern Schriftsteller dürfte aber wol ein solcher Reichthum und ein so scharfsinniges Auffassen der Beobachtungen dieser Art zu erwarten sein als von Hrn. Carus.

Wenn hier von den Spiritualisten die Frage aufgeworfen wird, wie es denn gedenkbar sei, daß so viele bewußtlose und bewußte Gefühle und dunkle oder helle Vorstellungen zu einem Ganzen verbunden, und mittelst des Selbstbewußtseins Eines werden, so kann man ihnen die Frage nur zurückgeben: wie denn in einem einfachen Wesen so viele Vorstellungen neben- und nacheinander vorhanden sein und mittelst des Bewußtseins der Persönlichkeit vereinigt werden? Denn mit der Schulterminologie, Substanz und Accidenz, Attribut und Modus, kann der Verstand, den nach gehaltvollen Begriffen dürstet, wol abgewiesen, aber nicht befriedigt werden. Im Spinoza ist zu ersehen, wohin diese ontologischen Speculationen führen, wenn sie auf das Aeußerste getrieben werden. Ihre Nichtigkeit ist von Kant hinlänglich gezeigt, und es sind auch die Ansichten des Hofr. Carus sehr von ihnen verschieden. Diese sind vielmehr von den späterhin unter dem Namen der Naturphilosophie aufgestellten Ideen entlehnt oder doch mit ihnen verwandt. Nun führen auch diese zwar auf neue ebenso gefährliche Abwege als die vergeblichen Bemühungen der Metaphysiker, die Natur der Dinge aus abstracten Begriffen zu erklären. So viel Misbilligung aber auch der Versuch verdient, jene Abstractionen durch ebenso willkürliche Gebilde der Phantasie zu ersetzen, so dankbar muß unsere Zeit es aufnehmen, daß die Naturkundiger die Erkenntniß der lebendigen Welt,

deren Erklärung noch vor nicht langer Zeit in beschränkten mechanischen oder höchstens mechanischen und chemischen Gesetzen gesucht ward, von eigenthümlichen und angemessenen Principien ableiten.

Der Verf. theilt die Functionen der Seele in drei Richtungen: 1) Sinn (Empfindung); 2) Besinnen (Wahrnehmung der Idee, Vernunft); 3) Begehren (Wille). Nun sind zwar, ihm zufolge (S. 410), die verschiedenen Kräfte, Vermögen oder Seiten der Seele, die von den Psychologen übermäßig vervielfältigt werden, eigentlich nur besondere Stralen der einen Flamme der Psyche, und insofern könnte es scheinen, daß es jedem Psychologen freistehe, diese verschiedenen Stralen nach seiner eignen Ansicht zu theilen. Da aber alles Philosophiren in einer Theilung, Trennung und Verbindung von Vorstellungen nach Principien besteht, die den Verstand in seinem Geschäfte leiten, so ist sehr viel daran gelegen, daß ein zutreffendes Princip zum Grunde gelegt und mit gehöriger Schärfe angewandt werde; und das ist hier nicht allerdings geschehen.

Es besteht vielmehr, nach der Ansicht des Rec. die ganze Thätigkeit der Seele in zwei Theilen, oder wie man es nennen will, Richtungen oder Stralen ihrer Flammen. Die eine umfaßt alle Vorstellungen, die sich auf Gegenstände (innere oder äußere) beziehen: bewußtloses Gefühl; deutliche Vorstellung von der umgebenden Welt und vom Innern; Verstand, oder Vermögen Begriffe zu bilden, die einfachsten sinnlichen Gestalten zu erkennen, durch Abstraction von einem Allgemeinen immer zu Höherm aufzusteigen; Urtheilskraft, oder Vermögen besonders unter allgemeinen Begriffen zu denken. — Hier aber tritt Hr. Carus mit einem Ausspruche ein, wodurch die ganze Urtheilskraft, das zweite Capitel der Logik vernichtet werden zu sollen scheint. „Der Mensch", sagt er S. 410, „welcher zufolge eines Ausspruchs von Oken (den Rec. aber wahrlich nicht mit dem Verf. der „Vorlesungen" für sehr tiefsinnig, sondern vielmehr für unbestimmt, unklar und trivial hält) das Maß und der Messer der Schöpfung ist, theilt ab und würdiget nach ursprünglichen und eingebornen Maßen der Idee, d. h., er ur-theilt durch die Vernunft." Wenn aber die Vernunft nach Kant's Erklärung, die Hr. Carus zwar nicht ausdrücklich und wörtlich aufnimmt, mit welcher jedoch seine Ansicht übereinzustimmen scheint, — das Vermögen ist, aus Begriffen Ideen zu bilden, so ist dieses Vermögen oder diese Richtung des Geistes doch nicht eben dasselbe, als das Vermögen, individuelle Vorstellungen unter abstracte, und allgemeine unter höhere und allgemeinere zu subsumiren.

Die Vernunft endlich ist die höchste, dem Menschen eigenthümliche und ihn über alle andern lebenden Wesen in der Welt erhebende Kraft oder, wenn man lieber will, Richtung des Geistes.

Ein zweiter Theil, Richtung der lebendigen Seele, oder Stral ihrer Flamme, ist das Gefühl der Lust und Unlust, welches mit allen Sensationen, Vorstellungen von Gegenständen, Erkenntniß und Ideen, kurz mit jeder Thätigkeit des Geistes verbunden ist. Hier entsteht eine ganze Familie von Empfindungen des Wohlbehagens über den innern Zustand. Mit dem sinnlichen Gefühle ist Empfindung des Angenehmen verbunden: mit der Thätigkeit des Verstandes, des Vermögens, Gegenstände zu erkennen und selbst zu bilden, ein Wohlgefallen an Wahrheit und Misvergnügen über Irrthum, Widerspruch und Lügen; aus der Verbindung dieser Thätigkeit des Verstandes mit der Sinnlichkeit und Einbildungskraft, das Gefühl der Schönheit. Mit der Vernunft endlich tritt die höhere Empfindung ein, die moralisches Gefühl genannt zu werden pflegt; mitsammt ihrem Gefolge, der Achtung gegen Gesetz und Verachtung der niedrigen und schlechten Gesinnung, welche das Höhere dem Geringern, um des mit diesem verbundenen sinnlichen Reizes willen, wissentlich nachsetzt und ihm aufopfert.

Hr. Carus gedenkt der Ehrfurcht gegen die höchsten Gesetze der Vernunft und Sittlichkeit in dem edeln Tone eines davon selbst durchdrungenen Gemüths. Eben deswegen kann es ihm nicht misfallen, wenn hier einer von ihm ohne Tadel angeführten Behauptung von Göthe widersprochen wird. Dieser Schriftsteller, der ein zu großes Ansehen hat, als daß irgend eine Aeußerung von ihm unbeachtet bleiben dürfte, sagt in einer hier angeführten Stelle: Die Ehrfurcht, die sich auf Vernunft und Gesetz bezieht, sei ein höherer Sinn, der der Natur des Menschen gegeben werden müsse und sich nur bei besonders begünstigten aus sich selbst entwickele. Ehrfurcht vor dem Gesetze der Vernunft und reinen Sittlichkeit ist vielmehr der menschlichen Natur so wesentlich, so tief in ihr gegründet, daß es sich nirgends lebhafter und stärker äußert, als in der ganz einfachen, über die rohe thierische Natur sich erhebenden, aber durch Beobachtung, Nachdenken und Lehre weder ausgebildeten noch verbildeten Seele, in Kindern, in Erwachsenen, die nur in den einfachsten Verhältnissen des Lebens befangen sind, sobald sie nur nicht durch die Hitze des Blutes oder der Leidenschaften getrübt werden. Dieses Gefühl zeigt sich schon bei nomadischen Völkern in ihren Ideen von der Gastfreundschaft. Es modificirt sich nach dem Grade der Cultur und den besondern Verhältnissen der Völker. Es äußert sich auf sehr verschiedene Art, und nimmt sich anders aus, wenn Göthe es in der „Iphigenie" in die Sprache eines zarten sich selbst veredelnden Gemüthes kleidet, als wenn es im Ungestüme eines Kriegers in der „Iliade" hervorbricht. Der Mensch, der bestimmt ist, Alles nur durch eigne Bemühung zu werden, und sich selbst zu Allem zu machen, vermag aber auch dieses sittliche Gefühl in sich selbst zu überwinden, und sogar zu zerstören, indem er durch künstliche Verdrehung des Verstandes seinen sinnlichen Trieben in ihrem Aufstande gegen die Vernunft, mittelst ganz eigentlich böser Grundsätze zu Hülfe kommt.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Deutschland und die Revolutionen. Leipzig, Lehnhold. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

In einer Zeit, in welcher es mehr als je wünschenswerth und möglich geworden ist, daß die civilisirtesten Völker Europas, ihr höchstes Interesse erkennend, den ohnehin fast verschwun-

denen Nationalhaß gänzlich ablegen und in einen großen Bund gegen jede Friedensstörung von Seite halborientalischer Gewalthaber treten, erscheint es als ein ebenso unverdienstliches als uneuropäisches Werk, böslich aufmerksam zu machen auf die Verschiedenheit der Nationalcharaktere, aufzuzählen die Greuelthaten, welche die Bluthunde der ersten französischen Revolution verübt haben, und Deutschland auf Kosten aller Völker der Vor- und Mitwelt, besonders aber unserer Nachbarn jenseits des Rheines hervorzuheben und zu rühmen. Darauf beschränkt sich der wesentliche Inhalt des Buches, wenn man noch hinzufügt, daß der Verf. als enthusiastischer Verehrer Preußens, Deutschlands Rettungsanker in „jener glücklichsten Regierungsverfassung, jenem reinen Königthume, jenem Preußenthume" sieht, „welches von Friedrich Wilhelm III. geschaffen, Deutschlands Bundesstaaten leuchtend vorangehen und den Unterthanen dieser Staaten geben möge, was Preußens Bewohner längst genießen!" Nun ist es allerdings wahr, daß in Frankreich zur Zeit der ersten Revolution Dinge geschehen sind, welche ihre Urheber auf ewige Zeiten brandmarken; allein der Verf. hat übersehen, daß das Frankreich vom Jahre 1830 u. 1831 nicht das vom Jahre 1793 u. 1794 ist, er hat verwechselt die selbstverschuldete Absetzung Karls X. mit dem Morde Ludwigs XVI., er hat die merkwürdige Verbesserung und Veredlung des französischen Nationalcharakters unbeachtet gelassen: folglich sind auch die Schlüsse, die er zieht, irrig, und es werden die Uebel, welche ihm zufolge von jenseits des Rheines her Europa in Nacht und Greuel stürzen können, von Frankreich nicht ausgehen. Es ist ferner wahr, daß es in Deutschland nicht so viele gewaltsame Umwälzungen, Empörungen, Königsmorde und Tyrannenschlächtereien gab als in andern Ländern und bei andern Völkern; allein gerade darum hat sich der Verf. eine sehr überflüssige Mühe gegeben, den deutschen Kriegern zuzurufen, daß sie nie mit Demagogen und Empörern fraternisiren können, und dem deutschen Volke erst zu sagen, daß es nicht zu Aufruhr und kannibalischen Thaten geneigt sei. Auch das ist endlich wahr, daß es für Deutschland ein Glück wäre, wenn es gegen das Ausland auf die kräftige Weise repräsentirt würde, wie Preußen durch seinen Monarchen, oder wenn man es durch einen Zauberschlag in einen einzigen großen Staat mit Friedrich Wilhelm III. zum Könige verwandeln könnte; allein wo ist die Zauberruthe, um diesen Schlag zu vollführen, um die seit so vielen Jahrhunderten begründete Vielherrschaft und Stammesverschiedenheit sammt allen jenen Ursachen zu vernichten, aus welchen Deutschland, wie es scheint, aus sich selbst wol nie mehr werden kann und soll, als höchstens ein Bundesstaat mit einer gesetzlichen, mächtigen Centralgewalt? — Uebrigens darf man des Verf. Buch zu den sehr lesenswerthen zählen, wenngleich seine politischen Ansichten weniger aus dem Standpunkte des europäischen Weltfortganges, als vielmehr aus dem Einseitigen des Franzosenhasses und der Preußenliebe geschöpft sind.

2. Frankreichs Streitkräfte und Stärke der in den verschiedenen Feldzügen der Revolutionskriege von 1792—1815 aufgestellten Armeen. Nach officiellen Berichten und den bewährtesten Quellen bearbeitet. Leipzig, Lehnholb. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Diese Schrift ist offenbar von demselben Verf. wie die eben angezeigte, denn sie enthält denselben Ton, dieselbe Darstellungs- und Ansichtsweise. Ja, wir müßten sehr irren, oder sie stammt von einem Offizier her, der in dem Wunsche nach, und in der vermeintlichen Aussicht auf einen nahen Kampf mit den Franzosen die Berechnung der Truppenzahl beider Parteien zu Hülfe zieht, um sich selbst, seine Waffengefährten und das ganze deutsche Volk auf einen Sieg gefaßt zu machen. Sollte das Schicksal wollen, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrechen sollte, so wünschen wir ernstlich und aufrichtig, daß das erstere den Kürzern ziehen möchte; allein ebenso inbrünstig wünschen wir, daß die Urne des Schicksals das Loos des Krieges zwischen zwei Völkern, deren wohlverstandene Interessen sich nicht entgegengesetzt, sondern coordinirt sind, in ihrem allverzehrenden Bauche gnädigst behalten möge. Denn entweder siegt Frankreich, und dann tönt den Deutschen das unglückselige vae victis! oder es siegen Die, in deren Bunde allein Deutschland zu einem Kriege ins Schlepptau genommen werden kann, und in diesem Falle bedarf es keiner Sehergabe, um vorauszusehen, was sich schlechterdings, und zwar auf eine weit mehr eingreifende Weise erneuern würde, um abermals, aber schrecklicher zu zersplittern. Um übrigens zurückzukommen auf die Berechnungen, die der Verf. nach Jomini und Andern versucht hat, so hätte es derselben nicht bedurft, um uns zu beweisen, daß die Franzosen in Angabe ihrer Streitkräfte fast immer der Uebertreibung huldigten. Dies mag allerdings ein Grund sein, um zu sagen: „Sind nun vorstehend die Streitkräfte, welche Frankreich in den verschiedenen Epochen seiner Constitutionen und Regierungsformen, seiner Eroberungs- und Plünderungskriege aufzustellen vermocht hat, entwickelt, so wird sich daraus abnehmen lassen, was von den hochtönenden Worten und prahlerischen Phrasen zu halten ist, womit man in der Gegenwart von der Rednerbühne der französischen Kammern herab den Völkern Europas zu imponiren sucht." Allein daraus folgt noch lange nicht, daß die Franzosen nicht im Stande wären, jeder Macht, die jetzt den Versuch, in ihr Land einzudringen, wagen wollte, siegreich zu widerstehen; im Gegentheile dürften sie, wenn man aus der Aufrechthaltung belgischer Unabhängigkeit einen Schluß auf ihre Streitkräfte ziehen darf, gerüsteter sein als je, während alle Gründe, sie anzugreifen, so lange Périer am Ruder bleibt, verschwunden sind. Der Verf. hat, wahrscheinlich wider Willen, durch sein, der Zusammenstellung wegen interessantes Werk, einen Panegyrikus französischer Tapferkeit geliefert, indem aus seinen Angaben folgt, daß die Franzosen gerade in den schwierigsten Lagen mit der Minderzahl den Sieg gegen die Mehrzahl erfochten, oder sich auf eine Weise gewehrt haben, die ihren Ruhm unvergänglich macht. 24.

Aus Italien.

Vor wenigen Jahren stellte das Athenäum zu Brescia die Frage auf, ob Italien noch architektonische Ueberreste aus der Zeit der longobardischen Oberherrschaft besitze, und diese Anfrage traf so genau mit den Lieblingsuntersuchungen mehrer italienischen Kunstforscher zusammen, daß auch jetzt noch, nachdem die Bewerbungszeit abgelaufen, die Antworten darauf sich einfinden. Im Allgemeinen sagte man Nein; aber doch nicht unbedingt. Ein Hauptpunkt der Erörterung ist stets die Kirche S.-Michele in Pavia. Manche stellen diese als den eigentlichsten Ueberrest longobardischer Bauart hin; so zwei Herren Sacchi, wie denn auch Agincourt dieser Meinung zugethan war. Andere erklärten sie für jünger; durch eine gründliche Auseinandersetzung der einzelnen Momente, zum Beispiel der gelehrte Graf Cordero di San-Quintino. Diese letztere Meinung hat durch den neuesten gründlichen Forscher in der urkundlichen Geschichte Pavias, durch Joseph Robolini, Bestätigung und beinahe Gewißheit erhalten. Durch mühsamen Fleiß und sichtende Kritik sucht dieser Gelehrte im ersten Theile des vierten Bandes seiner „Notizie appartenenti alla storia della sua patria, raccolte ed illustrate da *Gius. Robolini*, gentiluomo pavese" (Pavia, 1830) darzuthun, daß die Kirche kurz nach dem Einfalle der Ungarn im J. 924, wobei 43 Kirchen in Feuer aufgingen, begründet ward. Er nimmt diese Zeit an, weil die Kirche im J. 1005 schon urkundlich als bestehend erwähnt wird. Die Meinung, daß sie etwa um 930 angefangen wurde, zu der Zeit als die Hofhaltung der Könige von Italien so häufig in Pavia verweilte, (von 925—961) ist mit so großer Belesenheit in den geprüften Quellenschriftstellern auseinandergesetzt, daß Hr. v. Rumohr's gegen alle Autoritäten hingeworfene Vermuthung („Italienische Forschungen", I, 192) als sei sie weit älter, ein bischen cavaliermäßig sich dagegen ausnimmt. Doch das ist höhere Kritik, die bei den guten Geschichtforschern Italiens glücklicherweise nicht viel Eingang gefunden. Man hält sich hier mehr an Positives und es gibt ehrliche Geschichtforscher, die noch altgläubig genug sind, wo Urkunden, Denkmäler und andere Zeugnisse nichts hergeben, ehrlich zu gestehen, daß sie nichts wüßten. Ihre Aengstlichkeit mag ultra-

montanischer Genialität im Schaffen und Zusammenstellen manchmal kleinlich erscheinen; so wenn ein Abbate Giov. Romani über das Städtchen Casalmaggiore 10 Octavbände zusammenträgt, in denen kein Küster und kein Bettelvoigt des Fleckens ausgelassen ist („Memorie storico-politiche di Casalmaggiore", Casalmaggiore, 1829—31); wenn ein Propst in Cantù, Carlo Annoni, über die Pflege von Erba — einem reizenden Gau zwischen den Seen von Pusiano und Alserio, ungefähr 22 Miglien nördlich von Mailand — ein Schriftchen von 117 Seiten zusammenbringt („Memoria storico-archeologica intorno il piano d'Erba, nella provincia di Como", Como, 1831), worin jede Vermuthung entweder einen Inschriftenstein oder einen genau nachgewiesenen Sprachgebrauch zur Unterlage hat. Doch gibt es zum Ersatz für diese Teniers'sche Ausführung der Geschichte auch im größern Sinne gearbeitete Werke: so die in jeder Beziehung zu empfehlende Geschichte der Markgrafschaft Saluzzo, von der ältesten Zeit bis zum J. 1528, wo sie an Frankreich fiel („*Delf. Muletti* Memorie storico-diplomatiche appartenenti alla città ed ai marchesi di Saluzzo, pubblic. c. addizioni e note da *Carlo Muletti*", Saluzzo, 1829—30. 4 Bände, 8.) und aus den neuesten Tagen eine Geschichte der genuesischen Niederlassungen an den Küsten des thracischen Bosporus („Della colonia dei Genovesi in Galata, libri VI, di *Lodov. Sauli*", Turin 1831, 2 Octavbände), die man getrost neben Fallmerayer's „Morea" stellen mag.

In Venzone, einem Oertchen, tief in einer Schlucht der Carnischen Alpen, 19 Miglien von Udine, finden die Engel am Tage der Auferstehung weniger Arbeit. Dort nämlich werden die Leichen ohne weiteres Zuthun zu Mumien und selbst unter Umständen trocknen dort sie zusammen, die sonst aller Austrocknung hinderlich zu sein scheinen. In einer Gruft nämlich, die unter dem hochliegenden Chore der Pfarrkirche am Fuße der Treppe angebracht ist, und sich in einzelnen kleinen, mit Backsteinen ausgesetzten Kämmerchen bis zur halben Mitte der Kirche hinzieht, hat man diese Verwandlung vorzugsweise wahrgenommen; doch bemerkt man sie auch in der ganzen Umgegend von Venzone auf einem Striche von 6 Miglien längs der Straße von Tolmezzo, aber in minderm Grade. Mehre der Kämmerchen (Schwibbögen) stehen zu Zeiten so unter Wasser, daß die Leichen darin schwimmen und doch hindert auch dieses die Austrocknung nicht, die trotzdem in sehr kurzer Zeit erfolgt. Auffallend dabei ist, daß nicht alle Leichen gleichmäßig diese Verwandlung bestehen und daß es selbst der vieljährigen Erfahrung nicht gelungen ist, die Regel ausfindig zu machen, nach der man diese Verwandlung voraussagen kann. In Venzone ist es Sitte, die Verstorbenen bekleidet und in Särgen beizusetzen. Kleider und Särge lösen sich meistens in Staub auf, nur die Körper trocknen zu einer Masse zusammen, die, wenn der Hautglanz nicht fehlte, von dem Aussehen beim Leben manchmal sich wenig unterscheidet. Selten wiegt nach dieser Verwandlung eine Leiche mehr als 20 Pfund Apothekergewicht; und ein Jahr, höchstens zwei Jahre reichen zur vollständigsten Austrocknung aus. Auf allen solchen Mumien zeigt sich hie und da eine Art Schimmel (Hypha bombicina, *Pers.*) über dessen Bedeutung für die Verwandlung die Ansichten getheilt sind. Ein denkender Arzt, Dr. Marcolini, den die Mumien zu Venzone zu genauern Erörterungen veranlaßt haben („Sulle mummie di Venzone. Mem. di *F. M. Marcolini*, med. prim. dell' ospidale civile di Udine ecc.", Mailand, 1831, 8., mit 13 angefärbten Kupfern und 2 Grundrissen), erklärt sich das Phänomen durch Gasschichten, die, wie er voraussetzt, sich aus dem Boden in Venzone entwickeln. Er legt auf die Pflanzen, die an den Leichen sich zeigen, gar kein Gewicht. Dagegen erinnert ein Beurtheiler der Marcolini'schen Schrift in der „Bibl. ital." (Augustheft, 1831), daß sie vorzüglicher Berücksichtigung werth schienen; denn bei einer Krankheit der Seidenwürmer, die man calinaccio nennt, wodurch die Seidenraupen rasch hinsterben und nach ihrem Tode sehr bald einer ähnlichen Austrocknung erliegen, zeige sich gleichfalls ein solcher Hyphaüberzug. Wer die chemischen Bedingungen angäbe, unter denen dieser Schimmel sich erzeugen kann, spräche wahrscheinlich das Wort des Räthsels aus. — Vielleicht ist dieses in Deutschland schon geschehen; denn kaum ist zu glauben, daß ein nicht so ganz selten vorkommendes Phänomen nur in Italien die Aufmerksamkeit erregt haben sollte. Ref. ist nicht Arzt und überläßt daher Andern, aus eignen oder fremden Mitteln die zwiespaltigen Ansichten der italienischen Aerzte zu vereinigen. In großer Menge mag in Venzone das Material zu den fernern Untersuchungen vorliegen. Doch auch Deutschland kann dem gelehrten Fleiße der Physiologen Stoff liefern. In Quedlinburg ist die Leiche der schönen Gräfin von Königsmark eine natürliche Mumie und oftmals hat man dort gefragt, wie sich Ref. vom ehrwürdigen Blumenbach gehört zu haben erinnert, ob dieses als Lohn ihres weltlichen, oder ihres geistlichen Lebens anzusehen sei. 27.

Mystik und Mysticismus.

Das triviale Gerede unserer modischen Hellmänner gegen die sogenannten Dunkelmänner geht darauf hinaus, daß die Mystik die Neigung zum Dunkeln sei. Nun, so wäre ja dieses ihr Gerede selbst Mystik, denn sie sehen eine große Ehre vor der Welt darin, so oft als möglich, von diesem Dunkel zu sprechen; sie haben also eine Neigung sich mit dem Dunkeln zu beschäftigen und ihre Rede ist selbst dunkel. Sie ist aber nicht blos dunkel, sondern vielmehr schal, und so würden wir ihr doch zu viel Ehre anthun, sie Mystik zu nennen. — Wer von Mystik nicht blos schwatzen und die Lappen der Tagesmeinung zusammenflicken will, der müßte erst die Fragen beantworten: gibt es ein Geheimniß? und wenn es eins gibt, wie verhält sich der menschliche Geist zu demselben? — Wer ein Geheimniß behauptet, der fängt schon an es auszusprechen. Wer alles Geheimniß leugnet, ist ein Anmaßender oder ein leichtsinniger Laffe. Aber was hat man zu thun, damit die Neigung zum Geheimnißvollen, welche eine natürliche sein soll, nicht zum Hange werde, den man mit dem Namen Mysticismus zu brandmarken strebt? Am sichersten wol nur das, sich alles Nachdenkens über die Geheimnisse zu enthalten. — Aber wenn man nur ohne Nachdenken wüßte, was ein Geheimniß wäre. Am besten also wäre es überhaupt nicht nachdenken; aber da käme man ja aufs Neue in den gefährlichen und verschrienen Mysticismus hinein. Ja, heißt es, man soll nur nicht zu viel darüber nachdenken; denn das heißt grübeln und das schadet nicht nur der Verdauung, sondern auch andern anständigen und soliden Beschäftigungen. Ihr sagt aber, es gibt für die menschliche Vernunft allerdings Geheimnisse und sprecht sogar mit poetischer Anstrengung von einem heiligen Dunkel derselben. Aber im Dunkel zu bleiben haltet Ihr für Mysticismus, denn Ihr seid ja Hellmänner; allein in das Geheimnißvolle und Dunkle einzubringen haltet Ihr, obgleich Ihr auch Freunde der Aufklärung sein wollt, gleichfalls für eitel und thöricht. Nun was bleibt da noch übrig? — Den Mysticismus für eine geistige Entwickelungskrankheit zu halten. — Nun gut; das lassen wir uns gefallen: denn da ist doch noch Hoffnung, daß es hell werde ohne Euch, und die Geheimnisse aufhören welche zu sein, die es für Euch sind und bleiben werden. Vor der Hand bedenkt nur selbst, so weit Ihr könnt, weshalb Ihr ein Geheimniß für die menschliche Vernunft annehmt. Seid Ihr denn oder ist Euer Denken die menschliche Vernunft? Aber auch die menschliche Vernunft selbst könnte nicht sagen, was für sie Geheimniß sei — denn sie kann nicht aussprechen, was für sie nicht ist. Nur ein Gott könnte sagen, was den Menschen ein Geheimniß bleibe, und die Rede von der Beschränktheit des menschlichen Geistes reicht, so lang sie ist, nicht hin, um diese Beschränktheit mit dem Geheimniß durch einen dünnen Faden zu verbinden. So lange aber das der Fall ist, wollen wir auch von keinem heiligen Dunkel der Vernunftgeheimnisse reden — wir möchten uns verhalten wie das Kind zu dem Knecht Ruprecht, in den es oft, enttäuscht, seinen Vater erkennt. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1832.

Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 1829—30 zu Dresden, von C. G. Carus.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Aus den Empfindungen des Menschen entsteht Begehren, welches die Triebfeder aller seiner thätigen Kräfte ausmacht, durch welche letztere er in die Welt als Glied ihrer Kette eintritt. Den höchsten Punkt dieser Stufenleiter nimmt der freie Wille ein: eine Eigenschaft der vernünftigen und selbstbewußten Seele.

Eine Ausführung der Psychologie nach diesem Entwurfe würde vielleicht die Einsicht in den ganzen Gegenstand erleichtern. In den Vorlesungen des Hrn. Hofr. Carus findet man indessen solchen Reichthum an Beobachtungen und Gedanken, daß jeder Leser sich belehrt und zu eignem Nachdenken aufgeregt fühlen wird.

In der speciellen Psychologie, welche die zweite Hälfte des Buches einnimmt, werden die Erscheinungen des Seelenlebens in den beiden entgegengesetzten Zuständen des Schlafens und des Wachens betrachtet. Zu jenem, dem ersten und ursprünglichen, der in der Folge nur durch den wachenden unterbrochen wird, gehören die Träume, welche der Verf. in bedeutungslose, ahnende und hellsehende theilt; ferner das Nachtwandeln und magnetisches Hellsehen. Im Gegensatze mit den Phänomenen des schlafenden Zustandes wird der wachende geschildert, nebst den einer Dämmerung zu vergleichenden Erscheinungen eines wachenden Traumes. Unter diesen gedenkt der Verf. insbesondere 1) wieder der Ahnungen, 2) der Visionen, und namentlich derer, welche in Schottland zweites Gesicht (second sight) genannt werden, und 3) der Phantasmen, welche der Wirklichkeit nicht entsprechen.

Die Ahnungen, sowol im Traume als im wachenden Zustande, werden mit dem gleichen Vermögen der Thiere verglichen, ohne daß jedoch die wesentlichen Unterschiede der Thierseelen von den menschlichen beachtet wären. Doch haben jene in ihrem durch die Organisation des Körpers gebundenen Zustande des Vorstellungsvermögens gewisse bestimmte Richtungen erhalten, die der eigenthümlichen Anlage des menschlichen Geistes so widerstreiten, daß man sie allenfalls wol im Menschen als schlafend voraussetzen, aber durchaus keinen Grund ausfindig machen kann, anzunehmen, daß sie jemals aufgeweckt werden könnten, so lange die Seele als Mensch lebt. Wenn man Alles, was sich in so vielen Reisebeschreibungen und Sammlungen psychologischer Erfahrungen von der erstaunenswürdigen Verfeinerung und Erhöhung der sinnlichen Kräfte des Menschen Zuverlässiges findet, mit dem Instinkte und insbesondere mit den Kunsttrieben der Thiere vergleicht, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß es dem Menschen beschieden ist, ebenso viel von dieser Seite zu verlieren, als er an Verstand und Willen gewinnt, und wenn es erlaubt ist, eine teleologische Betrachtung anzufügen, so scheint es wol, als ob die Kraft des Willens sich im Menschen nicht hätte entwickeln können, wenn sie neben allen sinnlichen Eindrücken und den Trieben, die sie zu bekämpfen hat, auch noch die unwiderstehliche Kraft eines bestimmten Instincts und Kunsttriebes hätte besiegen müssen.

In Ansehung des zweiten Gesichts (second sight) der schottischen Hochländer beruft der Verf. sich auf die Sammlungen eines deutschen Schriftstellers, Dr. Horst. Wäre es nicht besser, zu den Quellen selbst zu gehen, unter denen der sehr ehrenwerthe Sir Walter Scott aufgeführt werden kann, der in seiner schottischen Urkundensammlung, die den Titel führt: „Guy Mannering, oder der Astrologe", einer Meg Merrilies gedenkt, die gewiß und wahrhaftig übernatürliche Kunde von entfernten und künftigen Dingen hatte.

Den hellsehenden magnetischen Somnambulism betrachtet der Verf. als einen Zustand, worin ganz neue Vermögen der Seele hervortreten, mittelst deren dieselbe auf unerforschlichen Wegen Vorstellungen von der Welt, vom Innern ihres Körpers und auch von zufälligen Ereignissen erhält. Ein solcher Zustand dürfte indessen wol nicht zu den krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens gezählt, sondern vielmehr als der höchste Grad seiner Energie angesehen werden. Wenn man Alles, was sich in den Archiven findet, die ausdrücklich angelegt werden, um Alles aufzubewahren, was an sich unglaublich ist und eben deswegen begierig geglaubt wird, sofort in den Stoff aufnimmt, den die Philosophie verarbeiten soll, so könnte man auch nach Gefallen die ganze weiße und schwarze Magie folgen lassen. Es ist aber vor allen Dingen die sorgfältigste Prüfung der Thatsachen nothwendig, wovon auch hier, man könnte fast glauben, viele nur zur Unterhaltung der Zuhörer angeführt werden. Auf eine solche Kritik dringt auch Hr. Carus selbst in seinem „Lehrbuche der Gynäko-

logie", so oft er in demselben die hier berührten Gegenstände erwähnt. Wenn Alles ausgeschieden worden, was auf der Selbsttäuschung und dem Betruge von Seiten des Beobachteten beruht oder von Leichtgläubigkeit, vorgefaßter Meinung, Eigenliebe und Eigensinn des Beobachters herrührt, so wird noch immer genug Unerklärbares übrigbleiben und genug gewonnen sein, wenn die unauflöslichen Probleme mit gehöriger Bestimmtheit abgefaßt und ihre Grenzen angegeben sind. Zu solchen gehört z. B. die constante Erscheinung, daß Personen, die in den sogenannten magnetischen Schlaf fallen, mit Sicherheit zum Voraus anzeigen, wenn sie wiederaufwachen werden. Alles hingegen, was möglicherweise als zufällige Combination von Vorstellungen und Ereignissen erklärt werden kann, gehört, vor der Hand wenigstens, zu dem so Zweifelhaften, daß es sich nicht verlohnt, psychologische oder physiologische Hypothesen zu ersinnen, um zu erklären, was, nach der gemeinen Art zu reden, vielleicht mit ganz natürlichen Dingen zugegangen sein mag. Aber so wundervolle Erzählungen und Theorien sind gar vielen Zuhörern allzu angenehm, als daß sie sich nicht bei dem Grunde beruhigen sollten, man könne doch nicht beweisen, daß es nicht so beschaffen sei. Worauf denn nichts zu antworten ist.

In den letzten dieser Vorlesungen werden die Erscheinungen erklärt, die aus Gefühlen und Empfindungen entspringen: die auf Sympathie und Antipathie beruhenden Neigungen, Triebe und Leidenschaften. Der Leser findet auch hier viel Eigenthümliches und schön Ausgeführtes. Doch könnte er wünschen, die thätigen Kräfte des Menschen, wodurch dieser theils ohne, theils mit Bewußtsein, durch Naturtrieb und mit Ueberlegung, durch die Macht des Willens in die ihn umgebende Welt einwirkt, ebenso ausführlich untersucht und dargestellt zu sehen als die erkennenden und empfindenden Seiten des Seelenlebens. Der Verf. gedenkt gelegentlich des Zustandes der höchsten Ueberspannung der Thatkraft des Menschen im Zustande der Nachtwandler. Aber auch die geringern Grade der animalischen und der reinmenschlichen Thätigkeit (des Willens) in ihren gewöhnlichen Zuständen verdienten wol einer eignen Erwägung unterzogen zu werden. Die französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts wollten alle höhern Geisteskräfte, welche den Menschen vom Thiere unterscheiden, zu einer Entwickelung des sinnlichen Gefühls machen, und den Unterschied vom Thiere aus der Organisation der Hände, Füße und anderer Theile des Körpers erklären. Dieses mit sophistischem Scharfsinne ausgeführte System hat mitsammt der ganzen Ansicht der Welt, woraus es entsprungen, in Deutschland nie Eingang finden können. Nach den Grundsätzen einer bessern Philosophie kann die Organisation des menschlichen Körpers nicht als eine Ursache, sondern nur als Bedingung der höhern Seelenthätigkeit angesehen werden, doch verdient sie als eine solche die sorgfältigste Betrachtung; und ein so großer Kenner und feiner Beobachter als der Verf. würde vermuthlich Anlaß finden, auch die Beschaffenheit und Structur der **innern** Organe des Körpers in den Kreis seiner Ansichten aufzunehmen. Vielleicht ist der hier geäußerte Wunsch bereits in den anthropologischen Vorlesungen erfüllt, welche Hr. Hofr. Carus schon früher gehalten, und deren Bekanntmachung durch den Druck jeder Leser seiner „Psychologie" lebhaft wünschen wird. 62.

Ueber Erklärung und Fortsetzung des „Faust" im Allgemeinen und insbesondere über: „Geistliches Nachspiel zur Tragödie Faust", von K. **Rosenkranz** (Leipzig, Langewiesche, 1831, 8., 10 Gr.).

Die verschiedenen Versuche, den unendlichen Stoff des „Faust" da fortzusetzen, wo Göthe ihn fallen läßt, lehren, wenn sie auch an sich ganz unfruchtbar und verfehlt sind, wenigstens Das erkennen, auf wie mannichfache Weise diese große Dichtung begriffen werden könne, und wie sie jeder Individualität eine andere Seite darbietet. Sowie der Sonnenstral in jedem Auge sich anders bricht, der gestirnte Himmel und die Natur für jeden Seelenspiegel eine andere ist, so auch dies unermeßliche und nie erschöpfte Gedicht. Wir haben Erklärer und Fortsetzer des „Faust" gesehen, welche, von der praktischen Weisheit ergriffen, die in diesem Gedichte waltet, das ganze Gedicht als eine große Sammlung von Lebensmaximen betrachteten; andere haben wir angetroffen, welche, von der Reflexion des Höchsten erfaßt und hingerissen, weiter nichts als eine pantheistische Erklärung der Räthsel des Daseins darin erblickten; noch andere, für den Genius der Poesie empfänglicher, bewunderten nur die dichterische Gestaltung von Ideen, die ihnen übrigens wenig bedeutend vorkamen, und wieder andere sahen eigentlich nicht mehr darin als die glückliche Darstellung einer philosophischen Parteiansicht und die Zurückweisung einiger Irrthümer des praktischen Lebens. Alle diese haben Recht, denn nach allen diesen Richtungen hin ist der „Faust" groß und bedeutend; aber indem er diesen einzelnen Richtungen, wie Ausstralungen aus einem Focus, zu folgen scheint, behält er zugleich, aber den meisten Augen verborgen, seine eigentliche, seine wahrhaft große Hauptrichtung unverändert bei, und diese ist: die Versöhnung des großen Weltwiderspruchs, die Aussöhnung, der Friede zwischen der Idee und dem Leben.

Niemand, der diese große Grundlegung im „Faust" aus dem Auge verliert, wird ihn — wir sagen nicht zu erklären oder fortzusetzen — sondern nur zu begreifen und zu überblicken im Stande sein. Diese große Basis baut sich beständig allen einzelnen Richtungen des Gedichtes unter, sie gibt Allem Wesen und Bedeutung, der religiösen, der philosophischen, der rein-wissenschaftlichen, ja selbst der rein-praktischen Ansicht des Lebens, und eben darin hat es seinen Grund, daß der Theolog wie der Gelehrte, der Soldat, der Lebemann und der Jünger jeder philosophischen Schule Motti und Concetti in diesem Alles umfassenden Gedichte finden mögen.

Die Ansicht des „Faust" aus einem bestimmten Standpunkte her, der nicht eben jener allgemeingültige und Alles begreifende ist, wird das Ganze des Werks, mit seinen auf die Versöhnung abzielenden, aber hundertfach gebrochenen Tendenzen, niemals überblicken, und eben hieran scheitern so viele Versuche der Erklärung und der Fortsetzung. Jeder minder große Geist als Göthe selbst ergreift eine und eine bestimmte Richtung, in welcher die andern ihm verloren gehen; denn wie zum Begreifen der Schöpfung ein Geist gehört, der dem des Schöpfers nicht viel nachsteht, so ist nur ein Geist, der dem des Dichters nahe kommt, das Ganze des Gedichtes zu umschlingen und sich anzueignen fähig. Ein Kunstwerk, das ich vollständig in mich aufnehme, bin ich auch hervorzubringen im Stande, und zur Fortsetzung eines Gedichtes, wie „Faust" ist, gehört daher auch nicht weniger als Göthe'sche Größe und Umfassenheit.

Dieser Satz sollte von Erklärung und Fortsetzung des „Faust" zurückschrecken. In einzelnen Richtungen hin mag ein solches

Beginnen gelingen, auf die allumfassende Basis des Göthe'schen Gedichts aber wird nicht leicht, ja wol niemals, eine Fortsetzung des „Faust" gebaut werden können.

In solchen einzelnen Richtungen hin sind nun mehre ganz achtbare und glückliche Versuche gemacht worden. Zuerst ist Schubarth's Erklärung des „Faust' in seinen Vorlesungen — die beste Exegese dieses Gedichtes, die wir kennen — dem allgemeinen Standpunkte so nahe gekommen, wie irgend ein Geist, außer dem des Dichters selbst, ihm, wie wir glauben, nur kommen kann. Pfizer's „Faustische Scenen" im „Morgenblatt" von 1831 (Nr. 159—167), welche sich unmittelbar an den abgebrochenen Schluß des Gedichts anschließen, jedoch ohne sichtbar zu machen, ob sie das Zwischenspiel „Helena" mitaufnehmen oder nicht, sind unstreitig die dichterischste und würdigste Erweiterung, welche das Gedicht je von einer fremden Hand erfahren hat. Aber auch hier, so unverkennbar der echte Hauch der Poesie diese Scene durchweht, auch hier drängt sich uns eine Ausschließlichkeit auf, deren Abwesenheit eben das Große und Unnachahmliche im Göthe'schen Gedichte bildet. Es ist eine bestimmte Religionsansicht und eine bestimmte philosophische Ueberzeugung, welche in den „Faustischen Scenen" sich zu erkennen gibt. Jene Allgemeingültigkeit des Göthe'schen Gedichtes, welche Alle bindet und für Alle Gesetz ist, hat sich hier in ein einzelnes Gesetz verwandelt, welches nur für Die, die es anerkennen, verbindlich ist. Indem Faust sich von Gretchens Geist nach Rom (die Kirche) weisen läßt, vergißt er gewissermaßen alles Das, was längst hinter ihm liegt; er klammert sich von Neuem an einer Kindlichkeit des Gefühls fest, welche er, als ihm unmöglich, längst verspottet, ja selbst vor dem Beginn der Tragödie schon verworfen hat. So schön, so wahrhaft dichterisch jene Scenen auch hervortreten, so beruhigend sie wirken, so befriedigend sie auf den ersten Blick das ganze Gedicht auch schließen: es bleibt die Frage, ob dieser Schluß in Göthe's Geiste möglich ist? Wir zweifeln! Göthe's Faust muß, so lange er Faust ist, untergehen. Seine Wiedergeburt kann nicht in Rom — sie muß in Dante's „Purgatorio" — man erlaube uns diese Bezeichnung, weil uns eben eine bessere fehlt — beginnen. Erst wenn die Hülle zurückgestreift ist, mag die Urkraft seiner Seele wieder frei werden. Auf Erden darf und kann er Mephistopheles nicht verabschieden, wie ihn der Dichter mit einer kühnen Lösung des alten Pactes thun läßt!

Diese trefflichen Scenen also greifen auch nur eine Richtung aus dem Göthe'schen Gedichte heraus, die religiöse nämlich, freilich die tiefste unter allen Nebenrichtungen, aber darum nicht weniger doch nur eine Nebenrichtung. Auf Kosten der Allgemeinheit zur Hauptansicht aufgestellt, zertrümmert sie nicht minder das harmonische Ganze des schönen Baues.

Viel minder tief nun faßt der Dichter des „Geistlichen Nachspiels zum Faust" seine Richtung auf. Für ihn scheint der „Faust" nur ein polemisches Lehrgedicht, gewissermaßen eine Kriegserklärung gegen die übertriebenen Anmaßungen der einzelnen theologischen und philosophischen Schulen zu sein, und in diesem Sinne setzt er das Gedicht fort, nicht ohne einzelne glückliche Reflexionen, aber ganz und völlig außerhalb des Geistes des Gedichtes, wie wir es begreifen. Jener ist ein wesentlich versöhnender, friedenstiftender, das Nachspiel aber ist seiner ganzen Anlage nach kriegführend, durch Spott und Lehre vernichtend, und im Kampfe gegen bestimmte, äußere Feinde.

Das Gedicht beginnt mit einer Allocution des Herrn an die seinen Thron umgebenden Geister, Gabriel, Rafael und Michael, deren Hauptgedanke sich in den ersten Zeilen ausspricht:

Ihr lebt in ewig gleichem Frieden fort,
Als die getreuen Boten meines Willens.
Die Menschen aber ringen hart in Mühsal,
Um sich zu mir, dem Ewigseienden, (?)
Aus der Natur so launenvollem Spiel,
Aus des Geschicks so buntgewirktem Wechsel (!)
In guten Stunden klar und rein zu heben.

Dies ist würdig und gut. Aber die nun folgenden beiden Verse verkümmern die Natur der Gottheit:

Nicht ändern kann ich dies; denn frei soll sein,
Was meinen Geist in sich empfangen hat.

Offenbar hat der Dichter sagen wollen und sagen sollen:

Mein Wille fügt es so; denn frei soll sein 2c.

Auch klingt es mindestens unpassend, wenn der Herr gleich darauf sagt:

Ihr seht die Menschheit wunderbar entzweit,
Wie sie in Wahrheit göttlich (!) mich verehre.

In diesen Zeilen aber liegt das Grundthema des „Nachspiels". Die Irrthümer jeder bestimmten und schulgemäßen Gottesverehrung zu zeigen, ist die von dem Verf. gewählte Aufgabe, die er durchführt. Kann eine solche aber wol eine Fortsetzung des „Faust" im Geiste des „Faust" genannt werden? Wir glauben nicht! Weiterhin spricht der Herr oft in etwas wunderlichen Wortstellungen, z. B.

Denn wol hat Faust gefühlt durch Gretchens Tod,
Daß mein die Macht, die nie sich wandelnde,
Daß mein die Liebe, stets verzeihende,
Daß mein die Herrlichkeit, unendliche.

Abgesehen von dem Undeutsch dieser Sätze, hat auch eben Faust ja alles Das nicht gefühlt. Die „stets verzeihende Liebe", die „unendliche Macht" sind ihm ja eben noch verhüllt. Von der ersten weiß er gar nichts, und die zweite ist ihm ja gerade das ungelöste Räthsel, in welches das Dasein des Bösen ihn verstrickt. — Endlich schließt der Herr seine Rede damit, daß das Pfingfest herannahe ... wo die Menschheit

Sich dran erinnert, wie ich meinen Geist
Ganz in ihr selbst lebendig werden lasse (?!)

und er sendet Michael herab, zu sorgen, daß der Friede des Festes nicht gestört werde. Er endet mit einer großen poetischen Licenz, d. h. mit einer Schilderung des Frühlings, der sich über der ganzen Erde zugleich ausbreitet. So klein nun auch die Erde in den Augen des Herrn erscheinen mag, so kann doch unmöglich in allen ihren Zonen zugleich Frühling sein, und der Hr. Verf. hat über dem Göthe'schen:

Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen; es grünten und blühten 2c.

offenbar aller mathematischen Geographie rein vergessen.

Nach diesem Eingange haben wir allerdings geringe Erwartungen von dem Gedichte zu fassen, und um unsere Meinung sogleich mit kurzen Worten auszusprechen, so halten wir das Ganze allerdings für sehr verfehlt, wenn auch hier und da durch einen einzelnen Gedanken achtbar und den guten Willen des Verf. verkündigend. Dem Verf., der sich durch mehre schätzbare Monographien als Literairhistoriker und Kritiker empfohlen hat, fehlt zum Dichter, und vollends nun zum Fortsetzer des „Faust" Würde und Ueberschauung, ja fast fürchten wir, daß ihm selbst das Verständniß des Gedichtes fehle, das er fortzusetzen unternahm. Mehre Stellen seines „Nachspiels" sprechen leider eine grobe Geschmacklosigkeit aus und zeigen, daß der Verf. Unanständigkeiten mit genialer Kühnheit verwechselt. Ist es aber nicht eine handgreifliche Verirrung, wenn ein Dichter Worte denkt, die er auszuschreiben nicht wagt? Sind die häßlichen Ausdrücke S. 11, S. 73, oder gar S. 41 Zeichen des Genies? Soll die Poesie, und zumal die höchste, in Ausdrücken sprechen, die keine nur einigermaßen gebildete Gesellschaft duldet? Genug! Man nennt die Kritik eine Krücke; aber wenn sie das ist, so ist gewiß, daß kein Dichter ohne sie gehen kann!

Wir wollen von der Gedankenreihe des „Nachspiels" eine kurze Skizze mittheilen. In der ersten Scene scheidet sich Faust von Mephisto;

Die hohe Kraft,
Wodurch ich einst Dir selbst mich übergeben,
Dieselbe ist es, die das Wunder schafft,
Wodurch ich Gott und mir nun werde leben.

Dies ist dunkel. Dieselbe Kraft, welche den Pact schließt, ist auch dieselbe, die ihn hält; aber nicht, die ihn bricht. Vergleichen wir diesen Abschied mit dem in den „Faustischen Scenen",

so ist das Uebergewicht des Gedankens und der Poesie bei den letztern. Nach jenes Dichters Auffassung war es vom Anfang her eine Clausel des Pacts, daß dieser annullirt sei, wenn Faust nur einmal die Kraft habe, dem Bösen: Verschwinde! zuzurufen. Man sieht, der Dichter des „Nachspiels" ist ein schlechterer Jurist als der Verf. des „Briefwechsels zweier Deutschen". Genug! Mephisto ist verabschiedet und das trotz einiger recht witzigen Einwendungen. Faust verliert sich nun in Nachtgedanken, die mehre recht gute und dichterische Wendungen aussprechen:

> Was soll ein Leben, wenn es nicht genügt,
> Was soll ein Schein, der nicht genug beträgt?
>
> . . . .
>
> Dann kommt die alte Weibergrille,
> Von Jagd und Mädchen, Spiel und Krieg und Tanz,
> Von jeder Blume in des Wahnsinns Kranz (?)
> Bescheiden sich zurückzuziehn;
> Die Impotenz weiß sich etwas damit, zu fliehn.

Nun ist Faust schon wieder auf schlimmem Wege; indeß siegt doch die „abgegriffene Brille" Philosophie, und der Monolog endet mit dem Entschlusse, sich der Tugend zu ergeben.

> Sei denn, mein Herz, dem Leben wieder offen,
> Ergreif, o Geist, das himmlisch hohe Hoffen,
> Daß Wahrheit werd' einst unsers Busens Sehnen,
> Befriedigung einst trockne unsre Thränen.

In der folgenden Scene treten Spaziergänger auf, ad modum der Scene im „Faust" selbst. Sie sagen manches Hübsche, aber nichts zur Sache. Mephisto tritt als Jesuit und Seelenretter zwischen sie. In einem dithyrambischen Monologe schildert Faust das Sonst und Jetzt; er endet mit einem Anruf der göttlichen Liebe. Ein höchst geschmackloser Monolog Mephisto's folgt. Er ärgert sich über Göthe's Faust (!). Dies Selbstgespräch verdirbt den Dichter ganz in unserer Meinung — es ist nicht möglich, zweckwidriger, verfehlter zu dichten. Mephisto beschließt endlich sich an Faust zu rächen, ihm Feinde zu erwecken. Humor ist keiner in diesem humoristisch seinsollenden Monolog. — Ein Theesalon folgt. Literatur, Poesie, schöne Seele, Diener Gottes, Pantheist, Pietist, Stutzer bilden den streitenden Kreis, in welchem Mephisto, als Mystiker, zum Concluso bringt, daß der alte Glaube zu verbannen sei. Nun folgen die Philosophen und Theologen; der Naturhistoriker, der Moralist, der Dogmatiker, der kritische Philosoph, der Exeget, streiten über die Bibel, und Wagner repräsentirt die Uebernatürlichkeit. Hier ist Manches gut und witzig — aber, wie einseitig in allen diesen Wortgefechten der Geist des „Faust" (zu dem dies Nachspiel doch ein Nachspiel sein soll) aufgefaßt sei, das bedarf wol unserer Andeutung nicht erst. Am besten noch ist Mephisto, der Anreger und Förderer alles dieses Streits in Literatur, Philosophie und Theologie, welchen nun Mystiker, Kritiker und Resignirte auf dem Kirchhofe fortsetzen, während der Schalk Alle mit Unsinn narrt. Zum Schlusse hetzt er alle Parteien gegen Faust auf, indem er sagt:

> Gewiß verführt er uns die ganze Menge,
> Und wir gerathen ziemlich ins Gedränge,
> Wenn wir den sauberen Patron
> Nicht fahn...

Man beschließt ihn in ein Irrenhaus zu sperren:

> Da mag er denn über Wasser und Brot
> Speculiren bis an seinen Tod.

Hier nun geht der Fortsetzer unserm Gefühl nach fast in den Parodisten über; wenigstens wird die Grenzlinie, welche beide scheidet, äußerst fein und ist leicht zu übersehen. — Indeß erscheint Faust und monologisirt über den Gedanken:

> In der Erscheinung kenn' ich nun das Wesen,
> Und in mir selbst bin ich mir offenbar,
> Als ungetrennt von dem Unendlichen.

Dies Gefühl ist Seligkeit! Indeß soll er doch das Endliche noch mit Händen greifen, denn die Philosophen springen auf ihn zu und packen ihn an. Faust sagt jeder Kaste derselben ihre Wahrheit; den Mystikern, daß sie Recht haben, Gott fühlen zu wollen, den Kritikern, den Gedanken zu schützen, der das Gefühl nicht ausschließt; den Resignirten, das heilige Buch zu ehren — Allen, daß Bibel, Denken und Fühlen nicht zu missen sei, vielmehr alle drei Hand in Hand gehen sollen zum echten Wissen. — Mephisto hetzt von Neuem; aber Michael stellt auf höhern Befehl die Ruhe her, und Alles endet mit Glockenklang und heiliger Einmüthigkeit, in einem Hymnus Faust's auf Vater und Sohn.

Wer diese unsere Skizze überblickt, wird nun wissen, inwiefern dies „Nachspiel" eine Fortsetzung des „Faust" im Geist und in der Wahrheit ist. Es ist, wenn man will, eine Fortsetzung zu einer einzelnen Scene im „Faust" — nimmermehr aber zu dem Ganzen des Gedichts, dessen hundertfach gebrochene Richtungen der Verf. übersieht und fallen läßt, um eine einzelne in seinem Geiste weiter zu führen, als gut oder dichterisch möglich war. Wir halten diesen Versuch für so vortrefflich irrig, für so gründlich verfehlt, daß er uns nur abermals zum Beweise dient, wie Wenige, selbst unter unsern guten und kritischen Köpfen, die eigentliche Bedeutung des größten deutschen Gedichts begriffen haben. Welche Freude muß aber erst Göthe über die Zueignung dieses Gedichts, das sich die Kuppel zu seinem Bau nennt, empfunden haben?!

Will der Verf. unserm wohlgemeinten Rathe folgen, so schreibe er ferner über den „Titurel" und den „großen Magus", er soll uns willkommen sein; aber er dichte keine Fortsetzungen mehr zu Werken, deren Geist und deren Art ihm gleich unerreichbar sind. Sein Vers ist wechselvoll, oft gut; aber seine Diction ist dunkel wie sein Gedanke, poetisch lahm wie seine Schlüsse und geschmacklos wie sein humoristischer Monolog S. 25 fg. Er hätte wol ein besseres Beispiel geben sollen! 34.

Historische Miszellen.

Friedrich I. zu Erfurt.

„In dem Jahre Christi 1183 war der Kaiser (Friedrich Barbarossa) zu Erfurt und wollte den Bischof von Mainz und den Landgrafen versöhnen. Auf einem Gerüste (up ener loven, d. i. auf einer Laube) vor dem Kaiser ward ein Drängen, das Gerüst fiel mit den Leuten in einen unreinen Gang; daselbst ertranken der Graf von Schwarzburg und andere Grafen und Herren und Ritter wol bei Hunderten; der Kaiser hielt sich mit genauer Noth (vil kume) in einem Fenster fest." (Die lübeck. Chroniken, herausg. v. Grautoff, I, S. 62.)

Woher hat die Stadt Paris ihren Namen?

„Zu derselben Zeit (ums J. 1184) war der König Philippus auf seinem Schlosse zu Paris und vernahm einen grossen Gestank von Pfützen und von Koth; daher gebot er allen den Bürgern von Paris, daß sie sollten Steine und Sand herbeiführen, und lassen alle Straßen in der Stadt pflastern (brucghen), auf daß eine Reinlichkeit über die ganze Stadt würde; auch daß sie ihren alten Namen verlöre, den sie vor Alters hatte. Denn sie hieß zu Anfang Luterria (der Chronist meint Lutetia), das ist eine Kothstadt, um des Kothes willen, dessen sie voll war (dat is en Horstad, dor des hores willen, des se vul was); darnach ward sie geheißen Paris von Paride Alexandro, der ein Sohn war Priami, des Königes von Trojen." (Die lübeck. Chroniken, I, 63.)

Hofsitten im vierzehnten Jahrhundert.

„Eines Tages (1315) saß Graf Johann von Holstein zu Kiel fröhlich über seiner Tafel, da war vor ihm sein Narr Marquard, mit dem er pflag zu scherzen (to spottende); diesen reizte ein Kämmerer, nach dem warf er mit einem Knochen und verfehlte ihn, aber er traf den Grafen und warf dem achtbaren schönen Herrn ein Auge aus." (Die lübeck. Chroniken, I, 204.) 50.

Hierzu Beilage Nr. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 16. Februar 1832.

Friedrich von Raumer's Historisches Taschenbuch. Dritter Jahrgang. *)

Wie sollen wir es anfangen, dem uns gewordenen Auftrage zufolge nur „einige Worte" über gegenwärtiges Taschenbuch zu sprechen? Lautete er auf: „Ein Wort", so würden wir, wie jenem nach der Entfernung des nächsten Ortes fragenden Reisenden ein „Geh!" geantwortet wurde, nichts als ein „Lies!" ausrufen und die Sache für abgethan betrachten können. Mit dieser lakonischen Antwort wäre indeß auch der bescheidensten Verlagshandlung vielleicht nichts gedient, und würde kein Exemplar mehr aus dem Laden gelockt, denn diese könnte sich eben Jeder selbst sagen. Wenn wir also auch nicht geradezu das „Einige" auf die Weise des Kosakenhetmans in Kotzebue's „Benjowski" durch „Viele" erklären wollen, so müssen wir doch eine etwas laxere Interpretation eintreten lassen. Ref. hat das juste milieu auch bei seinen Anzeigen so ziemlich immer getroffen.

Hr. v. Raumer steht in dem beneidenswerthen Credit, nichts Unbrauchbares liefern zu können. Wem dies viel zu wenig gesagt erscheint, der bedenke, daß Ref. zwischen des Verf. Freunden und Feinden, Lobrednern und Tadlern neutral in der Mitte steht, und daß jedes Extrem im Urtheile den Widerspruch reizen müßte. Auch schließt dies nicht aus, daß nicht eine Leistung einen Vorzug vor der andern haben könne. Hier tritt der Verf. mit zweien auf einmal auf, entschuldigt sich aber auch in der Vorrede deswegen, weil mehre Freunde, zum Theil der Cholera halber, ihr Versprechen nicht hätten halten können und ihm nichts als der Versuch übriggeblieben sei, die hierdurch entstehenden Lücken selbst auszufüllen. Wir hätten es also mit Lückenbüßern zu thun. Da der erste Aufsatz aber nur eine Fortsetzung oder zweite Hälfte der im vorigen Jahrgange angefangenen und bis 1630 fortgeführten „Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. (1558) bis zum westfälischen Frieden" ist, also wol für diesen Jahrgang bestimmt war, so könnte jenes Prädicat nur von dem Schlußaufsatze (S. 395—537) gelten, welcher „Polens Untergang" überschrieben ist. Weil nun dieser aber so präcis in die Zeit und das Bedürfniß der Leser (wenn auch nicht aller) hereinpaßt, so wird es wol darauf hinauskommen, daß jene Entschuldigung mehr Redensart als Wahrheit enthalten möchte. Doch zur Ordnung!

Ref. weiß nicht, ob es andern Lesern auch so ergehen wird, aber er weiß, daß es ihm so ergangen ist, zu meinen, daß jetzt über den dreißigjährigen Krieg etwas zu lesen vielleicht einen ebenso großen Anlauf braucht, als etwas darüber zu schreiben. Man ist jener Zeit zu sehr entfremdet, Gott sei Dank, in seinem kirchlichen Bekenntniß so wenig gefährdet, von dem politischen Gleichgewicht in Europa so überzeugt, von östreichischer, französischer und schwedischer Seite jetzt so in Ruhe gelassen, auch aus Dutzenden von Geschichtsbüchern mit dem Hauptgange jener Erscheinung so bekannt, daß nur ein sehr gewichtiger Name wie der Raumer's noch einen Sporn abgeben kann, sich in jenes kriegerische und politische Labyrinth noch einmal hineinführen zu lassen. Denn gerade Das, was jene Zeit mit der unserigen vielleicht Aehnliches hat, der Kampf dort um Freiheit des religiösen, hier des politischen Glaubens, hervorzuheben, lag nicht in dem Plane des Verf. und durfte vielleicht der daraus zu ziehenden Consequenzen wegen nicht darin liegen. Trotzdem muß Ref. versichern, daß, als er nur erst den Muth sich pflichtschuldigst genommen, sich hineinzulesen, er es nicht bereuet hat. Auch hatte er so viele kleine Neugierden dabei zu befriedigen gehabt, z. B. nachzusehen, wie weit der Verf. die neuesten Schriften und Ansichten von Förster („Wallenstein's Briefe"), Röse („Bernhard v. Weimar"), Cosmar (über Schwarzenberg) u. s. w. benutzt, angenommen oder widerlegt hat, oder welche Ausbeute ihm für diesen Theil seiner Studien sein Aufenthalt in Paris gewährt habe, daß er nicht einen Augenblick sich dabei gelangweilt hat. Ueberall hat Rec. Benutzung des Neuesten und Gediegensten, Besonnenheit und Mäßigung der Urtheile, oft Eigenthümlichkeit der Ansichten und nur sehr selten kleine Flüchtigkeiten gefunden (z. B. daß der 28. Okt. acht Tage vor der Schlacht von Lützen gewesen, die doch gleich darauf auf den 16. Nov. gesetzt wird). Von der würdigen deutschen (nicht deutschthümlichen) Gesinnung des Verf. zeige das Schlußwort des Aufsatzes, welches wir allen deutschen Lesern (Jedem für seine Sphäre) zu Nutz und Frommen abzuschreiben uns erlauben: „Wenige Theile der Geschichte erfüllen, sowie die des dreißigjährigen Krieges, das Gemüth mit solchem Ueberdruß an allem Geschehenen, mit einer so herben Einsicht in die Nichtigkeit und Verächtlichkeit des menschlichen Treibens. Nicht als wäre den Gegenständen, um die es sich handelt, die höchste Wichtigkeit abzusprechen; sondern weil Aberglauben, Habsucht, Hochmuth, Rachsucht und mehr als viehische Leidenschaften sich hinter stetem Gerede von Freiheit und Religion versteckten und damit aufputzten, weil Niemand einsehen konnte oder wollte: daß diese in aller Glorie dastehen würden, sobald man nur Sünde und Dummheit aus den Köpfen und Herzen vertriebe. So natürlich es ist, wenn der Geschichtschreiber über dies lange Gemisch von Tyrannei und Anarchie hinwegeilt, so nothwendig und heilsam ist es auf der andern Seite, den deutschen Fürsten und Völkern in diesem Sündenspiegel recht klar zu zeigen: innern Frieden gebiete das Höchste aller Gesetze, und entspringender Zwist sei auf dem Wege der Milde und des Rechts, nicht aber der Gewalt auszugleichen. Wehe Dem, welcher sich aus blindem Eifer und verdammlicher Unduldsamkeit jemals auf deutscher Erde wieder so benimmt, daß die Unterdrückten verzweifelnd Fremde herbeirufen müssen! Wehe aber auch Denen, welche ohne hinreichenden Grund sich in frevelhaftem Leichtsinne zu diesem gefährlichsten aller Heilmittel entschließen."

Hr. Varnhagen von Ense, der es auf einen preußischen Plutarch anzulegen scheint, wozu Wenige seine Befähigung theilen möchten, gibt S. 247—308 einen Aufsatz: „Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm; Züge zu seinem Bilde." Schon in der „Allgemeinen Zeitung" von 1824 erschien von einer andern, aber nicht minder wohlwollenden Feder ein auf diesen echten Preußen aufmerksam machender Aufsatz (dann auch in der hall. „Allg. Literaturzeitung", 1824, Nr. 242). Aber man sehnte sich, etwas mehr von diesem ehrwürdigen pariser Diogenes zu erfahren, und hier wird die Neugierde sehr angenehm befriedigt. Besonders wird man S. 254 mit ungemeinem Interesse lesen, wie die zufällige Entfernung seiner Stiefeln ihn dem Kerkermeister der Conciergerie den ganz arglosen Vorschlag zu machen veranlaßt, ihn statt heute erst morgen auf die Guillotine nachzuliefern. Der Kernsprüche oder sogenannten Einzelblicke des Grafen S. 81—308 sind doch fast zu viel. Für solche Kost wird es viel genügsame Menschen geben.

Von dem Verf. von „Alcuin's Leben", Hrn. Dr. Fr. Lorenz, ist S. 309—394 eine historische Skizze: „Karls des Großen Privat- und Hofleben", mitgetheilt. Man sieht, der Verf. ist in Karls Zeit ziemlich heimisch, ist von der Größe seines Helden ergriffen und leibet daher auch (329) nicht, daß Karl seine schönen Töchter mit ganz anderer als väterlicher Liebe geliebt haben soll, wie wol der nach französischen Mustern (?) gebildete Geschichtschreiber Gibbon ihn verleumdet, und Luden „der sich

*) Vgl. eine ausführlichere Mittheilung in Nr. 344 u. 345 d. Bl. f. 1831. D. Red.

so oft zu Ehrenrettungen berufen fühlt, wo dieselben übel angebracht sind", statt zu widerlegen, eher verstärkt habe. Doch kann der Verf. dieses wohlgeschriebenen Aufsatzes nicht leugnen (selbst wenn man nicht mit der Kleinlichkeit einer Kammerdienerseele Werth auf Dinge legt, die keinen haben), daß es mit Karls Töchtern und Beischläferinnen eine ziemlich liederliche Wirthschaft gewesen sein möge; aber er findet den Grund, daß Karl seine Töchter nicht verheirathete, in der Bedenklichkeit, sein neues Haus durch die Verschwägerungen mit den Großen der Nation (aber mußten es eben diese sein?) nicht deren Prätensionen oder der Zwietracht im Schoße der Familie hinzugeben. Bei dem engen Raume hat nicht Alles weitläufig ausgeführt werden können, worunter öfters die Anschaulichkeit leidet. So findet Ref. die artige Geschichte von dem Empfange der griechischen Gesandten in Dippoldt's „Leben Karls des Großen" (Tübingen, 1810, S. 167) weit lebhafter erzählt, der sich freilich eine Vergleichung zwischen Karls Hofe und der Lächerlichkeit und Steifheit von Napoleons Hofe (wie S. 347) noch nicht erlauben durfte. Auch scheint der Verf. hier etwas übertrieben zu haben.

Den letzten Aufsatz: „Polens Untergang", hat Ref. als dem Herausgeber selbst angehörig schon oben genannt. Es muß vor Allem bemerkt werden, daß nicht die neuesten Ereignisse (wie sie noch jüngst Dr. Ungewitter in einer Schrift: „Polens letzte Anstrengungen für Nationalität und europäische Freiheit u. s. w.", Ilmenau, 1831, gut zusammengestellt hat), sondern die furchtbare Geschichte der drei frühern Theilungen mit ergreifenden Farben hier geschildert ist. Man denkt dabei an Johann von Müller's Wort: „Gott wollte damals die Moralität der Großen zeigen!" Neue Aufschlüsse finden wir hier nicht, aber eine unparteiische und aus den besten Quellen geschöpfte Darstellung des Bekannten, obgleich der Verf. in der Vorrede IX bemerkt, „daß eine thörichte Heimlichthuerei noch immer alle erklärende Mittelglieder und Uebergänge vorenthalte und die höchste Weisheit darin finde, die Lehren der neuesten Geschichte unter den diplomatischen Scheffel zu stellen." Den neuesten Aufstand von 1831 nennt der Verf. S. 536 „trotz aller Veranlassung verbrecherisch in seinem ersten Anfange, heldenmüthig in seinen Fortschritten, jammervoll in seinem Ende." Ref. theilt nur den Schluß mit: „Während eine verwickelte Politik (unter Aufopferung langvertheidigter Grundsätze) die Belgier in ein erkünsteltes Dasein zu rufen bemüht war, erwies sie, mit sich selbst im grellen Widerspruche, die Natürlichkeit und Nothwendigkeit der gänzlichen Auflösung Polens. Und während die Russen behaupten: eine nichtswürdige Sache sei von Rechtswegen zu Grunde gegangen, rufen die Polen: Alles verloren, nur nicht die Ehre! Beide Theile sollten dem unbefangenen, aber theilnehmenden Beobachter zugeben, daß Könige und Völker gleichmäßig für die eignen und für die Sünden ihrer Vorfahren büßen, und Sieg mit dem tiefsten Schmerze, wie Untergang mit dem edelsten Troste verbunden sein kann. Erst wenn dies Doppelgefühl vorhanden ist und wechselsweise anerkannt wird, darf man hier eine echte Versöhnung und Wiedergeburt erwarten; sonst werden die Russen auf den Schädelstätten der Verwüstung nur Todtenblumen für ihre Siegeskränze finden, und das aus den Gräbern sich erhebende Gift des Hasses wird das unglückliche Land auf Jahrhunderte verpesten." 20.

Geschichte des preußischen Staates seit der Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit, von Karl Panse. Fünfter Band. Berlin, Rücker. 1831. 8. 20 Gr.*)

Wenn wir am Schlusse unserer Anzeige der ersten vier Bände dieses Werks die Hoffnung aussprachen, daß der Verf. in der Darstellung der Geschichte des preußischen Staats seit der Zeit, in welcher dieser zu europäischer Bedeutsamkeit sich erhebt, vielfachere Gelegenheit finden werde, sein besonders für Auffassung und Erörterung allgemeiner und großartiger politischer Interessen und Verwickelungen geeignetes Talent zu bewähren und dadurch den Gehalt seiner Arbeit mehr und mehr zu erhöhen, so können wir unsere Mittheilungen über den fünften Band mit der Erklärung beginnen, daß jene Erwartung nicht getäuscht, sondern vielmehr in der gehofften Weise befriedigt worden ist. Von den drei Büchern, dem dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten, welche sich jetzt den früher erschienenen anreihen, nimmt das erste die preußische Geschichte mit dem Jahre 1688 wieder auf und führt sie bis zur Annahme der Königswürde im Jahre 1701 herab, das zweite schließt mit dem Tode Friedrich Wilhelms I., und das dritte gibt einen Ueberblick der Geschichte Schlesiens bis zu derselben Zeit. Das dreizehnte Buch beginnt mit einer Darstellung, welche wir die schönste und wahrhafteste Lobrede auf den großen Kurfürsten nennen möchten, weil sie nur in der Gegenüberstellung historischer Thatsachen besteht, aus welchen sich ergibt, in welchem Zustande der Kurfürst seinen Staat vorfand, und in welchem er ihn seinem Nachfolger hinterließ, wie Kriegs- und Finanzwesen umgestaltet, Bevölkerung, Anbau und Gewerbfleiß gestiegen und Zucht und Sitte zurückgeführt war, Kunst und Gelehrsamkeit im Brandenburgischen eine Heimath fanden, dem Rechte und den Gesetzen eine unbeeinträchtigte Herrschaft zurückgegeben wurde und die Gestalt des Hofes sich umwandelte. Die sodann folgende Darstellung der Geschichte des ersten Königs von Preußen zeichnet sich durch Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der Würdigung dieses oft zu tief herabgesetzten Fürsten, und besonders durch eine sehr umsichtige und treffende Erörterung der äußern Verhältnisse des preußischen Staats in damaliger Zeit aus. „Kein Fürst aus dem Hause Hohenzollern", sagt der Verf., „ist schonungsloser den Angriffen des Witzes preisgegeben, keinem ist mehr geschmeichelt worden, und keiner hat die Widerrufung der bestochenen Urtheile schriftstellerischer Zeitgenossen schneller erfahren, als dieser Friedrich, und in Wahrheit, keiner hat durch die Contraste seiner Erscheinung dem Spotte günstigere Stoffe dargeboten als er. Aber es ist nicht das Geschäft der Geschichte, den Richterstab mit der Miene des Witzes in die Hand zu nehmen; wenn sich unlautere, kleinliche Neigungen in die Motive Friedrichs eingedrängt haben, so hat sie wol die Quelle von der Beimischung zu unterscheiden und dem Fürsten zu lassen, was sie dem Menschen nimmt. Wenn die Mäßigkeit seiner Talente mit der Größe seiner Absichten, wenn der enge Umfang seiner Mittel mit der weiten Ausdehnung des Zweckes im Misverhältnisse gestanden, und wenn dieses Misverhältniß drückend über dem Lande gelegen; um so mehr Ehre macht es dem klugen Gebrauche geringer Kräfte, daß sie dennoch an das Ziel gesteuert und selbst aus der Noth, die sie dem Staate nicht zu ersparen gewußt, Hebel zu seinem Aufschwunge geschaffen haben. Wenn er dem Vortheile Oestreichs, Spaniens, Englands und Hollands voll Vertrauen auf ihre Versprechungen entgegengekommen ist: desto schlimmer für sie, daß sie dieses Vertrauen getäuscht und die große Hälfte der Lasten, die er seinem Unterthan aufgebürdet, zuerst verschuldet haben." Es beziehen sich diese Worte hauptsächlich auf des Kurfürsten thätige und aufopfernde Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich während des letzten Jahrzehends des 17. Jahrhunderts, und in Rücksicht auf diese hat der Verf. sehr befriedigend nachgewiesen, daß sie nicht dem planlosen Spiele eines unreifen Kopfes zu vergleichen, sondern vielmehr ein wohlberechnetes Werk der Staatskunst ist. Der Glanz und das Ansehen, welches der große Kurfürst seinem Staate gegeben, und das Heer, welches er gebildet, machten dem Sohne jene gewichtige Theilnahme möglich und bahnten ihm zum Theil mittelbar wenigstens den Weg zur Königswürde; allein jener Glanz und jenes Ansehen verblich zur Zeit der Annahme dieser Würde, und die Verluste, welche die Armee erlitten, wurden nicht ersetzt, der Tod der hochsinnigen Königin Sophie Charlotte im Jahre 1705 machte den unheilvollen Einfluß des Günstlings Wartenberg unumschränkt, und die Anstrengungen,

*) Vgl. Nr. 191 d. Bl. f. 1831. D. Red.

welche der neue König machte, um die Blößen der erkünstelten Größe zu verdecken, verletzten die väterliche Schöpfung in ihrem innersten Leben. „Fast kein Bedürfniß des Lebens gab es, das nicht in dem Abgabensystem der Regierung verzeichnet gewesen wäre, und was noch drückender war als dies, die unbehülfliche Zeit verstand es nicht einmal, durch Entfernung einer lastvollen Erhebungsform die Meinung zu beschwichtigen. — Um die Einnahme der Thee- und Kaffeesteuern zu vermehren, wurden in allen größern Städten der preußischen Länder Kaffeehäuser errichtet, und die öffentliche Meinung fing an, sich von diesen Mittelpunkten aus zu regeln. Jeder goldene oder silberne Schmuck war in die Steuerliste eingetragen, und es gehörte ein Gedächtniß von nicht gemeiner Schärfe dazu, um bei irgend einem Schritte des bürgerlichen Lebens kein Gesetz zu umgehen und zu seiner Erfüllung die rechte Stelle zu treffen. Das endlose Verzeichniß der Abgaben lastete daher mit fühlbarer Schwere auf jeder Bewegung und nagte an dem innersten Mark des bürgerlichen Wohlstandes. Mit jedem Jahre, das die gesundesten Säfte des Staates verzehrte, wurden die verdorrten Strecken immer sichtbarer, die Verlegenheit der Verwaltung stieg, Schulden häuften sich, und ohne außerordentliche Mittel oder eine plötzliche Rückbewegung des gewohnten Lebens war keine Hoffnung auf die kommende Zeit zu stellen." Nur eine solche gänzliche Rückbewegung konnte den preußischen Staat wieder in die Bahn zurückführen, welche der große Kurfürst demselben vorgezeichnet hatte; nur eine Verwaltung, welche im schroffsten Gegensatze gegen die bisherige auftrat, vermochte binnen Kurzem Das wiederherzustellen, was diese zerstört hatte, und einer spätern Regierung mußte es vorbehalten bleiben, zwischen den Extremen die richtige Mitte zu finden. Mit derselben Wahrheit und Unparteilichkeit, welche wir der Darstellung des Charakters Friedrichs I. nachrühmten, wird die Persönlichkeit seines Nachfolgers nach ihrer Licht- und Schattenseite gezeichnet und der Umstände gedacht, unter deren Einflusse sie sich auf eine extreme Weise entwickelte; die Erörterung der Theilnahme Preußens am nordischen Kriege und an den spätern mannichfachen Verwickelungen der europäischen Politik gibt dem Verf. mannichfache Gelegenheit, seine Gewandtheit für Darstellungen solcher Art zu bewähren, jedoch verfolgt er dieselbe fast auf Kosten der gebührenden Entwickelung der innern Verhältnisse des preußischen Staats. Ein Ueberblick der Geschichte Schlesiens geht passend der Geschichte des Königs voraus, welcher durch die Erwerbung dieses Landes die innere Kraft seines Staats so hoch steigerte, daß derselbe unter die Mächte ersten Ranges eintreten und unter denselben sich behaupten konnte. Der Umfang dieses eingeschalteten Abschnitts kann dem Umfange des gesammten Werks angemessen, die Auswahl aus dem vorhandenen Stoffe passend genannt werden; nur erscheint es uns wünschenswerth, daß der Verf., insofern dies nicht dem folgenden Bande vorbehalten worden ist, den Standpunkt genauer bezeichnet hätte, auf welchem sich die materielle und geistige Entwickelung Schlesiens zunächst vor der preußischen Besitznahme befand. 16.

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. Vierter Band, das Jahr 1829 enthaltend. Von Karl Venturini. Leipzig, Hinrichs. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.*)

Ein zweiter Titel verheißt die neuesten Weltbegebenheiten des Jahres 1829, „im pragmatischen Zusammenhange" dargestellt. Zusammenleben eine lange Reihe von Jahren hindurch und gemeinschaftliche Schicksale machen den entferntern Bekannten zum Freunde, wenigstens wecken sie nähere Beachtung, wo jeder Theil mit den zusagenden Eigenschaften des andern sich inniger befreundet und bemerkte Mängel zwar immer deutlicher erkennt, aber dadurch nicht abwendig gemacht wird. Vielmehr

*) Vgl. Beil. Nr. 47 d. Bl. f. 1830. D. Red.

ergibt sich eine Ausgleichung der Eigenthümlichkeit, welche das Interesse steigert. Diesem Verhältnisse ähnlich ist der Gesichtspunkt, aus welchem wir hier die Fortsetzung der bekannten Venturini'schen „Chronik" anzeigen. Schon bei den frühern Bänden fanden wir Veranlassung, unsere Leser auf die Verdienste derselben aufmerksam zu machen, ohne die Andeutung ihrer Schwächen zu verschweigen. In Beziehung auf diese scheint der Hauptübelstand daher zu rühren, daß sich Hr. Dr. V. seinen Beruf als Chronist erschwert, indem er über denselben hinausgeht, wie schon der zweite Titel der neuern Jahrgänge der „Chronik" andeutet. Hier wird die Erzählung der neuesten Weltbegebenheiten „im pragmatischem Zusammenhange" verheißen. Die übernommene Verpflichtung fodert gediegene Entwickelung der Begebenheiten, nach der Veranlassung und dem Erfolge, also die jetzt kaum mögliche Lösung einer unendlich schwierigen Aufgabe, die den ursprünglichen Plan des fleißigen, verständigen Sammlers der Chronikennachrichten nur stört. Indem er auch für geschichtliche Pragmatik etwas thun will, verfällt er oft in ein beschränkt-behagliches Politisiren, dem die schwache Seite leicht abzumerken ist, selbst wenn sich der Autor in den bequemen Versteck: der Zukunft sei die weitere Entwickelung vorbehalten, zurückzieht. Die Richtigkeit der Behauptung, daß die Erzählung von Dem, was sich ergeben, nicht geschieden werden kann von Dem, wie es geschehen, entkräftet jenen Vorwurf nicht, sondern verweist um so strenger auf das Festhalten des Chronikenplanes. [illegible] hierdurch wird das Ungleichartige in der Behandlung einzelner Partien und das Lückenhafte der Erzählung entschuldigt, wenn man auch dem Wunsche, daß der Verf. auf Raumersparniß Bedacht nehmend, mit den Beiwerken weniger freigebig sein möchte, nicht entsagt. Dagegen finden wir den dem Hrn. V. wol anderwärts gemachten Vorwurf, daß er mit besonderer Vorliebe beim Kirchen- und Schulwesen verweile, ungerecht. Dieses sind die wirksamsten Bildungsmittel des Zeitalters, deren Ereignisse Hr. Dr. V. besser zu würdigen versteht als dunkel verflochtene politische Aufgaben. Doch auch diesen tritt er mit Zuversicht entgegen. So sagt er, nach der Erzählung von der Stiftung des königlich würtembergischen Friedrichsordens: „Es ließen sich freilich die Stürme des nächstfolgenden Jahres, zu deren Beschwörung wohl kräftigere Bannformeln ausgesprochen und gehandhabt werden mußten, durch diplomatische Fernröhre kaum voraussehen, obgleich hier und da schon das widrige Gekrächze unheilverkündender Sturmvögel gehört wurde."

Daß die „Chronik" für das Jahr 1829 vom Herzogthum Braunschweig gar nichts berichtet, mag seinen guten Grund haben; hoffentlich entschädigt der nächste Jahrgang dafür; denn vom Verf., als einem freisinnigen Beobachter der in seiner persönlichen Nähe stattgefundenen Ereignisse, wird man sich gern ausführlich berichten lassen, wie der unglücklich verwahrloste Herzog Karl unter den Einwirkungen verworfener Speichellecker, welche dem Schwerte der Gerechtigkeit entgingen, so tief fiel.

Selten verschuldet der Verf. den Tadel, eine Nachricht am unrechten Orte eingeschaltet zu haben; doch die von Müllner's Tode, der zu Weißenfels im preuß. Herzogthume Sachsen starb, gehört offenbar in die Chronik der preußischen Monarchie, nicht zu den Begebenheiten des Königreichs Sachsen, wo sie aufgeführt ist (S. 408 u. 409).

Alle diese Erinnerungen mögen als Zugabe des Wunsches dienen, daß der Hr. V. durch nichts in der baldigen Fortsetzung seines verdienstlichen Werkes möge gestört werden. 61.

Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien. Von Anton v. Prokesch. Dritter Band. Wien, Armbruster. 1831. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, der Werke des gelehrten Verfs. in d. Bl. zu gedenken*), und mit Ueber-

*) Vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1830 u. Nr. 305 f. 1831. D. Red.

zeugung können wir sagen, dieser dritte Band der schätzbaren Mittheilungen des Hrn. v. P. über Aegypten und Kleinasien schließt sich seinen Vorgängern in jeder Hinsicht würdig an. Des Verfs. Abreise von Smyrna nach Tenedos, seine Fahrt durch die Dardanellen, Troja und dessen Umgebung, seine Begegnisse auf einer Reise von Smyrna über Sardis und Brussa nach Konstantinopel zu Anfang des Winters von 1825, und die Beschreibung einer Reise von den Prinzeninseln über Cyrikus, den Berg Ida, Adramitti und Pergamus nach Smyrna im Sommer 1826, bilden den Stoff zu den Darlegungen dieses dritten Bandes.

Geist und geübte Beobachtungsgabe gewähren auch hier dem Leser eine reiche Ausbeute zur Kenntniß jener so vielfach interessanten Gegenden, und sowol der Statistiker als der Historiker und Alterthumsfreund können hier vieles erfreulich Belehrende und Berichtigende finden.

Bezeichnend für den Charakter der Türken ist, was der Verf. bei Gelegenheit seiner Reise durch die Dardanellen von deren Musik sagt. „Man war ans Land gestiegen und übernachtete in der Nähe eines kleinen türkischen Klosters, beim ein Landhaus des Kapudan Pascha angebaut ist; aber zwei Uebel störten die Ruhe der Nacht: Janitscharenmusik und das Anrufen der Wachen. Letzteres erneuerte sich alle Viertelstunden und klang nicht wie kriegerisches Wer da! sondern wie ein mönchischer Todtenpsalm, — und die Musik! Vierzig bis funfzig Kerle, meist Mohren, saßen im Kreise vor dem Hause des Pascha, im Koth. Einer hielt eine Fackel; in seiner Nähe waren drei oder vier Halbriesen mit großen Trommeln; die Andern hatten Pfeifen, Becken, Triangel und Klingelscheiben. Auf ein gegebenes Zeichen fing diese Rotte mit allen Kräften an zu arbeiten, und der Pascha saß, sich ergötzend an dem Höllenlärm, mit seinem Gefolge auf dem Erker des Hauses und freute sich des Unwesens. „Da ist auch nicht ein Ton", sagt der Verf., „der die Seele erhebt, nicht einer, der zu geheimen Empfindungen des Herzens spricht. Es ist alles rauh, mistönend, der vollkommenste Ausdruck zu dem Begriffe Barbarei. Der Ton milder Klage, den selbst der rohe Bewohner der kaukasischen Steppen kennt, ist hier gänzlich fremd, man zerreißt nur die Luft mit gellenden und lärmenden Dissonanzen, und dies heißt dem Nachkömmling der Seldschucken Musik."

Im Ganzen erfüllt die Lecture dieses Buches mit Wehmuth. Wohin der Blick des Reisenden fällt, sind Ruinen, sind die Trümmer einer untergegangenen Civilisation und Größe. Unter den Denkmälern der Kunst hochgebildeter Völker, auf den Feldern, wo Helden des Alterthums und des Mittelalters kämpften, wo Achilles fiel und Gottfried von Bouillon den Degen schwang, schweift jetzt eine Barbarenhorde umher, sitzen gedankenlos faule Osmanen und schleicht das Elend in tausendfachen Gestalten; das übervölkerte Europa sieht dies Alles aber an; es sieht es an, wie seine Landesgenossen mishandelt, die Ehre seiner Nationen compromittirt wird, und es schweigt und duldet, denn — elende Eifersucht läßt unter dem Vorgeben des Gleichgewichtes die Schmachwirthschaft fortbestehen und schließt wol gar, zur Erreichung gegentheiliger Zwecke, Freundschaftsbündnisse mit der entwürdigenden Barbarei. 52.

Müllner in poetischer, kritischer und religiöser Beziehung. Nebst einer von ihm selbst verfaßten Charakteristik der handelnden Personen in König Yngurd Mit kritischen Anmerkungen begleitet von F. Wagener. Meißen, Gödsche. 1831. 16. 8 Gr.

Der Titel dieser kleinen Schrift verspricht bei weitem mehr, als ihr Inhalt gewährt. Aus dem Vorworte des Verf. geht auch nicht im mindesten hervor, daß er mehr als einige kritische Bemerkungen liefern wollte. Mit Fug kann man daher den pompösen Titel: „Müllner in poetischer, kritischer und religiöser Beziehung", auf Rechnung des Speculationsgeistes des Verlegers setzen. Der Verf., vorher Regisseur des weimarischen Hoftheaters, brachte das Einstudiren des „Yngurd" in Vorschlag, und der Großherzog Karl August genehmigte die Aufführung dieses nur mit vielem Fleiße und großen Kosten in die Scene zu setzenden Stückes. Bei dieser Gelegenheit kam der Verf. in Correspondenz mit Müllner, der ihm eine von ihm selbst verfaßte Charakteristik der handelnden Personen im „Yngurd" übersandte. Dies ist die ursprüngliche Veranlassung der eben angezeigten kleinen Schrift. Die darin über das Trauerspiel „Yngurd" niedergelegten Ansichten verdienen von allen Künstlern, die entweder den Bauernkönig geben oder sonst in dem Stücke beschäftigt sind, berücksichtigt und studirt zu werden. Auch über die „Schuld" verbreitet sich der Verf. und thut die Wahrscheinlichkeit dar, daß Müllner den Stoff zu dieser Tragödie wol aus „Fernando e Olvida, sposa y hermana en una persona. Tragedia en dos actos, por Don Antonia Rivadero de Souza", entlehnt haben könne. „Beide Tragödien", versichert der Verf., „gleichen sich, obschon weder dieselben Personen noch dieselben Worte vorkommen, hin und wieder wie zwei Schiffe eines Herrn." Schließlich wirft der Verf. die Frage auf: „Welches innern religiösen Glaubens war Müllner?" und beantwortet sie im Wesentlichen dahin, daß Müllner, zwar von Freigeisterei ebenso weit entfernt war „als von der moralischen Ueberzeugung einer höhern Existenz als blos im Leben", aber doch von der kirchlichen Weise des Katholicismus, seinem äußern Glanze mehr angezogen wurde als von dem einfachen Wesen der protestantischen Kirche. Zum Schlusse eine Anekdote: „Als ich im Dezember 1828", erzählt der Verf., „von Weimar nach Dresden reiste und in Weißenfels Müllnern ein Schreiben des Prof. Schütz übergab, das Bemerkungen über die „Schuld", veranlaßt durch meine Darstellung des Hugo auf der Hofbühne zu Weimar, enthielt, sagte Müllner: wenn ich früher sterbe als Schütz, so muß dieser mein Biograph sein. Derb ist er, aber gründlich und wahr." 59.

Lesefrüchte.

Höfliche Art zu morden.

Ein Indianer, der im Begriff ist, den vor ihm hingestreckten Feind zu tödten und zu skalpiren, redet ihn, wenn er Zeit und gute Laune dazu hat, ungefähr auf folgende Weise an: „Mein Name ist Caschegra: ich bin ein berühmter Krieger und im Begriff, Dich zu tödten. Wenn Du in das Land der Geister kommst, wirst Du den Geist meines Vaters sehen: sage ihm, Caschegra sei es, der Dich dorthin gesendet habe." Und das Tomahawk trifft das unglückliche Opfer.

Der Teufel unter den Setzern.

Im Jahre 1561 erschien zu London ein Büchlein unter dem Titel: „Anatomy of the mass". Es bestand aus 170 Seiten, denen 15 Seiten Druckfehler beigefügt waren. In der Vorrede zu diesen Druckfehlern läßt sich der Verfasser dieser wunderlichen Anatomie, ein Mönch, auf folgende Weise aus: „Um die Früchte dieses Werkes zu vernichten, hat der Teufel zwei boshafte Mittel angewendet, nämlich er warf erst das Manuscript in eine Pfütze und brachte es in einen so erbärmlichen Zustand, daß einige Theile ganz unleserlich wurden; sodann zwang er die Setzer, so zahllose Schnitzer zu machen, wie man dies nie vorher in einem so kleinen Buche gesehen hat. Diese zweifache List des Teufels zu vereiteln, habe ich mich genöthigt gesehen, dieses Buch nochmals durchzusehen und ein Verzeichniß zu fertigen von allen den Schnitzern der unter dem Einfluß des Teufels arbeitenden Setzer." 56.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1832.

Bemärkninger paa en Reise i Nordlandene og igjennem Lapland til Stockholm i Aaret 1827, af Gustav Peter Blom. Zwei Theile. Mit statistischen Tabellen. Christiania, 1830.

Der Verf. dieser schätzbaren Reisebeschreibung, Hr. Blom, ein durch seine kameralistischen Kenntnisse ausgezeichnetes Mitglied des im Jahre 1830 versammelten Storthings, bereiste die nördlichen Gegenden seines Vaterlandes in der Eigenschaft eines mit der Aufnahme eines neuen Katasters und einer zweckmäßigern Bonitirung der Güter beauftragten Commissairs, welches Auftrages er sich auch mit dem größten Ruhme entledigte. Sonach hielt er sich in jeder Ortschaft lange genug auf und hatte vielfältige Gelegenheit, um theils durch eignen Augenschein, theils durch Einziehung genauer Nachrichten einen Beitrag zur Kunde des hohen Nordens zu liefern, der dem Geographen, Ethnographen und Statistiker höchst willkommen sein wird. Ueberdies ist seine vorurtheilsfreie Ansicht der Dinge, sein für die Schönheiten der Natur empfängliches Gemüth, sein heiterer, jugendlich frischer Sinn und seine vielseitige Ausbildung, indem er mit jedem Gegenstande menschlichen Wissens und Leistens Bekanntschaft verräth, ganz geeignet, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, wie sich denn auch das vorliegende Buch in Norwegen eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt hat. In dem ersten Theile desselben gibt er das Resultat seiner Beobachtungen während seines Aufenthalts im Stifte Bergen, und eine vollständige Schilderung der Nordlande. Der zweite enthält seine Reise durch Lappland über Torneo nach Stockholm. Folgender möglichst gedrängte Auszug wird daher selbst dem deutschen Leser, welcher Norwegen aus dem Werke des berühmten Leopold von Buch und durch Herrn Steffens kennt, nicht ohne Interesse sein.

1. Das Stift Bergen. Die Alpen und Gletscher der Schweiz, die Gebirgsschluchten und Pässe Tirols, die reizenden Inseln Schottlands und die kahlen Scheeren des fernen Islands sieht man hier auf einer einzigen Tagereise und mit Einem Blicke. Selbst in der Mitte des Mais reiset man nicht ohne Beschwerde über das Gebirge Fillefield, diese Scheidemauer der Stifte Agershuus und Bergen. Man legt, so zu sagen, drei Monate an Einem Tage zurück. Des Morgens fuhr der Verf. zu Schlitten bei schneidender Kälte über die Berggipfel; beim langsamen Hinabrollen des Wagens zeigten sich nach und nach kahle, gepflügte, besäete, sprießende Aecker; und des Abends weidete sich das Auge am Grün des jungen Getreides und des Laubes schattiger Birkenwaldungen. Dort herrschte der Winter, hier der Sommer. Er befand sich nunmehr in dem niedrigen Leirdalen. Das Land hat überall denselben Charakter. Schmale Seearme und Meerbusen ziehen sich mit unzähligen Verzweigungen von Abend gen Morgen, immer mehr sich verengend, hinein, deren Gestade schroffe Bergrücken, unterbrochen durch Streifen angebauten und mit Bauerhöfen besetzten Landes, bilden, und welche überall die Zeichen herabgestürzter Lawinen ansichtragen. Hin und wieder erscheint ein Fichtenwald oder ein Laubgehölz. Klippen und Inselgruppen schützen die Küste. Das Ganze stellt sich als das Gebilde der Gewässer der Urwelt dar. Von allen Seiten ruft die im Schaffen zerstörende Natur den Einwohnern ein lautes memento mori zu; die verwitternden Felsen fallen über ihre Wohnungen und Anlagen, und fürchterliche Stürme und Stoßwinde versenken ihre Fahrzeuge. Dennoch ist die Zahl der Unglücksfälle im Vergleiche der allenthalben drohenden Gefahren unbedeutend. Zwischen den Ruinen wächst zuerst Erlengebüsch empor, dessen herabfallendes Laub den Boden düngt und den Graswuchs befördert, sodaß Ziegen und Schafe, bald auch Kühe ihre Nahrung finden, und zuerst eine Wiese, endlich ein Acker entsteht. Schrecklich ist die Gewalt der Wirbelwinde, denen Böte, Wohngebäude und Kirchen ein Spiel sind. Zu Leirdalsören sah der Verf. im zweiten Stockwerke eines Hauses mehre Löcher in den Fensterscheiben, von Steinchen herrührend, welche der Föhn mit der Kraft eines Musketenschusses hindurchgetrieben hatte. Die riesigen Formen der Natur, die schroffen Uebergänge von todter Natur zur üppigen Vegetation, die in die Wolken ragenden, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Berge, ihre sparsam bewaldeten Lehnen, über welche Ströme in häufigen Wasserfällen, in Dampf sich auflösend, daherstürzen, und die angebauten, grünenden und blühenden Ufer: Alles dies erregt Staunen und Demuth. Doch gibt es auch einzelne Landschaften, wo eine freundliche Natur die sanftesten Empfindungen hervorruft. Zu diesen gehört das fast morgenländische Vosse, wo die Berge wie die Rahmen eines Gemäldes zurücktreten und ein hohes, weites Plateau mit schönen Strömen und Wasserfällen von der ansprechendsten Anmuth einschließen. In das meilentiefe Justedalen hingegen gelangt man nur kletternd auf mühevollem Wege, um ein enges, finsteres, von schwarzgrauen Bergwänden umstarrtes Thal zu sehen, durch welches ein milchweißer Strom rauscht, und in welchem der Bergschutt des Nigards-Gletschers das Bild einer chaotischen Verwirrung erzeugt. In Flabeqval fuhr der Verf. noch den 14. Juni über Eis, und doch gedeiht hier wegen der überaus schnellen Vegetation vortreffliches Getreide. Man trifft Gletscher, die einen Raum von mehren Meilen einnehmen, und an deren Fuße die wohlschmeckendsten Gemüs- und Obstarten erzielt, wie denn aus mehren Ortschaften Aepfel, Birnen und Kirschen in unglaublicher Menge nach Bergen ausgeführt werden. Der Verf. sah sogar einen Wallnußbaum. Eine höchst merkwürdige Erscheinung, welche sich die Naturforscher nicht erklären können, ist, daß im ganzen Stifte Bergen nur die Fichte, nicht aber die Tanne fortkommt. Bei einem Gehöfte wächst eine Linde, die bleiche genannt, deren den Sommer über citronengelbes Laub im Herbste grün abfällt.

Den Bewohnern dieser Gegenden gilt ganz vorzüglich das Gebot: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Allein je mühevoller die Arbeit, desto rüstiger, muskulöser und lebhafter erscheint der Landmann. Nicht selten trifft man Herculesgestalten voller Kraft und Gewandtheit. Von früher

Jugend an haben die Landbewohner zu tragen, zu schleppen, zu klettern und zu rudern; und diese verschiedenartigen Anstrengungen ertheilen ihrem Körper eine Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit, wie man sie schwerlich anderswo antreffen möchte. Kerngesund sind sie; allein die Reinlichkeit ist hier nicht so allgemein wie im südlichen Norwegen, und auf Schönheit kann das weibliche Geschlecht keinen gegründeten Anspruch machen, zumal es nichts weniger als die Kunst versteht, seine Reize durch gefällige Nationaltrachten zu heben, die in jedem Thale verschieden, nirgends aber gefällig sind. In dieser wilden Natur lebt eine höchst gutmüthige, friedfertige und die Heimath dermaßen liebende Menschenart, daß sie sich lieber an ihrer Geburtsstätte den augenscheinlichsten Gefahren von Schnee und Bergstürzungen aussetzt, als sich nur 3 bis 4 Meilen auszusiedeln, wo der vortrefflichste Boden des Anbaues wartet. Im Kriege haben sie sich immer durch feurigen Muth ausgezeichnet. Der Verf. stieß auf einen Mann, der unter den deutschen Hülfstruppen in Spanien mitgefochten hatte, aber nach 17 Jahren wieder in seine Heimath zurückgekehrt war, aus welcher ihn nur eine ungegründete Beschuldigung hatte vertreiben können. Der Verf. bemerkte in der Landschaft Vosse viele römische Nasen, wie auch die Sitte, daß nur verheirathete Frauen einen Kopfschmuck, die Jungfrauen hingegen ihr Haar geflochten tragen dürfen. In der Landschaft Söndmör zeichnen sich die Einwohner von Volden durch Geistesbildung aus, welches der Büchersammlung und Buchdruckerei eines Schulzen zuzuschreiben ist. Landmessen, Astronomie und Geschichte sind Lieblingsbeschäftigungen, und man findet nicht wenige isländische und wissenschaftliche Schriften bei den Einwohnern. Der Anwohner des Meeres besitzt weniger Lebhaftigkeit als der Thalbewohner; allein die Schläfrigkeit, die ihn auf dem Lande charakterisirt, geht auf dem Meere in eine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit über, die ihres Gleichen sucht.

Dem Emporblühen des Getreidebaues stehen besonders die Gemeinheiten im Wege, deren Theilung sich jedoch die Regierung sehr angelegen sein läßt. Das Ackergeräthe ist unzweckmäßig. Niemals liegt das Feld brach. Gerste ist die Hauptsaat. Das Einsammeln und Fortschaffen des Viehfutters dauert den ganzen Sommer und Herbst und kostet unbeschreibliche Mühe. Es besteht in Heu, Laub, Baumsprossen und an einigen Orten in Rennthiermoos. Der Bauer schleppt das Gras oft auf seinem Rücken heim und stürzt es bündelweise von den Anhöhen herab. Waldungen gibt es nur in einigen Gegenden. Man jagt Rennthiere, Bären, Vielfraße und Kronhirsche. Allgemein war die Klage über die Vermehrung der Wölfe. Von Hasen gibt es eine außerordentliche Menge, deren, wie der Schafe und Ziegen, furchtbarster Feind der Adler ist. Den zahllosen Schwärmen von Seevögeln stellt man nur insofern nach, als man ihre Federn und Eier sammelt.

Den ergiebigsten Nahrungszweig gewährt der Fischfang auf dem Meere und in den Seearmen, und die vornehmste Fischart ist der Hering. Der sogenannte Frühlingshering kommt nach einer allgemeinen Erfahrung 20—25 Jahre nach einander an die norwegische Küste, und bleibt darauf ebenso lange wieder weg. Man fischt in einer Nacht im Durchschnitt 15 Tonnen. Der Sommerhering wird im August und September gefangen. Auf der Untiefe Storeggen, die sich, 18 Seemeilen von der Küste entfernt, vom Vorgebirge Stat bis Nordmör erstreckt, fällt der Fischfang besonders ergiebig aus. Walfische von der Springerart werden mit Pfeilen erlegt. Dorsche, Lachse, Hummern und Austern bieten sich ebenfalls den Fischern dar.

Mit Ausnahme der Poststraße, welche in beständiger Abwechselung über Landzungen, Anhöhen und Bergrücken führt und Buchten, Seearme und Landseen durchschneidet, gibt es keinen mit Sicherheit zu befahrenden Weg von einiger Länge. Fast nirgends findet man einen Wagen. Das vorzüglichste Beförderungsmittel sind Böte aus Fichtenholz, lang und schmal, nach hinten und vorn emporragend, ganz darauf eingerichtet, bei günstigem Winde zu segeln und bei ungünstigem zu rudern; fast nie kreuzt man. Die söndmörischen Böte oder vielmehr Yachten sind von einer verschiedenen Bauart, gehören aber zu den ersten Schnellseglern. Der Verf. beschreibt dieselben mit der Sachkenntniß eines Schiffbauers.

Im Stifte Bergen stößt man auf viele in der norwegischen Geschichte merkwürdige Orte und auf Denksteine (Bautasteine) von unglaublicher Höhe, und viele Sagen haben sich aus der alten Zeit auf die gegenwärtige fortgepflanzt.

2. Die Nordlande. Wenn man von Surendalsören nach Oerkedalen reist, bemerkt man auf jedem Schritte, wie das Fischerleben dem Ackerbaue weicht. Alle Thäler, deren Ströme dem drontheimer Meerbusen zufließen, haben eine schöne und reiche Natur. Bis an den Fuß des Dovrefjelds begünstigt das Klima den Fleiß des Landmannes. Kalt ist dagegen die Thalgegend von Steenkiär bis Sneeaasen. Die Ramsenelbe übertrifft alle andern norwegischen Ströme an Wassermasse, welche der Fiskumfoß in einem einzigen Falle 150 Fuß tief hinabstürzt. Das Thal ist bis oberhalb des Falles bewohnt; im Hintergrunde erscheint aber das Waldgebirge, das der Lappländer mit seinen Rennthierheerden besucht. Hier übt zum letzten Male in Norwegen der Ackerbau seine Oberherrschaft aus; denn jenseits der Ramsenelbe befindet man sich im Uebergange zu den Fischereien der Nordlande, und hat man den tiefen Foldenfiord im Rücken, so umfangen den Reisenden die Schrecknisse der Natur des hohen Nordens. Ungeheure, steil in das hochwogende Meer hinabfallende Felsen ohne Baum und Strauch, finstere, von zum Theil bewaldeten Bergen eingeschlossene Seearme und vor denselben Inseln und Scheren, von Seevögeln umschwärmt, charakterisiren Helgeland. Zwar zeigt sich wieder die Tanne; allein die üppige Vegetation der noch gigantischern Formen der bergenschen Landschaften fehlt. Eine Naturmerkwürdigkeit ist der Torgehatten wegen seines mitten durchgehenden Loches, durch welches man in einer gewissen Entfernung die Sonne sehen kann. Eigentlichen Wald gibt es weder auf den Inseln noch an der Küste, indem die verkümmerten Birkengebüsche und Fichten, die man hin und wieder bemerkt, diesen Namen nicht verdienen; im Innern der Seearme hingegen wachsen herrliche Tannen und Fichten neben Birken, Erlen und Eschen; den nördlichen Polarkreis erreicht aber die Tanne in Norwegen nicht, wiewol sie im schwedischen Lappland zwei Grade jenseits desselben angetroffen wird. Die Birke, die in ihren verschiedenen Arten am längsten dem Klima trotzt, und bei welcher als Zwergbirke der Wanderer der Baum- und Buschvegetation Lebewohl sagt, erhob sich in der Binnengegend am Veffenfjord noch schlank und üppig, während sie an der Küste und weiter nordwärts den Kampf mit den Stürmen und der Kälte nicht aushalten zu können schien. Es verschwindet die Hängebirke, bald auch die Waldbirke; doch gedeiht noch die Wiesenbirke, eine Zierde der Landschaften, wiewol sie am Polarkreise klein, knorrig, dick an der Wurzel, oben pyramidalisch, bedeckt mit schwarzem Moos und von dunkelgrünem Laube ist. Die nördliche Grenze Helgelands bezeichnet das den Schiffenden gefährliche Vorgebirge Kunnen, eine eine Viertelmeile lange, hohe Klippe, die weit in das Meer hinausragt und durch eine flache, sandige Erdzunge, Kunne-Balen genannt, mit dem festen Lande zusammenhängt.

Die Vogtei Salten hat im Binnenlande fruchtbare und schöne Gegenden, sogar Fichtenwald, der jedoch, einmal gefällt, nicht von Neuem wächst, und daher vielleicht in Kurzem ganz verschwinden wird. Der im Anfange 8 Meilen breite Westfiord verengt sich immer mehr und mehr. Die Inseln von Lofoten, welche dieser Seearm bespült, sind aller Naturschönheiten gänzlich beraubt; denn ihre schroffen, baumlosen, doch an mehren Stellen mit üppigem Grase bekleideten Klippen lassen nur Platz für einzelne Gebäude. Zwischen ihnen drängen sich Seeströme, von welchen der Maelstrom zwischen den Inseln Värö und Mosken der bekannteste, aber nur beim Kampfe der Springflut mit der eigentlichen Flut durch sein Wallen und Wogen gefährlich ist.

Vesteraalen erfreut sich einer milderen Natur; man erblickt

grasreiche Ebenen, sogar Laubgebüsche. Ausgezeichnet malerisch erscheinen die Landschaften in Seejen und Tromsö, wo man auf das angenehmste überrascht wird, jenseits des Polarkreises die schönsten Laubwälder, grüne Wiesen, Höfe zwischen fruchtbaren Aeckern und an der Küste liebliche Eilande zu sehen. Viel trägt zur Verschönerung des Gemäldes die majestätische Kirche von Trondenäs bei, deren Lage auf der Insel Hindö am Ufer des Vaagefjords zwischen Wäldern, Aeckern und Wiesen den Eindruck verstärkt, welchen ihre altehrwürdige Bauart erregt. Weiter nördlich nimmt aber die Freundlichkeit der Natur wieder ab, und man fühlt, daß man den 70. Breitegrad zurückgelegt hat. Selbst die Fische sind von der Küste verschwunden und müssen im Meere gesucht werden. Dies hat auch die Anwohner verarmt.

Der Ackerbau steht in den Nordlanden auf einer niedrigen, doch etwas höhern Stufe als im Stifte Bergen, indem ihn der mit Muschelsand und verwitternden Korallen vermischte Lehmboden begünstigt. Allein der natürliche Hang der Einwohner zu den Wagnissen des Fischfanges läßt jene ruhigere Beschäftigung nicht aufkommen. Sobald man die Kennzeichen eines sich nähernden Fischschwarmes auf dem Wasser bemerkt, ist nicht einmal der Tagelöhner mehr davon abzuhalten, die ländliche Arbeit auf sich beruhen zu lassen und dem Meere zuzueilen. An Einfriedigung, Wasserableitung und Gemeinschaftstheilung wird wenig gedacht. Indessen säet man Hafer, Mangkorn und Gerste, und steckt Kartoffeln. Die Höfe haben einen größern Viehstand, als sie eigentlich vertragen können. Daher werden die Kühe den Winter über mit einem Brei aus gedörrten Fischköpfen und Tang ernährt; und kommen sie dann, wie sich denken läßt, ganz abgemagert, im Frühlinge auf die Wiesen, so nagen sie das Gras dermaßen ab, daß wenig oder nichts zum Heumachen übrigbleibt. Das einzige Verbesserungsmittel der Wiesen besteht in dem durch Hürden erzielten Dünger. Die Sennenwirthschaft macht der Aufenthalt der Lappländer mit ihren Rennthierheerden auf dem Gebirge unmöglich, weil das Hornvieh nie gedeiht, wo das Rennthier gegangen ist, geschweige geweidet hat, welches beim Aufsuchen des Mooses die Graswurzeln verletzt und überhaupt jenem durchaus widerlich ist. In Lofoten verhindert die rauhe Seeluft allen Getreidebau, äußert jedoch einen vortheilhaften Einfluß auf die Triften, welche bei dem reichlichen Vorrathe der Fischer an Dünger ganz vorzüglich sein könnten, doch vernachlässigt werden. Der Nordländer ist und bleibt nun einmal Fischer. Im Januar und Februar segelt er des Fischfanges wegen nach Lofoten, von wannen er erst zu Ende des März heimkehrt. Jetzt kocht er Thran, und verführt sodann seine Handelsartikel nach dem entlegenen Bergen. Kaum hat er in aller Eil sein Stückchen Land in Saat gelegt, so lockt ihn die Sommerfischerei bis über das Nordcap hinaus. Kehrt er zu Ende des Juli oder zu Anfange des August heim, um sein Heu zu mähen, dann überrascht ihn zum öftern die strenge Jahreszeit. Unser Verf. sah noch den 10. Mai am hellen Mittage Eiszapfen vom Dache starren, und erst den 26. fing der Birkenwald an Knospen zu gewinnen. Mit dem August ist die Sommerwärme entwichen. Daß in einem solchen Klima noch Getreide erzeugt werden kann, rührt nicht sowol von der einfallenden starken Hitze als vielmehr von dem Einwirken des Lichtes einer drei Monate hindurch über dem Horizonte weilenden Sonne auf den Pflanzenwuchs her. Der Landbau erfodert ununterbrochene Thätigkeit, das Seeleben ist eine Abwechselung von langer Ruhe, wenn man sich nämlich bei günstigem Winde dahertreiben läßt und bei ungünstigem den bessern abwartet, und kurzer Anstrengung, wenn es gilt, dem Unwetter zu begegnen. Wer von Kindesbeinen an dieses Glücksspiels gewohnt ist, dem kann eine geordnetere Lebensart nicht behagen. Schon die moralische Anlage des Fischers widersteht dem Landbaue, welcher jedoch im Innern der Meerbusen, wohin die Seenebel nicht dringen, namentlich in den Thälern Bardodalen und Monselvdalen unter den Händen von Ansiedlern, die der im Jahre 1804 verstorbene Vogt Holmboe aus dem südlichen Norwegen hineinberief, so vortrefflich gediehen ist, daß diese Pflanzstätten der Cultur bereits 128 wohlhabende Familien zählen, ohne jedoch die Nordländer zur Nacheiferung aufzumuntern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Man darf dreist behaupten, daß Der Petrarca nur halb kennt, wer ihn blos nach dem Canzionero beurtheilt. Erst wer die lateinischen Werke des Dichters mit jenen Klag- und Triumphgesängen der Liebe zusammenhält, darf meinen, ein vollständigeres Bild jener edeln Natur zu gewinnen, die überall aus diesem Spiegel hervortritt. Höchst verdienstlich war es daher, daß der so thätige Advocat Rosetti in Triest der von ihm mit löblichem Fleiße unternommenen Ausgabe der lateinischen Werke des Dichters gleich sorgfältige Untersuchung älterer Handschriften ferner zuwandte, daß er keine Gelegenheit verabsäumte, diese Werke in ursprünglicher Reinheit herzustellen und so dem Dichtergenius die Würdigung zu verschaffen, die ihm bisher meistens aus Unkenntniß, wenigstens von dieser Seite, versagt war. Von den „Poesie minori del Petrarca sul testo latino ora corretto, volgarizzate da poeti viventi o da poco defunti", deren erster Theil zu Mailand in der Typographischen Gesellschaft in 8. und 12. 1829 erschien, ist jetzt (1831) der zweite herausgekommen, und gerade er enthält eine Menge Gedichte, die zur Charakteristik jenes edeln Geistes ganz vorzüglich wichtig sind. Petrarca gehört zu den wenigen Meistern, welche die römische Sprache mit einer Leichtigkeit handhaben, als habe er mit Cicero und seinen Freunden zu Tische gesessen. Es ist nicht eine mühselig zusammengequälte Phraseologie, die man in seinen lateinischen Gedichten hört; er spricht eigne Empfindungen aus und gibt diesen Empfindungen selbständigen Ausdruck. Aber ist es derselbe Petrarca noch, dessen nie endende Liebe, dessen nur in dem Grabe Rast findender Schmerz aus jeder Zeile seiner Sonette uns mit dem innigsten Accente wahrer Empfindung entgegenklingt, den wir in diesen Gedichten vernehmen? Ach nein, wenigstens scheint er nicht derselbe zu sein; und gerade, daß er es nicht mehr ist, macht einen Theil des Interesses aus, das diese Gedichte uns abgewinnen. Wie viele Geständnisse enthüllen uns seine spätern Ansichten über seine Liebe zu Laura, und in wie vielen Andeutungen finden wir das Bekenntniß, „daß er seiner frühern Wünsche Thorheit jetzt wisse und verachtend einsehe". Nicht ohne Wehmuth liest man hier Worte, wie die nachfolgenden in einer Epistel an den werthesten seiner Freunde, an Barbato aus Sulmo:

> Tempus edax minuit quem mors extinxit amorem:
> Flamma furens animis, tumulo cessere favillae:
> Nunc breve marmor habet longos quibus arsimus ignes;
> Pectore nunc gelido calidos miseramur amantes,
> Jamque arsisse pudet...

Auch ein so ausgesprochenes Gefühl konnte sonach nicht dauernd sein? und gerade in den Jahren, die Petrarca für seine reifern hielt, mußte er so unsicher über Das werden, was einst den Mittelpunkt seines Lebens ausgemacht, was einst sein Herz mit allen Bezauberungen der Lust und der Wehmuth erfüllt hatte, daß er nur mit Widerwillen dieser jugendlichen Neigung, nur wie eines holden Wahnsinnes ihrer gedachte. Veteres, sagt er:

> — veteres tranquilla tumultus
> Mens horret, relegensque alium putat ista locutum.
> Sed jam nequicquam latebras circumspicit; ardens
> Turba premit comitum, quos par insania jactat,
> Dulce quibus conferre suis aliena.

Doch ein Gemüth, das mit solcher Innigkeit den Gegenstand seiner Liebe ergriffen, konnte nicht auf einmal ersterben. Ein gleich würdiger Gegenstand mußte die verklärte Geliebte ersetzen,

oder in veränderter Gestalt nur erschien die Braut diesem wie durch einen Zauber gegen die frühere Form erkalteten Gemüthe. Petrarca's treue Huldigung wandte sich dem Vaterlande zu, und Italiens Herrlichkeit und Größe blieb bis zu seinem Tode die Braut, die er einst unter Lauras Zügen gefeiert hatte. Daher ist sein Gruß an Italien, als er von Avignon im Jahre 1357 zurückkehrte, der wahrste und zugleich der beredteste Ausdruck seiner männlichen Gesinnung. Von der Höhe des Mont Genevre schweifte sein Blick über das Land, wo er seine Tage zu endigen hoffte, und mit dem vollherzigsten Gruß Dir! spricht er darüber seinen Segen. Salve, heißen die Worte (denn man kann der Versuchung nicht widerstehen, diesen, wenn auch Virgil hie und da nachgebildeten, aber doch so innig empfundenen Gruß hier ganz abzuschreiben):

Salve, chara Deo tellus sanctissima, salve,
Tellus tuta bonis, tellus metuenda superbis,
Tellus nobilibus multum generosior oris,
Fertilior cunctis, terra formosior omni,
5 Cincta mari gemino, famoso splendida monte,
Armorum legumque eadem veneranda sacrarum,
Pieridumque domus, auroque opulenta virisque;
Cuius ad eximios ars et natura favores
Incubuere simul, mundoque dedere magistram.
10 Ad te nunc cupide post tempora longa revertor
Incola perpetuus. Tu diversoria vitae
Grata dabis fessae. Tu quantam pallida tandem
Membra tegant praestabis humum. Te laetus ab alto
Italiam video frondentis colle Gebennae
15 Nubila post tergum remanent; ferit ora serenus
Spiritus et blandis assurgens motibus aer
Excipit. Agnosco patriam, gaudensque saluto.
Salve, pulchra parens, terrarum gloria, salve!

Vielleicht ist es ungalant gegen Leserinnen, ihnen so viel Latein in den Text zu streuen. Aber man müßte besorgen, den hauspoetischen Rechten ihrer gelehrten Beistände vorzugreifen, wollte man durch eine Uebersetzung ihrer Anerkennung dieser schönen Worte zu Hülfe kommen; und die Leser werden sichs kaum versagen können, ihr Heil in einer eignen zu versuchen. Damit auch die Kritik Gelegenheit finde, sich zu üben, scheint Hr. Rosetti absichtlich im zwölften Verse die Lesart der basler Ausgabe fessae beibehalten zu haben, da doch fesso so von selbst gleichsam sich als Variante oder Emendation aufdringt. — Auch Petrarca's „Afrika" darf Der nur gering achten, der die „Aeneide" so gegenwärtig hat, daß bei jedem Anklange ihm sein Gedächtniß zurückruft, wie der so sinnige Dichter hier in frommer Verehrung zu weit ging. Unbefangene, oder was jetzt nicht selten zu finden sein möchte, mit Virgil, Lucanus u. s. w. nicht vertraute Leser werden eine Menge Stellen bemerken, wo das wärmste dichterische Gefühl durch die angenommene Rinde bricht, und überall die Gewandtheit in der Handhabung der so unbequemen Form bewundern. Sie mögen es daher nicht scheuen, dem jetzt vergessenen Gedichte ein Paar aufmerksame Stunden zu witmen, und die Gestalt, in der Hr. Rosetti es jetzt vorführt, kann aufs Neue dazu einladen.

Doch die Anhänger der Meister der alten Zeit finden unter den Zeitgenossen Talente, wie man uns versichert, die jenen sich anreihen. Die „Bibl. ital.", meist ziemlich sparsam in ihrem Lobe, besonders gegen Dichter, empfiehlt die in der Druckerei der Minerva im J. 1831 erschienenen Gedichte von Ludwig Carrer („Poesie de *Luigi Carrer*", Padua, 1831) als Muster der Wahrheit und Tiefe der Empfindung bei der gefälligsten Form. Die im Septemberhefte gegebenen Proben bestätigen diese Lobsprüche, und man gewinnt Vertrauen zu dem ästhetischen Urtheile der italienischen Kritiker (da einzelne Proben doch nie hinreichend verbürgen, ob mit Recht oder Unrecht gelobt wurde), wenn man den Unwillen beachtet, mit dem die „Critica alla Gerusalemme liberata da T. Tasso del dottor *Ant. Tellani*, Arcade" (Bologna, 1831) abgefertigt wird. Wie hier ein halb wol nur ernsthaft gemeinter Tadel von der Hand gewiesen wird, und aus sehr zureichendem Grunde, so mag man beim Lobe auch gleich erwogene Ansichten voraussetzen. **27.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1832.

Bemärkninger paa en Reise i Nordlandene og igjennem Lapland til Stockholm i Aaret 1827, af G. P. Blom. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Der Fischfang zerfällt auch in den Nordlanden in die Winter- und Sommerfischerei. Der Schauplatz der erstern ist Lofoten, wo sie alljährlich mit gleicher Ergiebigkeit ausfällt; doch will man in Ansehung der Fettigkeit der Fische (es ist die große Dorschart, asellus major vulgaris) Perioden von 7 zu 7 Jahren bemerkt haben. In den engen und tiefen Strömungen zwischen den Inseln, insonderheit zwischen Värö und Röst, liegen die Dorsche schichtenweise über einander und bilden sogenannte Fischberge, um sich ihres Rogens zu entledigen. Diesen Naturtrieb machen sich sämmtliche Bewohner der Nordlande und Finnmarks zu Nutze, um ihnen nachzustellen. Auch von Drontheim und Bergen kommen Schiffe zu demselben Zwecke. Jene vereinigen sich in Bootinnungen, deren jede ihre eigne Yacht zum Hinüberbringen des Fischergeräthes wie zur Aufnahme und zur Verschiffung der Ausbeute nach Bergen besitzt, in welcher Hafenstadt sie alljährlich zwei Mal einzutreffen pflegen. In Gesellschaften von je 20—60 Böten begeben sich die Fischer zuerst nach Grötö oder Lovö, um das zur Ueberfahrt über den Westfjord günstige Wetter abzuwarten. Seine Breite beträgt hier 10 Seemeilen. Man hält Schiffsrath und entscheidet durch Stimmenmehrheit, ob die Fahrt zu wagen sei oder nicht; aber nicht selten siegt die Meinung der Tollkühnen. Bei glücklicher Ankunft in Lofoten verfügt sich jede Bootsinnung nach ihrem Werder. Hier steht ein Blockhaus, 8 Ellen ins Gevierte, mit einer Vorhalle. Durch ein kleines Fenster fällt ein schwaches Licht in die Stube, wo ein Herd nebst einem Rauchloch im Dache, und längs den Wänden Schlafbänke angebracht sind. In dieser Wohnung halten sich 10—12 Männer auf. Daneben ist das „Hjeld", eine Art hoher spanischer Reiter zum Aufhängen und Trocknen der Fische. Für Ordnung beim Fischfange ist durch zweckmäßige Gesetze von den Jahren 1816 und 1827 gesorgt; der Vogt und der Landrichter sind anwesend; überdies leiten selbstgewählte Aufseher die Tagesarbeiten. Noch liegt es im Streite, ob die Fischerei mit Grundnetzen oder Schnüren die vortheilhafteste sei; jene gewinnt indessen immer mehr die Oberhand. Von der Wichtigkeit dieses Erwerbszweiges, insonderheit für ein Land wie Norwegen, kann man sich einen Begriff machen, wenn unser Verf. die Anzahl der im Jahre 1827 hier beschäftigten Männer zu 15,824, der Böte zu 2910, der größern Fahrzeuge zu 124, der gefangenen Fische zu 16,456,620 (nach officiellen, mithin nichts weniger als allzu hohen Angaben), das Capital zu 919,000 und die Ausbeute zu einem Werthe von 480,987 Speciesthalern norwegisch anschlägt. Das Einsalzen der Fische zu sogenannten Rundfischen geschieht an Ort und Stelle; allein die Bereitung derselben zu Klippfischen kann wegen des rauhen Klimas nicht in Lofoten vorgenommen werden, sondern bleibt der Rückkehr nach dem Festlande vorbehalten, wo auch aus der Fischleber Thran gekocht wird. Von Rogen wird wegen des geringen Absatzes nach Frankreich, wo man sich desselben als Köders beim Sardellenfange bedient, nur wenig eingesalzen. Alle diese werthvollen Producte verschiffen die Fischer selbst nach Bergen oder Drontheim, wobei ihnen, wenn sich die Fahrt verzögert, eine große Menge getrockneter Fische in den offenen Fahrzeugen verdirbt und letztere nicht selten in Stürmen zerscheitern. Der Verf. widerlegt die Behauptung des französischen Reisenden Chaumette de Fosse, daß die Winterfischerei bei Lofoten alljährlich 600 Menschen das Leben und noch mehren die Gesundheit koste, indem die Fischer vielmehr nirgends besser leben als hier, und in ihren Blockhäusern keinen größern Unbequemlichkeiten ausgesetzt sind als in ihren Wohngebäuden, es ihnen übrigens nicht an ärztlicher Pflege fehlt. Die Sommerfischerei, die längs der Küste, besonders auf der Untiefe Havbroen, einer Fortsetzung des Storeggen, getrieben wird, gibt den Nordländern das Mittel an die Hand, sich von den Russen mit Mehl, Segeltuch, Hanf, Tauwerk und andern Bedürfnissen zu versehen, und ist daher ebenfalls von großer Wichtigkeit.

Zur Jagd fehlt es den Nordländern an Zeit. Die Lappländer bringen von wildem Geflügel insonderheit viele Schneehühner zu Markte. Nur der kleine Ameisenbär ist hier einheimisch. Da sich einst ein großer zeigte und Verheerungen anrichtete, schützte ihn der Glaube der Lappländer, daß er ein bezauberter Prinz sei, bis ein norwegischer Schütze herbeigeholt ward, der ihn denn auch mit Einem Schusse niederstreckte. Der hiesige Wolf, der die Rennthiere sehr beunruhigt, ist nicht sehr groß, gewährt aber seines dichten Haares wegen ein vortreffliches Pelzwerk. Eine kleine schwärzliche Abart sucht sich mit Hunden zu paaren. Die Füchse verfolgt man gar eifrig, um ihres schönen Felles habhaft zu werden. Außer dem rothen Fuchse gibt es weiße, schwarze, blaue (eigentlich dunkelblaugraue mit silbergrauen Haarspitzen) und Kreuzfüchse mit einem oder zwei schwarzen Kreuzen auf dem Rücken. Dann und wann wird ein Seehund erlegt. Von Hammerfest gehen Schiffe nach Spitzbergen und Bäreneiland auf den Wallroßfang. Fischottern fängt man mit Scheren. Eine nicht unergiebige Erwerbsquelle gewähren die Seevögel. Schon im Drontheimischen ist ein Dunen- und Eierwerder von hohem Werthe; hier umschwärmt die Küsten eine Unzahl von Möwen, Enten, Meerschwalben und andern Vögeln, deren Eier zu Ende des Mais oder im Juni gesammelt werden. Dunen liefert der köstliche Eidervogel, der sich den überaus weichen Brustflaum, womit er sein Nestchen füllt, zwei bis drei Mal nehmen läßt, ohne das Nachfüllen zu unterlassen. Seiner Eier beraubt man ihn nicht. Verfährt der Besitzer eines Werders nur einigermaßen schonend, und dazu räth schon die Klugheit, so entsteht eine solche Vertraulichkeit, daß sich diese Vögel zu Tausenden selbst in den allernächsten Umgebungen der Anwohner einnisten, die ihnen Obdächer von Wachholder- und andern Zweigen bauen, sie vor Raubthieren schützen und dagegen den gedachten Tribut erhalten. Ihr leises Gezwitscher klingt nicht unangenehm. Eine wahre Ohrenpein

ist dagegen das unaufhörliche Krächzen, Piepen und Schrillen der übrigen Seevögel, welche die Küsten umschwärmen.

Die Lappländer hält der Verf. für ein mit den Samojeden verwandtes Volk, dessen gelbbraune Hautfarbe nur vom Schmutz herrührt, indem er unter Andern ein Mädchen von ausnehmender Weiße sah. Diese Polarzweige sind sehr lebhaft, altern aber früh. Daß sich der Stamm so rein und unvermischt erhalten, ist seiner Verachtung von Seiten der Normänner und Finnen zuzuschreiben, weswegen gegenseitige Heirathen zu den seltensten Erscheinungen gehören. Der Lappländer besitzt eine schnelle Fassungskraft und ist nicht ohne Fähigkeiten. Gegenwärtig beschäftigt sich Einer aus ihrer Mitte mit dem Uebersetzen der Bibel aus dem Dänischen in seine Muttersprache. Man hält sie im Allgemeinen für falsch und tückisch. Vor der Einführung des Christenthums verehrten sie Bilder von Holz und Stein, Wasser- und Berggeister, nahmen jedoch zwei höchste Wesen, Jubmel und Pekel, ein gutes und böses, an, welchen sie Hörner und Knochen von Rennthieren opferten. Noch heutzutage fürchtet sich das Volk vor ihrem „Gan" oder Zaubern und glaubt an ihre Macht über die Winde. Fleißig besuchen sie die Kirchen, wo ihnen die norwegischen Predigten von eignen Schulmeistern ins Lappländische übersetzt werden. Unterdrückt sind sie nie, wohl aber hintangesetzt worden, und sie befinden sich in einem Zustande der glücklichen Indolenz. Mit allen Gebirgsvölkern haben sie das Heimweh gemein. Man hat sie die Bequemlichkeiten eines Aufenthalts in Paris und London, wohin sie ein günstiges Geschick versetzt hatte, mit Freuden aufgeben sehen, um nach ihren freien Bergen zurückkehren zu können. Nie verletzen sie die eheliche Treue, verkaufen jedoch oft ihre Kinder. Das Hauptlaster dieses Volkes ist die Trunkenheit, in welchem Zustande sie sich weder händelsüchtig noch lärmend zeigen, und nachdem sie sich müde gesungen (darf man anders Töne so nennen, die dem Bellen eines heisern Jagdhundes zu vergleichen sind), in Schlaf verfallen. Dies ist auch die einzige Gelegenheit und Art, wie sie ihren Sinn für Musik zeigen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl Familien hat freiwillig das Nomadenleben mit festen Wohnsitzen vertauscht und lebt in Gammen (Erdhütten) und Blockhäusern von Fischerei und Ackerbau. Des Gebirgslappländers einziger Reichthum sind seine Rennthiere, und nächst diesen besteht seine ganze Habe in Kleidern, einem Zelte aus grobem Zwillich, einigen Stangen zum Ausspannen desselben und zum Aufhängen seines Wintervorrathes, wie auch zur Einhegung des Melkplatzes der Rennthiere, einigen Rennthierfellen, einem kupfernen Kochkessel, hölzernem Geschirre, Rennthierkäsen und mit Milch gefüllten Rennthiermagen. Was ein Lappländer sich im Handel an Silber erwirbt, wird sorgfältig vergraben, und mancher kleinere oder größere Schatz auf dem fernen Gebirge wartet noch des Talismans, durch welchen er gehoben werden könnte. Das Zelt, das bisweilen zwiefach überzogen ist, und dessen Thüre ein lose herabhängendes Stück Zwillich bildet, hat eine conische Gestalt und oben eine Oeffnung für den Rauch. Im Innern fällt der Blick zuerst auf einige Steine, aus welchen der Herd besteht. Ringsum liegt Reißig, bedeckt mit Rennthierfellen, welches am Tage als Sopha, in der Nacht zur Bettstelle dient und auch den Hunden zu Gute kommt. An den Wänden hängt das Geschirr, und unter dem Dache die erwähnten Rennthiermagen. Daß hier die Reinlichkeit nicht zu Hause gehört, braucht wol nicht gesagt zu werden. Anlangend die Rennthiere, so werden sie nur im Herbst oder Winter geschlachtet; denn alsdann sind sie fett. Im Frühlinge und Sommer leiden sie ausnehmend von einer gewissen Fliege, die in ihre Haut Eier legt, durch welche sich dann die Würmer hervorarbeiten. Das Kalben geschieht im März. Das Melken, welches ein bis zwei Male des Tages vorgenommen wird, gewährt dem Fremden ein interessantes Schauspiel. Von dem Gebirge treiben die kleinen, zottigen, spitzmäuligen Hunde, die sich mehr aus Instinkt als Abrichtung in der Bewachung der Heerde ablösen, die Rennthiere in die Pferche. Ein von Grunzen unterbrochenes Knistern, ein ihnen eigenthümliches elektrisches Rauschen der Knöchel, verkündet ihre Annäherung, welche die Hunde durch Gebell und Beißen in die Füße beschleunigen. Die Verrichtung des Melkens macht die Lebhaftigkeit des Thieres beschwerlich, weswegen zwei Personen dazu erfodert werden, von denen eine den Nacken desselben gewaltsam niederbeugen muß, während andere die einzelnen an Schlingen herbeischleppen. Die Milch schmeckt ungefähr wie Schafmilch, ist aber voller Haare. Man verfertigt aus derselben Scheiben, die statt des Brotes dienen, imgleichen durchsichtige Käse von herbem, doch nicht unangenehmem Geschmack, welche auch äußerlich zur Heilung von Wunden und gegen Frostbeulen von Nutzen sind. Die Hauptfarbe des Rennthieres ist grau, öfters unterbrochen von weißen, blauen oder schwarzgrauen Flecken. An der Form der weißen Blessen weiß der Lappländer die Rennthiere zu unterscheiden und zu bezeichnen, wie er denn überhaupt einen so feinen Ortssinn besitzt, daß ihm eine einmal durchwanderte Gegend zeitlebens eindrücklich bleibt, und es ganz beispiellos ist, daß Einer aus diesem Volke je des Weges verfehlt habe, wozu noch kommt, daß sie dem Schneegestöber durch Vorgefühl entgehen, wiewol sich ihr in der Jugend überaus scharfes Gesicht mit zunehmenden Jahren verliert. Die Nahrung besteht den Sommer über ausschließlich aus Rennthiermilch, Sauerampfer und Angelicastängeln, die in unverzinnten Kesseln ohne Schaden der Gesundheit gekocht werden. Im Winter erhandelt sich der Lappländer Mehl, welches, vermischt mit Rennthierblut, als Suppe genossen wird. Unser Verf. widerlegt einige übertriebene Behauptungen in Betreff der Schnelligkeit des Rennthieres, wie auch des insonderheit von Sir Cappel Brook angeführten Triebes nach Meerwasser, der sich in gewissen Jahreszeiten der Heerden bemächtigen und ihre Herren nöthigen soll, ihnen bis an die Küsten des Meeres zu folgen.

Unter den seßhaften Lappländern gibt es geschickte Bootbauer; doch werden sie natürlicherweise hierin von den Normännern übertroffen. Von den Böten beschreibt der Verf. mehre Arten, die jedoch sämmtlich offen sind. Zu Reisen nach Bergen bedient man sich der Yachten. Auch diese leichten, schnellsegelnden Fahrzeuge mit Einem Maste haben kein eigentliches Verdeck, sondern nur eine bewegliche Breterdecke über den im Raume aufgeschichteten getrockneten Fischen, auf welcher ebenfalls ein Theil der letztern unter freiem Himmel, doch durch einen hohen Bord vor den Wogen geschützt, aufgestapelt ist. Der sachkundige Verf. hält den hiesigen Schiffbau für vollkommen auf die Oertlichkeit berechnet. Erprobt ist die Geschicklichkeit der Seeleute, wie ihre Kunde der Klippen und Strömungen, was um so mehr Noth thut, da es sowol an Lootsen als an Seekarten fehlt, welchem letztern Mangel erst die gegenwärtige Regierung abzuhelfen bedacht gewesen ist. Von Brönder im Drontheimischen bis zum Nordcap gibt es weder Leuchtthürme noch Seesignale. Das gefährlichste Gewässer ist auf dieser Fahrt bei zurücktretender Ebbe der klippenvolle Saltstrom, der alsdann wie ein Wasserfall schäumt und braust; allein den Unglücksfällen weiß der Eingeborene durch kluge Berechnung auszuweichen. Die herrschenden Winde sind der feuchte, stürmische West und der trockne Ost. Vom September an weht mehre Wochen lang ein Südwestpassat. Bei dem Landen pflegt man die Fahrzeuge, sowol kleinere als größere, ans Ufer zu ziehen und in eignen Bauten zu verwahren. Alle Reisen geschehen zu Wasser; denn Landstraßen lassen sich hier nicht anlegen.

Seit den Zeiten der Hansa sind die Producte der nordländischen Fischereien von der Stadt Bergen nach dem südlichen Europa ausgeführt worden. Dies ist die Quelle ihres Reichthums. Zwar haben andere Städte, namentlich Drontheim, nach Antheil an diesem Gewinne gestrebt, allein mit geringem Erfolge, weil der Nordländer immer auf sichern Absatz in Bergen rechnen kann, und ihm die fast augenblickliche Versorgung mit Allem, dessen er bedarf, die vorzüglich einem Schiffer so kostbare Zeit nicht raubt. Stets hat er sich hier einer reellen Behandlung zu erfreuen gehabt, und nur die Bereitwilligkeit der Handelshäuser, den Fischern zu creditiren, ist beiden Theilen

zum Nachtheil gewesen. Jenen zog dies im Jahre 1814 bei der Umwälzung des Geldwesens einen Verlust von einer Million Thaler zu, und diese haben bei der Leichtigkeit der Beziehung ihrer Bedürfnisse aus Bergen ihre Landökonomie versäumt und sich dadurch immer tiefer in Schulden gestürzt. Letzterm Uebel wäre indessen, nach der Meinung des Verf., abzuhelfen, wenn dem von Drontheim aus während der drei Sommermonate getriebenen Hausiren mit Luxuswaaren und Branntwein ein Ziel gesetzt würde. Ueberaus vortheilhaft ist der Verkehr mit den Russen, die von Archangel und Kola her diese Küsten in ihren flachen Fahrzeugen beschiffen und gegen Roggenmehl, Segeltuch, Leinwand und andere nothwendige Artikel Fische und Pelzwerk eintauschen. In den letztern Jahren sind die Nordlande des Handels wegen auch von Engländern, Holländern und Hanseaten besucht worden. Dem Schmuggeln kann indessen schon wegen der natürlichen Beschaffenheit der Gegenden nicht vorgebeugt werden.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Mémoires et souvenirs du comte Lavalette, publiés par sa famille et sur ses manuscrits autographes. Paris, 1831.
2. Memoiren und geschichtliche Erinnerungen des Grafen Lavalette, Adjutanten des General Bonaparte, Staatsrath und Generalpostmeister des Kaiserreiches. Nach dessen Originalpapieren herausgegeben von seiner Familie. Deutsch von L. v. Alvensleben. Zwei Theile. Leipzig, Niederländische Buchhandlung. 1831. 8. 3 Thlr. *)

Die vielen untergeschobenen Memoiren, welche seit mehren Jahren in Paris fabrikmäßig an das Tageslicht gefördert worden sind, haben nicht ohne Grund mistrauisch gegen alle Werke gemacht, die von jenseits des Rheins her unter dieser Aufschrift zu uns gelangen. Lavalette's Memoiren bilden eine ehrenvolle Ausnahme, ihre Echtheit ist erwiesen, sie sind nach des Verf. Willen erst nach seinem Tode erschienen, die Urschrift ist noch vorhanden, und wäre sie es auch nicht, so würde die innere Wahrheit, die denselben innewohnt, der versöhnliche Ton, in welchem sie geschrieben sind, die Bescheidenheit, welche sie auszeichnet, und der Umstand, daß sie seit ihrem Erscheinen auch nicht eine einzige Reclamation veranlaßt haben, für ihre Authenticität ein vollgültiges Zeugniß ablegen und ihnen einen ausgezeichneten Platz unter den geschichtlichen Fundgruben der neuesten Zeit anweisen.

Lavalette stammte von bürgerlichen Aeltern und wurde für den geistlichen Stand bestimmt. Dieser Beruf sagte ihm aber nicht zu, und er ließ sich bei Aufstellung und Classificirung jener zahllosen Klosterbibliotheken verwenden, womit die Revolution den Staat bereichert hatte. Später erhielt er eine Anstellung bei einer der Bibliotheken von Paris. Dies gab Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit d'Ormesson, dessen treffliche Eigenschaften und wohlwollendes Benehmen ihm Ehrfurcht und Zuneigung einflößten. Indeß umbrauste die Revolution die friedliche Freistätte, welche Lavalette gefunden hatte, und zwang ihn, auf ihre Donnerstimme zu horchen. Die Politik hatte ihr Hauptquartier auf den öffentlichen Plätzen aufgeschlagen, jede Straßenecke war zum Forum geworden. Bei diesem Kampfe auf Leben und Tod zwischen entgegengesetzten Interessen, zwischen unvereinbaren Principien, zwischen wüthenden Vorurtheilen auf beiden Seiten, mußte man schlechterdings irgend eine Partei ergreifen. Lavalette gehörte dem dritten Stande an, somit hatte ihm das Schicksal seinen Platz unter den Gegnern der Misbräuche des Adels, der Kirche und des Thrones angewiesen; allein sein jugendliches Feuer und seine innere Ueberzeugung zogen ihn zu einer andern Seite hin. Ohne Zweifel fortgerissen durch seine Anhänglichkeit an d'Ormesson, schlug er sich zur Partei des Hofes, von welchem er nur jenen einen Mann kannte. Lavalette zeichnete sich in dem Bataillon der Nationalgarde, unter welchem er stand, durch Feuereifer für die königliche Sache aus. Bei einer Revue, die Ludwig XVI. wenige Tage vor dem verhängnißvollen 10. August hielt, trat ein Mann aus dem Bataillon der Vorstadt Saint-Antoine vor, eilte dem Monarchen entgegen, schrie Vive le Roi! brachte ihm enthusiastische Hurrahs und gelobte Treue bis zum Tode. Dieser Mann war Lavalette, und seine lärmende Huldigung wurde vom Könige, der Anfangs etwas betreten war, zuletzt mit jener biedern Güte, die ihm eigen war, aufgenommen. Der 10. August setzte Lavalette's Ergebenheit auf die Probe; mit einer schwachen Abtheilung des Bataillons der Nationalgarde, zu welchem er gehörte, marschirte er nach den Tuilerien und wohnte allen Vorfällen jenes traurigen Tages bei. Seine Memoiren werfen ein neues Licht auf diese furchtbare Episode der Revolution: die Ungeschicklichkeit und Schwäche des Hofes erhellen aus denselben deutlicher als aus irgend einer Erzählung, die seit jener Zeit darüber im Druck erschienen ist.

Als für Paris und Frankreich die Periode der Schreckensherrschaft eintrat, suchte Lavalette wie so viele Andere sein Heil an den Grenzen, ließ sich als Freiwilliger einschreiben, und reiste mit zwei andern jungen Männern, die seine Gefahren theilten, ab, um zu den Truppen zu stoßen, die unter des Obersten Baraguay d'Hilliers Befehl zu Villefranche standen. Sie hatten ein Abenteuer zu bestehen, welches das Treiben und die Sitten jener Epoche auf eine zu merkwürdige Weise charakterisirt, um der Versuchung, es in d. Bl. mitzutheilen, widerstehen zu können. „Wir schlugen die Straße nach Autun ein und langten den andern Tag in einem Dorfe unsern Vermanton an, mitten im Walde gelegen, dessen Einwohner sich durch Verfertigung von Holzschuhen ernährten. Zwei Tage vorher hatten sie einen Bischof und zwei Geistliche, die auf der Flucht begriffen waren, angehalten. Sie durchsuchten deren Wagen, erlangten einige hundert Louisdor, und fanden es ganz natürlich, sich der Verpflichtung sie zurückzugeben durch Ermordung der drei Priester zu entledigen. Dieses neue Handwerk dünkte ihnen einträglicher als ihr gewöhnliches, und sie lauerten von nun an allen Reisenden auf. Unser Matrosenanzug schien zwar wenig zu versprechen, allein wir trugen den Kopf hoch, unser Aussehen war stolz, und so fällte denn ein kleiner Bucklichter, der Greffier des Ortes, das Urtheil, daß wir doch wol ein wenig zur Bereicherung desselben beitragen könnten. Die Bauern, ohne Lust, fürder Holzschuhe zu fertigen, und durch ihren ersten Fang beutegierig gemacht, jauchzten dem Elenden Beifall zu: wir wurden auf die Municipalität gebracht, die Menge folgte nach, der Greffier nahm vor einem großen Tische Platz und las mit Nachdruck unsere Namen ab: August d'Aubonne, Leclerc de la Ronde, Marie Chamans de Lavalette (der Schelm fügte die Partikel de bei, obschon sie nicht im Passe stand!). Auf dieses Kyrie eleison von adeligen Namen erhob sich ein greulicher Lärm, allenthalben begegneten wir nur feindseligen Blicken, und der Bucklichte rief: man müsse unsere Tornister visitiren. Die Ernte wäre nicht übel gewesen! Ich war zwar der Aermste, hatte aber doch 25 Louisdor bei mir. Wir waren verloren, — da sprang d'Aubonne, der eine höchst imposante Statur hatte, plötzlich auf den Tisch und haranguirte die Versammlung. Da er sonst sehr niedliche Verse zu machen verstand, hätte man nicht glauben sollen, daß er sein revolutionnaires Vademecum so trefflich auswendig wisse. Er begann mit einer solchen Sündflut von Schwüren, daß das ganze Auditorium in Staunen gerieth, dann polterte er die Worte Vaterland, Freiheit, Volkssouverainetät mit solcher Heftigkeit und einer solchen Donnerstimme heraus, daß es ein wahres Wunder war und er durch rauschende Beifallsbezeigungen unterbrochen wurde. Damit nicht zufrieden, gebot der Tollkühne unserm Gefährten, Leclerc de la Ronde, auf den Tisch zu steigen. Dieser, obschon nicht eigentlich bucklicht, hatte die drolligste Figur, die ich je gesehen

*) Ohne Schuld der Red. ist ein ausführlicherer Bericht über Lavalette's Memoiren verspätet worden; in den pariser Correspondenzartikeln war schon mehrmals davon die Rede. D. Red.

habe; er war ein Mann von 35 Jahren, höchst seltsam gebaut, das Gesicht fast so schwarz wie ein Mohr, die Augen von buschigen Brauen dicht überschattet, Nase und Kinn von ungewöhnlicher Länge. D'Aubonne wandte sich zur Versammlung: Ihr werdet alsbald überzeugt sein, daß wir echte Republikaner von Paris sind! Dann sprach er zu seinem Gefährten: Antworte nach dem revolutionnairen Katechismus: Was ist Gott, wer ist das Volk, was ist ein König? Mit zerknirschter Miene, näselnder Stimme, sich geberdend wie ein Harlequin, rief Jener: Gott ist die Natur, das Volk sind die Armen, und ein König ist ein Löwe, ein Tiger, ein Elefant, der das Volk zerreißt, verzehrt, mit Füßen tritt. Nun erreichte das Staunen, das Geschrei, der Enthusiasmus den höchsten Gipfel; man umarmte, riß sich nach uns, Jeder wollte uns bei sich bewirthen, wir mußten trinken, und unsere Verlegenheit, diesen rohen Menschen, nachdem sie unsere Freunde geworden, zu entgehen, war fast ebenso groß als zuvor, da sie unsere Feinde gewesen. Glücklicherweise zog uns Aubonne abermals aus der Klemme; er stellte ihnen vor, daß wir uns nicht aufhalten könnten, daß das Vaterland uns riefe, daß wir ihm unsern Muth, unser Blut schuldig wären, und so ließen sie uns denn endlich ziehen." An der Wahrheit dieser tragikomischen Scene kann man um so weniger zweifeln, da der Verf. sich mit großer Bescheidenheit keine Rolle darin zugedacht hat, sondern ganz im Hintergrunde bleibt.

Von Villefranche ging Lavalette zur Rheinarmee und langte bei derselben im Augenblicke der Kundwerdung des Todes Ludwigs XVI. an. Nach Schilderung der Wirkung, welche diese Nachricht auf Armee und Volk hervorbrachte, prüft er mit vieler Unparteilichkeit die Gründe, welche die Mehrheit der Convention bestimmten, diese blutige Maßregel als eine politische Nothwendigkeit anzusehen. Folgende Bemerkung verdient besonders erwogen zu werden. „Die Convention hatte kein Recht, ihn zu richten, und indem sie ihn tödten ließ, beging sie einen großen Fehler. Wie konnte sie nicht einsehen, daß Ludwig XVI. das Leben nehmen, die Krone Ludwig XVIII. geben hieß, daß man die Gefangenschaft des Königs verlängern mußte, um keinen im feindlichen Auslande zu haben?" *)

(Der Beschluß folgt.)

Wie lebte und starb Ganganelli? Beantwortet von Immanuel Reichenbach. Neustadt a. d. O., Wagner. 1831.

Ziemlich allgemein und als gewiß und ausgemacht wird die Annahme betrachtet, daß der Papst Clemens XIV. (Ganganelli) vergiftet worden sei; und wer anders könnte ihn dann, wenn die Vergiftung einmal bewiesen ist, vergiftet haben, als die Jesuiten? Nicht um diese von der Last dieser Unthat zu befreien, — „ich hasse die Jesuiten", heißt es vielmehr in dem Vorworte zu obiger Schrift S. VI, „ihrer schlechten, aller Geistesfreiheit feindseligen Grundsätze wegen von ganzem Herzen, und ich werde nicht aufhören, sie zu hassen, so lange ich lebe", — sondern nur um der historischen Wahrheit ihr Recht zu gewähren, sucht der pseudonyme Verf. jener Schrift, selbst Katholik, die Frage: wie starb Ganganelli? unbefangen von Neuem zu prüfen und aus den Quellen zu beantworten. Er legt dabei besonders das Gutachten des Dr. Salicetti, Medici des apostolischen Palastes und Arztes des Papstes Clemens XIV., von der Ursache des Todes desselben (22. Sept. 1774) und das Zeugniß der Chirurgen, die den Körper einbalsamirt haben, zum Grunde und beweist danach, neben andern Mittheilungen, gegen den Bericht des spanischen Gesandten von der Krankheit und dem Tode des Papstes Clemens XIV. (auf welchen gewöhnlich und vornehmlich die Behauptung von der Vergiftung gegründet wird), daß diese Vergiftung nichts weniger als ohne allen Zweifel gewiß und ausgemacht sei. Der Verf. sucht überhaupt in dem Schriftchen und namentlich in dem Theile desselben: Wie lebte Ganganelli? die entgegengesetztesten Urtheile über Clemens XIV., welche auf der einen Seite befangene Vorliebe, auf der andern leidenschaftlicher Haß — besonders durch Einmischung der Jesuiten als Theilhaber an dem Tode Jenes — über Ganganelli ausgesprochen haben, durch unbefangene Darstellung des Lebens desselben zu vermitteln. Das ganze Schriftchen ist dadurch im Allgemeinen und in besondern Partien interessant, z. B. was die Mittheilung der Gründe anlangt, die Maria Theresia, nach langer Weigerung, bestimmten, in die Aufhebung der Jesuiten zu willigen. Auch was über den Gang der Betrachtungen gesagt wird, welche Clemens XIV. zu dem Entschlusse dieser Aufhebung geführt haben, ist von Interesse. Der biographischen Darstellung sind die obenerwähnten Actenstücke beigefügt. Der Verf. wünscht S. 35, daß ein gelehrter Arzt über Salicetti's Gutachten ein Urtheil fällen und erklären möchte, ob man aus dem Visum repertum der Chirurgen mit einiger Wahrscheinlichkeit oder in welchem Grade der Ueberzeugung auf eine Vergiftung schließen könne. 30.

*) Auf den Einwurf, daß ja die Convention des Königs in der Person Ludwigs XVII. sicher blieb, läßt sich antworten, daß man nichtsdestoweniger Monsieur die Regentschaft gab, der sie in der That durch eine Proclamation annahm und diesen Act allen Cabineten notificiren ließ.

Historische Miszellen.

Der falsche Kaiser Friedrich zu Lübeck.

„Im Jahre Christi 1287 kam nach Lübeck ein alter Mann, der sprach, er sei Kaiser Friederich, der Vertriebene. Dem begannen zuerst die Buben und das gemeine Volk zu hören seines Geschwätzes, und thaten ihm Ehre. Er gelobte ihnen große Gnade, wenn er wieder an sein Reich käme; er ward auf einem schönen Rosse umhergeführt, die Stadt zu beschauen. Damals war Burgermeister der sehr weise Mann Heinrich Steneke, der von der Stadt wegen ein Bote den Kaiser oft gesehen und mit ihm gesprochen hatte; der kam, mit dem Manne zu sprechen. Kurz darauf verschwand der Mann, daß Niemand wußte, wohin er gefahren (darna cortlicken quam de man van steden, dat nenman wiste, wor he hennen vor). Späterhin kam die Mähr, daß am Rheine Einer sei, der die Leute in derselben Weise betröge; der ward dort verbrannt." (Die lübeck. Chroniken, I, 162.)

Meteorsteine in der Mark.

„Im Jahre 1306 an St.-Remigius Tage fielen zu Friedberg (Vredeberch) in der Mark feurige Steine aus den Wolken in die Erde, und verbrannten, was sie berührten, und thaten großen Schaden." (Die lübeck. Chroniken, I, 186.)

Welche Bedeutung legte das Mittelalter den kaiserlichen Kronen unter?

„Des Jahres (1310) in dem Herbste fuhr über Berg der Römer König Heinrich (VII.), und ward zu Meylan mit großen Ehren empfangen. Dort ward er von dem Bischofe gekrönt mit der zweiten kaiserlichen Krone. Die von Modoncia nahmen es als einen großen Hohn auf, daß er die Krone nicht empfing in ihrer Stadt nach der alten Gewohnheit; denn des Kaisers Recht ist dies, daß er zu Aachen von dem Bischofe von Köln soll empfangen zuerst die eiserne Krone, die bezeichnet, daß er soll sein hart und fest, des Reiches Ehre zu fördern. Die andere soll er empfangen von dem Bischofe von Meylan in seinem Bischofthume zu Modoncia, die soll sein silbern, zu bezeichnen, daß seine Gerechtigkeit solle sein klar und fein. Die dritte Krone gülden soll er von dem Papste empfangen zu Rom, die bezeichnet, gleichwie das Gold edel und scheinend ist über andere Metalle, also soll seine edle Tugend scheinen über Alle (also scal sin edele Doghent schinen boven alle)." (Die lübeck. Chroniken, I, 194.) — Ist die Angabe von dem Material der Kronen auch nicht richtig, so ist doch die Mythe von ihrer Bedeutung gar zart und sinnig, und verdiente wohl, von einem Uhland poetisch behandelt zu werden. 50.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1832.

Bemärkninger paa en Reise i Nordlandene og igjennem Lapland til Stockholm i Aaret 1827, af G. P. Blom. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Um, wo möglich, dem Handelsstande in Bergen den Rang abzulaufen und den Nordländern die gefahrvollen Seefahrten nach jenem Hafen zu ersparen, ward im Jahre 1803 mittelst Actien ein drontheimer Handels- und Fischereietablissement zu Hundholmen errichtet, und dadurch die Gründung einer neuen Stadt, Bodöe, veranlaßt, von welcher sich der einsichtsvolle Leopold von Buch große Dinge versprach. Allein jenes vernichteten die ungünstigen Kriegsjahre, und die Stadt, die nur Ein, und zwar englisches, Handelshaus zählt, besteht nur durch die ihr von den bisherigen Storthingen verwilligte Steuerfreiheit. Zwar liegt sie den Fischereien in Lofoten gerade gegenüber; allein zum Aufblühen des Handels gehört mehr als eine günstige Lage.

Desto schöner gedeiht die Stadt Tromsöe, wiewol keine künstlichen Mittel zu ihrer Aufnahme angewendet worden sind. Sie befindet sich nämlich außerhalb des Bereiches des Handels von Bergen, und blüht an der Grenze Finnmarkens durch den beiden Theilen gleich vortheilhaften russischen Handel. Im Jahre 1798 gegründet, zählt sie jetzt bereits 800 Einwohner. Man wird freudig überrascht, wenn man hier im hohen Norden Reihen wohlgebauter Häuser sieht, zwischen welchen Damen und Herren in Kleidern nach den neuesten Moden einhergehen, und in deren Innerm nicht nur Reinlichkeit und Bequemlichkeit, sondern sogar Luxus herrscht. Es gibt hier sogar ein Liebhabertheater. Unser Verf. wohnte den 31. Juli einem Balle bei, auf welchem ihn nichts als die Tageshelle zur Nachtzeit daran erinnerte, daß er sich unter dem 70. Grade nördlicher Breite den geselligen Freuden widmete. Unfern dieses heitern Städtchens ist vor Kurzem ein Bleibruch entdeckt worden, der reichliches und gutes Erz liefert.

Nach der Schilderung, welche der Verf. von dem Volkscharakter entwirft, gebührt den Einwohnern das Lob der Gutmüthigkeit und Friedfertigkeit. Sogar an den Fischerplätzen, wo Tausende versammelt sind und es nicht an berauschenden Getränken fehlt, sind Schlägereien unerhörte Erscheinungen. Muth und Todesverachtung sind unzertrennlich von ihrer Lebensart. Bei dem lebhaften Verkehre sowol mit einander als mit Fremden, hat ihre Denkkraft so vielfältige Gelegenheit, sich zu entwickeln und zu üben, daß man den Nordländern einen hohen Grad der Aufklärung zuerkennen muß, was auch die allgemeine Fertigkeit im Gebrauche der Feder beweist. Im Gespräche zeigen sie mehr Verstand als Lebhaftigkeit. Ihre Kleidung ist dem Klima wie der Lebensart völlig angemessen; allein ihre luftigen Wohnungen, bis zum Ueberflusse mit Thüren und Fenstern versehen, verleiten, nach dem Ausdrucke des Verf., den Reisenden fast zu der Meinung, als sei er in das Land gekommen, wo die Citronen blühen. Wie beschwerlich, ja wie lebensgefährlich auch das Besuchen der entfernt liegenden Kirchen ist, sind diese doch während des Gottesdienstes immer gedrängt voll. Der bekannte religiöse Parteistifter, Hans Hauge, zählt hier viele Anhänger, die sich durch Sittlichkeit und gute Wirthschaft hervorthun. Von der Seltenheit des Diebstahles zeugt, daß es kein Beispiel von dem Vergreifen an dem Fischergeräthe und den getrockneten Fischen gibt, welche Monate lang auf den Inseln aller Hüter entbehren. Desto häufiger ist die Unzucht, wozu die häufigen Heirathen zwischen jungen Männern und alternden Witwen am meisten beitragen.

Das Reisen längs diesen Küsten beschreibt der Verf. als keineswegs so unangenehm und gefährlich, als man es sich vorstellen möchte; doch muß man sich, weil an Wagen und Landstraßen nicht zu denken ist, in den Böten und Herbergen gedulden, wenn Wind und Wetter der Fahrt entgegen sind. Unglück ist bei der ausnehmenden Geschicklichkeit der Bootsleute auf dem offenen Meere nicht leicht zu befürchten, desto mehr aber in den Meerbusen und Buchten, wo plötzliche Stoßwinde vom Gebirge her gar leicht den Nachen umwerfen, wenn er nicht gehörig mit Ballast versehen ist. Zwar sind die Böte offen, doch nicht ohne ein Obdach für den Reisenden, das ihm hinreichenden Schutz gewährt. An guten Herbergen fehlt es nicht. Nicht nur die Gastwirthe, Kaufleute, die zur Beherbergung der Reisenden verpflichtet sind, sondern jeder Angesessene, jeder Pfarrer oder Beamte, empfängt den Ankommenden mit der zuvorkommendsten Gastfreiheit. Reinliche Stuben, nur allzu weiche Betten, eine wohlbesetzte Tafel, Wein und Kaffee, kurz, was er sich nur wünschen möchte, findet er aller Orten, und selbst die Gastwirthe verlangen nicht alle Bezahlung. Er lebt hier in einem Kreise von ebenso feinen Sitten und gutem Tone, wie nur irgendwo in norwegischen Städten angetroffen wird. Selbst in den Häusern der untern Volksclassen genießt er derselben Aufmerksamkeit, wenn auch der Bequemlichkeiten weniger sind. Allein überall herrscht dieselbe Bereitwilligkeit, ihm über alle Gegenstände die genügendste Auskunft zu ertheilen, indem selbst der geringste Fischer eine seltene Gabe der Deutlichkeit im Ausdrucke besitzt. In dem Innern der Seearme, besonders in der Nähe von Sümpfen und Birkenwäldern, doch hauptsächlich auf dem Gebirge fallen dem Reisenden die zahllosen Mückenschwärme überaus lästig, vor deren Stichen man sich nur durch Bestreichen mit Theer schützen kann. Zu den Unbequemlichkeiten der Reise in den Nordlanden muß doch vorzüglich die einem Südländer ungewohnte Helle der Sommernächte gerechnet werden, welcher er sich durch künstliche Mittel entziehen muß, um die Augen zum Schlafe schließen zu können. Wer übrigens in diesen Gegenden, die man wahrscheinlich mit Unrecht für die ersten Sitze der Normänner hält, Denkmale der Vorzeit sucht, wird sie ziemlich unbefriedigt verlassen. Statt der Wichtigkeit, mit welcher jeder Einwohner des Stiftes Bergen Alles behandelt, was historische Erinnerungen hervorruft, fand der Verf. bei dem gemeinen Manne in den Nordlanden keinen Sinn für das Alterthum.

3. Reise über Torneo nach Stockholm. Die mei-

sten Reisen durch Lapmarken geschehen des Winters mit Rennthieren, indem man sich vor den Beschwerden der Sommerreisen scheut. Im Frühlinge und Herbste legen Ströme und Moräste unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Unser Verf. verließ den 13. August Bierkrigen am Ofotenfiord, um nach beendigten Geschäften in den Nordlanden seine Rückreise anzutreten. Dies geschah zu Pferde unter Begleitung von Lappländern. Der Weg war steil und steinig. Der See Haara-Jauri verbirgt sich in schroffen, unwaldeten Ufern, an welchen im Osten lappländische Wohnungen, theils Blockhäuser, theils Erdhütten erscheinen. Dies sind feste Sitze, deren Bewohner sich von Ackerbau und Viehzucht ernähren, und ihre Rennthiere während des Sommers auf dem nahen Gebirge weiden lassen, im Winter aber nach dem schwedischen Lapmarken treiben, wo ihrer die nomadisirenden Lappländer für ein Billiges warten. Das Gebirge hat einen südöstlichen Abfall und ist bis an die Mitte der Lehnen dicht und üppig mit Birken, Eschen und Erlen bewachsen. Hier hausen die unter dem Namen Lemán, wegen ihrer periodischen Wanderungen nach südlichern Gegenden gefürchteten Mäuse, doch nur vereinzelt und zerstreut. Das Reurisfeld bildet ein ödes, nicht einmal mit Gras bewachsenes Thal mit Spuren von Lawinen und Aussichten auf Schneefelder, in welchem ein kalter Nebel herrschte und welches nur Adler und Falken durch ihr Geschrei belebten. Beim See Södvaggi schimmern Gletscher, die sich etwa tausend Fuß über den Thalgrund erheben. Wie ein Kegel ragt das Indliesfeld empor. Mit malerischen Zügen schildert der Verf. eine Abendscene in dieser Wüstenei. Sobald die Pferde abgesattelt worden, ward unter freiem Himmel ein erquickendes, belebendes Feuer entzündet, und vor demselben aus abgehauenen Zweigen eine dichte, warme Hütte erbaut. Unter dem Lodern der Flammen, dem Schellengeklingel der weidenden Pferde, dem Sturmgeheule in den Bäumen und dem Donner der Wasserfälle verbreitete sich allmälig das nächtliche Dunkel.

Am folgenden Tage erreichte die Gesellschaft die norwegisch-schwedische Reichsgrenze, von wo sich das Land bis an den See Norajauri senkte. Mehre andere Seen zeigten sich, über welchen Falken flatterten, und an denen ein weißer Fuchs unbesorgt daherschlich, bis endlich der herrliche Torneo-Träsk zwischen waldigen Ufern sichtbar ward. Hier wuchs eine Fülle von Moltebeeren (rubus chamaemorus), an deren lieblichem Safte sich die ermüdeten Wanderer nicht genug laben konnten. Ein mit zwei rüstigen Finnen bemanntes Boot ruderte daher, um den Verf. weiter zu befördern, der sich hier zu gegenseitiger Zufriedenheit von seinen lappländischen Führern trennte. Die Finnen hielten sich sorgfältig entfernt von den Lappländern und verzehrten bei ihrem eignen Feuer ihr Rennthierfleisch. Das Wetter war schön, der Nordwind hatte sich gelegt, es bewegte sich kein Blatt im dichten Laubwalde, der bis an das Ufer reichte und sich im klaren Wasser spiegelte; im Gebüsche flatterten die Schneehühner mit ihrer Brut, und der Hahn rief muthig, fast trotzend fein: komm her, komm her! (denn nicht anders klingt sein Laut); Schwärme von wilden Enten schwammen schnatternd am Strande; kurz, auch hier ist Arkadien.

Sitzend auf Laub und gelehnt an den Mantelsack im leichten Nachen, ward unser Reisender auf dem Torneo-Träsk mit unglaublicher Schnelligkeit fortgerudert. Dieser sich von Nordwesten nach Südosten erstreckende See ist acht Meilen lang und hin und wieder eine Meile breit, und hat im Norden steile, im Süden flache Ufer, deren Hauptschmuck Birkenwaldung mit dichtem Laubwerk und kurzen, knotigen Zweigen ausmacht. Im Osten sieht man einzelne Fichten. Nur zwei Inseln liegen im See, aber desto mehr Klippen von aufeinandergehäuften Steinen vulkanischen Ursprungs. Ueberaus fischreich, zeichnet er sich besonders durch seine großen Forellen aus.

Die Fahrt ging hierauf weiter den Torneofluß hinab, in welchem sich der gedachte See seiner Wassermasse entladet. Große Schwierigkeiten verursachen im Sommer die häufigen Wasserfälle; allein der Scharfblick der Finnen beim Ausfindigmachen derjenigen Stellen, wo sich der Nachen ohne Gefahr hinabtreiben ließ, und die geschickte Lenkung desselben überwanden sie dermaßen, daß die Wasserfälle die Reise, statt zu verzögern, vielmehr beschleunigten. Nur selten geschah es, daß man genöthigt war, sie zu umgehen und das Fahrzeug am Ufer hinzuschleppen. Da die Eisdecke des Stromes zur Winterszeit die Lage der Steine immer mehr oder weniger verrückt, so müssen sich die Bootführer solche Veränderungen genau merken, um danach ihren Lauf richten zu können. In einer ziemlich tiefen Bucht liegt Euravara, der nördlichste Ort in Schweden, dessen Einwohner von Ackerbau und Viehzucht leben. Bald gelangt man nach dem Kirchdorfe Juckasjervi, dessen ehrwürdiger Pfarrer, Herr Palmgreen, den Verf. mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft aufnahm. Hier bildet der Fluß einen See von einer Viertelmeile Breite und einer Meile Länge, an dessen Ufer die zehn aus Holz erbauten, aber geräumigen und schönen Wohngebäude liegen, welche den Ort ausmachen. Aecker und Wiesen umgeben sie, und im Hintergrunde erscheint Wald. Auch einzelne Tannen gibt es hier, jedoch von keiner pyramidalischen Gestalt, sondern von oben bis unten mit kurzen Zweigen bedeckt. Man baut Gerste und Kartoffeln; doch ist der Ackerbau unsicher, weil im Durchschnitt alle 10 Jahre ganze und jedes vierte oder fünfte Jahr partielle Nachtfröste die reifenden Feldfrüchte verderben. Sicherere Nahrungsquellen sind die Fischereien, die Viehzucht und die Rennthiere, aus deren Hörnern Leim für den Markt zu Torneo gewonnen wird. Die Einwohner, lauter Finnen, erfreuen sich bei ihrem Fleiße und ihrer Sittlichkeit (in sieben Jahren hatte sich keine außereheliche Geburt ergeben) eines zunehmenden Wohlstandes; die nomadisirenden Lappländer hingegen verarmen immer mehr, und nehmen daher auch an Zahl ab. Sie sind der finnischen Sprache mächtig, haben aber religiöse Bücher in ihrer eignen, wie es ihnen denn auch nicht an Missionnairen aus ihrer eignen Mitte fehlt, die in Upsala studirt haben. Die freundliche Kirche, ein hölzernes Gebäude mit einem Glockenthurme daneben, enthält am Altare in Rahmen eingefaßte Papiere, die Herzensergießungen der Ausländer, die seit dem französischen Dichter Regnard, welcher den 18. August 1681 hier war, diesen Ort besucht haben, wo sich die Sonne fünf Wochen lang über dem Horizonte zeigt.

Auf der Weiterfahrt gab es ebenfalls mehre Wasserfälle zu überwinden. Der Strom, dessen Ufer mit Hängebirken, schlanken Fichten und Eschen geschmückt sind, krümmt sich mäandrisch. Bei dem Marktflecken Vitangi schwamm eine Anzahl Schwäne, und es plätscherten wilde Gänse und Enten im Wasser. Hier herrscht eine sanfte Natur. In wohlgebauten Häusern, umgeben von Feldern und Wiesen, wohnen 20 Familien, deren Hang zur Reinlichkeit schon für sie einnimmt. Zum Abendessen ward getrocknetes Rennthierfleisch, hartes Brot und dicke Milch, und zum Frühstück Rennthierzunge und süße Milch aufgetischt. Mehre andere Ortschaften, wie Pallakorvo, Lovika, Antegarvo und Pajola, tragen ebenfalls das Gepräge des Wohlstandes, der durch Kohlenmeiler, Hohöfen und Lachsfischereien unterhalten wird. Die zu dem Eisenwerke Kengis gehörigen Gebäude, gelegen am rechten Ufer des Torneoflusses, und 17½ Meilen nördlich von Torneo, haben die malerischsten Umgebungen. Das Eisenwerk selbst, das nördlichste von allen, welches schon seit 1648 besteht, liefert jährlich 1000—2000 Schiffpfunde Eisen. Der Fluß erscheint nach der Vereinigung mit dem Muonio als ein gewaltiger Strom, der nunmehr die Grenze zwischen den schwedischen und russischen Lapmarken bildet. Hier liegt das durch die französischen Gradmessungen in den Jahren 1737 u. 1738 berühmte Pello, wo unser Verf. in einer Fensterscheibe den Namen des Hrn. von Buch eingeritzt fand. An den flachen Ufern wechseln Dörfer und einzelne Gehöfte, indem viele Neubauern sich hier ansiedeln, die sogar Kartoffeln bauen. Bei Jooarange, das viele Windmühlen hat, überschreitet man den nördlichen Polarkreis. Matarengi, wo der Fluß einen See mit vielen kleinen Inseln bildet, zieht seine Nahrung aus Lachsfischereien. Von hier reiste der Verf. zu Wagen durch eine freundliche, be-

völkerte und wohlangebaute Gegend nach der Stadt Torneo, die sich schon in der Ferne durch ihre herrliche Hauptkirche, Rathhaus und Windmühlen bemerklich macht.

Die Hoffnungen des Hrn. von Buch, daß Torneo zu einer bedeutenden Handelsstadt emporblühen werde, sind unter dem russischen Scepter nicht in Erfüllung gegangen, welches jedoch nicht allein den beschränkenden Zollverordnungen, sondern der Lage selbst zuzuschreiben ist, da ihr Hafen eine halbe Meile südlich liegt. Bei ihrer Gründung im Jahre 1620 war sie jedoch eine Seestadt, dicht am bothnischen Meerbusen, dessen Küsten seitdem immer mehr und mehr vom Wasser verlassen worden sind. Die Wohngebäude sind Blockhäuser ohne irgend eine Tünche. Das ganz nahe gelegene schwedische Städtchen Haparanda ist ein gefährlicher Nebenbuhler im Handel, dessen vornehmster Markt Stockholm ist. Zur Besatzung dient in Torneo ein Pulk Kosaken. Das umliegende Land besitzt eine für seine nördliche Lage ungemeine Ergiebigkeit, und erzeugt sogar Hopfen. Ueberhaupt berechtigt diese ganze Provinz, welche der Torneofluß nebst mehren andern Strömen bewässert, und welche ein von Norden nach Osten und Süden sich senkendes Plateau bildet, bei der Güte des Bodens, der aus Sand und einer Oberlage von Letten besteht, und bei der Betriebsamkeit der finnischen Einwohner zu großen Erwartungen von der Zukunft, wiewol gegenwärtig nur etwa der hundertste Theil des fruchtbaren Landes bebaut ist. Den Finnen ertheilt unser Verf. ein in jeder Hinsicht empfehlendes Zeugniß. In ihrem Aeußern wenig von den Normännern unterschieden und so unvermischt mit den Schweden, daß nur Wenige die Sprache der Letztern verstehen, haben sie sich frei von dem Verderbnisse erhalten, das die Begehrlichkeit nach fremden Natur- und Kunsterzeugnissen im Gefolge hat. Mäßigung, Keuschheit, Reinlichkeit, Dienstwilligkeit, Arbeitsamkeit und eine Heiterkeit des Gemüths, die sie aufgelegt zur Mittheilung und zum Gesange macht, sind hervorstechende Punkte ihres häuslichen Lebens. Unter den Männern insonderheit trifft man viele schöne Gestalten mit ausdrucksvollen Gesichtszügen. Ihre Sprache, die sehr liederreich ist, klingt dem Fremden nichts weniger als unangenehm, fällt ihm aber wegen der häufigen Doppelvocale sehr schwer richtig zu sprechen. Daß selbst die überaus sprechlustigen Einheimischen sich einander nicht recht verständlich machen können, scheint der Verf. geneigt, aus der häufigen Frage Meta (Wie?) schließen zu dürfen.

Schon auf der ersten Tagereise, wenn man Torneo verlassen hat, nämlich bei Sangis, wird die schwedische Sprache die herrschende. Man befindet sich nunmehr in Luleolehn. Der Verf. durchreiste noch die beiden andern zu Lapmarken gehörigen Lehne Piteo und Umeo, bis ihn die reizende Gebirgsnatur in Angermannland an Norwegen erinnerte. Auf den Höhen und an den Flüssen liegen stattliche Gehöfte. Man baut Hopfen, Hanf und Erbsen, und gewaltige Getreidehaufen zeugten von dem günstigen Ausfalle der Ernte, wie Niederlagen von Leinwand von dem Gewerbfleiße der Einwohner. Die Stadt Sundswall ist die nördlichste Grenze des Apfelbaumes, jenseits welcher er nicht gedeiht. Auch unserm Verf. fielen, wie seinen Vorgängern, die nach den Mustern altgriechischer Tempel erbauten Dorfkirchen auf; doch hat man in den letzten Jahren einen andern Geschmack angenommen, welcher der Natur des Nordens angemessener zu sein scheint. Der Weg von Torneo nach Stockholm ward in 12 Tagen zurückgelegt. 66.

Mémoires et souvenirs du comte Lavalette, publiés par sa famille et sur ses manuscrits autographes.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Lavalette verließ mit dem General Baraguay d'Hilliers, dessen Adjutant er geworden war, die Rheinarmee, wohnte der Pacification der Vendee bei und folgte ihm zur Armee von Italien, wo er bald zum achten Adjutanten Bonaparte's ernannt wurde. Der junge General fing an, für das Directorium ein Gegenstand der Beunruhigung zu werden, und brütete seinerseits bereits über Plänen, diese schwache Pentarchie zu stürzen. Es war für ihn unerläßlich, den Gang der Ereignisse, die Projecte der Terroristen, des Luxembourg und der beiden Räthe, die Complotte der Bourbonisten und die Intriguen seiner persönlichen Feinde genau zu kennen. Lavalette's Anstand, seine geistreiche Conversation, sein sanfter und einnehmender Charakter und seine Anhänglichkeit bestimmten Bonaparte, ihn nach Paris zu senden, um an Ort und Stelle die Lage der Dinge zu studiren und darüber Bericht zu erstatten. Er erfüllte seinen Auftrag vollkommen. Die Memoiren enthalten treffliche Bemerkungen über die Häupter jener Epoche. Insbesondere beweist eine Anekdote, wie sehr die berühmte Staël damals den Sieger von Italien verehrte, was leidenschaftliche Freunde dieser Frau seitdem, man sieht nicht recht ein, warum? geleugnet haben: „Zu jener Zeit ging die Bewunderung der Frau von Staël für Bonaparte bis zum Enthusiasmus. Ich sah sie zum ersten Male bei Talleyrand, und während des Mahles verschwendete sie begeisterte Lobsprüche an den jungen Sieger von Italien. Nach der Tafel begab sich die Gesellschaft in ein anderes Gemach, um ein Portrait des Helden zu betrachten, und als ich zurückwich, um ihr den Vortritt zu lassen, blieb sie stehen und sagte: Wie dürfte ich es wagen, einem Adjutanten Bonaparte's vorzugehen? Meine Verwirrung war so groß, daß Alles, selbst der Herr vom Hause, lachen mußte. Den nächsten Tag besuchte ich sie und wurde so gut aufgenommen, daß ich oft wiederkehrte; ich kann bezeugen, daß ihre hinreißende Phantasie, ihre unglaubliche Thätigkeit sich bis zur Katastrophe (18. Fructidor) keinen Augenblick verleugnete. Sie sah nur die Contrerevolution, Rückkehr der Bourbonen, Rache der Emigrirten, Verlust der Freiheit."

Lavalette begleitete Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten, kurz nachdem er sich mit Emilie von Beauharnais, Josephinens Cousine, vermählt hatte. Die Details, welche er über dieses kühne Unternehmen, namentlich über den verhängnißvollen Feldzug in Syrien gibt, sind äußerst interessant. Er kehrte mit dem Feldherrn auf dem Muiron nach Frankreich zurück. Die Beschreibung ihrer Ankunft zu Ajaccio ist ergreifend. „Die Einwohner, voll Staunen, auf dem Hauptmaste die Admiralsflagge wehen zu sehen, stürzten an das Ufer; als sie aber die Ankunft ihres berühmten Landsmannes erfuhren, warfen sich seine alten Freunde und Verwandten in Barken, ruderten auf das Schiff zu, und gar bald war die Quarantaine gebrochen.... Unter der Menge erhob eine schwarzgekleidete Frau ihre Arme gegen den General und rief: Caro figlio! ohne von ihm gesehen zu werden. Endlich erkannte er sie und rief: Madre! Madre! Es war seine Amme, die zur Zeit, als ich dieses schreibe, noch lebt."

Nachdem Lavalette unter dem Consulat einige diplomatische Sendungen in Deutschland erfüllt hatte, erhielt er die Generaldirection der Posten, die er bis zum Sturze des Kaiserreiches behielt. Von dieser Epoche an gewinnen seine Memoiren ein lebhafteres, stärkeres und mehr dramatisches Interesse als alle Geschichten, die bisher über dieselbe geschrieben worden sind. Lavalette zählt mit bewunderungswürdiger Genauigkeit alle Ursachen der Unzufriedenheit auf, welche die erste Restauration mit vollen Händen ausstreute. Da er eine Katastrophe, welche er seinen Neigungen zufolge wünschen mußte, die er aber weder beschleunigen noch verzögern konnte, als unvermeidlich voraussah, begriff er die ganze Schwierigkeit seiner Stellung, denn obschon den Verschwörungen, die angezettelt wurden, völlig fremd, war er doch natürlicherweise dem Verdacht und Hasse der königlichen Polizei blosgestellt. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob Napoleons Rückkehr von Elba im Innern vorbereitet gewesen war. Lavalette, dessen Competenz in diesem Punkte Niemand bestreiten wird, löst diese Frage. Allerdings war eine Verschwörung im Werke, aber sie blieb ohne den mindesten Einfluß auf Napoleons wunderbare Wiederkehr, denn erst zu Lyon oder Gre-

noble erfuhr er etwas von den Bestrebungen seiner Anhänger, denen es nicht einmal möglich gewesen war, mit ihm zu correspondiren.

Die widersprechenden Leidenschaften der Verfasser der verschiedenen Memoiren über diese Epoche werden die künftigen Geschichtschreiber in keine geringe Verlegenheit setzen. Wenn sie z. B. den Empfang des Kaisers zu Paris am 20. März kennen lernen wollen, so müssen sie die Erinnerungen jener beiden Männer zu Rathe ziehen, die so lange Zeit um Napoleons Person gewesen sind und die eigentliche Wahrheit auf tausendfachen Wegen hatten erfahren können. Aber welcher Unterschied zwischen ihren Berichten? Bourrienne (Bd. X, S. 311) sagt lakonisch: „Nichts war trauriger als der Einzug Bonaparte's zu Paris. Er hatte des Nachts, während eines dichten Nebels, statt. Die Straßen waren verlassen und auf den meisten Physiognomien malte sich bange Besorgniß. Des Abends Niemand auf Napoleons Wege, außer in den Zugängen zu den Tuilerien und in der Vorhalle des Pavillons der Flora, wo ihn seine Getreuen erwarteten. Man hörte wol hier und da den Ruf: Vive l'Empereur! er wurde aber durch das Geschrei: À bas la calotte! der Gassenjungen übertönt." Nun vergleiche man diese trockene und kalte Stelle mit der feurigen Erzählung Lavalette's: „Offiziere, die dem Kaiser von Fontainebleau vorauseilten, hinterbrachten uns, daß es sehr schwer halte, auf der Straße vorwärts zu können. Dichte Scharen von Bauern hätten die Seiten besetzt oder sich vielmehr der Straße ganz bemächtigt. Der Enthusiasmus habe den höchsten Gipfel erreicht, und man könne nicht sagen, zu welcher Stunde er ankommen werde. Es war zu wünschen, daß er unerkannt bliebe, denn mitten in dieser freudigen Verwirrung konnte die Faust eines Mörders ihn treffen. Allein er hatte sich mit dem Herzoge von Vicenza in ein schlechtes Cabriolet gesetzt, und endlich, des Abends um 9 Uhr, hielt er vor dem ersten Eingange, in der Nähe des Gitters des Quai des Louvre. Kaum hatte sein Fuß die Erde betreten, als der Ruf: Vive l'Empereur! erscholl, ein Ruf, furchtbar, fast die Gewölbe zersprengend; er rührte von den Offizieren auf halbem Sold her, die in der Vorhalle zusammengedrängt waren und die Treppen bis oben hinauf anfüllten. Der Kaiser trug seinen berühmten grauen Oberrock. Ich trat näher, da rief mir der Herzog von Vicenza zu: „„In des Himmels Namen, stellen Sie sich vor ihn, damit er vorwärts kann."" Er begann die Treppe hinanzusteigen. Ich schritt, eine Stufe von ihm entfernt, ihn mit tiefer Rührung betrachtend, rücklings vor dem Kaiser her, meine Augen schwammen in Thränen, und ich wiederholte im Freudetaumel: „„Wie, Sie sind es? Endlich, endlich sind es Sie!"" Er selbst stieg langsam aufwärts, mit geschlossenen Augen, die Hände wie ein Blinder vorwärtshaltend, und drückte seine Seligkeit nur durch ein Lächeln aus. Als wir auf dem Absatze des ersten Stockwerkes anlangten, wollten die Damen bis zu ihm vordringen, aber eine Flut von Offizieren verlegte ihnen vom obern Stockwerke her den Weg, und wenn sie weniger schnell gewesen wären, würden sie erdrückt worden sein. Endlich gelangte der Kaiser in seine Gemächer; nur mit Mühe konnte man die Thüren schließen, und die Menge zerstreute sich, überglücklich, ihn gesehen zu haben."

Lavalette erzählt seinen Proceß mit einer Lebendigkeit und einem Talente, daß er wie ein wahrhaftes Drama voll Interesse und Pathos dem Geiste des Lesers vorschwebt. Die Erzählung schildert mit furchtbar treuen Farben die Lage der Dinge und die Machthaber jener Zeit. In wessen Herzen nicht schon ohnehin ein tiefer Abscheu gegen die Bourbonen von 1815 eingewurzelt ist, der wird ihn entstehen fühlen, wenn er sieht, wie diese feigen und blutgierigen Menschen sich gegen jedes Mitleid stählen, wie eine Frau mit beleidigender Kälte das Flehen eines Weibes von sich stößt, wie Männer wie Ney und Lavalette ohne Erbarmen Henkershänden überliefert werden, wie man diesem bis zur letzten Stunde die Gunst versagt, den ehrenvollen Tod eines Soldaten zu sterben, statt unter dem schmachvollen Beile der Guillotine zu fallen. Das Wunder von Gattenliebe, wodurch Lavalette gerettet wurde, ist zwar allgemein bekannt, dennoch kann man sich kaum einen Begriff machen, welchen Eindruck dieses Ereigniß, mit allen Umständen von jenem Manne erzählt, der dessen Held gewesen, hervorbringt. Es ist eine Geschichte, anziehender als der vollendetste Roman, und man kann kaum Athem holen, bis man den Verurtheilten in Sicherheit weiß. Bekanntlich wurde Lavalette im Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, welches der Herzog von Richelieu innehatte, von seinem Freunde Bandus verborgen. Wilson begleitete ihn bis nach Belgien. Lavalette fand in Baiern bei dem Prinzen Eugen, der ihn mit brüderlicher Liebe aufnahm, aber ihn vor den Intriguen der französischen Diplomatie kaum gänzlich schützen konnte, eine Freistätte. Nach einem Exil von sechs Jahren durfte Lavalette endlich nach Frankreich zurückkehren, und erfuhr dort erst, daß seine edle Gattin sein Leben um den Preis ihres Verstandes, den die allzu heftigen Gemüthsbewegungen zerrüttet hatten, gerettet habe. Er lebte von nun an bis zu seinem Hintritt im Jahre 1830 in völliger Zurückgezogenheit. 47.

Literarische Notizen.

Lord Nugent hat in seinem vor Kurzem erschienenen Werke: „Some memorials of John Hampden, his party and his times" (London, 1832, 2 Bde.) schätzbare Beiträge zur Geschichte der Zeit gegeben, worin der kräftige Vorfechter der Volksfreiheit wirkte. Ueber Hampden's früheres Leben, wovon so wenig auf die Nachwelt gekommen ist, hat auch der Verfasser kein neues Licht verbreiten können. Er muß sich beinahe ganz auf eine kurze Erzählung des öffentlichen Lebens des merkwürdigen Mannes beschränken, doch berichtigt er mehre Irrthümer in den seither erschienenen biographischen Werken und vervollständigt die von Brodie und Hallam gegebenen Nachrichten. Einige noch nie gedruckte anziehende Briefe und Urkunden sind gleichfalls schätzbare Zugaben. Vor dem ersten Bande steht ein treffliches Bildniß Hampden's. An einem Facsimile fehlt es auch nicht. Der Hauptwerth des Buches besteht in Erörterungen über die Zeitgeschichte, und obgleich der Verfasser, bekanntlich ein eifriger Whig, seine politischen Ansichten offen ausspricht, und zuweilen mit Schriftstellern von entgegengesetzten Meinungen, wie z. B. mit dem alten d'Israeli, der bekanntlich als parteiischer Vertheidiger Karls I. aufgetreten ist — eine Lanze bricht, so verleugnet er doch nie den redlichen Forscher.

Einer der neuesten Bände von Lardner's „Cabinet Cyclopaedia" (XXVI), enthält den ersten Theil einer Reihe von „Lebensgeschichten berühmter britischer Heerführer" von G. R. Gleig. Der Verfasser, der früher bei dem Heere in Spanien diente und jetzt als Pfarrer angestellt ist, hat sich durch mehre geistreiche und lebendige Darstellungen, z. B. seine auch ins Deutsche übersetzte (Leipzig, 1830) „Schilderung des Feldzuges in den Pyrenäen" (1813—14) unter dem Titel: „The subaltern" Ruf erworben und ist seitdem ein fleißiger, aber leider zuweilen auch eiliger Schriftsteller geworden. Er beklagt in der Vorrede seines neuen Werkes die Beschränkungen, die ihm durch den Plan der Sammlung, für welche seine Schrift bestimmt war, aufgelegt wurden. Eile ist überall in der Darstellung sichtbar; 350 Seiten umfassen Alles, was von den Kriegen und den Kriegern der Engländer bis auf Marlborough gesagt wird. Und welchen reichen Stoff boten die Kriege der beiden Rosen, die Kriege in Frankreich dar! Ertrag neuer Forschungen darf man unter diesen Umständen hier nicht suchen, aber ein so gewandter Darsteller, als Gleig ist, hat auch Das, was er gibt, anziehend zu machen gewußt. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 56. — 25. Februar 1832.

Taschenbücher auf das Jahr 1832.

Vierter Artikel.*)

Der Zufall hat uns zu diesem letzten Artikel die fremdartigsten Gegenstände zusammengeweht, neben Tieck's „Novellenkranz“ die wiener „Aglaja“, und gar den „Berliner Kalender“, welcher Zusammenstellung ungefähr der Anblick entsprechen würde, wenn man neben dem griechischen Eros den Vitzliputzli, neben der Aphrodite eine junge Dame aus dem Modejournal aufstellte. Was ideelose oder gar fratzenhafte Gemälde und Dichtungen, allein und außer Vergleichung betrachtet, immer noch für manches Auge anziehend, ja reizend macht, das geht, so müssen wir zur Ehre der Menschheit annehmen, bei einer solchen, wirklich ungerechten Zusammenstellung völlig zu Grunde, und Widerwille ist die einzig legitime Stimmung für solche Fälle. Einen solchen sind wir hier nun herbeizuführen genöthigt. Wir beginnen dabei mit der verneinenden Unruhe über die zwei misgestalteten Bücher und können erst in dem Anschauen des wirklich künstlerischen Lebens und Wirkens der Tieck'schen Dichtung die Befriedigung und die glückliche Entdeckung verkündigen, die wir bei unserm Eifer für die diesjährige Taschenbuchsnovellistik wol häufiger zu machen verdient hätten, als es wirklich der Fall war.

Berliner Kalender

auf das Schaltjahr 1832, mit Kupfern, herausgegeben von der königl. preuß. Kalenderdeputation, vorgehängt ein umsichtiger preußischer Adler in und außer dem Kalenderstempel, hinten angehängt die Genealogie der regierenden hohen Häuser und anderer fürstlichen (r) Personen in Europa. Das Buch ist dick und durch und durch instructiv, dazu jedem gründlichen Geschichtsfreunde unentbehrlich, so lange noch der geringste Respect vor der alten guten Doctrin, nach welcher die Adler auf dem Titelblatt sich wehmüthig umzusehen scheinen, in Europa übrig ist; und das hat ja modificirt gute Wege. Selbst Hrn. Ludwig Rellstab's gräflich-moralische, ja sogar freiheitskriegerische Novelle: „Die Steinkohlengruben“, belehrt, indem sie ergötzt, gleich den Buchstaben aus Zuckerbrot, von denen schon, wenn wir nicht sehr irren, auch Jean Paul in dieser Beziehung rühmlichst Meldung thut. Freilich können poetische Menschen dagegen auftreten, und vielleicht werden sie sagen: Die ganze Weltanschauung, aus welcher die Rellstab'sche Historie geboren ist, mit all ihrer aristokratischen und demokratischen Bravheit erscheint philiströs und erhebt uns keinen Zoll breit über den Sumpf des gemeinsten Bewußtseins und sein tägliches Froschgequak. Allein das hindert ihren Nutzen nicht, denn wo kann man sich so gleichsam spielend über den Bergbau unterrichten wie hier? *) Auffallend ist jedoch an diesem echt berliner Kalender, der zwar allerdings die gewöhnlichen Geschichts- und Hauskalender an Cultur sehr übertrifft, die eigne Richtung dieser Cultur, wenn man eine förmliche Verherrlichung des griechischen Freiheitskrieges in französischer, weitschweifiger, aber darum nicht minder oberflächlicher Manier liest. Erst auf der hundertsten enggedruckten Seite fängt die eigentliche Geschichte an: so lange wird man in allen Ecken und Enden geographisch, naturhistorisch, welthistorisch herumgehetzt, ohne irgend eine erhebliche neue Anschauung zu gewinnen. Das Stückchen des wirklichen Anfangs der Insurrection ist das anziehendste in dem ganzen dicken, wüsten Kalender, und verspricht dem künftigen Jahrgange wenigstens in diesem Theil durch die Fortsetzung eine zweckmäßigere Partie. „Die Mabù-Muränen“, eine gereimte Schnurre von Streckfuß, ist dennoch ziemlich ungereimt und eine rechte Satyre auf die Poesie, so hausbacken und ohne alle geniale Tiefe ist und bleibt sie trotz der Teufelei und Prellerei. Ramberg hat in demselben Styl ein Gemälde dazu angefertigt, wobei aber noch das Eine auffällt, daß Mephistopheles' Pferdefuß übermäßige Waden zeigt, während sonst weder die Pferde noch die Ramberg'schen Caricaturen damit gesegnet sind; und dennoch hat dieser selbe Mephistopheles einen übermäßig dünnen Hals, während doch im gemeinen Leben der Ramberg'schen Sphäre die Probe gemacht werden kann, daß Hals und Waden immer von gleichem Umfang sind, ein höchst verrätherischer Pfiff, dessen Veröffentlichung übrigens Hr. Ramberg verantworten mag, da er sie veranlaßt. Die übrigen Kupfer sind interessante Ansichten, z. B. von Kairo, vom Parnassus, von Rheingegenden, schöne Stahlstiche, unter

---

*) Die drei ersten Artikel sind in Nr. 337, 338, 342, 343, 353 u. 354 d. Bl. f. 1831 enthalten. D. Red.

*) Ein anderes Urtheil über Rellstab's Erzählung theilten wir in Nr. 45 d. Bl. mit. D. Red.

denen die von Henschall und Frommel am schärfsten und lebendigsten hervortreten, andere dagegen von Martini und Barenger etwas matt und verschwommen erscheinen.

Aglaja,

achtzehnter Jahrgang. Die Kupfer sind alle von F. John, und alle nach berühmten italienischen Meisterwerken vortrefflich ausgeführt: der David von Guido Reni; die Zigeunerin von Correggio; die Magdalena von Franceschini; die Kleopatra von Domenichino, alle auch überaus glücklich gewählt. In den beiden Erzählungen dagegen: den „Nattern im Busen“ von Kruse, und der polnischen Novelle: „Liebe und Welt“, von Dorothea, ist desto weniger Erquickung zu holen. Die erste klatscht hin und her in den häuslichen Armseligkeiten, die Kruse versteht und liebt, ohne daß wiederum irgend eine Erhebung über diesen Kreis durch Einreihung in eine höhere Ordnung, durch Erscheinung eines Göttlichen bewirkt würde. Mit gehässiger Wahrheit schildert der Verf. zuerst eine alberne, ungeschlachte, und darauf mit pädagogisch-löblicher Tendenz eine vortreffliche zarte Jungfrau, denen Alles nach Verdienst und Würdigkeit begegnet. Es ist eine unheilige Würfelei mit der misverstandenen Oedipusidee, und Hr. Kruse wird kein Priester werden im musischen Heiligthum, wenn er kein besseres Mysterium aufweist.

Nicht so rationalistisch, aber frauenhaftflach ist die polnische Novelle, „Liebe und Welt“. Alle Verhältnisse, alle Bestrebungen sind klein, fast kindisch; Laune gilt für Charakter, Weiberlaune schürzt den Knoten und Männeralbernheit tödtet die Geliebte. Es ist eine arge Tragödie in der deutschen Literatur, daß so viele Damen die Feder ergreifen, um der Welt unwidersprechlich zu beweisen, wie wenig sie um Das wissen, was sie doch ausschließlich zu verwalten glauben, nämlich um die Liebe, denn von einer höhern Nothwendigkeit in diesen Dingen ist ihnen selten etwas bekannt. Nur zu häufig wird eine reflectirte Gewogenheit, mit dem nöthigen instinktmäßigen Zuge versetzt, Liebe getauft; und wenn sie nun bei irgend einem Anlaß von Neuem ans Rechnen gerathen, so können sie leicht beschließen, jenen niedrigen Drang, jenes Naturgesetz der verständigen Ueberlegung unterliegen zu lassen. Diesen Sieg des Verstandes über den Instinkt nennen sie dann Entsagung und halten sie nun natürlich für etwas Großes, weil sie keine Ahnung haben von der Berechtigung der reinen Begeisterung und des göttlichen Wahnsinns der echten Liebe, die besser ist als aller Verstand der Verständigen. Sie ist auch dem einfachen, durch Schriftstellerreflexion nicht verwirrten Frauengemüthe sehr wohl zugänglich, und die Edelsten vertheidigen sie mit glorreicher Aufopferung an tausend Orten, wo sie nicht gesehen und beleuchtet werden. Wird diese Liebesbegeisterung nun vollends noch von dem Instinkte verstärkt, so gebiert sie ohne Mühe einen herrlichen Heldenmuth, Juliens Liebe zu Romeo, dem mühseligen Geschlecht der Sterblichen zum rettenden Gott aus jeder Noth und allen Schlingen der Klugheit dieser Welt. Die Liebe wird die Religion der Liebenden, und wenn sie nun auch weiter keinen Gott verehrten als den, der sie gemeinsam erfüllt, so würden sie fromm genug und wol nicht sehr im Irrthum sein. So kommt in „Romeo und Julie“ Liebe und Welt, der höhere göttliche und der getrübte menschliche Kreis, in Streit. Anders in unserer polnischen Novelle. Auf Liebe und lediglich auf Liebe hat sie es abgesehen, vorzüglich auf die eingebildeten Effectmomente, die Findung, die Erklärung, die Hochzeit, und in der That jungfräuliche Sehnsucht nach diesen drei Momenten ist nicht zu verkennen — ein erträglicher Hintergrund, der bedeutend sein würde, wenn sich diese unbestimmte Sehnsucht nicht anmaßte, schon die Liebe selbst zu sein, während doch alle Verhältnisse und die Anlage der Charaktere sowol des ganz altklugen, honetten Grafen als der ballsüchtigen albernen Gräfin jeden Unbefangenen auf den Gedanken bringen müssen, unter diesen Umständen werde wol nichts weniger als Liebe zum Vorschein kommen. Sie kommt auch nicht zum Vorschein, und in dem Titel: „Liebe und Welt“, bedeutet Liebe nichts als Verlobtsein, mit dem Wunsche, recht nach Herzenslust zu liebeln, Welt dagegen heißt Ball und Gesellschaften. Ist das nicht ein ganz französischer Verrath an unserer Muttersprache und ihrem Tiefsinn? Doch genug! und möge die liebenswürdige Verfasserin früh oder spät die nöthige Erfahrung in den Geheimnissen der Liebe und der Welt machen, um sie anders oder lieber gar nicht darzustellen.

(Der Beschluß folgt.)

Pintura de los males, que ha causado á la España el gobierno absoluto de los dos ultimos regnados etc., por D. *José Presas*.

Wir entsinnen uns nicht, in neuerer Zeit ein interessanteres Werk gelesen zu haben als dieses. Nicht als wenn uns die Darstellung darin, dieser trübe Schleier, der elegisch über das Ganze ausgebreitet ist, gefallen hätte. Denn traurig genug für ein Land, eine Zeit ist es, wenn sie nicht anders erscheinen können. Freilich ist dem wackern Verf., der wahrscheinlich einer jener vertriebenen Spanier ist, die ihre Ueberzeugung ihrer Bequemlichkeit und äußern Rücksichten nicht aufopfern wollten, und freiwillig oder gezwungen ihr geliebtes Vaterland verließen, vortrefflich gelungen, ein anziehendes, lebendiges Bild von den Uebeln, die über dasselbe verbreitet sind, zu geben. Kann er gleich mit Tacitus nicht wetteifern, so verdient seine Arbeit den Namens eines Kunstwerks. Es ist eine große, widerliche Tragödie, wo der Geist dem Gemeinen erliegen zu müssen fürchten muß: oder lieber eine Jeremiade, welches Bild dem hierarchischen Charakter Spaniens mehr entsprechen würde. Aber wie Tacitus geht der Verf. mit Ruhe und Ernst das ganze schauerliche Gemälde von Despotenschwäche, Favoritenverworfenheit, Officiantendruck, Priesterherrschaft, Parteienhaß, Verblendung, Noth, Unglück, das am furchtbarsten in den untern Ständen gefühlt wird, und dumpfem Hinbrüten derselben durch. Er schrieb dies Buch 1827. Noch ist seine Prophezeiung nicht eingetroffen. Wie ein Verbrecher immer tiefer sinkt und die Verzweiflung segnet, die ihm den Dolch in die Hand gibt, wie eine Krankheit tiefer und tiefer greift, wird sie nicht durch die volle Kraft der Heilkunst zurückgedrängt, so kann Spanien, nur tiefer gesunken, die gesteigerten Leiden fühlen, die uns hier schon schmerzlich berühren. Aber diese dumpfe Apathie, diese furchtbare Erschlaffung, die man immer in diesem Lande statt der sonstigen erfreulichsten Energie, welche einst dies Volk zum beneideten, ersten der Welt

machte, verbürgt, wie eine Gewitterschwüle, wie viel zündlicher Stoff vorhanden ist und nur auf einen Funken wartet, der eine furchtbare Explosion zu erregen hinreichen wird: dies Alles deutet der Verf. nur an, und es macht den Hintergrund seines Gemäldes, während dies bunte Gemisch von Intrigue, Bosheit, Schwäche, über die Bühne geführt, den Leser mit Mitleid, Widerwillen, Verachtung erfüllt. Sehr genau muß der Verf. mit den specialsten Verhältnissen der handelnden Personen vertraut gewesen sein und verweilt ausführlich bei ihnen. Ob dies absichtlich geschehen, oder ob er getrieben wurde, diesen Theil seines Gemäldes durchzuführen, wissen wir nicht. Er hält es aber für Pflicht, daß er am Schlusse seiner großen *Krankheitsgeschichte* auf diesen Punkt als den Grundzug, das Hauptsymptom verweist, mit der Bemerkung, daß er ihn deshalb eben ausschließlich vorgehoben habe, nicht allein um die Entlarvten der Verachtung der Gegenwart und Zukunft preiszugeben, sondern auch Die zu warnen, welche bereit sind, bei dem nächsten Ministerwechselfieber des Königs als schlechte Medizin zu dienen. Wie in der Sage von Karl d. Gr. und seinen Paladinen, Ersterer mit einer gewissen gravitätischen Steifheit, dem wahren Bilde des Absolutismus, dasitzt, und seine Paladine sich umherschlagen, lieben und hassen — auf ebenso orientalische Weise sitzt Ferdinand im Hintergrunde, läßt die Minister so lange betrügen, bis sie sich stürzen, und greift mitunter wie ein Deus ex machina in schlechten Dramen dazwischen, um das Bild der orientalischen Favoritenherrschaft zu vollenden. Er ist gut, und trägt das gewöhnliche Beipferd der Güte, bis er nicht umhin kann, einmal selbst zuzusehen. Er straft aber selbst dann nur milde, um sich selbst in seinem Absolutismus nicht zu höhnen. Wir können hier nicht auf das Einzelne des Gemäldes eingehen, da wir nicht genau beurtheilen können, wie weit der Verf. die Wahrheit gesagt hat. Als Verleumdung würde es aussehen, wüßte nicht die Welt die allgemeine Krankheit nur zu genau. Der würdige Charakter, in dem das Ganze gehalten ist, bürgt uns für die Wahrheit des Einzelnen, zumal da keine Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten auffallen. Gewiß hat er nicht täuschen wollen. Oft ist es aber bei dem besten Willen dem Menschen unmöglich, die Wahrheit ungetrübt zu sehen. Irgend einer Partei angehörend, schreibt er, denkt wenigstens in ihrem Dienst und sieht die Welt durch ihre Brille. Keiner angehörend, schreibt der Verf. mit achtbarer Würde mit dem ernsten, chorartigen Refrain, der oft wiederkehrt: *Das geschieht, oder das kann nur geschehen bei einer Willkür der absoluten Herrschaft.* Das eben stellt ihn um so höher, da die uns bekannten spanischen Werke dieses Inhalts meist mit der leidenschaftlichsten Parteilichkeit geschrieben sind. Einige übertreiben hassend ihre Anklagen, Andere weisen mit verschmitzter, sophistischer Ruhe die Uebertreibung zurück, und haben dabei den Vortheil, die Hauptsache übergehend, die Blößen der Gegner zu benutzen. Leider ist dies der Charakter unserer Zeit, aber bei den Spaniern macht die größere Schuld von oben und die größere Heftigkeit von unten das Bild und den Zustand selbst trauriger als anderswo. Der Verf. stellt diesen Parteienhaß als eins der schlimmsten Symptome dar, und man kann nicht leugnen, alle übrige Krankheitsursachen, Schwäche des Königs, Erbärmlichkeit seiner Minister und Beamten, Kabale der Geistlichen würden durch die ultima ratio populi — die Revolution — getilgt werden können. Diese ist aber schon angewandt, und wird immer nur, durch eine von ihr hervorgerufene Reaction gesteigert, in die wüthendsten Flammen ausbrechen.

Wir haben hiermit den Geist und Inhalt des Werkes angedeutet. Auf die Form, den historischen Styl hat der Verf. weniger Werth gelegt. Nicht Schönheit, sondern Wahrheit ist sein Zweck. Die Form ist eine sehr einfache. Er geht in einzelnen, mit Ueberschriften versehenen Capiteln die zwei großen innern Krankheiten Spaniens unter den Bourboniden durch. Die große Zeit der Krisis wird nur berührt, und nachdem er alle Gründe des Unglücks angegeben hat, schließt er mit dem Vorschlage eines einzigen linden Mittels, das eine heroische Cur vermeiden ließe: *Constitution oder Cortes.* Beides würde gleich sehr genügen, den König vor dem Betruge der Minister, diese selbst vor diesem, das Volk vor dem doppelten Unglück bewahren, das aus dieser doppelten Quelle fließt. Ferdinand würde, wenn nicht aufhören, Werkzeug in der Hand der Royalisten, Ultras und Pfaffen zu sein, doch wenigstens sich als König beider Parteien kennen lernen. Seine Beherrscher, die jetzt nur die Hofintrigue zu fürchten haben, würden vor der Rechenschaft, der Verantwortlichkeit beben. Der König hat oft das Gute gewollt, aber seine Decrete sind unerfüllt geblieben. Seine Partei, die sich als seine Stütze betrachtet, es aber nur ist, so lange ihr Vortheil es fodert, erwartet Dankbarkeit und Nachsicht von ihm, und indem er recht absolut zu sein glaubt, hat er seine wahre Unabhängigkeit, mit diesem Schein und mit dem Unglücke seines Landes erkauft, an Die verloren, welche ihm immer den Popanz des Absolutismus vorhalten. Mahnende Stimmen genug sind an ihn ergangen. Er wird aber von seinen Herrschern in strenger Censur erhalten. Sie sorgen mehr dafür, daß die Schriften den König nicht erwecken, als daß das Volk durch dieselben über seine Rechte nicht aufgeklärt werde: weil Ersteres gefährlicher sein würde. Freie Rede, wie die des Cardinals Bourbon, des Carmeliters Salvador in den ersten Jahren der Rückkehr des Königs, ist lange verhallt und wird, wo sie sich hören lassen will, zum Schweigen gebracht. Ein kleines Gedichtchen, womit ihn neulich ein spanischer Troubadour erfreute, war zu stumpf, wenn auch gut gemeint. So sieht man kein Mittel. — Gräßlich lächerlich ist die Darstellung der Ministerien. Die Staatsminister: der Herzog v. S.-Carlos, Cevallos, Torres, Pizarro, zum zweiten Mal Cevallos, Irujo, S.-Fernando, Jaez, wieder Irujo, Ofalia, Bermudez, der Herzog von Infantado, Salmon; die Justizminister: Macanaz, Moyano, Torres, Abad y Queypo, Mataflorita, Latorre, Ofalia, Calomarde; die Kriegsminister: Erales, Freyre, Eguia, Ballesteros, Sagrado, wieder Eguia, Alos, Cruz, Aymerich, Zambrano; die der Marine, Salazar, Cisneros, Figuerra, seit 1823 wieder Salazar; die Finanzminister, der als Marineminister schon erwähnte Salazar, Gongora, Villamil, Vallejo, Ibarra, Arayjo, Garay, Imas, Salmon und seit 1823 Ballesteros: alle haben darin eine traurige Aehnlichkeit, daß sie alle gleich ungeschickt erschienen, einen Staat überhaupt, geschweige denn unter so traurigen Verhältnissen zu beglücken. Nach wenigen Tagen, oft nach wenigen Stunden mußten sie ihre durch alle Ränke erlangten höchsten Stellen aufgeben, oft in Verwahrsam wandern, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, bald wieder bei einer günstigern Stimmung des Königs ihre frühere Höhe wiederzuerreichen. Ihre Decrete waren so ohne Sachkenntniß, daß sie häufig nicht ausgeführt werden konnten und zurückgenommen werden mußten. So legte der Finanzminister Ballesteros, auf den Rath eines Engländers, auf die *Stockfische* eine Auflage, worüber sich die Consulschaften mit Recht beklagten, — nur um die ungeheure Summe von 8 Millionen Realen, die der König dem Ugarte für seine Staatsdienste, d. h. die Unterdrückung der Liberalen, geschenkt hatte, zu ersetzen. Der König scherzte über seinen Plan, nannte ihn *Stockfischminister*, ließ aber die Sache geschehen. Der Marineminister verstand vom Seewesen ungefähr so viel wie ein Professor der orientalischen Sprachen. Freilich hatte er auch wenig zu thun. Denn die spanische Flotte war von 72 Linienschiffen zu 112 zu 58 Kanonen, 45 Fregatten, 109 Barken mit 10,000 Kanonen und 50,000 Seeleuten nach den großen Seeverlusten auf 3—4 Schiffe und einige kleinere Fahrzeuge herabgesunken. So begreift sichs leicht, wie bei der Widersetzlichkeit und Unzufriedenheit der Soldaten die Unternehmungen gegen Amerika scheitern mußten. Meist waren die Minister aus niedrigen Ständen, oft Bediente, Uhrmacher, Färber, und schlichen sich zum Throne durch alle Mittel empor. Calomarde hatte z. B. noch unter Karl die Nichte des [illegible]arztes des Godoy heirathen wollen, später andere Speculationen gehabt, und ward durch die königl. Cabinetsordre: á casarse o á un castillo, an den Altar gebracht. Ugarte, der Allmächtige, den man Antonio I. zu nennen pflegte, war eine Zeit-

lang Tanzlehrer, und ward von einer seiner dankbaren Schülerinnen gehoben. Der Kriegsminister Aymerich erlaubte sich, wie die übrigen, die frechsten Beförderungen in seinem Ministerium. Verdiente Offiziere des höhern Ranges kamen in Noth um, während seine jungen Nepoten die königl. Garde zierten. Der Unwille des Volkes rächte sich wegen der milchbärtigen Offiziere durch ein Pasquill: Es werden hundert Ammen für junge Gardeoffiziere gesucht! — Der König hat die Gewohnheit, im Cabinete mit den Fingern zu spielen, wenn ihn seine Gnade anwandelt: dagegen sich Ohr oder Stirne zu reiben, wenn er ungnädig ist. Erstern Moment benutzte Aymerich, seinen Sohn zu einer hohen militairischen Würde zu erheben. — Das Erfreulichste bei dem ganzen Gemälde ist jedoch, daß sich zu all der Unsittlichkeit, die sich als Ursache der spanischen Noth zeigt, nicht die Maitressenherrschaft, wie früher in Frankreich, gesellt. Wenigstens enthält unser Werk wenige Daten, wo durch Fraueneinfluß der niedrigsten Art ein bedeutendes, langwieriges Unheil angerichtet wäre. 6.

Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit. Von J. K. von Xylander. München, Cotta. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der durch mehre militairische Werke rühmlich bekannte Verfasser hat schon früher in dem Werke: „Die Heerbildung" (München, 1820), bewiesen, daß er unter diejenigen Militairs gehöre, an denen die Erfahrungen der großen Periode, welche wir erlebten, nicht spurlos vorübergingen, sondern die sich bestrebten, den innern Zusammenhang jener äußern Erscheinungen zu ergründen. Jede Wissenschaft erscheint nothwendig steril und einseitig, so lange sie als ein abgesondertes, für sich bestehendes Ganzes betrachtet wird, und wie der Militairstand überhaupt in früherer Zeit als eine isolirte, oft an die wunderliche Kasteneintheilung Hindostans erinnernde Corporation erschien, so war die Betrachtung des Kriegswesens in wissenschaftlicher und rechtlicher Beziehung ebenfalls nur auf höchst ungenügende Art an die andern Theile der Staatskunde angereiht. Diesem philosophischen Misverhältniß mag es wenigstens zum Theil zuzuschreiben sein, wenn so ganz heterogene Ansichten über Heerbildung im Allgemeinen und über das Verhältniß des Kriegers zu dem Staat aufgestellt wurden, indem fast Jeder in dem Heer ein ganz anderes Element als der Andere sah, welches um so mehr nachtheiligere Folgen hervorbringen mußte, als es im ganzen Staatsleben kein einziges Institut gibt, welches nicht zugleich mit Veränderung des Kriegswesens bedeutend modificirt werden müßte. Es ist daher das Bestreben des Verfs. um so erfreulicher, als derselbe mit logischer Folgerichtigkeit im ersten Abschnitt des vorliegenden Werks: „Ueber den gesetzlichen Heerdienst und dessen Dauer", zuvörderst die Idee, das möglichst Größte der Kriegsmacht zu erlangen, aufstellt, ebenso wie es bei Errichtung einer Maschine der wesentliche Zweck ist, die größtmögliche Kraft zu berechnen und dann vergleichend zusammenzustellen, welche Mittel zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Staaten zu deren Verwirklichung angewendet sind. Diese Ansicht führt natürlich zu der einer allgemeinen Bewaffnung, denn nur ein Land, in welchem jeder Einzelne Krieger ist, kann das Größte der Kriegsmacht darstellen. Wie nun aber die Kraft allein es nicht ist, was eine complicirte Maschine bildet, sondern vielmehr die geschickte Anwendung derselben, so gehört zu der numerisch größtmöglichen Zahl der Krieger auch ihre größtmögliche Ausbildung zu ihrem kriegerischen Beruf. Eine solche dem Nationalheere zu geben mit möglichst weniger Zeitversäumniß und Abziehung des Bürgers von seinem producirenden Beruf, ist daher die Aufgabe, denn eben darin liegt das Nachtheilige und Kostspielige der frühern stehenden Heere, daß man außer den Kosten ihrer Erhaltung noch den verlorenen Gewinn in Anschlag bringen muß, den ihre auf wirkliche Production gerichtete Thätigkeit dem Staate gebracht haben würde. Diese doppelte Berücksichtigung hat der Verf. nicht aus den Augen verloren, und sagt viel Zweckmäßiges darüber.

Im zweiten Abschnitt: „Die Befehligenden und ihre Bildung", stellt der Verf. seine Ansichten dar, wie die Lehrer der Volksbewaffnung, d. h. die Offiziere, selbst gebildet werden müssen, damit diejenigen unter ihnen, denen ein günstiges Geschick Talent, eine verständige Anleitung und eigne Forschung die nöthigen Kenntnisse, und eine kriegerische Katastrophe Erfahrung gegeben hat, die nationalen Kräfte so geschickt gegen den Feind zu führen wissen, daß ein größtmöglicher Erfolg mit möglichstwenigem Verlust erkauft werde.

Der dritte Abschnitt: „Ein Blick auf das gegenwärtig bestehende Heerwesen", beurkundet die lobenswerthe Bemühung des Verfs., das Heerwesen sämmtlicher europäischen Staaten genau zu vergleichen, und enthält viel Interessantes. Das vorliegende Werk glaube ich daher jedem denkenden, gern den Krieger an den Bürger schließenden Militair, ganz besonders aber denjenigen Ständen repräsentativer Verfassungen, welche ihr Urtheil über einen so äußerst wichtigen Theil des Staatsverhältnisses auszubilden streben, empfehlen zu können. 36.

Lesefrüchte.

Die junge Philosophin.

Die junge Prinzessin C...... war ein Liebling Georgs IV. Einst gab man einen Ball zu Ehren des Geburtstags des Königs, der die Einladung dazu angenommen hatte. Die Sitte will, daß bei solchen Gelegenheiten die jungen Damen sich auf ein Knie niederlassen und dem Könige Blumensträuße überreichen: die Prinzessin erklärte jedoch, sie sei von königlichem Blute und würde den Tod einer solchen Erniedrigung vorziehen. Der König lächelte, als man ihn von dem Eigensinne der kleinen Dame unterrichtete, und streichelte dem Trotzköpfchen die Wangen. Die Gouvernante nahm die Sache aber hoch und schickte das Kind sogleich nach dem Essen ins Bett. „Bon pour la digestion", sagte die Prinzessin und warf sich in die Kissen ihres Bettes. Die Gouvernante war wüthend über diese Aeußerung, nahm die kleine Person aus dem Bett und peitschte sie tüchtig. „Bon pour la circulation", sagte das stoische Wesen und legte sich wieder zu Bett. Die Gouvernante nahm am folgenden Morgen ihren Abschied.

Ein literarischer Kuß.

Alian Chartier galt für den Vater der französischen Beredtsamkeit; er redete so schön als er schrieb. Er blühte um das Jahr 1430. Margarethe von Schottland, erste Gemahlin des Dauphins, nachher Ludwigs XI., sah, als sie durch den Louvre ging, Alian schlafen, ging zu ihm hin und gab ihm einen Kuß. Als ihr Gefolge sein Erstaunen äußerte, daß sie einen so häßlichen Mann geküßt habe, sagte sie: „Ich habe den Mann ja nicht geküßt, sondern nur seinen Mund, von dem so viele bezaubernde Dinge ausgegangen sind."

Ein königlicher Wunsch.

Als Jakob I. von England zum ersten Mal in die öffentliche Bibliothek zu Oxford geführt wurde und die kleinen Ketten sah, an welche man die Bücher befestigt hatte, sagte er, wenn es je sein Loos sein sollte, Gefangener zu werden, so wünsche er, diese Bibliothek möchte sein Gefängniß, diese Bücher seine Mitgefangenen und diese Ketten seine eignen Bande werden. Man sieht wohl, der Mann war eher zum Gelehrten als zum König geboren, und weil er beides sein wollte, war er weder das Eine noch das Andere recht. 56.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1832.

Taschenbücher auf das Jahr 1832.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 56.)

Novellenkranz,

ein Almanach auf das Jahr 1832, von Ludwig Tieck.

Wenn uns bei dem Bericht über die beiden vorigen Taschenbücher die Armseligkeit und Nichtigkeit in Verlegenheit setzte, so thut es hier der Reichthum und die Tiefe der Kunst, sowol in den sieben Bildern aus der Geschichte der Genoveva nach Tieck, als auch in den beiden Gedichten: dem „Jahrmarkt" und dem „Herensabbath". Die Bilder sind von W. Hensel entworfen und von Schuler gestochen. Vier davon: Genoveva mit dem Knaben Schmerzenreich und der Hirschkuh als Titelkupfer, der Abschied, Genoveva mit dem Kinde im Gefängniß, und die Wiedergefundene, greifen mit so unwiderstehlicher Macht in die Seele, daß die Wahrheit, die Vollendung, die Macht des Gedankens jeden Zweifel vor sich niederwirft; und wer einmal eine solche Bekanntschaft mit dem Künstler gemacht hat, der wird leicht in unsern Fall kommen, etwanige Bedenken nämlich, wie wir sie bei den drei übrigen haben, lieber auf Rechnung unserer Stumpfsinnigkeit als einer fehlerhaften Bildung des Gegenstandes zuzuschreiben.

Die beiden Novellen sind, wenn auch jede in verschiedener Weise, doch beide von der Art, daß sie zuerst als vollendete, tiefsinnige Dichtungen und wahre Perlen der deutschen Kunst den Glauben an unsere dichterische Gegenwart siegreich sichern, dann aber auch nicht nur gelesen und so leichthin genommen, sondern studirt und gleich den classischen Werken aller Zeiten verehrt sein wollen wie eine Verkündigung. Freilich wird es eben darum auch unmöglich sein, hier, wie man so zu sagen pflegt, eine vollständige Idee davon zu geben. Einige Centurien der deutschen Nation werden sie wol verstehen, wenn auch nicht alle Einzelne aus diesen Hunderten völlig; die Mehrzahl Derer, die überhaupt poetisch erregt sein wollen, werden sie lesen und vielleicht hübsch finden, und das möge ihr wohlbekommen; wir selbst endlich wollen es uns nicht verdrießen lassen, einiges Wesentliche von Dem, was wir entdeckt zu haben glauben, selbst auf die Gefahr hin den Beweis zu liefern, daß wir ebenfalls nicht bis zu dem Kern hindurchgedrungen, nach Kräften anzudeuten, denn das Publicum hat ein Recht auf solche Entdeckungen aus d. Bl., gleichviel wozu sie ihm dienen können.

„Der Jahrmarkt" ist ein Meisterstück des Humors, und zwar derjenigen Gattung, wo der Dichter weder in eigner Person noch in der eines bewußten Haupthelden das sichtbare Steuerruder dieser Weltanschauung dirigirt, wie wir dies bei unserm Jean Paul so häufig antreffen. Die Helden dieses vortrefflichen Lustspiels würden gar keine närrische Personen sein, wenn sie nicht in solche äußerliche und geistige Kreise geriethen, die ihrer Eigenthümlichkeit durchaus nicht angemessen sind, wo sie aber dennoch gezwungen werden, mit ihrer fremdartigen Persönlichkeit im grellen Lichte aufzutreten, die dann, wie ein Bauer ist, der zur Stadt kommt, zwar auf seine Weise Recht hat, aber darum in den Augen der Stadt nicht minder lächerlich ist. Die Erscheinung, in welcher die andere närrisch wird, hat für den Augenblick ein höheres Bewußtsein, aber es kann nicht fehlen, auch dieser dasselbe Schicksal zuzubereiten durch den idealen Maßstab, wozu unser Bewußtsein auf die eine oder die andere Art gesteigert werden kann. In dem „Jahrmarkte" findet eine Amtmanns- und eine Predigerfamilie, die dazu zur Residenz gekommen sind, eine merkwürdige Entwickelung ihrer Schicksale. Zuerst schon, ehe sie abreisen, hat jeder sein besonderes absurdes Plänchen dabei, und indem der Eine das des Andern erfährt, findet er es allemal höchst abenteuerlich, ohne sich jedoch dadurch in seiner eignen Narrheit irre machen zu lassen. Der Amtmann Lindwurm, ein reicher, verständiger, nicht ungebildeter, aber etwas hochnasiger Mann, hofft einen Bruder, der längst verschollen, als vornehmen Mann wiederzufinden, um seine Familie in neuen Glanz zu bringen, und zwar hofft er dies ohne den geringsten haltbaren Grund; aber warum sollte es nicht möglich sein? Ein Hausirer hat ihm viel von einem Manne erzählt, der reich, vornehm, unternehmend und vielgewandert gewesen; vielleicht ist dieser unbestimmte, fremde Mann der verschollene Bruder, der schon als Knabe ein wildes Genie war. „Sonderbar", sagte der Pfarrer zu sich selber, „wie man nur, wenn man auch übrigens solide denkt, der Phantasterei so viel einräumen kann! Nein", fuhr er aus seinen Gedanken auf, „da habe ich doch ein festeres Project, eine richtigere Aussicht." Darauf erzählt er mehre Träume, in denen er dieselben

Zahlen geträumt, und wie er zwar nicht abergläubisch sei, doch aber darin einen Wink finde — und in der Stadt eine Terne in der Lotterie besetzen wolle. Als der Amtmann allein war, sagte er grollend vor sich hin: „Es besteht doch kein solider Charakter, wenn er nur ein wenig in Versuchung geführt wird. Der alte Mann schlägt auch noch über und wird zum Phantasten." In der Stadt angekommen, erleben sie dann die schönsten Geschichten, z. B. gleich der Amtmann findet in einem Wachsfigurencabinet sich selbst aufgestellt, und ist höchlich erfreut über diese öffentliche Anerkennung seiner Verdienste, bis man aus dem Kataloge der Sammlung ersieht, wie sehr er im Irrthume sei. Denn sein Gallarock und seine Physiognomie, die ein durchreisender Wachskünstler ihm abgeschwatzt, sind hier zur Darstellung des berüchtigten Cartouche gemisbraucht. Die Geschichte ist auch insofern fein berechnet, als sie darauf vorbereitet, in der Familie Lindwurm jenes spitzbübische Element zu finden, als dessen Repräsentant der verlorene Bruder an der Spitze einer berüchtigten Bande zum Vorschein kommt. Des Predigers Plan weist sich wirklich als solider aus, denn er gewinnt in der Lotterie, und dadurch wird seine Tochter dem Sohne des nunmehr ohnehin gedemüthigten Amtmanns ebenbürtig, sodaß von keiner Mesalliance mehr die Rede sein kann.

Alle Gestalten dieses Gedichts, und deren sind eine ganze Menge, treten mit scharfer Eigenthümlichkeit, und dennoch immer mit gattungsgemäßer Bedeutsamkeit auf, vom Landpastor bis zum Juden, vom Spitzbuben bis zum Polizeipräsidenten, von dem speculirenden Buchhändler bis zum humoristischen Schriftsteller und Jünger Jean Paul's. Dieser, Titus heißt er, ist bis auf den Namen herab eine völlig Jean Paul'sche Person, gleichsam der Repräsentant seines Vorbildes, sodaß man in der vortrefflichen Charakteristik und dem dramatisch unabhängigen Verlaufe der Begebenheit einen ganz nahgerückten Contrast zu dem Jean-Paulismus hat, der hier, das glauben wir anerkennen zu müssen, übertroffen ist. Die Bedeutsamkeit der Charaktere, als Bilder des einseitig nach vielen Richtungen herausgetriebenen Menschenlebens, die Zusammenfassung in eine abgerundete Welt, die zwar nirgends die Idee ergreift und zum Bewußtsein bringt, überall aber ihr nachjagt (wie besonders in den verzwackten Kunstbestrebungen klar wird), und doch auch am Ende sie darstellt und in sich hat, ebenso wie wir oben meinten, daß Einer sehr wohl lieben könne, ohne wissentlich das Wesen der Liebe ergründet zu haben, dieses sichtbar gewordene Schicksal des Menschengeschlechtes, diese abgebildete Weltordnung — der wahrhaft göttliche Standpunkt über der Welt, von dem wir sie verstehen lernen — das ist es, was wir uns zu bewundern erlauben als eine große That des Dichters, und zwar thun wir dies in der Hoffnung, daß mancher Leser dieses apokalyptische Glück schon so gut wie wir genossen, der eine und der andere aber nun vielleicht dazuthun werde.

„Der Hexensabbath" ist freilich ebenfalls ein höchst interessantes Bedlam, nur daß hier der Streit der Narren nicht wie im „Jahrmarkte" zur Komödie, sondern völlig zur Tragödie ausschlägt. Um dies zu bewirken, mußten die Charaktere mehr Gewalt und die Narrheit mehr Gewicht haben, auch die Leidenschaft in ihren Dienst nehmen, und sehr zweckmäßig ist dazu ein chaotischer Staatszustand benutzt worden, die letzten Jahre Philipps des Guten von Burgund, eines Fürsten, der die streitenden Elemente nicht im Gleichgewicht halten konnte, weil er keinem hart zureden wollte. Nicht daß nun diese Dichtung irgend höher stände als die vorige, die in ihrer Weise und von ihrer Seite ebenso gut an den Kern hinankommt; aber die Bemerkung wird leicht zu machen sein, daß eine große Anzahl Leser, besonders Frauen, hier sich mit Begeisterung ergeht, während ihr die vorige fad, possenhaft, unbedeutend erscheint. Diese guten Leute hängen sehr von dem Gesicht ab, das man zu seinen Worten macht, und wenn man ganz feierlich und mit dem richtigen Accent „Poesie!" sagt, so lacht ihnen schon das Herz im Leibe, viel weniger bei dem gemeinen Worte „Dichtung", weil sie das ganz zu verstehen glauben. Gerade so glauben sie die ganz gemeine Alltäglichkeit des komischen „Jahrmarkts" völlig zu verstehen, denn tout comme chez nous, während offenbar der „Hexensabbath" ihnen Einiges zu rathen aufgibt, im Ganzen aber gleich aus einem höhern oder, wie sie sagen, poetischen Tone redet. Sie haben auch nicht Unrecht, wenn sie im „Hexensabbath" viel Tiefe und viel Poesie finden, aber es ist schwer zu sagen, wo sie steckt, wenn man keine Tugend übergehen will. Ohne Zweifel hat in dem ganzen Gedichte die anspruchslose Thorheit gegen die privilegirte Weisheit, die liebevolle Mystik in Poesie und Religion gegen den rationalistischen Egoismus Recht, dennoch sind diese beiden gar nicht unmittelbar im Kampfe, sondern zuerst erregt die Klugheit den Argwohn des Fanatismus und des Buchstaben-Mysticismus, der sehr von dem beweglichen philosophischen oder apriorischen Mysticismus zu unterscheiden ist; allmälig macht sich das Geheimnißvolle und der Wunderglaube geltend, und zuletzt ergreift der fanatische Wahnsinn Freund und Feind, und reißt sie Beide ins Verderben. Die tiefste Kenntniß aller dieser Elemente, die anschaulichste Verkörperung (in dem Maler Labitt die poetisch-mystische, tiefsinnige Richtung, in dem Dechanten die rationalistische des rohen Geschäftsmannes, in dem Bischof die fanatische und lieblos dumme positive Mystik, in Etampes der diplomatische Egoismus u. s. w.), endlich die meisterhafte Verwebung jener Richtungen und Charaktere zu einem tragischen Knoten, und dem alten Kampfe der Idee und ihrem Misverständniß — vielleicht ist diese Anschauung, diese Wissenschaft, diese Fähigkeit, vielleicht ist sie jenes Schöpferische, was im gemeinen Leben, als Poesie gemishandelt, von Mund zu Munde geht, hier aber auch sogar von den lieben Frauen gemerkt wird. Die Fabel ist indessen zu verwickelt, um sie anzudeuten, das ganze Gedicht zu vielseitig und zu bedeutend, um es mit einigen Worten signalisiren zu können. Weder die echttragische noch die humoristische Bedeutung fehlt. Der alte Labitt ist ein unerschöpflicher Schatz der innerlichsten, dichterischen, künstlerischen Weisheit,

und sein unwiderstehlicher Humor schlägt mit der liebenswürdigsten Resignation bald zum Unsinn aus, bald zum Tiefsinn, bald zu Thaten der Liebe, bald zur grellsten, aber immer liebevollen Satyre, bald zu herrlichen Werken der Kunst. So ungefähr ist der wahre Mittelpunkt der künstlerischen Weltanschauung, so ihre Einseitigkeit in Labitt und Tieck, und zugleich ihre Allseitigkeit darzuthun, indem sie die Welt zwar besser versteht, als sie von der Welt verstanden wird, dennoch aber in der Gegenwart unpraktisch und gar nicht orientirt ist; so ungefähr würde ein historischer Roman ein wahres Kunstwerk, wenn er nicht ein Geschehenes, wie es auf der Oberfläche schwimmt, abhaspelt und mit sogenannter Liebe und Romantik dürftig versetzt, sondern allenthalben in das Wesen der Dinge hineinschaut und diese Anschauungen des Wesentlichen und Ursprünglichen in deutlichen Gebilden auch dem trüben Blicke der Ungeweihten zeigt; so ungefähr sieht ein wahrer humoristischer Charakter aus wie unser Freund Labitt. Doch genug; wir schließen auch hier mit der Hoffnung, daß dieses Gedicht die rechte Begeisterung unter unsern freilich etwas trägen Landsleuten finden und noch fernen Zeiten als ein schöner Stern die Ehre unserer Tage verkündigen werde. 67.

Collectenreise nach Holland und England, nebst einer ausführlichen Darstellung des Kirchen-, Schul-, Armen- und Gefängnißwesens beider Länder, mit vergleichender Hinweisung auf Deutschland, vorzüglich Preußen, von Theodor Fliedner. Erster u. zweiter Band (Holland umfassend). Nebst sechs Steindrucktafeln und einer Kritik der wichtigsten theologischen Literatur Hollands vom 19. Jahrh. Essen, Bädeker. 1831. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

In einem wohlgeordneten Staate soll jede Gemeinde für ihre Armen sorgen; übersteigt es ihre Kräfte, dann soll das Ganze das Glied zu retten und zu erhalten suchen, und das Ausland darf nur dann zu Hülfe gerufen werden, wenn das Inland offenkundig dem Bedürfnisse nicht gewachsen ist, wo dann jeder Menschenfreund sein Scherflein willig beitragen wird. Daß dieses dem gesunden Menschenverstande recht wohl einleuchtet, und der Sinn für Theilnahme an fremder Noth, selbst bei eigner Bedrängniß, nicht erstorben sei, haben die reichen Spenden bewiesen, die in die am härtesten heimgesuchten Staaten, namentlich nach Sachsen und Preußen geflossen sind, wiewol letzteres in seinen harten Zollsystemen sehr bald ganz vergessen zu haben schien, was ihm, seiner Existenz und seinen Kriegern die Nachbarländer für Opfer gebracht haben, und daß die Verarmung und Feindschaft auch eines kleinen Nachbars keinen Gewinn bringe, zumal in der Zeit der Noth. Zusammenhalten sollten insbesondere die durch eine Religion der Liebe verbundenen christlichen Kirchen und Gemeinden; sollten einander bei ihren eintretenden Bedürfnissen beistehen, dem Worte gemäß: so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Kein Regent hat in dieser Hinsicht so viel Löbliches gethan, als der treffliche König Friedrich Wilhelm III. Die armen Waldenser in Piemont, bedrängte evangelische Gemeinden in Oestreich, denen weder die wiener Congreß- und Bundesacte, noch die weit höherstehenden neutestamentlichen Acten der Bruderliebe der Protestanten Gleichstellung mit der katholischen Kirche erwirken können, und der Ruf nothleidender Christen, er schalle woher er wolle, finden bei ihm Unterstützung. Indeß er hat der Wohlthaten viele auszuspenden und vermag nicht Allen zu helfen; und es ist eine zwar häufige, aber sehr ungerechte Foderung, daß Alles von Oben herab für die Verminderung des Elends kommen solle. Herr Fl. hatte eine arme, kleine evangelische Gemeinde in dem Städtchen Kaiserswerth von 200 Seelen. Da trotz der Zollhöhen, worüber sich die Holländer so sehr beklagten, doch die Fabriken zu Grunde gingen, das Pfarrhaus sogar mit in die Concursmasse kam, Fl. sich vergeblich höhern Orts um Beistand verwendete, die Gefahr, von katholischen Proselytenmachern verschlungen zu werden oder unterzugehen, immer größer wurde, so entschloß er sich, wie seine Vorgänger, sich auf den Weg zu machen und fremde Hülfe zu suchen; (S. 4) „er trug zuerst den Bettelstab nach Elberfeld und Barmen; dann nach Holland." Seine Unkunde der holländischen Sprache und Sitten erschwerten und verminderten anfangs den günstigen Erfolg; er erhielt unerwartet reichliche und sparsame Gaben, freundliche und abschlägliche Antworten. Seine schwache Seite ist ein gutgemeinter, aber einseitiger Eifer gegen die ihm nicht orthodox genug erscheinenden dortigen Geistlichen, denen er warnend „den Krebsschaden des Unglaubens an ihrer Kirche" vorhält, wobei er auf Deutschland hinweist, „wo mit Semler's Schutz der Unglaube furchtbar in den Eingeweiden des Volks herumgewühlt und bis zu den untersten Classen sich verbreitet habe, sodaß ganze Geschlechter in dem Abgrunde der Eigenweisheit und Eigengerechtigkeit untergegangen sind". (S. XI) Guter Fliedner! Der Unglaube ging von Voltaire, Diderot, d'Alembert und ihren sympathetischen Brüdern in Preußen aus, nicht aus Semler's Schule; aus ihr entsprang eine von dogmatischem Wuste gereinigtere Lehr- und Predigtmethode; Männer wie Spalding, Sack, Ribbeck, Teller, Niemeyer, Griesbach, Rosenmüller, Koppe, Morus, Semler's Schüler, gehören nicht zu den Ungläubigen. Sie retteten den Glauben, den der Aberglaube lächerlich gemacht hatte. Rationalist heißt ein Vernunftgläubiger; willst Du unvernünftig glauben?

Die Reisebeschreibung ist sehr unterhaltend; der Holländer bleibt sich auch hier gleich, freigebig, wenn er von seiner richtigen Seite angefaßt wird; sparsam bis zur Filzigkeit, wo es etwas zu erhalten gibt. Ein alter, reicher Holländer, ernst und kalt, überrascht Hrn. Fl. mit 50 Fl., sieht aber ängstlich dem Säckchen nach; Fl. bemerkt dies und sagt, er wolle das Säckchen, das sein Wohlthäter wol besser gebrauchen könne, dankbar zurückstellen. Das Gesicht des Holländers heitert sich sogleich auf, er ruft freundlich: „Ja wel, myn Heer, ja wel! De Sackjes zyn rar." Noch beim Fortgehen rief er nach: „Maar, myn Heer, vergeet het Sakje niet." Ein Kaufmann gab durchaus nichts, weil der König von Preußen die Holländer durch den schweren Zoll auf den Taback ruinire. Fl. sagte, daß er selbst nichts dazu könne, der König habe auch nicht so schlimme Absichten, als man ihm beilege. Das wollte dem Holländer noch weniger einleuchten. Die Klagen des Verfs. „über unheiliges Lärmen und wildes Treiben in den meisten großen Städten Deutschlands an Sonn- und Festtagen" (S. 38) möchte er vorzüglich zum Theil auf sein Vaterland, besonders auf die Verlegung der bisher immer ungesegneten naumburger Messe in die stille Woche vor Ostern und in diese Festtage anwenden, in welchen Wochen tausend fromme Familien so gern ungestört mit den Ihrigen das Confirmationsfest, die Beicht- und Communionfeier, den stillen Freitag und das erhebende Unsterblichkeitsfest begehen. Jetzt gibt's dafür Meßlärm. Fliedner fand in Amsterdam feierliche Stille zum Sonntage. Es wird um 7, 10, 12, 2 und 5 Uhr gepredigt von mehr als 50 Predigern; die Predigt sieht man als die Hauptsache an; sie dauert 1½, auch 2 Stunden; es gibt ausgezeichnete Redner; manche sprechen frei; manche lesen, aber langsam und feierlich; das Gebet dauert ½ Stunde und schließt Fürbitten für alle mögliche Kranke, für Reisende zu Wasser oder zu Lande ein. Doch nicht allein für theologische und solche Leser, die das Kirchenwesen in Holland gern kennen möchten, sondern auch für andere findet sich gar mancherlei Anziehendes, z. B. die Schilderung des Treibens und Lebens einen Tag hin-

durch in Amsterdam. Der Verf. fand im Ganzen eine gute Aufnahme und reichliche Beiträge für seine Gemeinde. Er scheint mit noch mehr Beifall und gehaltvoller gepredigt zu haben als der amerikanische Kurze, der späterhin um seiner Collectenreise willen etwas ungünstig beurtheilt wurde; auf jeden Fall gehörte es mit zu den Schattenseiten der nordamerikanischen Regierungen, daß sie, freigebig und eifrig bei Allem, was das Materielle angeht und Geldgewinn verspricht, doch arme Ankömmlinge und Colonisten, die nicht sogleich im Stande sind, ihre geistige Sehnsucht nach Schulen und Kirchen zu befriedigen, lieber schmachten oder ins Ausland mit „einem Bettelsacke" zu Collectensammlungen gehen lassen, statt sie durch Vorschüsse mindestens, ohne Rücksicht auf ihre Confession zu unterstützen und mit dem gerühmten Ueberfluß aus einer guten Staatswirthschaft auch diesem Zweige der menschlichen Aufgabe, der moralisch-religiösen Cultur, Etwas zu widmen. Wir werden sehen, ob die bloße Rücksicht auf pecuniaires Interesse für alle Zeiten erfreulich resultirt. 68.

Histoire constitutionnelle et administrative de la France depuis la mort de Philippe-Auguste. Par *M. Capefigue*. Première époque. De Louis VIII jusqu'à la fin du règne de Louis XI. 1223—1483. Erster und zweiter Band. Paris, 1831.

Das vorliegende Werk, dessen Verf. durch seine Geschichte Frankreichs unter Philipp August sich schon einen ehrenvollen Namen als gründlicher und geistreicher Historiker verschafft hat, gibt einen neuen und sehr erfreulichen Beweis von dem neuen Geiste und von der veränderten Richtung, welche die Behandlung der Geschichte und insbesondere auch der einheimischen seit einem oder zwei Jahrzehenden gewonnen hat, und wir freuen uns seiner Erscheinung um so mehr, da sie in eine Zeit fällt, in welcher in Frankreich das mächtige Interesse des Augenblicks jede Beachtung und Untersuchung der frühern Zustände zu verschlingen droht. Der Verf. selbst spricht im Eingange des dem Werke vorgesetzten Briefs an den Vicomte von Chateaubriand das Bedenken aus, ob wol ein von den lebhaftesten Aufregungen der Gegenwart in Anspruch genommenes Publicum einem Werke einige Aufmerksamkeit leihen wird, was aus dem Studium alter und staubiger Urkunden und Chroniken hervorgegangen ist; er findet indeß eine Beruhigung seiner Bedenklichkeit darin, daß der durch das Repräsentativsystem in Frankreich verbreitete Ernst historischen Forschungen über die Ursprünge der Thatsachen der Gegenwart, den Gang der Institutionen und die Fortschritte der Verfassung günstig sei, daß die mit dem Jahre 1789 anhebende Umgestaltung Frankreichs in ihren ersten Ursachen erst durch die Betrachtung früherer Zustände ganz richtig erkannt werden, und daß diese eine vielseitige Uebereinstimmung mit der Revolution darbieten. Wir mögen es dem Verf. nicht verargen, daß er diese Seite seiner Arbeit hervorhebt, um für dieselbe eine lebhaftere Beachtung in seinem Vaterlande in Anspruch zu nehmen; für uns, für das Ausland überhaupt liegt die größere Empfehlung in dem Ernste seines Studiums und in den gehaltvollen Ergebnissen desselben. Der Verf. gibt zu, daß eine Constitution und eine Administration im neuesten Sinne in Frankreich vor dem Jahre 1789 nicht vorhanden war; allein wir müssen ihm auch zugestehen, daß, wenn man in einem historischen Sinne darunter die Aufeinanderfolge der Regeln versteht, nach welchen eine Nation regiert worden ist, beides in Frankreich vorhanden gewesen ist. Die alte Constitution und Administration in den Quellen zu studiren, sie in allen ihren Einzelnheiten zu verfolgen, zusammenzustellen, was sich auf die Pairie, die Communen und das Bürgerthum, auf das Parlement, auf die Rechenkammer und die provincielle Finanzverwaltung, auf die Geistlichkeit, auf die politischen Versammlungen und die öffentlichen Rechte bezieht, und was in das Gebiet der Civilisation gehört, und darzulegen die Beziehungen jeder Volksbewegung und jedes geistigen Fortschrittes auf die Verfassung: das ist die umfassende und schwierige, aber auch Mühe und Arbeit reichlich belohnende Aufgabe eines Werks, durch welches ungefähr dasselbe für Frankreich geleistet werden soll, was Hallam in seiner Verfassungsgeschichte von England für dieses Land geleistet hat; jedoch mit der Verschiedenheit, daß die trockene Form dieses mehr staatsrechtlichen Werks gegen eine historische Methode vertauscht wird, welche Localfarben, lebensfrische Darstellungen und die Aufnahme gleichzeitiger Gemälde gestattet. Da die vorliegenden zwei Bände nur die erste Hälfte der ersten Periode — diese geht bis zum Ende der Regierung Ludwigs XI., die zweite bis auf Ludwig XIV., die dritte bis auf den Anfang der Revolution — enthält und mit dem Jahre 1358 schließt, so fügen wir unserm Berichte nur noch einige Bemerkungen hinzu und sparen uns eine ausführlichere Mittheilung bis dahin auf, daß wenigstens die Bearbeitung der ersten Periode vollendet sein wird, und nach den Aeußerungen des Verfs. können wir sehr bald hoffen, sie in unsern Händen zu haben. Indem der Verf. mitten in einer Entwickelungsreihe anhebt, so verlangt der Leser zunächst zu erfahren, bis wie weit damals die Entwickelung gediehen war, und welche Keime zukünftiger Gestaltungen sich schon zu zeigen begannen, und diesem Verlangen geschieht volles Genüge durch die vier ersten Capitel, in welchen der Zustand der religiösen Gesellschaft, der politische und constitutionnelle Zustand Europas überhaupt und Frankreichs insbesondere und der Entwickelungsgang des menschlichen Geistes und des Freiheitsgefühls im 13. Jahrhundert dargestellt wird. Sodann folgt die Geschichte Frankreichs, geordnet nach den Regierungen der einzelnen Könige, und stets mit Festhaltung des constitutionnellen und administrativen Gesichtspunkts behandelt und bis zu dem erwähnten Jahre herabgeführt. Wenn man als die Grundbedingung einer solchen Geschichte einerseits eine tiefe Einsicht in das Wesen und die Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft und andererseits ein gründliches Studium der Quellen, namentlich der Urkunden der darzustellenden Zeit, betrachten muß, so ist anzuerkennen, daß der Verf. mit Ernst und Eifer und mit glücklichem Erfolge gestrebt hat, seiner Arbeit eine feste Grundlage zu geben, und gern und bei jedem Schritte durch Belehrung und Unterhaltung zum Weitergehen angetrieben, folgt man dem wohlunterrichteten und in gefälliger Weise belehrenden Führer durch die zahlreichen und verschiedenartigen Räume des Gebäudes, welches er auf jener Grundlage aufzuführen begonnen hat. Sobald nur das erste Stockwerk desselben vollendet sein wird, werden wir unsern Lesern, die selbst nicht Muße oder Neigung haben, den weitläufigen Bau zu durchwandern, eine Beschreibung desselben vorlegen. 16.

Miszellen.

Geistliche Höflichkeit.

Der Oberhofprediger Cyprian zu Altenburg redete die Herzogin Luise Dorothea von Gotha an: „Durchlauchtigste, gnädigste Herzogin, große, erhabene Sünderin." So vernahm der horchende Page Thümmel. Als die Herzogin beim Herausgehen sein Lächeln bemerkte, sagte sie huldvoll: „Er hat gewiß gehorcht. Je nun, der Mann meint es doch gut." (Thümmel's „Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg", S. 58.)

Curiose Anfragen.

Im Jahre 1756 foderte der König von Dänemark ein Responsum der Juristenfacultät zu Kopenhagen über die Frage: ob nach dem göttlichen Rechte im Falle eines unvorsätzlichen Todtschlages die Begnadigung zulässig? und im J. 1770: ob die Dispensation zur Ehe mit des „Vaters Stiefvaters Witwe" erlaubt sei. M. s. Ancher's „Responsa", S. 142 u. 204. 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 73. — 13. März 1832.

Geheime Ansichten öffentlicher Angelegenheiten.

(Aus vertrauten Briefen, die vor vier Jahren geschrieben wurden.)

Zweiter Brief. *)

Die Griechen.

München, den 28. Oktober 1827.

Die Diplomatie ließ sich in dem Betragen gegen die Griechen den Fehler zu Schulden kommen, daß sie den Maßstab, der für den engen Kreis ihrer Routine und für ihr altes mechanisches Wirken berechnet war, auf neue Erscheinungen anwendete, die, weit über ihren Gesichtskreis hinaus, in einem Gebiet liegen, wo unsere Diplomaten noch nicht accreditirt sind, das nur den höhern Geistern zugänglich ist und wo schöpferisches Genie zur Organisation neuer Kräfte erfodert wird. In der Erhebung der Hellenen erkannte die Diplomatie nicht das am blutrothen Horizonte doch so helle Zeichen einer neuen politischen Aera für Europa; sie sah darin nur einen zufälligen Wellenschlag an entferntem Ufer, gleichsam den verirrten letzten Ueberrest der großen revolutionnairen Bewegung, der sie durch ihr quos ego auf dem wiener Congresse ein Ende gemacht zu haben glaubte. Es war ihr gelungen, die erste reife Frucht der französischen Revolution, das Napoleonische Kaiserthum, zu zerstören; darum schmeichelte sie sich, ein- für allemal mit der Zukunft fertig zu sein und ihr nach hohem Belieben die Wege vorzeichnen zu können. Daß die Zukunft jemals so unartig sein könnte, sich um die Anordnungen der heiligen Allianz nicht zu kümmern, fiel den Herren nicht im Traume ein; sie hatten ja im Namen unsers Herrn Jesu Christi die Welt in eine für Diplomaten bequeme, ewige Ordnung gebracht. Sie sahen also in dem Aufstand der Griechen nur einen hinkenden Boten der revolutionnairen Vergangenheit, welchem sie ohne Anstand das Weitergehen verbieten könnten. Zu ihrem Unglück ist aber die griechische Revolution mehr als ein einzelnes Phänomen des Tages, welches bald der Vergessenheit übergeben werden könnte; sie steht vielmehr im innigsten Zusammenhange mit einer allgemeinen, ganz Europa umfassenden Kraft, deren Tendenz auf eine neue Organisation des Welttheils hinweist. Sie ist nicht der letzte Wellenschlag einer zur Ruhe gebrachten Revolution, sie ist die erste ans Licht tretende Erscheinung einer langen Reihe von Revolutionen, denen wir entgegengehen. Erschrecken Sie nicht über meine Weissagung; glauben Sie noch weniger, daß ich Denen das Wort rede, welche Revolutionen machen wollen. Sie wissen, lieber Freund, daß ich, in Folge einer angeborenen Stimmung meines Gemüths, wie durch Erziehung, Stand und Erfahrung ein Feind bin aller Umwälzungen, insofern davon die Rede ist, sie durch Absicht und That herbeizuführen und zu befördern. Bei vollbrachten Revolutionen aber würde meine Anklage der angeblichen Urheber nichts ändern und nichts helfen; mein Haß gegen Personen wäre eitel und ist mir daher nicht zur Pflicht zu machen. Vollendete Thatsachen müssen wir wie Erscheinungen am Himmel ohne Leidenschaft betrachten, und wenn wir aufmerken, so zeigt sich bald, daß Gott uns mit dem Verstande eine Art Barometer in die Seele gesetzt, mit dessen Hülfe wir die nahenden Stürme einige Tage voraus ankündigen können. Nur der Thorheit kann es einfallen, uns deswegen als Sturmmacher anzuklagen. Ich sehe eine Reihe gewaltsamer Erschütterungen voraus, aber ich erkenne zugleich, daß eine neue politische Organisation das Resultat derselben sein werde. Um meine Gedanken hierüber klar zu machen, muß ich mich in weitgreifende Erörterungen einlassen, und bitte Sie dabei, einige scheinbare Sprünge durch die Freiheiten eines vertraulichen Schreibens zu entschuldigen.

Wie die neuere Organisation sich äußerlich gestalten werde, ist zur Zeit sogar den Philosophen und wahrscheinlich auch den Cabineten, die sich wenig um Philosophie bekümmern, ein Geheimniß. Kaum wird das Dasein dieses Geheimnisses geahnet, daher sich behaupten läßt, daß selbst Diejenigen, welche dasselbe erriethen, es Andern bekanntzumachen vergebens versuchen würden. Wer sollte sie verstehen? Indessen macht die Ueberzeugung sich nachgerade freie Bahn, daß die bisherige Organisation, als jeden Gleichgewichts der Kräfte beraubt, sich ferner nicht lange mehr werde erhalten können.

Worin bestand das Wesen der alten Organisation?

Einige große Mächte waren im Besitz so übermäßiger materieller Gewalt, daß, bei dem Einverständniß unter sich, sie unumschränkt über das Schicksal der mittlern

*) Der erste Brief befindet sich in Nr. 51 u. 52 d. Bl. D. Red.

und kleinen Staaten gebieten konnten; ja, sie hielten sich sogar für stark genug, um auch im Geisterreich die Alleinherrschaft ausüben zu können. Dieser Zustand offenbarte sich zuerst bei der Theilung von Polen; damals schlug der Baum der europäischen Dictatur Wurzel und erstarkte selbst unter Stürmen, die ihn aus dem Boden zu reißen drohten. Die heilige Allianz brachte ihn zum Blühen. Welche Frucht er tragen werde, hat sich die Zeit auszuweisen vorbehalten. Bemerken Sie einstweilen, daß seit länger als einem halben Jahrhundert in allen welthistorischen Ereignissen sich die Bemühung der alten Großmächte kundmachte, jene Dictatur bis zu ihrer letzten Consequenz zu führen. Dies war die eine Seite im Gemälde der Zeitgeschichte. Es ist aber, als richte es die Vorsehung dergestalt ein, daß jederzeit, wenn die Menschen Großes nach ihrer Ansicht und in ihrem Interesse zu Stande bringen, irgendwo eine entgegengesetzte Kraft erstarkt und feindlich jener Größe entgegenarbeitet. Die Providenz scheint dadurch die Einseitigkeit, die ein gemeinschaftliches Gebrechen aller menschlichen Anstalten ist, wieder ausgleichen zu wollen. Fast zu gleicher Zeit, als die Dictatur der großen Mächte bei der Theilung von Polen geboren wurde, trat in dem amerikanischen Freiheitskriege eine Volksmacht ans Licht, mittels welcher sich überraschend und gewaltig ein neues politisches Leben entwickelte, das von dem Augenblicke, wo es den Weg nach Europa fand, den Kampf mit der Dictatur begann und nicht selten in demselben siegreich war. So bildete sich die andere Seite im Gemälde der Zeitgeschichte.

Die Tendenz der Dictatur ging dahin, das bisherige Resultat des alten Feudalwesens zum Typus für alle künftigen Zeiten zu machen. Die Welt sollte das Erbe einer abgeschlossenen Zahl von Dynastien sein, deren einige die Vormundschaft über die andern in Anspruch nahmen. Der Adel sollte allein die Gesellschaft der Fürsten bilden, aus seiner Mitte sollten, für den Frieden wie für den Krieg, die Führer des Volks genommen werden und durch seine Hände die dem Volke ertheilten Gnaden gehen. Diese Vorrechte wurden dem Adel als Ersatz für den Verlust seines ehemaligen Antheils an der Souverainetät verbürgt. Die Geistlichkeit sollte dafür sorgen, daß der Geist des Volkes nicht die ihm angewiesenen Schranken überschreite; sie sollte mit Hülfe des Aberglaubens eine Art Polizei über die Massen ausüben und diese im Gehorsam gegen die Fürsten und den Adel erhalten. Für solche Dienste waren ihr fette Pfründen angewiesen als Ersatz für den Verlust der Tribunargewalt, in deren Besitz die Geistlichkeit sich im Mittelalter gesetzt hatte, und wodurch sie den Fürsten und dem Adel furchtbar geworden war. Innerhalb dieser Schranken, mit diesen Ständen war das politische Leben, wie man glaubte, für immer abgeschlossen, war die Stabilität einer bequemen Herrschaft erfunden. Demgemäß bildete sich eine diplomatische Routine, welche überall die glückliche Ordnung zu erhalten angewiesen war. Dem Plane lag eine gute mechanische Berechnung zum Grunde; nur hatte man vergessen, die flüchtigen, geistigen Elemente zugleich in Anschlag zu bringen.

Daß ein solcher Plan nicht gelinge, dafür hätte die Vorsehung auf vielfache Weise sorgen können; es gefiel ihr, die Dinge so zu ordnen, daß dies durch die Empörung der Nordamerikaner gegen ihre legitimen britischen Zwingherren geschehen sollte. Jenseits des atlantischen Ozeans hatte sich eine neue Gesellschaft gebildet, ohne Feudaladel, ohne herrschende Priesterkaste, durch die Interessen des Handels, der Industrie und des Ackerbaues, vereint und berufen zur Herstellung einer die Gesammtheit des Volks und seine freie Menschenwürde schützenden Ordnung. Nicht erzogen in den Schulen des Adels und herrschsüchtiger Priester, sondern der freien Entwickelung des Verstandes überlassen, entdeckte der gesunde Sinn der dortigen Bewohner bald die politischen Doctrinen, die ihrem Zustande angemessen waren und ihre Zukunft sichern konnten. Diese Doctrinen wurden eine neue politische Religion, von welcher zu besorgen oder zu erwarten ist, daß sie die Reise um die Welt machen werde. Seltsam fügte sich das Schicksal! die alte Eifersucht zwischen dem freien England und dem despotisch regierten Frankreich verleitete letztere Regierung, den Amerikanern zu Hülfe zu kommen. Das nächste Resultat davon war die Bekanntschaft der Franzosen mit der neuen Lehre, die begeisternd auf sie wirkte, weil sie ihnen die Möglichkeit zeigte, aus dem unleidlichen Zustande des Elends und der Entwürdigung sich zu erheben. Die Revolution brach aus und offenbarte in ihrer Entwickelung die gewaltige, unwiderstehliche Kraft des neuen Lebens. Wie viel ist geschehen, um zu beweisen, daß die Mühe, es zu unterdrücken, eitel und vergeblich sei? Weder die Fürsten noch die Völker haben ihre Zeit begriffen; von dem Adel und der Geistlichkeit versteht sich dies von selbst. Die Besitzer der Vortheile der alten Gesellschaft verkannten das Wesen des neuen Vereins; sie hielten die Symptome für die Ursache. Weil das von Willkür, Adelshochmuth und Aberglauben erzogene Volk zunächst alle Greuel der alten Herrschaft: die Bartholomäusnacht, die Inquisition, die Lehren der Jesuiten vom Königsmorde, die Dragonaden u. s. w., durch Septembrisiren, Gesetz der Verdächtigen, Revolutionstribunale, Guillotine und Vertreibung der Gegner nachgeahmt hatte, darum klagte die Aristokratie die Demokratie an, als könne sie nur durch Verbrechen bestehen. Mit gleichem Recht oder Unrecht könnte das Volk die Aristokratie und ihre Gehülfen, die Priesterschaft und die Feudalmonarchie für unfähig erklären, Gerechtigkeit zu üben, weil die Johann ohne Land, die Führer in den Kriegen der weißen und rothen Rose, die Karl IX., die Mitglieder der Ligue, die Scheiterhaufen in Spanien und die Ausrottung der südamerikanischen Urvölker das Ehrwürdigste zum Werkzeug der Schlechtigkeit gemacht, Adel, Königthum und die Religion selbst geschändet hatten. Lassen Sie uns gerechter gegen die Revolution sein. Sie bezweckte, ihrem Wesen nach, die Veredelung der Gesellschaft; ihre zufälligen Verirrungen sind die Schuld ihrer Gegner. Waren ihre Handlanger schlecht, so ist dies der

Vernachlässigung zuzuschreiben, in welcher die Massen des Volks von dem alten Regime erhalten wurden. Die Revolution hat, trotz aller verübten Greuel, die jetzt vergessen sind, eine bessere Erziehung der niedern Stände in Frankreich eingeführt, wie jeder unbefangene Beobachter sich überzeugen kann. Die Begriffe von Gesetz, Recht und Ordnung sind so tief selbst dem Sinn des sogenannten Pöbels eingeprägt, daß sich bei einem Kampfe mit den hoffähigen Ständen mehr Mäßigung, Mitgefühl und Humanität von ihm als von diesen erwarten läßt.

Die Revolution verbreitete neue Begriffe, Sitten, Gesinnungen und Einsichten; in ihren Kriegen brachte sie getrennte Völker in Verbindung, verlöschte den aus der Feudalzeit stammenden Nationalhaß und fachte den edlern Haß an — gegen Tyrannei und Verfinsterung. Sie verleugnete nicht ihren amerikanischen Ursprung, insofern sie die Kräfte des Volks zu einer organisirten Macht erhob und die Würde desselben behauptete; aber sie nahm eine dem politischen Klima Europas entsprechende Gestalt an; sie bewies, zur Zeit des Kaiserreiches, daß ihr ein eigenthümliches monarchisches Princip inwohne, wodurch die Krisis, wenn es verstanden würde, in Europa hätte abgekürzt, die Wiedergeburt vollendet werden können; sie bestätigte zugleich den alten Erfahrungssatz, daß die Freiheit in ihren ersten Kämpfen, um stark zu sein, die Dictatur nicht entbehren kann. So wurde die Revolution ein großer Baum, unter dessen Schatten die Gesellschaft sich verjüngen sollte. Dies konnte jedoch nicht plötzlich geschehen; noch war die Gewalt der absterbenden Zeit zu mächtig, um nach einem Siege zu unterliegen. Die Völker selbst wandelten zum großen Theil noch im Dunkeln; daher ließen sie sich von den Feudalmächten überreden, in Napoleon, dem Kämpfer für die Macht des neuen Lebens, nur einen neuen Tyrannen zu sehen. So plump auch der Kunstgriff der Aristokratie und der Priesterschaft war, als sie das Volk zum Haß gegen den Kaiser aufreizten, so gelang er dennoch. Als die Völker den Betrug erkannten, war es zu spät. Napoleon lebte nicht mehr. Es ist möglich, daß eine Zeit komme, wo selbst Adel und Priester bereuen werden, Napoleon gestürzt zu haben.

Hätten die Feudalmächte den Zustand der Gesellschaft in seinem Wesen begriffen, so würden sie von Napoleon gelernt haben, durch Vereinigung mit den neuen Interessen eines herangewachsenen Volkes und mit dem Geiste des Jahrhunderts ihre Macht zu verjüngen und neu zu kräftigen. Statt dessen suchten sie die eingetrockneten, leblosen Doctrinen der ehemaligen Gesellschaft wieder hervor, gleich als wären die Ereignisse der letzten 40 Jahre durch ein Versehen der Vorsehung in die Geschichte eingeschoben worden, als müßten diese Blätter aus dem großen Buche der Welthistorie herausgerissen und die Narration wieder da fortgesetzt werden, wo sie durch die Revolution war unterbrochen worden. Die siegende Dictatur gebrauchte ihre seit dem Sturze Napoleons restaurirte Macht nur dazu, Einrichtungen in Europa zu treffen, welche die Gewalt der alten Doctrinen für immer sichern sollten. Sie setzte die in Fäulniß übergegangenen Bourbons auf den schönsten Thron der Welt; sie zimmerte aus heterogenen, feindlichen Theilen ein neues Königreich der Niederlande, lehnte die Republik Genua an das Königreich Sardinien, welches die Zeit des 19. Jahrhunderts verschlafen hatte und, als es geweckt wurde, noch in der letzten Hälfte des 18. zu sein wähnte. Die Dictatur unterwarf die Schweiz wieder dem Uebermuthe der Patrizier, gab die pyrenäische Halbinsel in die Gewalt blutdürstender Mönche und blödsinniger Höflinge zurück, setzte das befreite Deutschland unter Vormundschaft auswärtiger Polizei, schützte vor, Deutschland zu vergrößern durch Wiedervereinigung mit dem linken Rheinufer, sorgte aber dafür, daß diese Länder, indem sie in Fetzen an Preußen, Holland, Baiern, Hessen-Darmstadt, Koburg und Oldenburg vertheilt wurden, der deutschen Nation, als solcher, keinen Nutzen brächten. Endlich schien die Dictatur zu vergessen, daß die Wiederherstellung Polens, selbst im Sinne des alten Systems, eine europäische Nothwendigkeit sei; man erbat nur von Rußland eine zeitgemäße Verfassung für die Polen, was gerade so viel war als von dem Padischah der Ottomanen die Verbreitung der christlichen Religion erbitten; denn die russischen Völkerschaften befinden sich zur Zeit in einem Zustande, der eine repräsentative Regierung nicht erträgt.

Dies war das Werk der europäischen Restauration. Es erfreut sich bereits einer 12jährigen Dauer und wird von Denen, die bequem in dem Gebäude wohnen, für unerschütterlich gehalten. Die Angriffe der Liberalen in Italien und Spanien wurden bald unterdrückt; sie schienen die Macht der Sieger neu zu befestigen. Wenn einige Männer, die, trotz des Preßzwanges, ihre Urtheile laut werden ließen, der Arbeit des wiener Congresses keine lange Dauer weissagten, so schienen dies müßige Gedanken einsamer Grübler, über welche zu spotten den Machthabern leicht war. Wird aber der unterdrückte Grimm der Völker über die Schmach der Täuschung nie eine Gelegenheit finden, rächend hervorzubrechen? Ich fürchte, die Cabinete leben au jour la journée, und es könnte geschehen, daß un beau matin die Welt unversehens anders gestaltet. Schon sehe ich ein Zeichen am Himmel! Während die Cabinete sich noch im gesicherten Besitz der Zukunft wähnen, ging der Keim des neuen Lebens in einem Lande auf, an welches die Diplomaten bisher nicht gedacht, welches sie daher auf dem Congresse zu Wien mit Stillschweigen übergangen hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Die canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande, in Bezug auf Topographie, Statistik, Gewerbsfleiß, Handel und Sitten, dargestellt von Francis Coleman Mac-Gregor. Mit Karten, Kupfern und Tabellen. Hanover, Hahn. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wenn der aus den Inseln Teneriffa, Canaria, Palma, Gomera, Hierro (Ferro), Fuerteventura und Lanzarote bestehende Archipel der Canarien, welcher den Römern unter August durch Juba II., König von Mauritanien, wie uns der ältere Plinius berichtet, bekannt, später während der durch die Völkerwanderungen hervorgebrachten Umwälzungsperiode gleichsam verloren, dann neu aufgefunden durch die Genueser im 13. Jahrhundert

theilweise erobert von einem normännischen Abenteurer, Johann v. Bethencourt, endlich, nachdem die Bewohner von Teneriffa, die Guanchen, einen muthigen aber vergeblichen Widerstand versucht hatten, der spanischen Monarchie einverleibt — wegen seines wechselnden Geschicks historisch merkwürdig ist, so erhält er ein noch viel grösseres Interesse in geologisch-geographischer Hinsicht. Eine die Entstehung jener Inselgruppe in die Zeit, wo Mythe und Wahrheit im poetischen Gewande vereint erscheinen, zurückführende Ansicht sieht in ihr den Ueberrest der fabelhaften Atlantis, deren Plato im „Kratylos" gedenkt, und ebenso freundlich als grossartig muss uns die Idee erscheinen, in dem aus Trachit gebildeten, über 11,000 Fuss die Meeresfläche überragenden Pik ein grandioses Denkmal der Urwelt zu bewundern. Die geologische Untersuchung der Gebirgsformationen setzt indessen den vulkanischen Ursprung der canarischen Inseln außer allen Zweifel, worüber besonders eine sehr lehrreiche Schrift (Leopold v. Buch's „Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln", Berlin, 1825) anzuführen wäre, wodurch zwar die Hypothese, nach welcher der Archipel eine Trümmer der durch eine Erdrevolution in den Ozean versunkenen Atlantis sein soll, keineswegs aufgehoben wird, denn die letztern Erschütterungen und Ueberflutungen, durch welche die Erde ihre jetzige Gestalt erhielt, waren offenbar ebensowol vulkanischen als neptunistischen Ursprungs, wonach jedoch es in wissenschaftlicher Hinsicht einfacher und auch klarer wird, sich die Entstehung der Inselgruppe auf ganz ähnliche Art zu erklären als die im vorigen Jahre stattgehabte Bildung der aus dem Meere aufgetauchten Insel in der Nähe Siciliens, bei welcher sich bekanntlich der Admiral Graham so sehr beeilte, Pathenstelle zu vertreten und das getaufte Kind im Namen Britanniens zu adoptiren. So betrachtet auch Buch, a. a. O. S. 326, die canarischen Inseln als entstanden durch einzelne vulkanische Eruptionen, und zwar sämmtlich hervorgegangen durch die nach verschiedenen Richtungen sich verbreitenden Wirkungen eines Centralvulkans des Pik von Teneriffa (Pik de Teyde). Daß dieser ebenso vielfach schaffende als zerstörende Feuerherd noch keineswegs ausgebrannt sei, beurkunden mehre neugebildete Krater und Eruptionen im vorigen Jahrhundert auf der Insel Teneriffa, von denen die letzte im J. 1798 stattfand, sowie eine vom Verf. nach dem Bericht von Augenzeugen dargestellte Explosion auf der Insel Lanzerotte im J. 1824. Die durch vulkanische Ausbrüche gebildeten Basaltschichten der den Pik umgebenden Krater können zugleich dienen, um den neptunistischen Skeptiker vollständig zu überzeugen, daß der Basalt vulkanischen Ursprungs sei, wiewol es gewiß fehlerhaft ist, die gleichzeitige Wasserwirkung bei den unter der Meeresfläche sich ereignenden oder mit Ueberflutungen verbundenen Eruptionen zu übersehen, wonach es dem Geologen zu rathen sein dürfte, der Mythe gemäß, Vulkan und Neptun stets als ein verbundenes Brüderpaar sich zu denken.

Zu den wunderbaren, fast magischen Phänomenen, welche der canarische Archipel darbietet, gehört auch der sonderbare Umstand, daß ältere Geographen einer in der Nähe der Canarien gelegenen Insel San-Borondon erwähnen, zu deren Aufsuchung im J. 1721 von Teneriffa aus eine Expedition abgesendet wurde, ohne daß jedoch von der hypothetischen Insel das Geringste entdeckt ward, wodurch man auf den Gedanken gekommen ist, es möchte jene Insel wol nur ein vorübereilenden Schiffen vorgespiegeltes Gaukelbild der Fata Morgana gewesen sein.

Rechnet man nunmehr zu den erwähnten Erscheinungen die Orkane von ungeheurer Wirkung, verbunden mit Meteoren und Lichtentstralungen ganz eigenthümlicher Art, von denen der Verf. als Augenzeuge und mit Rücksicht auf die von den Professoren Jean Pierre Auber zu Orotana und Dr. Domingo Saviñon zu Laguna, mithin auf zwei entgegengesetzten Punkten der Insel Teneriffa angestellten Beobachtungen ein vom 7. zum 8. November 1826 stattgefundenes, zwar mit vielen Verwüstungen verbundenes, aber unendlich schönes Phänomen beschreibt, und zu diesem Aufruhr aller Elemente im lieblichen Gegensatz ein gemäßigtes, fast immer gleiches Klima von 15° — 20° Réaumur Temperatur, in welcher die Pflanzen der entgegengesetzten Hemisphären gedeihen und exotische Vögel auf ihren weiten Reisen ausruhen, so wird man sich überzeugen, daß nicht nur der wissenschaftliche Naturforscher ein weites Feld des Forschens, sondern auch der Naturfreund ein reizendes Gebiet auf diesem Archipel findet, und es dem Verf. Dank wissen, uns ein treues, durch genaue Karten und Abbildungen versinnlichtes Bild jener Gegenden geschenkt zu haben.

Wie es aber überhaupt eine schmerzliche Erscheinung ist, daß wir gerade in den schönsten Gegenden der Erde die Menschen im grellen Contrast mit der sie umgebenden Natur finden, so ist es auch in diesem Archipel der Fall. Auf einem Boden, welcher jährlich drei Ernten liefert, lebt eine schwache Bevölkerung in Mangel. Ausschließlicher Besitz des Grundeigenthums vom Adel, dessen vornehmster Theil seine Revenuen in Madrid verzehrt, der jeden geistigen Aufschwung hemmende Despotismus einer geistlosen Geistlichkeit, der Mangel eines gebildeten Bürgerstandes und der einer Leibeigenschaft sich nähernde Zustand der Bauern, mit Einem Wort, alle Nachtheile, welche starre Aristokratie und Bigoterie über ein Land zu bringen vermögen, lasten auf diesem von der Natur zum Glück geschaffenen Eilande, und zwar um so betrübender, als viele angeborene gute Eigenschaften und Anlagen die niedern Classen der Einwohner vortheilhaft auszeichnen, auf welche die Verdorbenheit der Vornehmen weniger übergegangen ist. Unter den höhern Ständen herrscht der nämliche Dünkel, die nämliche Unwissenheit und Bigoterie in allen Formen des monstruösen Aberglaubens wie in Spanien, und die Geistlichkeit ist wie dort eine treue Pflegerin der Stupidität und Intoleranz. Noch im J. 1829 erließ der Bischof von Teneriffa einen Hirtenbrief: „Carta pastoral acerca de doctrinas y libros dañosos, con un catalogo de estos prohibidos, dirigeta a los V. V. Dean. Cabildo y Clero etc." (Laguna, 1829. 4.), welches merkwürdige Actenstück, voller Citaten aus belletristischen Schriften, besonders aus Cervantes und Molière, heftige Angriffe gegen alle ausgezeichnete Schriftsteller und Philosophen des vorigen Jahrhunderts, Rousseau, Voltaire u. s. w. enthält. Der öffentliche Unterricht, dieser antiphilosophischen Tendenz gemäß eingerichtet, besteht in Erlernung einer Unsumme von Gebeten, und der Lehrer, nachdem er Absurditäten aller Art in die Köpfe seiner Pflegbefohlenen geimpft hat, schließt jede Lection mit den Worten: „Bendito y alabado sea el santisimo Sacramento del Altar etc.", welches die Kinder im gesangartigen Pathos wiederholen. Ueberhaupt gleicht der Unterricht im Katechisiren dem Recitativ einer Oper, besonders in den Mädchenschulen. Originell ist dabei, daß das sechste Gebot, kurz ausgedrückt durch die Worte: „No fornicar", von den jungen Mädchen nicht ausgesprochen werden darf, obschon sie es aus den Büchern kennen. Wenn daher die Lehrerin im Recitativ fragt: [Noten: y elsesto], so antworten die Mädchen im nämlichen Tone und im Chor [Noten: hm hm], wo das hm hm mit den wunderlichsten Modulationen größern oder geringern Tons der Unbefangenheit ausgesprochen wird. Indessen hält die Landessitte, nach welcher ein gefallenes Mädchen in Trauerkleidern wie eine Büßende zu gehen genöthigt ist, bis ein Bräutigam die Sache reparirt, von sinnlichen Vergehen ab, und nur verheirathete Frauen dürfen ihren cortejo ohne Nachtheil ihres Rufs begünstigen.

Der längere Aufenthalt des Verf. auf den Canarien gibt ihm Gelegenheit, über den innern Zustand der einzelnen Inseln genaue Nachrichten ertheilen zu können, und die Details über die statistischen und Handelsverhältnisse geben dem Werke außer dem wissenschaftlichen auch einen praktischen Werth. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 74. —— 14. März 1832.

Geheime Ansichten öffentlicher Angelegenheiten.

Zweiter Brief.

(Beschluß aus Nr. 73.)

Die Griechen erwachen aus 300jährigem Todesschlummer. Sie wollen das Joch einer asiatischen Horde, die ihren Sitten, ihrer Sprache, ihrem Geiste wie ihrer Religion fremd und feindlich ist, nicht länger ertragen. Die Kühnheit ihrer That, ihre Siege ohne Geld, ohne Waffen, ohne Kriegskunst setzen die Welt in Erstaunen. Wer eine dankbare Erinnerung bewahrt an das edelste Volk des Alterthums, dem Europa die Wiedergeburt der Wissenschaften und der Civilisation verdankt, nimmt Partei für die Griechen. Nur die Diplomatie vergißt, was sie den christlichen Brüdern, was sie dem Andenken der alten Civilisation schuldig ist. Sie nimmt Partei für das Interesse des Islamismus und der Barbarei gegen die Wiedergeburt christlicher Civilisation in ihrem Vaterlande. Nur eine Macht, und zwar diejenige, die von den civilisirten Staaten als barbarisch bezeichnet wird, nährt Sympathie für die unterdrückten unglücklichen Griechen und trifft Anstalten, ihnen zu Hülfe zu kommen, trotz dem Widerspruch der andern christlichen Cabinete. Während letztere ihre dem Kaiser Napoleon wieder entwundene Macht dazu gebrauchen, die Feinde der Religion Jesu in Konstantinopel zu unterstützen und dort Nachsicht zu üben bei dem Morde der Christen, ist Rußland allein bereit, die Sache des Christenthums und der Civilisation in Schutz zu nehmen. Ich bitte Sie, lieber Freund, diesem höchst wichtigen Umstande Ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken, denn er ist bedeutend für die nächste Zukunft. Die Cabinete hatten durch Wiedereinsetzung der Bourbons in Frankreich, durch ihr Betragen in Italien und Spanien bewiesen, daß ihnen die Freiheit der Völker verhaßt sei, indem sie den Bestand der eignen Macht nur durch Unterdrückung der Freiheit sichern zu können glaubten. Die Zeiten waren vorbei, wo man in östreichischen Proclamationen las: „es hätte sich die Freiheit der Völker unter Oestreichs Fahnen geflüchtet"; Gesinnungen wie jene, die in den Verkündigungen der großen Mächte die Völker gegen Napoleon begeistern sollten, wurden nach dem Siege als demagogische Umtriebe verfolgt und bestraft. Schutz der Freiheit war also schon lange nicht mehr von den Cabineten zu hoffen. Jetzt war es schlimmer: durch ihren Widerwillen gegen die Griechen verriethen sie sogar, daß es ihnen mit dem Schutz des Christenthums kein rechter Ernst sei, daß sie vielmehr das Christenthum und das Interesse der Civilisation dem Bestande der Legitimität, d. i. dem Herkommen, zum Opfer bringen wollten. Diesem, man möchte sagen barbarischen, irreligiösen Vorhaben tritt, so viel bis jetzt offenbar geworden, nur diejenige Macht entgegen, deren Völker bisher die wenigsten Fortschritte gemacht haben. Die andern Mächte, im Widerspruch mit ihren Völkern, beschützen die Barbarei und den Glauben an Mohammed. Also wäre die Vertheidigung der Religion und der Civilisation nur von den Völkern, im Kampf mit ihren Regierungen, zu erwarten? Oder wenn die russische Regierung die einzige ist, welche für jene beiden Heiligthümer der Gesellschaft in die Schranken tritt, ließe sich dann nicht voraussehen, daß diese Regierung, als die allein zeitgemäße, auch die allein starke sein werde? Wer möchte sie dann hindern, sich, sobald sie will, zum Gebieter zu machen über die Besitzungen veralteter, zur Erfüllung ihres Berufs untauglich gewordener Regierungen? Dabei wäre nicht einmal der Trost für die Cabinete zulässig, als nähme jetzt Rußland die Sache der Civilisation und des Christenthums nur zum Schein in Schutz, wie sie einst die Freiheit. Rußland, wenn es kräftig seine Sympathie mit den Völkern beurkundet, würde dadurch seine Macht verzehnfachen und unwiderstehlich werden. Wie wäre dann von seiner besonnenen, klugen Regierung vorauszusetzen, sie würde ein unermeßliches Uebergewicht wieder verlieren wollen, dem Charakter einer Macht des 19. Jahrhunderts entsagen und ihren Ruhm darin suchen, zu der Rolle eines Ritters des faulgewordenen Alterthums herabzusteigen?

Wohl kenne ich Ihre Abneigung gegen die Russen und erinnere mich, daß Sie einmal über die Fortschritte dieser Nation erschrocken sind, gleich als würde Europa mit einer neuen Völkerwanderung der nordischen Barbaren bedroht. Ich leugne auch nicht, daß die nächste Zeit, wenn die Russen z. B. Deutschland eroberten, schrecklich sein würde. Aber wer trüge die Schuld als unsere Regierungen, die sich nicht in das Jahrhundert zu schicken wissen? Indessen rede ich hier nicht von der nächsten

Zukunft, sondern betrachte die Dinge aus dem Gesichtspunkt der politischen Erziehung der Völker, zu deren Vollendung sich die Providenz oft der außerordentlichsten Mittel bedient und sich möglicherweise auch der Russen dazu bedienen kann. Nehmen wir an, es begriffe die russische Regierung, daß sie ein neues Volk zu führen berufen, und daß dies nur mit Hülfe der neuen Ideen und Interessen möglich sei, so müßte sie jedem System der Verfinsterung, wie dem einseitigen Vortheil der Feudalkasten entsagen. Sie würde die Civilisation in der Heimath befördern und, falls sie ein civilisirtes Land eroberte, hier die Veredlung der Gesellschaft nicht verfolgen, sondern sie ehren und sich als treueste Alliirte mit ihr vereinen. Sie würde nicht Sklaven in den eroberten civilisirten Ländern suchen, sondern Lehrer und Erzieher des eignen Volks. Wie die Römer in dem eroberten Griechenland sich ausbildeten und ihren Geist dem Geiste der Griechen unterwarfen, so könnten die Russen, wenn sie sich nach Westen verbreiten, dadurch von dem Geiste gebildeter Völker erobert werden. Was letztere dabei verlieren müßten, wäre allerdings die politische Selbständigkeit. Aber, lieber Freund, wäre dies mehr als ein Etwas, das wir Deutsche schon lange nicht mehr besitzen, das wir erst neuerlich weit von uns gestoßen haben, als die Folgen der französischen Revolution und Napoleons Siege im vollen Zuge waren, uns immer mehr von der Zerstückung zu befreien, bei welcher keine politische Selbständigkeit möglich ist? Glauben Sie dagegen, daß die Russen viel zu barbarisch sind, um eine Politik, wie ich sie hier voraussetze, zu befolgen; hoffen Sie vielmehr eine Wiedergeburt unserer Regierungen, eine aufrichtige Versöhnung derselben mit dem Genius des Jahrhunderts, und sollte die Zukunft Ihren Glauben und Ihre Hoffnung bestätigen, so wäre dies allerdings besser für uns, und gern will ich Ihnen dann erlauben, meine Ahnungen als Träume zu verspotten. Ich habe dann nichts gesagt. Da überdem wir nur im Vertrauen uns unterhalten und meine Briefe nicht für den Druck bestimmt sind, so laufe ich nicht einmal Gefahr, von einem beschränkten Publicisten beschuldigt zu werden, ich hätte der Barbarei das Wort geredet. So viel werden Sie eingestehen: Erklärt sich Rußland für die Griechen, so zeigt es Neigung, sich vielmehr mit dem neuen Leben des Jahrhunderts als mit den Gespenstern der Lehnsaristokratie zu verbinden. Dadurch würde es stark, weil es sich mit den Völkern befreundete. Wie schwach und isolirt dagegen steht das sonst so mächtige England! Es misgönnt den Russen eine Eroberung in der Türkei, wagt aber nicht, den Kaiser anzugreifen, eben weil die Völker für Rußland sind und die Sache der Civilisation nicht den Berechnungen des britischen Egoismus zum Opfer bringen wollen. Die Völker fangen an, in der Wagschale der Politik ihr Gewicht zu behaupten. Oestreich selbst, das eifersüchtig den Nachbar beobachtet, der es von Osten umklammert, muß sich begnügen, ihn mit diplomatischen Künsten zu bekämpfen. Es wagt nicht, im offenen Kampf gegen die Volksmeinung, sich für die Barbarei zu erklären. Doch ist die türkische Barbarei weit von uns entfernt. Was würde erst geschehen, sollte der Kampf zwischen Civilisation und Barbarei mitten in Deutschland geführt werden müssen?

Das Resultat dieser Verhältnisse sind zwei wichtige Thatsachen: einmal, die Auflösung der heiligen Allianz, weil Rußland, ihre größte Stütze, sich zur Befolgung einer eignen, abgesonderten Politik genöthigt sieht, der Allianz sonach den Charakter der Allgemeinheit nimmt, sodaß sie aufhört, furchtbar zu sein; sodann als zweite Thatsache bemerke ich den Widerspruch zwischen den Völkern und ihren Regierungen, sowol in Absicht auf die Pflichten der Religion als auf die unerläßliche Sorge für Verbreitung der Civilisation. Dieser Widerspruch bezeugt, daß das innere Band der Staaten, welches ihnen die moralische Macht gibt, zerrissen ist. Nach Auflösung der heiligen Allianz gibt es ferner keine europäische Dictatur, wodurch allein der Bestand des alten Systems gesichert war. Zur Aufstellung eines neuen Systems verrathen die Regierungen weder Neigung noch Geschicklichkeit. Bei den Völkern allein bemerkt man Sympathie für das Neue, das überall unwiderstehlich sich Bahn macht; aber ihre bisherige politische Erziehung läßt nicht erwarten, daß die Völker ihre Theilnahme nach deutlichen Begriffen ordnen werden; von Außen treibt sie der Drang der Dinge, von Innen ein dunkles Gefühl; wo die Regierungen ihnen die Hülfe versagen, suchen sie sich selbst zu helfen. Dies ist der Zustand, dem wir unmittelbar entgegengehen, den die griechische Revolution offenbar gemacht, doch keineswegs erzeugt hat. Diese Revolution ist vielmehr selbst ein Resultat der allgemeinen Verhältnisse, die das Ende der bisherigen europäischen Dictatur herbeiführten. Sie zog den Schleier von der nächsten Vergangenheit seit dem Sturze Napoleons. Mich dünkt, sie lüftet zugleich den Schleier der Zukunft; denn in dem ungleichen, für den schwächern Theil dennoch siegreichen Kampfe der Griechen bildet sich ein neues Organ des europäischen Körpers, und dieses Organ trat aus dem innern Volksleben hervor. Eine solche Erscheinung ist nicht aus isolirten Localursachen zu erklären, sie ist nur das erste Symptom einer allgemeinen Krisis in der Gesellschaft, die einer Wiedergeburt entgegenstrebt, wobei die feindlichen und freundlichen Interessen in Kampf gerathen. Verstehen die Regierungen nicht, die Wiedergeburt zu erleichtern, so werden die Wehen groß sein, aber die Wiedergeburt wird darum nicht weniger zu Stande kommen.

So verstehe ich es, wenn ich behauptete, wir hätten eine Reihe von Revolutionen zu erwarten, und was in Griechenland geschehe, sei der Anfang der Reihe. Die Cabinete hatten daher Recht, wenn sie den Freiheitskampf der Hellenen für eine Frucht der Revolution erklärten, aber sie hatten Unrecht zu glauben, ihre Aufgabe bestehe darin, die Revolution überall zu unterdrücken. Sie waren vielmehr berufen, sich mit dem Unvermeidlichen zu versöhnen und zu verbinden, indem sie nur auf diese Weise Herr der Ereignisse werden konnten. Die Regierungen mußten selbst Revolutionnaire werden. Vor diesem Worte mögen Höflinge erschrecken; Europa hätte nie eine Ge-

schichte gehabt, wenn die großen Bildner der Völker wie die Höflinge gedacht hätten. Die Einführung des Christenthums selbst war die größte Revolution, welche die Welt je erlebt hat.

Die griechische Revolution ist ein Wink der Vorsehung, den sie den Mächten gibt, sich vorzusehen bei dem Eintritt einer neuen Aera. Die Dictatur der großen Mächte hatte alles Gleichgewicht vernichtet. Der Aufstand der Griechen offenbart die Möglichkeit, durch Volksgewalt die Wiedergeburt einer bisher verachteten Nation zu Stande zu bringen. Sie legt ein neues Gewicht in die europäische Wagschale, und die eigne Natur dieses Gewichts verkündet, daß noch andere ähnliche folgen werden, die dann den Grund zu einem neuen Gleichgewicht legen können. Die alten Völker erwachen wieder. Hat man auch die erste Regung der lateinischen Völker in zwei südlichen Halbinseln vor der Hand unterdrückt, dies war kein Ende der Dinge. In Frankreich ist der Thron der Bourbons über einem Vulkan erbaut; stürzt er bei dem nächsten Ausbruch, so werden die Spanier und Italiener sich erinnern, daß auch sie römischen Ursprungs und so würdig als die Griechen sind, an der neuen Gestaltung Europas Theil zu nehmen.

Es geht vorwärts; was könnte die Folge davon sein, wenn die Regierungen sich hinter den Wagen stellten, während die Völker allein vorangehen? Sie würden der Beglaubigung entsagen, die Völker zu führen; denn die Führer sollen an der Spitze der Bewegung stehen, nicht von dieser ins Schlepptau genommen werden.

In Griechenland bilden sich, wenn ich so sagen darf, neue Füße, die den lahmen Körper Europas wieder in Gang bringen werden, es sei, daß die Nation die Selbständigkeit erringt oder mit den Russen sich verbinden muß, was ich für kein großes Unglück halten würde, weil hellenisches Blut, mit dem slawischen vereint, um so kräftiger würde. Neues Leben soll in der alten Heimath der Civilisation geschaffen werden. Wird Konstantinopel, Kleinasien u. s. w. russisch, so kann der Orient ferner nicht in seiner Erstarrung beharren; er wird gewaltsam in die europäische Bewegung hineingezogen, und vielleicht gerade am sichersten durch ein halbbarbarisches Volk, das mehr Berührungspunkte mit den dortigen Barbaren hat und diesen mehr imponirt als unsere andern verweichlichten, in Altersschwäche verfallenen Feudalvölker.

Die heutigen Griechen, die nichts von unserm geschwätzigen, thatenlosen Liberalismus wissen, sind ein beispiellos geistig-kräftiges Volk, das die Keime alles Großen und Edeln in sich bewahrt hat; kein anderes in Europa würde, nach 400jähriger türkischer Sklaverei, in welche die Griechen nach der Verkrüppelungsperiode des byzantischen Reichs verfielen, sich plötzlich mit solchem bewunderungswürdigen Heldenmuthe erheben. Läßt man ihnen Zeit, jene Keime zu entwickeln, so werden sie einen wogenden Strom neuer moralisch-geistiger Elemente in das europäische Leben bringen.

Ein großes Zeichen der allgemeinen Wiedergeburt, die sich durch die griechische Revolution ankündigt, erblicke ich in der Theilnahme, welche die Diener der Kirche dort an dem politischen Erwachen nehmen. Bei uns ist die Kirche erstorben oder erstirbt, weil sich die Priester von dem wirklichen Leben der Völker ausgeschlossen haben und sich von ihnen dafür bezahlen lassen, daß sie von einem andern Leben, ohne etwas davon zu wissen, vorerzählen. In den Zeiten der höchsten Blüte des Christenthums stand die Geistlichkeit nicht wie jetzt isolirt; unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen, theilte sie seine Gefühle und kannte seine Bedürfnisse; vom Volke gewählt zu den höhern Würden, als Bischöfe, ja selbst als Päpste, waren sie nicht völlig unabhängig von demselben; gestützt auf den lebendigen, nicht blos geheuchelten Glauben des Volks, war der Priester das allgemein geehrte Organ der öffentlichen Meinung und übte sonach eine Macht aus, die dem Adel und den Fürsten furchtbar war, obgleich sie keine bewaffnete Gewalt zur Ausführung ihrer Dekrete aufstellen konnte. So war die Geistlichkeit im Besitz einer wahren Tribunargewalt, welche sie im Namen des Volkes und für dasselbe ausübte. Sie hat diese Gewalt und mit ihr die Stütze der Religion verloren, seitdem sie die Natur ihres Berufs verkannte und dem Adel und den Fürsten dienstbar wurde. In Griechenland, wo kein Adel und kein Fürst die Geistlichkeit zur Entartung verführte, hat sie im Augenblicke der Wiedergeburt des Volkes ihre natürliche Stellung sogleich begriffen und eingenommen; sie ist wieder der wirkliche Tröster, Rath und Helfer des Volks in seinen politischen Angelegenheiten geworden. So leistet sie dem Volke Beistand und befördert zugleich die Wiedergeburt der Kirche, als eine das irdische Leben veredelnde, heiligende Anstalt. Darum ist es zwiefach unchristlich, wenn der Egoismus der Diplomaten die griechische Sache der Barbarei und dem Glauben der Türken zum Opfer bringt.

Erlauben Sie mir beiläufig zu bemerken, daß bei der Reformation die protestantische Geistlichkeit dem Volke ähnliche Dienste leistete und dadurch ihren Einfluß im Volke neubelebte; seitdem die Prediger aufhörten, Volksredner und Volksfreunde zu sein, seitdem sie das lebendige Wort verloren und sich begnügten, Erklärer des todten Buchstabens, gelehrte Pedanten zu werden, haben auch sie beigetragen, die Religion aus dem Herzen und der Phantasie des Volks zu vertreiben, sie zu einem frostigen Gedächtnißwerk zu machen.

Darum glaube ich, die Griechen haben in politischer wie in religiöser Beziehung ein Beispiel aufgestellt, das in nächster Zukunft Nachahmer finden wird.

Vielleicht besteht das Geheimniß der künftigen Organisation Europas darin, daß wiedergeborene Völker und eine wiedergeborene Geistlichkeit neue Gewichte in die Wagschale der Mächte legen, die Dictatur unmöglich machen und die Gesellschaft durch den Schutz der gesetzmäßigen Freiheit zu einer höhern Würde erheben, als sie erreichen konnte, so lange sie nur eine Heerde war, die dem Treiber folgen mußte, durch die Religion nicht veredelt, sondern polizeilich von Priestern an den Aberglauben gefesselt wurde. Sie sehen, die Welt muß sich neugestalten,

wenn diese Hoffnungen in Erfüllung gehen sollen; die Anhänger des Alten werden es zu verhindern suchen; vielfach noch wird das neue Leben angegriffen werden, ehe die ihm inwohnende Kraft den letzten Sieg erringt. Dies ist die Reihe der Revolutionen, die ich voraussehe, und die nur abgekürzt und in ihren Leiden gemildert werden könnte, wenn die Regierungen ihre Stellung im 19. Jahrhundert begreifen und in Uebereinstimmung mit diesem Begriff handeln wollten.

Der dritte Gegenstand unserer Discussion war Napoleon, der zu reich ist an Anlaß zu den ernstesten Betrachtungen, als daß ich mich in diesem bereits zu langen Briefe darüber aussprechen könnte. Meinen Grundgedanken über diesen großen Mann werden Sie schon aus einzelnen Andeutungen in diesem Schreiben entnommen haben. Was ich sonst noch über ihn sagen zu müssen glaube, verspare ich auf unsere nächste schriftliche Unterhaltung, wenn Sie anders Neigung und Geduld haben, dieselbe fortzusetzen. 63.

Romanenliteratur.

1. Der Todespalast, oder Venedigs Banditenfürst. Ein Roman von Friedrich Bartels. Drei Theile. Braunschweig, Meyer. 1831. 8. 3 Thlr.

Die ansehnlichen Greuel, die hier verübt werden, empören und ekeln nicht, was sowol für als gegen den Verfasser zeugt. Sein Zartgefühl entfernte alles Widrige; eine gute Schreibart, die nur manchmal seltsame Ausdrücke, z. B. „ein geblendetes Thor", entstellen, macht uns die Erfindung annehmlich; allein sie ist nur ein gemaltes Feuer, das nicht wärmt und erleuchtet; wir glauben nicht an die Wahrheit und Möglichkeit der Ereignisse, an das Leben des entmenschten Weibes, der durch sie zu Banditen gewordenen Männer; kalt schlagen wir das Buch zu, das kaum so viel Eindruck auf uns macht als die schnell vorüberziehenden Bilder einer Zauberlaterne.

2. Francesco di Soberto. Eine romantische Geschichte aus der Zeit der neapolitanischen Revolution, von Karl Norden. Zwei Theile. Greifswald, Mauritius. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hatte die neapolitanische Revolution auch sonst weiter keinen ersprießlichen Erfolg, so ist ihr der nicht abzusprechen, daß sie einem jungen reizenden Fräulein Gelegenheit gab, einen unvergleichlichen gräflichen Jüngling, des Carbonarismus verdächtig, zu retten, und die Neugier durch das Erscheinen eines geheimnißvollen Capuziners zu spannen, der wie ein Gott in der Maschine, immer als Helfer und wie ein Stück von Zauberer auftritt. Sind die Revolutionsmänner nicht befriedigt, so ist es doch das Liebespaar, das fürderhin nicht mehr zu bangen braucht, und auch der Leser kann sich begnügen, er erfährt, wer der Capuziner ist und warum er also handelte. Einiges Ueberschlagen schadet nichts, wenn man nur Anfang und Ende des Buchs aufmerksam liest, den Zusammenhang kann man sich schon selbst ergänzen.

3. Erzählungen und Novellen von G. v. Krämer. Zwei Bände. Oder: Neueste Bibliothek der Unterhaltung. Eine Sammlung der interessantesten Novellen, Erzählungen, Anekdoten u. s. w. der berühmtesten Dichter des In- und Auslandes. Drittes und viertes Bändchen. Augsburg, Jenisch und Stage. 1831. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Sollen Sammlungen der Art dem Vorwurf entgehen, eine, wenn auch verfeinerte Gattung von Nachdruck zu sein, so muß nichts allgemein Zugängliches, für sich Bestehendes darin aufgenommen werden; der Ordner begnüge sich, aus weitschichtigen oder wissenschaftlichen Werken, oder aus dem Wust eines Vielschreibers, das Körnige, was zu seinem Zwecke dient, was unterhält und ein kleines Ganzes bildet, auszusuchen und dem Publicum darzulegen. Diese Aufgabe wurde nur auf eine sehr unvollkommene Weise gelöst, nur in den Skizzen, Charakterzügen und Anekdoten; die Novellen und Erzählungen gehören beliebten Autoren an (bei „Eid und Gewissen" ist der Verf., Kruse, nicht angegeben); Victor Hugo's „Letzte Stunden eines Verbannten", sind in ihrer vollen Gräßlichkeit leider uns nur zu bekannt geworden, obendrein in bessern Verdeutschungen als diese es ist. Wer also hier so was von Nachdruck murmelt, möchte nicht ganz zu schelten sein.

4. Die Camisarden. Historische Novelle aus dem Cevennenkriege zu Anfang des 18. Jahrhunderts, von Pauline von Reichstern. Zwei Bändchen. Braunschweig, Verlags-Comptoir. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Dem gedrängten Abriß jenes greuelvollen Krieges geht die Novelle voran, nicht so vorzüglich in ihrer Art, wie jener in der seinigen. Die Verfolger sind tückisch, grausam, fanatisch, die Verfolgten glaubenseifrig, standhaft, und ein wenig trocken, lauter Abstracta, keine Individuen; weshalb denn auch, trotz aller Bewegung von Außen, die innere Beweglichkeit gebricht, sowol die der Handelnden, als die der schaffenden Einbildungskraft der Leser. Einen großen Vorzug hat die Novelle jedoch vor einer gleichen Inhalts: sie ist fertig, ein Umstand, nach dem wir uns bei Tieck's „Cevennenaufruhr" wol noch lange vergeblich sehnen werden. 18.

Notizen.

Hr. Klaproth, in seiner nach chinesischen Werken bearbeiteten Beschreibung des großen oder kaiserlichen Canals in China, erzählt, daß der ursprüngliche Zweck, welcher bei Anlegung dieses und der vielen andern Canäle in China beabsichtigt wurde, die Erleichterung des Transportes der Producte gewesen sei, welche als Abgaben an den Hof eingeliefert werden müssen. Der kaiserl. Canal führt daher auch den Namen Thsao-ho, d. i. Fluß zum Transport der Tribute an den Hof.

Das Dampfschiff Der Talisman ging am 22. Febr. 1830 von Pittsburg (in Pennsylvanien) nach Nashville (im Staat Tenessee) ab und kam am 13. März mit einer Ladung Baumwolle wieder zurück. In 19 Tagen, die Zeit zum Ein- und Ausladen einbegriffen, legte es sonach an 500 deutsche Meilen zurück. Diese Ersparniß an Zeit und Kosten ist für den Handel unberechenbar nützlich. Noch zu Anfang des Jahrhunderts brauchte man drei Monate zu derselben Reise, und der Centner kam auf 8 Dollars Fracht zu stehen, während er jetzt 1½ Doll. kostet.

Ugo Foscolo war passionirter Schachspieler. Seine leidenschaftliche, extravagante Gemüthsart riß ihn aber auch dabei, wie überall, zu den gröbsten Vergehungen gegen Sitte und guten Ton hin. Ein gelungener Zug seines Gegners konnte ihn dahin bringen, zähneknirschend aufzuspringen und sich das Haar wie ein Verzweifelnder auszuraufen. Einer seiner Bekannten, der während seiner Anwesenheit in England und im eignen Hause oft mit ihm zu spielen pflegte, brauchte immer die Vorsicht, sich in die entfernteste Gegend des Zimmers zurückzuziehen, ehe er Schachmatt gegen ihn aussprach. Alle Bekannte Foscolo's wissen, daß er eines Abends, wo er sich als Gast in einer ansehnlichen Gesellschaft befand, aus ähnlicher Ursache beim Schachspiel in Zorn gerieth und seinen Gegner zu einer weit ernstlichern Partie laut herausfoderte. (Henry Stebbing's „Lives of the italian poets", 2. Ausg., London, 1832.) 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 75. —— 15. März 1832.

Mysterien des innern Lebens; erläutert aus der Geschichte der Seherin von Prevorst, auf Berücksichtigung der bisher erschienenen Kritiken, von C. A. Eschenmayer. Tübingen, Zu-Guttenberg. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

„Die Seherin von Prevorst, Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere, mitgetheilt von Justinus Kerner" (2 Theile, Stuttgart, 1829), gehört ohne Widerrede, man huldige einer Theorie, welcher man wolle, zu den interessantesten Erscheinungen der neuern Literatur*) und begründet insonderheit für die Geschichte des organischen (thierischen) Magnetismus einen denkwürdigen Abschnitt. Es war vorauszusehen, daß sie die Geister ergreifen und lebhafte Discussionen veranlassen würde. Die Frommen, Gespenstergläubigen fanden darin die handgreiflichsten Beweise ihrer Ueberzeugungen, die Magnetisten erblickten neue Wunder des Magnetismus, die Aufklärlinge, diese Lichtflatterer, deren Augen jedoch blos für erborgtes Kerzenlicht organisirt sind, im höhern Lichte des Geisterreichs aber erblinden, leugneten keck und witterten überall nur Dummheit, absichtlichen Betrug, Pfaffenkniffe; selbst die Gemäßigten stutzten und wußten nicht, wie sie bei so zahlreichen Thatsachen und unverdächtigen Zeugen sich diese Erscheinungen erklären, und was sie von dem ganzen Hergange denken sollten.

Ohne in die Einzelheiten jener Schrift selbst einzugehen, wollen wir blos das Regulativ näher bezeichnen, nach welchem diese Geschichte, wie alle ähnliche, zu beurtheilen ist. Dieses Regulativ ist die Theorie des Zeugnisses. Nach dieser sind wir berechtigt zu fragen: Was für Facta werden in dieser Geschichte erzählt? Sind es alltägliche Dinge, wahrscheinliche Ereignisse? oder Wunder, ja Unmögliches? Und wer erzählt es? Wer war dabei Zeuge? Wer muthet uns zu, sie zu glauben? Der sicherste Gang wäre vom Ersten aus, weil, sobald die Unmöglichkeit eines Ereignisses vorliegt, die Person des Zeugen kein Gewicht mehr hat; da jedoch hier von Thatsachen die Rede ist, in denen Gewöhnliches, Außerordentliches und Wunderbares sich mannichfach durchkreuzen, wobei wir immer wieder auf die Person des Zeugen zurückkommen würden, so wollen wir den entgegengesetzten Weg einschlagen und zuerst denjenigen Zeugen auftreten lassen, dessen Bericht von den Mysterien des innern Lebens die Aufschrift des gegenwärtigen Artikels verspricht.

Hr. Prof. Eschenmayer, dem Publicum durch zahlreiche philosophische Schriften als geist- und phantasiereicher Denker schon lange rühmlich bekannt, erinnert in der geharnischten Vorrede lebhaft an die mohammedanischen Bekehrungsversuche durch Feuer und Schwert, und es wurde uns Anfangs wirklich etwas bänglich ums Herz, als wir bemerkten, wie summarisch derselbe in dem Processe mit seinen Gegnern verfährt, wie z. B. mit dem Geh. Kirchenrathe Paulus in Heidelberg. „Das Raisonnement", heißt es da, „ist der geistige Ansteckungsstoff, der sich bei einer neuen Erscheinung, wie das Pockengift, auf unzählige Weise vervielfältigt. Die Geschichte der Seherin ist treu und wahr. Wer dagegen auftritt und seine Combination auf absichtliche Täuschung, auf Einverständnisse, auf Verabredungen, mit einem Worte auf Betrug richtet, der hat dreierlei zu erweisen: erstlich muß er den Charakter der Seherin verdächtigen können, denn sonst ist er ein Verleumder; zweitens die Personen auffinden, welche im Einverständnisse waren; drittens beweisen, daß Alle, welche sie über zwei Jahre täglich beobachteten, völlige Dummköpfe waren." (S. IV.) Ferner S. V: „Die Tadel- und Schmähsüchtigen ärgert an dieser Geschichte das Risico ihrer intellectuellen Baarschaft, der Verlust ihrer erträumten Ideale, die aufgedeckte Aussicht in den Hades für Diejenigen, welche den Welterlöser verleugnen, der Blick in das Reich der Scheusale, in welchem die Falschmünzer von Gottes Wort zu Denen gehören, welche nicht selig werden können: dies ist es, was sie ärgert. Das Volk der Rationalisten ist zwar regsam, daß es die Axt an die Wurzel lege, damit der mystische Kern nicht zum Stamm erwachse; aber es sei zu spät, der Baum stehe schon entfaltet vor Aller Augen, er strecke seine Wurzel nach oben, wo die Himmelsluft ihn umgibt und keine Axt erreichen kann, seine Blätter und Blüten aber biete er den Menschen entgegen." Hierauf folgen, um den Lesern das Verständniß der innern Mysterien des Lebens zu eröffnen, einige Sätze aus dem philosophischen Systeme des Prof. Eschenmayer. Wir ziehen folgende aus: „Die Tiefe der Seele und die Höhe des Geistes sind noch nicht gemessen. Philosophie kann das Zeitleben der Seele und des Geistes in allen ihren Richtungen verfolgen; aber in ihrer ewigen Bestimmung liegt noch eine höhere Welt, wie das Centrum in einem dreifachen Kreise verschlossen, welche die Philosophie sich nicht selbst öffnen kann. Das christliche Princip allein kann mit seinem überirdischen Lichte diese Hüllen durchbrechen und die geschlossenen Kreise öffnen, und dadurch unser Wissen, das unser Zeitleben beherrscht, zum Schauen jener höhern Gebiete steigern. Mit dem Abfall in die Sünde ging der Zustand der Integrität des Menschen zu Grunde. Der Geist verlor die Harmonie der Ideen des Wahren, Schönen und Guten, sein Schauen verdunkelte sich und ging in das Stückwerk des Wissens über. Es blieb aber im Geiste eine Ahnung des Höhern, eine Sehnsucht nach dem verlorenen Gute. Der Ausdruck dieses Suchens und Sehnens heißt Philosophie. Ihre Schicksale werden uns nach christlichem Maßstabe deutlich. Christliche Philosophie, welche uns Noth thut, muß das immer verkannte Offenbarungsprincip mit den Vernunftprincipien in Uebereinstimmung bringen. Jede Philosophie, welche das Streben nach jenem Höhern, was Jeder als Ahnung in sich findet, nicht in sich aufgibt, ist auf dem Wege zur Wahrheit; jede Philosophie hingegen, welche in einem Begriffe oder in einer Idee endigt, erstirbt auch in derselben und verschließt sich auf immer den Weg zur Offenbarung. Jede Philosophie ist im Irrthum, wenn sie das Heilige nicht höher setzt als das blos Wahre, Schöne und Gute. Sie ist im Irr-

*) Vgl. Nr. 50—52, 117 u. 186 d. Bl. f. 1830. D. Red.

thum, wenn sie das Schöne und Gute dem Begriffe unterordnet. Sie ist im Irrthum, wenn sie das Schauen nicht höher setzt als das Wissen. Sie ist im Irrthum, wenn sie das Gesetz über die Freiheit stellt. Sie ist im Irrthum, wenn sie Gott begreifen, in sich nehmen, oder sich in ihn hineindenken will. Die, die ganze Philosophie umfassende Proportion ist: Wissen : Glauben = Glauben : Schauen. Der Glaube macht die Brücke zwischen dem zeitlichen und ewigen Leben. Darum bezeichnet das Evangelium fast in jeder Zeile den Glauben als den einzigen Weg zum Heil der Seele. Mysterien des innern Lebens sind demnach: Erstens der innerste Kreis des Gefühls, in dessen Centrum das Germen der Seele liegt. Im Hellsehenden ist der Blumenkelch geöffnet, die Zeugungen gehen durch alle Vermögen des Schönen, aber zugleich wird der Nervengeist überschwellend und bringt das ganze Nervengewebe in Bebung, wie ein Saitenspiel. Zweitens ist es der geheime Zug unserer ewigen Bestimmung, welche im Wesen des Geistes liegt. Drittens ist es die Gabe, die Geister zu unterscheiden. Viertens, tiefer noch liegt das Mysterium des innern Lebens in den Anschauungen solcher Personen, welche man zu den Heiligen rechnet," (S. VI—XVI.) Die jüngern Aufklärlinge werden, als nicht stimmfähig, ganz abgewiesen.

Ref. gehört nicht zu den Furchtsamen. Er läßt sich weder durch Drohungen und Machtsprüche einschüchtern noch durch prächtige Schaureden blenden und die üppigen Reize der Schreibart verführen. Er hat viel zu lange philosophirt, und kennt die Kunstgriffe der Schriftsteller zu genau, als daß so etwas auf sein Gemüth tiefen Eindruck machen sollte. Deshalb steht er auch nicht an, seine Meinung über einen so wichtigen Gegenstand freimüthig auszusprechen, sine ira et studio. Nach dieser ist Hr. Prof. Eschenmayer zwar ein Philosoph von vielem Geist, Gemüth und Phantasie, aber kein streng systematischer Denker und kein Philosoph des ersten Ranges. Seinem warmen Gefühle und der religiösen Stimmung seines ganzen Wesens konnte weder Fichte's Ich und moralische Weltordnung noch Schelling's Absolutes in seiner Indifferenz die gesuchte Befriedigung gewähren; sein Gemüth verlangte nach einem heiligen, in unerreichbarer Ferne über dem menschlichen Wissen schwebenden Wesen. Nicht ein bloßer Begriff sollte es sein, kein Meßbares, in Formeln und Gleichungen Aufzulösendes, sondern ein allmächtiger Schöpfer der Welt. Mit Einem Worte: es war der Gott des Christenthums, nach dem sein Herz verlangte. Diesen, in seinem unendlichen Abstande von der Creatur, konnte das Wissen nicht mehr erreichen: nur dem Glaubenden und Schauenden war er gegenwärtig; wessen Gemüth von Demuth, Andacht, Gebet und Dank erfüllt ist, der hat ihn. Dies klingt gewiß religiös und christlich; aber es fragt sich nur: wird dieses Alles nicht auf Kosten der Philosophie erreicht? und verliert nicht Hr. Eschenmayer auf der andern Seite, was er auf der einen gewinnt? Einmal ist diese Potenz des Glaubens, der Demuth, der Andacht und des Gebets gar kein philosophisches Moment, sondern der Standpunkt des Christen: es kann sich Jeder auf ihn stellen, ohne zu philosophiren, und der Philosoph befindet sich auf ihm, bevor er philosophirt. Hr. Eschenmayer selbst bezeichnet denselben sehr passend als: Nichtphilosophie (vgl. dessen Schrift: „Die Philosophie in ihrem Uebergange zur Nichtphilosophie", Erlangen 1803), und bemerkt dabei: „Die Theologie, welche höher liegt als die Speculation, braucht sich nicht mit dieser in Opposition zu stellen: denn sobald sie sich mit dieser auf ihren Boden begibt, d. h. in die Erkenntnißsphäre, so muß sie mit fremden und ungleichen Waffen auftreten, und am Ende beschämt zurückfliehen." (S. 43, 44.) Dasselbe scheint Hrn. E. selbst zu begegnen. In dem Bemühen, Andacht und Sehnsucht, Glauben und Vertrauen, wie es in ihm lebt, wissenschaftlich zu construiren, betritt er unvermerkt das Gebiet der Philosophie, auf welchem das klare Bewußtsein der Idee, die Anschauung und der Begriff herrschen; kein Wunder, daß er dann hier mit jenen mehr glänzenden als zuverlässigen Waffen manche Luftstreiche thut, fehltritt und strauchelt. Zweitens entspringt daraus für sein System folgender Uebelstand: Er schränkt das Wissen auf das diesseitige Leben des Menschen ein, und das Absolute, als Gegenstand der Philosophie soll nur einen Werth für das Erkennen und Wollen oder für die sichtbare Welt haben, für den Glauben oder für die unsichtbare Welt aber verschwinden. „Das über die Speculation Hinausliegende sei kein Erkennen mehr, sondern ein Ahnen oder Andacht. Was die Andacht festhält, ist die Gottheit, und diese Potenz ist das Selige, das unendlichmal höher liegt als das Ewige. Der Inbegriff des Seligen ist die Seele." *) Durch diese Beschränkung verliert die Philosophie ihren eigenthümlichen Charakter, ihre Würde im Vergleich mit den übrigen Wissenschaften und Dasjenige, um dessenwillen es sich eigentlich der Mühe verlohnt zu philosophiren. Sind denn das diesseitige und jenseitige Leben des Menschen, die sichtbare und die unsichtbare Welt durch eine so weite Kluft geschieden, daß sich die eine ihrem Wesen nach erkennen läßt ohne die andere? Hr. E. widerspricht durch diese Annahme sich selbst, da das Dogma von dem Hades und der Umgang der Geister mit der Seherin von Prevorst gerade auf dem Ineinandergreifen dieser beiden Welten beruht, und ohne dasselbe nicht möglich ist. Gott weiß, was Hr. E. sich unter dem Absoluten der Philosophie vorstellt; aber gewiß ist, daß kein Philosoph sich dasselbe auf diese Weise gedacht hat. Das Absolute in dem Sinne, in welchem er es mit Rücksicht auf Fichte und besonders auf Schelling, aus deren Philosophemen das seinige sich entwickelt hat, zu nehmen scheint, ist nur ein moderner Ausdruck, aber bei weitem nicht allen neuern Schulen eigen, vielweniger die alleinige oder gar stereotype Formel für den Gegenstand der Philosophie. Gesetzt aber auch, Fichte und Schelling nehmen das Absolute für den Inhalt der Philosophie, so denken sie sich doch nicht außer und über dem Absoluten, als eine unendlichmal höhere Potenz, das Selige, Göttliche, sondern das Absolute ist ihnen das absolute Wesen, das Göttliche selbst, und außer ihm und unabhängig von ihm kein wahres Sein. Damit schneidet sich Hr. E. aber auch selbst den Weg ab zur Versöhnung und Harmonie der Philosophie und des Christenthums. Ist die Philosophie mit ihrem Absoluten auf das Diesseits, auf die Erscheinungswelt eingeschränkt, der Gott des Christenthums aber außer und über demselben als die unendlichmal höhere Potenz desselben, dessen Reinheit durch jede Berührung mit der Sphäre des Wissens getrübt wird: so sind Philosophie und Christenthum durch eine ungeheure Kluft ewig geschieden; dieses fängt erst an, wo jene aufgehört hat. Dies ist aber weder dem Geiste des Christenthums noch der Philosophie gemäß; man könnte eine solche Vorstellung eines christlichen Philosophen des 19. Jahrhunderts barbarisch nennen. Der Gott des Christenthums ist kein Gott des Jenseits, nicht außer und über der Welt, denn dies wäre eine Raumbestimmung; sondern ein Gott des Himmels und der Erde, Schöpfer der Welt, aber ein allwissender und allgegenwärtiger Geist, durch dessen Macht und Liebe das Ganze besteht. So sehr das Christenthum gegen den Hochmuth des Wissens, die Dünkelweisheit der Schulen und die Buchstabenhelden, denen der Glaube und die Liebe fehlen, eifert, so sehr ermuntert es auch wieder die freie Prüfung, wenn man nur an dem Wahren, an dem Sittlichschönen (τὸ καλόν) halte; es will nicht Sklavensinn, sondern kindliche Liebe, und hebt es als Fundament der ganzen Heilsordnung hervor: Gott, den Geist, im Geist und in der Wahrheit zu verehren. Dies heißt nichts anders als: ihn denkend verehren, vom Bilde, dem populairen Ausdruck, sich zur Idee zu erheben und durch sie, den Geist der Offenbarung, zum Verständniß des Buchstabens zu gelangen. Die Bibel enthält alle dem Menschen für sein irdisches Glück unentbehrliche Wahrheiten, aber nicht in der Form der Wissenschaft und mit den einzelnen durchgeführten Bestimmungen; Anderes, nicht minder Wichtiges, hat sie nur an-

*) „Die Philosophie in ihrem Uebergange zur Nichtphilosophie", S. 25, 30, 31, 76. „Mysterien des innern Lebens", Vorr. XI.

gedeutet oder unberücksichtigt gelassen. So hat sie dem Nachdenken eine freie Bahn geöffnet; sie befriedigt und erregt den Forschungstrieb; so entsprangen aus dem Christenthume die mannichfaltigsten theologischen und philosophischen Lehrsysteme; so wurden Manche irre an ihr, die Qualen des Zweifels zerrissen ihr Gemüth, sie fielen dem Dämon des Atheismus und der Freigeisterei in die Arme. Das Verhältniß Gottes zu der erschaffenen Welt und den in ihr wirkenden endlichen Kräften, die Beschaffenheit der einzelnen Sonnensysteme, insbesondere des unserigen, die Bildungsgeschichte unserer Erde nach den verschiedenen Epochen, die Entstehung ihrer Geschöpfe, vor Allen des Menschen, seine Fortpflanzung, seine allmälige Ausbreitung über die Erde, das Wesen und der Ursprung der menschlichen Seele, ihre Wechselwirkung mit den leiblichen Organen, die Art ihrer Fortdauer nach dem Tode: diese und ähnliche Fragen sind nicht blos an sich höchst interessant und werden ewig das Nachdenken beschäftigen, sondern es ist auch klar, daß uns darüber die Bibel nicht durchgängig die gewünschte Auskunft verschafft. Sie spricht oft zu uns in einem Bilde, welches offenbar nicht in dem wörtlichen Sinne genommen werden darf. Welches ist denn also der wahre Sinn, d. h. der Begriff des Bildes? So, um nur Eins anzuführen, wird sich kein Vernünftiger die Hölle als ein wirklich brennendes Feuer, oder die Qual des Unseligen als einen Wurm vorstellen, der, wie der Geier die Leber des Prometheus, so nie sterbend das Herz zernagt. Wir können nicht glauben, daß, wie Hr. E. will, Gott durch jeden Versuch des Menschen, ihn in den Kreis der Begriffe und Ideen herabzuziehen, erniedrigt und verunreinigt werde, und daß der Mensch sich dadurch um seine eigne Seligkeit bringe. Gott bleibt immer was er ist, welche Vorstellungen auch der Mensch sich von ihm mache; er bedarf weder der Hegel'schen noch einer andern Philosophie zu seinem Bewußtsein; es ist mithin auch gar keine Gefahr, daß er, wenn der endliche Geist ihn zu denken versucht, etwas von seiner Göttlichkeit verliere, oder ihm ein Zuwachs werde, außer daß er sich ein Gefäß bereite, das, sei es auch trübe und entstellt, doch sein Bild zurückstralt. Hr. E. denkt sich Gott wie einen orientalischen Despoten, der seinen Unterthanen sein Antlitz nicht gönnt und von ihnen eine sklavische, blinde Unterwerfung unter seine Befehle fodert. Der Gott des Christenthums dagegen ist ein Gott der Liebe, Vater seiner Kinder, der dem Kinde gewiß nicht zürnt oder es gar verstößt, wenn es vertrauend eine Frage an ihn richtet und forschend sein Auge zu ihm erhebt, vielleicht kindlich, ja selbst kindisch fragt, und fragend nur seine eigne Unwissenheit verräth.

Die Hülfe für den durch die Philosophie sich abmühenden und doch das Göttliche nicht erreichenden Geist soll ihm im Glauben und in der Andacht erwachsen. In den frühern Schriften *) spielt die Andacht die Rolle einer Theatergöttin. „Die Ahnungen", heißt es da, „sind das keinem Sinne vernehmliche Gespräch der Geister. Sie sind über die Ideen und das Erkenntnißvermögen erhaben und liegen jenseit des Absoluten. Ahnungen sind der reinste, von aller Sinnlichkeit und mit keiner Einbildung vermischte Ausdruck der Seele." In den spätern Schriften dagegen treten das Gewissen, der Glaube und das Schauen hervor. Da Hr. E. auf diese Weise die Ahnungen selbst hat fallen lassen, so wollen auch wir daran vorübergehen. Der Misgriff war zu groß. Das Gewissen, das Schauen und der Glaube hingegen stehen nach seiner Deduction **) auf gleicher Höhe neben einander als die fünfte und höchste Reihe der Seelenvermögen, einer Reihe, „durch welche wir über das Selbst hinausgewiesen werden, und wo an die Stelle der Selbsterkenntniß und Selbstgesetzgebung die Erkenntniß Gottes tritt. In Schauen der Seele geht uns die Mystik auf." Auch dies können wir nicht zugeben. Der ganze Schematismus der Seelenvermögen in Hrn. E.'s Psychologie in fünf Reihen mit mehren Zwischenvermögen besteht die Prüfung nicht, und ist mehr das Product der schematisirenden Phantasie und der Afterconstruction, welche Hr. E. aus der Schelling'schen Philosophie herübergenommen hat, als der gründlichen Untersuchung. Es ist nicht wahr, daß die Seele die unendliche Potenz, die Potenz der Seligkeit sei. Als menschliche, im Irdischen befangene Seele, und eine andere kennen wir nicht, ist sie endlich, und obschon einer gewissen Seligkeit schon hier fähig, doch auch ein Quell der Unseligkeit und Verdammniß. Und was über den Glauben gesagt wird, ist bei weitem nicht befriedigend. Es ist gar kein Kriterium angegeben, wodurch man den wahren Glauben von den Aftergebilden des Aberglaubens, Blindglaubens u. dgl. unterscheiden könne. Ein Glaube, welcher sich vom Wissen lossagt und die Philosophie als ein zur Erkenntniß des Göttlichen unfähiges Instrument von sich stößt, hat auch keinen festen Haltungspunkt mehr und ist in Gefahr, sich in die Luftgebilde des finstersten Aberglaubens und der Schwärmerei zu verlieren. Es ist wahr, der Gläubige ersetzt durch sein Vertrauen und die Hingebung seines Gemüths Dasjenige, was noch zur Objectivität der Erkenntniß fehlt; aber ist denn etwas deshalb wahr, weil man es fest glaubt? Sind die Gesetze der Natur und des Geistes nicht auch ewig? Stammen sie nicht auch von Gott? Müssen wir sie nicht als Norm brauchen zur Beurtheilung der Ereignisse? Ist deswegen Alles gleich ein Wunder, wenn es ihnen entgegenzusein scheint? Kennen wir denn diese Gesetze so genau und nach ihrem ganzen Umfange, sodaß wir ein untrügliches Urtheil darüber zu fällen vermöchten? Können nicht Täuschung, Unwissenheit, Parteilichkeit, Eigennutz und absichtlicher Betrug ihre Hand dabei im Spiele haben? Und wie weit liegen nicht Glauben und Schauen aus einander, welche Hr. E. unmittelbar zusammenstellt! Zwar will er S. XII das Schauen erst im jenseitigen Leben eintreten lassen; aber er meint doch gleichwol, im Zustande der Integrität erhebe sich der Geist auch schon diesseit zum Schauen, und beruft sich dabei auf die Seherin von Prevorst, deren Geschichte er in vorliegender Schrift zu erläutern und gegen Einwürfe und Misdeutungen incompetenter Richter sicherzustellen sucht. Aber eben diese Seherin befand sich gar nicht in einem Zustande der Integrität!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Die Philosophie in ihrem Uebergange zur Nichtphilosophie" — und: „Der Eremit und der Fremdling" (Erlangen, 1806).

**) „Psychologie" (Stuttgart, 1817).

---

1. Die Irrwische des Tages. Roman aus der neuesten Zeit. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Herbstzeitlosen. Erzählungen und Novellen von O. L. B. Wolff. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Der Verf., welcher zu den rüstigsten Romanschreibern unserer Tage gehört, zeigt sich in den „Irrwischen des Tages" als einen tüchtigen und achtbaren. Wir sind ganz erstaunt darüber, ihn zu den mäßigen und vernünftigen Politikern gehören zu sehen, was wir aus andern Gründen gar nicht für wahrscheinlich gehalten hatten; ganz erstaunt über seinen Muth, als ein vielschreibender Novellist so kühn und so brav dem Zeitgeschmack zu opponiren, welcher sich in Vergötterung falscher gallischen Weisheit gefällt, erstaunt über die Einsicht, mit der er diese Opposition begründet, und über die ansprechende, gefällige und dichterische Form, mit der er sie durchführt. Die „Irrwische des Tages" haben den Zweck — und dieser ist unstreitig alles Beifalls würdig — die politischen Träumer, die französischen Affen und die unbärtigen Reformatoren der Welt in einer tüchtigen satyrischen Lauge rein zu waschen, das Schrankenlose, Lügenhafte und Faselnde, den Jammer zu zeigen, der diesen Träumereien entfließt, und die Verwirrung sehen zu lassen, die theils in diesen Köpfen herrscht, theils aus ihnen sich über die Welt verbreitet. Eine solche Tendenz macht, von allen andern abgesehen, diesen Roman

schon zu einem lesenswerthen. Die Erfindung ist einfach, klar und gerade reichhaltig genug, um unterhaltend zu sein. Zwar hat der Verf. keine von den höhern Satyren geschrieben, welche für alle Zeiten gelten, wie „Don Quixote", „Candide", „Hudibras", „The tale of a tub"; seine Pfeile richten sich vielmehr bestimmt auf die Gegenwart, auf die Ereignisse des Tages, und er nimmt sein Thema ganz realistisch, ja fast absichtlich prosaisch; aber nichtsdestoweniger erreicht er sein Ziel, zu erleuchten, zum Nachdenken aufzuregen und jene dialektischen Weltverwirrer, deren Eitelkeit ebenso groß ist als ihre Unwissenheit, dem Gelächter preiszugeben. Einer dieser jungen Träumer, Otto Waldner, von unbezwinglicher Sehnsucht nach dem Lande „voll Freiheit" getrieben, hat von seinem Vater, einem besonnenen, erfahrenen Gutsbesitzer, die Erlaubniß erlangt, nach Paris zu gehen, doch unter der Bedingung, zuvor 150 Tage in der Residenz seines Vaterlandes zuzubringen. Hier begegnen ihm (der sich unsäglich zu langweilen meinte) nun alle die aufregenden Scenen, hier ist er Zeuge, Mitspieler und Opfer aller jener Uebertreibungen, welche zum Endresultate haben, ihn seine Verirrung einsehen zu lassen, welche ihn lehren, was es mit dem Freiheitsgeschrei, mit den Parteistreiten, mit Volkstumulten und allen jenen Hydern des Friedens und des Volksglücks auf sich hat, denen unsere modernen Fetischanbeter Altäre errichten. In Sonnenstadt trifft er auf alte Freunde, auf den Demagogen Herthal, den Absolutisten Mausert, den Gemäßigten Wernhold; hier lernt er die Ansprüche aller Parteien würdigen, das Wahre an ihnen von dem Falschen sondern, die Lüge, diese Weltsünde unserer Zeit, erkennen, und den rechten Weg wiederfinden, auf dem er glücklich wird.

So sind die „Irrwische" allerdings ein Tendenzroman und leiden an allen den Schwächen dieser Gattung: Absichtlichkeit der Begebenheiten, die à propos gemacht sind, und Unwahrscheinlichkeit. Aber nichtsdestoweniger ist die Tendenz achtbar und das ästhetische Interesse gut beobachtet. Tadeln müssen wir daran, daß der Verf. allzu sehr von der Oberfläche wegschöpft, in allzu gewöhnlichen Elementen, selbst in unlautern sich bewegt, zu viel von Bällen, Anzügen u. dergl. spricht, ja sogar eine Vorliebe für Clauren'sche Genrebilder verräth; denn seine Feder ist zu etwas Höherm und Besserm geschickt. Hätten wir dies auch bis jetzt bezweifeln wollen, so würde uns das eingelegte Märchen in diesem Roman darüber unzweifelhaft belehrt haben. Dies Märchen, „Das Höchste" betitelt, halten wir für das schönste und dichterischeste Erzeugniß, das dem Verf. bis jetzt gelungen ist. Es flößt uns eine hohe Achtung vor seinem Talent ein und läßt uns um so tiefer bedauern, daß dies achtbare Talent, wie es scheint, in Flüchtigkeit und Vielschreiberei zu Grunde gehen soll. Hier zeigt sich, daß der Verf. ein Dichter ist, sobald er sich über die Flut gemeiner Elemente erheben will, zu denen eine unbegreifliche Vorliebe ihn stets hinabzuziehen strebt; hier gatten sich Poesie, Gedankentiefe, Form; hier zeigt er seine Kräfte, welche seine alltäglichen Geschichten, Novellen, Erzählungen kaum ahnen lassen; kurzum, dies Märchen ist eine vortreffliche Dichtung, an Werth alle seine übrigen Arbeiten hundert Mal überwiegend. Die Lehre ist: die Nichtigkeit des Strebens nach dem Absoluten — eine alte Lehre, aber neu und reizend durch eine vollendete Darstellung. Torribio's Befreiung von dem Pact mit dem Bösen, dadurch, daß er von ihm verlangt, er solle ihn zu dem wahrhaft-frömmsten der Menschen machen, ist eben so sinnreich als poetisch, und seine Wanderung selbst, seine Erlebnisse in Paris, England, Rom und Jena sind ebenso tief ergriffen als reizend vorgetragen — wenn man auch hier über eine Clauren'sche Scene wegsieht.

Nach diesem Roman, der, Alles zusammengenommen, das Beste ist, was der Verf. noch geschrieben hat, gehen wir zu den unter Nr. 2 angezeigten „Herbstzeitlosen" über, eine Sammlung meist wol schon bekanntgemachter Erzählungen und Novellen. Wir müssen die Vielseitigkeit des Verf. in dieser Gattung anerkennen, denn nicht leicht gleicht eine seiner Erzählungen irgend einer andern; auch sein geschmackvoller Vortrag ist zu loben — allein damit sind wir auch zu Ende. Die eigentlich schöne Gestaltung der Novelle ist ihm fremd, und die Erzählung, mit einer bestimmten, stark colorirten Tendenz, gelingt ihm besser. Das freie Schalten der Phantasie, und besonders die Auswahl edler Elemente, jene Erhebung über eine trübe und stets unpoetische Wirklichkeit, jene Fähigkeit, seine Absicht in einem anscheinend ganz freien Spiel der Einbildungskraft zu verbergen, diese gehen ihm ab. Die Wirklichkeit, um nicht zu sagen, die Gemeinheit zieht ihn mit entschiedener Gewalt an. Wie z. B. wäre es sonst zu erklären, daß derselbe Geist, welcher, um bei dem Nächsten stehen zu bleiben, das Märchen von Torribio schrieb, an einem so in Grund und Boden verwerflichen, häßlichen und widerwärtigen Bilde Geschmack finden konnte, wie er uns in der „Braut des Kammerherrn" gibt? Einem Bilde, für das selbst Clauren zu gut ist, und das er, anstatt es zu drucken, aufs eiligste hätte unterdrücken sollen, wie eine Sünde gegen den guten Geschmack und einen Flecken auf Das, was er seinen Ruf nennen mag! Muß denn überhaupt Alles gedruckt werden, was eine dunkle Stunde gebiert, und liebt sich der Verf. wenig genug, um dergleichen Spies'sche Geschichten in die Welt zu schicken — er, der den Torribio und das „Fragment zum ewigen Juden" schreiben konnte? Doch nicht diese Erzählung allein, fast alle dieses Bandes, den wir wegwünschten, sind Geschmacksverirrungen. Selbst die „Drei Capitel aus dem Leben eines jungen Dichters", obgleich reich an unterhaltenden Coulissenscenen und an guten Einblicken in das Leben der Mimen, sind ohne poetische Ausbeute und schon zu häufig dagewesen. Doch diese unterhalten wenigstens, während jenes zuerst genannte Nachtstück zurückschreckt und Ekel erregt. Denn wie kann ein gebildeter Mensch Geschmack daran finden, eine Braut im Nachthemde zu sehen? — Die Geschichte: „Familienhaß", ist abenteuerlich und so überfließend von Unwahrscheinlichkeit, daß sie gar keine Geschichte, sondern eine Rhapsodie zu nennen ist. Auch hier wieder eine Braut im Nachtkleide und, merkwürdigerweise, auch hier ein Otto Waldner! Kostete es dem Verf. Anstrengung, einen neuen Namen zu erfinden: welche Vorstellung sollen wir dann von seiner Phantasie fassen? Uebrigens ein kühn gezeichneter Charakter und mehre gefällige Scenen, aber durchgehend Clauren'sche und Schilling'sche Weiblichkeit. — Die „Lucubrationen eines staatsgefangenen Dorfschulmeisters" sind ohne Bedenken das Beste in diesen „Herbstzeitlosen" und wirklich humoristisch. Cyrillus Spangenbeck macht uns unter Thränen lächeln — dies ist die starke Seite des Verf., und weder Spindler, noch Blumenhagen, noch Tromlitz kommen ihm darin gleich. Wäre er reicher an Wissen und an Bezügen, wäre er feiner, so könnte man ihn manchmal sogar mit Jean Paul oder Schefer vergleichen. „Ueber allen Zauber — Liebe", Gespräch zwischen einem Bierkrug und einer Theetasse, ist witzig, aber geschmacklos-witzig. Die „Autobiographie eines Miethwagens, seinem Kutscher dictirt", bewegt sich in einer verbrauchten Form des Humors; aber, was gesagt wird, ist nicht ohne Geist gesagt. Drei altitalienische Märchen, dem Basile getreu nacherzählt, über die Maßen phantastisch, aber durch eine eigenthümliche Mischung von Poesie und Laune anziehend, machen den Beschluß. Das Neue des Styls gefällt an ihnen. Einige Poesien bringen nichts Bedeutendes, wiewol die Ballade: „Es ist ein anderer Herr!" einem guten Gedanken entkeimt ist.

Wir schließen abermals mit einer wohlgemeinten, aber ernsten Mahnung an den Verf. Er reiße sich doch los von seiner Vorliebe für das Geringe und Niedrige, er schreibe weniger, oder wenigstens, er lasse weniger drucken; er concentrire sich, und mache die Besonnenheit, die schöne Mäßigung, die Klarheit und Wahrheit zu seiner Leiterin, die selbst der Gegenpartei ihr Recht widerfahren läßt, und die wir in den „Irrwischen des Tages" zu entdecken uns freuten, er erhöhe und steigere sich, wie er in dem Märchen von Torribio de Fontefrida gethan hat — und er soll uns willkommen sein!

84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 76. —— 16. März 1832.

Mysterien des innern Lebens; von C. A. Eschenmayer.

(Fortsetzung aus Nr. 75.)

Die Geschichte dieser unglücklichen Frau, Friederike Hauffe, geb. 1801 zu Prevorst, erregt gewiß die innigste Theilnahme jedes fühlenden Herzens. Schon von früher Kindheit an gab sich in ihr ein besonderes inneres Leben kund, es entwickelte sich das Ahnungsvermögen und trat besonders in voraussagenden Träumen hervor. Dazu kam das Gefühl für Leichen, Metalle, und bald auch für Geister. Nach dem Wunsche ihrer Aeltern und Verwandten, weniger, wie es scheint, nach der Neigung ihres Herzens, in ihrem 19. Jahre an einen rechtschaffenen, wohlhabenden Mann verheirathet, versank sie schon nach ihrer Verlobung in eine tiefe Schwermuth, weinte Tage lang unter dem Dache des älterlichen Hauses und rief durch anhaltende Schlaflosigkeit das überwiegende Gefühlsleben ihrer Kindheit in sich hervor. So steigerte sich ihr magnetisches Leben. Aber auch psychische Einflüsse scheinen von nun an feindlich in ihr Leben eingegriffen zu haben. Doch sie that sich Zwang an, sie verdeckte ihr Inneres, stellte für den Beschauer ein anderes, ihrem Innern (ihrer Heimath) widersprechendes Bild hin, woraus sich, bei fortgesetzter Anstrengung, körperliches Leiden entwickelte. Am 13. Febr. 1822 beunruhigte sie ein nächtlicher Traum. Es war ihr, als sollte sie sich zu Bette legen, aber da lag in demselben im Todtenkleide die Leiche jenes theuern Verstorbenen, auf dessen Grabe sich ihr inneres Leben anfachte. Am andern Morgen befiel sie ein Fieber, das 14 Tage lang mit der größten Heftigkeit dauerte und auf welches in ihr ein sieben Jahre langes magnetisches Leben folgte. Während dieser Zeit litt sie an den heftigsten Brustkrämpfen, Zerreißungen, Blutflüssen, Kindbettfieber und Jammer jeder Art fürchterlich, und kam dem Tode sehr nahe. Ihr Gefühlsleben war nun so gesteigert, daß sie nach den größten Entfernungen hin Alles fühlte und hörte; jeder eiserne Nagel in den Wänden des Zimmers mußte entfernt werden. Um diese Zeit fühlte sie, daß sie alle Abend sieben Uhr sieben Tage lang ein nur von ihr gesehener Geist magnetisirte. Sie erkannte in dieser geistigen Gestalt ihre Großmutter. Durch dieses geistige Magnetisiren in noch tiefern Schlaf gefallen, gab sie an, daß sie nur durch Magnetisiren zu erhalten sei. Sie wurde nun im Juni 1824 einer geregelten magnetischen Behandlung unterworfen, die Hr. Dr. B. zu B—n übernahm. Die Fortsetzung derselben wirkte wohlthätig auf sie, sodaß sie wieder ihre weiblichen Geschäfte verrichten konnte, und zuletzt blos alle sieben Wochen magnetisch wurde; bei der zweiten Niederkunft aber, am 28. Dec., bei welcher sie wegen Krämpfen künstlich entbunden werden mußte, verfiel sie wieder in Fieber mit Phantasiren, in Krämpfe aller Art, und es stellte sich ein vermehrter magnetischer Zustand aufs Neue ein. Es kam bei Nacht kein Schlaf mehr, sie weinte Nächte durch, hatte Durchfälle und Nachtschweiße, und wurde immer abgezehrter und elender. Man kam auf den Gedanken, diese Krankheit sei durch dämonische Einflüsse erzeugt, und nahm die Zuflucht zu einem als Teufelsbanner in Ruf stehenden Manne. Eine Folge dieser Behandlung, in welcher besonders die Geschichte mit dem Amulete merkwürdig ist (Thl. I, S. 46), war eine stete Ueberreizung der Magennerven, Kraftlosigkeit und Krämpfe, und eine völlige Nervenzerrüttung. Nun zog man den Dr. Justinus Kerner, den Herausgeber der Geschichte der Seherin, zu Rathe, einen geschätzten Arzt und beliebten Dichter. Dieser theilte damals (S. 49) die Ansicht der Welt und ihrer Lügen über diese Frau, er rieth, sie aus ihrem magnetischen Zustande hinauszuführen, und rein nur mit den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln zu behandeln. Diese Ansicht theilte mit ihm Dr. Off, sein Freund, und richtete ein gemäßes Heilverfahren ein. Aber der Zweck Beider wurde nicht erreicht. Sie verschlimmerte sich zusehends: es war ihr der Tod zu wünschen. Sie wurde ein Marterbild und starb nicht. Ihre Verwandten waren in Jammer und Verlegenheit und brachten sie auf gutes Glück (fast gegen den Willen des Arztes) nach Weinsberg. Hier kam sie den 25. Nov. 1826 an, ein Bild des Todes, völlig verzehrt. Hr. Dr. Kerner erklärte ihr hier wachend, daß er auf Das, was sie im Schlafe spreche, keine Rücksicht nehme, und daß ihr somnambules Wesen ganz aufhören müsse. Dagegen setzte er ein rein ärztliches Verfahren homöopathischer Art fort. Allein diese Heilungsweise war zu spät, und Dr. K. sah sich genöthigt, wieder zu dem Magnetismus, als dem letzten Mittel, seine Zuflucht zu nehmen. Den wirklichen Verlauf dieser Behandlung, reine Thatsachen, hat er in der denkwürdigen Schrift: „Die Seherin von Prevorst", den Lesern mittheilen wollen. In dieser erzählt er nun, wie sie vom Luft- und Nervengeiste Anderer lebt, und wie ihr der Geist aller Dinge, besonders der Geist der Metalle, der Pflanzen, der Thiere und der Menschen fühlbar war. Aus ihren Augen ging ein ganz eignes geistiges Licht, das Jedem, der sie auch nur kurz sah, sogleich auffiel.* Ihr Auge hatte den Stechblick eines Seherauges, der durch den Schatten langer dunkler Wimpern und Augenbrauen noch gehoben wurde. Künstliche Bildung oder Dressur besaß sie jedoch nicht. Es war bei ihr bei Dem geblieben, was ihr die Natur gab. Die darauf folgenden merkwürdigen Erscheinungen wollen wir, mit Rücksicht auf die vorliegende Eschenmayer'sche Schrift, in der Kürze zu würdigen suchen.

Unsere Leser ersehen schon hieraus, daß Hrn. E.'s Satz (S. XII): „Im Zustande der Integrität erhebt sich der Geist auch diesseits schon zum Schauen, er erblickt das Wesen der Dinge ohne Schleier und Scheidewand", mit Berufung auf die Seherin, unrichtig ist. Er erklärt sich zwar nicht genau über die Bedeutung des Zustandes der Integrität: in welchem Sinne man aber auch diesen Ausdruck nehme, so ergibt sich, daß die Seherin, dieses unglückliche, durch Seelen- wie durch Körperleiden gleich tief gebeugte Weib, sich nicht in einem solchen Zustande befand. Die Ereignisse in dem magnetischen Leben dieser Seherin lassen sich bequem in zwei Classen theilen. Die eine begreift solche Erscheinungen, welche schon an

mehren andern Somnambulen beobachtet worden sind, und wozu sich auch in der Geschichte der alten Welt mehre Belege dazu finden; die andere dagegen diejenigen, welche dem Leben der Seherin entweder ganz eigenthümlich sind oder wenigstens in dieser Verbindung, und als Momente des organischen Magnetismus noch nicht vorgekommen sind und das Interesse des Lesers ganz besonders in Anspruch nehmen. Zu der ersten Classe rechnen wir ihr Verhältniß zu Mineralien, Pflanzen, thierischen Stoffen, zu Sonne, Mond, Elektricität, Galvanismus, Luft und Tönen (Thl. I, S. 62—139). Aristoteles, Dioskorides, Galenus, Plinius erzählen Vieles von der magischen Kraft der Steine, unter den Neuern stimmen Agrippa v. Nettesheim, van Helmont, Paracelsus u. A. bei; die mächtige Einwirkung pflanzlicher und thierischer Stoffe, des Lichts, der Atmosphäre u. s. w. erfahren wir täglich an uns selbst. Darin liegt nichts Wunderbares. Merkwürdig bleibt blos die besondere Art und Weise, wie einige dieser Potenzen auf ihre Individualität wirkten, wie der Bergkrystall, der Witherit und Schwerspath durch ihre angenehme, Platina, Labrador-Feldspath und Diamant durch unangenehme Wirkung sich auszeichneten. Daß unter den Tönen die Molltöne ganz vorzüglich auf sie wirken würden, war nach ihrer individuellen Stimmung vorauszusehen. Streiten könnte man aber darüber, ob es rathsam gewesen, mit der Patientin alle diese Versuche anzustellen, wie mit einem chemischen Stoffe, und sie zur Märtyrerin der Wissenschaft zu machen, ohne den eigentlichen Heilplan immer fest im Auge zu behalten. Carové („Literaturblatt" des „Morgenblatt", 1830, Nr. 7) und der Verf. des blauen Büchelchens, wie ihn Dr. Kerner nennt („Das verschleierte Bild zu Sais, oder die Wunder des Magnetismus", S. 105), haben dem Dr. Kerner deshalb Vorwürfe gemacht. In vorliegender Eschenmayer'schen Schrift sollen besonders Carové's Angriffe zurückgewiesen, und das Unrichtige seiner ganzen Ansicht von der Seherin von Prevorst dargethan werden. Zuerst vertheidigt Hr. E. selbst den Dr. Kerner gegen die Beschuldigungen des Dr. Carové (III, S. 63), dann tritt gegen diesen der Rechtsconsulent Titot auf (S. 70), nach ihm der Pfarrer Rheinwald (S. 74), und zuletzt wieder Hr. E. Wir stimmen mit diesem gern in den Dank gegen Dr. Kerner ein, daß er mit unermüdlicher Geduld, mit unzähligen Aufopferungen an Zeit und Kosten, ja selbst mit Hintansetzung vieler Privatverhältnisse die mehr als zweijährige Periode dieser Geschichte ausgehalten hat; aber daraus folgt freilich noch nicht, daß Dr. Kerner völlig unbefangen, daß er sich nicht in einzelnen Punkten geirrt habe und seine Deutung dieser ganzen Geschichte die richtige sei. Ganz gelungen scheint uns die Vertheidigung desselben nicht. Gesetzt auch, man wollte sich auf die wohlthätige Wirkung einiger Mineralien berufen, so würde diesen nicht blos die entschieden nachtheilige anderer entgegenstehen, sondern man könnte auch einwenden: der Arzt kannte doch diese Wirkung der mineralischen und pflanzlichen Stoffe nicht a priori, und mithin erscheinen diese Versuche mit einem ganzen mineralogischen Cabinete doch mehr auf gut Glück unternommen, als daß sie durch die Individualität der Kranken selbst bedingt und von dem Heilplane gefodert wurden. Am auffallendsten sind die Versuche mit thierischen Giften, wie mit Fettsäure, deren verderbliche Wirkungen dem Arzte bekannt sein mußten. Man entfernte freilich, sobald sich bedenkliche Symptome einstellten, das Gift: aber wer ist Bürge dafür, daß die nachtheiligen Wirkungen desselben nicht dennoch fortdauerten, zumal bei einer so zarten, so reizbaren und geschwächten Constitution?

Die in der Geschichte der Seherin auf diese Versuche folgenden Erscheinungen, als das Sehen mit der Herzgrube, das Sehen durch Seifenblase, Glas und Spiegel, das Sehen der innern Theile, ihr Schutzgeist, die voraussagenden Träume, das zweite Gesicht, das Selbstsehen, das Heraustreten aus sich selbst, sowie die prophetischen Träume, haben insofern nichts Wunderbares, als sie, obwol noch unerklärt, doch in den Stadien vieler anderer Somnambulen auch vorkommen, und wie das zweite Gesicht unter den Bewohnern der schottischen Inseln und den Dänen etwas Gewöhnliches sind. Diese Thatsachen sind durch die Aussagen zu vieler Zeugen und Berichterstatter verbürgt, als daß man an der Wahrheit derselben zweifeln dürfte; obgleich wir übrigens bei weitem nicht alle Erzählungen der Magnetiseure für hinlänglich beglaubigt halten und nicht der Meinung sind, als fänden dabei nicht manche Irrthümer, absichtliche Täuschungen und Betrug statt, und als besäßen wir schon eine wahre Theorie, oder gar ein unumstößliches System des Magnetismus. Merkwürdig sind die Aeußerungen der Seherin über den Mond und die mit Bauen beschäftigten Bewohner der linken Seite desselben (Thl. I, S. 148). Gruithuisen könnte darin eine Bestätigung seiner Beobachtungen erkennen. Beim Bilde eines Menschen, welches sie, wenn sie ihm ins Auge sah, in diesem hinter dem ihrigen erblickte, konnte eine optische Täuschung stattfinden; denn was bedeutet das innere Bild eines Menschen, von dem, als einem wirklich Innern, es gar kein entsprechendes Bild gibt? Auch die klare Selbstanschauung der Seherin, ihres eignen Leibes nach seinem innern Baue, des Verlaufs der Krankheit, der heilsamen und schädlichen Mittel, sowie der Leiden anderer Kranken sind ihr nicht eigenthümlich, sondern an mehren Somnambulen beobachtet worden. Oft waren die Heilansichten ihres Innern homöopathischer Art, indem sie gegen Leiden in äußerst kleinen Dosen solche Mittel verordnete, welche in stärkerer Gabe gerade diese Leiden bei ihr hervorgebracht hatten. Hierher gehört auch der von ihr angegebene und gezeichnete Nervenstimmer. Ein Licht- und Glanzpunkt dieser Geschichte ist die Heilung der Frau Gräfin v. M. durch die Seherin. (Thl. I, S. 198.)

Eine besondere Beachtung verdienen die nähern Aeußerungen der Seherin über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes. „Der sogenannte schlafwache Zustand ist das Leben oder die Wirksamkeit des innern Menschen, und in ihm liegt ein Beweis des Fortlebens und Wiedersehens. Er ist ein sicheres Heilmittel, denn in ihm tritt der innere Mensch ganz hervor und durchschaut den äußern. Er ist ein geistiges Wachsein. In diesen Momenten ist alsdann der Geist ganz frei und kann sich von der Seele und dem Leibe trennen und gehen, wohin er will, gleich einem Lichtstral. Dann ist der Schlafende zu nichts Ungöttlichem fähig, wäre auch seine Seele mehr oder weniger unrein, gewiß kann er dann weder lügen noch täuschen. Im ganz geregeltem (normalem) Zustande hat die Seele mehr ihren Sitzpunkt im Gehirn, der Geist mehr auf der Herzgrube. In den magnetischen Zuständen nähert sich der Sitzpunkt der Seele mehr oder weniger dem des Geistes." (Thl. I, S. 217.) Daran reihet sich die ihr eigenthümliche Anschauung des Sonnen- und Lebenskreises (S. 224). „Ich fühle die Zeit", sagt sie, „wo ich eingeschlafen bin, bis dahin, wo ich erwachte, wie einen Ring, der von der Herzgrube ausgeht und sich über die Brust verbreitet und da gegen die linke Seite hin wie befestigt ist. Dieser Ring liegt mir ganz schwer da, und thut mir weh. Ich fühle unter diesem Ringe noch fünf solche Ringe, und über ihm noch einen leeren. Dieser Ring hat zwölf Theile, und in diesen sehe ich die Haupteindrücke von Dem, was mir in dieser Zeit begegnete. (s. Taf. 1.) Der Ring mit den Sternen bedeutet wirkliche Sterne. Diese sind Wohnungen Seliger niedern Grades. Der Mond ist die Wohnung solcher, die selig werden. Der dritte Ring ist sonnenhell, aber sein Mittelpunkt ist noch heller als die Sonne. In ihm sah ich eine nicht zu durchschauende Tiefe, die je tiefer, desto heller war; ich möchte sie die Gnadensonne nennen. Es kam mir vor, als schauten in diese Tiefe noch viele andere Geister mit mir, und als bestehe Alles, was da lebt und webt, aus Fünkchen aus dieser Tiefe, und als kämen alle Verordnungen aus ihr. (S. 227.) Alle sieben Jahre fallen bei mir diese sieben Sonnenkreise ab, und ihr ganzer Inhalt wird mit einer Ziffer auf einen Punkt gesetzt, in welcher dann der Inhalt aller Stunden, Minuten und Secunden von den sieben Jahren enthalten ist. So kann man nach dem Tode in Einer Zahl das ganze Leben über[illegible]uen." (S. 230.) Unter dem Sonnenkreise sah sie einen etwas kleinern liegen, mit

184 Abtheilungen. Diesen nannte sie den Lebenskreis. Diesen Kreis fühlte sie nicht so schwer als jenen, sondern wie Luft, wie Geist. „Im Mittelpunkte dieses Kreises sitzt etwas, das Zahlen und Worte setzt, und das ist der Geist. Wie im Sonnencirkel diese Welt liegt, so liegt in diesem Lebenscirkel eine ganz andere, höhere; daher die Ahnungen, die in einem jeden Menschen von einer höhern Welt liegen. Auf diesem innern Ringe sehe ich meine Gefühle als Zahl und Zeichen stehen. Da sehe ich immer die Zahlen 10 und 17, von denen aus meine Rechnung ging. Die eine Zahl, der Zehner, ist eine beständige bei jedem Menschen, und zugleich die irdische Zahl, vermittelst welcher der Geist in die Außenwelt gehen kann. Die zweite Zahl, der Siebenzehner, ist keine beständige, und kann bei jedem Menschen verschieden sein; ist aber zugleich die innere Zahl und die himmlische. Beide Zahlen sind zugleich auch Grundworte. In der Zahl 10 liegt das Grundwort für den Menschen als Mensch, und für sein Verhältniß zur Außenwelt. In der andern Zahl liegt das Wort der Bestimmung für jeden Einzelnen und dessen innres Leben, das er nach dem Tode mitnimmt. Man lege aber hierein nicht den Glauben, daß ein Mensch, der Böses thut, durch diese Grundzahl schon im Voraus dazu bestimmt worden sei, sie verhindert in ihm nicht die Wahl des Bösen oder Guten. Ueberwiegt das Böse, das zu thun oder zu lassen in seinem freien Willen steht, diese Grundzahl, so verliert er dieselbe, und er ist alsdann dem Bösen und seinen Folgen nun auch völlig anheimgestellt. Kommen von der Außenwelt so arge Dinge, daß sie die Grundzahl des Menschen übersteigen, so ist es des Menschen Tod. Wem diese Zahl durch gar nichts gestört wird, der erreicht das höchste Lebensalter. Ich fühle, daß für jede Sünde, jeden bösen Willen, Gedanken dem Menschen auch eine Zahl im Innern gesetzt wird; der Geist, der nichts Böses duldet, notirt dies, und nach dem Erwachen (dem Tode) im Mittelreiche, wo man ganz isolirt dasteht, liegt dann Alles klar vor einem, und ist dann der eigne Geist des Menschen der Richter. (S. 286.) Zahlen und Sprache sind nicht bei Allen gleich; aber ich meine, solche Ringe gehen durch die ganze Natur, durch Alles, was da lebt und webt, durch die ganze Schöpfung von deren Anfang an." In ihrem halbwachen Zustande sprach die Seherin öfters eine eigne Sprache, die einer orientalischen ähnlich zu sein schien. Außer dieser Zahlenreihe erkannte sie aber noch eine tiefere und höhere, deren Offenbarung jedoch nicht in ihrer Macht lag. Beim Tode geht der Geist unter dem Sonnenringe heraus, er wird dann geschieden von der Seele, von der Herzgrube und dem Gehirn. Hat der Geist sich losgemacht, so tritt in der Seele der unwiderstehliche Trieb ein, sich auch zu lösen, sie fühlt, daß sie ohne den Geist nicht mehr sein kann. Dies ist der Moment des Todeskampfs, wo aber selige Geister der Seele beistehen. (S. 260, 288.) Nervengeist nennt sie das Etwas, welches höher ist als der Nerv. Durch diesen Nervengeist ist die Seele mit dem Leibe, und der Leib mit der Welt verbunden. Er geht mit der Seele (ist sie nicht ganz die reine eines Seligen) nach dem Tode über und ist unzerstörbar. Durch ihn bildet die Seele eine ätherische Hülle um den Geist. Durch ihn bringen die Geister des Zwischenreichs nach dem Tode, in Verbindung mit einem besondern in der Luft enthaltenen Stoffe, Töne hervor, sie heben die Schwerkraft in den Körpern auf, können sich den Menschen durch ihn fühlbar machen. Ein reiner Mensch nimmt im Tode diesen Nervengeist nicht mit hinüber, er bleibt unzerstörbar im Körper zurück und bildet, indem er sich nach der Auferstehung mit der Seele wiedervereinigt, den neuen, reinen, ätherischen Leib. Selige Geister, denen er nicht anhängt, können sich daher nicht hörbar machen, spuken nicht. Durch den Leib ist der Nervengeist mit der Welt, durch den Nervengeist die Seele mit dem Leibe, durch die Seele der Geist mit dem Nervengeiste, und durch den Geist das Göttliche mit der Seele vermittelt. (S. 262, 283.)

(Der Beschluß folgt in der Beilage Nr. 6.)

Lord Byron in Griechenland.

Ein jüngst erschienenes Werk von Julius Millingen: „Memoirs of the affairs of Greece: containing an account of the military and political events which occurred in 1823 and following years, with various anecdotes relating to Lord Byron, and an account of his last illness and death" (London, 1831), enthält mehre interessante Züge aus Lord Byron's Leben während seines Aufenthalts in Griechenland und die Schilderung seiner letzten Augenblicke. Der Verf. desselben war Wundarzt bei dem Freicorps, das Byron auf seine Kosten in Cephalonia errichtete, und stand mit dem Lord auf so freundschaftlichem Fuße, daß er stets um ihn war und vielfache Gelegenheit hatte, ihn in seinem häuslichen Leben zu beobachten. Wir theilen hier Einiges aus dem Werke mit.

Das Essen war aufgetragen — heißt es bei Gelegenheit eines Gastmahls, das der Lord einigen seiner Freunde gab. — Obgleich mehre Fleischgerichte auf der Tafel standen, nahm doch Lord Byron nichts davon, da es seine Gewohnheit war, nur einmal im Monat Fleisch zu essen. Suppe, etwas Gemüse, eine beträchtliche Portion englischer Käse mit einigen gerösteten Brotrinden und Früchten bildeten sein tägliches Mahl. Er aß mit großer Schnelligkeit und trank reichlich. Unter Anderm befand sich ein gebratener Kapaun auf der Tafel, dessen schönes Ansehen ihn so in Versuchung führte, daß er, nachdem er ihn sehnsüchtig angeblickt, auf dem Punkte stand, einen Schenkel davon zu nehmen. Plötzlich aber der Regel sich erinnernd, die er sich aufgelegt hatte, stellte er die Schüssel zurück und befahl seinem Diener, den Kapaun bis zum nächsten Tage aufzuheben, wo sein Monat zu Ende sein würde. Lord Byron gab vor, daß er sich deshalb des Fleisches enthalte und im Laufe von 24 Stunden nur einmal Nahrung zu sich nehme, weil er die Erfahrung gemacht habe, daß seine geistigen Kräfte dadurch lebendiger und thätiger würden; denn nichts stumpfe sie mehr ab als feste Nahrungsmittel oder häufiges Essen. Obgleich es eine unbestrittene Thatsache ist, wie Jeder mehr oder weniger an sich bemerkt haben muß, daß der Magen und die Verdauungsorgane wesentlich auf die Verrichtungen des Geistes einwirken, so war dies doch nicht die Ursache von Lord Byron's Enthaltsamkeit. Der wahre Grund war die Furcht, dick zu werden, die ihn beständig plagte und zu Mitteln greifen ließ, welche seiner Gesundheit höchst nachtheilig waren. Millingen hörte ihn oft sagen: „Ich fürchte vorzüglich zwei Dinge auf dieser Welt, wozu ich Ursache habe, mich geneigt zu halten: dick und verrückt zu werden, und es würde mir, wenn man mich zu einer Wahl zwischen beiden zwänge, schwer werden, zu entscheiden, welchem Zustande ich den Vorzug geben sollte." Um die Wohlbeleibtheit zu vermeiden, war es ihm nicht genug, so kärglich zu essen und auf den Genuß jeder Art Speise zu verzichten, die er für nahrhaft hielt, sondern er nahm noch fast täglich seine Zuflucht zu starken Abführpillen, und wenn er in dem Umfange seiner Glieder oder seines Leibes, die er jeden Morgen mit ängstlicher Sorgfalt maß, die geringste Zunahme bemerkte, suchte er sie sogleich dadurch zu entfernen, daß er neben den Pillen eine beträchtliche Dosis Glaubersalz nahm. Kein Stutzer konnte auf das Aeussere eifrigere Aufmerksamkeit richten oder den Spiegel mit größerm Wohlgefallen zu Rathe ziehen, als er es that. Selbst im Negligé studirte er die Stellungen, die er annahm, und beobachtete sie mit solcher Aufmerksamkeit, als säße er zu seinem Bilde. Auf die Weiße seiner Hände legte er einen so großen Werth, daß er beständig und selbst im Hause Handschuhe trug, damit „des Himmels Lüfte sie nicht allzu rauh berührten". Das lahme Bein, das er von Geburt an hatte, war eine Quelle wirklichen Elends für ihn, und es war ergötzlich, zu sehen, mit welcher Koketterie er durch tausenderlei kleine Kunstgriffe diese unglückliche Misbildung vor Fremden zu verbergen suchte. Warf Jemand einen Blick der Neugier auf seinen Fuß, so galt ihm dies als eine persönliche Beleidigung, die er nicht leicht vergeben konnte. Anstatt zu gestehen, daß

die Natur an diesem ursprünglichen Fehler schuld war; zog er es vor, seine Lahmheit der ungeschickten Behandlung einer Verrenkung zuzuschreiben, die er in seiner Kindheit an einem Knöchel erlitten hätte, und er stieß selbst bittere Klagen gegen seine Mutter aus, daß sie es unterlassen hätte, ihn der Sorge eines geschickten Wundarztes zu übergeben. Außer den erwähnten Arzeneien nahm er täglich zu Pulvern von Soda und verkalkter Magnesia seine Zuflucht, um die beschwerliche Säure zu neutralisiren, welche der unmäßige Genuß der Rheinweine und anderer hitzigen Getränke beständig in seinem geschwächten Magen erzeugte. Nichts konnte seltsamer und zugleich der Gesundheit nachtheiliger sein als die Lebensordnung, die er sich vorgeschrieben hatte und einige Jahre hindurch unveränderlich befolgte. Er stand früh halb elf Uhr auf und nahm zum Frühstück eine große Schale starken grünen Thee, ohne Zucker und Milch zu sich, einen Trank, der für einen so kräftigen Körperbau als der seinige nur äußerst schädlich sein konnte. Um halb zwölf Uhr machte er einen zweistündigen Ritt, und wenn er zurückkehrte, genoß er sein einfaches und einziges Mahl. Hatte er gegessen, so begab er sich sogleich in sein Studirzimmer, wo er bis zur Dunkelheit blieb. Jetzt kam die Zeit, wo er zur Unterhaltung am meisten aufgelegt war, späterhin spielte er auch wol ein Weilchen Dame oder las ein Buch über leichte Gegenstände, wie Erzählungen, Memoiren oder Reisen. Er hatte sich unglücklicherweise die Sitte angewöhnt, alle Abende unmäßig viel zu trinken; fast bei jeder Seite, die er las, nahm er ein Glas Wein, oft starken Branntwein, bis er sich von der vollen Wirkung des geistigen Getränkes überwältigt fühlte. Er ging hierauf bis drei oder vier Uhr des Morgens im Zimmer auf und ab, und diese Stunden waren, wie er oft gestand, die günstigsten für die Eingebungen seiner Muse.

Diese Lebensweise konnte nicht anders als verderblich für seine Gesundheit sein, die, so stark sie ursprünglich gewesen sein mochte, doch nothwendig so mächtigen und so oft wiederholten Stößen unterliegen mußte. Die unangenehmen Symptome einer schlechten Verdauung nöthigten ihn, zu dem täglichen Gebrauche von Arzneien seine Zuflucht zu nehmen, ein Geschäft, das, statt ihm zum Ueberdruß zu werden, ihm eher Vergnügen zu machen schien, da er überzeugt war, daß es keinen andern Weg gäbe, dem Dickwerden vorzubeugen; wenn aber der vorübergehende Reiz des Weingeistes seine Wirkung verloren hatte, versetzte ihn die Hypochondrie, die unzertrennliche Begleiterin der Unmäßigkeit, in eine oft an Verzweiflung grenzende Stimmung.

Von dem Augenblicke an, wo Lord Byron für die griechische Sache sich einschiffte, schien sein Geist von derselben so völlig eingenommen zu sein, daß sie ihn taub gegen alle Auffoderungen der Muse machte; wenigstens versicherte er Millingen wiederholt, daß er seit seiner Abreise von Genua keine Zeile gedichtet hätte, und obgleich es seinem Gespräche nach schien, als ordnete er im Kopfe den Stoff zu einem neuen Gesange des „Don Juan", so fühlte er doch, daß seiner poetischen Ader die hinreichende Kraft fehlte, um ein solches Unternehmen zu wagen. Es war seine stete Gewohnheit, nur dann und wann bei plötzlichen Anwandlungen der Laune Verse zu schreiben, wenn sein ungestümer Pegasus nicht länger sich zügeln ließ, und er äußerte oft, daß er diejenigen Erzeugnisse seiner Feder, für welche er am meisten eingenommen war, in der größten Schnelle niedergeschrieben hätte. Wenn er je etwas Werthvolles schrieb, so hat er es, wie er sagte, auf freiwilligen und plötzlichen Antrieb gethan, und der Werth seiner Gedichte kann, wenn wir seinen Aussprüchen Glauben schenken, nach der Leichtigkeit berechnet werden, womit er sie machte; indem seine schlechtesten Erzeugnisse (seine dramatischen Werke) diejenigen waren, welche ihm am meisten Mühe kosteten. Die „Braut von Abydos" wurde in weniger als einer Woche gedichtet; der „Corsar" in demselben Zeitraume, und die „Klage des Tasso", die er auf Bitten der Teresa von Ravenna schrieb, war nur das Werk zweier Nächte.

Während seines Aufenthalts in Metarata widmete er den Theil seiner Zeit, den ihm der Briefwechsel mit verschiedenen griechischen Häuptlingen und seinen Freunden in England übrig ließ, dem Lesen. Romane waren von seiner frühesten Jugend an die Bücher, welche ihn am meisten ergötzten, und sie waren fast seine einzige Beschäftigung. Er hatte deren eine so ungeheure Anzahl gelesen, und sie waren ihm so im Gedächtnisse geblieben, daß er Millingen oft auffoderte, einen, auch den unbedeutendsten, zu nennen, den er nicht gelesen hätte und dessen Inhalt er nicht einigermaßen angeben könnte. Walter Scott's Romane waren seine Lieblingsbücher, und so großes Vergnügen hatte er aus ihnen geschöpft, so oft hatten sie die traurigen Gedanken aus seiner Seele verbannt, die an den Kleinmuth sich gewöhnlich anschließen, daß er gestand, er wäre ihrem Verf. durch die Bande der lebendigsten Dankbarkeit verbunden, und obgleich er gewöhnlich mäßig im Lobe war, so sprach er doch von diesem ausgezeichneten Schriftsteller mit der verschwenderischsten Bewunderung. Als einst das Gespräch auf die neuern Dichter kam und er nach seiner Meinung über Walter Scott gefragt wurde, sagte er: „Seine Romane haben mir so viel Wohlthaten gewährt, daß ich's nicht übers Herz bringen kann, seine Gedichte zu kritisiren." Als man die übrigen Dichter durchging, versetzte er jedem ohne Ausnahme einige Hiebe mittels der scherzhaften, aber oft beißenden Satyre, die seine Unterhaltung beständig belebte und sie so anziehend machte. Southey und Wordsworth dienten ihm als Zielscheiben seines bittersten Spottes. Millingen war nicht wenig überrascht, als er fand, daß er selbst *** (Moore?) nicht schonte. Es dauerte lange, ehe man von ihm erfahren konnte, warum er gegen einen Mann so aufgebracht war, den er öffentlich seinen Freund genannt hatte; endlich sprach er von einem Briefe, worin sich dieser Freund die Freiheit genommen hatte, ihn wegen der Unsittlichkeit einiger Stellen in seinem „Don Juan" zu tadeln, eine Freiheit, die sehr übel angebracht war und von einem so außerordentlich empfindlichen Manne, wie Lord Byron, nicht verziehen werden konnte, dessen auf allen Seiten verwundbare Eitelkeit die geringste Beleidigung nie vergaß. Wenig Vertrauen, scheint es, kann in die Freundschaft zweier Dichter für einander gesetzt werden; gleich Koketten blicken sie mit Scheelsucht auf den Kunstgenossen, der Ansprüche auf Schönheit hat, und das geringste verdrießliche Ereigniß ist hinreichend, sie zum Abwerfen der Maske zu veranlassen, welche ihre Feindschaft verbarg.

Unter Lord Byron's Büchern gab es wenig poetische Werke, und, was seltsam klingen mag, er besaß kein Exemplar von den seinigen. Nächst den britischen Dichtern las er die italienischen, vorzüglich Ariosto und Dante am liebsten. Was die alten Classiker betrifft, so hatte er zu wenig gelehrte Kenntnisse, um im Stande zu sein, einiges Vergnügen aus den Originalen zu schöpfen. Er war für die Prosaiker der Franzosen ebenso eingenommen als ihren Dichtern abgeneigt. Er hegte ein seltsames Vorurtheil gegen Alles, was den Namen dieses Volkes trug, und es mag als ein Beweis des Einflusses angesehen werden, den vorgefaßte Meinungen auf sein Gemüth ausübten, daß er nicht nur nie einen Theil Frankreichs besuchte, sondern es auch vermied, die Grenzen desselben zu berühren, und nur die dringendste Nothwendigkeit konnte ihn bewegen, französisch zu sprechen. Italienisch war die Sprache, deren er sich zur Unterhaltung mit Fremden bediente, und er sprach und schrieb es mit besonderer Reinheit und Zierlichkeit. Viele haben geglaubt, Lord Byron wäre mit der deutschen Literatur innig vertraut, und die Kritiker haben ihm oft Nachahmung und selbst Plagiarismus zur Schuld gelegt; aber er verstand sicherlich kein Wort von dieser Sprache, und die einzigen Kenntnisse, die er von den Erzeugnissen der berühmtesten deutschen Schriftsteller besaß, schrieben sich von den mangelhaften Uebersetzungen ihrer Werke her, die in England erschienen sind. 81.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 6. 16. März 1832.

Mysterien des innern Lebens; von C. A. Eschenmayer.

(Beschluß aus Nr. 76.)

Der Herausgeber, Hr. Dr. Kerner, und sein Freund, Hr. Prof. Eschenmayer, haben die Eröffnungen der Seherin über die Kreise u. s. w. zu erklären versucht (Thl. I, S. 264 bis zu Ende), und der Letzte noch besonders in vorliegender Schrift S. 19—30. Uns dünkt, man dürfe dabei nicht so rasch verfahren. Was, wie diese Lichtkreise, bis jetzt blos auf der Anschauung dieser einzigen Seherin beruht, dies ist ja nicht ohne Weiteres als ein Lehrsatz der Wissenschaft oder als eine göttliche Offenbarung anzunehmen, wie es diese beiden Gelehrten zu betrachten scheinen, bei welcher jeder Zweifel verstummen müßte. Eschenmayer selbst äußert (S. 21): der Ausdruck der Seherin: „Der Sitzpunkt der Seele sei das Gehirn, der Sitzpunkt des Geistes dagegen die Herzgrube", sei nur ein uneigentlicher. Ist dieses, warum sollten denn die Lichtkreise selbst mit ihren Ringen, die mannichfaltigen Zeichen, sowie ihre eigenthümliche Sprache, nicht auch blos bildliche Bezeichnungen sein? Eine Sprache, worin Handacadi Arzt, Alentana Frauenzimmer, Chlann Glas, Schmado Mond, Nochiane Nachtigall u. s. w. bedeutet (S. 250), und welche bald an koptische, arabische oder hebräische Wörter erinnert, ist gewiß nicht eine reine Natursprache, welche das Wesen der Dinge, wie es an sich ist, ausdrückt, sondern ebenso symbolisch wie die übrigen ihr verwandten Sprachen. Daß aber die Ausdrücke nur uneigentliche sind, geht aus den eignen Aeußerungen der Seherin hervor. Sie sagt zwar (S. 227): „Die Sterne sind und bedeuten nichts Anderes als Sterne, wie der Ring, wo ich die Kälte fühle, nichts Anderes als der wirkliche Mond ist"; aber daß dieses nicht wörtlich zu verstehen sei, ist wol offenbar. Sie selbst vermag nicht anzugeben, was das für sieben Sterne sind, die vor dem Auge ihres Geistes stehen. Die Planeten sind es nicht, denn deren sind elf: welche sind es denn also? Bekanntlich haben auch mehre andere Somnambulen in den höhern Graden der Erleuchtung ausgesagt: ihr Körper sei von Licht durchflossen, die Nerven seien Lichtfäden mit stralenden Mittelpunkten u. dgl. Es scheint demnach das Natürlichste zu sein, die Aussprüche der Seherin blos als Eröffnungen über ihren eignen Organismus zu betrachten, dessen einzelnen Momenten aber von ihrem gesteigerten Ahnungsvermögen eine kosmische Bedeutung beigelegt wurde. Dies ergibt sich auch daraus, daß diese Ringe von der Herzgrube, dem Herde des magnetischen Lebens, entspringen und von hier aus sich weiter verbreiten. Der Ausdruck Herzgrube ist wol ebenfalls nicht im strengsten Sinne zu nehmen, und sie hat damit mehr das Gangliensystem bezeichnen wollen. So mußte es ihr vorkommen, als ob die Haupteindrücke von Allem, was ihr begegnete, in dieser Region geschehen. Und so setzte sie auch ganz consequent den Geist, die erkennende Seele in der höchsten Potenz, als den Vermittler zwischen dem Menschen und Gott, ebenfalls in die Herzgrube, und ließ die Seele vom Gehirne aus der Herzgrube sich nähern. Der Psycholog würde sagen: Im magnetischen Leben leidet das Verhältniß der Seelenthätigkeiten zu den Organen eine Veränderung, die Thätigkeit des Gangliensystems überwiegt die des Gehirnlebens, der Geist, die denkende und erkennende Seele, wirft sich mehr aufs Gangliensystem, wovon eine innere Erleuchtung aller von der Nerventhätigkeit dieses Systems abhängigen Theile die nächste auffallende Wirkung ist. Da die Seherin von dieser Transfiguration und Transportation selbst nichts erfuhr, und überhaupt das Bewußtsein des magnetischen Lebens nach dem Erwachen wieder verschwand, so blieb sie freilich in der Täuschung befangen, als ob die Herzgrube der Sitz des Geistes, im normalen Zustande, sei. Daran knüpfte sich denn leicht die zweite Täuschung, als sei der Geist auch im normalen Leben das die Zahlen und Worte in den Cirkel Setzende, der innere Rechenmeister, Buchhalter und Controleur, indem es ihr entging, daß diese ganze innere Erleuchtung, der anschauende und rechnende Geist selbst nur ihr eigner, von dem Cerebralstirnbande gelöster, der Gast und die Schmarotzerpflanze des Gangliensystems sei, und mit dem Erwachen wieder verschwinde, um in seine ihm von Natur angewiesene Wohnstätte zurückzukehren. Es wäre auch schlimm, wenn dieser höhere Geist in uns, der uns als Wächter, als Beistand und Richter in diesem irdischen Labyrinth von oben mitgegeben, nur in die Brust gekerkert, und ihm keine andern Waffen gegeben worden, als die der Gefühle und der Ahnungen. Denn wer unter uns hat wol nicht die glänzend-schlüpfrige, chamäleontische Natur dieser geflügelten Wesen erkannt? Tief ist übrigens der Sinn dieses ganzen innern Gesichts der Seherin, und es ist eine uralte Tradition von dem Geheimniß der Zahlen, wozu selbst die empirische Naturforschung der neuern Zeit überraschende Belege gegeben hat. Sehr zu bedauern sind die unbestimmten Aeußerungen der Seherin über den Nervengeist, zumal da dieser wirklich unsaubere Geist der große Maschinist bei allen Spukgeschichten, Spektakelstücken und Geistererscheinungen ist. Was soll man von der innern Erleuchtung der Seherin denken, wenn sie uns belehrt (S. 263), der Nervengeist bleibe nach dem Tode in dem Körper zurück (dem in Atome aufgelösten, in der Luft zerstreuten, Pflanzen und Thieren zur Nahrung dienenden?) und bilde, nach der allgemeinen Auferstehung, mit der Seele vereinigt, den neuen ätherischen Leib? Wie kommt es, daß weder Hr. Kerner noch Hr. Eschenmayer mit seinem Glauben uns über die Natur dieses räthselhaften Wesens einigen Aufschluß zu geben vermögen?

Es bleibt noch übrig, über den wunderbarsten Theil dieser Geschichte, das Geistersehen, zu berichten. Hören wir zuerst die Seherin selbst! Schon als sie noch Mädchen war, gesellte sich in ihr zu dem Gefühl für Leichen, Metalle u. s. w. das Gefühl für Geister (Thl. I, S. 28). Die erste Erscheinung eines Geistes hatte sie im eignen großälterlichen Hause (S. 29). Während ihrer Krankheit zu Oberstenfeld im Jahre 1824, fühlte sie, daß sie alle Abende sieben Uhr, sieben Tage lang, ein nur von ihr gesehener Geist magnetisirte. Sie erkannte in dieser geistigen Gestalt ihre Großmutter. Eine unbegreifliche, aber von vielen ehrbaren Zeugen beglaubigte Thatsache ist, daß ihr während dieser Zeit schädliche Dinge wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen wurden. Silberne Löffel wurden aus ihrer Hand in ziemlicher Entfernung von ihr auf den Teller gelegt, sie gingen ganz langsam durch die Luft, als trüge sie eine unsichtbare Hand (S. 41). Um diese Zeit sah sie auch das erste Mal hinter jeder Person, die sie sah, eine andere, auch von menschlicher Gestalt, aber wie in Verklärung schweben. „Das Sehen der Geister", äußerte sie, „geschieht immer mit dem geistigen Auge durch das fleischliche. Gewiß male ich mir diese Gestalten nicht selbst aus, denn ich habe nicht die mindeste Freude an ihnen; im Gegentheil, dieses unglückliche Schauen ist mir ganz zuwider, ich bin ganz geplagt mit diesen Geistern, auch denke ich nie an sie, außer ich sehe sie, oder man fragt mich über sie, welches mir aber immer leid ist. Leider ist mein Leben nun so beschaffen, daß meine Seele wie mein Geist in eine Geisterwelt schauen, die gleichsam auf unserer Erde ist, und so sehe ich die Geister nicht nur einzeln, sondern oft in großer Menge von verschiedener Art. Mit vielen, die ich sehe, komme ich in keine Berührung, andere wenden sich zu mir, ich

rede mit ihnen, und sie bleiben oft Monate lang in meinem Umgange. Ich sehe sie zu den verschiedensten Zeiten, bei Tag und bei Nacht, ob Menschen da sind oder nicht, und in allen Zuständen, und kann ihnen nicht ausweichen. Oft treten sie vor mein Bett und wecken mich, wo denn andere Personen, die bei mir schlafen, von ihnen träumen, ohne daß ich etwas über ihre Erscheinung gesagt hätte. Ihr Aussehen ist gleich einer dünnen Wolke. Ich sah nie, daß sie einen Schatten warfen. Im Sommer und im Mondscheine sehe ich sie heller als im Dunkeln. Mit geschlossenen Augen sehe ich sie nicht, aber ich fühle ihre Gegenwart. Ihre Gestalt ist immer so, wie sie wol im Leben war, nur farblos, grau; so ist auch ihre Kleidung, wie sie im Leben war, aber farblos, wie aus einer Wolke. Nur bei den hellern, bessern sehe ich eine andere Bekleidung, immer ein langes, helles Faltengewand, wie mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes. Ihre Gesichtsfarbe ist auch wie bei Lebenden, nur auch grau, meistens traurig und düster. Die Augen sind hell, oft wie Feuer. Haupthaare sah ich nie bei einem solchen Geiste. Die bessern erscheinen mir in heller, die bösen in dunkler Gestalt. Alle weibliche haben eine und dieselbe Kopftracht (außer der Bedeckung, die sie im Leben trugen), eine über die Stirn herlaufende, alle Haare bedeckende Verschleierung. Ihr Gang ist wie der Gang Lebender, nur bei den hellern, bessern wie schwebend, die dunklern, bösen treten schwer auf, sodaß man sie zuweilen hört. Töne bringen sie verschiedener Art zuwege, um die Aufmerksamkeit Solcher auf sich zu richten, die sie nicht sehen können. Diese Töne bestehen in Klopfen, in Rauschen wie mit Papier, in Schlürfen wie in Socken oder Pantoffeln, in Seufzen, als ob man mit Sand würfe. Sie sind aber auch im Stande, schwere Dinge zu bewegen und zu werfen, Thüren auf- und zuzumachen. Ihre Sprache ist wie ein Hauchen. Je dunkler ein Geist ist, desto mehr spukähnliche Dinge vermag er zu treiben. Oft sogen Geister, besonders dunklere, sprach ich religiöse Worte, dieselben wie in sich ein, und ich sah sie dadurch wie heller und leichter werden. Diejenigen Geister, die meistens zu mir kommen, sind in den untern Stufen eines Geisterreichs, das in unserm Luftraume ist, in dem sogenannten Zwischenreiche. Das sind Geister, deren Geist in diesem Leben theils durch Hinziehen nach der Außenwelt niederblieb, theils solche, die nicht im Glauben an die Erlösung durch Christum starben, oder solche, denen noch irgend ein irdischer Gedanke an die Seele im Sterben anklebte, und der sie nun auch an diese Erdennähe bindet. Hier geht die Besserung einzig aus sich selbst. Der Geist ist nun sich selbst anheimgestellt. Seine Grundneigung muß heraus. Sie kommen, damit ich ihnen ein Wort des Trostes sage und ihnen durch Gebet aufhelfe. Oft sind sie auch in dem Irrthume, daß ihnen noch jetzt das Aufdecken einer Unthat, die auf ihrem Geiste lastet, Ruhe bringen könnte. Sie könnten sich auch an bessere, selige Geister wenden, aber ihre Schwere zieht sie mehr zu den Menschen hin. Bei ihrem Alleinstehen, wo sie ohne Unterstützung der Seele sind, kommt ihre Schwäche erst recht an den Tag." (Thl. II, S. 10—17.) Solche Hülfe suchte bei ihr einer aus der Familie Weiler vom Lichtenberg, in Gestalt eines Ritters, ein Brudermörder, ferner ein Mönch in einer Kutte, auch ein Mörder, nachher ein gewisser K. in Weinsberg, welcher die Geschäfte des Kaufmanns F. zu dessen großem Nachtheile geführt hatte und wegen eines Geheimbuchs beunruhigt wurde; hierauf eine Geistin, welche nur kurze Zeit erschien, nach ihr ein Bauer mit einer Bäuerin, Mörder eines Kindes, das sie im Stalle vergraben hatten, und mit ihnen ein schwarzer Mann, der ihnen das Gift für das Kind gegeben hatte; dann ein großer Mann in einem weißen Rocke, welcher zwei Waisen um ihre Habe betrogen hatte. Er brachte einen schwarzen mit, einen Feindlichgesinnten, der ihn immer wieder vom Guten abzulenken suche. Dieser war ein höherer Beamter gewesen. Der weiße verlangte, sie solle mit ihm nach einem Hause gehen und den dort wohnenden zwei Waisen neun Dreikreuzerstücke geben. Die neun habe Beziehung auf eine Zahl neun, um welche er jene zwei Waisen betrogen habe. Als sein Wille erfüllt war, erschien er nicht mehr. Es war der Geist des Bürgermeisters und Waisenrichters Bellon. Der schwarze Geist hatte sehr hervorstehende Zähne und Zahnlücken. Er erschien einmal in Gestalt eines Hundes mit großer Schnauze und rollenden Augen, und bald nachher wie ein ungeheurer Skorpion. Hierauf noch ein alter Mann von etlichen siebenzig Jahren mit einem langen Barte, einem Hute, fast wie die Tiroler tragen, kurzem Rocke, Halbstiefeln und langen Hosen. Nach seiner Aussage war er 1529 gestorben. Er sei in der **Seligkeit**, wo die Heiden und alle Diejenigen sind, welche den Heiland nicht kennen gelernt haben und nun von den Engeln unterrichtet werden. Bald darauf ging noch eine dunklere Gestalt im Zimmer auf und ab und klirrte wie mit Sporen. Ihre Kleider hatten militairischen Zuschnitt. Er sagte, er sei der Jäger des Andern und wolle verhindern, daß sie mit jenem auf die Burg gehe. Er selbst wolle noch nicht selig werden, und der andere sagte ihr: der Jäger sei einer von den Geistern, welche nie selig werden können. Auf diese folgte eine lichte Gestalt mit einer Glorie; später errieth sie, daß diese Lichtgestalt der verstorbene Stiftsprediger T. zu Oberstenfeld war, ein im Leben äußerst rechtschaffener religiöser Mann, an dessen Grabe eine so große geistige Veränderung mit ihr selbst vorging. Dann kamen noch mehre unbedeutendere, unter Andern auch vier auf einmal, drei männliche und eine weibliche Gestalt, die sich wie zum Tanze geberdeten, aber nur noch einmal erschienen, weil sie, wie sie sagten, sich an selige Geister wenden könnten. Den Beschluß machte der Besuch mehrer ebenfalls unbedeutender Geister. Die völlige Auflösung der Frau H. selbst erfolgte den 5. August 1829. Um 10 Uhr, als die Todesstunde nahte, sah die Schwester, ein einfaches, ganz unbefangenes Mädchen, welche auch Geister schaute, eine hohe lichte Gestalt ins Zimmer treten, und in dem gleichen Momente that die Sterbende einen heftigen Schrei der Freude. Am 7. nahm Dr. Off zu Löwenstein die Section der Leiche vor. Krankhafte Veränderungen fanden sich in den Unterleibsdrüsen, in der Leber und in dem Herzen. Der Schädel war bewunderungswürdig schön gebaut, und das Gehirn so gesund und schön, wie es Hr. Dr. Off noch an keinem Menschen wahrgenommen.

Dies sind die Hauptmomente im Leben der Seherin in gedrängter Uebersicht. Suchen wir nach einem Schlüssel zur Lösung dieser räthselhaften Erscheinungen, so bietet sich uns am bequemsten die Manier des Verf. des blauen Büchleins dar: die Thatsachen kurzweg zu leugnen oder zu ignoriren und sämmtliche Erscheinungen von einem religiösen, somnambulen Wahnsinn abzuleiten. Diesem treten aber entgegen die mannichfaltigen, durch die Aussagen vieler glaubwürdigen Zeugen verbürgten Thatsachen, die mit den Visionen der Seherin im genauesten Zusammenhange stehen. Nicht blos war das Sehen der Geister auch andern Gliedern der Familie der Frau H., obwol in minderm Grade, gegeben (Thl. II, S. 25), besonders ihrem Bruder und ihrer Schwester, einem ganz unbefangenen, kindlichen Mädchen, bei welchem dieser religiöse Wahnsinn nicht angenommen werden kann, sondern es war auch der Dr. Kerner von den meisten dieser Thatsachen selbst Zeuge und Beobachter, er ließ immer die strengste Untersuchung anstellen, um die natürliche Ursache zu ergründen, aber ohne sie zu entdecken. Für die zweite Thatsache (Thl. II, S. 63) sind mehr als zwanzig völlig glaubwürdige Zeugen vorhanden. Und ihr Vater, Bruder und die jüngere Schwester sahen diesen Geist auch selbst. Ebenso waren bei der dritten Thatsache in Weinsberg mehre Zeugen gegenwärtig (S. 92, 96, 108) u. s. w. Dasselbe war der Fall mit der fünften Thatsache (S. 169), der zehnten und elften (S. 219). Man vergleiche damit auch die Erläuterungen zur Geschichte des Geistersehens der Seherin von Dr. Kerner, in vorliegender Eschenmayer'scher Schrift S. 84 u. s. w. Es ist dies einer von den nicht seltenen Fällen, wo wir mit aller unserer Weisheit in Verlegenheit gerathen und uns zu

dem Geständnisse genöthigt sehen: es geschehen gar viele Dinge unter dem Monde, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Thatsachen, von glaubwürdigen Menschen bezeugt, dürfen wir nicht verwerfen, weil dieses uns ins Absurde führen und die Grundlage unserer ganzen Erfahrung vernichten würde: diese wunderbaren Erscheinungen aber nach ihrem ganzen Umfange glauben, sie, wie die Hrn. Eschenmayer und Kerner gethan, als das wahre Evangelium annehmen und die Seherin als die gottgesandte Verkündigerin desselben zu verehren, verbietet uns eben diese Philosophie, welche uns lehrt, die Thatsachen richtig aufzufassen, sie im Zusammenhange und nach den Gesetzen strenger Wissenschaft zu prüfen, um das Wahre von dem Irrigen, den Thatbestand von der Einbildung zu sondern, und nicht die Beute des Aberglaubens und der Hirngespinnste zu werden. Es bleibt mithin nichts übrig, als daß sich unser Urtheil gleichsam in der Diagonale zwischen beiden entgegengesetzten Kräften bewegt.

Der Ausdruck Geistererscheinung enthält eigentlich einen Widerspruch. Versteht man nämlich unter Geist ein unkörperliches, immaterielles Wesen mit Bewußtsein, dessen Thätigkeit sich denkend und wollend zu äußern vermag, und, wie im vorliegenden Falle, ein solches Wesen eines verstorbenen Menschen in seiner Getrenntheit von seinem Leichname, so ist klar, daß ein solcher Geist, als Geist, selbst gar nicht erscheinen, d. h. in die Reihe der sinnlich-wahrnehmbaren Dinge treten kann. Um nun einen andern Menschen von seiner unmittelbaren Gegenwart zu überzeugen, bliebe dem Geiste ein dreifacher Weg offen. Er könnte entweder a) auf die Vorstellungen des Menschen einwirken, durch die Einbildungskraft sein Bild in ihm erregen und ihn zu Gedanken bestimmen, auf welche er außerdem von selbst nicht gekommen sein würde, oder b) ihm in einer menschenähnlichen oder andern Gestalt, wie der menschliche Geist in diesem Leben wirkt, erscheinen, oder c) durch eigenthümliche Phänomene in der Sinnenwelt seine unmittelbare Gegenwart ihm kundthun. Der erste Fall, in welchem der Geist allein dem innern Auge des Geistes, ohne leibliche Hülle, erscheint, ist offenbar der bedenklichste. Denn wodurch soll ein Mensch die Ueberzeugung erhalten, daß ein bestimmter Gedanke das Product eines andern Geistes sei, und das sprechende Bild einer Person vor dem innern Gesichte durch diese Person selbst unmittelbar, und nicht durch die Thätigkeit der Einbildungskraft erzeugt worden, da es bekannt ist, daß wir uns eine Person in ihrer natürlichen Gestalt unmittelbar gegenwärtig zu denken vermögen? Alle Kunst beruht vornehmlich mit auf dieser Gegenwart sprechender Persönlichkeit. Wollte man sich auf eine innere Nöthigung berufen, so würde man entgegnen können: diese finde ebenfalls in allen aufgeregten Gemüthszuständen, in den Visionen der in Fiebern Delirirenden, bei Hypochondristen, den fixen Ideen Wahnsinniger u. dgl. statt, und es müßten auch diese Geistererscheinungen haben. Ist eine Person noch so fest davon überzeugt, schwört sie bei Allem was ihr heilig ist, es sei ihr ein Geist erschienen: wir dürfen es doch nicht glauben, wenn der Geist nicht zugleich seine Gegenwart in der Erscheinungswelt darthut. Daraus entspringt aber wieder eine neue Schwierigkeit. Ein Geist nämlich, welcher umgeben von einer körperlichen Hülle erscheint, tritt damit zugleich in die Reihe der Erscheinungen und wird den Gesetzen der Erscheinungswelt unterworfen. Die Geister der Frau H. „sehen aus wie eine dünne Wolke, sie scheinen im Sommer und im Mondschein heller als im Dunkeln, ihre Gestalt ist immer so, wie sie wol im Leben war, nur farblos grau; auch ihre Kleidung ist, wie sie im Leben war, aber farblos wie aus einer Wolke." Auch die leichteste Wolke, der zarteste Nebel und Höherauch gehört der Erscheinungswelt an, entsteht und vergeht nach denselben Gesetzen, denen die dichteren Massen ihr Dasein verdanken. Die Seherin sieht ihre Geister nicht mit geschlossenen Augen, mithin ist die Form derselben eine sinnliche, aber mit dem geistigen Auge durch das leibliche. Dies scheint wunderbar, läßt sich aber auf eine doppelte Weise erklären. Entweder war dieses Sehen mit geöffneten Augen nur ein phantastisches, wie Wahnsinnige und solche Kranke, deren Nervensystem sehr angegriffen ist, oft am hellen Tage mit offenen Augen allerhand Gestalten zu erblicken glauben, die auf sie eindringen, zu ihnen reden, sie angreifen, sich neben sie legen und was dergleichen mehr ist. Es könnte aber auch zweitens jenes geistige Auge nichts weiter bedeuten als eine besondere Schärfung des leiblichen, eine Voraussetzung, wozu uns der organische Magnetism, das Gebiet, in welchem das Leben der Seherin sich bewegte, selbst berechtigt. So gut als in diesem magnetischen Leben die Thätigkeit des Gangliensystems und der benachbarten, von ihm abhängigen Organe gesteigert wird, sodaß die Somnambule entfernte Ereignisse wahrnimmt und Zukünftiges voraussieht: ebenso gut kann durch eine Rückwirkung des Gangliensystems auf die Organe des Gehirns, sowie durch den Consens und die Mitleidenheit der einzelnen Stämme des Nervensystems die Thätigkeit des Gesichtsnerven in dem Maße gesteigert werden, daß sie wahrnimmt, was andern Augen im normalen Zustande verborgen bleibt. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, und wenigstens das Gegentheil durch nichts bewiesen, daß es einen somnambulen Zustand gibt mit wachenden Augen. Die Seherin scheint sich oft in einem solchen befunden zu haben. Das Auge in seinem Normalzustande hat, wie jeder andere Sinn, seinen Wahrnehmungskreis, den es nicht zu überschreiten vermag. Was darüber hinausliegt, bleibt unsern Sinnen verborgen. Aber deshalb ist jenseit dieser Gebiete kein Leeres. Mikroskope und Teleskope beweisen das Gegentheil. Sie enthüllen uns eine Welt, wovon unsere sich selbst überlassene Sinne sich nichts träumen lassen. Würde man es nicht für ein Märchen halten, wenn uns Jemand alles Ernstes versicherte, in einem Tropfen eines Aufgusses bewege sich ein Volk von Thieren von mannichfacher Bildung und Lebensweise, oder ein blasses Nebelstreifchen am Himmel sei ein Sonnengebiet, ja ein Weltensystem? Und doch ist dem so. Welcher außerordentlichen Verfeinerung Gesicht, Gehör, Geruch fähig sind, beweisen mehre Thiere, gegen welche wir in dieser Hinsicht Anfänger sind. Muß dies nicht in uns den Gedanken erwecken: Es gebe mitten unter uns, um uns eine Welt mannichfaltiger Wesen und Formen des Seins, wo unsere stumpfen Sinne, die grobgegliederten, das Leere wähnen? Und sollten dies immer nur Wesen sein, die unter uns sind, und der Verkehr mit andern, höhern, absolut und ewig abgeschnitten sein? Selbst der keckste Zweifler wird dies nicht zu behaupten wagen. So dürfte es uns wol schwer werden, die Aussagen der Seherin ganz zu verwerfen und als Gebilde des Wahnsinns zu betrachten. Wir wollen indessen damit nicht die Wahrheit ihrer Gesichte beweisen, sondern blos die Möglichkeit ihrer Anschauungen darthun, und uns da vor absprechenden Urtheilen sicherstellen, wo offenbar unsere Erkenntniß sehr beschränkt ist. Nicht zu übersehen sind in dieser Hinsicht die Ereignisse, welche in die dritte Rubrik gehören. Dazu rechneten wir die eigenthümlichen Phänomene in der Sinnenwelt, wodurch ein Geist seine unmittelbare Gegenwart kundthut. Eigenthümlich müssen sie sein, d. h. sie dürfen sich aus den uns bekannten Naturgesetzen nicht erklären lassen, weil sonst die Annahme einer Einwirkung eines Geistes überflüssig sein würde. Wie sehr Geisteskraft auf die Körperwelt einwirkt und welche Modificationen dadurch die Naturgesetze erleiden, lehrt uns die tägliche Erfahrung; aber eben weil es alltäglich geschieht, entgeht es unserer Aufmerksamkeit. Ein auf meinem Tische stehender Leuchter kann nach einem Naturgesetz umgeworfen, weggeschleudert werden, herunterfallen. Hebe ich ihn aber gerade in die Höhe, bewege ihn seitwärts in einem rechten Winkel und setze ihn, indem ich ihn erst schneller und dann langsamer bewege, ganz sachte wieder auf den Tisch, so ist dies kein reines Naturgesetz mehr, sondern ein psychisch-dynamisch-organischer Proceß, dessen Formel blos im Geiste liegt. Kein Mathematiker kann diese Art der Bewegung berechnen. Ist also nur das Factum gewiß, „daß z. B. ein Löf-

fel von keinem der Anwesenden, sondern wie von unsichtbarer Hand ihr aus der Hand genommen und in ziemlicher Entfernung von ihr auf den Teller gelegt wurde, ohne daß er wie geworfen fiel, sondern langsam durch die Luft ging" (Thl. I, S. 51), so ist es auch gewiß, daß hier noch eine andere Macht, außer der Naturkraft, im Spiele ist. Aber freilich die Richtigkeit des Factums werden die Menschen zu leugnen geneigt sein, und da es bekannt ist, daß aufgeregten Gemüthern die Einbildungskraft gar wunderbare Gestalten vorzaubert, und Gespensterfürchtige auch alltäglichen, unbedeutenden Erscheinungen ganz andere Ursachen unterschieben, so wird die Menge wol immer diese Vorgänge auf Kosten der Einbildungskraft setzen. Bedeutend bleiben sie indessen dennoch, weil sie durch mehre glaubwürdige Zeugen bekräftigt werden, gleichzeitig mit den Anschauungen der Seherin sind und mit ihren Aeußerungen zusammentreffen. Deshalb möchte es wol auf diesem Wege nicht gelingen, die Geister der Frau H. wegzudisputiren.

Allein es gibt noch eine andere Seite, von welcher diese Geister gefaßt werden können, und wo sie, nach unserer Meinung, bedeutende Blößen geben. Der erste Punkt ist: *Dieses Geisterreich muß in sich Wahrheit haben.* Der Ritter Weiler vom Lichtenberg, der doch wol schon lange gestorben sein muß, erscheint (Thl. II, S. 6) mit seinen sieben Kindern, dagegen sieht sie (Thl. I, S. 153) hinter einem Mädchen eine lichte Knabengestalt von ungefähr 12 Jahren, und das Mädchen sagt aus: ihr Brüderchen, das im dritten Jahre gestorben, würde jetzt gerade 12 Jahr alt sein. Beides ist unvereinbar; denn entweder wachsen die Geister nach dem Tode noch fort, oder nicht. Unmöglich können wir aber annehmen, daß die Geister, nachdem sie den irdischen Leib zurückgelassen haben, gerade in dem Verhältnisse fortwachsen, als es hier geschehen sein würde, wenn sie nicht gestorben sein würden, da dieses Wachsthum gerade durch diese bestimmten Körperorgane, die Nahrungsmittel und die ganze Lebensweise bedingt ist. Zweitens tritt uns hier abermals der fatale *Nervengeist* quälerisch entgegen. Er soll die Seele mit dem Leibe verbinden, mit ihr nach dem Tode übergehen, und durch ihn sollen die Geister vorzüglich im Stande sein, mit den Menschen in Verkehr zu treten und diesseits mancherlei Wirkungen hervorzubringen. Nun könnte man sich allerdings, sowie das Skelett uns die ganze Gestalt eines Menschen nach ihrem knöchernen Baue, ein anatomisches Präparat das Gewebe der Nerven oder der Blutgefäße in ihrem natürlichen Verlauf und Zusammenhange versinnlicht, also auch den Nervengeist eines Menschen, nach der Hypothese der Seherin, als das ätherische, von der gröbern Organisation trennbare Gebilde des Menschen denken, welches den ganzen Habitus seiner Persönlichkeit, gleichsam eine ideale Handzeichnung desselben, darstellt: es würde aber davon doch alles Dasjenige ausgeschieden bleiben, was materieller ist, und noch vielmehr das blos Aeußere, Zufällige, wie die Bekleidung. Was soll man aber zu Geistern sagen, welche nicht blos lange faltige Gewänder und eine eigenthümliche Kopfbedeckung tragen, sondern auch weiße Röcke, tiroler Hüte, Stiefeln und Sporen, mit denen sie klingen, und sogar vorstehende Zähne und Zahnlücken zeigen? Solche Geister fallen ins Lächerliche. Und warum tragen sie denn keine Kopfhaare?

Der dritte und wichtigste Punkt endlich ist aber dieser: Der Hebel des ganzen Geisterreichs ist, nach den unzweideutigen Aeußerungen der Seherin, Christus. Der Glaube an ihn ist, was die Geister suchen. Er erlöst sie aus dem Zwischenreiche und macht sie selig. Das Geisterreich muß mithin mit dem Christenthum übereinstimmen: dieses Stützpunkts beraubt, fällt es in sich selbst zusammen. Ein Zwischenreich, Hades, oder wie man es nennen will, ist an sich, richtig verstanden, weder dem Christenthume noch der Philosophie entgegen. Denken wir uns eine Fortdauer nach dem Tode mit dem Bewußtsein unserer Persönlichkeit, und daß nicht Jeder, welcher dem Hades zueilt, zuvor einen Becher aus der Lethe getrunken, so kann doch ein Jeder nur fortdauern in seiner bestimmten Persönlichkeit; Niemand denkt sich gewiß einen Blödsinnigen und Bornirten neben den Heroen der Menschheit, einen groben Verbrecher neben einem Tugendhaften, als zugleich derselben Seligkeit theilhaftig, in die gleichen Umgebungen versetzt und zu demselben Wirkungskreise berufen. Jeder kann auch dort nur wirken nach seiner Einsicht, seiner Fähigkeit und nach dem Maße seiner Tüchtigkeit. Der Gott der Liebe ist auch ein Gott der Gerechtigkeit und der Vergeltung. Sehr treffend sagt die Seherin: „Im Zwischenreiche geht die Besserung einzig aus sich selbst. Der Geist ist nun sich selbst anheimgestellt. Seine Grundneigung muß heraus; da ist keine Zerstreuung, keine Weltbeschäftigung, das ganze sündliche Leben liegt dem Geiste in Einem Zeichen vor Augen." Fügt sie aber hinzu: „Ein geschwächter, niedrigstehender Geist ist nach dem Tode, wo er die Unterstützung der Seele nicht mehr hat, noch schwächer als im Leben. Er sucht bei mir Hülfe, und kann nur durch mich auf andere Menschen wirken. Die Geister können nicht alle Menschen sehen, sondern nur hier und da einen" (Thl. II, S. 16, 65, 221), und gleichwol habe ein Anderer gesagt: „Geister sind unbeschränkt im Sehen" (Thl. II, S. 117), so enthält dies nicht blos einen Widerspruch in sich, sondern widerstreitet auch dem Christenthume. Ein Zwischenreich, was eine Besserungsanstalt sein soll zur Reinigung und Beseligung, muß diesem Zweck entsprechen. Es darf den Geistern nicht an Veranlassung zur Besserung fehlen, der ganze Wirkungskreis und alle Umgebungen müssen darauf berechnet sein, sie zum Bessern zu leiten, in jedem guten Vorsatze zu stärken und vor Rückfällen zu bewahren. Die Geister der Frau H. dagegen befinden sich in einem wahrhaft kläglichen Zustande. Die seligen Geister bekümmern sich nicht um sie, außer daß sie diejenigen unterrichten, welche ohne ihr eignes Verschulden den Heiland nicht kennen lernten; auch fühlen sie sich mehr zu Menschen als zu jenen höhern Wesen hingezogen; sie müssen aber warten, bis einmal eine Somnambule zu dem Grade der Klarheit gelangt wie Frau H. Und diese, zur Rettung ihrer Geister berufen, stößt sie von sich! Wären nun auch jene Aeußerungen der Seherin richtig, daß nicht blos Diejenigen, welchen der Glaube an Christus fehlt, in dieses Zwischenreich gewiesen sind, sondern auch schon ein irdischer Gedanke in der Seele hinreichend ist, sie an die Erdennähe zu binden, wie denn der eine Geist in der vierten Thatsache, welcher zwei Waisen um das Ihrige gebracht, nicht eher zur Ruhe gelangen kann, als bis durch Frau H. zwei andere Waisen, die aber gar nicht arm sind, aber in demselben Hause wohnen, wo jene wohnten, neun Groschen erhalten, so müßte ja die Atmosphäre von Geistern wimmeln. Denn wer hat beim herannahenden Tode nicht noch etwas auf dem Herzen? Wie widersinnig, einer Vorsehung ganz unwürdig würde es aber nicht sein, diese unzähligen armen Geister so lange schmachten zu lassen, bis einmal nach tausend Jahren eine Somnambule zu dem Grade der Klarheit gelangt, wie Frau H.? Der eine Mann, dessen Geist ihr erschien, war schon 1529 gestorben. Und findet sich ja Einer auf dem Wege der Besserung, so spottet ein böser seiner und sucht ihn durch Spott wieder vom Guten abwendig zu machen. (Thl. II, S. 115, 121.). Wer es vermag, reime dies mit der ewigen Liebe. Daß viele in der Seherin von Prevorst genannte Personen alle Aeußerungen der Seherin für buchstäblich wahr halten, fällt uns nicht auf, weil wir nicht wissen, auf welcher Geistesstufe jene Personen stehen; auch dem sanften, gemüthlichen Dichter Kerner mag Manches hingehen, obwol wir von einem Arzte eine ruhigere Prüfung erwartet hätten; aber daß ein, übrigens achtungswürdiger Philosoph, wie Hr. Eschenmayer, dies Alles für das wahre Evangelium, für die Offenbarungen einer gottgesandten Prophetia hinnimmt, ohne nur den leisesten Zweifel an den Thatsachen zu äußern, das ist stark, sehr stark!

Karl Friedrich Bachmann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 81. —— 21. März 1832.

Nordamerikanische Zustände, insbesondere im Schul- und Kirchenwesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

Den 9. Juli 1831, im Staate Ohio, im Walde zwischen Columbus und Newark.

1. Prediger und Lehrer.

Die Wege sind so schlecht, daß wir einige Stunden rasten und auf Hülfe warten müssen. Ich will diese Zeit dazu anwenden, meinem lieben R... einige Nachrichten von seinem vagabundirenden Freunde zukommen zu lassen. Als ich noch bei meinen Bauern hinter den blauen Bergen war und das Heil ihrer Seelen zu besorgen hatte, wohnte ich bei einem Schmied im Hause. Seine Großältern waren von Deutschland eingewandert. Sein Haus steht mitten im Walde isolirt, in einer Entfernung von mehren Meilen sind die nächsten Häuser, und bis zur nächsten Stadt hatte ich 20 Meilen. Er hatte nebst seiner Frau den größten Theil seiner Grundstücke selbst urbar gemacht (geklart); durch 14jährige harte Arbeit war er wohlhabend geworden und wollte nun seine zahlreiche Familie was lernen lassen. Ich kam mir dabei vor wie Robinson auf der wüsten Insel, denn meine nächste Umgebung war gewiß nicht unterhaltender wie seine Lamas, und die Pfarrer und Farmer (Bauern) in der Nähe ebenfalls zu roh und allem geselligen Leben zu sehr entfremdet, als daß der Umgang mit ihnen hätte angenehm sein können. Ich verkehrte deshalb mit ihnen nur, um ihre Art und Weise kennen zu lernen, und mußte, wenn ich mich einmal vernünftig unterhalten wollte, über das blaue Gebirge reiten zu Wesselhöft, der 18 Meilen von mir wohnte, oder zu einem jungen Pfarrer, der kurze Zeit vor mir aus Würtemberg eingewandert war und 15 Meilen weit wohnte. Zuweilen ist aber die Communication sehr schwierig, und einmal war sie ganzer acht Tage gesperrt, und wir mußten uns erst mit acht Pferden Bahn brechen durch tiefen Schnee. Es wurde mir Anfangs sehr schwer, mich den pennsylvanischen Deutschen verständlich zu machen, weil ihre Sprache ein Gemisch von Schwäbisch-Deutsch und Englisch ist und sie das Hochdeutsche nicht verstehen. Mein Schmied tröstete mich damit, daß ich in einigen Jahren wol Deutsch lernen würde. Obgleich nun die Bauern das Hochdeutsche durchaus nicht verstehen, so verlangen sie doch, daß in hochdeutscher Sprache gepredigt werde.

Die Kinder kommen meist in die Schule geritten, um die Elemente, d. h. buchstabiren, stümperhaft lesen und ihren Namen schreiben zu lernen. Dafür zahlen dann die Aeltern täglich 1½ Cent, ungefähr 9 Pfennige, und wenn der Schulmeister, wie das gewöhnlich der Fall ist, abwechselnd bei den Bauern ißt und schläft, etwas weniger. Nur Taugenichtse oder Leute in der größten Noth geben sich zu diesem Geschäfte her. Es ereignet sich sehr oft, daß der Schulmeister sich in der Schule besäuft und dann die Kinder machen läßt, was sie wollen. Von einem Schulmeister, der geläufig lesen kann, heißt es: „er ist ein arg gut gelernter Kerl".

2. Kirchenbesuch.

Auf dem Lande („im Busch") ist der Kirchgang für die deutschen Prediger sehr beschwerlich. Ich hatte drei Meilen bis zur Kirche. Weil die Bauern in einzelnen zerstreuten Häusern leben, so gewinnen die Sprengel eine bedeutende Ausdehnung, und dennoch geschieht es häufig, daß ein Sprengel von 20—25 Meilen im Durchmesser nur einen einzigen Prediger hält, der sich dann in die Nothwendigkeit versetzt sieht, an Einem Sonntage in vier bis fünf Kirchlein herumzu preachen. Diese Kirchlein stehen meist isolirt im Walde. Deswegen reitet oder fährt Alles in die Kirche, Männer und Weiber, zuweilen eine ganze Familie auf Einem Gaul. Gewöhnlich ist neben der Kirche ein Schulhaus, in welchem sich die Gemeinde versammelt. Hier labt man sich vorher an Whisky (Kornbranntwein) und bietet auch dem Pfarrer davon an, mit dem überhaupt die Gemeinde auf dem vertraulichsten Fuß steht, über landwirthschaftliche und politische Gegenstände spricht und dann unter seiner Anführung in die Kirche zieht, wo dann Jeder es sich so bequem als möglich macht, sich auf die Bank legt, stellt, kniet, im Sommer — was selbst Prediger thun — die Röcke auszieht u. dgl. Je gemeiner der Prediger spricht, desto angenehmer ist er den Bauern. Gemeiniglich hört man in den Kirchen tolles, wunderliches Zeug. So predigte Einer, dessen Zuhörer ich war, über den Zustand der Menschen vor der Offenbarung und ohne dieselbe, und nach und mit der

*) Vgl. ein Schreiben des Verfassers in Nr. 344 d. Bl. f. 1831. D. Red.

selben: im ersten seien sie den Thieren gleich gewesen, im letzten ständen sie wenig unter den Engeln.

3. Predigerlehre.

Wer Pfarrer werden will, geht zu einem andern in die Lehre und wird von diesem zur Betreibung des Mechanischen seines Gewerbes abgerichtet; der Student muß dem Pfarrer tüchtig zahlen und gewöhnlich außerdem noch im Hauswesen behülflich sein, z. B. Holz spalten, Haus kehren, die Pferde besorgen u. dgl., kurz, was bei uns ein Knecht zu verrichten pflegt. Dafür läßt der Pfarrer ihn seine wenigen schlechten Bücher lesen und einige Predigten auswendig lernen. An Theologie und Schriftverständniß ist nicht zu denken. In einigen Gegenden von Amerika leben die deutschen Prediger seit einiger Zeit in einem Synodalverbande und haben Seminare gegründet; Beides ist aber von wenig oder gar keiner Bedeutung und wird nie bedeutend werden, weil sich die amerikanischen Deutschen zu wenig für Religion und Kirche interessiren und das Deutsche in Amerika abstirbt; nur die neu Einwandernden halten die Sprache noch aufrecht. Englische Sprache und Sitte ist Sprache und Sitte der Nation, und jeder Einwandernde sucht sich bald möglichst zu anglisiren und thut wohl daran.

4. Sektenwesen.

Ich habe die Zeit in Cincinnati hauptsächlich dazu verwandt, Sprache, Sitten und Gebräuche der Anglo-Amerikaner kennen zu lernen, insbesondere das Kirchen- und Schulwesen. Cincinnati, die Western-City oder Königin des Westens liegt am rechten Ufer des Ohio, ist einen Hügel hinan gebaut und im Kreise von höhern, mit Wald bedeckten Hügeln umgeben, die der Stadt ein sehr schönes Ansehen geben. Gegenüber auf dem linken Ufer des Ohio bilden die Hügel auch einen Halbkreis, sodaß die Anhöhe, auf der Cincinnati steht, wie in einem Kessel liegt. Der Ohio bildet hier die Grenze zwischen den Staaten Ohio und Kentucky. Die Straßen der Stadt sind breit und laufen theils parallel mit dem Ohio, theils stoßen sie perpendiculair auf ihn und durchschneiden sich in rechten Winkeln, alle gut gepflastert. Vor 40 Jahren lebten hier noch Wilde, und noch zeigt man Hügel, welche die Indianer aufgeführt. Die Stadt ist die wichtigste in den westlichen Staaten der Union und zählt jetzt 30,000 Einwohner und 20 und einige Kirchen, wo verschiedene Sekten auf verschiedene Weise ihre Götter verehren. Du findest hier Presbyterianer, Covenanter, Deutschreformirte und Lutherische, Episcopalen, verschiedene Sekten von Methodisten, Baptisten, Quäker, Swedenborgianer, Unitarier, Universalisten, Katholiken, Juden u. s. w., und mit Allen habe ich Bekanntschaft gemacht, ja sieben Wochen lang in einer Presbyterianerfamilie gewohnt.

a. Presbyterianer. Die Presbyterianer bilden, wenn auch nicht die zahlreichste, doch die angesehenste Kirche in den Vereinigten Staaten. Es ist Dir bekannt, daß sie crasse Prädestinatianer sind. Keine Sekte ist strenger und unduldsamer als diese, doch sie ist im Abnehmen, der Geist ist von ihr gewichen, und ihre Geistlichkeit thut alles Mögliche, ihn wieder lebendig zu machen und meint irrigerweise, ihn durch vieles Predigen und Beten wiederzuerwecken. Ueber Sonntagsfeier haben sie die crassesten jüdischen Begriffe. Vor einiger Zeit haben sie sogar eine Petition beim Congreß eingereicht, daß keine Posten Sonntags gehen sollten, wurden jedoch abgewiesen. Bald darauf baten dann die Juden in einer Bittschrift um den Stillstand der Posten während ihres Sabbaths, natürlich mit gleichem Erfolge. Dieselben Presbyterianer jedoch, welche vor etwa 10 Jahren die Methodisten der Sabbathschändung anklagten wegen der camp-meetings (gottesdienstliche Versammlungen in freiem Felde), haben jetzt häufig solche camp-meetings, um revivals hervorzubringen und Seelen vom Feuer und ewiger Verdammniß zu retten. Ich war vor Kurzem in einer solchen camp-meeting, die in der Nähe der Stadt — gewöhnlich ist die Entfernung bedeutender — gehalten wurde. Zwei Meilen von der Stadt waren mitten im Walde Zelte aufgeschlagen, in welchen die einzelnen Familien während der camp-meeting wohnten; von Morgens früh bis Abends spät wurde abwechselnd gebetet, gesungen, gepredigt; wie es in der Nacht zugegangen sein mag, weiß ich nicht; ich begab mich vor Nacht nach Hause, weil ich keine Gelegenheit wahrnahm, wo ich etwas hätte zu essen bekommen können, denn gekocht wurde nicht. Hölle und Verdammniß war der Hauptgegenstand ihrer Predigten. Außer Bibelvertheilung und Missionen wenden sie noch ein anderes Mittel an, um die Religion wiederzubeleben, nämlich Sonntagsschulen, wo Religion, die in den gewöhnlichen Schulen nicht gelehrt wird, Hauptgegenstand ist. Hier habe ich selbst gesehen, wie die Kinder abgerichtet werden. Auf Commando müssen sie die Augen schließen, die Hände zum Gebet ausstrecken und Gebete nachplappern, worin sie ihre schwere Sündenschuld bekennen; insbesondere aber wird ihnen eingeprägt, den Sabbath heilig zu halten; am Sonntage zu spielen, sei eine der größten Sünden. Des Sonntags bekomme ich nie warmes Essen, und meine Wirthsleute singen und beten den ganzen Tag. Von diesem Vorurtheil sind denn auch die übrigen, sonst freier gesinnten Sekten angesteckt. Diese äußere Frömmigkeit oder Frömmelei und das Kirchengehen ist ohne Ende. Den ganzen Sonntag sieht man die Straßen voll von solchen andächtigen Kirchengängern, welche sich an diesem Tage in ihrem höchsten Putze zeigen und in die Kirche gehen, nicht um zu hören, sondern um zu sehen und gesehen zu werden. Der Sonntag wird so strenge gefeiert, daß in manchen Staaten an diesem Tage kein Wirthshaus besucht und kein, auch das unschuldigste Spiel gespielt werden darf. Am Sonntage sind alle Läden geschlossen, man hört keinen Hammerschlag, kein Wagen fährt durch die Straßen, und Alles nimmt eine so feierliche Stille an, daß die Straßen gleichsam ausgestorben zu sein scheinen, bis der Gottesdienst anfängt. Die Prediger der Anglo-Amerikaner sind gewöhnlich gebildeter als die deutschen, und um deswillen ihre Predigten besser. Auffallend war mir, daß unsere Hauptfesttage: Ostern, Pfingsten u. s. w., hier gar nicht bekannt sind und als gewöhnliche Werktage angesehen werden.

b. Quäker. Außer den Quäkern gibt es hier viele Leute von 20, 30 und mehr Jahren, die noch nicht getauft sind. Aeltern, welche mehre Kinder haben, lassen diese gewöhnlich auf einmal taufen. Man schiebt auch wol die Taufe auf, um kurz vor dem Tode durch dies Bad von allen Sünden reingewaschen zu werden. Die Quäker, deren in den Vereinigten Staaten über 150,000 sein sollen, haben auch in Cincinnati Meetinghäuser. Seit einigen Jahren ist ein ernstliches Schisma unter ihnen; ein Theil bekennt nämlich die Lehre der Unitarier und heißt Hicksites, von ihrem Führer Elias Hicks; der andere hängt der orthodoxen Lehre an. Da in Frage gestellt wurde, welche als Seceders von der Lehre der ursprünglichen Sekte anzusehen seien, so wurden die Freunde in London befragt, und diese sandten einen Brief, der ihren Gauben an die höchste Gottheit Christi, Inspiration der Schrift u. dgl. enthielt. Obgleich der Hicksiten noch einmal so viel sind als der Orthodoxen, so müssen sie sich doch nun eigne Versammlungshäuser bauen. Ich war in der Versammlung der Orthodoxen und in der der Hicksiten. Im Versammlungshause waren nur Bänke, das weibliche Geschlecht vom männlichen geschieden. Alles sitzt mit nachdenklichem Gesicht; nach einem halbstündigen Schweigen erhebt sich eine alte Frau: „Wir sind unserer zwar nur Wenige, aber der Herr sieht nicht auf die Zahl, sondern auf das Herz und die Gesinnung, und hat verheißen, wo Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt seien, wolle er mitten unter ihnen sein; ich weiß wohl, daß, was ich sage, Niemand von großem Nutzen sein kann, fühlte mich aber durch mein Gewissen gedrungen zu sprechen"; dann setzte sie sich, und nach einem halbstündigen Brüten gaben die Aeltesten das Zeichen zum Aufbruch durch gegenseitiges Händeschütteln. Bei einer andern Zusammenkunft kam der Geist über einen alten Mann; er entblößte sein Haupt und sprach von politischen und geistigen Revolutionen, die er erlebt. Anfangs ruhig, dann gradatim immer mehr schluchzend, aber sichtbar gezwungen und stoßweise einzelne Worte hervorbringend, erzählte er ziemlich verwirrt die Geschichte seiner Bekehrung, und wie glücklich er sich jederzeit in der Gemeinde gefühlt, auch zur Zeit der Trübsal und Verfolgung während der Revolution; dann ermahnte er die Kinder und setzte sich. Nach 15 Minuten erhob er sich von Neuem und wollte von der Sorge für das Irdische und der Vorbereitung für den Himmel sprechen. Er, als der Aelteste, gab das Zeichen zum Aufbruch durch Händeschütteln. In einer dritten Versammlung kam der Geist über Keinen, und es wurde gar nichts gesprochen. Sie erscheinen mir respectabler als die meisten übrigen Sekten und sind im Verkehr ausgezeichnet rechtlich.

c. Methodisten. Die Methodisten zählen in den vereinigten Staaten die meisten Glieder, nämlich 450,000, worunter 380,000 Weiße, 63,000 Farbige und etwa 2300 Indianer. Ihre Predigten sind gewöhnlich voll Feuer und Leben, aber selten schriftgemäß, ihr Gebet inbrünstig; die Stellen, welche besonders gefallen, werden von dem lauten Geschrei „Amen" der Gemeinde begleitet, und zuweilen ist auch der Ruhigste und Besonnenste in Gefahr, von dem Wahnsinn hingerissen zu werden. Hiermit contrastirt aber sehr das Tabackkauen während des Gottesdienstes — eine über ganz Amerika verbreitete Unsitte —; ich habe selbst gesehen, wie ein methodist preacher, ehe er den Kelch im Abendmahl nahm, zuvor ein Stück Taback in den Mund steckte. Auch hörte ich eine Methodistenpredigerin. Sie predigte über Mosis feurigen Busch. Dieser Busch sei ein Sinnbild des Schicksals der Israeliten, der Christen überhaupt und einzelner Christen; das Feuer bedeute die Leiden und Verfolgungen. Am Schlusse lud sie auf einen der nächsten Abende ihre Zuhörer zu einem Kampf mit dem Satan ein; ich war leider nicht im Stande, den Kampfplatz aufzufinden. Die Universalisten haben meist die Religionsmeinung des Origenes adoptirt, leugnen die Unsterblichkeit der Seele, beschränken deshalb Hölle und Himmel auf die Erde, glauben aber an die Auferstehung und vertheidigen ihre Ansichten mit scheinbaren Gründen; zum Theil sind sie Unitarier. Ich bin mit ihrem Geistlichen, einem gelehrten und einsichtsvollen Manne, genau bekannt geworden und will, wenn ich Verleger finde, in Deutschland einen Abriß ihrer Lehre und Proben ihrer Schrifterklärung drucken lassen. Sie boten mir eine Predigerstelle zu Marietta in Pennsylvanien an.

d. Unitarier. In der unitarischen Kirche habe ich die besten Predigten gehört, auch vortrefflichen Gesang mit Orgelbegleitung (gewöhnlich sind keine Orgeln in den Kirchen). Ihr Gottesdienst hat etwas sehr Feierliches. Der Unitarier Motto, mit goldenen Lettern in Stein gegraben, ist die Stelle aus dem Johannes: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum."

e. Katholiken. Die Katholiken, meist Deutsche, arbeiten mehr im Stillen und machen, unterstützt von Rom, bedeutende Fortschritte in ihrem Streben. Ich hörte eine schlechte Predigt in ihrer Kirche über das allgemeine Verderben, worin unter anderm Unsinn angeführt wurde: das ungesunde veränderliche Wetter in Cincinnati, sowie überhaupt alles Uebel in der Natur sei eine Folge von Adams Fall.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Monsignore Majo mag gegen die deutschen Gelehrten nicht allemal ein zuvorkommender Bibliothekar sein, aber ein gelehrter und ein fleißiger Mann ist er. Vielleicht wäre es großmüthiger, wenn er die Schätze, die er allein nicht alle heben kann, Andern, die dazu die Fähigkeit haben, zugänglich machte; aber da er das einmal nicht thut, was er beim Papste und der öffentlichen Meinung verantworten mag, so muß man doch Das preisen, daß er selbst so viel zu Tage fördert, als ein fleißiger Mann nur vermag. Von seiner „Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab *Ang. Majo*, bibliothecae vaticanae praefecto, Romae, typis Vaticanis" ist mit dem Schlusse des Jahres 1831 der vierte und fünfte Band erschienen, jeder von etwa 800 Seiten, die zwar dieses Mal weniger Mühe gekostet haben mögen, da er bedeutende fremde Vorarbeiten benutzen konnte, doch bleibt auch nach diesem Abzuge noch hinreichendes Verdienst für ihn übrig. Für alle die Gläubigen, welche meinen,

daß ein Präfect der Vaticana nur die rechten Schränke aufzumachen brauche, um die Lustspiele des Menander oder die fehlenden Bücher des Livius fertig gebunden herauszunehmen, bringen auch diese letzterschienenen Bände eine neue Täuschung. Nicht eine Seite voll gewinnt der bisherige Bestand der im engsten Sinne sogenannten classischen Literatur, und selbst das Arsenal der Philologie wird nur sehr fragmentarisch durch das hier Gegebene bereichert. Im vierten Bande finden sich nämlich die Originalacten einer im J. 1166 unter dem Kaiser Emanuel Komnenus zu Konstantinopel gehaltenen Synode über den Satz, daß Gott der Vater größer als Christus sei; wodurch weder das Christenthum noch das positive Wissen wesentlich gefördert werden möchte. Alle Unterschriften, welche die Originalprotokolle bekräftigen, sind hier mit abgedruckt; aber in dem Manuscripte, woraus Majo schöpfte, sind gerade die Stellen verstümmelt, wo die Purpursignaturen des Kaisers sich finden mochten. Die zweite, bedeutendere Hälfte dieses Bandes gibt das Verzeichniß der arabischen Handschriften des Vaticans, mit einem Anhange, der die persischen und die türkischen aufzählt. Dieses Verzeichniß war bestimmt, schon unter Benedict XIV. ans Licht zu treten, der bekanntlich im J. 1756 einen Katalog der hebräischen, 1758 u. 1759 einen der syrischen in Folio (2 Bde.) durch Stephan Evodius und Joseph Simoni ausarbeiten und herausgeben ließ. Von dem vierten, den arabischen Handschriften bestimmten Bande waren schon 10 Bogen oder 80 Seiten gedruckt, als in den Zimmern der Assemani im Vatican Feuer auskam, das alles bis dahin Gedruckte und auch alle Vorarbeiten zum fernern Drucke zerstörte. Die zehn Bogen waren nur einmal, wie durch ein Wunder, in Rostock erhalten. Glücklicherweise gab es noch außer dem Verbrannten einen andern Katalog, der von den Assemani, einer orientalisch-gelehrten Familie von Maroniten, die erst kürzlich mit Antonio, auch einem bei der Vaticana angestellten Maroniten, ausgestorben ist, nach und nach ausgearbeitet war. Aber diese Vorarbeiten, die niemals bei den sprachgelehrten Deutschen im Rufe großer Gründlichkeit standen, bedurften wesentlicher Ueberarbeitungen; und diese ihnen durch Zuziehung gelehrter Freunde gegeben zu haben, ist das Verdienst Hrn. Majo's, der keine Mühe scheute, um das mangelhaft Hinterlassene in einer der jetzigen Zeit genügenden Weise der Welt vorzuführen. Besondern Fleiß verwandte er auf die einst den Assemani eigenthümlich zuständigen Handschriften, die Clemens XIII. zu dem frühern Vorrathe hinzugekauft hatte. Jetzt beträgt die Gesammtzahl aller im Vaticane vorräthigen 787. Zwei Abhandlungen von Jos. Sim. Assemani über die ketzerischen Bücher bei den Morgenländern nebst ihrer Widerlegung und über die christlichen Völker des alten Patriarchats von Antiochien machen den Schluß des vierten Bandes aus, dessen Brauchbarkeit, nach der Ansicht deutscher Philologen, dadurch bedeutend verlieren muß, daß, aus Mangel arabischer Typen, kein Titel und keine Anführung in der Ursprache gegeben ist. Den wichtigern Theil des fünften Bandes hatte Gaetano Marini durch jahrelange Forschungen zusammengetragen; er bringt eine Reihe christlicher Inschriften in griechischer und lateinischer Sprache, vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis auf das Jahr tausend. Von jener Marini'schen Sammlung solcher Inschriften, welche eine vaticanische Handschrift unter dem Titel: „Inscriptiones christianae latinae et graecae aevi milliarii. Collegit, digessit, adnotationibus auxit *Caj. Marinus*, a bibliotheca vaticana item a scriniis sedis apostolicae", enthält, findet man hier ungefähr ein Viertel aufgenommen, durch Angelo Majo unter bequemere Uebersichten gebracht, durch eine ausführliche gelehrte Vorrede eingeleitet und durch neue Noten zu den von Marini hinterlassenen erläutert. Für die Freunde der christlichen Archäologie, die hier reichlichen Stoff zu weitern Forschungen finden, werden besonders die Kriterien von Werth sein, welche der gelehrte Herausgeber aufstellt, um christliche Gräber von heidnischen, Märtyrergräber von gewöhnlichen zu unterscheiden. Den übrigen Raum des fünften Bandes füllen Verzeichnisse orientalischer Handschriften, die sich an die schon gedruckten als Nachträge anschließen. Zuerst ein Katalog über 202 syrische, welche von der päpstlichen Regierung aus dem Nachlasse der Assemani erworben wurden; dann einige 80 hebräische, die im gedruckten Werke ausgelassen waren; einige wenige äthiopische, noch weniger slawische, zuletzt ein indischer Codex, und hinter diesem einige achtzig koptische. Aus einer vaticanischen Handschrift ist als Zugabe diesem reichen Inhalte eine Abhandlung von Jos. Sim. Assemani vom J. 1733 über die Kopten und eine andere über die Gültigkeit des Sacraments der Priesterweihe bei ihnen beigesteuert. Noch folgt ein kurzes Verzeichniß der armenischen Handschriften; genaue Blattweiser für die Angaben aus den syrischen, von Assemani erworbenen Handschriften, und ein paar geschichtliche Fragmente über die verschiedenen Streitigkeiten bei den Nestorianern und über die christlichen Bevölkerungen im Oriente machen den Schluß dieses so reich ausgestatteten Werkes.

Dante ist durch die neuere Richtung der Studien in Italien dermaßen in das innerste Denken der Italiener eingedrungen, daß man sicher ist, eine Anführung aus ihm zu finden, wo nur von fernher ein Anlaß dazu sich findet; und daß Alles eher versäumt ist als eine Beziehung, die mit seinen Gedichten ausfindig gemacht werden kann. Einen neuen Beweis für diesen Satz gibt jetzt Ritter Manno in seinem Werke: „Della fortuna delle parole. Libri due." (2 Bde., Turin, 1831, 16.), durch eine etymologische Deutung des Wortes Invidia, dessen sämmtliche Bedeutungen er bei Seite liegen läßt, um nur die Bedeutung klar zu machen, welche Dante im 13. Ges. des „Fegefeuers" damit verbindet. Dort stehen bekanntlich die Verdammten entlang eines Ufers, die Augenwimpern mit Eisendräthen, wie etwa abzurichtende Falken, durchbohrt. Nach der gewöhnlichen Erklärung wurde diese Strafe vom Dichter allegorisch gewählt, um daran zu erinnern, wie das Neideslaster die Augen verblende. Das findet Hr. Manno sehr frostig. Er meint die Sache anders erklären zu müssen. Invidia, nach seiner Zusammensetzung aus dem steigernden in und videre erklärend, nimmt er für das zu glühende Hinblicken auf Anderer Glück und Schicksal. Nicht die Augen des Geistes bedurften daher eine Strafe der Sünde, sondern die körperlichen Augen, die unter der Stirn stehen, und der Draht sei daher mit Absicht gewählt gewesen. Wollen wir aufrichtig bekennen, daß diese Erklärung uns um nichts die Sache deutlicher macht, und daß das gelehrte Citat aus Dante sich stattlich zwar ausnimmt, aber etwas hergezerrt aussieht, wenn nicht tiefer Eingehendes gegeben werden sollte. Das Buch selbst wird wegen seiner vielfältigen Belehrung bei sehr ansprechender Form empfohlen. Die Capitelüberschriften, z. B. über unedle Worte, die edel geworden — über edle Worte, die ausgeartet — über unschuldige Worte, die verdorben sind ꝛc., könnten dieses wahrscheinlich machen, vorausgesetzt, daß der Verf. nicht gepreßte Arbeit etwa besonders liebt. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 82. —— 22. März 1832.

Nordamerikanische Zustände, insbesondere im Schul- und Kirchenwesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 81.)

f. Swedenborgianer, Baptisten, Episcopalen. Der evangelisch-deutsche Pfarrer ist ein kläglicher Geselle, kann aber gut Predigten ablesen. Der Swedenborgische, ein Arzt, liebt über die Offenbarung zu sprechen; ich habe mehre seiner curiosen Predigten aufgeschrieben. Die Baptisten theilen sich in wenigstens zehn verschiedene Sekten, die ich zur Zeit noch nicht genau kenne. Die Weißen werden am ersten Sonntage jeden Monats im Fluß Ohio getauft, die Schwarzen im Canal; in einer ihrer Kirchen sah ich zuerst, daß die Schwarzen beim Gottesdienst einen besondern Platz haben. Der episcopalische Gottesdienst ist der geistloseste und langweiligste: Gesang des Chors, Gesang der Gemeinde bald mit bald ohne Orgelbegleitung, Ablesen von Gebeten aus dem common prayer-book, und zwar strophenweise nachgesprochen von der Gemeinde, bald stehend, bald sitzend, bald knieend — erbärmliches Predigtablesen. Von Zeit zu Zeit haben andere Sekten, deren Bekanntschaft ich noch nicht gemacht, religiöse Versammlungen im court house (Gerichtshaus) und in einem Tanzsaal, genannt der Bazar. Auffallend ist dem Fremden, daß die Geistlichen — mit Ausnahme der katholischen und episcopalischen — keine Amtskleidung haben; daß die Meisten ihre Predigten ablesen — sie sprechen deshalb auch „deliver a lecture". Die Prediger sehen ihr Amt nur als ein Geschäft an, und ist es ihnen nicht vortheilhaft genug, oder bietet sich ihnen ein anderes dar, wobei sie mehr Geld machen können, so changiren sie; es sind mir dergleichen Beispiele mehre bekannt. Einem Schuhmacher fiel es ein, Prediger zu werden; er ließ sich also im Fluß taufen und wurde engagirt. Nach einiger Zeit gab er dies Handwerk auf und treibt nun wieder nach wie vor sein altes Gewerbe. Das Schachern der Geistlichen wird nicht für unanständig gehalten. Verschiffungen, An- und Verkauf von Ländereien und andere Handelszweige sind eine Hauptbeschäftigung der beliebtesten Prediger, welche sich dadurch bereichern.

5. Bürgerlicher und religiöser Zustand der Schwarzen.

Die Farbigen haben in Cincinnati auch eine Kirche. Die Behandlung dieser Unglücklichen ist empörend und macht den Amerikanern nur Schande. Im Ganzen denken die Amerikaner kaum so gut von ihnen wie weiland die Juden von den Heiden oder die Pharisäer von den Samaritern. Freie sowol als Sklaven sieht man nur die niedrigste Handtierung verrichten, von andern sind sie theils durchs Gesetz, theils durch ein stillschweigendes Uebereinkommen ausgeschlossen. Das Benehmen der Weißen gegen diese Unglücklichen empörte mich schon in Neuyork aufs tiefste. Es ist gar nichts Seltenes, daß man die aufgeklärtesten Amerikaner in allem Ernst diese Behandlung vertheidigen hört; noch neulich sagte ein Kaufmann in Cincinnati zu mir: einen Hund oder Schwarzen erschießen, sei dasselbe. Ich hoffe zu Gott, gerechte Rache wird dereinst die Amerikaner für diese Gottlosigkeit treffen. Der Staat Kentucky, auf der andern Seite des Ohio, ist ein Sklavenstaat, und man hat mir erzählt, daß dort ein Weißer, wenn ein Schwarzer sich ungebührlich gegen ihn benimmt, ohne Anstand den Letztern niederstößt und straflos ist. In Cincinnati wohnen sie abgesondert in einem besondern Stadtviertel, und wenn Du es wagen wolltest, mit diesen Unglücklichen zu verkehren, so würdest Du augenblicklich mit Ausschließung aus der sogenannten gentilen (in der That gentilis) Gesellschaft bestraft werden. Dort haben sie auch ihre Kirche, wo der Gottesdienst von einem weißen Methodistenprediger versehen wird. Alle waren sehr geputzt, besonders schienen die Weiber die grellen Farben in der Kleidung zu lieben. Der Geistliche predigte über Gottes Vorsehung im Allgemeinen und Besondern, erzählte Bekehrungsgeschichten, unter andern die eines Sklavenhalters in Virginien; dieser habe während seiner Gottlosigkeit einen seiner Sklaven zu bloßer Kurzweil öfters in Gesellschaften predigen lassen, der Sklave habe allezeit für das Seelenheil seines Herrn gebetet, worauf Gott den Herrn mit einer Krankheit heimgesucht, und in dieser sei der Herr durch seinen Sklaven bekehrt worden und nun ein eifriger Christ. Alles wurde mit großem Feuer und Inbrunst gesprochen, unter beständigem Stöhnen und Seufzen, Amen und o Lord! der Zuhörer. Zuletzt betete ein anderer Weißer unter schrecklichen Gesichtsverzerrungen und furchtbarem Geschrei, begleitet vom Beifallsruf und Geklatsch des Predigers und der Gemeinde. Auch haben diese Schwar-

zen in Cincinnati eine Sonntagsschule, in der ich mehre Male gelehrt.

6. Allgemeiner religiöser und sittlicher Zustand.

Mit dem Schulwesen steht es, wie schon gesagt, erbärmlich. Die Lehrer sind unwissend und lassen die Schüler machen was sie wollen. Der Amerikaner läßt seine Kinder nur das Nothwendigste lernen und was mit ihrem dereinstigen Geschäft in unmittelbarer Berührung steht; mehre Lehrer sagten mir, ihr Geschäft sei neither profitable nor honorable. Gesetzlich ist völlige Religions- und Gewissensfreiheit hier, aber nicht immer in praxi. Die Presbyterianer sind im Besitz der bedeutendsten Stellen in Staat, Kirche, Schule und bei den Gerichtshöfen, und Du kannst Dir einbilden, daß sie Gebrauch machen von ihrer Gewalt. Die Liberalität in Religionssachen hat sich unter das Volk verbreitet, und eben damit eine Gleichgültigkeit gegen die Verehrung Gottes unter dem Pöbel erzeugt, welche die Menge der Sekten und der dadurch verbreitete Geist der Frömmelei in Worten laut auszusprechen verbietet, die sich aber laut genug durch die That ausspricht. Es ist Thatsache, daß hier Viele sind, die schon vier bis fünf Mal die Religion changirt haben. So wird die Gottesverehrung zu einem Kleide, das man täglich, ja stündlich wechseln kann. Viel Veranlassung zu diesem öftern Tausche geben die Sekten — einige und sechzig. Beinahe nirgends in der Welt wird man eine Spur von einer Sekte finden, welche nicht auch in den Vereinigten Staaten ihre Anhänger hätte. Diese Menge Sekten würde für einen andern Staat in politischer Hinsicht gefährlich werden, weil die Verfassung der europäischen Staaten zu sehr mit der Religion verwachsen ist und der Geist der religiösen Sekten neuerungssüchtig; hier aber nehmen diese Sekten einen andern, liberalen Charakter an, und im Ganzen herrscht eine unbegreifliche gegenseitige Toleranz, die aber nicht so sehr in der Vernunft als in dem Handelsgeist ihren Grund haben möchte. Beschnittene Juden sind sehr zahlreich, wie überall, wo es etwas zu speculiren gibt; aber es gelang ihnen in Amerika nicht wie in manchen Ländern Europas, den Alleinhandel ansichzureißen, weil hier die Zahl der christlichen Juden überwiegend ist; sie spielen deshalb in Handelsgeschäften, mit seltenen Ausnahmen, nur untergeordnete Rollen, sind jedoch mehr geachtet als in Deutschland. Viele von ihnen lassen sich taufen, besonders wenn sie durch eine Heirath zu ansehnlichem Vermögen gelangen können. Die Lage des Landes am Meere, die Menge und Trefflichkeit seiner Häfen, die große Zahl seiner schiffbaren Ströme und Canäle bestimmen Amerika zu einem Handelslande und die Amerikaner zu einem Handelsvolke. Der Handel hat in dem Volke den Handelsgeist erzeugt, der dem Unbefangenen aus jedem Geschäft, das sie treiben, aus jedem ihrer Gespräche nur allzu deutlich wird. Speculationen und Handelsgeschäfte sind das Hauptgespräch; selbst Politisches ist gewöhnlich nur insofern wichtig für sie, als es auf den Handel Beziehung hat. Das Ringen und Streben nach Reichthum ist allgemein, und aus diesem Gesichtspunkt sehen sie Alles an. Eben darum ist bei ihnen nur der reiche Mann geachtet, und keine Kunst oder Wissenschaft wird von der Mehrzahl geschätzt, wenn sie nicht Geld einbringt. Wenn Du von Jemand redest, so ist stets die erste Frage: Ist er reich, hat er Vermögen? Dies sind die einzigen Eigenschaften, welche Dir hier Werth geben können; andere Vorzüge, die Dich wahrhaft ehren, werden zwar auch zuweilen einigermaßen geschätzt, doch nur als Außerwesentliches. Dieser allgemein verbreitete Handelsgeist ist denn mit die Ursache, daß in den Meisten alle Scham erloschen ist, und daß Niemand Anstand nimmt, sein eigennütziges Inneres durch Wort und That zu enthüllen, in Gesellschaften eigennützige Absichten und Grundsätze ohne Scheu an den Tag zu legen. Unter diesem ewigen Handeln geht aller reinere Lebensgenuß verloren, und eine höhere Richtung ist mit ihm nicht vereinbar.

7. Gericht und Polizei.

In dem Justizwesen und in den bürgerlichen Gesetzen überhaupt ist England zum Muster genommen. In jedem Staate ist ein Obergericht (supreme court) und mehre Untergerichte, unter welchen wieder die Districtsgerichte stehen. In dem Stadtgericht hat der Mayor der Stadt den Vorsitz, und zwölf von der Stadt gewählte Bürger richten; jedoch sind bei jedem Proceß Advokaten zugegen, welche die Sache ihrer Clienten mündlich führen, aber wenn sie ihre Reden (meist aus dem Stegreife) gehalten, so entscheiden die Richter. Der Zutritt zu den Gerichten steht Jedermann offen, und sie sind fast immer mit müßigen Zuschauern angefüllt. Die Sitzungen sind in dem sogenannten court-house (gewöhnlich das schönste im Orte und mit Thurm und Glocken versehen, welche den Kirchen, die dergleichen nicht haben, in gewissen Fällen dienen müssen). In diesem Gebäude ist eine große Säulenhalle, die einen mit Schranken umgebenen Platz enthält. In den Schranken sitzt der Mayor der Stadt auf einer thronartigen Erhöhung, um ihn herum im Halbkreis die Richter, die gar oft als Abzeichen ihrer Würde Zöpfe tragen, sodaß sie dem Eingang den Rücken zukehren; auf beiden Seiten die zwei Parteien mit ihren Advokaten. Den Eingang in die Schranken besetzen zwei Constables mit langen Stäben, und nur Demjenigen ist der Zutritt gestattet, welcher in den Proceß verwickelt ist; aber außerhalb der Schranken bewegt sich immer eine große Volksmenge und horcht mit Aufmerksamkeit auf die Reden der Advokaten. Sobald diese aufgehört, gibt der Mayor sein Votum. Hierauf treten die Richter in ein Nebengemach, um sich zu berathen; vereinigen müssen sie sich, und sollten sie durch die Foderungen des Magens zu gleicher Meinung gebracht werden. Für ärmere Personen ist ein eigner Procurator vom Staat besoldet. Bei Entscheidung des Processes wird streng auf den Buchstaben des Gesetzes und die Anklage gesehen; ein geringfügiger Nebenumstand gibt oft dem Proceß eine ganz andere Wendung. Feuersbrünste gehören zur Tagesordnung. In Neuyork erschallt fast jeden Tag mehre Male die Feuerglocke. Anfangs begab ich mich jedesmal auf die

Brandstätte, allein ich wurde des Dinges zuletzt überdrüßig. Die Feuer sind gewöhnlich absichtlich angelegt von Leuten, die ihre Hausmiethe nicht bezahlen mögen, denn ist das Haus abgebrannt, so ist der Eingemiethete frei von Zahlung; die Eigenthümer der Häuser sind in der Regel ziemlich gleichgültig bei einem solchen Brande, weil meist ihre Häuser und Alles, was darin, versichert ist. Die Feueranstalten sind aber gut.

8. Lebensart. Erziehung. Häusliches Leben.

Predigen und schulhalten kann Jeder, ebenso curiren, deshalb gibt es fast nur Quacksalber, die Alles durch Mercur curiren. Die Amerikaner sind meist kränklich, haben bleiche Gesichtsfarbe, verlieren früh die Zähne, sehen gewöhnlich wenigstens 10 Jahre älter aus als sie wirklich sind, und sterben früh. An alledem sind die klimatischen Verhältnisse und ihre verkehrte Lebensart Schuld. Wir haben hier heute unerträgliche Hitze und morgen vielleicht empfindliche Kälte und das unter dem 39. Grad nördlicher Breite. In Betreff der Lebensart weiß der Amerikaner nichts von diätetischen Regeln, und thut, wie ihm gelüstet. Kinder und Erwachsene essen und trinken, was ihnen gefällt: Eis und heißen Thee, Milch und Pfirsichen und Essig, unverhältnißmäßig viel Fleisch und fast gar kein Gemüse, das Fleisch alles gesalzen und gewöhnlich Schweinefleisch — auch im Sommer bei der größten Hitze. Die Kinder langen bei Tische selbst zu und nehmen, was ihnen beliebt. Kinder dürfen nicht geschlagen werden und können in solchem Falle selbst ihre Aeltern verklagen; ein Fremder, der einen jungen Taugenichts nur etwas unsanft berührt, muß in solchem Falle Strafe zahlen und obendrein ins Gefängniß wandern. Die Erziehung ist so über alle Maßen liberal, daß ich selbst gar häufig gehört, wie Kinder zu ihren Aeltern ungestraft gesagt: „Halt's Maul!" (Hold your tongue). Unter den amerikanischen Weibern findet man viele Schönheiten, aber selten oder nie — ich habe noch keine gesehen — eine Hausfrau. Unsere deutschen Jungfrauen können stolz darauf sein, daß so viele Deutsche zurückreisen, blos um sich Frauen zu holen; auch sind mir mehre Beispiele bekannt, daß Anglo-Amerikaner, die Deutschland bereist, sich von dort Frauen mitgenommen. Bei den Heirathen, die nach dem Belieben der contrahirenden Parteien entweder in der Kirche oder durch den Friedensrichter sanctionirt werden, kommt das Herz nicht ins Spiel, sondern lediglich der Geldsack. Die Frau thut hernach nichts als sich putzen und an öffentlichen Orten ihren Staat zur Schau tragen; vom Arbeiten wissen sie nichts. Die Gesetze nehmen sie in ihren ganz besondern Schutz; sollte z. B. ein Ehemann sich erlauben, seine Frau zu züchtigen, so kann sie ihn ohne Weiteres in die gaol (Gefängniß) sperren lassen. Echt weibliches Wesen, namentlich Bescheidenheit, habe ich bis dato noch bei keiner gefunden. Die Männer stehen in der Regel unter dem Pantoffel und müssen alle Arbeit entweder selbst verrichten oder verrichten lassen durch Diener; keine amerikanische Dame würde in eigner Person einkaufen, nein, sie schickt ihren gehorsamen Ehediener auf den Markt; da habe ich die ersten Geistlichen, Advokaten, Kaufleute und Aerzte gesehen mit dem Korb in der Hand, Eier, Butter, Fleisch u. dgl. einkaufend; ich bin selbst einige Male der Curiosität halber mit dem Korbe auf dem Markte gewesen.

Um sich an das Wesen und die Sitte der Amerikaner zu gewöhnen, dazu gehören viele Jahre; aber ein nicht ganz gefühlloser Deutscher kann sich hier nie glücklich fühlen. Die Amerikaner sind durchaus herzlose Gesellen. Ignoranz und Arroganz sind gepaart in ihnen; Beides könnte ich mit den amusantesten Beispielen belegen. Ich bereue es aber durchaus nicht, hier gewesen zu sein. Ohne die Erfahrung, die ich hier gemacht, würde ich mich in Deutschland nie glücklich gefühlt haben. Jetzt bin ich ruhig; Amerika war das einzige Land, das ich dem Vaterlande vorzog. Die meisten unserer hiesigen Freunde, die in dieses Land der Freiheit ausgewandert, sind in den günstigsten Umständen, aber keiner ist glücklich darin, und alle stimmen darin überein, daß Amerika kein Land für Deutsche sei. Stärker als je ist die Liebe zum Vaterlande in mir geworden, und mit Wehmuth denke ich zurück. Wenn ich auch in Betracht ziehe, daß jetzt, wo ich auf der andern Halbkugel lebe, die Schattenseite von Deutschland zurücktritt, so kann ich dennoch nur erklären, daß die deutsche Nation die erste auf dem Erdboden ist, und zwar einen langsamen, aber sichern Gang zur Glückseligkeit geht. Wilhelm Pirscher.

Poetische Wanderungen durch Rügen.

Ehe Kosegarten Rügen besang, kannten diese Insel die Stralsunder und Greifswalder und einige fleißige Leser der Geographien Hübner's und Büsching's. Jetzt ist ihr Ruhm weit erschollen, und schon wird sie die nordische Schweiz genannt, obgleich ihr Verhältniß zur helvetischen sich noch viel geringfügiger stellt als der sogenannten sächsischen; ein Vorzug ist ihr jedoch vor beiden sicher — die Aussicht auf das unbegrenzte Meer. In Anerkennung desselben wollen wir den Ruf malerischer, landschaftlicher Schönheit, den die Insel in den letzten Decennien erlangt, keineswegs schmälern und den Märkern, Mecklenburgern und Pommern ihre nordische Schweiz unverdächtigt lassen; Eins finden wir aber billig, nämlich daß dem Dichter Kosegarten irgendwo in Arkona, auf der Stubenkammer oder im freundlichen Putbus ein Denkmal der Dankbarkeit gesetzt werde. Gott hat Rügen erschaffen, Kosegarten hat die Schönheit der Schöpfung dargethan, ja er hat einigen Schmuck oder sogar Schöpfung aus eignen Mitteln hinzugefügt. Ihm verdankt Rügen Hertha's Burg und heiligen Hain, sodaß diese Insel, die erst 1309 durch einen heftigen Sturm vom festen Lande losgerissen sein soll, ein viel älteres Eiland wird, bis in die Zeiten des Tacitus hinaufreicht und universalhistorische Bedeutung erhält. Ein ähnliches Verdienst, und vielleicht in schönern Versen, erwirbt sich nun um die glückliche, vom fernhintreffenden Phöbus Apollo begünstigte Insel Fr. Furchau. Sein großes episches Gedicht „Arkona" wird vielen Lesern d. Bl. nicht unbekannt sein. Es zeichnet sich durch Erfindung, Bilderreichthum und einen correcten Vers aus. Neuerdings ist von ihm erschienen: „Die Insel Rügen, zwölf Gedichte von Fr. Furchau. Nebst einem Anhange zur Erläuterung." Stralsund, Struck. 1830. Gr. 8. 12 Gr. Es enthält zwölf poetische landschaftliche Gemälde. Schiller hat eine lange Recension über Matthisson's poetische Landschaftsmalerei geschrieben; es sei uns erlaubt, eine kurze An-

zeige über die von Fr. Furchau zu schreiben, welche vor den Gedichten des genannten Meisters, dem fast nur welsche Gegenden gefielen, den Vorzug haben, eine deutsche Landschaft darzustellen und in ihrer Reihenfolge dem Reisenden nach Rügen eine ganze locale Galerie zu liefern. Dieselbe fängt an mit dem lieblichen Putbus, wo Ruhe und Gesundheit zu finden sind. Von da geht es nach dem Jagdschloß und hierauf nach Mönchgut, wo Rügens älteste deutsche Bevölkerung wohnen soll.

Stillen Ernstes tiefe Deutung liegt
Auf den Höhen; wo das Feld sich biegt,
Schaut in's Land des blauen Meeres Auge
In der Fraun und Männer blaues Auge.

Treuer, stiller Einfalt alte Art
Ward wie des Gesetzes Pflicht bewahrt
Hier, am weit entlegnen Meeresstrande,
In der Sitte Brauch und am Gewande.

Spinnend an der Thür zum Rocken schaut
Ernst die Frau, ihr ward das Haus vertraut;
An dem Brunnen schöpfen Jungfraun schweigend,
Sittig Bild der lieben Vorwelt zeigend.

Und der Vater mit den Söhnen steht
An dem Strand; schaut, ob ein Segel geht
In des Meeres oft durchirrter Weite,
Das zum sichern Hafen treu er leite.

Die Mönchguter, deren Stillleben hier geschildert wird, erfreuen sich einer besondern Tracht, auf die der Dichter im achten der ausgeschriebenen Verse anspielt. Diese Tracht soll eine uralte deutsche sein, und auf diesen Umstand gründet man die Sage, daß die Mönchguter die deutschen Ureinwohner von Rügen wären, die ihre Halbinsel schon innehatten, ehe die Wenden und nach ihnen nochmals die Deutschen, Rügens jetzige Bewohner, einwanderten. Diese Tracht hat, neben einigen Modificationen, Aehnlichkeit mit der Tracht der altenburgischen Bauern, der Landleute der Herrschaft Asch in Böhmen, der Halloren in Halle und der Tiroler. Es ist bekannt, daß man die altenburger Bauern und die Halloren, hauptsächlich dieser Tracht wegen, für Abkömmlinge der Wenden hält; zu bemerken ist jedoch, daß anerkannte, bis jetzt noch ihre Stammsprache redende Wenden oder Slawen nirgends sich dieser oder nur einigermaßen ähnlicher Tracht bedienen, dahingegen die friesischen oder flämischen Bauern sich fast ebenso kleiden. Wäre nun nicht mit mehr Grund anzunehmen, daß Mönchguter, altenburger Bauern und Halloren niederländische deutsche Einwanderer in ehemals wendische Länder seien? Eine weitere Ausführung dieser Vermuthung gehört nicht in d. Bl., da sie aber weit verbreitet sind und viel gelesen werden, so veranlassen vielleicht gegenwärtige Zeilen einen kundigen Liebhaber solcher Forschungen, eine Zusammenstellung eigenthümlicher deutscher Landestrachten zu machen, wobei es sich denn mit mehr Sicherheit ergeben wird, wohin die altenburgischen Jacken, Hosen und Hüte zu rechnen sind, unter die Wenden oder Slawen, die sich ihrer nirgends bedienen, oder unter die Deutschen, bei denen hin und wieder doch etwas Aehnliches im Gebrauch ist. Wir kehren nach dieser antiquarisch-ethnographischen Excursion zu unserm Dichter zurück, der unterdessen um den Schmachtensee und über die Proraschanze nach Herthawall gewandert ist. Wir holen ihn daselbst ein und hören ihn folgendermaßen sprechen oder dichten:

Hoch im weitgeschwungnen Bogen tritt am See der Wall hervor,
Schwarz sich hüllend, wie die Trauer, die ein sel'ges Glück verlor.
Wo der Hertha heil'ger Wagen in den Rand der Welle fuhr,
Zeigt am uralt grünen Walle sich die noch bewahrte Spur,
Und es ist, als tön' am Ufer, wie mit schmerzlich tiefem Klang,
Ihrer Diener schnelle Klage, die der dunkle See verschlang.

Funfzig auf gleiche Weise wohl und feierlich lautende Verse besingen Hertha's Burg, und wenn diese Göttin, die Insel Helgoland vorziehend, nie auf Rügen geweilt hat, oder sogar, wie Andere behaupten, nur durch einen alten Schreibfehler der Copisten des Tacitus existirt und nie in der Wirklichkeit vorhanden gewesen ist, so kann man doch immer der Insel Rügen die Sage von ihr gönnen, denn es ist ihr daselbst, wie wir aus eigner Ansicht wissen, ein hübsches, schauerliches Plätzchen angewiesen, das manchen Reisenden erquickt, ergötzt und auf eine anständige Weise an uralte Vorfahren erinnert hat. Die der Herthaburg benachbarte Stubenkammer erhält zunächst ein Lobgedicht in antikem Versmaße, das wir aus unüberwindlicher Scheu vor deutschen Hexametern, besonders wenn sie sich dazu mit deutschen Gegenständen befassen, unberührt lassen wollen. Dennoch hätten wir darin gern die alte Sage erwähnt gesehen, nach welcher Stubo, der Trinkgott der heidnischen Deutschen, der sein Andenken auch im Stübchen Wein zu erhalten gewußt, auf der ragenden, lustigen Stubenkammer sein Heiligthum gehabt und ihr den Namen gegeben hat. Von Stubo's Felsen folgen wir nun dem Dichter zur nördlichsten Spitze deutscher Lande, zum meerumrauschten Arkona.

Weit hinaus, gen Nord, mit mächt'gem Ragen
Am weißen, hochgebognen Ufer, hebt
Sich einsam, in die Flut hinausgetragen,
Arkona's Wall, der in die Wolken strebt.

Das Gedicht schließt mit einem ermunternden Zuruf an Preußens Adler, ist aber, obschon länger, nicht so inhaltsschwer als W. Müller's „Adler auf Arkona" in einem Cyclus kleiner Gedichte, die er „Muscheln von der Insel Rügen" genannt hat. Furchau's poetisches Dutzend endet mit schönen achtzeiligen Stanzen zum Preise Rugards, von dessen Höhe ganz Rügen noch einmal überblickt und summarisch besungen wird. Da hierauf eine kleine prosaische Anweisung, wie die Insel am besten zu bereisen, folgt, so ist das Büchelchen allen Wanderern nach Stubo's Felsen als ein brauchbarer, geistvoller Gesellschafter zu empfehlen. 44.

Notizen.

Päpstliche Wunderthat.

Ferdinando Galiani, einer der berühmtesten statistischen Schriftsteller, aus den Abruzzen gebürtig, lebte im spätern Alter in der Nähe von Neapel. Er sammelte merkwürdige Steine, Mineralien und vulkanische Auswürfe des Vesuv, und schickte sie in sieben Kisten an den damaligen Papst Benedict XIV. mit der Aufschrift: „Beatissime pater, fac ut lapides isti panes fiant" (Heiliger Vater, mache diese Steine zu Broten). Und es geschah so. Der Sender erhielt das Canonicat von Amalfi dafür. (Ugoni, „Della letter. ital.", Th. II, S. 252.)

Portugiesischer Aberglaube.

Im Jahre 1822 liefen mehre Knaben einem Kaninchen nach, welches sich in eine Höhle in der Nähe von Belem flüchtete. Wie sie dort hineinkamen, fanden sie ein wunderthätiges Marienbild, vor dem das Kaninchen und ihr Hund knieten. Bald verbreitete sich der Ruf davon, und selbst die Königin von Portugal, Charlotte, schickte Geschenke dahin. Das Bild wurde mit großen Feierlichkeiten in die Kathedrale von Lissabon gebracht und es verrichtete dort unzählbare Wunder. Bald benutzte man dasselbe zu politischen Zwecken, und es trug zum Sturze der Cortes im J. 1822 bei. Noch im J. 1828 wurde an ihren Altar ein Ex-voto-Gemälde gehängt, auf dem Don Miguel von einem Engel auf den Thron geführt wird, begleitet vom 11. und 17. Regimente, welche bekanntlich unter dem Marquis von Chaves desertirten. Darunter steht folgende Erklärung: „Zur Ehre der Religion, zur Befreiung des Vaterlandes, der Einigkeit und Glückseligkeit der Portugiesen führt der Engel des Herrn durch die Vermittelung der Jungfrau Maria, Mutter Gottes, den Infanten Don Miguel, welcher die Siegerpalme über seine Feinde hält, auf den Sitz des Thrones, in die Arme seiner kaiserlichen Mutter." 2.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 83. — 23. März 1832.

Morgenländische Dichtungen von A. Oehlenschläger. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1831. 12. 3 Thlr. *)

Die deutsche Muse des dänischen Dichters, die auf dem vaterländischen Parnaß seit Jahren nicht mehr als Gast, sondern als eine der heimischen Göttinnen erwartet wird, hat uns diesmal mit einem so anmuthigen und frischen Blütenstrauße beschenkt, daß es uns in der That scheint, als sei es ihr damit gelungen, sich in ihrer Schöpferkraft zu verjüngen und die Herbstzeit wieder von sich zu scheuchen, deren Annäherung sich in einigen ihrer letzten Gaben schon durch manches welke und farblose Blatt bemerklich machen wollte. Doch eine augenblickliche Ermattung des Genius, wie sie z. B. in Oehlenschläger's „Wäringern" ungeachtet aller Glanzlichter der trefflichen Diction wol nicht zu verkennen ist, konnte noch nicht die verhallende Feierabendglocke seines poetischen Tagewerkes sein, das an einem glühenden und unablässigen Streben sich zu einer ehrenwerthen Höhe heraufgebildet und das Dichten als menschliche Lebensaufgabe in einem Sinne, dessen der bloße spielerische Dilettantismus nicht fähig ist, gefaßt hatte. Die Heiligkeit und Unverlierbarkeit des Dichterberufs zieht sich fast als Gewissenssache durch Oehlenschläger's Leben, wie er es uns in seiner naiven und offenen Weise und in der unbefangensten Selbstmittheilung in der seinen gesammelten Schriften vorgesetzten Autobiographie erzählt hat. In Oehlenschläger's Selbstbiographie könnten wir fast wähnen, den Charakter eines Göthe'schen Tasso vor uns entwickelt zu sehen, aber um Das zu sein, fehlt ihm wesentlich nur ein Umstand, nämlich hinreichendes Unglück. Oehlenschläger ist immer der glückliche Tasso, und die Dichterfortuna, die schon für den gemüthlichen und phantasiereichen Jüngling jederzeit besser, als er es selbst wünschen konnte, gesorgt hat, hebt ihn heiter über alle zu stürmischen Strudel des Lebens hinweg, sie flicht schon früh um die Stirn ihres Lieblings den belohnenden Kranz und erwirbt ihm eine weitverbreitete öffentliche Aufmerksamkeit, nach der manches andere Verdienst, dem eben das Glück fehlt, seine Lebenszeit hindurch schmachtet und verschmachtet.

*) Vgl. Nr. 259, 260, 261 d. Bl. f. 1831, wo wir ein interessantes Bruchstück unsern Lesern mittheilten. D. Red.

Ein glücklicher Genius hat auch diese „Fischertochter" geschaffen, ein dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen, welches das erste Bändchen der neu erschienenen „Morgenländischen Dichtungen" einnimmt. Das im zweiten Bändchen dieser „Morgenländischen Dichtungen" enthaltene Lustspiel: „Die Drillingsbrüder von Damask", das ebenfalls, wie das früher genannte Drama, mannichfach an bestimmte Märchen des Orients anklingt und in denselben seinen Ursprung hat, bietet zwar weniger eigenthümliche Partien dar und streift in der Erfindung nicht selten an das Gewöhnliche und Bekannte hin, aber es ist doch immer eine heitere Gabe voll der harmlosesten und gemüthlichsten Lebensanschauung, und zu der „Fischertochter" nimmt man dann auch gern die „Drillingsbrüder" mit in den Kauf.

Die Märchen des Morgenlandes haben schon früh Oehlenschläger's Phantasie gereizt und ihr glückliche Stoffe poetischer Behandlung dargeboten, und ihnen sich jetzt wieder nähernd, scheint er sich zugleich in die alte glückliche Zeit des jugendfrischen Dichtens zurückversetzt, obwol er selbst seitdem ein Anderer geworden, wie der Vorgruß an Ludwig Tieck andeutet:

> Zu meinen Kindermärchen kehr' ich wieder,
> Doch kann der Mensch nicht aus sich selbst heraus;
> Noch schwingt die Phantasie leicht ihr Gefieder,
> Doch hat der Dichter Kinder, Weib und Haus.
> Nicht mehr Aladdin er die Lampe scheuert,
> Ein Fischer, harrt er an dem Strande dreist.
> Hat sich das hübsche Wunder doch erneuert?
> Zog er in seinem Netz hinauf den Geist?
> Und blühen wieder ihm des Orients Freuden?
> Das mag der liebe Leser selbst entscheiden.

In der dramatischen Märchenform scheint Oehlenschläger vor dem Meister dieser Gattung, Tieck, dem er auch darin als seinem Vorgänger gefolgt ist, doch den Vorzug einer größern Regelmäßigkeit der Darstellung vorauszuhaben, die in Tieck's Märchen, welche dagegen freilich unleugbar auf einer geistreichern und originellern Auffassung beruhen, meistentheils schon deshalb nicht in dieser Abgerundetheit heraustreten konnte, weil dieselben so oft nur ein neckendes Zauberprisma sind, das, humoristischen

und satyrischen Zwecken dienend, die Tollheiten der wirklichen Welt mit den phantastischen Farben des Märchens malt und in abenteuerlichen Gruppen über den wildromantischen Grund hintaumeln läßt. Oehlenschläger geht zwar auch im „Aladdin" mitunter satyrischen Nebenzwecken und humoristischen Hinblicken auf die Wirklichkeit nach, aber der Eindruck des eigentlich Märchenhaften und Phantastischen bleibt ihm doch das Hauptthema, das er in fleißiger Ausführlichkeit der Form regelrecht durchzuarbeiten sucht. Hinsichts der Symmetrie der Darstellung, der dramatischen Eintheilung und Scenerie steht auch die „Fischertochter" in schöner Vollendung da, es müßte denn sein, daß die eben gerühmte Tugend der Ausführlichkeit des Bildens hier, wenigstens in der zweiten Abtheilung des Ganzen, einiger zu starken Dehnungen sich schuldig gemacht hat, was bei einem Märchen bald gefährlich werden kann, wo durch eine zu ausgemalte Farbengebung der Duft des Wunderbaren leicht zerfließt und man über dem zu lange hingezogenen Bilderspiel des magischen Spiegels eher vom Märchentraum aufwacht als in demselben erhalten wird. Einige zu weitläufige Einzelpartien sind jedoch dem Gesammteindruck des Gedichts zum Glück noch nicht nachtheilig gewesen, sondern es bewährt vielmehr unter seinen guten Eigenschaften auch die, daß sich das Interesse in einer fortwährenden Steigerung an dem bunten Zauberfaden der Ereignisse hinzieht. In der „Fischertochter" ist es nun vollends auf eine rein märchenhafte Stimmung ohne alle seitwärts liegende Nebenzwecke, auf ein ungestörtes, in sich selbst befriedigtes Ergehen der Phantasie in dem luftigleichten und alle Erdenschwere besiegenden Reiche des Wunderbaren abgesehen; satyrische und polemische Anflüge machen sich fast nur in der sehr vereinzelt in die Verhältnisse eintretenden Gestalt des der nüchternen Wirklichkeit angehörenden „Europäers" bemerklich, obwol sonst auch ein erfreulicher Humor im Märchen hindurchspielt, der aber meistentheils mehr aus einer naiven und treuherzigen Einfalt, welche Oehlenschläger's Ausdrucks- und Anschauungsweise charakterisirt, als aus blitzender und sprudelnder Laune hervorgeht. So geben mitunter selbst hier und da noch vorkommende kleine Ungelenkigkeiten des deutschen Idioms, in dem der Dichter sonst eine so anerkennenswerthe Meisterschaft besitzt, zu schalkhaften und humoristischen Wendungen Anlaß, die an solchen Stellen gewiß nicht immer beabsichtigte Effecte sein mögen, und da wir hier einmal das Capitel von der Grammatik berührt haben, so möge sich dazu noch die bescheidene Bemerkung gesellen, daß sich der verehrte Verfasser bei unregelmäßigen Zeitwörtern oft des falschen oder provinziellen Imperativs, wie z. B. „trete" für: tritt u. dgl., zu bedienen pflegt, was, zumal in einem Gedichte, nicht immer angenehm klingen mag.

Doch wir haben vielleicht Unrecht, daß wir in unserer beurtheilenden Einleitung zu einem so trefflichen Gedichte precairen grammatischen Einzelheiten Raum vergönnten. Wir folgen jetzt zuvörderst dem ersten Aufzug der ersten Abtheilung, der uns an die Ufer des rothen Meers in das ärmliche Stillleben einer Fischerhütte versetzt und statt des gehofften Friedens der Abgeschiedenheit nur Mangel und Unglück erblicken läßt. Sandib, ein armer Fischer, verkauft im Rausche seine Tochter Amine an einen Sklavenhändler, welcher die Vaterliebe des Alten durch Wein zu überlisten vermocht hatte, aber nachdem er von der Trunkenheit wiedererwacht und sein Liebstes aus der Hütte wirklich verschwunden sieht, ist auch das für die schöne Tochter eingelöste Gold nicht im Stande, ihm den früher ersehnten glücklichern Zustand zu gewähren, und er schleudert den unseligen Schatz ins Meer, sodaß die Lebensnoth nun in einer trostlosern Gestalt als je vor ihm steht, da ihm jetzt auch die mildernde Gefährtin derselben fehlt. Aber eine gutmüthige Meerfei wird von dem Unglück der Strandbewohner gerührt, und heimlich aus ihren Fluten heraussteigend, beklagt sie in einem sanften Liede, daß in der so traulich gelegenen Uferhütte keine Freude wohnt, und sie läßt fortan den kleinen Knaben des Fischers immer zu einer bestimmten Frist unter den Muscheln des Meeres, die er sich zum Spielwerk sucht, ein Goldstück finden. So schließt der erste Act, der mannichfach tiefere Töne des Gemüths anschlägt und auch hinsichts der gedrängten dramatischen Entwickelung zu den gelungensten Partien des ganzen Gedichts gehört. Im Erscheinen der Meerfei offenbart sich darin zugleich das erste Auftauchen der Zauberelemente, welche jetzt noch im Hintergrunde des Gedichts wie eine ahnungsreiche Welt zu schlummern scheinen, und die hier zuvörderst als milde und wohlthuende Kräfte gegen das Menschliche sich geltend machen. Mit dem menschlichen Elend läßt der Dichter sein Märchen beginnen, um so vom Standpunkte der härtesten Wirklichkeit aus allmälig eine Aussicht in das harmonischere Reich des Wunderbaren zu eröffnen, in welchem nicht nur selbst das Unmögliche möglich werden kann, sondern in dem auch das größte Leid nur wie ein banger, aber doch musikalisch vorüberschwebender Traum erscheint und das Bewußtsein sich vergönnen darf, mit Bildern der anmuthigsten Lebensabenteuer, deren Glück oder Unglück zuletzt auf gleiche Weise im Zauberdufte des Märchens sich auflöst, kindlich und doch sinnig zu spielen. Dies aber charakterisirt das Oehlenschläger'sche Märchendrama ferner, daß, während zum menschlichen Unglück sich das Zauberelement als hülfreiche und lindernde Fee gesellt, dasselbe hingegen da, wo die Verhältnisse der Märchenpersonen der schönsten und reichsten Gunst des Glückes sich erfreuen, als die böse Feenkraft hinzutritt, um den menschlichen Genuß zu stören und in Verderben umzuwandeln, und in dieser interessanten Doppelbeziehung des Menschlichen zu dem Magischen bewegt sich auf- und absteigend die ganze Anlage der „Fischertochter", bis endlich die ausharrende Kraft des treuen menschlichen Gemüths den bösen Zauber überwunden hat und die guten Mächte dauernd an sein nunmehr gesichertes Lebensglück fesselt. Indem wir so den Stoff des Gedichts dem Allgemeinen nach umschreiben, wollen wir jedoch damit keineswegs eine psychologische Deutung des Märchens gegeben haben, vor welcher wir vielmehr immer warnen möchten, da durch eine solche Auffassung nur eine rationalistische Entzauberung mit der

Märchendichtung, an der Alles Traum sein soll, vorgenommen wird. Das Märchen behandelt und erschafft, eben weil es Märchen ist, selbst solche Gemüthszustände, die an sich gar keiner psychologischen Erklärung fähig sind, sondern über diese ganz hinausliegen, wie z. B. die Bezauberung und Behexung, wo sie das Bewußtsein trifft und die Seele des Bezauberten in eine andere, seinem Charakter sonst durchaus nicht eigenthümliche umgewandelt zu haben scheint, was in allen Märchen als eines der beliebtesten und wirkungsreichsten Motive vorzukommen pflegt. So verliert in dem lieblichen indischen Drama „Sakontala" der Kaiser durch einen seine Sinne bannenden Zauberspruch plötzlich alle Erinnerung an die Geliebte, sodaß ihm ihr Bild, ohne das er sonst keinen Augenblick leben zu können geglaubt hat, völlig aus dem Gedächtniß entschwunden ist und er die vor ihm Stehende nicht mehr kennt, bis endlich durch den entscheidenden Ring der Zauber von seiner Seele weicht. Eine psychologisch versuchte Deutung würde hier zu nüchternen und unpoetischen Anschauungen führen, denn das Märchen ist und soll keine Allegorie sein, sondern ein Phantasiespiel wunderbarer und übernatürlicher Zustände.

(Der Beschluß folgt.)

Leibwacht und Verfassungswacht, oder über die Bedeutung der Bürgergarden, von H. König. Hanau, König. 1831. Gr. 8. 3 Gr.

Wir halten es für zweckgemäß, auf diesen besondern Abdruck aus Wenzel-Sternau's „Verfassungsfreund", Heft VI, Bd. 2 auch besonders in d. Bl. aufmerksam zu machen. Diejenigen, die an der Entwickelung des Bürgerthums in unsern Tagen überhaupt Theil nehmen und darum auch die einzelnen Spuren dieser Entwickelung aufmerksam aufsuchen und verfolgen, dürfen jene Abhandlung des namentlich als Verf. des „Rosenkranzes eines Katholiken" (1829) und des „Christbaumes des Lebens" (1831) rühmlich bekannten, aufgeklärten und darum von Rom aus verfolgten Katholiken nicht ungelesen lassen. Macht sich das in unserer Zeit immer mehr und mehr sich entwickelnde Bürgerthum besonders in dem Ankämpfen gegen den monarchischen Absolutismus und in dem Streben nach constitutionneller Monarchie und nach der Regierung der Staaten im constitutionnellen Geiste geltend: so zeigt sich nun auch als eine Folge davon die, mit Bewußtsein dessen oder bewußtlos, geltendgemachte Foderung der Bürgerbewaffnung im Gegensatze zu den stehenden Heeren. Nicht nur daß in constitutionnellen Staaten die nöthigen Mittel zur Beibehaltung dieser stehenden Heere, wie sie bisher bestanden haben, nicht gewährt werden wollen: auch dem Geiste der constitutionnellen Monarchie widerstreben dieselben, ihrem Umfange, ihrer Bestimmung und innern Einrichtung nach. Denn eben danach und in Folge der historischen Entwickelung erscheinen sie nur als den Fürsten, nur als den Regierungen dienend und nur als deren Interessen und Zwecke befördernd: die Zeit aber der einseitigen Herrschaft des sogenannten Princips „von Gottes Gnaden" ist vorüber und hat, nicht dem entgegengesetzten Principe „von Volkes Gnaden", sondern nur der Epoche des einzig und allein nach der Souverainetät der Vernunft und des Rechts sich entwickelnden Bürgerthums in der constitutionnellen Monarchie Platz gemacht. Dieses Bürgerthum bedarf zu seiner Entwickelung und Sicherstellung auch der Bürgerbewaffnung; denn nur diese ist, wie die stehenden Heere nur eine Leibwacht sind, die wahre Verfassungswacht. Von dieser Seite und in ihrer nothwendigen, zeitgemäßen Entwickelung muß die Bildung der Communalgarden betrachtet werden: dieselbe ist ebenso zeitdringlich als innerlich nothwendig, und beides in demselben Grade, als das Streben selbst nach Verfassungen und nach dem Regiertwerden im constitutionnellen Geiste. Die vorliegende Schrift begründet diese Ueberzeugung, indem sie theils aus der Vergangenheit jene Erscheinungen der Gegenwart erklärt, theils die weitern wahrscheinlichen Folgen davon entwickelt. 30.

Einige Blicke auf die Meinungen und den Einfluß der politischen Blätter in Paris.

Die Zahl der in Paris theils täglich, theils wöchentlich, monatlich oder jährlich erscheinenden periodischen Schriften ist 160. Zweiundsiebzig davon sind wissenschaftlich, 26 politisch, 25 literarisch, 15 der Kunst angehörig; 10 bringen Handels- und gerichtliche Ankündigungen, die andern 13, welche zur Mehrzahl aus nichts als schlecht gemachten Compilationen oder ausführlichen Abhandlungen für Schneider, Friseurs, Maurer ꝛc. bestehen, sind schwer zu classificiren.

Unter der eben angegebenen Zahl von 160 befinden sich nur 28, welche täglich erscheinen, alle andern kommen in Zeiträumen von 5, 7, 10, 15 und 30 Tagen heraus; einige erscheinen vierteljährig und drei oder vier gar nur jährlich einmal. Man sieht, daß man hier dem Worte Journal eine ziemlich weite Ausdehnung gibt.

Ich will mich hier nur mit den politischen Blättern beschäftigen, obschon unter dieser Zahl vier oder fünf vorkommen, die blos der Literatur anzugehören behaupten, die aber unter der Maske der Literatur und bei Erörterung literarischer Fragen oft am bittersten und strengsten die Handlungen der Regierung beurtheilen.

Die Zahl der reinpolitischen Journale ist 18, die sämmtlich täglich erscheinen, und zwar 14 davon des Morgens und 4 des Abends. Vier sind ministeriell, d. h. diese billigen ohne Unterschied Alles, was das Ministerium thut. Diese fortwährende und unermüdliche Lobpreiserei bringt sie aber nach und nach selbst bei den wahren Freunden des Ministeriums in Miscredit, indem man es, wie recht und billig, für eine niedrige Kriecherei hält, immerwährend Das schön und vortrefflich zu finden, was die von ihnen für infallibel erklärte ministerielle Heptarchie in ihrer nichts weniger als dornenlosen Lage thut. Indeß werden diese Journale doch von allen Parteien gelesen, weil man aus Dem, was sie sagen, und selbst in Dem, was sie nicht sagen, die Absichten und den Gang der Regierung zu errathen sucht. Diese Journale sind der „Messager des chambres", welcher des Abends erscheint, der „Moniteur", das officielle Blatt, welches die Handlungen der Regierung publicirt und die Sitzungen der gesetzgebenden Kammer in ihrer ganzen Ausdehnung berichtet; das „Journal des débats" und die „France nouvelle" oder das „Journal de Paris".

Die Meinung, welche ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an die Monarchie von Louis Philipp ihre politische Unabhängigkeit behauptet, spricht sich im „Constutionnel" aus. Dies Blatt, welches immer den Anstand in seiner Sprache bewahrt, lobt oder tadelt das Ministerium nach seiner Ueberzeugung und geht von dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß ein heute gespendeter Lobspruch nicht einen morgen verdienten Tadel aufhalten darf. Es wird am mehrsten von allen Journalen gekauft und gelesen. Vor ein paar Monaten zeigte es auf einmal einen starken Hang zu demokratischen Uebertreibungen, aber augenblicklich verlor es auch in wenigen Wochen nahe an 2000 Abonnenten, und es konnte diesen Verlust durch nichts als dadurch wieder gut machen, daß es sich von Neuem zum Organ der Ansichten der großen Majorität der Nation machte. Einige hierüber unzufriedene Mitarbeiter haben übrigens behauptet, dieses Nachgeben an die Meinung der Majorität sei nur das Resultat ei-

nes unter der Hand mit dem Ministerium abgeschlossenen Handels, und sie haben dabei angekündigt, daß sie unter dem Titel: „Constitutionnel de 1830" ein neues politisches Blatt herausgeben würden. *)

Die Anhänger Karls X. haben drei Organe, die „Gazette de France", die „Quotidienne" und den „Courrier de l'Europe". Diese Blätter haben dermalen den Zweck, zur Anarchie zu treiben, aus welcher, wie sie hoffen, dann die von ihnen gewünschte Regierung hervorgehen soll. So predigen sie jetzt eine unbegrenzte Freiheit und machen die Alliirten der republikanischen Journale; dieses Benehmen misfällt aber vielen Freunden der alten Dynastie; ihre Loyalität fühlt sich durch ein so jesuitisches Verfahren verletzt, und hierdurch wird von Tag zu Tage mehr eine Annäherung zwischen ihnen und der gemäßigten Nationalpartei bewirkt.

Unter der Partei der Bewegung, d. h. unter Denen, welche die Julirevolution dazu benutzen wollten, um in Frankreich eine Freiheit zu gründen, für welche die Masse noch immer keineswegs reif ist, herrschen verschiedene Abstufungen. Die Mäßigsten darunter sind die, welche sich fest an den etwas unverständlichen Ausdruck: republikanische Monarchie, halten; die heftigsten wollen geradezu die Republik von 1796. So wenig zahlreich diese Partei auch an sich ist, so wird doch fern von dem Schauplatz ihres Wirkens so viel von ihr gesprochen, daß man leicht auf den Gedanken kommen kann, sie sei wirklich bedeutend; aber ihre ganze Macht beschränkt sich auf das Wort. Bestehend in der Mehrzahl aus jungen unerfahrenen Leuten, macht die Verwegenheit sie kühn und verleiht ihnen eine bittere und heftige Sprache. Jede Meinungsschattirung verlangte ihre Fahne, und daher entstand nun das jetzige Unverhältniß zwischen der Zahl der Journale und der der Leser; auch würde in der That keins oder nur wenige dieser Blätter bestehen können, wenn nicht einige Fanatiker sie mit ihren Geldmitteln unterstützten; doch fängt dies auch schon nach und nach an nachzulassen, und es wird schwerlich lange dauern, so ist die Mehrzahl dieser Blätter in Vergessenheit gesunken. Die Zahl derselben ist 10, nämlich: „Courrier français", „Journal du commerce", „National", „Temps", „Globe", „Communes ou la Révolution de 1830", „Tribune", „Français", „Mouvement" und „Opinion".

Der „Courrier français" und das „Journal du commerce", die seit lange schon bestehen und mit Talent redigirt werden, machen ihre politischen Uebertreibungen durch eine glühende Vaterlandsliebe wieder gut. Uebrigens kann diese Uebertreibung, wenn man sie mit der in andern Journalen vergleicht, immer oft noch als Mäßigung betrachtet werden; bei alledem werfen aber diese beiden Journale ihren Unternehmern nur wenig ab.

Der „National", welcher früher der Freiheit so große Dienste leistete, führt jetzt einen Krieg auf Tod und Leben mit dem Ministerium. Da man bei jeder constitutionellen Verwaltung die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer offenen und kraftvollen Opposition erkannt hat, so würde dies Journal, welches sich lange Zeit der öffentlichen Achtung erfreute, diese jetzt nicht täglich mehr und mehr hinschwinden sehen, wenn es nicht die Unschicklichkeit beginge, unaufhörlich die Person des Königs anzugreifen; wenn die Redaction nicht so gehässig sich zeigte und wenn endlich nicht so oft geflissentliche Entstellungen hervorleuchteten. Hierdurch ruinirt es sich und seine Actionnairs, die bereits zwei Mal auf dem Punkte standen, es ganz zu verlassen.

Der „Temps" ist jetzt, nachdem er lange Zei zwischen allen Meinungen hin- und herschwankte, vollkommen radical geworden. Trotzdem findet er noch immer ziemlich zahlreiche Leser, weil er seine Materien gut classificirt und für reichen Inhalt sorgt. Uebrigens besteht er wie der „Globe" und die alten vorher genannten Journale bekanntlich seit länger als den Julitagen.

Der „Globe" hat es sich in neuerer Zeit zur Aufgabe gemacht, die Lehre der St.-Simonisten auszubreiten, die Gütergemeinschaft zu predigen und die besitzlose Masse gegen die Wohlhabenden aufzuregen. So könnte dies Blatt sehr gefährlich werden, wenn es weniger langweilig wäre. Jetzt haben seine meisten frühern Abonnenten es verlassen, und das Blatt wird nur an eine gewisse Zahl Erwählter gratis ausgetheilt.

Die „Tribune" und die „Révolution" repräsentiren die reine republikanische Partei. Nach der Rauhheit ihrer Sprache und der Strenge ihrer Grundsätze sollte man glauben, ihre Redacteurs und Mitarbeiter mußten lauter abgehärtete Römer und Spartaner, Menschen sein, die Alles, was die neuern gesellschaftlichen Sitten und Lebensweise gebieten, verachten; wie erstaunt man dagegen, wenn man in ihnen sehr artige und feine, zum Theil sehr modische Herren erblickt, die auf Bällen und in Salons sehr zu Hause sind und über Tagesgeschichten, Theater, Ballete, Concerte rc. mit nicht minderer Gewandtheit als über die ernstesten Angelegenheiten zu reden wissen, hierdurch aber sich sehr vortheilhaft vor der großen Mehrzahl ihrer deutschen Glaubensbrüder auszeichnen, bei denen Ungewandtheit und Einseitigkeit vorherrschende Symptome sind. Behauptet wird, karlistisches Gold unterstütze jetzt diese im Ganzen eines großen Absatzes nicht sich erfreuenden Journale. Sei dem wie ihm wolle, gewiß ist, daß die Blätter der Revolution mit jenen einer jesuitischen und absolutistischen Partei dermalen Ein Ziel verfolgen: Umsturz des Bestehenden. Sie sind Alliirte, aber einen Augenblick nach dem Siege würden sie sich mit derselben Erbitterung wie früher einander niederzutreten suchen.

Der „Mouvement", der „Français" und die „Opinion" existiren erst seit kurzer Zeit. Matt, Nachahmer der beiden vorhergenannten, haben sie noch durch nichts die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen vermocht.

Die Zahl der Abonnenten, welche jedes von diesen 18 Journalen hat, läßt übrigens nicht immer einen Schluß auf die Zahl der Leser machen, und nur ein einziges kann hiervon ausgenommen werden. Es ist dies der „Constitutionnel", welcher dermalen ungefähr 15,000 Abonnenten hat und wenigstens 500,000 Leser.

Unter allen ministeriellen Blättern hat das „Journal des débats" die meisten Abnehmer, doch wird es verhältnißmäßig bei weitem weniger in Paris als in den Provinzen gelesen. In der Hauptstadt schadet ihm der „Messager", weil dieser bereits immer schon des Abends um 8 Uhr erscheint, während die „Débats" erst Morgens um 6 Uhr fertig werden.

Nach dem „Constitutionnel" und den „Débats" wird die „Gazette de France" am mehrsten gekauft, obschon man deswegen nicht sagen kann, daß sie auch verhältnißmäßig die mehrsten Leser habe. Ihr Publicum besteht größtentheils aus Altadeligen und Priestern, die, einsam auf ihren Schlössern und Dörfern wohnend, genöthigt sind, sich diese ihre geistige Lieblingsspeise auf eigne Hand zu halten, wenn sie dieselbe genießen wollen. Die Abonnenten des „Constitutionnel" und der „Débats" wohnen dagegen vorzugsweise in Städten, und da sie meist aus Kaufleuten und kleinen Grundbesitzern bestehen, so treten hier immer Cirkel von 4, 5, 6—8 Personen zusammen, um sich das eine oder andere Journal zu halten. Durch dasselbe Verhältniß geschieht es nun auch, daß die Journale der Bewegung oder vielmehr die reinrevolutionnairen, wie die „Tribune", die „Révolution" u. s. w. bei einer an sich unbedeutenden Abnehmerzahl einen unverhältnißmäßig großen Lesekreis haben. Ihr Publicum sind größtentheils junge Leute ohne Vermögen und Personen aus den untern Volksclassen; diese alle können aber nicht füglich 30, 40 oder mehr Francs für ein Journal aufwenden; aber einen Sous täglich vermögen sie zu geben, um die Blätter ihrer Neigung in einem Kaffeehause oder sonst an einem öffentlichen Orte zu lesen. 83.

*) Es ist auch bereits hierüber ein Proceß entstanden, indem die Actionnairs des alten „Constitutionnel" die Unternehmer des neuen wegen Titelraub belangten. Eine Entscheidung von Seiten der Gerichte hierüber ist bis jetzt jedoch noch nicht erfolgt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 84. —— 24. März 1832.

Morgenländische Dichtungen von A. Oehlenschläger. Zwei Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 83.)

Auf ähnliche Weise, wie in der „Sakontala" der Kaiser, aber nur im umgekehrten Verhältniß, verliert auch im Oehlenschläger'schen Märchendrama die Fischertochter Amine im Verfolg ihrer seltsam wechselnden Lebensschicksale und gerade auf der glänzendsten Höhe des Glücks plötzlich das Bewußtsein ihres fürstlichen Geliebten und Gatten, indem sie, vom Zauber der bösen Fee umfangen, nur den Fremden in ihm wähnt, der sich trügerisch der Gestalt ihres eigentlichen Freundes angemaßt hat, und ihr anmuthiges sanftes Wesen verwandelt sich dergestalt, daß sie fortan als Furie und Geißel ihrer Liebe und ihrer nächsten Umgebungen, wiewol mit einem bleibenden Anflug wehmüthiger Lichtblicke, durch das Gedicht hinschreitet und durch diesen ihren Zustand die Katastrophe des Stücks bedingt. Dieser Zauberwahnsinn ist nichts als ein schweres Traumbild, das, auf dem leichten Grunde des Märchens hingezeichnet, hier in seinen schwarzen Farben sich lichtet und seine Schrecken mehr wie eine schauerlich-romantische Waldpartie an dem Zuschauer vorübergehen läßt; es ist kein psychologisches Element darin, sonst würde er sogleich aufhören der Gegenstand eines Märchens zu sein, und wenn man vielleicht von einer andern Seite psychologische Bemerkungen daran anknüpfen wollte, so könnte es hier etwa von dieser geschehen, daß eine solche Gestalt des Wahnsinns, die ganz unfrei und ihr selbst unähnlich zu handeln gezwungen scheint, dem Zustande des Menschen im Traume gleicht, welcher ihn oft in Verhältnissen und Gesinnungen sich bewegen läßt, die seinem wirklichen Charakter völlig fremd und entgegengesetzt sind. Indem der Traum in seinen Bildern nicht selten das an der geheimsten Stelle der Seele verborgene böse Princip hervorlockt und als thätig setzt, fühlt sich der Träumende von grausamen Gedanken überrascht und zu finstern Handlungen gereizt, die er im wachen Zustande weder zu vollbringen noch als möglich in sich zu ahnen vermag, die aber der Traum, im düstern Urgrunde des Seelenlebens wühlend, ihm dennoch als in aller menschlichen Natur dem Keime nach vorhanden aufzeigt. Diese psychologische Lehre und Warnung, welche der animalische Traum dem Menschen gibt, schließt auch der Traum als Dichtung, das Märchen, auf gleiche Weise in sich, und so deuten uns oft die lieblichsten und tändelndsten Märchen und Volkssagen in ihrer ganz naiven Art die ursprüngliche Verworrenheit und Wildheit der menschlichen Seele an. Diese Bedeutung ruht auch, in dem oben bezeichneten Verhältniß, im Hintergrunde des Oehlenschläger'schen Märchens von der „Fischertochter".

Im zweiten Aufzug des Gedichts tritt bereits das böse Zauberelement in Gestalt der verführerischen Fee Floristane hervor. Agib, ein kräftiger Fürstenjüngling voll der edelsten Gesinnung, wird, im Walde verirrt, von der Liebe der Fee verfolgt und trägt zwar in diesen Anfechtungen den Sieg davon, aber nicht ohne die Rache der wollüstigen Zauberin gegen sich zu kehren, die nachher ihm und seiner Liebe so verderblich wird. Sein Abenteuer mit dem überlisteten Satyrgreis ist eine ergötzliche Waldburleske, in guter Laune erfunden und ausgemalt. Im dritten Aufzug folgen wir den weitern Schicksalen der verkauften Fischertochter im Palaste des Sultans, wo ihre frische Anmuth, in ansprechenden Zügen geschildert, dem jungen Agib echte Liebe erregt, und nachdem er als verkleideter Gärtner eine artige Idylle mit ihr durchgespielt, erscheint sie, zur Fürstin erhoben, an seiner Seite, aber dem Glücke der Liebenden droht die lauernde Misgunst der tückischen Zaubermächte. Der vierte Aufzug führt uns zuvörderst in die unterirdische Werkstatt derselben, wo Floristane im Kreise ihrer Geister beschäftigt ist, den Zaubertrank zu brauen, um Aminen dadurch das Bewußtsein ihres Geliebten zu nehmen. Verwandte Scenen dieser Art sind seit der Hexenküche im „Macbeth" oft geschildert worden, und die gegenwärtige bleibt hinsichts der sinnigen Erfindung neuer Zuthaten zu dem Hexenbrei keineswegs zurück, wie ein Pröbchen daraus beweisen wird:

Floristane.

Geister meiner Zaubermacht,
Sagt, was habt ihr jetzt vollbracht,
Um den Liebestrank zu braun?
Schnell — was bringet ihr? Laßt schaun!

Erster Geist.

Es saßen zwei Tauben im Waldeszelt
Und schnäbelten sich und girrten;
Sie kehrten sich nicht um die ganze Welt,
Ob Schwerter im Felde klirrten,
Ob Blumen blühten, ob Sonne schien;
Er dachte nur Sie, sie dachte nur Ihn.

vernichten könnten.“ Wer hat das wol bezweifelt, und was ist das für eine Art, seine Schrift zu vertheidigen. Der Schuß knallt wunderlich, gibt dem Schießenden einen Backenstreich, aber man weiß kaum, ob er ein Ziel sucht, und sieht nirgends, daß er eins finde. Man soll, sagt er weiter, rücksichtlich Polens jetzt besänftigen — wen nur? den russischen Kaiser? Wir gratuliren dem Professor Krug zu diesem Unternehmen. — Die Polen? Es sieht aus, als ob man das Unglück verhöhnen, als ob man sie, indem man ihnen das Recht ihres Kampfes nimmt, zur Verzweiflung bringen wollte. Das nennt Krug in der Angst seines Herzens „besänftigen“. Der Diplomat tröstet uns wegen der Gefahren, die den liberalen Institutionen von Rußland aus drohen, und ist guter Hoffnung. Leider hat man statt seiner schon manche illiberale Maßregel seit Warschaus Fall geboren, und sein guter Vorschlag an Rußland, Asien zu civilisiren, scheint in Rußland wenig Eingang zu finden.

Nach einigen Worten über die jetzt ganz unbedeutend gewordenen skandinavischen Reiche kommt er denn endlich beim lieben Deutschland an, was er Kleineuropa nennt. Es ist kein Bundesstaat, sagt er, sondern ein Staatenbund, weil er kein Oberhaupt hat. Alle Vorschläge zur Einigung, d. h. zur Einheit verwirft er, auch den Welcker's über die zwei zu errichtenden Staate — und zwar ohne zureichende Gründe. Er dankt Gott, daß Deutschland so mannichfaltige Herrscher hat, und führt zum Belege seiner liberalen Ansichten einen liberalen Schriftsteller an, der in den „Blättern aus meinem Wanderbuche“ die Mannichfaltigkeit Deutschlands preist. So viel ich aber weiß, vergißt der Wanderer sonst den Wunsch nach einer höhern Einheit nicht, und die kleinen, vielen, hemmenden Hofhaltungen rettet der Diplomat gegen ihn nicht: der Diplomat rühmt, in Deutschland könnten die Leute alle lesen und schreiben, wären also andern Völkern überlegen. Das ist die Schulphilosophie, die einem Diplomaten gar nicht begegnen sollte. Unser Bauer, der lesen und schreiben kann, weiß nur, daß er Kopfsteuer zu zahlen hat, weil er denkt, es geht um den Kopf, sobald er sie nicht zahlt, er weiß auch etwa noch das Reich, in dem er lebt, und wenn er ein sogenannter guter Patriot ist, den Namen seines Fürsten — damit ist sein politisches Latein zu Ende, und wenn ihm der Schulmeister in der Schenke von den seefahrenden Engländern erzählt, so denkt er sich Fische oder wenigstens ein wenig unmenschliche, andersmenschliche Menschen darunter. Der Franzose, der nicht schreiben kann, weiß im Staatenleben vortrefflich Bescheid, er ist praktisch gebildet, und wenn er mit dem deutschen Bauer reisend einen Schatz fände, so würde er ihn schon in Scheidemünze umgesetzt haben, ehe dieser im Katechismus sich zurechtgefunden und, wenn er zur höhern Bauernclasse gehört, es im Kalender notirt hätte. Die deutschen Bauern sind ...., die französischen ungebildete Menschen; die preußischen Bauern an der polnischen Grenze wußten nicht, was die Polen mit dem dummen Kriege eigentlich wollten, die französischen in der Dauphiné und Provence wissen vortrefflich, was die Belgier beabsichtigten. Jenen sind Brillen gegeben, aber sie sehen nichts, diese haben keine und sehen, ja übersehen jene. Wie wird sich der Vergleich erst stellen, wenn sie auch lesen und schreiben können, und dem Diplomaten durch Dupin's Bestrebungen sein Stolz genommen wird. Bis auf den Bauernstand erstreckt sich der alte Vergleich, daß wir Theoretiker, und die Franzosen die Praktiker sind — aber auch der ist schon veraltet, wir sind in den gesunden Theorien weit überflügelt, und nur die Naturphilosophen speculiren noch originell unfruchtbar.

Oestreich — sagt der Diplomat in eingewohnter Ehrfurcht — ein respectabler Staat; wir hätten lieber gehört: Metternich ein respectabler Verstand. Uebrigens ist die Beurtheilung Oestreichs a wiener Mehlspeiserl, ein süßer gebackener Brei mit dem genialen Motto: „leben und leben lassen“.

Bei Preußen hofft er eine Humboldt'sche Constitution und ist sonst sehr artig; das intelligente Uebergewicht dieses Staats vorzüglich im Verhältnisse zu Oestreich läßt er ganz unbeachtet, und natürlich ebenso Das, was davon zu hoffen. Gegen das Ende verdächtigt er den Diplomaten, der mit so weichen Handschuhen in Deutschland herumgegriffen hatte, und reitet ein verbrauchtes Steckenpferd, die verschiedenen Religionen, sehr schulgerecht, sodaß man fast rufen möchte: „ex ungue leonem, vel aliam bestiam“.

Am Ende kommt noch ein Schluß, sowie jedes Thier am Ende noch einen Schwanz hat. Selbiger Schluß erzählt, vom westfälischen Frieden hätte eigentlich das System des politischen Gleichgewichts geherrscht bis zur Theilung Polens, eigentlich aber nicht, denn sonst — hätte Polen nicht getheilt werden können. Dann sei das politische Uebergewicht aufgekommen, was in Frankreich gewurzelt habe. Hernach habe die Frau v. Krüdener gelebt, die habe die Politik heilig gemacht, was man so sagt, kanonisirt. Der Advocatus diaboli hat aber den Proceß gewonnen. Der Diplomat drückt das menschlicher aus: jetzt sei wieder das Princip des politischen Uebergewichts in der londoner Conferenz im Schwunge, das sei zwar nicht ganz recht, aber es sei doch gut — übrigens sei er ein Mann aus dem Centrum, das heißt, ein mittelmäßiger, und er wisse, daß er zu den Vernünftigern gehöre, denn er gehöre zu den Gemäßigtern. Der eine Schritt bis zum Comparativ wird den Deutschen immer leicht, aber sie stehen auch wie die Gänse am liebsten auf einem Beine, und schreien wie diese, wenns donnert.

Auf der letzten Seite kommt des Diplomaten Glaubensbekenntniß in sechs Paragraphen. Es ist nur gegen die Herren von der äußersten Linken gerichtet, und darum in Deutschland ziemlich überflüssig: 1) Kein Volk kann ohne Regierung bestehen; 2) Eine Regierung soll kräftig sein; 3) Eine Regierung soll die Gesetze vollziehen; 4) Jedes Volk soll auch die Rechte anderer Völker achten; 5) Was in der lebendigen Natur langsam heranwächst, dauert länger, als was schnell emporschießt; 6) Was Anstand und gute Sitte verletzt, ist des Gebildeten unwürdig.

Recipe Deutschland alle Decennien einen Tropfen in einem Glase Wasser, damit es Dich nicht zu sehr erhitze. Das wird helfen. Hoffen Sie! Das kostet nichts und tröstet doch. Der Staatsmann außer Diensten kann wieder in Dienste treten, er ist unschädlich und versteht lateinisch; er schließt mit einem Sprüchlein: „Si fractus etc.“ — damit die Sache ein Ansehen gewinne. Die Codicille nach jedem Artikel schenke ich dem Leser, sie sind leicht zu ergänzen. Das Buch ist unschuldig und matt wie Luisens Limonade, es wird nicht leicht schaden und nicht leicht nützen; für die Casinos und Ressourcen in kleinen Städten, wo sie die Pfeifen nur mit ausländischen Zeitungen anzünden, damit der Patriotismus nicht verbrannt werde, und wo sie der neuen Zeit halber sich gegenseitig auch liberal schelten und über Krieg und Frieden sprechen, wird's eine Goldgrube, weil es hübsch anständig, ruhig, mit begreiflichem Witz und doch freisinnig geschrieben ist. Das Buch wird darum nicht ohne Absatz sein; ich glaub' es wohl. 78.

Notiz.

Robert Cox.

Robert Cox war ein trefflicher Schauspieler, der unter der Regierung Karls I. lebte. Die Possen, in welchen er auftrat, waren zum größern Theil von ihm selbst und sind nach der Restauration von Kirkman gesammelt und herausgegeben worden. Das Schauspielhaus, in welchem er die längste Zeit auftrat, hieß „der rothe Stier“ zu Clerkenwell; er verschmähte es nicht, in Landstädten, auf Märkten und Messen das Publicum mit seinen Farcen zu unterhalten. In einer derselben, „Diana und Actäon“ betitelt, kömmt ein Hufschmied vor, welche Rolle Cox selbst darstellte. Ein Hufschmied aus London war bei einer Aufführung dieses Stückes gegenwärtig und bewunderte Cox' Spiel so sehr, daß er nach dem Theater zu Cox eilte und ihm eine Stelle als Gesell in seiner Schmiede anbot, und ihm sogar 12 Pence über den gewöhnlichen Wochengehalt seiner Gesellen zu geben versprach, wenn er bei ihm eintreten wolle. 56.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 92. —— 1. April 1832.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Geschichte der Architektur.

Geschichte der berühmtesten Architekten und ihrer Werke, vom 11. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, nebst der Ansicht des merkwürdigsten Gebäudes eines Jeden derselben von Quatremère de Quincy. Aus dem Französischen übersetzt von Fr. Heldmann. Zwei Bände. Mit 47 Kupfertafeln. Darmstadt, Leske. 1831. Lexikon-Octav. 7 Thlr. 12 Gr.

Es ist in der That sehr zu bedauern, daß dies Werk, welches ungeachtet einiger großen Fehler doch den Ruf und den Charakter eines classischen in seiner Disciplin behauptet, an einen so ungeschickten und unberufenen Uebersetzer und an einen so nachlässigen Drucker gekommen ist, welche Beide alles Mögliche gethan haben, durch fehlerhafte und unklare Uebersetzung und durch ein Heer von Druckfehlern den Text desselben zu verderben. Mit dieser Bemerkung mußte Rec. seinem Gemüthe von Hause aus Luft machen, ehe er an die Beurtheilung des an sich trefflichen und höchst willkommenen Werkes ging. Aber noch einmal beklagt er, daß der Hr. Verleger sich nicht die Mühe gab, für ein gewiß kostspieliges Werk, wie das vorliegende, einen tüchtigern, der Sache gewachsenen Uebersetzer zu gewinnen, der in der Kunst, von welcher es handelt, weniger Laie gewesen wäre, als Hr. Heldmann es zu sein selbst gesteht. Der Schaden, welcher dem Buche dadurch widerfahren, ist unersetzlich, und der Verleger darf sich nicht wundern, wenn jeder Sachverständige in Deutschland das französische Original seiner Uebersetzung unbedingt vorzieht. Die Beschreibungen u. s. w. sind in dieser, wenn nicht geradezu verwirrend, doch oft so unklar geworden, daß selbst ein Anfänger im Französischen eher aus dem Original den richtigen Sinn herausfinden, als ihn aus der Uebertragung entnehmen wird; die technischen Ausdrücke sind häufig verwechselt oder als solche gar nicht erkannt, und das Ganze ist so schwerfällig, schlecht und ungeschickt wie möglich. Die Beweise hiervon werden folgen, wir aber beklagen aufrichtig den Schaden, der diesem Buche daraus erwachsen ist.

Quatremère de Quincy ist unstreitig einer der gelehrtesten Kenner des Theoretischen in der Architektur; er ist nicht blos Historiker, sondern auch Aesthetiker, Kunstrichter und Lehrer der Wissenschaft im ganzen Umfange des Worts. Sein Wissen ist groß und bis auf einen Punkt vorurtheilsfrei und gediegen. Dieser eine Punkt ist merkwürdig; es ist seine grundsätzliche und entschiedene Verachtung der gothischen Architektur. Aus dieser Verkennung ist die auffallende Erscheinung hervorgegangen, daß von den beiden besten Architekturgeschichten, welche in neuerer Zeit erschienen sind, die seinige und die unsers Stieglitz, die erste die gothische Architektur als nicht daseiend betrachtet, während die zweite die modern-antike Architektur fast völlig übergeht, mit der Quatremère sich ausschließlich beschäftigt, als der einzigen Disciplin, welche die wissenschaftliche Architektur bis auf unsere Zeiten fortgeführt hat. Diese Erscheinung ist auffallend und beispiellos. Von den beiden besten Lehrern der Kunst verleugnet Jeder die volle eine Hälfte, welche der andere als den ausschließlichen Stoff der ganzen Kunstgeschichte ansieht und an ihm seine Wissenschaft aufbaut. Unstreitig haben beide, übrigens achtbare Lehrer auf gleiche Weise unrecht. Stieglitz irrt, wenn er die modern-antike Architektur als eine bloße und schwache Repetition der antiken verachtet; und das eben vorliegende Werk lehrt uns, wie reich an neuen, eigenthümlichen und von den Alten nicht geahneten Erfindungen die Geschichte der modernen Kunst ist. Es ist eine neue, eigne und selbständige Form, zu der die moderne Wissenschaft gelangt ist, die der alten viel verdankt, aber immer nicht mehr wie z. B. die moderne Philosophie überhaupt der antiken. So unerhört und so ungerecht es wäre, in einer Geschichte der Philo-

sophie die moderne mit Stillschweigen zu übergehen, ganz so ungerecht und unpassend ist es auch, die modern-antike Architektur in einer Geschichte dieser Kunst als nicht daseiend zu ignoriren, wie Stieglitz beinahe gethan hat.

Auf der andern Seite müssen wir leider denselben Vorwurf gegen Quatremère de Quincy wiederholen. Sein Vorurtheil gegen die gothische Architektur, seine Weise, diese Form als eine bloße Ausartung des guten Geschmacks anzusehen und wo möglich zu ignoriren, und seine Vorwürfe gegen sie sind ebenso wenig gerecht, als die seines Nebenbuhlers gegen die modern-antike Kunst. Es ist fast unbegreiflich, wie dieser Meister sich zu so wahrheitswidrigen und feindseligen Aeußerungen hinreißen lassen konnte, wie die folgenden sind, z. B. S. 43:

Aus dem Schoose einer völligen Unwissenheit bildete sich ... eine neue Baukunst, welche den Namen der gothischen erhielt. Allein dieser Name war ein bloßer Spottname, denn die Gothen besaßen keine ihnen eigenthümliche Baukunst, und die, welche man so nannte, hatte zu vielerlei Ursprungsquellen, als daß man eine darunter und zwar die rechte und wahre für sie hätte auffinden können. Proles sine matre creata! In allen Ländern, wo sich dieselbe am meisten ausgebildet, sieht man die Eitelkeit der Kühnheit und die Prahlerei der Leichtigkeit in der Construction das äußere Ansehen der Stärke und den Charakter der Größe ersetzen. In den Aufrissen der Gebäude herrscht allenthalben Unordnung und Verwirrung aller Elemente, welche eine vernünftige Anordnung bilden sollen, und ihre ganze Verzierung athmet den Geist der gesuchtesten Seltsamkeit u. s. w. Oder S. 41: Die meisten Arbeiten aus dieser Epoche tragen das Gepräge des Geschmacks und der Fehler der gothischen Baukunst. Die Verzierung dieses Styls ist von der Art, daß man sie weder zu analysiren noch zu beschreiben vermag. Man kann nur Das beschreiben, was regelmäßig ist(?), d. h. was das Resultat der Regelmäßigkeit ist. (Welche Verdeutschung!) Aber der Geschmack der gothischen Verzierung ist gerade am ersten geeignet, eine Idee von der Unordnung zu geben.

Liegt nun solchen grundfalschen Aeußerungen, deren es unzählige in diesem Werke gibt, ein wirkliches Nichtwissen, oder eine absichtliche Verkennung zum Grunde? Wir wagen dies nicht zu entscheiden — aber man sieht, wohin in der Wissenschaft ein anfängliches Vorurtheil führt. Was bleibt nun das Wahre und das Falsche zwischen zwei so entgegengesetzten Ansichten, wie die unserer beiden Lehrer in der Architekturgeschichte? Wir wollen es aussprechen, denn der gesunde Sinn der Völker, ihr nicht zu verirrender Takt, ein allgemeines Gefühl hat es vor uns deutlich genug ausgesprochen. Was sehen wir überall in Europa geschehen? Man reißt die gothischen Paläste, Burgen, Thore und andere Gebäude nieder, um sie durch solche im antik-modernen Styl zu ersetzen, aber — man schont und hütet aufs sorgfältigste die christlichen Kirchen und Stifter. Diese Lehre der einfachen Erfahrung ist klar. Der gothische Styl ist der, welchen die Idee einer christlichen Kirche fodert, begehrt und ausfüllt; hier ist er an seiner Stelle, dies ist sein Beruf, hier übertrifft er durch seine Principe, durch seinen Grundgedanken jeden andern Styl. Anders verhält er sich, auf Wohnhäuser, Schlösser, Thore, Paläste aller Art angewendet. So zweckmäßig er dort war, so unpassend ist er hier. Die geraden, langen und einfachen Linien der antiken Architektur sind es, die hier gefodert werden, und die hier nicht zu umgehen sind. So ist Alles erklärt. Der eine unserer Lehrer richtete sein Auge nur auf solche Gebäude, der andere nur auf Kirchen, welche ihm die einzigen öffentlichen Monumente von Bedeutung schienen, und in dieser Ausschließlichkeit wurden beide ungerecht. Der Streit, das Vorurtheil entzweit, die Wahrheit vereinigt, und in der Vereinigung des Widerstreitenden liegt an und für sich die Wahrheit.

Nach dieser nothwendigen Abschweifung können wir nun auf die nähere Beurtheilung des vorliegenden Werkes übergehen, eines Buches, das bei allen seinen Fehlern eine Lücke in unserer Literatur ausfüllt. Schon der Titel dieses Werkes deutet zur Genüge an, daß es weniger eine wissenschaftliche Geschichte der modernen Architektur als eine aphoristische Darstellung ihrer Meister und ihrer Werke, vom biographischen Standpunkte her, zu liefern bestimmt ist. Diesem wohlgewählten Grundsatze ist der Verf. denn auch treu geblieben. Er liefert die Biographien von 47 Meistern mit der nöthigen Ausführlichkeit in Allem, was auf ihre Kunstbildung und auf ihre Werke Bezug hat, und mit Hinweglassung alles Dessen, was mit diesem Zwecke nicht in unmittelbarer Verbindung steht. Auf diese Art hat er ganz vortrefflich Kürze mit Ausführlichkeit vereinigt, Requisite, die sich sonst zu widersprechen scheinen und in deren Erfüllung die Franzosen überhaupt Meister sind. Ein deutscher Historiker hätte dies Werk vielleicht auf das Vierfache des Umfangs angeschwellt und doch nicht mehr darin gesagt, als wir hier zu suchen berechtigt sind.

Die Biographien sind von sehr ungleicher Länge, je nach der Wichtigkeit der Periode, des Meisters oder der Quellen, die dafür vorlagen; allein jede derselben erscheint in Begleitung eines oder zweier der vorzüglichsten Werke des Meisters. Diese Einrichtung müssen wir unbedingt loben; denn, wenngleich für uns ein wesentlicher Unterschied zwischen Buschetto und Bramante oder zwischen Michelozzo und Michel Angelo ist, was ihre Wirksamkeit oder ihre Lebensgeschichte betrifft, so haben wir doch in Bezug auf die Kunst dasselbe Interesse, von dem Einen wie von dem Andern ein Werk vor Augen zu sehen. Wir loben es daher, daß der Verf. uns diese unbedeutendern Monumente nicht vorenthalten hat, um desto mehr allgemein bewunderte zu geben. Die Kupfertafeln selbst sind über jede Ausstellung gut und jeden billigen Anspruch befriedigend. Was die Hauptsache war, das Architektonische, tritt äußerst rein hervor, die Arbeit ist durchweg höchst sorgsam, und der Zeichner (Ollivier) hat sich als ein tüchtiger Meister bewährt, der Geschmack mit Fleiß und Studium vereinigt. Buschetto, mit der Kathedrale von Pisa, macht nach der unbedeutenden Vorrede den Anfang der Biographien. Die Nachrichten sind kärglich (die Kirche ward nach der Inschrift 1063 erbaut), aber sie genügen dem Verf. doch, uns überzeugend zu beweisen, daß B. kein Grieche aus Dulychium, sondern ein Italiener war, ein Irrthum, zu dem das Fragment der Inschrift Anlaß gegeben hatte. Die Kathedrale von Pisa, welche in mitteler Höhe eine rein antike Säulenstellung zeigt (unten und oben

sind Bogen auf Säulen), gab allerdings den Anstoß zur erneuten Nachahmung des Alten. Allein einen bestimmten Anfang macht sie so wenig, wie Cimabue's Madonnen einen Anfang der modernen Malerei machen. Der Verf. hätte dies, zur Vermeidung von Irrthümern, sagen sollen. Mehr oder minder bleibt jedoch jeder Anfang willkürlich, und so wollen wir weiter nicht tadeln, daß dieser gesetzt wird. Die Säulen zu diesem, damals staunenswürdigen Bau waren entlehnte, antike oder, wie der Uebersetzer in seinem Ungeschick stets sagt: alterthümliche (!). Merkwürdig ist, daß der Verf. die Kuppel des Doms den ersten Versuch dieser Art in Europa nennt und sich über B.'s neue Erfindung enthusiasmirt. Kennt er denn die Kuppel von S.-Marco nicht? Sind ihre Gesetze auch anders, so hat er doch Unrecht, von dieser pisanischen wie von einer völlig neuen Erfindung zu sprechen. Dann wäre auch die florentiner wieder eine neue, und die von St.-Peter abermals eine ganz neue Entdeckung. Der Uebersetzer muß nie eine Karte von Italien gesehen, nie eine Geographie gelesen haben; wie könnte er sonst z. B. Sienna, Orvietto, Perusa und hundert andere Dinge, des Wichtigern nicht zu gedenken, schreiben? — Dioti Salvi, mit der Taufcapelle von Pisa, folgt. Grobe Druckfehler verwirren diese ganze Biographie. Ein Theil derselben ist angezeigt, aber so nachlässig ist der Corrector gewesen, daß im Druckfehlerverzeichniß neue Druckfehler vorkommen und der Leser gebeten wird, unbedeutendere B a chstabenfehler selbst zu verbessern. Ist das erlaubt? Dioti Salvi, welcher die Capelle 1152, nicht 1512 baute, oder noch richtiger 1153 pisanischen Styls, ist seinem Leben nach wenig bekannt; wahrscheinlich war er aus Pisa und starb auch hier. — Arnolfo di Lapo, mit der Kathedrale von Florenz, deren Bau er jedoch nur etwa 4 Jahre (bis 1300) leitete. Der Streit über die Herkunft dieser Familie ist bekannt; Jakob, sein Vater, war wahrscheinlich ein Deutscher; der Verf. aber scheint davon nichts zu wissen. Die Idee der Sta.-Maria del Fiore vereinigt Kühnheit mit Kraft und mit der höchsten Einfachheit; das Schiff von 457¼ F. Länge wird nur von St.-Peter übertroffen. — Giotto mit dem Glockenthurm von Florenz, ein Werk von unerreichter Zierlichkeit, bei hoher Einfachheit und großer Festigkeit, und vielleicht das schönste Beispiel von glücklicher Mischung des Antiken mit dem Gothischen, das es überhaupt gibt. Die Grundlage dieses unerschütterlichen Werkes ist nicht weniger als 20 Ellen tief. Giotto's Biographie ist fragmentarischer, als wir sie gewünscht hätten. — Johann von Pisa mit dem Campo Santo. Sehr gute Schilderung, aber Fehler in dem Historischen, die der Uebersetzer berichtigt hat. Johann wird des Gothicismus gezeiht und nicht mit Unrecht. Uns hat das Campo Santo immer mehr den Eindruck eines schönen gothischen Klosterhofes als den eines antik-modernen Architekturwerks gemacht; und in der That kann man es darum schon ein solches nennen, weil der Baumeister antike Säulen darin anwendete, die er fertig vorfand?? — Brunelleschi, mit der Kuppel von M. d. Fiore. Schöne Lebensschilderung und vortreffliche Entwickelung des Historischen an dem Bauwerke. Wir können diese Biographie als ein Muster für alle Künstlerbiographien ansehen; die Geschichte des Künstlergenius tritt meisterhaft hervor. Um so störender sind die Nachlässigkeiten und Irrthümer der Uebersetzung. Wir wollen nur eins citiren: „Die Kirche des h. Geistes", heißt es S. 62, „ist in Betreff der Architektur die schönste in Florenz (?). Nichts ist einfacher und besser verstanden (mieux entendu?) als ihr Plan. Es ist eine alterthümliche Basilika, zu den Gebräuchen des Christenthums eingerichtet." Eine alterthümliche Basilika, also keine antike? Nein! Wirklich eine antike, keine nachgeahmte, wie man nach dieser Uebersetzung glauben muß. Wer denkt ferner bei den Hetruszien an das mittelalterliche Toscana u. fg. Was der Verf. bei dieser Gelegenheit von dem Einfluß des herrschenden Baumaterials auf den Baugeschmack und ferner von dem Wechselverhältniß zwischen großen Männern und großen Unternehmungen sagt, ist trefflich gedacht und verdient alle Rücksicht. Die Geschichte mit Papst Eugen IV., S. 63, ist offenbar eine Repetition der Archimedes-Anekdote. Uebrigens war Brunelleschi wirklich der große Mechaniker, der er sich zu sein rühmte. — Michelozzo, mit dem Palast Ricardi, dem Muster toscanischer Palastbauten; gute Biographie. — Leon Batista Alberti mit S.-Francesco di Rimini, sollte offenbar früher abgehandelt sein, da er hier die chronologische Ordnung stört. Sein Buch „De re aedificatoria" (jetzt selten) ist gut analysirt. — Simon Cronaca, mit dem Palaste Strozzi in Florenz, ausgezeichnet durch das schönste Carnies, das es vielleicht gibt. Der Hof, der uns sehr schön dünkt, wird getadelt; er ist allerdings zu klein. — Bramante, mit Pietro in Montorio und der Cancelleria. Ganz ausgezeichnete Biographie, in welcher besonders des Künstlers Studien in der Construction (sein wahres Geheimniß) hervorgehoben werden. Er baute und rechnete auf das Senken und Setzen des Gebäudes. Ob der Hof der Logen (S. 115) von ihm herrührt, ist zweifelhaft; der Aufriß ist wol von Rafael, wie die Ausführung. Seine Erfindung der Gewölbdeckenverzierung war allerdings den Alten abgelernt; wie viel am St.-Peter ihm indeß eigenthümlich zukommt, wird wol stets zweifelhaft bleiben. — Baldassare Peruzzi, mit dem Palaste Massimi, ausgezeichnet als der Erfinder und zugleich als Meister in der Architekturmalerei. Der Verf. hebt eine Seite von Peruzzi's Kunsttalent hervor, die auch wir allen Jüngern seiner Kunst nicht genug empfehlen können.

Es gibt in der Architektur eine Größe, die von Cirkel und Maß unabhängig ist und den Geschmack allein als Gesetzgeber erkennt. Peruzzi war Meister in dieser; Eleganz und Schicklichkeit machen eine Menge kleiner Häuserfaçaden, die er baute, zu wahren Mustern gefälliger Bürgerwohnungen. Solcher Gebäude, die man für Reste des alten Roms halten möchte, sind jungen Architekten im Borgo Nuovo einige aufbewahrt; sie können hier lernen, wie Bedürfniß mit Schönheit zu paaren ist, denn zur Errichtung großer Denkmale wird nicht Jeder berufen.

Wir haben bei dieser Stelle nur zu bemerken, daß diese kleinen Häuser, welche uns wohl bekannt sind, gewöhnlich dem Bramante zugeschrieben werden, und wissen nicht, worauf des Verf. Berichtigung der gewöhnlichen

Meinung sich stützt. — Rafael Sanzio, mit dem Palaste Pandolfini in Florenz. Nicht ganz genügende Biographie, aus der jedoch manches wenig Bekannte hervorgeht. So soll der gewöhnlich Bramante zugeschriebene Grundriß des St.-Peter, S. 144, von Rafael redigirt sein, ein Meisterstück großartiger Einfachheit. Ferner wird erzählt, daß, nachdem R. 1515 zum Architekten von St.-Peter ernannt war, ein päpstliches Breve ihm zugleich die Oberaufsicht über alle Reste des Alterthums übertrug, und daß sich von nun an der Plan bei ihm ausbildete, allmälig ganz Rom in seinen vorigen Stand wiederherzustellen. Das Project und die Pläne dazu, welche gewöhnlich Castiglione zugeschrieben werden, sollen von Rafael herrühren; das Zeugniß And. Fulvio's bestätigt dies ausdrücklich. Welch ein Gedanke — und welch eine Stadt besäße Italien, wenn dieser große Gedanke zur Ausführung gekommen wäre? Es ist schon schön, ihn nur gedacht zu haben! Diese Ruinengemälde Rafael's sind leider verloren gegangen. — San Micheli, mit dem Palaste Pompei in Verona, ein äußerst fleißiger Architekt, unerreicht in Befestigungswerken, dessen Unternehmungen unzählbar sind. Er war der Vorläufer und Stifter der berühmten venetianischen Bauschule. — Ant. San-Gallo, mit dem Palaste Farnese in Rom, ein reicher, aber etwas ungeordneter Geist. Sein Project von St.-Peter (gleichsam der Prüfstein aller großen Baukünstler zweier Jahrhunderte) ist ein verworrenes, unklares Gemisch von Ideen, von denen nur einzelne schön sind. Im Palaste Farnese dagegen bewährt er sich als ein ebenso kühner wie rein gebildeter Geist; der Hof ist eins der schönsten Baudenkmale aller Zeiten, keusch, einfach und dennoch reich und leicht. — Giulio Romano, oder wie der Uebersetzer ohne Grund schreibt, Julius Romanus, mit dem Palaste Te in Mantua, Schüler Bramante's und Mitarbeiter Rafael's. Die kleinen Paläste Lante und Alberini in Rom, Cenci und Villa Madama (oft Rafael zugeschrieben) sind von ihm; Mantua schuf er fast gänzlich um.

(Der Beschluß folgt.)

Alex. Müller's Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten. Mainz, Kupferberg.

Das mit diesem Archive bezweckte, aus besondern Ankündigungen seiner Tendenz und dem Inhalte nach schon bekannte, höchst zeit- und zweckmäßige Unternehmen ist soeben mit dem ersten Hefte des ersten Bandes (etwas spät zwar für den Monat Januar 1832, da in jedem Jahre 12 Hefte erscheinen sollen) ins Leben getreten. In der Vorerinnerung des Herausgebers wird nochmals ausdrücklich bemerkt, daß das Archiv auf das ganze Gebiet der deutschen Gesetzgebung, jedoch nur auf den genauen wörtlichen Abdruck wirklich publicirter Acte der gesetzgebenden Gewalt, sowie auf eine Uebersicht der neuesten deutschen Fundamentalgesetze und eine der Wichtigkeit des Gegenstandes würdige Kritik derselben gerichtet ist; und mit Recht muß es besonders hervorgehoben werden, daß durch solche Zusammenstellung und Kritik allen wohlgesinnten Freunden des erhöhten Culturstandes der Deutschen ein Punkt der „Vereinigung im gemeinschaftlichen Streben nach gesetzlicher Freiheit und Einheit Deutschlands" dargeboten werde, zu welcher gerade jetzt alle jene wohlgesinnten Freunde sich gegenseitig die Hände reichen müssen. Gerade jetzt! Denn wir leben in einer Zeit, wo die Theilnahme an den Angelegenheiten des Landes, an den wichtigsten Rechten Aller, an den edelsten Kräften und höchsten Gütern der Nation und überhaupt die Neigung zur Erweckung eines echten Gemeinsinns und zur Erhaltung einer unbefleckten deutschen Nationalfreiheit so sehr gestiegen und so allgemein und so wohl begründet ist, daß es als ein Bedürfniß für Jeden erscheint, in solcher Vereinigung sich selbst und die Gesammtheit zu ehren und als Freund gesetzlicher Freiheit sich offen zu bekennen. Und nur im Sinne dieser wahren, gesetzlichen Freiheit soll namentlich die Kritik in diesem Archive geübt werden: dasselbe soll weder servil noch ultraliberal sein, sondern deutsche Farbe tragen. Und in diesem Sinne eben muß es den wahren Deutschen ebenso willkommen sein, als es auf solche Art auch den Feinden der wahren nationalen Freiheit, von Außen und im Innern, kräftig zu wehren und erfolgreich denselben entgegenzutreten wissen wird.

Wir haben durch das Gesagte bei Gelegenheit des erschienenen ersten Heftes nur von Neuem auf das Archiv aufmerksam machen wollen. Ueber das Einzelne mögen sich Kundige ihres Orts und zu seiner Zeit weiter aussprechen. Es genügt noch zu bemerken, daß in dem vorliegenden ersten Hefte theils die kurhessische Verfassungsurkunde von 1831, mit begonnener Kritik von Adv. Martin in Homberg, theils die Verfassungsurkunde für das Königreich Sachsen, nebst den Verordnungen wegen Einrichtung der Ministerialdepartements und der Errichtung des Staatsraths, mit Kritik von Rüder, mitgetheilt werden. Einen Verein tüchtiger Männer des Rechts und vom Staate, als Mitarbeiter, stellt schon dieses erste Heft dar, und noch andere Namen werden die folgenden Hefte uns nennen: übrigens fodert auch der Herausgeber in der Vorerinnerung ausdrücklich „alle durch Talente, Kenntnisse und Erfahrung berufene Freunde der deutschen Gesetzgebung" zum Beistande bei seinem Unternehmen auf. Wir wünschen demselben einen regen, gedeihlichen Fortgang.

80.

Notiz.

Im Laufe dieses Jahres wird das größte Buch in der Welt in London herausgegeben werden. Es wird den Titel „Pantheon englischer Helden" führen, 24 Fuß hohe und 12 Fuß breite Blätter haben und mit ½ Fuß hohen Buchstaben mittels einer Dampfmaschine gedruckt werden. Goldfirniß wird an die Stelle der Buchdruckerschwärze treten, und da dieses riesige Buch nur darauf berechnet ist, eine Zierde der vorzüglichsten englischen Bibliotheken abzugeben, will man die Auflage nicht über 100 Exemplare stark machen. Kommt der Riese glücklich zur Welt, so können die Buchhändler eine neue Zeitrechnung, vor und nach dem großen Buche, wie vor und nach Erbauung Roms rc., unter sich einführen.

8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 93. —— 2. April 1832.

Geschichte der Architektur.

(Beschluß aus Nr. 92.)

Michel Angelo Buonarotti, oder, wie der Uebersetzer ganz falsch schreibt: Bonaroti, mit der Kuppel von St.-Peter. Dieser unerreichbare Geist hat einen seiner würdigen Biographen an dem Verf. gefunden. Der Kampf des Genies und des Eigensinns, welchen St.-Peter anderthalb Jahrh. lang unter den Architekten Roms genährt hatte, fand an ihm endlich seinen Friedensstifter. Dieser Kampf ist äußerst anziehend geschildert. Vor M. Angelo's riesenhaften und doch so sichern, so besonnenen Ideen schwieg endlich Neid und Misgunst. Er hatte die Idee Bramante's, das Pantheon auf Säulen zu setzen, und damit St.-Peter zu krönen, vorgefunden; alles Uebrige gehört ihm. Ja, selbst diese Idee war unwichtig. Er mußte zerstören, um wieder von vorn anzufangen, und M. A. war damals 72 Jahr alt. Gezwungen übernahm er den Riesenbau, allein nun trieb er ihn so energisch vorwärts, daß man nicht mehr zurückkonnte; sein Project wurde in allen Details ausgeführt und P. Ligorio z. B. entsetzt, weil er sich nach M.'s Tode eine geringe Abweichung erlaubte. Die Verlängerung des Hauptschiffes durch C. Maderno allein lag nicht in M.'s Plan. Das begeisterte Lob, das die Kuppel S. 253 findet, ist gerecht und verdient. Neu und originell, ja bei den Alten selbst ohne Beispiel, ist sie die höchste und größte von allen Constructionen, welche mit den größten Massen die reinste Schönheit vereinigt. — Sansovino, mit der Bibliothek von S.-Marco, einer der großen venetianischen Meister, dem diese Stadt ihren architektonischen Ruhm verdankt. — Galeazzo Alessi, mit der Kirche della Assunzione und dem Palaste Sauli in Genua, einer der außerordentlichsten Geister, welche die Geschichte der Architektur nennt. Sein Reichthum an Erfindung übertrifft bisweilen seine Einsicht, aber die herrlichen Werke, die er hinterließ, Villa Pallavicini, Giustiniani, Palast Grimaldi, Torre Nuova, S.-Celso in Mailand, der Palast Corgna am Trasimenersee, Sauli u. a. machen seinen Namen unsterblich. — Pirro Ligorio mit der Villa Pia, und Giac. Barozzio (Vignola) mit dem Palast Caprarola folgen. Der Letzte ist durch seine Schriften als Gesetzgeber der modernen Architektur anerkannt, welche er, mit einigen ganz geringen Abweichungen (z. B. bei der Verdünnung der Säulen) auf dem System der Alten feststellte. Der Plan des Escurial soll von ihm herrühren. Als ausführender Baumeister fehlte ihm Kühnheit und Schwung der Ideen; er ahmte lieber nach. — Bart. Ammanati (gest. 1592) mit dem innern Hofe des Palast Pitti macht den Beschluß dieses Bandes. Der Palast Ruspoli ist sein Werk, das Jesuscollegium in Rom, Ponte Trinità in Florenz und die schöne Kirche S.-Giovannino ebendaselbst.

Den zweiten Band beginnt Andr. Palladio, mit der Basilika von Vicenza. Er fand die ersten Plätze in seiner Kunst bereits eingenommen; es wäre verzeihlich gewesen, wenn ihn, wie seine Nachfolger, ein Streben nach Neuheit, das endlich zur Willkür, zur Bizarrerie führt, ergriffen hätte. Vor dieser Klippe schützte ihn der einzige Schutz, den es dagegen gibt — ein strenges Studium der Alten. Die Verjüngung der alten Basilika von Vicenza war sein erstes und zugleich ein Meisterwerk der Einsicht und des Geschmacks. Der Palast Porti ebendas. beweist, wie er bei aller strengen Nachahmung der Alten sich doch nie wiederholt; seine Werke in Venedig, das Refectorium S.-Giorgio Maggiore (Georg Major schreibt der Uebers.), das Kloster St.-Johann von Lateran, und endlich sein Teatro Olimpico beweisen, in welchem Geiste er die Alten nachahmte. Seine literarischen Arbeiten werden stets geschätzt werden.

Von jetzt an haben wir es meistens mit außeritalienischen Meistern und ihren Werken zu thun. Wir eilen kurz über diese minder tönenden Namen hin, um zu einigen allgemeinen Bemerkungen noch Raum übrig zu behalten. — Phil. Delorme, Architekt der Tuilerien, gest. 1578, war einer der Gründer des guten Geschmacks in Frankreich. Daß dieser hier länger zu kämpfen hatte, ehe er sich bis zur Gesetzlichkeit hin Bahn brechen konnte, war natürlich: die Beispiele des Alterthums fehlten hier, und die unvollkommene Mittheilung aus Italien her verschuldete eher Verwirrung, als daß sie Irrthümer berichtigte. Delorme brachte die Kenntniß des Bessern aus Italien mit und pflanzte sie in Frankreich. Seine kleine ionische Säulenordnung an den Tuilerien ist für seine Zeit bewunderungswürdig. Nach S. 39 stirbt er im J. 1570, was jedoch 1577 oder 1578 heißen muß. — Jean Bullant, Erbauer von Ecouen, Pierre Lescot, Jean Gougion (gest. 1572), Erbauer der alten Louvreseite, nach Planen von Vignola und Serlio, würdige Nebenbuhler Delorme's. —

Domenico Fontana, mit St.=Johann von Lateran, Erbauer des Quirinals, Wiederhersteller der Trajans= und Antoniussäulen, des Petersobelisken u. s. w., einer der größten Mechaniker aller Zeiten. Sein Geschmack als Architekt war nicht mehr rein, das Verderben der Willkür hatte die nun herrschende Schule ergriffen; der königliche Palast in Neapel kann zum Beweise dienen. — Vincenzio Scamozzi, mit den Procuratie Nuove, der venetianischen Schule angehörig, in welcher sich der gute Geschmack etwas länger als in der römischen erhielt, wiewol auch er von verkehrter Neuerungssucht nicht frei war. Seine theoretischen Arbeiten sind schätzbar, als praktischer Baumeister ist er gezwungen, ohne Anmuth, starrem Maß ergeben. — Carlo Maderno, der Vollender des St.=Peter, bis auf die Borromini'schen Verkehrtheiten, war selbst bereits von den Grundsätzen ergriffen, welche allmälig alles Ansehen der alten Muster, die Regel aus den Planen, die Einfachheit aus den Formen verbannte. Ihm ward die projectirte Verlängerung von St.=Peter übertragen. Die Fehler, deren er sich dabei schuldig machte, müssen in seiner Biographie selbst nachgelesen werden, allein wir müssen die Klarheit loben, mit welcher der Verf. sie entwickelt oder gegen falsche Vorwürfe ihn vertheidigt. — Von jetzt an ist bei den Baumeistern Italiens kein großes, zusammenhängendes Werk mehr als Muster aufzustellen; nur einzelne glückliche Gedanken sind noch anzuerkennen; aber die Gesetze von Harmonie und Einfachheit, die Grundsätze der Schule Bramante's, Michel Angelo's, Sansovino's und Palladio's gehen allmälig in eitler Prunksucht, Vorliebe für gehäufte und willkürliche Verzierung und motivloser Neuerungssucht unter. Der Verf. hätte dies noch einsichtlicher machen können, wenn er gleich nach C. Maderno seine Nachfolger Bernini und Borromini abgehandelt hätte. Statt dies jedoch, wie Zusammenhang und Chronologie es verlangten, zu thun, schiebt er Inigo Jones, den Erbauer von Whitehall und St.=Paul bei Coventgarden, und Jacques de Brosse, den Gründer des Luxemburg, zwischen jene ein, und begeht so einen offenbaren und nutzlosen Fehler. Die beiden Biographien sind gut; zwei Reisen in Italien bildeten Inigo Jones' Geschmack, Palladio ward sein Vorbild, und seine Schule in England die Pflanzschule der architektonischen Kunst, welche in unsern Tagen dort mehr als irgendwo blüht. Der Verf. ist ziemlich arm an Nachrichten über Jones und beurtheilt ihn mit Vorurtheil, er vergleicht seinen St.=Paul einer Scheune und zeiht das Werk übertriebener Einfachheit und gänzlicher Charakterlosigkeit. — Giov. Lorenzo Bernini, mit dem Peristyl von St.=Peter, der geschmackvollste aller Kunstverderber, ist sehr ausführlich behandelt. Die erstaunliche Menge seiner Arbeiten zeugt von dem Reichthum seines Geistes an Kunstmitteln; aber keine einzige seiner Schöpfungen ist tadelfrei. Er ist von dem geschmeidigsten Geiste, anmuthig, zierreich, gefällig, aber ohne Größe, ohne Adel, ohne Correctheit: ein Genie, das die Größe im Ausdruck des Kleinen sucht. So bahnte er, ohne es zu wollen, seinem Nachfolger Borromini den Weg zur Verleugnung jedes Princips, zum willkürlichsten Spiel mit phantastischen Formen, ohne alle Gesammtschönheit, zur Vernichtung geheiligter Grundsätze. — Franc. Borromini, mit dem S.-Carlo a'quattro fontane, stellt die Ausartung der Kunst dar. Zu eitel, um nachzuahmen, sucht er im Zufall eine Schönheit, die nur im Gesetz zu finden ist; die Sapienza und Filippo Neri sind die Muster seines Styls; die St.=Agnesenkirche eines seiner wenigst bizarren Werke. Seine Arbeiten sind sehr zahlreich, und leider ging von ihm eine Schule aus, die seinen Ungeschmack über Europa verbreitete (der Zwinger zu Dresden). — Jakob van Campen, Erbauer des Stadthauses in Amsterdam, ein Muster für Monumente dieser Gattung, von großer Keuschheit, rein und solid, eins der vollendetsten Bauwerke der neuern Zeit. (Nur die kleinen Eingänge opfern doch die Schönheit dem Nutzen auf.) — Claude Perrault, Arzt, Erbauer der Louvrecolonnade, das schönste Architekturstück in Paris. Sehr gute Biographie, Beurtheilung von Perrault's Schriften. — Le Mercien, Erbauer der Sorbonne, ein einfaches, schönes Gebäude. — Franz Blondel, mit dem Triumphbogen von St.=Denis. Die drei größten Architekten Frankreichs waren nur Dilettanten in der Kunst, Lescot, Perrault und Blondel, der Maréchal de Camp war. Der Triumphbogen ist schön, bis auf die doppelte Pyramidenverzierung. — Christoph Wren, Erbauer des großen St.=Paul in London und Wiederhersteller von London nach dem Brande. Kurze, aber zweckmäßige Würdigung seiner Verdienste. Greenwich, Winchester, das Monument, St.=Paul erhalten seinen Namen unsterblich. — Hardouin Mansart, ursprünglich Mensarto, ein Römer, Erbauer des Invalidendoms in Paris und des Schlosses von Versailles. Aengstlichkeit und Mittelmäßigkeit des Geschmacks, Mangel an Physiognomie, an Charakter sind die Kriterien seiner Bauwerke, die jedoch sehr gut construirt sind. — Filippo Ivara, Erbauer von La Superga bei Turin und vieler andern Werke in Spanien, Nachahmer Bernini's. — Servandoni, mit St.=Sulpice in Paris, groß als Decorateur. — Ludovico Vanvitelli, Erbauer von Caserta, der größte Architekt des 18. Jahrhunderts; sehr gute Biographie. — Gabriel, mit den Colonnaden vom Place Louis XV; Nachahmung der Perrault. — Denis Antoine mit dem Münzpalast in Paris, starb 1801. — Gondouin (École de médecine) starb 1818. — Jacq. Germ. Soufflot, mit dem Pantheon in Paris, gute, doch nicht fehlerfreie Anlage, starb 1781. — Hiermit schließt der Haupttheil des Werkes. Ein Anhang enthält die kürzern und nicht durch Zeichnungen versinnlichten Werke einer zweiten Reihe von Architekten in chronologischer Folge von Nicolà da Pisa bis auf Fuga und Pompei. Wir können nur die Namen nennen: Nic. da Pisa, And. Ciore, Filarete, Giorgio Sanese, Giulian da Majano, Benedetto Majano, Frà Giocondo, Santo Lombardo, Falconetto, Serlio (der wol mehr als diese kurze Erwähnung verdiente), Vasari, Ducerceau, Pell. Tibaldi (desgl.), Buontalenti, Giov. Fontana, Ponte, Lunghi, Ponzio, Cigoli, Zampieri (nicht Zambieri), Soria, Parigi, Silvani, Berettini, Le Muet, Bruant, Algardi

(desgl.), Le Beau, zwei Rainaldi, Bullet, de Rossi, Guarini, Puget, Monti, drei Galli-Bibiena, drei Fontana, J. Gibbs, Galilei, Salvi, Sacchetti, Boffrand, Fuga, Pompei.

Man sieht, daß von deutschen Architekten gar nicht die Rede ist. Zum Schlusse haben wir noch einige allgemeine Bemerkungen versprochen. So manches Zweckmäßige eine Kunstgeschichte aus biographischem Gesichtspunkte auch haben mag: sie hat auch ihre großen Nachtheile. Der wissenschaftlichen Entwickelung der Kunstgeschichte ist diese Behandlungsart durchaus nicht günstig. Wir erhalten keine zusammenhängende Uebersicht des Emporkeimens, der Blüte und des Verfalls der Kunst, der sich aus eben dieser Blüte entwickelt. Bei einem so umfassenden, so studienreichen Werke, wie das vorliegende ist, wäre es daher wol wünschenswerth gewesen, daß der Verf. eine kurze, wenn auch nur skizzirte Geschichte der Kunst in wissenschaftlicher Form vorausgeschickt hätte, die uns das Emporblühen der Architektur unter Brunelleschi und Bramante, die reine Blüte derselben unter Palladio, Michel Angelo und Sansovino, und den Verfall unter Bernini und Borromini gezeigt und übersichtlich gemacht hätte. Wären wir zur Uebersetzung dieses classischen Werks berufen gewesen, wir würden die Mühe nicht gescheut haben, seine Brauchbarkeit durch eine solche Uebersicht zu erhöhen, sein Verdienst zu vervollständigen. Allein der gegenwärtige Uebersetzer war dazu freilich wol außer Stande, da ihm alle und jede Sachkenntniß abzugehen scheint. Wir wären zufrieden, hätte er nur immer seinen Text verständlich wiedergegeben; leider aber gibt es, wie schon bemerkt, Stellen in Menge, die Niemand ohne das Original verstehen kann, technischer Irrthümer nicht zu gedenken. 89.

Merkwürdige Rede des Carmeliters José del Salvador an Ferdinand VII. in der königlichen Capelle zu Madrid 1814 gehalten.

Die erste Pflicht, welche Gott Ew. Majestät in seinem Gericht auferlegt hat, ist, dafür zu sorgen, daß die Herzen Eurer Unterthanen vereinigt und beruhigt werden. Ich rede hier nicht von jenem unschuldigen Volke, das keinen Theil an der Zwietracht genommen hat; denn dies ist Gottlob in Einigkeit, bereit Ew. Majestät in allen Befehlen zu gehorchen, Ew. Majestät Wagen mit Jubel und Zuruf zu begleiten und ihn bis an das Ende der Welt auf seinen Schultern zu tragen. Der Gott der Liebe, der den Kindern seine Geheimnisse offenbart, verbirgt sie den hochmüthigen und anmaßlichen Weisen dieser Welt: abscondisti prudentibus. Von dieser zweiten Classe sind Die, welche beruhigt werden müssen. Die Begründung einer Regierung, die allein die Sprache der Gerechtigkeit kennt, die Wahl der Minister und Räthe, die vor der Revolution, in ihr und später ihre Untadlichkeit und ihren Eifer für die gerechte Sache offenbart haben; die Absetzung und Entfernung der Mächtigen, welche die Ruhe des Königs und des Reiches gefährden; die Wachsamkeit und Klugheit, um das wahre Verdienst von der Verdienstlosigkeit der Unterthanen zu unterscheiden, damit Niemand, so viel es möglich ist, Unrecht erleide bei der Besetzung der Stellen: dies Alles wird zu der erwünschten Vereinigung der Gemüther und der Beglückung des Volkes beitragen.

Nun wohl. Haben Ew. Majestät diesen wichtigen Grundsatz festgehalten, sich bemüht, so viel es in Ihrer Gewalt steht, daß die Minister und Räthe nicht vom Parteigeist ergriffen, und im Stande waren, Ew. Majestät zu helfen, mit Billigkeit die Pflichten der Gerechtigkeit auszuüben? Zum Glück sind Ew. Majestät als König und Herr frei bei der Wahl und Entlassung der Gehülfen beim Regierungsgeschäft, um zu erkennen, ob sie dem Zwecke genügen, unser Glück zu begründen, oder nicht: aber des Vertrauens Ew. Majestät würdig erkannt (ohne welche Eigenschaft sie weder gute Rathgeber noch gute Vormünder des Reiches sein können), folgt Ew. Majestät ihrer Meinung, wenn sie sie geben müssen, oder ihrem Rath, wenn Ew. Majestät ihn bedürfen? Glücklich, daß Ew. Majestät in Allem für das Wohl ihrer Unterthanen zu sorgen bereit, weise und kluge Männer zur Seite haben, die in gewisser Verlegenheit Ew. Majestät durch ihren Rath unterstützen. Aber, verstattet es Ew. Majestät, daß ein Achitofel, den königlichen und gesetzmäßigen Weg verlassend, den Frieden Ew. Majestät liebenswürdigen Herzens und die Einigkeit des Reiches zu stören sucht und alle braven Spanier auszurufen zwingt: Dissipet Dominus consilium Aquitofel, der die Bitterkeit des Volkes vollendet? (Ein guter Rathgeber muß Kenntniß der Sache, Klugheit, sie mit Geschick auszuführen, und Uneigennützigkeit genug besitzen, um sich nicht durch Leidenschaften beherrschen zu lassen. Dieser, wie einige spätere Namen deuten auf Verhältnisse des A. Test. hin.) Verstattet es Ew. Majestät, wenn sich schlau verborgen ein Haman zeigt, dessen Streben dahin geht, Rache zu üben an Denen, die nicht so denken wie er, und einen 50 Ellen hohen Galgen zu errichten, sei es auch für einen Menschen, der ebenso gerecht ist wie Mardochai? Daß bei der Vertheilung der geistlichen Würden und Pfründen ein anmaßender und der Simonie schuldiger Gieci sich finde, welcher die Gnadengaben seines Herrn verkauft? Daß er sich in Schafskleidern einschmeichelt, daß man nicht glauben soll, daß Wölfe in den Palast dringen: oder unter der Stimme des Jakob, um glauben zu machen, er hätte keine Hände des Esau, welche Ordnung und Ruhe vernichten?

Ach, Herr! Ich weiß, daß Ew. Majestät für die Gerechtigkeit kämpfen: nur ruhen, wenn das für das Wohl der geliebten Unterthanen Beabsichtigte ausgeführt ist, und keinem Wort, Rath oder Plan, der diesem wichtigen Gegenstande entgegensteht, selbst wenn ein Engel vom Himmel ihn verkündigte, Gehör geben werden. Aber kann nicht so viel Unheil angerichtet werden, ohne daß Ew. Majestät es merken und erfahren, trotz Eurer Wachsamkeit? Und ist dies, bedenken Ew. Majestät die Verwirrung des Reiches, das Mistrauen gegen die Minister, die Trennung und Uneinigkeit der Rathgeber, die Verworfenheit der Ministerien (secretarias), die Klagen der braven Spanier, die Thränen so vieler Helden, welche ihr Leben zur Vertheidigung Eurer Sache eingesetzt haben; bedenken Ew. Majestät die Freude und den Jubel der Feinde der Religion und des Thrones, welche ihre Beförderung in der Zwietracht Ihres Cabinetes finden; bedenken Ew. Majestät, daß durch diese Thüre eingehen werden, um Euer Vertrauen zu misbrauchen, feindselig gesonnene Menschen, die Eure Rechte niedergetreten, die teuflische Charte erhoben haben, sodaß sie sie den Büchern Mosis und dem Katechismus der christlichen Lehre zur Unterweisung der spanischen Kinder gleichgestellt haben; bedenken Ew. Majestät — doch nein — hier ist nichts zu bedenken... Gott steht als Richter da. Er hat Ew. Majestät auf den Thron gesetzt: er wird das Werk vollenden zum Schaden der drei Feinde der Seele. Ihr, Herr, wißt ihm zu genügen, damit er nicht am Tage des Gerichtes sich aus einem gnädigen in einen zornigen Richter verwandle: Deus de suo optimus, de nostro justus.

Die zweite Pflicht, die Ew. Majestät als König erfüllen müssen, ist die, mit heiligem Eifer für die Ausführung Dessen zu sorgen, was für die Gottesfurcht als nöthig befohlen ist. Ew. Majestät, als von Gott eingesetzt, besitzen Erleuchtung genug, um zu erkennen, daß ein katholisches Reich einzig sicher ruhen kann in den Armen der Religion. Denn insofern werden Thron und Scepter sicher sein, insofern Eure geliebten Unterthanen Gott fürchten und seine heiligen Gebote halten. Dem gemäß haben

Ew. Majestät viele Decrete zu Gunsten der Kirche, ihrer Diener, frommen Stiftungen und religiösen Verbrüderungen gegeben. Aber werden sie beobachtet, Herr! Ich bin nicht im Stande, in dieser Sache zu richten. Aber reden möge diese Menge armer verkrüppelter und leidender Krieger: diese Menge Väter und Mütter Derjenigen, welche auf dem Felde der Ehre gefallen und durch so viele Decrete Eurer Huld unterstützt sind, aber aus Mangel an Ausführung auf Straßen, Plätzen und Wegen umherbetteln. *)

Man darf nicht sagen, Herr, es gibt kein Geld. Denn diese Antwort einer andern Prüfung zu unterwerfen, so schreien die Meisten nur für das Ihrige, ihr Vermögen, ihr Haus, ihre Kostbarkeiten, ihre Güter, die sie besitzen; aber sie sind in den Händen des Woifes, in den Händen Derer, die sich mit dem Blute der Armen bereichern; in den Händen Derer, die Eure Befehle elastisch zu machen wissen, sie ausdehnend oder verengend zu Gunsten ihrer Habsucht; in den Händen Derer, die tausend Märtyrer aus so vielen ohnehin Unglücklichen und Dürftigen machen, welche die Thüren ihrer Officinen berühren. Leicht ist daraus ersichtlich, daß dieses empörende Betragen wenig Mitleid, wenig Anhänglichkeit an die huldvolle Regierung Ew. Majestät verräth, viel dagegen an die alte antimonarchische.... Wissen Ew. Majestät etwa dies nicht aus so vielen Vorstellungen und Einreichungen, die Nothleidende immer und noch Ew. Majestät machen? Die Unterlassung, diese Vernachlässigung ist unmöglich und streitet mit der Wachsamkeit und Liebe Ew. Majestät. Im Gegentheil, der für Ew. Majestät so gnädige Gott wird am Tage des Gerichtes der geringste Richter sein. Deus de suo optimus, de nostro justus.

Endlich sei man für die Umbildung der Sitten eifrig besorgt.... Aber seht, Herr, daß Gott auch die Gerichte richten wird: Ego judicabo justitia. Man muß Mittel finden, dies so heilige Vorhaben auszuführen. Ist darin die Umgestaltung Eures Hauses mitbegriffen? Sorgt Ihr für die Besserung Derer, die Euch umgeben, in Euerm Cabinete ein- und ausgehen und Euch an Eurem Hofe begleiten? Habt Ihr Euch überzeugt, ob sich nicht unter den Vielen, die sich Ew. Majestät Vertraute nennen, irgend eine Dalila befindet, in deren Armen sich die Kräfte der mächtigen Simson verzehren? deren dringenden Bitten man die wichtigsten Geheimnisse entdeckt, und deren Habgier sich mit dem Lohne unschuldigen Blutes sättigt.

Aber was soll ich, Herr, Euch vorsagen, was die Unschuldigen des Volkes Euch sagen mögen, da Ihr so viele Personen des höchsten Ranges um Euch habt, welche Euch davon unterrichten können und sollen, wie Eure Maßregeln mit Erfolg ausgeführt werden. Ist es möglich, da Ihr so viele in Eurer Begleitung habt, die sich weise und klug dünken, die nicht von Eurer Seite weichen und Meister in Israel zu sein sich anmaßen, nicht Einen zu haben — Einen, der Euch mit Uneigennützigkeit das Kreuz tragen hülfe? Von so Vielen, die Euch mit Sorgen wegen Stellen und Präbenden bedecken, nicht ein Prophet, kein Micha, der sein Haupt für Eure und Gottes Sache hingäbe, sich einen Augenblick vergäße, und an das Wohl der Nation und Eure Ruhe dächte? Nicht einen! Aber in solchen Dingen spreche ich nicht mit Menschen. Ich wende mich zu Gott und erwarte von ihm alle Hülfe. Ja! exurge Domine, et judica causam tuam: halte die Sache Ferdinands für die Deine. Exurge, et dissipentur inimici ejus — mögen stürzen die Mauern des Egoismus und der Anmaßung, die ihn umgeben: jene gierigen Wölfe, die hinterlistig beißen und die Ausübung der Gerechtigkeit verhindern: die Plage Aegyptens, pollila der Nation!

*) Pordiosando wegen des gewöhnlichen Anrufs der unzähligen Armen, die sowol Spanien wie Portugal ernähren muß: por Dios, um Gottes willen, dem der gewöhnliche untröstliche Trost in manchen deutschen Ländern: Gott helf' ihm weiter, sehr schlecht entspricht.

Diese geistliche Rede bleibt immer ein würdiges Denkmal der edeln Freimüthigkeit, die sich selbst da nicht verliert, wo der furchtbarste Despotismus, eine orientalische Favoritenherrschaft jede edlere Blume der menschlichen Freiheit zertreten zu haben scheint. Jedem muß es auffallen, daß der Carmeliter eine solche Sprache führen durfte. Traurig genug ist, daß ein Despotismus nicht immer zugleich seine Arznei mitsichführt, daß Die, welchen ihre Stellung als Vertreter der ewigen Wahrheit und eines Rechtes, das jede Menschenbrust wenn auch nicht achtet, doch anzuerkennen gezwungen ist, selten als die ernsten Mahner einer höhern Welt auftreten, sondern Furcht und Scheu sie abhält, ihr eignes Ich für das Wohl vieler Tausende aufzuopfern. Was könnte mancher Hofprediger jetzt wirken, wenn nicht das Leben von der Religion schon so lange so fern läge! Wenigstens könnte er dasselbe versuchen, was jetzt auf dem Wege der Schrift und der öffentlichen Meinung sich geltendmachen will, aber doch so oft an dem Eigenwillen eines Herrschers scheitert, weil er eine Kränkung seiner Absolutheit darin sieht, sich von Andern erinnern, mahnen und warnen zu lassen. Durch persönliche Rede, wo sich das über dem Absolutismus stehende Absolute in Person offenbart, und als Verkündiger und Mund desselben nicht getäuscht werden kann durch das Relative, d. h. durch Parteigeist, Rücksicht, Verhältniß — dadurch wird der Eindruck auf das Gemüth des Herrschers gewaltiger und wahrer sein, und wenn irgendwie geholfen werden kann, so kann es nur so geschehen. Denn freilich hat des Salvador Rede nicht gefruchtet. Leider ist sie zugleich ein Denkmal der traurigen Willkür der absoluten Herrschaft, deren scheußlichstes Bild die pyrenäische Halbinsel bietet. Aber auf anderm Wege, wenn man nicht Revolution und das Unglück der Herrscher und der Beherrschten will, ist noch weniger zu erreichen. Wollte Gott, Spanien hätte viele solche freimüthige Geistliche, die die Religion nicht als Zweck ihres Wohles misbrauchten, sondern als Mittel, aufs Leben, d. h. auf seine ganze Gestaltung erfolgreich, ernst und begeistert einzuwirken! So und nicht anders — woraus sich Keiner doch ein Verbrechen macht — sollte man durch die ewige Wahrheit wirken, und Die nicht tadeln, die es thun. 6.

Die Revue germanique.

Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, möchte man rufen, wenn man im Inhaltsverzeichnisse des Octoberheftes der „Nouvelle revue germanique" (1831) unter den Nouvelles et variétés die „Oeuvres dramatiques de *Bornschein*" findet. Der Name muß unter Deutschlands Dramatikern einen Klang haben, sollte man meinen, da die Société d'hommes de lettres français et étrangers, welche Deutschlands literarische Erscheinungen den Franzosen vorführt, es der Mühe werth hält, von ihm zu reden. Und wer ist dieser Dramatiker? In Eisenberg erschien vor 29 Jahren „Abendopfer auf Thaliens Altar; ein Beitrag zur deutschen Schaubühne, besonders für kleinere Theater, von Ernst Bornschein." Darin stehen drei Stücke, von welchen das erste nach dem Manne in der „Revue" nur einige leidlich komische Stellen enthält, das dritte wenig anziehend ist, das zweite aber nicht ganz so schwach und einer genauern Prüfung werth sein soll, da es eine gute Schilderung der Sitten des deutschen Bürgerstandes gebe. Jene genauere Prüfung besteht nun darin, daß zehn volle Seiten übersetzt werden, in welchen schwerlich Jemand unter uns eine Spur von der belobten treuen Sittenschilderung finden wird. Wenn dieser Kritiker, wie ein Anderer in demselben Hefte von sich erzählt, eine eigne Bibliothek hat, worin er zuweilen seine alten, mit Unrecht vergessenen Freunde aufsucht, so möge er den dreißigjährigen Staub doch ja auf solchen Abendopfern ruhen lassen und seine Landsleute nicht zu falschen Ansichten von der dramatischen Kunst in Deutschland verleiten. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 94. —— 3. April 1832.

Griechenland.

Da sich die Aufmerksamkeit des europäischen Publicums, seit zwei Jahren fast ausschließlich auf die Entwickelung der politischen Bewegungen im Westen und Norden unsers Erdtheils concentrirt, jetzt wieder dem verwaisten neugriechischen Staate zuwendet, so wird es unsern Lesern nicht unwillkommen sein, über ein Werk Kunde zu erhalten, welches zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes von Hellas, und namentlich zur richtigern Würdigung der neuesten traurigen Ereignisse daselbst, einige sehr interessante Beiträge liefert. Wir meinen:

Narrative of a journey through Greece in 1830. With remarks upon the actual state of the naval and military power of the ottoman empire. By Captain *T. Abercromby Trant.* London, 1830.

Es ist wahr, daß man in den letzten Jahren die Werke der Engländer über Griechenland, sobald sie sich auf dessen politische Verhältnisse beziehen, immer mit einem gewissen Mistrauen in die Hände genommen hat, zu welchem das nicht ganz ungegründete Vorurtheil, daß die Grundsätze der britischen Politik in Bezug auf Griechenland in den Schriftstellern der Nation ihre Vertreter finden, natürliche Veranlassung ward. Der Verf. des genannten Werkes, welches, ohne Anspruch auf höhere wissenschaftliche Anordnung, in Form eines Tagebuches abgefaßt ist und sich von den frühern Reisebeschreibungen wesentlich dadurch unterscheidet, daß es vorzüglich auf den politischen Zustand des neugriechischen Staates seit der Beendigung des Freiheitskampfes Rücksicht nimmt, gibt uns in der Vorrede selbst die Versicherung, daß die mitgetheilten Beobachtungen nur auf „unbezweifelten Thatsachen" beruhen, und nennt eigne Anschauung und die Mittheilungen glaubwürdiger Zeugen als seine Quellen. Gegen den etwanigen Vorwurf der Parteilichkeit, namentlich bei der Beurtheilung der Verwaltung des Grafen Capodistrias, beruft er sich auf seine frühere subjective Ansicht von derselben und seine Stellung zu Griechenland überhaupt, welche ihm eine vorurtheilsfreie Würdigung der Verhältnisse gestattete. Er bemerkt über Capodistrias sogleich auf der zweiten Seite: „I went to Greece *rather biased in favour of his proceedings*, but a nearer view of his policy dispelled my illusions." Ref., welcher seit längerer Zeit die Entwickelungsgeschichte des jungen Freistaates aufmerksam beobachtete, erhielt unlängst durch günstigen Zufall Gelegenheit, die Angaben des Capitain Trant durch die mündlichen Mittheilungen eines Augenzeugen, dessen mehrjähriger Aufenthalt und besondere Stellung in Griechenland die Competenz seines Urtheils verbürgt, ihrem wesentlichen Inhalte nach völlig bestätigen zu hören, und trägt daher um so weniger Bedenken, Allen, welche am Glück und Unglück der Neuhellenen Theil nehmen, ein Werk zu empfehlen, über welches sein günstiges Urtheil schon vorher entschieden war. Bei einer allgemeinen Angabe des Inhalts, werden wir nur bei Gegenständen etwas verweilen, welche durch die neueste Katastrophe ein besonderes Interesse gewonnen haben und über die Ursachen derselben einiges Licht verbreiten können.

In elf Abschnitten reiht der Verf. seine Bemerkungen zwanglos an einander, wie sie durch die Richtung seiner Reise und durch Zufall veranlaßt wurden. Wiederholung von Dingen, welche frühere Reisende schon sattsam erörtert hatten, war dabei unvermeidlich, thut aber dem Werke im Ganzen wenig Abbruch. Im ersten Abschnitte, S. 1—39, führt uns der Verf. von Korfu aus in drei Tagen nach dem Cap Katakolo an der Westküste von Morea; von hier, nach dreiwöchentlicher Quarantaine, über die Ruinen des noch im Jahre 1825 blühenden, aber kurz darauf von Ibrahim zerstörten Pyrgos, unter welchen sich hie und da eine Hütte der neuen Anbauer zu erheben beginnt; dann längs der wild-romantischen Ufer des Rabura nach dem Bergcantone von Lalla, vordem von Türken, welche wegen ihrer Tapferkeit und Wildheit berüchtigt und gefürchtet waren, jetzt von wenigen griechischen Familien bewohnt, welche die verlassenen Aecker als Pächter der Regierung bebauen; von da auf beschwerlichen, unwirthlichen Wegen nach Tripotamia, in dessen Nähe sich noch Ruinen des alten Psophis finden. Die reichbewässerten und höchst fruchtbaren Ebenen im Flußgebiete des Erymanthes werden seit der Waffenruhe als Eigenthum der Regierung von griechischen Bauern gegen eine Abgabe von 30 Procent des Ertrags angebaut; freilich geht die Ansiedelung daselbst nur langsam von statten, da der erste Anbau mit Schwierigkeiten und Kosten verbunden ist, welchen sich die früher an ein ungeregeltes Leben gewöhnten Bergbewohner nicht leicht unterziehen mögen und können. Jedoch zeigte sich im Allgemeinen unter diesen Landleuten, welchen die Greuel des letzten Krieges noch in lebhaftem Andenken waren, eine große Zufriedenheit mit dem Zustande der Dinge, wie sie sich seit Capodistrias' Walten gestaltet hatten. Willig hatte man sich der ersten Verordnung des Präsidenten, die Waffen abzulegen, gefügt; an der Spitze jedes Dorfes steht seit dieser Zeit ein aus den Aeltesten gewählter Vorsteher, welchem die Einnahme der von der Regierung festgesetzten Abgaben obliegt; sie bestehen in 10 Procent vom Ertrage des eignen Besitzthums und 30 vom Gewinne jener Ländereien, welche seit der Vertreibung der Türken als Eigenthum der Regierung betrachtet und in angegebener Weise den Bauern überlassen werden. Nach mancherlei Mühseligkeiten, welche durch eine lebhafte Darstellung an Interesse gewinnen, gelangt der Verf. nach Argos.

Der zweite Abschnitt, S. 40—72, in welchem der Verf. kurz seinen ersten Aufenthalt in Argos, seinen Durchflug durch den Archipel nach Vourla im Golf von Smyrna und die Reise von da nach Konstantinopel andeutet, ist fast ausschließlich der Schilderung des politischen Zustandes des neugriechischen Staates gewidmet. Ein zufälliges Zusammentreffen mit Capodistrias gibt dem Verf. Veranlassung, über dessen Verwaltung und Persönlichkeit weitläufiger zu sprechen. Die hier mitgetheilten Bemerkungen, welche den Gegenstand freilich nur von einer Seite auffassen, mögen als Beitrag zur Charakteristik eines Mannes betrachtet werden, dessen unglücklicher Ausgang die schon vorher schwankenden Urtheile über seine Wirksamkeit, seine weitern Plane und Absichten noch unbestimmter und bis zu den schroff-

sten Gegensätzen widersprechend gemacht hat. Es würde ungerecht sein, wenn man jetzt schon, wo uns nur wenig Materialien zu einer reinhistorischen Würdigung der Thätigkeit des Präsidenten von Griechenland zu Gebote stehen, das Urtheil über ihn, sei es rettend oder verdammend, abschließen wollte. Kommenden Geschlechtern mag es zustehen, den Schleier zu heben, der unserm Auge die geheimsten Triebfedern der Handlungen großer Zeitgenossen verhüllt. — „Beim ersten Anblick", erzählt uns der Verf., „hielt ich Capodistrias, seiner Kleidung nach, für einen russischen Offizier, dessen edler Anstand und einnehmendes Betragen mich ungemein ansprach. Seine Gesichtszüge sind schön und voll Würde, seine Gestalt aufrecht und wohlgebildet, und sein bestechendes Aeußere wird durch eine große Gewandtheit im gesellschaftlichen Umgange, welche einen wohlunterrichteten und feingebildeten Weltmann verräth, sehr vortheilhaft unterstützt." Durch einen Rückblick auf die politischen Verhältnisse Griechenlands bei und seit dem Ausbruche der Revolution bereitet der Verf. die Beurtheilung der Wirksamkeit des Präsidenten vor. Wenige treffende Züge geben ein gutes Bild von der Parteiung, welche, in den frühern Verhältnissen natürlich begründet, während des Freiheitskampfes in ihrer verderblichsten Gestalt bestimmter hervortrat und eine Vereinigung der einflußreichsten Männer über die Interessen der Nation fast unmöglich machte. Haß, Mistrauen und Eigennutz nährten die Spaltung, welche gleich Anfangs zwischen Primaten als Grundbesitzern, Armatolen als Kriegern und einer dritten Partei, welche Trant die constitutionnelle nennt, stattfand. Die letztere hatte die meisten Talente und europäische Bildung auf ihrer Seite, auch, setzt Trant hinzu, „in some cases what is rarely to be met with in Greece — probity and disinterestness". In der Absicht, die durch langen Kampf theuer erkaufte Freiheit in ihrem Entstehen gegen ihren gefährlichsten Feind, die innere Zwietracht, zu schützen, versammelten sich die Abgeordneten der Nation im J. 1827 zu Trözene. Um Einigkeit zu erlangen, suchte man zuerst die Ursachen zu gegenseitiger Eifersucht zwischen Denen zu entfernen, welchen Verdienste und Talente gleich gerechte Ansprüche auf die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten zu geben schienen. Man vertraute sich Fremden an; General Richard Church erhielt den Oberbefehl über die Landarmee, Lord Cochrane den über die Flotte, und Graf J. Capodistrias ward als Präsident an die Spitze des jungen Staates gestellt. Der zweite Sohn einer reichbegüterten Familie auf Korfu, zog der junge, durch seltene Talente ausgezeichnete Capodistrias zuerst die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf sich, als die ionischen Inseln von den Russen besetzt waren. Er trat dann später in russische Dienste, in welchen er sich bald den Ruf eines geschickten Diplomaten erwarb; und obgleich seinem Vaterlande entfremdet, blieb er doch ein aufmerksamer Beobachter der Bewegungen im Innern Griechenlands, welche den unvermeidlichen Ausbruch der Revolution vom J. 1821 vorhersehen ließen. Schon sein Besuch auf Korfu im J. 1819 soll mit den Absichten und Planen der Hetairisten in gewisser Beziehung gestanden haben; jedoch ward der Aufstand in der Walachei und Ypsilanti's Aufruf zu allgemeiner Bewaffnung als unzeitig von ihm öffentlich gemisbilligt. Scheinbar theilnahmlos verfolgte er den Gang der Ereignisse bis zur Zeit seiner Berufung. Die Behauptung jedoch, welche hier der Verf. außer allen Zweifel setzt, daß Capodistrias sogleich vom Anfange den Plan ins Auge gefaßt habe, sich die oberste Gewalt in Griechenland zu sichern, scheint, etwas voreilig, auf einem Schlusse von seinem spätern Benehmen auf seine frühern Plane zu beruhen. Als Capodistrias im Januar 1828 bei Napoli di Romania den griechischen Boden betrat, hatten die Verhältnisse des Landes eine für seine Stellung sehr günstige Gestaltung gewonnen. Die Schlacht bei Navarin hatte die Entscheidung gegeben; der gefährlichste Feind der jungen Freiheit, Ibrahim Pascha, war unschädlich gemacht und die in Zwietracht zerfallenen Häupter der Nation vereinten sich in der Anerkennung des Präsidenten. Sehr wahr bemerkt der Verf. früher schon, daß die Erschöpfung, welche einem siebenjährigen Kriege folgen mußte, in die Hände Capodistrias' ein großes moralisches Gewicht legte. Grivas, damals mit Kolokotroni in offener Fehde, nahm den Präsidenten in die Festung von Napoli di Romania auf und lieferte so den Schlüssel von Morea in seine Gewalt. Eine Proclamation, noch vom Bord des englischen Kriegsschiffes, auf welchem Capodistrias die Küsten Griechenlands erreichte, genügte, das wild umherschweifende Volk zur Ablegung der Waffen zu bewegen; der zurückkehrende Friede war die feste Grundlage, auf welcher Joh. Capodistrias das Glück eines seit Jahrhunderten vom Unglück daniedergedrückten Volkes aufbauen sollte. Von welchem Gesichtspunkte aus der Verf. die weitere Wirksamkeit des Präsidenten beurtheilt, bedarf kaum der Erwähnung. Nach ihm handelte er in Rußlands Interesse und nach eigennützigen Absichten. Die ersten bedeutenden Schritte, welche er that, sind allerdings geeignet, den Vertheidigern dieser Meinung zu sichern Stützpunkten zu dienen. Die Errichtung des Panhelleniums, welches die Nation über seine eigentlichen Absichten täuschen sollte, die Resignation Maurokordato's, Trikoupi's und anderer Männer, welche in den Augen des Volkes bedeutendes Gewicht hatten, dagegen die Berufung der Brüder des Präsidenten, Viaro und Augustin, von denen der ältere bald zum Minister des Krieges und der Marine, der jüngere an die Stelle des Generals Sir Richard Church zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt wurde, sind Thatsachen, welche auf die Anfangs günstige Stimmung des Volkes gegen den Präsidenten sogleich im ersten Jahre seines Waltens den nachtheiligsten Einfluß hatten. Je mehr man sich getäuscht sah, desto heftiger ward die Opposition; Parteigänger machten sich mehr als je zuvor geltend, und gegenseitiges Mistrauen führte den Präsidenten zu den unseligsten Maßregeln: er umgab sich mit Korfioten und errichtete eine geheime Polizei, welche selbst die Heiligkeit des Siegels auf die unverschämteste Weise verletzte. (Zu den hier angeführten Beispielen ließen sich leicht noch andere hinzufügen.) Daß unter solchen Umständen der Präsident alle Mittel anwenden mochte, sich bei der im J. 1829 nach Argos berufenen (den 23. Juli eröffneten) Nationalversammlung die Majorität zu sichern, ist um so glaubhafter, je mehr die Schritte der londoner Conferenz in Bezug auf Griechenland seine weitern Plane zu gefährden schienen. In russischer Uniform und mit russischen Orden geschmückt, eröffnete Capodistrias die Versammlung mit einer Rede, in welcher er die Grundsätze seiner Verwaltung und den Zustand der Finanzen auseinandersetzte und mit der Versicherung schloß, daß er die letzten Reste seines Vermögens dem Staate geopfert habe. Alle seine Vorschläge erhielten die allgemeine Beistimmung; das ihm gebotene Einkommen von 30,000 sp. Thlr. (450,000 Piaster) schlug er aus; dabei macht jedoch der Verf. die Bemerkung, daß es ihm auf seine eigne Veranlassung angeboten worden wäre, um sich das Verdienst der Verweigerung zu erwerben. Der Uneigennützigkeit, welche Capodistrias in dieser Beziehung an den Tag legte, läßt der Verf. selbst Gerechtigkeit widerfahren, wagt aber nicht, den Brüdern desselben gleiches Lob zu ertheilen. Eins der bedeutendsten Resultate der Nationalversammlung zu Argos war die Errichtung des Senats. Von den 27 Mitgliedern desselben wählte der Präsident 21 aus einer Liste von 60 Candidaten, welche die Nationalversammlung vorschlug; die Wahl der übrigen sechs, sowie der Ersatzmänner für abgegangene Mitglieder war ihm allein überlassen. Diesem Senat stand blos Annahme oder Verwerfung der von dem Präsidenten gemachten Gesetzesvorschläge zu, wogegen der Letztere in beiden Fällen sich das Recht der Ausführung unter eigner Verantwortlichkeit vorbehielt; blos in Finanzsachen durfte nichts ohne die Zustimmung des Senats geschehen. Die Einnahme und Ausgabe vom Januar 1828 bis zum April 1829 wurde im Ganzen auf 25,618,664 Piaster berechnet. Unter der erstern befinden sich nur 8,539,969 Piaster eigentliches Staatseinkommen; dagegen 8,265,000 P. französische, 4,383,200 P. russische Subsidien, und 1,706,576 P. Zuschuß aus den Mitteln des Präsidenten. Unter den Ausgabeposten ist der stärkste die Land- und

Seemacht mit 18,647,214 P.; 2,129,022 P. werden als noch disponibel angesetzt. Nach Beendigung der Nationalversammlung verlegte Capodistrias den Sitz der Regierung von Aegina nach Napoli. So standen die Verhältnisse, als der Verf. Griechenland bereiste. „Unglücklicherweise", schließt er sein Urtheil über Capodistrias, „waren seine Worte und seine Thaten nicht in Uebereinstimmung. Bei seinem Streben nach der Souverainetät in Griechenland verfolgte er einen geheimen und ränkevollen Plan, welcher selbst Diejenigen von ihm abwendig machte, welche einst seine Sache würden unterstützt haben. Dieser Umstand allein genügt, um zu beweisen, daß seine Talente überschätzt worden sind. Als russischer Minister war er ausgezeichnet; allein sein Geist hat zu lange den gekrümmten Pfad diplomatischer Verschlagenheit verfolgt, als daß er fähig gewesen wäre, die Dinge mit Geradheit und Offenheit zu betrachten; er kannte nicht jene unabhängigen und edeln Principien, welche dem Souverain eines freien Volkes eigenthümlich sein sollten. Vielmehr sind seine Plane engherzig, und es wird ein glücklicher Tag für Griechenland sein, wenn er veranlaßt werden wird, die Macht niederzulegen, welche er so sehr gemisbraucht hat." — Noch enthält dieser Abschnitt einige, meistens bekannte Nachrichten über den ehemaligen und jetzigen Zustand der Inseln Hydra, Spezzia, Ipsara. Scio-Ipsara ist noch völlig unbewohnt; der Verf. sah nichts als die dachlosen Mauern zerstörter Häuser.

Im dritten Abschnitt, S. 78 — 109, beschreibt der Verf. schon seine Rückkehr von Konstantinopel. Als er auf Aegina ankam, befand sich Hr. von Ribeaupierre daselbst, welcher im Begriff war, seine Reise nach Konstantinopel fortzusetzen. Vor ihm soll, angeblich auf Veranlassung des Präsidenten, eine Deputation des Senats erschienen sein, welche im Namen des Volkes den Gesandten ersuchte, sich bei dem Kaiser von Rußland dafür zu verwenden, daß Capodistrias die Souverainetät in Griechenland förmlich übertragen werden möchte. Antwort erfolgte nicht. Auch Capodistrias war von Salamis auf Aegina angekommen und ward von allen Seiten um so aufmerksamer beobachtet, je mehr man glaubte, daß die unangenehmen Auftritte, welche er eben mit den Capitainen der auf Salamis stationirten unregelmäßigen Truppen wegen des rückständigen Soldes gehabt hatte, seine weitern Schritte bestimmen würden. (S. 83 — 85.) In dem auf Aegina durch Capodistrias begründeten Orphanotropheon beklagt der Verf. den Mangel an geeignetem Unterricht. Hierauf folgen einige Bemerkungen über die daselbst begonnene Sammlung alter Denkmäler. Von einer vor Kurzem aufgefundenen, wunderbar gebildeten Figur, welche von französischen Gelehrten für die Darstellung der Elephantiasis, vom Verf. für eine Harpyie gehalten worden ist, wird S. 88 eine Abbildung gegeben, welche dem Archäologen Gelegenheit geben wird, sich selbst das Urtheil zu bilden. Gleich interessant sind die kurzen Bemerkungen des Verf. über die jetzt gereinigten Trümmer des Tempels des Zeus Panhellenias, sechs englische Meilen von Aegina entfernt. Dreiundzwanzig Säulen stehen noch aufrecht; auch hat man den Fußboden und die Stufen vom Schutte befreit. Bekanntlich befindet sich der schönste Schmuck dieses Tempels, unter der Benennung der Aegineten, in der Glyptothek zu München. Dem Gerüchte, welches der Verf. mittheilt, daß der König von Baiern Willens sei, jene Bildwerke dem freien Heimathlande zurückzugeben, glaubt Ref., welcher in den letzten Jahren fast allwöchentlich die Glyptothek besuchte, aus gutem Grunde widersprechen zu können. Die Ankunft auf Poros gibt dem Verf. Gelegenheit, über den Zustand der griechischen Marine zu sprechen, welche damals, in Ermangelung des zur Erhaltung nöthigen Fonds, von Tag zu Tag mehr in Verfall gerieth und jetzt bereits durch die traurigen Ereignisse des letzten Jahres ihren Untergang gefunden hat. Ein Haupthinderniß des Gedeihens der griechischen Marine sieht der Verf. mit Recht in den zu hohen Zöllen, welche den Handel so sehr erschweren. Während unter türkischer Herrschaft der Aus- und Einfuhrzoll nicht mehr als drei Procent für Franken und fünf Procent für die Unterthanen der Pforte betrug, so ist er jetzt dagegen von der griechischen Regierung auf 12 Procent erhöht worden.

Der vierte Abschnitt, S. 109 — 140, größtentheils antiquarischen Inhalts, beginnt mit kurzen Bemerkungen über die Ruinen von Trözene, das Theater von Epidauros und das reiche Kloster Aylos Demetrios, welches im Freiheitskampfe als sicherer militairischer Posten nicht unbedeutend war. Seinen zweiten längern Aufenthalt in Argos benutzt der Verf. zu einigen Ausflügen in die Umgegend. S. 119 sucht er zu beweisen, daß das Gebäude, welches sich nördlich vom Theater bei Larissa erhalten hat, nicht, wie Clarke meinte, „an oracular shrine", sondern aller Wahrscheinlichkeit nach der von Pausanias (Kor. XX, 5) erwähnte Tempel des Kephissos sei; und die angegebenen Umstände scheinen der Annahme günstig. S. 128 folgen einige interessante Notizen über die Höhle des Jokrissos, in den steilen Felsenufern des Inachos, drei englische Meilen von Argos. Der Name ist entnommen von einem jener heldenmüthigen Häuptlinge, welche zu Anfang der Revolution als Vertheidiger der Freiheit sich in allen Theilen Griechenlands erhoben. Fast unzugänglich und nur mit Leitern ersteigbar, gewährte sie 200 Familien unter Jokrissos' Leitung sichere Zuflucht, nachdem er durch türkische Reiterei aus seiner festen Stellung bei Argos verdrängt worden war. Auf dem Wege von Argos nach Mykene sah der Verf. die Reste des von Gell, Leak und Dodwell vergeblich gesuchten, aber neuerdings entdeckten Heretempels (Heräon); zwei Säulen stehen noch aufrecht. Ueber das bekannte Löwenthor zu Mykene, wovon abermals eine Abbildung gegeben wird, das Grabmal des Agamemnon (die Schatzkammer des Atreus) und die Ruinen von Tyrins gibt der Verf. nichts Neues.

(Der Beschluß folgt.)

Die Jahre 1830 und 1831. Erlangen, Heyder. 1832. Gr. 8. 6 Gr.

Der Verf. vorliegender Schrift erscheint als ein Mann von der edelsten und wohlwollendsten Gesinnung; betrübt und erzürnt über die Sprachverwirrung der politischen Schreier und die Empörungslust der aufgereizten und verführten Massen, weist er mit Ernst und Liebe auf die Nothwendigkeit hin, über misverstandene und misgedeutete Worte (z. B. Volkssouverainetät) ins Klare zu kommen, der Obrigkeit zu gehorchen, die Sünde zu meiden und in den Vorschriften des Christenthums die höchsten Gebote zu erkennen und zu befolgen. „Kein Volk (sagt der Verf. mit Recht) rühme sich der Freiheitsliebe und Freiheit, das in seiner Eitelkeit nichts Höheres kennt und sinnt, als andere Völker zu unterjochen; kein Stand rühme sich seiner Freisinnigkeit, so lange er nur für sich sorgt, die andern Stände aber verachtet und tyrannisirt. Nur wer den Nächsten liebt als sich selbst, wird für sich und Andere die rechte Freiheit suchen und leicht finden; dies Gebot gilt auch ganzen Ständen und Völkern."

Woher kommt es nun, daß uns, ungeachtet dieser und so vieler andern trefflichen, unleugbaren Aeußerungen, dies Büchlein in mancher Beziehung nicht genügt? Wir möchten sagen: weil der Verf. sich in Bezug auf eigentliches Staatsrecht nur als Dilettanten zeigt, und diese Wissenschaft neben der Theologie als entbehrlich und verwirrend zu betrachten scheint. Bei der höchsten Ehrfurcht vor dem Christenthume, treten wir aber F. v. Raumer bei, welcher sagt („Ueber die Begriffe von Recht und Staat", S. 188): „Die Theologie kann sich so wenig in Staatsrecht, als dies in Theologie verwandeln; die Dogmatik ersetzt keine Verfassung, und die Verfassungsurkunde kann kein Katechismus werden." Antwortet der Verf., er mache keineswegs diese unpassenden Foderungen, so stellt er doch unbedingten Gehorsam auch gegen die entsetzlichsten Herrscher als höchstes Gebot hin: eine Ansicht, die nicht weiter führt als die entgegengesetzte vom unbedingtem Insurrectionsrechte der Völker. Beide heben vielmehr das

Staatsrecht ganz auf, werfen alle schützenden Formen bei Seite und geben Alles den tyrannisirenden Sultanen oder dem tyrannisirenden Pöbel preis. Man soll ausschließend weder den Formen noch ausschließend den Personen vertrauen, und das echte Christenthum führt im Staatsrechte Gottlob! noch zu positivern Resultaten als dem leidigen Troste des Hobbes: sich mishandeln zu lassen und ire per Christum ad martyrium. Dieses Gebot des herrschenden Unrechts soll im Sinne des Liebe gebietenden Christenthums aufgehoben, und wenn die Liebe noch fehlt, das Schild des Rechts dem Speere der bloßen Gewalt entgegengestellt werden. Das Märtyrerthum ist ehrwürdig und bewunderswerth; daraus folgt aber keineswegs, daß man staatsrechtlich nicht mit Erfolg danach trachten könne und solle, noch auf andere Weise die Unterthanen vor Tyrannei und die Könige vor Empörung zu sichern. Alles Recht beginnt erst, wenn ich die beiden Extreme des unbedingten Gehorsams und unbedingten Ungehorsams als nichtsnutzig zur Seite geworfen habe. Ueber den Buchstaben des Rechts hebt allerdings die Religion hinaus, sie kann aber desselben nicht entbehren, und am wenigsten kann allein die augenblickliche Thatsache über Umfang und Dauer der Rechte entscheiden; sonst mußte Athen den dreißig Tyrannen, Rom den Decemvirn, Holland dem Herzoge von Alba, Frankreich dem Convente, Deutschland dem Napoleon unbedingt und für immer gehorchen.

Ebenso wenig als die abstracte Lehre vom unbedingten Gehorsam, hilft des Verf. abstracter Satz vom unbedingten Halten der Eide zu dem von ihm vorgesteckten Ziele, das wahre, ewige Recht für immer zu befestigen. In einer uns vorliegenden, noch ungedruckten Schrift heißt es bei einer andern Veranlassung: Alle Ultras in der Sittenlehre sprechen in einer Stunde nach ihrem faulen Rechenknechte Hunderte selig, oder verdammen sie zur Hölle; aber gerade da, wo sie glauben Alles ins Reine und Feine gebracht zu haben, wachsen mir Zweifel aller Art empor. Wie bequem und probat klingt z. B. ihre Antwort: wir wollen um jeden Preis alle Rechte (hier alle Eide) erhalten; denn hiermit ist die Befreiung von allem Uebel und jedem Zweifel gegeben! Und doch hilft dieser Orakelspruch nur so weit, als er sich von selbst versteht oder überflüssig ist; er läßt rathlos, sowie man an das Leben selbst kömmt. Denn das Recht ist ja kein Stehenbleibendes, Unveränderliches; sondern die Schwierigkeit geht erst an, wo wir es erzeugen, auffinden und gestalten sollen. Auf jenem Wege wird die ganze Weltgeschichte, die Entwickelung der Menschheit vernichtet, und versteinerten Götzen unverständig gehuldigt. War es Recht, vom gesetzlichen Heidenthume zum Christenthume überzugehen, die Sklaverei und Leibeigenschaft aufzuheben, Duldung zu gestatten u. s. w.?

Nur ein Wahnsinniger kann den Werth der Heiligkeit der Eide leugnen, oder im Allgemeinen auch nur bezweifeln. Will denn aber der Verf. verdammen die Holländer, welche Philipp den Gehorsam aufkündigten, die Nordamerikaner, welche sich von England trennten, die Polen, welche sich an Kosciuszko anschlossen? War Friedrich Wilhelm III. eidbrüchig, als er den Unterwerfungsvertrag mit Napoleon zur Auferstehung seines Volkes vernichtete, oder der General York, als er sich vom französischen Heere trennte, oder die Deutschen, welche sich vor Entlassung aus französischen Eiden ihren Brüdern anschlossen?

Niemand kann schärfer und strenger als wir, Leichtsinn, Willkür und Frechheit in diesen Regionen verdammen; aber bei der ernstesten Prüfung fühlen wir uns doch unwiderstehlich getrieben, mit Jacobi (Werke, III, 37) zu sprechen: „Ja, ich bin der Atheist und Gottlose, der dem Willen, welcher nichts will, zuwider — lügen will, wie Desdemona sterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Orest sich darstellende Pylades, morden wie Timoleon; Gesetz und Eid brechen wie Epaminondas, wie Johann de Wit; Selbstmord beschließen wie Otho, Tempelraub unternehmen wie David — ja, Aehren ausraufen am Sabbath, auch nur darum, weil mich hungert, und *das Gesetz um des Menschen willen gemacht ist, nicht der Mensch um des Gesetzes willen*. Ich bin dieser Gottlose und spotte der Philosophie, die mich deswegen gottlos nennt — denn mit der heiligsten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggratiandi wegen solcher Verbrechen, wider den reinen Buchstaben des absoluten allgemeinen Vernunftgesetzes, das eigentliche *Majestätsrecht* des Menschen, das Siegel seiner Würde, seiner göttlichen Natur ist." Wir sind überzeugt, die Theologie des Verf. hindere ihn nicht, sich diesen Aeußerungen anzuschließen; sowie zwischen uns und ihm zuletzt kein wesentlicher Zwiespalt der Ansichten übrigbleiben dürfte, sobald uns verstattet wäre, sie ihm gegenüber strenger und wissenschaftlicher zu entwickeln und zu rechtfertigen. 75.

Bem. Oder Empfang der Polen zu Frankfurt am Main. Dargestellt von *Friedrich Funck*. Hanau, König. 1832. 8. 4 Gr.

S. 15: „Nirgends gibt es verhältnißmäßig so viel Schwachköpfe, wie in Deutschland." Der Verf. sucht diesen Satz, so viel an ihm ist, durch sein eignes Beispiel in dieser Schrift zu belegen. Halbverdaute Ideen von Freiheit, von Rechten der Völker den Fürsten gegenüber u. s. w. speit er hier in einer Sprache und mit Witzen vermengt, die eines entlaufenen Secundaners würdig wären, vor dem Publicum aus. Dadurch wird auch Das, was er über den Empfang der Polen in Frankfurt und über den Eindruck, den ihre Erscheinung auf die Frankfurter machte, hier erzählt, völlig ungenießbar. S. 24: „Einmal bekam ich um Mitternacht einen Katzenjammer, ich hörte den Mazur, und der Katzenjammer fuhr zur Hölle. Das will was heißen; denn der Katzenjammer ist ein bös Ding, ein arger Teufel, sintemal er den Geist austreibt." Armer Junge, der keinen bessern Geist hat als Weindunst! Durch solche Wortführer kann die gute Sache leider eher verlieren als gewinnen. 50.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 95. —— 4. April 1832.

Griechenland.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Fünfter Abschnitt, S. 140—166. Beschreibung von Napoli di Romania, welches zwar einige Verschönerungen erhalten hat, seit es der Sitz der Regierung wurde, allein immer noch eine der unreinlichsten und ungesundesten Städte ist, die existiren. So sehr es daher auch seine Bedeutung als Handelsplatz und militairischer Posten behaupten wird, so wenig eignet es sich zur Hauptstadt des jungen Freistaats. Die Erwähnung der Feste Palamides veranlaßt die Erzählung der unglückseligen Fehde zwischen Geiras und Kolokotroni S. 145. Hieran knüpfen sich Bemerkungen über das gesellschaftliche Leben, und namentlich die Stellung der Frauen in der Gesellschaft; obgleich sie meistens Bekanntes enthalten, so bekommen sie doch durch anziehende Darstellung neuen Reiz. Nicht günstiger als über die Marine, urtheilt der Verf. über die Landtruppen, deren Hauptquartier Napoli ist. Factisch betrug die ganze regulaire Armee nicht über 1800 Mann, obgleich sie weit höher angegeben wird und gesetzlich bis auf 10,000 M. gebracht werden soll. Die Hindernisse, welche sich der Errichtung einer regulairen, nach europäischem Muster gebildeten Armee in Griechenland entgegensetzen, sind freilich nicht leicht zu entfernen. Das Misverhältniß, welches nothwendig zwischen regulairen und irregulairen Truppen eintreten mußte, konnte nur durch ein entschiedenes Verfahren gegen die letztern gehoben werden, wozu dem Präsidenten vielleicht Wille, Kraft und Mittel abgingen. Mehre tausend Palikaren standen noch ganz nutzlos unter den Waffen und verlangten mit Ungestüm Bezahlung von der Regierung, während diese kaum im Stande war, die wenigen regulairen Truppen schlecht zu kleiden und zu besolden. Selbst die äußere Erscheinung des uniformirten Heeres trug nicht wenig dazu bei, ein allgemeines Vorurtheil gegen dasselbe im Volke herrschend zu machen. Hierzu kömmt der Mangel an gebildeten Offizieren; die wenigen Franzosen, Engländer und Deutschen, welche im griechischen Heere dienen, reichen nicht hin, ihn zu ersetzen, haben als Ausländer die Meinung gegen sich und mögen sich, bei aller militairischen Gewandtheit, oft nicht so in den Charakter der ihnen anvertrauten Leute finden können, daß sie Zutrauen erweckten. Auch die äußere Stellung des gemeinen Soldaten ist nichts weniger als reizend; der tägliche Sold beträgt etwas mehr als zwei Groschen Sächsisch an Geld und zwei Pfund Brot; die Bekleidung erhält er von der Regierung; für Schuhwerk und sonstige Bedürfnisse muß er sich einen Abzug am Solde gefallen lassen. Die Gage eines Lieutenants berechnet der Verf. auf nicht mehr als ungefähr 250—270 Thlr. Sächs. Die regulairen Truppen sind in Patras, Korinth, Napoli, Modon, Koron und einigen kleinen Forts vertheilt. Ein Regiment Reiter, gut gehalten, aber schlecht beritten, hatte der französische Oberst Pelion organisirt; damals zählte es aber nur 170 Pferde. Ein Artilleriecorps fing an sich zu bilden. Auch eine Militairschule war zu Napoli errichtet, welche ungefähr 50 Zöglinge hatte.

Im sechsten Abschnitt, S. 167—203, folgen wir dem Verf. über die Ruinen von Mantinea nach Tripolizza. Was diese Stadt während des Krieges gelitten hat, ist bekannt; die Bevölkerung war von 15,000 Seelen bis auf 750 herabgesunken; die in mancher Beziehung ungünstige Lage ist ein Haupthinderniß ihres Gedeihens. S. 179 theilt der Verf. einige Anekdoten über die Anhänglichkeit der Landbewohner an Capodistrias mit, welche, wenn sie auch nicht vollkommen Glauben verdienen, wenigstens beweisen, daß die niedern Classen weit weniger Ursache haben mochten, mit der Verwaltung des Präsidenten unzufrieden zu sein, als die höhern Stände, deren Erwartungen in mancher Beziehung getäuscht wurden. Sehr anziehend ist die Schilderung von Mistra, von S. 186 an; leider waren auch hier unverlöschliche Spuren von Ibrahims Vernichtungszuge. 1821 zählte man 20,000 Einwohner, jetzt nur noch 1500. Türken bildeten früher hier sowie in Tripolizza den größern Theil der Bevölkerung; sie haben entweder im Kampfe ihren Untergang gefunden oder nach Beendigung desselben Morea verlassen; ihre Ländereien sind Eigenthum der Regierung geworden, liegen aber in Ermangelung der Arme, die sie bebauen sollen, zum größten Theil wüste. Von Mistra aus besuchte der Verf. die nur zwei englische Meilen entfernten Ruinen von Sparta, über welche hier einige Bemerkungen folgen. Nach der Versicherung des Verf. sind die Ruinen des alten Sparta weit bedeutender, als man gewöhnlich glaubt. Nachgrabungen würden hier sich vielleicht mehr belohnen als in vielen Theilen Griechenlands. Die zurückkehrenden Einwohner des zerstörten Mistra waren Willens, sich auf den Ruinen von Sparta anzusiedeln, und wandten sich deshalb mit einer Petition an den Präsidenten; allein ohne Erfolg; als Grund der Verweigerung wurde unter Anderm angegeben, daß die vom Eurotas begrenzte Ebene nicht gesund sei. Für die Erforschung des Alterthums ist der Umstand nicht unwichtig, da der neue Anbau allen fernern Nachgrabungen bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt haben würde.

Siebenter Abschnitt, S. 203—241. Die Feier des Festes Epiphanias, welcher der Verf. in Mistra beiwohnte, gibt ihm Gelegenheit zu einigen treffenden Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Kirche und der Geistlichkeit. Die Klagen über die Gesunkenheit der letztern sind zu oft wiederholt worden, als daß sie etwas Neues enthalten könnten. Die Nothwendigkeit einer Reform, namentlich in Bezug auf die Stellung der Geistlichen, wird allgemein gefühlt, und schon sind von Seiten der Regierung einige Schritte geschehen, welche den besten Erfolg hoffen lassen. Um die Ueberfüllung mit müßigen Priestern und Mönchen für die Zukunft zu verhindern, hat die Regierung die Ordination unter ihre specielle Aufsicht genommen und durch Einziehung der geistlichen Ländereien, deren Ertrag auf zweckmäßigere Weise zur Verbesserung des Unterrichtes und der Erziehung angewendet werden wird, die Ernennung der Priester von ihrem Willen abhängig gemacht. Eine Fixirung des Einkommens der Geistlichen ist davon unzertrennlich, aber, wie es scheint, noch nicht zur Genüge bewerkstelligt. Bis jetzt war das Einkommen der Priester ganz precair und meistens sehr gering;

so besteht die Einnahme des Bischofs von Mistra in weiter nichts als in einer zweimaligen Sammlung freiwilliger Beiträge, welche im Ganzen höchstens einen Ertrag von tausend Piastern gibt, den wenigen Accidenzien von Trauungen, Begräbnissen u. s. w. und einem geringen Antheil an den der Kirche gehörigen Ländereien. Daher beschäftigen sich auch fast alle Priester mit Landbau. Die höchste geistliche Behörde ist jetzt ein Kirchenrath, welcher aus drei Bischöfen besteht und in allen äußern Angelegenheiten der Kirche sich für unabhängig vom Patriarchen zu Konstantinopel erklärt, dagegen in geistlichen Dingen ihn fortan als letzte Instanz anerkennt. Auch in der letztern Beziehung wünscht und hofft man allgemein eine Trennung, obgleich die höhere Geistlichkeit sich ihr aus allen Kräften zu widersetzen scheint, indem sie durch die fernere Verbindung mit dem Patriarchen eine unabhängigere Stellung gegen die Regierung behaupten zu können glaubt. Sehr lesenswerth sind die Beobachtungen des Verf. über die Colonisation Griechenlands durch fremde Einwanderer, S. 212 fg. Ungeachtet ihres anerkannten Vortheils für das Land selbst, suchte sich ihr Anfangs der Präsident mit allen Kräften zu widersetzen; allein die Nationalversammlung trug in dieser Beziehung den Sieg davon. Die Ebene um Mistra scheint dazu vorzüglich geeignet zu sein. Noch sind in diesem Abschnitte einige Nachrichten über Kolokotroni und die Beschreibung der Ruinen des Apollotempels zu Bassä enthalten.

Im folgenden achten Abschnitt, S. 242—261, treffen wir den Verf. wieder in Argos, gerade zur Zeit, als die Ernennung des Prinzen Leopold zum Souverain von Griechenland bekannt geworden war. Die Nachricht regte überall die Geister auf zu neuen Erwartungen; die Rumelioten, die Inselbewohner und die constitutionnelle Partei empfingen sie mit Freuden; die Anhänger des Präsidenten und Die, mittels Kolokotroni, unter seinem Einflusse stehenden Moreoten mit sichtlichem Misfallen, während Capodistrias selbst seine Zufriedenheit mit den Beschlüssen der Conferenz durch die Aeußerung zu erkennen gab: Er habe es von je her betrieben, daß ein fremder Fürst den Thron Griechenlands erhalten möchte, und längst gewünscht, sich zurückziehen zu können; sollte aber sein Vaterland noch länger seine Dienste begehren, so sei er bereit, ihm unter Leopold zu dienen. Wie weit diese Worte seiner innersten Ueberzeugung angemessen waren, und ob er wirklich auf die Resignation des Prinzen Leopold den Einfluß gehabt habe, welchen ihm hier der Verf. zuschreibt, dürfte wenigstens noch so lange unentschieden bleiben, bis uns neue Aufklärungen über ihn zu triftigern Gründen verhelfen können, als sie vom Verf. beigebracht werden. Zu gleicher Zeit beschäftigte die Frage über die Begrenzung Griechenlands alle Parteien. Der Verf. betrachtet sie vom rein-politischen Standpunkte und gibt über Bekanntes manche treffende Bemerkung. Von Argos aus begleiten wir ihn über Epidauros (Pidauro) und Aegina nach Athen.

Die Beschreibung der Alterthümer von Athen im folgenden neunten Abschnitt, S. 262—290, gewinnt dadurch ein eigenthümliches Interesse, daß der Verf., indem er ihren frühern Zustand als bekannt voraussetzt, nur auf die Veränderungen aufmerksam macht, welche sie während des Revolutionskrieges erlitten haben. Manches früher durch anstoßende Gebäude verdeckte Denkmal alter Baukunst bietet sich jetzt dem Beschauer weit vortheilhafter dar, so z. B. das unter dem Namen des Thurmes der Winde bekannte achteckige Horologium des Andronikos Kyrrhestes (vgl. „Die Alterthümer von Athen, beschrieben von Stuart und Revett", Darmstadt, 1829, Bd. I, Cap. 3. S. 96 fg.) und das Monument des Lysikrates, gewöhnlich die Laterne des Demosthenes genannt, welches von dem jetzt zerstörten fränkischen Capuzinerkloster eingeschlossen wurde. Dagegen haben andere Gebäude sehr gelitten; das choragische Monument des Thrasyllos von Dekelea, welches am Eingange des Theaters des Bacchus stand, ist fast gänzlich vernichtet, und der herrliche Tempel des Theseus, welcher beinahe unversehrt erhalten war, ist erst ganz neuerdings durch einige Türken, um eines bischen Honigs willen, gänzlich entstellt worden. Unglücklicherweise hatte sich nördlich ein Bienenschwarm in dem Gesimse an der Ostseite des Tempels eingenistet; der Honig konnte aber nicht anders als dadurch gewonnen werden, daß man die eine Hälfte des Gesimses herabwarf. Schon im J. 1821 wurde das Westende desselben Tempels durch einen Blitzstral bedeutend beschädigt; und die Basreliefs sind durch die Räubereien der „virtuosi" auf die unverschämteste Weise verunstaltet worden. Auch das Parthenon, die Propyläen und das Erechtheion sind während des letzten Krieges nicht ganz verschont geblieben. S. 272 gibt der Verf. die Abbildung eines herrlichen Torso einer unlängst beim Einsturze eines Hauses entdeckten Karyatide. Sollte Athen, was man wol hoffen darf, die Hauptstadt von Griechenland werden, so würden die es umgebenden Ebenen für fremde Ansiedler am vortheilhaftesten sein. Das Steema unbebautes Land (10,000 Quadratfuß) wird für 15 Piaster verkauft; allein dieses kann nicht bewässert werden und würde etwa erst in sechs Jahren einigen Ertrag geben. Dagegen wird das Steema Gartenland zu Padischah, vor der Revolution der Sommeraufenthalt der wohlhabendern Athenienser, mit 700 Piastern bezahlt, wobei der Besitzer gerechten Anspruch auf eine neunstündige Bewässerung in jeder Woche hat. Sie geschieht durch Canäle vom Kephissos aus und gehört theils der Regierung, theils Privatleuten. Der Abschnitt schließt mit einigen Bemerkungen über die letzten Belagerungen von Athen und das Benehmen des Generals Sir Richard Church.

Zehnter Abschnitt, S. 291—321. Abreise von Athen. Der Präsident hatte eben Kalouri, das Hauptquartier der Armatolen, verlassen, als der Verf. daselbst ankam. Die Anwesenheit des Präsidenten hatte die Befriedigung der Ansprüche der Palikaren auf rückständigen Sold zum Zwecke gehabt; zugleich hatte er die Verordnung erlassen, daß die Palikaren in Bataillons zu 500 Mann, und diese wieder in Compagnien eingetheilt werden sollten, um hierdurch die Unterschleife der Häuptlinge zu verhindern. Die Meisten fügten sich; zwei, Grisotti und Basso, verweigerten ihre Zustimmung. Es befanden sich damals noch zwischen 4—5000 Palikaren zu Kalouri. Was der Verf. über ihren Ursprung, ihr Verhältniß zu Ali Pascha von Janina und ihr Benehmen während des Freiheitskampfes sagt, ist fast nur Wiederholung aus Pouqueville, Raffenel u. A. Im übrigen Theile des Abschnittes, welcher die Rückreise über den Isthmos beschreibt, befindet sich noch eine interessante Nachricht über die von dem nordamerikanischen Philhellenen-Comité, unter Leitung des Dr. Howe, gebildete Colonie zu Heramilia, S. 309. Leider müssen wir auch hier lesen, daß dem gewiß vortrefflichen Plane der Begründer von Seiten des Präsidenten manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, welche seine Ausführung bis jetzt nur zum Theil gelingen ließen; anstatt der ursprünglich bestimmten 100 Familien hatte man erst 40 ansiedeln können.

Der letzte Abschnitt, S. 322—349, beginnt mit einer höchst interessanten Schilderung des Klosters Megaspileon, welches seinen Ursprung bis ins 5. Jahrhundert zurücksetzt, nach und nach zu großen Reichthümern gelangte und jetzt noch von 200 Mönchen bewohnt wird. Mit Hülfe einiger hundert Albaneser, welche die Mönche zu ihrer Sicherheit in Sold genommen hatten, hielt das Kloster, damals ein Zufluchtsort der benachbarten Landleute, den Sturm aus, welchen Ibrahim mit 3000 Mann versuchte. Noch berührte der Verf. Vostizza und Patras, welches letztere sich wieder etwas zu erholen beginnt (es zählt jetzt ungefähr 7000 Einwohner, und man beabsichtigt, es noch sehr zu erweitern), und schließt seine Erzählung mit der Ankunft auf Zante. Die Ansicht, welche er überhaupt während seines verhältnißmäßig nur kurzen Aufenthalts in Griechenland über das Volk gewonnen hat, spricht er am Ende mit einigen treffenden Worten aus: „Die Griechen besitzen neben guten Eigenschaften viele Fehler; allein da die letztern vorzüglich bei denen am meisten ins Auge fallen, welche in näherer Verbindung mit dem Orient standen, so dürfen wir annehmen, daß ihre Tugenden ihr Eigenthum sind, während ihre Laster nur das Resultat des

schlechten Beispiels und der schlechten Erziehung waren. Viele Schriftsteller haben die Griechen auf übertriebene Weise gemishandelt und sich nicht entblödet, ihnen jedes Laster beizumessen, was die Menschheit entehren mag; während andere, nicht weniger in Vorurtheilen befangen, sie nur als leidende Engel schilderten, welche unter der Geißel eines Tyrannen seufzen. Beide Bilder sind übertrieben: die Griechen haben bei weitem mehr Fehler, als ihre Vertheidiger glauben mögen, und weniger Laster, als ihre Feinde ihnen aufbürden möchten; wer mit dem einen oder mit dem andern Vorurtheil nach Griechenland geht, wird sich sehr enttäuscht finden. So lange sie ein unterdrücktes Volk waren, zeigten sie sich geschmeidig, sklavisch und unterthänig; als ihre Waffen mit Erfolg gekrönt waren, wurden sie rachsüchtig, grausam und unbändig. Das ist der Charakter aller ungebildeten Völker. Bald wird man nicht mehr über die guten und schlechten Eigenschaften des griechischen Volkes streiten; seine Erhebung beginnt; es wird sich enger an Europa anschließen und in wenig Jahren der Stufe der Bildung nähern, welche die übrigen europäischen Völker bereits erreicht haben." — Fünf sehr gut gearbeitete Ansichten: das Fort von Karitena, die Höhle des Jokriffos, Mistra, die Ruinen des Apollotempels zu Bassä und das Kloster Megaspileon, gereichen dem Werke zu würdiger Zierde. Der schon auf dem Titel angegebene Anhang: „Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Flotte und Landarmee des osmanischen Reiches" (83 S.), gibt außer den geschichtlichen Einleitungen über den frühern Zustand beider, aus sichern Quellen die interessantesten Details über die Umgestaltung, Eintheilung und Verpflegung des regulairen Heeres seit der Aufhebung der Janitscharen. Weniger ausführlich ist der Verf. über den Zustand der Flotte, gibt aber einen vortrefflichen Ueberblick über die geschichtliche Bildung der osmanischen Seemacht überhaupt. Dem Ganzen ist ein kleines Kärtchen über den Hellespont, mit genauer Bezeichnung der Schußlinien der an beiden Ufern desselben angelegten Forts und der Zahl ihrer Geschütze, beigegeben. Wir ersehen daraus, daß jedes Schiff, welches aus dem mittelländischen Meere nach Konstantinopel segelt, auf der kurzen Strecke von den Dardanellenschlössern bis Abydos, ungefähr vier englische Meilen, 822 Feuerschlünde passiren muß, worunter sich einige von ungeheuerm Kaliber befinden. Obgleich in der ganzen Organisation der osmanischen Land- und Seemacht ein schnelles Fortschreiten zur Vervollkommnung sichtbar ist, so bleibt sie doch nach der Versicherung des Verf. noch von dem Ziele, was ihr vorgesteckt ist, der europäischen Bildung, weit entfernt. 90.

Geschichte der Niederlande von A. G. van Kampen. Erster Band. Hamburg, Perthes. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Band bildet mit dem zweiten Band von Böttiger's „Geschichte von Sachsen" die sechste Lieferung der Heeren-Ukert'schen oder, wenn man lieber will, der von Fr. Perthes unternommenen „Europäischen Staatengeschichte". Wenn das ganze Unternehmen oft genug als ein recht zeitgemäßes gerühmt worden ist, so muß man sagen, daß dies besonders von den beiden Bänden dieser Lieferung gelten muß. Böttiger endet seine Geschichte mit dem 4. Sept. 1831, wo die neue Verfassung Sachsens ins Leben tritt, von der er eine Uebersicht ertheilt, nachdem er die derselben vorausgegangenen Geburtswehen (wilde und wirkliche unterscheiden die Hebammen; auch die erstern gingen vorher, Nachwehen aber werden hoffentlich ganz ausbleiben!) geschildert und darauf hingedeutet hat, daß nicht selten, wo die Reform einschlafe, die Revolution aufwache. Vielleicht werden solche Winke nicht zu den verlorenen gehören. *) Gleichzeitig zogen und ziehen Holland und Belgien die Augen der Welt auf sich, und eine bis auf die neueste Zeit fortgesetzte, aber auch die neueste Zeit eben aus ihrer Vergangenheit erklärende Geschichte, von einem unparteiischen oder wenigstens gemäßigten und besonnenen Manne ist gewiß jetzt allgemeines Bedürfniß. Hr. van Kampen, unsers Wissens Professor der Geschichte in Leyden, der erste Ausländer, der zu diesem Geschichtunternehmen einen Beitrag liefert, scheint als Holländer allerdings Partei zu sein; als Historiker ist er, wenn auch nicht völlig unbefangen gegen Belgien (was wir für fast unmöglich halten, nach Dem, was seit 1830 vorgefallen), doch von besonnener Mäßigung und historischer Treue. Die wahre Prüfungszeit für die historische Gewissenhaftigkeit des Verf. wird freilich erst die Darstellung der neuesten Zeiten sein, und der Verf. wird die Erfahrung machen, daß man beim Beschreiben solcher Zeit unmöglich Allen genügen kann, und daß auch die allerruhigste Berührung der belgischen Verhältnisse doch nur als Parteilichkeit aufgenommen und behandelt werden wird. Nun wir werden sehen, wie sich Hr. v. K. aus der Sache hilft. Der am meisten historische, aber auch der unbefriedigendste Weg freilich wäre, die Geschichte der letzten zwei Jahre ganz unberührt zu lassen. Allein das hieße viele Erwartungen täuschen; denn gerade das Neueste hat den größern Reiz, wenn es auch für eine pragmatische Darstellung noch nicht geeignet ist. Böttiger hat, wie wir sehen, bei Schilderung der neuesten Ereignisse in Sachsen sich wohlweislich verwahrt, daß er an diese nicht den strengen Maßstab einer in Form und Forschung vollendeten Geschichte gelegt wissen wolle, und hat die letzten drei Jahre in der Gestalt eines Anhanges geliefert. Ref. ist auch der Meinung, so parador sie auch manchem Alterthumsfreunde klingen mag, daß eine alte Statue mit einem angesetzten modernen Kopfe sich immer noch besser ausnehme als ohne denselben. Nicht Jeder kann bei solchem Anblicke sich zu der Abstraction und Resignation eines Kunstkenners erheben.

Dagegen hat v. K. vor seinem Sections- und Lieferungsgenossen Das voraus, daß er nicht die europäische Wichtigkeit seines Staates zu erweisen braucht. Wegen Sachsens hatten sich Zweifler finden wollen, die hoffentlich nun beschwichtigt sind. Vielmehr behauptet Hr. v. K., daß sein Volk, nach Verhältniß seiner Zahl, wol am meisten und am wichtigsten auf Europa gewirkt habe. Die Schwierigkeiten einer Geschichte der Niederlande erörtert schon die Vorrede. Sie scheinen dem Verf. des Buches vielleicht größer als bei irgend einem andern Land Europas, weil kein eigentlicher Mittelpunkt der Vereinigung da sei, an welchen der Geschichtschreiber sich halten könne. Nur zwei Mal und nur für kurze Zeit, unter Karl V. und in unsern Tagen, sind die Niederlande, und nur auf kurze Zeit vereinigt gewesen. Allein gegen eine getrennte historische Behandlung spreche die Aehnlichkeit in Sitte, Sprache und Regierungsform, die enge wechselseitige Beziehung beider Länder auf sich, und der Verf. erklärt es für ein fruchtloses Unternehmen, die Geschichte Belgiens ohne die der vereinigten Niederlande zu schreiben. Belgien sei nur ein untergeordnetes, entweder Spanien oder Oestreich oder Frankreich unterworfenes Land gewesen, und habe im 18. Jahrhunderte vertragsmäßig zur Vormauer der vereinigten Niederlande gedient. Doch gibt der Verf. zu, daß auch Belgien im 13. und 14. Jahrhunderte Augenblicke des Ruhmes gehabt habe, nur keine Selbständigkeit. Es konnte also nach des Verf. Meinung, bei dem ihm verstatteten Raume von zwei Bänden, ein anderer Weg kaum eingeschlagen werden, als sich bei den Zeiten vor dem 16. Jahrhunderte nur kurz zu fassen, blos das Wichtigste herauszuheben und sich vorzüglich mit der Geschichte des Volkes, der Regierungsform, des Handels und der Cultur zu beschäftigen, ohne allzu ängstlich die Regierungsfolgen aller Grafen und Herzoge und alle ihre endlosen Fehden und Kriege aufzuzählen. Dabei ist die Provinz Holland als Vereinigungspunkt angenommen, indem sie in spätern Zeiten wenigstens die reichste, mächtigste und durch große Männer merkwürdigste gewesen. Freilich eine besondere Geschichte der 17 Provinzen und gelegentlich auch gar noch Luxemburgs würde das Unpassendste und Ermüdendste sein. Was die Quellen des Verf.

*) In eine der nächsten Lieferungen d. Bl. kommen wir auf Böttiger's Werk zurück. D. Red.

betrifft, so sind sie unter dem Texte gewissenhaft angeführt, und er hebt es selbst als ein Verdienst hervor, durch sein Werk manche in Deutschland fast ganz unbekannte Geschichtsforschungen von Niederländern in ihrer Sprache bekannter zu machen. Der Verf. hat selbst, wenn Ref. nicht irrt, 1816 zu Harlem eine „Beschrijving van het koningryk der Nederlanden" herausgegeben. Man merkt es auch den Citaten bald ab, daß es keine abgeschriebenen sind, sowie man es dem Verf. ansieht, daß, wo er die Belgier tadelt, es ihm nicht um den Tadel, sondern um die Wahrheit zu thun ist. Schlimm genug, daß jetzt Lob und Tadel fast wie eine Parteisache erscheint. „Es ist unglaublich", sagt der Verf. S. 292 in einer Note, „wie leicht sich die unsinnigsten Lügen und Gerüchte noch bis auf den heutigen Tag in Belgien verbreiten. Das Volk scheint dort fast gar keinen Wahrheitssinn zu haben; die handgreiflichsten Wahrheiten werden geleugnet oder in einem falschen Lichte vorgestellt, wie die neuesten Zeiten zur Genüge dargethan haben. Es ist vergebliche Mühe, den Pöbel eines Bessern belehren zu wollen." Dies ist das Stärkste, was gegen die Belgier im Buche vorkommt. Nur sehr selten merkt man übrigens dem Verf. den Ausländer an. So heißt es S. 222 z. B.: „es herrschte zwischen dem durchaus verschlagenen, treulosen und kaltblütigen Ludwig (XI.) und dem hitzigen, auffahrenden, zu tollkühnen Unternehmungen, nicht zu spät reifenden Entwürfen im Cabinete geschickten Karl u. s. w." Dies und einiges Andere hätte leicht durch eine nachhelfende Hand noch verbessert werden können. Außerdem zeigt der Verf. große Belesenheit und Kenntniß der übrigen Geschichte und sucht seine Darstellung hin und wieder durch historische Vergleichungen und Parallelen zu heben. So zwischen Karl dem Kühnen und Karl XII. von Schweden; so S. 196 zwischen der unglücklichen Jakobine von Baiern, Urenkelin Kaiser Ludwigs von Baiern, und der Königin Maria Stuart. Nachdem, um eine Probe von des Verf. Styl zu geben, v. Kampen erzählt hat, wie Jakobine für ihren Franko von Borselen Alles dem Burgunder geopfert, wie sie für ihre Titel und Ansprüche das Amt einer Oberförsterin der holländischen Wälder erhalten, wie sie auf dem Schlosse Teilingen irdene Krüge verfertigt und gleich wieder zerbrochen, fährt er fort: „Jakobinens Schicksal und Charakter hat einige Aehnlichkeit mit dem der Maria Stuart. Beide waren in der ersten Jugend an französische Königssöhne vermählt, beide waren in der Umgebung von zügellosen Frauen wie Isabeau von Baiern und Katharine von Medici; beide hatten gegen herrschsüchtige Verwandte (Johann von Baiern und Murray) zu kämpfen. Aber Jakobine war doch die Glücklichere, denn sie traf nur einen Mann, keine Nebenbuhlerin auf ihrem Wege an, und Religionshaß verbitterte den Groll nicht, der jene aufs Blutgerüst, sie nur in die Einsamkeit führte. Endlich fand sie doch einen Gemahl, der ihre Liebe verdiente und dem sie ihr Herz schenken konnte; Maria nicht. Wie diese in Schottland, so ist auch Jakobine von Baiern (Jacoba van Beyeren) das Lieblingsthema der holländischen Dichter geworden. Die tragische Bühne, die poetische Erzählung, die romantische Legende hat sich ihrer bemächtigt, und letztere hat vorzüglich noch vor wenigen Jahren ihre Erinnerung an die der Sitten und des Lebens jener Zeiten geknüpft. Noch ist ihr Name im Munde des Volkes nicht ganz verklungen."

Das erste Buch schildert (S. 1—89) die alten Zeiten bis zur Zertheilung des fränkischen Reiches. Dem Namen Belgen (Belgier) soll der alte Begriff streitbar zu Grunde liegen; sich belgen heißt noch im Holländischen zürnen, und sich balgen ist im Deutschen bekannt genug. Das zweite Buch umfaßt (S. 98—322) die mittlern Zeiten bis zur Vereinigung aller Niederlande unter der Herrschaft Karls V. (900—1548). S. 131 wird auf die Wichtigkeit der holländischen Sprache für deutsche Sprachforscher aufmerksam gemacht. Sehr interessant sind die Entwickelungen des Bürgerstandes und seines Steigens im Gegensatz einer Adel- und Fürstenmacht, der Parteien, der Verfassungen, des Handels und Gewerbes. In der That liegt auch hier wirklich die europäische Wichtigkeit jener Länder, ehe sie theils als Zankapfel zwischen größern Reichen, theils durch einen beispiellosen Befreiungskrieg — wie rechtfertigt oder verdammt doch immer der Erfolg, macht Legitimität oder Hochverrath! — ihre spätere Berühmtheit erhalten. Ueber die Ehre der holländischen Erfindung der Buchdruckerkunst drückt sich der Verf. ziemlich vorsichtig aus, doch mit Berufung auf Ebert, der ja wenigstens (leider!) eine gleichzeitige Erfindung zu Harlem und zu Strasburg oder Mainz eingeräumt habe. Was der Verf. über die holländischen Meistersänger oder Spruchsprecher oder Rhetoriker, Rederykers, und deren Gesellschaften, sogenannten Kammern (Kamers van Rhetoryke) S. 210, 224, 315 sagt, ist ein zugleich interessanter Beitrag für die Literatur des germanischen Mittelalters überhaupt. Diese Kammern waren sogar eine Art von Stellvertreter der spätern periodischen Presse, d. h. Organe der öffentlichen Meinung. Das dritte Buch (S. 325—488) behandelt die neuere Geschichte der Niederlande, von der Vereinigung sämmtlicher Landschaften bis zu deren entschiedener Trennung durch die Eroberung Antwerpens (1585), worauf das vierte Buch (S. 491—607) die Geschichte von da bis zum zwölfjährigen Waffenstillstande von 1609 führt. Mit der Zeit wächst auch das Interesse, wenn wir Deutsche gleich bei der Darstellung des Anfanges des niederländischen Befreiungskrieges durch Schiller's Darstellung und stylistische Vollkommenheit etwas verwöhnt worden sind. Uebrigens beklagt sich der Verf. S. 514, Note 1, oder gibt wenigstens einer Klage des Friesen Scheltema Recht, daß auch die Deutschen die stillen Verdienste und herrlichen Thaten der Niederländer entweder gänzlich übergehen oder Andern zuschreiben. — Wir hatten uns noch ungleich mehr notirt, was wir über dieses Buch und aus demselben sagen wollten, auch wol hin und wieder einige Fragezeichen als Lärmstangen ausgesteckt; allein man sagt, es sei eine Weisheit, zur rechten Zeit das Ende zu finden, und eine Klugheit, sich nicht ganz auszubeuteln. 20.

Notizen.

Als literarische Curiosität nennen englische Blätter eine Novelle, betitelt: „Quintus Servington; a tale founded on real occurrences", drei Bände, welche im vorigen Jahre zu Hobarttown auf Vandiemensland erschien.

Die englische Admiralität hat den Capitain Fitzroy mit dem k. Schiffe Spürhund abgesandt, um die vom Cap. King angefangene Aufnahme der Südküste von Südamerika zu vervollständigen. Nach Beendigung dieses Geschäfts soll der Cap. F. den stillen Ozean durchschneiden und Beobachtungen über die Koralleninseln in der Nähe des Aequators anstellen. Auch an der Küste von Neuholland soll der Spürhund einige wichtige Punkte aufnehmen und durch den indischen Ozean, um das Cap, nach England zurückkehren.

Zwei Franzosen, die Gebrüder Verreau, sind kürzlich mit einer reichen Sammlung von Naturalien aller Art, in welcher sich viele neue Gegenstände befinden, von einer Reise ins innere Afrika zurückgekehrt. Der jüngste dieser Brüder, welcher kaum 18 Jahr alt ist, hat 20 Monate mit Bereisung der Wildnisse zugebracht, welche nördlich von den Wohnsitzen der Hottentotten, zwischen dem Cap Natal und der Westküste oberhalb der Helenbay liegen. Als die größte Merkwürdigkeit unter ihrer Sammlung wird ein Mann vom Stamme der Betjuanas bezeichnet, der vollkommen gut erhalten ist. Er hat eine kleine Statur, schwarze Haut und dichte kurze Wolle als Haupthaar. Eine Antelopenhaut bildet seine Bekleidung; Speer, Pfeile und Bogen sind seine Waffen.

Ein englisches Review nennt Talleyrand den Voltaire, und Chateaubriand den Rousseau in der Politik. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 116. —— 25. April 1832.

Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen.

V.

Wir muthen dem geneigten Leser keineswegs zu, sich noch zu erinnern, daß wir vor einigen Monaten angefangen hatten eine Reihe von Briefen über die obbenannten Gegenstände in d. Bl. mitzutheilen; doch sei es uns vergönnt zu unserm eignen Gebrauche mit einer Hinweisung auf die frühern zu beginnen *) und diesen gegenwärtigen Brief in der Musterrolle als den fünften aufzuführen, da der vierte, zwischen dessen Abfassung und Einsendung der Fall von Warschau trat, wol eins der ersten Opfer der Reaction wurde, welche jenes Ereigniß wie auf alle andern Zweige des öffentlichen Lebens, so auch auf die Presse geübt hat und noch üben wird. Diese, nebst einigen andern Ursachen, veranlaßte uns zu einer Unterbrechung unserer Correspondenz mit dem Publicum, die wir, wie billig, zum Theil zu fernern Beobachtungen des Charakters und der Verhältnisse der deutschen Journalistik oder Tagesliteratur anwandten, deren Resultate wir hier um so mehr mitzutheilen gedenken, da eine vorläufige Entscheidung über diese Angelegenheit immer dringender wird und, wenn wir den Nachrichten aus Frankfurt trauen dürfen, nahe bevorsteht. Leider nun scheint uns in dieser wie in so vielen andern wichtigen Fragen, welche die Zeit den Völkern und den Regierenden vorlegt, eine auf irgend eine Weise erfreuliche Lösung noch sehr weit entfernt, und können wir, was auch zunächst in dieser wie in so vielen andern Angelegenheiten beschlossen werden mag, nur als eine der vielen unvermeidlichen, unausweichlichen, aber höchst peinlichen, unerquicklichen, ermüdenden Uebergangsstufen ansehen, durch welche vielleicht eine spätere Generation zu einem Zustande gelangen mag, der dem gegenwärtigen vorzuziehen sein müßte, wenn er auch keinen andern Vorzug vor ihm hätte als die Möglichkeit der Dauer, die sowol unsern gegenwärtigen Zustand als allen Veränderungen, die darin zunächst irgend auch im allerbesten Falle zu erwarten sind, gänzlich fehlt. Wie auf so vielen andern Gebieten des öffentlichen Lebens sind die bestehenden Organe der Gewalt so gemisbraucht oder, richtiger gesagt, so verkehrt, kleinlich, planlos und taktlos gehandhabt worden, daß sie nicht länger brauchbar ist; man sieht sich also nach andern Organen um, aber nicht um sie in einem andern Geiste zu handhaben, sondern im Gegentheil, weil man die Möglichkeit begreift, das neue Werkzeug von denselben oder ähnlichen Händen, in demselben oder ähnlichen Geiste handhaben zu lassen, so lange wenigstens, bis auch dies Werkzeug abgenutzt ist. Was dann? — ei, wer wird so weit hinausdenken! Setzen wir aber auch den Fall, daß auf diesem wie auf andern Gebieten die Gewalt und ihre materiellen Organe in wesentlich andere Hände kämen — so sehen wir in der That kaum irgendwo eine Bürgschaft dafür, daß ein solcher Wechsel ein Fortschritt, eine Verbesserung sein wird. Wir kennen zwar sehr wohl die Verschiedenheit unserer Zustände und Elemente von denen unserer Nachbarn, dennoch aber können wir, um der Kürze und einer unverkennbaren Analogie willen, diejenige Partei oder Ansicht, die auch bei uns durch eine solche Veränderung im liberalen Sinne (die wenigstens von einer Mehrheit in der öffentlichen Meinung als der beste Fall gewünscht wird, so wenig Aussicht auch dazu sein mag) die Gewalt erlangen würde, mit dem Namen unseres juste milieu oder, wenn man lieber will und bis jene Verwandlung erfolgt ist, mit dem Namen der liberalen Opposition bezeichnen. Wir wüßten aber in der That nicht, daß dieser unser juste milieu irgend eine Bürgschaft gäbe, daß er die Gewalt besser, weiser, wohlthätiger für das Ganze wird zu handhaben wissen als sein Namensbruder in Frankreich; wie es aber dort damit gegangen ist, wie es damit steht, liegt am Tage. Also was anders können wir in jenem besten Falle (im Sinne des Liberalismus) erwarten, als ähnliche bittere schmähliche Enttäuschungen oder Täuschungen wie unsere Nachbarn? Ist eine so bittere Erfahrung auch für uns eine unausweichliche Uebergangsstufe? Nun so werden wir uns drein ergeben, und uns überzeugen müssen, daß wie für den Einzelnen, so auch für die Völker die Lehrjahre des einen ganz ohne irgend einen Nutzen für das andere sind, gingen sie auch unmittelbar unter seinen Augen vor sich. Im Grunde sind das auch lauter alte, oft ausgesprochene Wahrheiten, und nur die Zuversicht, die naive Selbstzufriedenheit, womit bald diese, bald jene Partei die Unfehlbarkeit ihrer Panacee und ihrer Hand der Zeit anpreist, kann dieselben

*) Vgl. Nr. 67, 110, 111, 194—197 d. Bl. f. 1831. D. Red.

zuweilen in Vergessenheit bringen. Sehen wir aber noch weiter, um zu sehen, ob hinter oder nach unserm juste milieu etwa sich Elemente, Menschen finden, die uns erfreulichere Möglichkeiten eröffnen könnten, so treten uns die Männer unserer äußersten Linken entgegen, mit ohne allen Zweifel bei den Meisten guten Absichten — mit meistens nur zu gegründetem Tadel gegen die andern Parteien, sowol die, welche die Gewalt wirklich handhabt, als die, welche als nächster Erbe derselben erscheint; aber ohne die geringste Bürgschaft der Fähigkeit, einen wesentlich bessern, dauernden Zustand zu begründen und zu erhalten. Neben diesen Parteien gibt es nun allerdings bei uns mehr wie in irgend einem Lande, in allen Zweigen, auf allen Stufen der Verwaltung eine gewisse Anzahl gutgesinnter, fähiger Leute, die, ohne sich um all dies Treiben viel zu kümmern, die ihnen zunächst vorliegenden Pflichten gewissenhaft erfüllen, und diese sind es, denen wir es verdanken, daß unser Zustand in Hinsicht auf die materiellen Resultate in vieler Hinsicht besser, in den meisten wenigstens ebenso gut und nur in wenigen schlimmer ist wie der Zustand irgend eines andern Volks. Diese Classe von Menschen könnte nun zwar auch unter ganz veränderten Umständen ähnliche Resultate hervorbringen; es ist aber nur zu fürchten, daß, wenn man fortfährt, wie bis jetzt schon hier und da gelegentlich geschehen ist, *mehr* von ihnen zu verlangen, z. B. die Aufopferung ihrer individuellen Ansichten, insofern sie nicht mit denen der herrschenden Partei übereinstimmen (z. B. in Hinsicht auf die Polen); wenn jede Partei oder Ansicht, die etwa in Zukunft die Gewalt erlangen mag, dem Beispiel der jetzt herrschenden folgt, und wie es denn zu geschehen pflegt, noch größere Ansprüche macht: so wird die weitere Entwickelung des Repräsentativsystems in dem Sinne des Liberalismus auch bei uns, sowie immer mehr in Frankreich, diese Classe von Beamten verdrängen und durch solche ersetzen, die sich durch nichts empfehlen als durch erheuchelten oder wirklichen Fanatismus für das jedesmal herrschende System.

Verdanken wir es dieser ganz praktischen, höchst ehrenwerthen Classe von Menschen, daß die praktischen Resultate der entgegengesetztesten Systeme, die da oder dort regieren, im Ganzen noch ziemlich dieselben und wenigstens nicht ganz unerträglich sind, so zeigen sich dagegen die Mängel, die schwachen und verächtlichen Seiten dieser Systeme und Ansichten um so mehr in dem Gebiete, wo sie sich in Worten und nicht in praktischen Resultaten, wo sie sich unmittelbar und frei, nicht modificirt durch dies heilsame Medium und durch die unabweislichen Bedingungen praktischer Möglichkeit längst bestehender Einrichtungen und Verhältnisse zeigen, in dem Gebiete der Literatur und vor Allem der politischen Tagesliteratur. Daher läßt es sich erklären, weshalb die praktischen Resultate der Art und des Geistes, in welchem die bestehenden Organe der Staatsgewalt in allen Zweigen der Verwaltung von den Regierenden gehandhabt werden, wenn sie auch so wohlthätig und erfreulich sind, wie sie es unter gegebenen Bedingungen irgend sein können, nicht genug anerkannt werden, weil sie gerade, je erfreulicher sie sind, desto weniger mit gewissen Gesinnungen und Ansichten übereinstimmen, die man derselben Quelle zuschreibt. Sind aber jene Resultate unerfreulich, drückend, so erregen sie doch immer noch weit weniger Erbitterung und Mistrauen als die Art und Weise, womit sie gerechtfertigt oder nach Umständen abgeleugnet werden. Mit einem Wort, es sind weniger die Handlungen als die Reden der Regierenden und ihrer berufenen oder unberufenen Vertreter, welche jedes Vertrauen zu ihnen untergraben; denn beide werden mit Recht als Aeußerungen vorhandener Gesinnungen angesehen, jene aber als großentheils sehr modificirte und unfreiwillige, diese als freiwillige klare und entscheidende. Mögen nun auch gar manche Aeußerungen als Ausdruck der Gesinnungen der Regierenden angesehen werden, die es in der That nicht sind, so ist dies eben eine der verderblichsten Folgen des gegenwärtigen Censursystems, und eben ein Beweis mehr von dem ganz verkehrten Geist, in dem dieses Organ der Staatsgewalt, wodurch sie mit der Tagesliteratur in Verbindung steht, gehandhabt wird. So lange die Regierenden sich nicht davon überzeugt haben, daß dieser Geist ein verkehrter, verderblicher, unwürdiger ist, gar keine Bürgschaft haben, daß derselbe Geist nicht sich des Organs, des Instituts bemächtigen wird, das man an die Stelle der von ihm ganz unbrauchbar gemachten Censur zu setzen gedenkt, nämlich des Preßgesetzes, so können wir auch hier durchaus keinen Fortschritt, keine Verbesserung sehen. Im Gegentheil wir halten den Misbrauch eines Preßgesetzes für viel verderblicher und unerträglicher als den Misbrauch der Censur, weil darin eine Treulosigkeit liegt, weil die Preßfreiheit dann nichts ist als eine Falle, die der öffentlichen Meinung gelegt wird, während die Censur, da sie keine Hoffnungen erregt, auch keine täuscht. Ein Preßgesetz aber, das nicht bis zu diesem Punkte gemisbraucht werden *könnte*, ist ebenso wenig denkbar als eine Preßfreiheit, die nicht gemisbraucht werden könnte, und von beiden Seiten kommt Alles am Ende auf den Geist an, in dem das Gesetz gehandhabt, die Freiheit genutzt wird. Das aber wird eben viel zu wenig erkannt, und man legt besonders von Seiten der Liberalen viel zu viel Werth und Hoffnungen auf Preßgesetze. Ein Preßgesetz, worin nicht die Möglichkeit liegt, auch ohne Verletzung der Form, des Buchstabens, der wahren heilsamen Preßfreiheit Hindernisse in den Weg zu legen, wird auch keine hinreichende Ausdehnung und Kraft haben, um den wirklichen Misbrauch der Preßfreiheit zu verhindern; denn es ist geradezu unmöglich, auf diesem Gebiete die Grenzen zwischen Gebrauch und Misbrauch, zwischen der Ausübung eines Rechtes und der Begehung eines Verbrechens so genau zu bezeichnen, wie auf andern Gebieten der Strafgesetzgebung, wo es denn doch auch oft nicht so ganz leicht ist. Mit der gesetzlichen Definition von Dem, was Misbrauch, Verbrechen ist, ist gar wenig gewonnen, und die Schwierigkeit liegt in der Anwendung der Definition auf den einzelnen Fall. Hier kommt Alles auf den Geist an, in dem die Anwendung des Gesetzes von Seiten der Staatsgewalt stattfindet; denn wenn dieser Geist ein kleinlich leidenschaftlicher, engherzig pedantischer, wenn er ein Geist des bösen Ge-

wissens, der Schwäche oder Gewaltthätigkeit ist, so sind die unheilvollsten Folgen unvermeidlich; Folgen, worin sich die Uebel der Unterdrückung und des Misbrauchs der Presse auf eine widrige Weise vereinigen zu gegenseitiger Steigerung der Erbitterung und des Mistrauens. Vergeblich hofft man diese Folgen zu vermeiden durch die unabhängige Stellung der Richter, durch die Dazwischenkunft der Jury. Theils liegen in wiederholten gerichtlichen Verfolgungen Unannehmlichkeiten genug, um ihnen auch im Falle der Freisprechung den Charakter und die Wirkung einer Strafe zu geben; theils müssen häufige Freisprechungen von Seiten der Gerichte in solchen Fällen immer das Ansehen der Staatsgewalt in den Augen des Volkes gefährden und herabsetzen, was allemal ein großes Unheil ist, ja wo nicht das größte Unheil, doch jedenfalls viel größer als der schlimmste Misbrauch der Preßfreiheit. Endlich ist auch gerade auf diesem Gebiete die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt schon deshalb wesentlich illusorisch, weil sie sich nicht auf den Buchstaben des Gesetzes stützen kann, sondern denselben in diesem oder jenem Sinne deuten muß, und hier kaum umhin kann, den Sinn der Staatsgewalt, von der sie doch immer einen Theil ausmacht, zu theilen, ohne daß ihr deshalb irgend ein bestimmter Vorwurf gemacht werden kann; ja, sie kann mit anscheinendem Rechte, bei wiederholten Anklagen der Art von Seiten der Staatsgewalt, von dem Grundsatz ausgehen, daß durch eine Lossprechung das Ansehen derselben und also die Sicherheit des Staates wirklich gefährdet werden könnte. Was aber die Jury betrifft, so ist die Unfehlbarkeit, die Einige von ihrer Intervention erwarten, nur ein Beweis, daß sie ganz verkennen, worauf es bei der ganzen Sache eigentlich ankommt. Was auch in anderer Hinsicht zu Gunsten der Jury gesagt werden mag, so ist sie gerade im Gebiete der Preßgesetzgebung am allerwenigsten an ihrem Orte, man müßte denn geradezu meinen, ihre Bestimmung sei einzig und allein die wirkliche oder vorgebliche, liberale Schriftsteller vor der Anwendung oder dem Misbrauche der Preßgesetze zu schützen. Und auch diese Erwartung von der Wirksamkeit der Jury dürfte nur unter gewissen Umständen befriedigt werden, während unter andern Umständen gerade das Gegentheil stattfinden wird. Die Jury ist im allerbesten Falle das wirkliche Organ der öffentlichen Meinung des Augenblicks, des Ortes; wie soll sie aber mit Unbefangenheit und mit Berücksichtigung allgemeiner und dauernder Interessen in ihren eignen Angelegenheiten richten? Wendet man uns dagegen die tröstliche Lehre von der Unfehlbarkeit der öffentlichen Meinung ein, so haben wir freilich nichts mehr zu erwidern. Doch müßten wir immer noch fragen: wie oft ist denn die Jury wirklich der Ausdruck Dessen, was ihr die öffentliche Meinung nennt? Zeigen nicht vielmehr häufige Erfahrungen, daß sie nur zu oft der Ausdruck einer Parteiansicht oder ganz localer und beschränkter Ansichten und Interessen ist? Liegt es nicht in dem Wesen der Jury, daß gerade auf diesem Gebiete die Furcht irgend einer Art einen überwiegenden Einfluß auf die Entscheidung, ja auf die wirkliche Ansicht des Gerichtes haben muß? Gehen wir aus dem Gebiete theoretischer Allgemeinheiten auf das Gebiet der Erfahrung über, wie England und Frankreich sie uns darbietet. Was England betrifft, so gehört nur eine einigermaßen genauere Kenntniß der Gesetzgebung und des Verfahrens in diesem Punkte dazu, um zu wissen, daß die Ansicht, die man gewöhnlich mit den im lobenden oder tadelnden Sinne gebrauchten Ausdrücken von „britischer Preßfreiheit" verbindet, sehr irrig sind. Die britischen Gesetze bieten in dieser Hinsicht ganz dieselbe Möglichkeit des Misbrauchs in der Anwendung dar, wie die irgend eines andern Landes, ja die Auslegung des Ausdrucks libel allein enthält schon die Möglichkeit, fast jede Aeußerung der Preßfreiheit einer gerichtlichen Verfolgung zu unterwerfen. Und was die Jury betrifft, so kann sie zwar im besten Fall und unter gewöhnlichen Umständen den Angeklagten vor den nachtheiligen Folgen dieser Verfolgung zum Theil schützen, indem sie ihn freispricht; aber dadurch würden bei öfterer Wiederholung eben alle die nachtheiligen Folgen eintreten, die wir oben bezeichneten: Untergrabung des Ansehens der Staatsgewalt und des Vertrauens der Nation zu ihr. Ueberdies aber ist auch in England nicht die geringste Bürgschaft vorhanden gegen die Gefahren, welche der Einfluß einer irregeleiteten leidenschaftlichen, beschränkten öffentlichen Meinung, oder das Interesse der Partien, der Personen und der Localitäten auf die Jury haben kann. Belege dazu liefern außerordentliche Umstände im Kleinen, z. B. in Irland, und dürften außerordentliche Umstände auch im Großen und über ganz Großbritannien vielleicht nur zu bald liefern. Was einzig und allein England, bisher wenigstens, vor den verderblichen Folgen des Misbrauchs seiner Preßgesetze geschützt hatte, war also nicht die Vortrefflichkeit dieser Gesetze an und für sich, sondern es war der Geist, in welchem sie von der Staatsgewalt gehandhabt wurden, wodurch der höchste Grad praktischer Preßfreiheit eintrat. Die Fälle, wo die Regierung es für nöthig hielt, die höchst allgemeinen und umfassenden Ausdrücke des Gesetzes in Beziehung auf Das, was Misbrauch der Preßfreiheit ist, auf einen einzelnen Fall anzuwenden, die gerichtlichen Verfolgungen wegen Preßvergehen sind überall in der englischen Geschichte seit der Restauration sehr selten, und die Fälle, wo diese Verfolgungen an dem Ausspruche der Jury scheiterten, wo also die Regierung ihrer Sache nicht sehr gewiß war, noch viel seltener, und dadurch allein ist es erklärlich, daß der höchste Grad praktischer Preßfrechheit in England so viele Jahre lang herrschen konnte, ohne die verderblichen Folgen zu haben, die man bei uns auch von dem geringsten Grade der Preßfreiheit ganz unverzüglich befürchten zu müssen glaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Della colonia dei Genovesi in Galata, da *Ludovico Sauli*. Zwei Bände. Turin, 1831.

Im Mittelalter befand sich das mittelländische Meer fast ausschließlich unter der Herrschaft kühner italienischer Schifffahrer. Venedig trieb bereits mit Konstantinopel Handel, als Italien noch unter dem Joche der Barbaren schmachtete. Genua und Pisa vertrieben die Saracenen aus Sardinien und Corsica, vernichteten ihre Niederlassungen an den Küsten der Provence

rung in dem Organ, wodurch die Staatsgewalt in ihrem Verhältniß zur Presse auftritt, nichts gebessert werden kann, wenn nicht ein würdiger, großartiger, vertrauenerweckender Geist diesem Organ mitgetheilt wird? Sollten wir nicht mit Recht vor den übertriebenen Hoffnungen und Erwartungen warnen, die fast allgemein an die Einführung eines Preßgesetzes, an die Stelle der Censur sich knüpfen? Sollten wir es nicht aussprechen, daß diese Erwartungen gänzlich getäuscht werden und einer um so größern Muthlosigkeit oder Erbitterung Platz machen müssen; daß dem jetzigen leidigen Zustande ein noch viel schlimmerer folgen wird, wenn nicht diese Preßgesetze in einem ganz andern Geiste gehandhabt werden, als bisher die Censur fast überall gehandhabt worden ist? Wir glauben nun freilich nicht, daß die bevorstehenden Preßgesetze (mögen sie von einzelnen Staaten ausgehen oder vom Bundestage als gemeinsame Maßregel) an einem Uebermaß im Sinne des Liberalismus leiden werden: dennoch aber ist es keineswegs der Buchstabe des Gesetzes, den wir fürchten, sei er auch noch so wenig liberal, sondern der Geist, der in der Anwendung herrschen dürfte, wenn dies derselbe bliebe, der bisher in der Anwendung der Censur geherrscht. Ein wahrhaft wohlwollender, würdiger, großartiger, freier Geist, ein Geist des guten Gewissens und des Vertrauens, ein Geist wahrer Staatsweisheit würde auch die Censur unschädlich, wo nicht heilsam machen, geschweige denn ein auch nur einigermaßen brauchbares Preßgesetz. Der Geist der kleinlichen Pedanterie, des bösen Gewissens, des Mistrauens, der mauvaise foi, der die Censur fast überall so verhaßt und verächtlich gemacht hat, würde auch das unter den gegebenen Umständen möglichst liberale Preßgesetz noch verhaßter und verächtlicher, und die Rückwirkung auf das moralische Ansehen der Staatsgewalt, des Gesetzes, der Verfassung im Allgemeinen und dadurch auf das Wohl des Ganzen noch verderblicher machen. Denn der Misbrauch des Gesetzes ist immer verhaßter und verderblicher als der Misbrauch der Willkür. Bedenken wir aber, welche überwiegende Wichtigkeit diese Angelegenheit in dem öffentlichen Leben der meisten deutschen Staaten hat; bedenken wir, daß es in der öffentlichen Meinung einiger dieser Staaten kein wichtigeres Interesse gibt als dieses; daß diese öffentliche Meinung neben jedem andern Interesse, Verfassung, Königthum, ja sogar Nationalunabhängigkeit als unerlaßliche vorläufige Bedingung eine Bürgschaft für die Freiheit der Presse verlangt; bedenken wir, daß jeden Augenblick der Fall eintreten kann, der alle Kräfte aller deutschen Stämme zur Vertheidigung aller jener Interessen auffodern muß: so mag wol jeder Deutsche, der sich noch etwa durch irgend ein Band als Theil seines Volkes fühlt, mit einem Schrei der Todesangst vor der Zukunft unsers Vaterlandes das Uebel bezeichnen, welches vor allen andern jede Möglichkeit einer Vereinigung der deutschen Stämme zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr zerstört. Dies Uebel ist aber nicht die Censur, sondern der Geist, in dem die Censur gehandhabt worden ist, der Geist, den die Regierenden überhaupt in ihrem Verhältniß zur Presse ausgesprochen haben — so kann diesem Uebel aber auch nicht gesteuert, seinen verderblichen Folgen nicht vorgebeugt, Deutschland nicht gerettet werden durch die Einführung von Preßgesetzen an die Stelle der Censur, sondern nur dadurch, daß ein ganz anderer Geist an die Stelle des alten trete. Möge aber der Himmel uns nur vor der heillosen Täuschung bewahren, daß, wenn unsere Liberalen, unser juste milieu die Gewalt (auf welche Weise auch) erlangen sollten, uns in irgend einer Weise, und zunächst in Beziehung auf die Presse irgend geholfen sein könnte; daß also namentlich ein Preßgesetz in den Händen des juste milieu irgend mehr Bürgschaft für eine dem Gemeinwesen wahrhaft heilsame Entwickelung der Preßfreiheit geben könne. Wir halten es im Gegentheil eben für den größten Jammer unserer Tage, daß wir — wenigstens nach den Aeußerungen einer großen Mehrheit der öffentlichen Meinung, besonders in Süddeutschland — es als die größtmöglichste Wohlthat, als den allerglücklichsten Fall, die wünschenswertheste Veränderung ansehen sollen, wenn auch bei uns eben die Partei, die Ansichten und Charaktere an die Spitze der Verwaltung träten, welche Frankreich unter dem Namen des juste milieu in die schmählichste und unerträglichste Lage gestürzt haben, worin sich je ein Volk befunden, weil zu den wirklichen materiellen Uebeln sich getäuschte Hoffnung, Lächerlichkeit, Selbstverachtung, Verachtung und Erbitterung von allen Seiten gesellt. Sieht aber dennoch fast überall die öffentliche Meinung in einer solchen Veränderung die einzig mögliche Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes, so geht wenigstens so viel daraus hervor, daß dieser Zustand von der Art ist, daß er nicht lange fortdauern kann und darf. Und damit wäre denn leider auch das Urtheil des Geistes und der Ansichten, wenn auch nicht der Personen gesprochen, die seit Jahren mit der Gewalt, die sie besaßen, keine erfreulichern, genügendern, dauerhaftern Resultate hervorgebracht haben. Wo aber, in welcher Ansicht, in welchem Geiste, in welcher Partei findet sich irgend eine Bürgschaft für eine wesentliche Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes und für die Verhütung noch größerer Uebel? Wir sehen uns leider vergeblich danach um, wenn wir nicht die selbstgefällige Verblendung, die leichtsinnigen Verheißungen aller Parteien als eine solche Bürgschaft ansehen wollen, der Erfahrung, der besonnenen Vernunft zum Trotz. So scheint es uns am Ende in dieser fast verzweifelten Lage immer noch eher möglich, durch eine, wenn auch noch so geringe heilsame Veränderung in dem Geiste und den Ansichten Derer, die jetzt die Gewalt in Händen haben, eine geringe Verbesserung zu erlangen, den gänzlichen Untergang zu vermeiden. Die schlimmste Seite unsers Zustandes bilden aber, wie gesagt, nicht die materiellen Leiden aller Art — wenigstens haben in dieser Hinsicht andere Völker nichts vor uns voraus —, sondern es ist der täglich zunehmende Mangel an Vertrauen zu den G e s i n n u n g e n der Regierenden, welche als Urheber dieses Zustandes erscheinen, und zwar vor allen Dingen derjenigen Gesinnungen und Ansichten, die sich in ihren Verhältnissen zur Presse aussprechen. Dies zunäch-

mende Mistrauen findet nicht nur statt zwischen der öffentlichen Meinung und den Regierenden in einzelnen deutschen Staaten, sondern in noch weit höherm Grade von Seiten der öffentlichen Meinung in bei weitem den meisten deutschen Staaten gegen Dasjenige unter den großen Gliedern des deutschen Bundes, was gerade im Gegentheil durch so viele dringende Umstände der Kern und die Stütze der öffentlichen Meinung in Deutschland sein und wiederum in ihr seine Stütze suchen sollte; Dasjenige, von dem im Fall eines Krieges, der die deutsche Nationalität bedrohen könnte, ohne eine gänzliche Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse und die Entwickelung neuer, bisher noch schlafender Kräfte, allein ein entschiedener Nachdruck für die Gegenwehr zu erwarten wäre. Dies Mistrauen — ganz abgesehen davon, ob es in der Ausdehnung und Stärke gegründet und zu rechtfertigen — ist unleugbar vorhanden; es ist eine Thatsache, eines der gegebenen Elemente und Bedingungen der Zeit, und muß auf irgend eine Weise berücksichtigt werden. Wenn aber hier und da Stimmen von Preußen aus sich vernehmen lassen, die mit vornehmer Geringschätzung von der öffentlichen Meinung Deutschlands sprechen, als sei Preußen sich in jedem Falle selbst genug, so erinnert dies zu sehr an die Prahlereien, an den ganzen Geist von 1806, und es drängt sich auch hier nur zu sehr das discite justitiam *moniti* auf. Aber gerade in Beziehung auf Preußen lassen sich die Quellen dieses fressenden Giftes, die Veranlassungen dieses Mistrauens weit weniger in den Handlungen als in den Worten, weit weniger in dem ganzen materiellen Sachbestand als in den wirklichen oder scheinbaren Gesinnungen finden. Die Staatsverwaltung ist in Beziehung auf das eigne Interesse des Volkes im Allgemeinen ohne Vergleich die beste, die wir kennen, und wenn diese Resultate ohne die Mittel erlangt worden sind, wodurch man in andern Ländern Aehnliches und, man muß leider gestehen, im Ganzen ohne gleichen Erfolg zu erlangen sucht, so ist dies offenbar eine Sache, worin die öffentliche Meinung anderer Länder durchaus keine Stimme haben kann und darf. Was die auswärtige Politik betrifft, so ist es freilich entsetzlich zu hören, mit welcher Zuversicht auch dort die Staatsmänner und ihre dienstbaren Geister sich auf ihre Gerechtigkeit berufen, als wenn es keine Geschichte gäbe; allein dennoch läßt sich seit den wiener Verträgen der preußischen Politik kein anderer wesentlicher Vorwurf machen als solche, die die heilige Allianz im Ganzen treffen, und nur als Mitglied derselben hat Preußen die Unabhängigkeit anderer, zunächst deutscher Staaten gefährdet, und auch das nur durch solche Mittel, die das Völkerrecht dem Mächtigen gegen den schwachen Nachbar nicht verbietet. Seit der factischen Auflösung der heiligen Allianz, und besonders seit dem Juli 1830 hat man Preußen, unsers Wissens, nicht einen einzigen Schritt nachgewiesen, der irgend als eine Gefährdung der Unabhängigkeit, als eine Einmischung in die innern Angelegenheiten irgend eines deutschen Staates gelten könnte. Was endlich die Politik Preußens in Beziehung auf Polen betrifft, so war sie im Ganzen, in ihren Umrissen eine traurige, aber unabweisliche Nothwendigkeit. Die liberalste Regierung, die eifrigsten Polenfreunde hätten an der Stelle und in diesem Falle keine andere Wahl gehabt; denn von riesenmäßigen Plänen, außerordentlichen, erhabenen Entschlüssen kann billigerweise nicht die Rede sein. Preußen konnte und durfte Polen nicht retten — soweit läßt sich seine Politik rechtfertigen —, über die Art und Weise aber, wie diese Politik in einzelnen Fällen, besonders in Beziehung auf die nach Preußen geflüchteten Polen, gehandhabt und angewandt worden ist, schweigen wir, weil uns die Ausdrücke fehlen. Aber auch hier, wie auf allen andern Gebieten, war es nicht das wesentlich, praktisch Nothwendige, Unvermeidliche, nicht das unabweislich Gegebene, sondern der im Hintergrunde lauernde Geist, der sich da und dort in Handlungen zeigte, die durch keine Nothwendigkeit zu entschuldigen, ja auch nur zu erklären sind, und noch mehr durch die Art und Weise, wie man sich über alle diese Begebenheiten bei jeder Gelegenheit selbst äußerte und abweichende Aeußerungen unterdrückte. Dieser Geist, auf solche Weise in Beziehung auf alle diejenigen Interessen und Angelegenheiten ausgesprochen, die der öffentlichen Meinung in Deutschland werth sind — in Beziehung auf Preßfreiheit, ständische Verfassung, Nationalunabhängigkeit — dieser Geist ist es, der das entschiedene Mistrauen der öffentlichen Meinung hervorruft, der schuld ist, daß sie Alles, was ihr theuer ist, von Preußen gefährdet hält. In Beziehung auf die polnische Sache aber und den Ozean von Jammer, Greueln, von Heldenmuth und Vaterlandsliebe, den das eine Wort Polen ausspricht, hat eben dieser Geist noch verderblichere Folgen gehabt, indem gerade diese Sache sich weit über alle politische Parteiansichten erhebt und Alles berührt, was jemals als reinmenschlich oder nationell-edel, herrlich, tieferschütternd und erhebend gegolten hat und ewig gelten wird. Allen diesen Gefühlen und Elementen steht aber dieser Geist tückisch-feindselig entgegen.

Es liegt in der Sache selbst, daß dieser Geist sich denn eben auch vorzüglich in den Beziehungen der Staatsgewalt zur Presse geltend gemacht hat. In dieser Hinsicht aber ist seine Wirkung doppelter, negativer und positiver Art. Die erste zeigt sich in der gewöhnlichen Thätigkeit der Censur, der Unterdrückung aller der Aeußerungen, die der Staatsgewalt anstößig oder gefährlich scheinen. Wie weit man aber in dieser Hinsicht gegangen ist, bedarf keiner weitern Erinnerung. Eine Thatsache statt aller: eine reingeschichtliche, in den denkbar gemäßigtsten Ausdrücken verfaßte Abhandlung wurde unterdrückt, und der Verf., ein aufrichtiger, ja von dem Liberalismus deshalb verschriener Freund und Verfechter des Königthums und der ostensiblen Grundsätze seiner Regierung, veranlaßt, im Namen der Wissenschaft, der Geistesfreiheit und des gemeinen Besten gegen diesen Geist zu protestiren. Unglücklicherweise aber haben seit einiger Zeit, und besonders seit 1830 mehre Regierungen für nöthig gefunden, nicht nur ihnen anstößige Meinungen die Aeußerung durch die Presse zu wehren, sondern auch ihre eignen Ansichten bei

manchen Gelegenheiten mehr oder weniger bestimmt durch die Presse kundzugeben. Es ist dies fast immer eine ganz verkehrte Bahn, die zu unzähligen Unannehmlichkeiten führen muß. Die Regierenden sollen handeln, nicht discutiren. Haben sie ein gutes Gewissen, so bedürfen sie keiner Rechtfertigung, haben sie ein böses Gewissen, so werden ihre Rechtfertigungen ihrer moralischen Kraft und Würde immer weit mehr schaden als ihre Handlungen. Die Staatsgewalt soll sich das Vertrauen der öffentlichen Meinung durch ihre Handlungen erwerben; ist dann die Discussion überhaupt frei, so wird es ihr nicht an freiwilligen Vertheidigern fehlen, die ihr um so nützlicher sein werden, je weniger sie ihrer bedarf. Hat sie wegen ihrer Handlungen die öffentliche Meinung gegen sich, so wird sie ihr über kurz oder lang weichen oder deren Aeußerungen unterdrücken müssen. Im ersten Fall wird es ihr nichts frommen, sich selbst auf das Gebiet der Discussion einzulassen, denn sie wird darin immer unterliegen; im zweiten Fall kann ihr die mittelbare oder unmittelbare Rechtfertigung ihrer Handlungen, die Widerlegung ihrer Gegner nichts nützen und nur schaden, da sie eben durch die Anwendung ihrer Gewalt zu deren Unterdrückung den Beweis gibt, daß sie die Discussion fürchtet, daß sie ein böses Gewissen hat, ohne doch jemals die Verbreitung entgegengesetzter Ansichten ganz hindern zu können. Ja, diese müssen um so mehr Vertrauen und Theilnahme finden, da es das natürliche Gefühl eines Jeden empört, zu sehen, wie Einer, zum Wortstreit herausgefodert, mit Gründen angegriffen wird, nachdem man ihm durch einen Knebel den Mund gestopft und die Erwiderung unmöglich gemacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Volk und Pöbel in Shakspeare's Dramen.

Unter den Sünden, welche frühere Kritiker — gedruckt oder ungedruckt ist einerlei — gegen Shakspeare begangen haben, gehört wol die zu den allergrößten, daß sie ihm zutrauen konnten, er habe den Haufen, der sich im „Coriolan" und „Julius Cäsar" herumtreibt, für das Volk gehalten und ausgegeben. Das kitzelte die Hyperaristokraten sehr, und sie hielten etwas auf den Dichter, der mit so köstlichem Witze das Volk lächerlich mache (!!), während die Stubengelehrten in gutmüthiger Bornirtheit mitlachten, weil sie die Sache für gar nicht so schlimm hielten, und bequem vornehm mit dem Volke überhaupt nie etwas zu schaffen haben mochten. Shakspeare selbst ist, sobald man ihn nur recht verstehen will, leicht zu rechtfertigen. Seine humoristische Satire in jenen Werken soll treffen, und trifft auch lediglich die müßige, zusammengelaufene Menge, die, eben weil sie, um ihre innere Langweile zu verscheuchen, müßig zusammengelaufen ist, sich blind aufgeregt und in den mannichfaltigsten Verkehrtheiten zeigen muß. Von dem Volke ist hier nicht die Rede, und es kommt überhaupt im „Coriolan" gar nicht vor, denn nur der Pöbel, der, wie viel Lärm er auch mache, doch immer schwach ist, konnte dem hochmüthig gespreizten „Coriolan" so armselig gegenüberstehen als hier dargestellt worden ist. Vor echten Bürgern hätte er verstummen müssen.

Auch im „Cäsar" zeigt sich das Volk nicht, denn was wir hier von der Menge erblicken, ist weder würdig auf Julius' noch auf Brutus' Seite zu stehen. Es zeigt sich hier die unendliche Lächerlichkeit des Gesindels, das nichts thut als Zeit vergeuden, weil es an nichts solchen Ueberfluß hat als an Zeit, es kann weder lieben noch hassen, sondern ist die Beute jedes aufregenden oder herabstimmenden Moments. Es ist bald wild, bald zahm, bald grausam, bald weinerlichweich, zerreißt den armen Poeten Cinna, blos weil er Cinna heißt, läßt sich aber von Antonius, der es verachtet, leicht mystificiren u. s. w. Wer es nun über sich vermag, zu glauben, Shakspeare habe keine andere Ansicht vom Volke gehabt als eine solche, der sei auch folgerecht und höre auf, ihn für ein wahrhaftiges Gotterfülltes Genie zu halten, sondern hasse vielmehr mit ganzem gerechten Hasse den unsittlichen Misbrauch, den er von seinem großen Genie gemacht haben würde, wenn jene Ansicht die richtige wäre.

Laßt uns doch überhaupt endlich einmal Ernst machen mit der Erfüllung des tausend Mal ausgesprochenen Verlangens, einen Dichter im Großen und Ganzen zu erfassen, um sodann seine Einzelnheiten zu verstehen, und auch mit seiner tief innerlichen Gesinnung vertraut zu werden.

Wäre es verstattet (und warum sollte es nicht verstattet sein?), einmal in guter Laune vom Höchsten zum Geringsten herabzuspringen, so möchte ich an — Gottsched erinnern. Der Mann war denn doch gewiß zahm genug, und hätte vermuthlich keinem Hoflaquaien etwas Liberales zu sogen über das Herz bringen können; dennoch haspelt sein sterbender Cato die herkömmlichen abgeschabten Gedanken über Freiheit und republikanische Verfassung (aus englischen Wochenschriften entlehnt) wie ein fleißiger Schüler ab, ja er sagt sie sogar dem Cäsar selbst ins Gesicht, wobei den Verf. gewiß selbst ein geheimer kalter Schauder überlief. Ich hoffe nicht vergeblich von Shakspeare auf Gottsched gekommen zu sein, denn vielleicht entschließt sich doch irgend ein Leser d. Bl. den „Coriolan" und „Cäsar" des größten Dichters noch einmal zu studiren, um inne zu werden, daß die gewöhnlichen Lobredner dem Dichter großes Unrecht gethan haben, und daß ihm ein ganz anderes Lob gebühre. 88.

Literarische Notizen.

Von Sismondi haben wir zu erwarten: „Histoire de la rénaissance de la liberté en Italie, de ses progrès, de sa décadence et de sa chute." Wie er in seinem interessanten Programm über dieses Werk im „Constitutionnel" (30. März) sagt, hat es einen politischen, auf die Gegenwart sich beziehenden Zweck. Es soll zeigen, daß Italien das Land der Freiheit ist.

Der jetzige Herausgeber des „Quarterly review", Lockhart, besorgt eine Sammlung vorzüglicher Aufsätze jener Zeitschrift, während der Zeit, wo W. Gifford dieselbe leitete, unter dem Titel: „Essays moral, political and literary." Sie soll aus sechs Bänden bestehen und Bildnisse der ausgezeichnetsten Schriftsteller enthalten. Ebenso gibt M. Croff unter dem Titel: „Selections from the Edinburgh review", eine Sammlung der besten Beiträge heraus, welcher er eine Einleitung und erklärende Anmerkungen beigefügt.

Seit dem Januar d. J. erscheint in London eine „Encyklopädie für praktische Arzneiwissenschaft", mit Einschluß der Pathologie und pathologischen Anatomie, herausgegeben von Forbes, Arzt in Chichester, Conolly, Professor an der Universität zu London, und Tweedie, Arzt am Fieber-Spital in London.

Brewster in Edinburg gibt ein Werk über natürliche Magie in Briefen an Walter Scott heraus.

Als ein Theil von Lardner's „Cabinet library" erschienen: Macauley's (des beredten Parlamentsmitglieds) „A view of the history of France, from the restauration of the Bourbons to the revolution of 1830" in zwei Bänden, und „A life of Petrarca" von Thomas Moore in einem Bande. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 118. —— 27. April 1832.

Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen.

V.

(Beschluß aus Nr. 117.)

In dieser Hinsicht kann Oestreich im Ganzen als Muster aufgestellt werden, indem die Regierung jede Discussion über öffentliche Angelegenheiten, über ihre Maßregeln, sowol tadelnd als rechtfertigend, ausschließt. Nicht so Preußen. Hier zeigen sich die verderblichen Folgen einer in dem obenangedeuteten Geiste gehandhabten Censur im vollsten Maße. Mag nämlich auch die Regierung nicht unmittelbar durch ein officielles Organ ihre Ansichten aussprechen, so liegt es eben in der Natur einer Censur, die alle den Ansichten und Gesinnungen der Regierenden anstößigen Aeußerungen unterdrückt, daß alle Aeußerungen, die sie nicht unterdrückt, als solche angesehen werden, die den Beifall der Staatsgewalt haben, die näher oder entfernter in ihren Ansichten und Gesinnungen liegen. So erhält jede Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten, die eine solche Censur nicht unterdrückt, einen halbofficiellen Charakter. Diese halbofficiellen Aeußerungen aber — und dahin gehört in den Augen der öffentlichen Meinung des übrigen Deutschlands fast Alles, was in Beziehung auf die Interessen der Zeit gedruckt wird — diese sind die Hauptquelle der Erbitterung und des Mistrauens, und das um so mehr, da man sie nicht nur geduldet, sondern auch in ihren Urhebern begünstigt und belohnt sieht. Der durchgehende Charakter der politischen Literatur, fast alles Dessen, was in Preußen über die Interessen und Begebenheiten der Zeit gedruckt wird, ist nun aber gerade der Art, daß er allgemein, ja fast ohne Ausnahme der politischen Parteiansicht Erbitterung, Mistrauen und Unmuth erregen muß; es ist: Arroganz und Unwahrheit. Was den großen Troß der politischen Blätter und Flugschriften betrifft, von der „Staatszeitung" bis zur „Königsberger Zeitung" herab, so spricht sich der ihnen eigne Geist im Ganzen mehr durch Das, was nicht gesagt wird, als durch Das, was gesagt wird, aus, und am meisten durch die Art, wie Dies und Das gesagt wird. Dasselbe gilt von gewissen Correspondenzartikeln in der „Allgemeinen Zeitung". Die Arroganz ist hier meistens nur die eines Lakaien, der auf seinen Herrn trotzt; sie ist keine selbstbewußte, in sich begründete, aber darum nicht weniger widerlich. Wir finden auf diesem Gebiet oft den Ausdruck unreif sehr verächtlich-vornehm auf alle Die angewandt, die das Mistrauen theilen und äußern, was dies ganze Wesen erwecken muß; und dieser Ausdruck erinnert uns an den einzigen, der eben dies Wesen einigermaßen bezeichnet, nämlich: faul, verfault. Will man ein Beispiel, so lese man den ersten besten Artikel über die wiederhergestellte Ruhe und Ordnung in Warschau. Alle hergebrachten bekannten Phrasen, als wäre von Berlin oder München die Rede — und welche grauenvolle, unabsehbare Lüge steckt hinter diesen Phrasen! Neben diesen gibt es aber eine andere Classe von Schriften, die entschiedener, selbstkräftiger auftreten. Dahin gehört besonders das „Berliner Wochenblatt" von Jarcke. Die tiefe Unwahrheit, die immer wiederholten Lügen dieses Blattes — positive und negative, halbe und ganze Lügen, und zwar auch ganz abgesehen von aller Parteiansicht, nur nach historischem Maßstab —, seine heillosen Grundsätze sind aber um so strafbarer und verderblicher, da sie mit wenigstens ebenso viel gründlicher Forschung und Wahrheit, mit wenigstens ebenso viel solcher Elemente und Ansichten gepaart sind, in denen allerdings allein eine Möglichkeit der Rettung für uns liegt, so wenig sie auch mit den herrschenden Ansichten des Liberalismus gemein haben.

Aber eben diese absichtliche Vermischung tiefdurchdachter Lüge und Wahrheit, diese Entweihung des Heiligsten, dies Vergiften der Heilmittel der Zeit ist das schwere Verbrechen dieser Menschen, wodurch sie die besten wie die verwerflichsten Elemente der öffentlichen Meinung gleich sehr erbittern und zurückstoßen. Wenn nun aber solche Ansichten nicht nur geduldet werden, während alle Widerlegungen unterdrückt bleiben — wenn ein verdienter Rechtsgelehrter Jahre lang entschieden zurückgesetzt bleibt und erst dann Gehalt und Beförderung erhält, nachdem er sich zum Verfechter und Verbreiter solcher Ansicht aufwirft — was kann, was soll da die öffentliche Meinung von den Gesinnungen der Staatsgewalt denken? Wie eingewurzelt und allgemein verbreitet aber dieser Charakter der Unwahrheit in der politischen Literatur Preußens ist, wie er fast zu einer Atmosphäre geworden ist, deren Einfluß sich der Einzelne nicht zu entziehen vermag, das beweist uns auch das erste Heft der neuen „Historisch-politischen Zeitschrift" von

Ranke. Wir nahmen es nach Allem, was wir von Ranke kannten, mit froher Erwartung zur Hand, ohne uns irgend dadurch stören zu lassen, daß der Verf. sich nicht zum Liberalismus bekennt, sondern im Gegentheil von vorn herein seine Tendenz als eine preußische im besten Sinne bezeichnet. Alles Das, ja jede politische Ansicht verträgt sich mit der historischen Wahrheit, und dennoch enthielten die ersten Zeilen, auf die unsere Augen fielen, eine Lüge — eine Lüge, vorgebracht in dem Tone überlegener Gründlichkeit und Mäßigung, den wir kennen. Der Verf. sagt: „Bei der Rückkehr Ludwigs XVIII. nach Paris (1813) hätten sowol er als seine Umgebungen, und überhaupt die ehemaligen Ausgewanderten, alle Pläne der Wiederherstellung des alten Frankreichs, wenn sie dieselben überhaupt je gehegt, ganz aufgegeben." Und doch ist gerade das Gegentheil so unleugbar erwiesen in Beziehung auf einen großen Theil der sogenannten Royalisten, den Grafen Artois oben an, daß eben diese Thatsache, das Vorhandensein einer Partei hinter dem Throne, die, trotz dem Könige, den alten Zustand so viel wie irgend denkbar wiederherstellen wollte, den Schlüssel zu der ganzen Geschichte der Restauration gibt. Der Verf. citirt selbst die Schriftsteller, die diese Thatsache am unwiderleglichsten darthun, und dennoch schreibt er diese Lüge hin, weil sie seiner Darstellung, seinem System günstig ist. *)

Uebrigens ist freilich Preußen keineswegs der einzige Staat, wo die Censur die Folge hat, daß ein so wenig Vertrauen und Achtung erweckender Geist sich als derjenige der Staatsgewalt geberden kann. In andern geht man noch viel weiter. In Baiern hat sich die Regierung entschlossen, durch ein officielles Organ Theil an den Discussionen des Tages zu nehmen und auf die öffentliche Meinung zu wirken. Und auf wen fällt die Wahl für die Lösung einer so wichtigen Aufgabe? — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — Die getroffene Wahl spricht nur zu deutlich aus, welcher Geist auch hier wiederum zu unserm Verderben waltet. Man denkt nicht daran, durch Handlungen, durch Resultate Vertrauen, moralische Kraft zu gewinnen, sondern man will Jemand, der, was man auch irgend thun mag, was auch irgend die Resultate sein mögen, mit Sophismen, Scheingründen, mit Witz, mit einer gewissen Gewandtheit, mit Halbwahrheiten, mit Leugnen oder Verschweigen, wenn es sein muß, die Maßregeln, das System der Staatsgewalt auf dem Gebiete der öffentlichen Discussion zu vertreten bereit und willig sei, während man ihm zugleich seine Stelle so viel wie möglich erleichtert, indem man Censur und Polizei auf seine lästigern Gegner losläßt. Und auf diese Weise, durch solche Menschen will man Achtung, Vertrauen erwerben! Solche Wortführer und Sachwalter sind hundert Mal verderblicher als die verkehrtesten Maßregeln, wenn sie nur schweigend ausgeführt würden. Aber wie denn? wird man fragen, führen denn auf der andern Seite die wirklichen oder vorgeblichen Organe der öffentlichen Meinung den Streit mit edlern Waffen, auf eine würdigere, ersprießlichere Weise? Wir könnten das Gegentheil von vorn herein unbedingt zugeben, wenigstens in Beziehung auf einige derselben; aber nöthigt und berechtigt dies die Staatsgewalt, auf demselben Felde mit denselben Waffen zu streiten? Eben weil wir die Staatsgewalt viel höher achten als den Einzelnen, weil wir kein Heil sehen, wo nicht Liebe, Achtung, Vertrauen zu ihr herrscht, eben deshalb erscheint uns dies Treiben, dieser Geist so verderblich. Gibt sich der Einzelne mit Falschmünzerei ab — nun so wird seine verderbliche Thätigkeit sich von selbst auf verhältnißmäßig enge Grenzen beschränken müssen, und die Gesetze, wenn sie nur einigermaßen genügend sind, werden ihn bald erreichen; wie aber, wenn die Staatsgewalt selbst sich mit Falschmünzerei abgibt, wo soll da das Verderben sein Ziel oder gar seine Abhülfe und Strafe finden, ohne eine gänzliche Umwälzung aller Verhältnisse und Elemente? Ist es aber nicht schon so weit gekommen, daß es in den meisten Fällen für die öffentliche Meinung hinreicht, zu wissen, eine Ansicht, eine Nachricht, ein Wunsch trage einen officiellen oder halbofficiellen Charakter, um sie mit Mistrauen und Erbitterung aufzunehmen? Eine Gewohnheit dieser halbofficiellen und officiellen Tagesliteratur müssen wir aber noch besonders als verderblich hervorheben. Sie pflegen nämlich Zustände und Begebenheiten, Wünsche und Bedürfnisse, die wenigstens in dem Grade und Charakter durchaus nichts unter einander gemein haben, mit denselben allgemeinen Phrasen in eine Kategorie zu ziehen, und dies ist das unfehlbarste Mittel, um endlich eine Gleichartigkeit herbeizuführen, wo sie noch nicht vorhanden war. Gibt es z. B. etwas Heilloseres, Perfideres, als die durch allseitige Schuld, besonders aber durch grenzenlosen, stupiden, ruchlosen Misbrauch der Staatsgewalten unheilbar vergifteten, unlösbar verworrenen Verhältnisse der Völker zu den Regierungen, dem Adel, der Kirche in Italien, Portugal und Spanien, mit unsern Verhältnissen, Wünschen, Bedürfnissen, Bestrebungen in eine Kategorie zu setzen? Gibt es eine frechere Verleumdung unserer Fürsten und Regierungen als diese?

Wir sind nun aber im Allgemeinen entschieden der Meinung, daß die Regierungen besser thun, sich gar nicht auf dem Felde der Discussion in der Tagesliteratur zu tummeln, sondern wo gesetzliche Preßfreiheit herrscht, dieser in ihren gesetzlichen Schranken freien Lauf zu lassen; wo Censur herrscht, entweder die Discussion unbedingt zu unterdrücken, oder für eine solche Handhabung der Censur zu sorgen, die Vertrauen erwecke, und nicht die moralische Verantwortlichkeit für Alles, was gedruckt wird, der Regierung zuziehe — mit einem Wort also dasselbe Resultat factisch

*) In eine der nächsten Lieferungen kommen wir auf Ranke's Zeitschrift zurück. D. Red.

hervorbringe, was durch gesetzliche Preßfreiheit erlangt werden soll. Doch mag es auch Ausnahmen geben, und eine solche ebenso rühmliche als erfreuliche finden wir namentlich in der neuen „Hanöverschen Zeitung", die bei ihrem halbofficiellen Charakter doch im Ganzen ein Muster von Unparteilichkeit, Freisinn, Wahrheitsliebe, wohlwollenden, redlichen, echt deutschen Gesinnungen ist, und einen entschiedenen Gegensatz zu den officiellen und halbofficiellen Blättern anderer, besonders der größern deutschen Staaten bildet. Wir haben uns bisher eigentlich nur mit den Verhältnissen der Staatsgewalt zu und in der Tagesliteratur, sowol durch die Censur als durch officielle oder halbofficielle Blätter und Artikel beschäftigt. Wir werden in einem nächsten Briefe Gelegenheit finden, den Charakter unserer Tagesliteratur, sofern er von den verschiedenen Fractionen und Schattirungen der öffentlichen Meinung bedingt wird, zu untersuchen; wo denn freilich eben auch nicht gar viel Erfreuliches, Tröstliches zum Vorschein kommen mag. Wenn wir aber hier von der Ansicht ausgegangen sind, daß die Regierungen, sei es durch gesetzliche Bestimmungen in den einzelnen Staaten, sei es durch einen Beschluß des Bundes, die Verhältnisse der Presse auf irgend eine Weise gesetzlich festzustellen und der Willkür der Censur zu entreißen gedenken, so können wir uns doch leider nicht verbergen, daß auch solche Symptome sich auf vielen Seiten häufen, aus denen man schließen könnte, es sei auf eine gänzliche Unterdrückung der Preßfreiheit abgesehen. Es scheint leider zu gewiß, daß in manchen, und leider einflußreichen Köpfen immer noch die Idee herrscht, die ganze Aufgabe der Staatskunst bestehe in diesem Augenblicke darin, die Aeußerungen der öffentlichen Meinung zu unterdrücken — damit sei Alles gethan, alle Noth und Ungemach der Gegenwart verschwunden, aller Gefahr der Zukunft vorgebeugt! Wenn dies aber die Summe ihrer Weisheit ist, so frägt es sich: war es Feigheit, war es das Entsetzen vor dem Donnerschlage des Juli, was sie so lange hinderte, die Macht, die sie besitzen, zu einer entscheidenden Maßregel anzuwenden, statt sich in eine schmähliche Katzbalgerei mit einigen Tagesblättern und deren Verfassern einzulassen, oder wollte man absichtlich durch kleinliche, oft wiederholte Gewaltstreiche einen solchen Grad von Erbitterung hervorbringen, dessen Aeußerungen dann größere Maßregeln rechtfertigen könne? Wir, und mit uns wahrlich der größte Theil besonnener Freunde der Freiheit und des Vaterlandes sind weit entfernt, die Ansichten, die Wünsche, das Betragen der Partei zu billigen, deren Organe die „Tribune" und der „Westbote", deren Koryphäen die Siebenpfeiffer, Wirth, Börne, Harro Harring u. s. w. sind; aber wir können es entschuldigen und erklären, ja wir finden es natürlich und unvermeidlich, daß die Behandlung, die Einige von ihnen von Seiten der Staatsgewalt oder ihrer untergeordneten Diener erlitten, der ganze Geist, der sich hier und bei so vielen andern Gelegenheiten ausgesprochen hat, der Geist, den wir eben bezeichnet haben, an und für sich löbliche Gesinnungen und Ansichten bis zu diesem Grade der Erbitterung und Verkehrtheit steigern und vergiften muß. Freilich ist uns eben die Art, wie solche Dinge auf diese Leute einwirken, wie sie ihnen alle Besonnenheit, Würde und Haltung rauben, für uns ein Beweis, wie wenig wir hoffen dürfen, in dieser Partei irgend eines der Elemente zu finden, aus denen eine bessere Zukunft sich entwickeln könnte. Wir verlangen für sie wie für uns selbst das Recht, unsere Ansichten auszusprechen, aber wir halten uns nicht für verpflichtet, ihre Ansichten sehr vernünftig, ihre Fähigkeiten sehr bedeutend, ihren öffentlichen Charakter sehr achtungswerth zu finden; und wir wissen in der That nicht, ob die Freiheit, zu der diese Herren uns führen wollen, uns das Recht sichern würde, diese unsere Ansicht auszusprechen. Dann aber wäre in der That in Sachen der Preßfreiheit wenig gewonnen. Wenn wir nur unter der Bedingung dieser Freiheit würdig sein sollen, daß wir die Herren Wirth u. s. w. für große Männer und künftige Retter des Vaterlandes, oder gar Börne's „Briefe aus Paris" für geistreich halten sollen, so müssen wir ihr von vorn herein entsagen. Wir können sogar nicht umhin, es als eins der traurigsten Zeichen der Zeit in Deutschland anzusehen, daß ein Rotteck „der Koloß", oder ein Lindner „der Talleyrand" Deutschlands genannt wird — womit wir übrigens dem Erstern keines seiner wirklichen und großen Verdienste schmälern wollen. Und wenn wir denn unabänderlich in den cercle vicieux gebannt sind, der aus dem Gegensatz des Liberalismus und des Antiliberalismus hervorgegangen ist, wenn es wirklich kein anderes Gebiet der Ideen und der Individuen gibt als diejenigen, in denen wir uns bis jetzt zwischen Misbrauch und Misbrauch, Action und Reaction herumgetrieben haben, so mag wirklich die Leitung solcher Männer am Ende das geringere Uebel sein. Wir können aber immer noch die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß das unbegrenzte Gebiet deutschen Geistes und Gemüthslebens doch noch Elemente enthalte, die uns aus diesem trostlosen Kreise herauszureißen vermögen. Aber Wahrheit und Vertrauen sind die ersten Bedingungen.

97.

Regenten- und Volksgeschichte der Länder Kleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg. Von Karl dem Großen bis auf ihre Vereinigung mit der preußischen Monarchie. Von J. F. Knapp. Erster Theil. Vom Jahre 768 bis 1368, den entferntesten Endpunkt für Kleve. Elberfeld, Becker. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Specialgeschichten deutscher Länder sind ein Feld, auf welchem wackern Arbeitern noch viel zu thun übrig bleibt, denn von den mehresten deutschen Ländern besitzen wir noch keine Geschichtswerke, die durch Vollständigkeit des Inhalts und durch eine vollendete Form den Anfoderungen entsprechen, die nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft an ein Geschichtswerk gemacht werden können. Bei dem Eifer, mit dem unsere deutschen Schriftsteller sich der Historiographie widmen, ist wol allein die Schwierigkeit der Arbeit die Ursache des Mangels an tüchtigen Specialgeschichten, denn bei allem Reichthum an Materialien und ungeachtet der vielen weitschichtigen Vorarbeiten älterer Sammler bilden die so häufig vorkommenden Wechsel der Regentenfamilien und Ländertheilungen oder

Vereinigungen ein schwer zu besiegendes Hinderniß einer lebensvollen anziehenden Darstellung, und von einer anschaulichen Schilderung des Volkslebens kann oft in ganzen Zeiträumen beinahe gar nicht die Rede sein. Diese Hemmnisse, die manchen Gelehrten, der wol Beruf und Zeit dazu hätte, abschrecken, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, finden sich auch besonders bei der ältern Geschichte der jülich-kleve-bergschen Lande, die eine unaufhörliche Wiederholung von Ankäufen, frommen Stiftungen und kleinen erfolglosen Raubfehden, außerdem aber höchst wenige Thatsachen enthält, die den Verstand oder das Gemüth ansprechen. Dieser Mangel an wichtigen Begebenheiten ist schon den ältern Historiographen, unter Andern Teschenmacher, Hammelmann und von Steinen fühlbar geworden, und um ihn zu ersetzen, führen sie alle nur mögliche Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten herbei und tragen die unerheblichsten Ereignisse mit einer Weitschweifigkeit vor, der oft die Geduld des beharrlichsten Lesers nicht Stand zu halten vermag. Borheck und Ponty, deren Compilationen größtentheils aus den erstgenannten Werken geschöpft sind, können als Muster von Geschmacklosigkeit und Trockenheit gelten und behandeln überdem die Begebenheiten der neuern Zeit von dem 16. Jahrhundert ab mit einer unverantwortlichen Kürze. Diese Gebrechen früherer Geschichtschreiber scheinen dem Verf. des gegenwärtigen Werkes eingeleuchtet und ihn zur Bearbeitung einer für das größere Publicum — also hauptsächlich für nicht gelehrte Leser — bestimmten Geschichte veranlaßt zu haben. Die Absicht des Verf. kann nur gebilligt werden, auch verdient seine Kenntniß der Quellen, sowie die fleißige Benutzung derselben alles Lob. Was aber die Ausführung betrifft, so können wir nicht unbedingt dasselbe davon behaupten, denn der Verf. hat entweder keinen festen Plan seiner Bearbeitung zum Grunde gelegt, oder er ist doch vielfach davon abgewichen; er hat ferner die Grundlage seiner Schrift viel zu umfassend angelegt; endlich läßt er sich in seiner Schreibart auch manche Nachlässigkeit zu Schulden kommen, die an sich zwar unerheblich, doch in einem für ein großes gemischtes Publicum bestimmten Werke am wenigsten geduldet werden sollten. Nach der Versicherung S. III des Vorworts, mit Bezugnahme auf die „Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westfalen", soll das Werk eine aus den Urquellen dargestellte Geschichte enthalten, Lücken ausfüllen, über finstere Punkte Licht verbreiten, also Forschung sein; dem Motto und einer Versicherung S. VIII des Vorworts zufolge soll es vorzüglich zur Belehrung der Mittelclasse bestimmt sein. Wie lassen sich aber beide Zwecke vereinigen? Eine Menge etymologischer — überdem zu keinem Resultate führender — Untersuchungen sind dem nicht gelehrten Leser völlig unangemessen, dagegen der Forscher gegen Charakterzeichnungen protestiren wird, die sich auf bloße gelegentliche Aeußerungen der Chronisten gründen und jeder Beglaubigung ermangeln. Die zu große Ausführlichkeit der ältern Geschichte oder vielmehr das Herbeiziehen so vieler nicht dahin gehöriger Dinge ist durch die in der Vorrede angeführten Gründe keineswegs gerechtfertigt. In dem vorliegenden ersten Bande der Geschichte von Kleve-Jülich u. s. w. ist auf mehr als 200 Seiten die deutsche Kaiser- und Reichsgeschichte bis auf den Abgang der sächsischen Kaiser erzählt worden; dann folgt eine Darstellung des innern Zustandes des Niederrheinlandes und Westfalens während der Regierung der sächsischen Kaiser, worin zwar Vieles von Verfassung, Sitten, Cultur, Kunst und Wissenschaft der Deutschen überhaupt, doch durchaus von nichts, was auf das Rheinland und Westfalen ausschließlich bezogen werden könnte, die Rede ist. Die eigentliche Geschichte der jülich-kleveschen Lande macht nur ungefähr die Hälfte dieses Bandes aus, und selbst darin wird viel Fremdartiges eingemischt, um dem an sich wenig anziehenden Stoffe Farbe und Leben zu geben. Daß dieses ein Misgriff ist, ist wohl kaum nöthig näher darzustellen, denn von jedem Deutschen, der sich mit der speciellen Geschichte seines Vaterlandes beschäftigt, ist mit Grund vorauszusetzen, daß er die Geschichte des deutschen Gesammtvaterlandes wenigstens ihren Hauptbegebenheiten nach vollkommen kennt. Die Wiederholung längst bekannter Begebenheiten der allgemeinen Geschichte in einer Specialgeschichte ist daher eine zwecklose Verschwendung der Zeit und des Raumes, und muß, wird sie öfter wiederholt, den Lesern das Studium der Specialgeschichte widerlich machen. Was die Schreibart betrifft; so ist sie zwar im Ganzen fließend und anschaulich, doch nicht frei von manchen kleinen Uebelständen und Nachlässigkeiten. So erinnert es doch noch gar zu sehr an die alten Compilatoren des vorigen Jahrhunderts, wenn der Verf. sich unzählige Mal des Ausdrucks bedient: Unser Graf oder unser Fürst, unser Wolf u. s. f.; dann verleitet ihn zuweilen das Streben, gedrängt darzustellen, zu einem verwickelten Periodenbau, wodurch störende Dunkelheiten oder auch wol lächerliche Misverständnisse entstehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so finden wir S. 236: „Die Grafschaft Mark in Westfalen zwischen Rhein und Elbe gelegen, in deren Gebiete die Städte Dortmund, Soest, in deren Umfange sich das Reichsstift Werden, die Abtei Essen befanden und worin so manches berühmte adelige Geschlecht hauste, von der Ruhr und Lippe durchströmt" (manches berühmte adelige Geschlecht?). Der Verf. verüble uns diese Rügen nicht; sie sind nicht aus Tadelsucht, sondern aus dem aufrichtigen Wunsche entstanden, daß er sein übrigens achtenswerthes Talent durch aufmerksames Studium guter Muster ausbilden und dann noch recht thätig in dem Fache, dem er sich gewidmet hat, sein möge. Herr K. ist wahrscheinlich noch jung, in jedem Falle noch ein junger historischer Schriftsteller, daher scheinen diese Erinnerungen um so mehr an ihrer Stelle; und nimmt er sie, wie wir hoffen, so unbefangen auf, als Ref. sie ihm ertheilt, so kann er und die Lesewelt nur dadurch gewinnen. 94.

Notizen.

„Chronicon paschale, ad exemplum Vaticanum recensuit *Ludovicus Dindorfius*", vol. I, ist nun die Fortsetzung der byzantinischen Historiker, welche nach Niebuhr's Tode die berliner Akademie übernommen. Die Vorrede des Hrn. Dindorf ist uns aber etwas gar zu dürftig, indem wir darin alle Einleitung über die Entstehung des Buchs, seinen vermuthlichen Verfasser und die Art vermissen, wie die Zeitgaben reducirt worden. Gewöhnlich rechnet die Chronik die Jahre nach der Himmelfahrt Christi, was in den Colonnen nach Jahren von Christi Geburt reducirt worden, aber nicht zutrifft; z. B. S. 512 der Himmelfahrt 267, welches 295 Jahr nach Christi Geburt sein soll. Allein 33 Jahre von der Geburt bis zur Himmelfahrt geben für 267 dann 300 Jahre. Das ist ungelöst; wir vermuthen, daß hier nach dem Cyclus des Victorius gerechnet ist, der statt 33 Jahr von Christi Lebenszeit nur 28 annimmt. Das „Chronicon" enthält besonders aus der ältesten Zeit vielen theologischen und chronologischen Ballast, der vielleicht hätte erleichtert werden können.

In Heinr. Döring's „Galerie deutscher Dichter und Prosaisten" (Gotha, 1831) ist Otto Freiherr von Gemmingen, Verf. des „Deutschen Hausvaters", der nachher in Wien katholisch wurde und dort, so viel wir wissen, starb, wunderbarlich verwechselt und in Eins verschmolzen mit dem markgräflichen, nachher badischen Minister v. Gemmingen, der 1822 in Ansbach starb, und der wol zur ehemaligen Reichsritterschaft, aber niemals je zu einer Ritterschaft der Dichter gehörte. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 126. — 5. Mai 1832.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1831.

Es gehört zu unsern angenehmsten Beschäftigungen, alljährlich einmal den ganzen blühenden Fruchtgarten unserer dramatischen Literatur mit einem Blicke zu überschauen und uns der mannichfaltigen und duftigen Blüten und Sprossen zu erfreuen, welche er immer von Neuem, theils kräftig, theils lieblich hervortreibt. Kein anderer Zweig der deutschen Literatur kann sich, verhältnißmäßig oder absolut, an kräftigem und üppigem Wachsthum, an schwellender Blüte und verschiedenartiger Fruchtfülle mit dem dramatischen vergleichen. Mit ihm verglichen ist unsere Lyrik zahm und einfarbig, unsere Novellistik matt und verkrüppelt, unsere Epik aber, durch fremdartige Pfropfreiser ausgeartet und ohne selbständige Triebkraft, vollends so unfruchtbar, wie dergleichen Bastardzweige zu sein pflegen. Die Fülle und die Kraft des deutschen Genius, der das Schöne zu gestalten sucht, zeigt sich vor allen Dingen im Drama. Hier waltet er — unter allen schönen Künsten — am freisten, am ungefesseltsten, am eigentlichsten, und eben das Volk, welches unter allen andern am wenigsten eine Bühne besitzt, ist vielleicht in den dramatischen Productionen am größten, gewiß aber am reichsten und am mannichfaltigsten.

Große Fehler neben großen Schönheiten ist überhaupt der Charakter der deutschen Literatur, wie kleine Fehler und kleine Schönheiten der der französischen ist. Beides ist gewiß weniger die Wirkung des Nationalgeistes an sich, als des Umstandes, daß der Deutsche das ganze freie Waldgebiet, der Franzose ein geregeltes Gehege für seine dramatische Muse ausgesondert hat. Vom „Faust" bis zu den Seneca'schen Trauerspielen Collin's herab — ist ein unermeßliches Gebiet, das fast Alles einschließt, was in dramatischer Form gedacht werden kann, ein Gebiet von so weiten Grenzen, daß die meisten Ausländer die Richtung darin verlieren und vor dem Waldesschatten den Tag nicht mehr sehen. Nur der Spanier hat ein ähnliches weites Lustgehege für seine Phantasie vorbehalten, und wir gönnen ihm dies, um seiner geistigen Verwandtschaft willen, die er einmal vielleicht wieder mit uns geltend machen wird.

In diesem weiten Gebiete sich zu ergehen, ist an sich eine Lust. Um zu loben, zu lieben und zu bewundern, bedarf es keiner engherzigen kritischen Nachforschung. Das Schöne, doppeltschön durch Freiheit, tritt uns auf allen Wegen entgegen, und bis jetzt ist noch kein Jahr so unfruchtbar und ungesegnet für Deutschland gewesen, daß wir nicht wenigstens eine Dryas von dramatischen Blüten hätten auszeichnen können, die der Pflege oder des Nachlebens würdig gewesen wären. So finden sich denn auch wieder unter den diesjährigen dramatischen Ernten, wie sie in unsern Speichern sich aufgesammelt haben, wenigstens sechs oder acht Hervorbringungen, die entweder die wahre Schöpferkraft des Genius oder doch ein nicht minder achtbares Talent der Formgebung verkünden, und wenn auch die Masse der Spreu überwiegend ist, so zweifeln wir doch ernstlich, ob irgend eins unserer Nachbarvölker in einem Sommer so viele wahrhaft poetische, vor jeder Kritik beständige, dramatische Kunstwerke hervorgebracht habe, als unsere diesjährige Uebersicht namhaft machen wird.

Es ist dem Ernst und der Umwölkung unserer Tage entsprechend, daß mehr Ernstes als Heiteres ans Licht getreten ist. Die Zahl der Dramen und Tragödien überwiegt die der Spiele des Witzes und der Laune in einem ungewöhnlichen Verhältniß, und gäbe es nicht zum Glück gewisse Sammlungen solcher Witzspiele, welche contractmäßig erscheinen müssen, so hat es in der That allen Anschein, als wenn das ganze gesegnete Jahr 1831 kaum vier oder fünf Lustspiele und eine oder zwei Possen von selbst hervorgebracht haben würde. Unter dem Uebergewichte des Ernsten wiegt wiederum das Gesetzmäßige vor, und sowie in der politischen Welt Alles und Jeder nach Abstreifung des ihm unbequemen Gesetzes ringt, so scheint — gleichsam als versöhnender Gegensatz hierzu — in der Welt der Kunst, das Gesetzmäßige mehr und mehr zur Herrschaft zu gelangen. Jede frühere Jahresernte pflegte sonst wenigstens ein Dutzend ernstgemeinter Dramen darzustellen, welche aller und jeder Gesetze der Kunst spotteten, und die, keineswegs ohne gewisse Verdienste, der Kunstregel doch entschieden und gewissermaßen aus bloßem Uebermuth Hohn sprachen. In diesem Jahre fehlt diese verwegene Gattung beinahe gänzlich, gleichsam als fühlten die Dichter, daß, während alle äußern Schranken brechen, unser Heil allein in der Aufrechthaltung der innern zu finden sei. Die Kunst, die Wissenschaft soll die Sünden der Politik wieder gut machen! Ein schöner Beruf, und ein ganz passender; denn wozu wäre die Kunst da, wenn sie nicht da

wäre, uns zu humanisiren, die losgebundene Sitte zu sänftigen und zu mildern? Dies erreicht sie, indem sie das Gesetz des Schönen voranstellt, und wir erblicken ein trostreiches Zeichen der Zeit darin, daß die Gesetzlosigkeit in unserer Literatur seit einigen Jahren in eben dem Maße abzunehmen scheint, als in einer andern Beziehung — die Ehrfurcht vor dem Gesetze zu schwinden das Ansehen hat.

Für die Bühne, in ihrer besondern Bedeutung, ist in diesem Jahre verhältnißmäßig wenig geschrieben, und der traurige Riß zwischen dramatischer Kunst und Theater scheint uns eher weiter und entschiedener zu werden als nicht. Indeß ist dies, bei dem ungeheuern Verfall unserer Bühne, unsers Erachtens eben kein Unglück. Die Sache muß ihren Weg durch das Uebermaß nehmen; wir sehen keinen andern Weg des Heils. Es muß dahin kommen, daß auch die besten Bühnen nichts Anderes mehr zu geben wagen als leopoldstädtische allegorische Possen; dann erst wird ein besseres Morgenroth aufgehen! Die Sehnsucht nach dem guten und echten Drama muß bei unsern Theaterfreunden zum Fieber werden, dann erst ist der Wendepunkt zu einer bessern Zeit gekommen. Ein guter Anfang hierzu ist gemacht; bei den ersten deutschen Bühnen, in Berlin, Wien und Dresden, waltet und herrscht das Paradespiel; das echte Drama flüchtet sich zu Winkeltheatern hin und wird von der Mode bald auch aus diesen verdrängt werden. Dann wird sich der Ekel, die Langeweile einstellen, und sollten die Bühnen über diesen Stürmen nicht eingehen, so wird alsdann das wirkliche Drama wieder eine ersehnte Kost sein, welche die Schauspieler und die Zuschauer laben und erquicken wird.

Mit diesen, der Mehrzahl nach trostreichen Bemerkungen gehen wir jetzt an die Uebersicht der dramatischen Arbeiten, welche der diesjährige Büchermarkt zu unserer Kenntniß gebracht hat.

---

1. Graf Julian. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. K. Braun Ritter von Braunthal. Berlin, Krause. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieses Dramas hat in kleinern lyrischen Gedichten ein glückliches Talent bewährt, und zeigt sich in der vorliegenden Arbeit nun auch als einen Kenner der Kunstgesetze des Dramas. Sein ästhetisches Glaubensbekenntniß spricht sich recht dichterisch und recht klar in dem poetischen Vorwort: „An die Dramatiker meiner Zeit", aus. Sein Hauptgedanke darin, und überhaupt das erste dramatische Gesetz, das er anerkennt, ist ganz richtig:

> Gebt uns die Menschen, wie sie sich gegeben,
> Im eignen Denken stellet sie uns dar;
> Ist Leben Kunst, so sei die Kunst auch Leben,
> Ist wahr die Dichtung, sei auch Dichtung wahr.

Dergleichen Antithesen von blendender Form liebt dieser Dichter überhaupt außerordentlich; es ist nur Schade, daß sie meistens nicht viel Gedankenausbeute liefern. — Von seinem „Grafen Julian" läßt sich viel Löbliches und Anerkennendes sagen, ohne daß man deshalb das ganze Trauerspiel als solches zu loben genöthigt ist. Zuerst übertreibt der Verf. die Freiheit des Dichters, historische Charaktere für seine Zwecke zu modificiren. Die Geschichte nennt den Grafen Julian, welcher aus Rache gegen seinen König die Mauren nach Spanien rief und ihnen sein Vaterland überlieferte — einen Verräther an Land, König und Religion. Der Verf. macht einen Unglücklichen aus ihm, der durch eine grausame Beschimpfung Roderich's zu dieser That mehr genöthigt als bewogen wird. Schon dies ist frei; aber das Schlimmste ist, daß der Dichter nun nicht einmal allen Vortheil aus diesem Fehlschritte zieht, den er ihm darbot. Wir sehen Julians Reue nicht; das Stück endet vielmehr mit seinem Triumph, und hierdurch wird ein verzeihlicher Fehlgriff des Dichters zu einem nicht mehr zu rechtfertigenden Fehler. Nach dieser Ausstellung im Großen, ist viel Einzelnes zu rühmen. Die tragische Scene ist von bedeutenden Charakteren gefüllt, die Handlung ist prägnant, entwickelt sich rasch und läßt die Theilnahme nicht leicht erschlaffen. Die Sprache ist stets dramatisch, oft pomphaft dichterisch und klingend, zuweilen übertrieben und unmäßig. Es ist zu bedauern, daß die Katastrophe auf einer Angel dreht, die uns aus Fiesco allzu bekannt ist. Julia ist allzu sehr — Bertha. Sisebert ist ein neuer Max Piccolomini, Julian ein leidenschaftlicher Wallenstein. Zu den effectvollsten Scenen des Stücks gehört ohne Zweifel die, in welcher Julian aus Sisebert's Munde die Kunde von der Entehrung seiner Tochter empfängt. Dieser Auftritt zeigt uns so ziemlich das ganze tragische Vermögen des Dichters, er zeigt uns zugleich seine Schwächen. Wir wollen sehen:

Sisebert.

> An Julia, Deinem frommen Kinde,
> Hat Roderich Gewalt verübt.

Julian.

> Ah! Teufel!
> Du Lügenteufel, sag, Du hast gelogen —
> Du hasts — Nicht wahr? — Du hasts? Der wilde Irrsinn
> Sprach das aus Dir — doch nein — die Rache nur (?)
> Du bist entthront durch Roderich, und weil Du
> Gesehn, daß ich für Eure Pläne nicht, hat
> Die Hölle Dir geliehen den Gedanken. . . .

Das ist tragisches Herkommen. Eine solche Schreckenspost darf nicht gleich von vorn herein geglaubt werden. Gut — denn dies beruht auf Naturbeobachtung. Allein weiter: Sisebert versichert, daß er nicht gelogen habe, und nun glaubt Julian — und er glaubt nicht blos, sondern stößt einen seitenlangen Schwur aus, sich rächen zu wollen — folgendermaßen:

> Die Myriaden Jahre, die nicht messen
> Die Ewigkeit, die mache zu Minuten,
> Zu Ewigkeiten die Minuten wieder,
> Und jene Qualen, die die Hölle je
> Im glühendsten Zorn ersann, die seien Wonnen —
> Verglichen Dem, was jene ew'ge Zeit
> Hindurch ich leiden will, vergönn' ich Ruhe
> Dem aufgejagten Geist . . . .

Auch gut, wiewol etwas überstürzend im Ausdruck. Doch Julian hat nun geglaubt und geschworen — ist es nun wol der Naturbeobachtung gemäß, daß er abermals zum Nichtglauben zurückkehrt? Kein Psycholog wird dies behaupten wollen! Julian sagt also wieder, „nein: es ist nicht wahr, Roderich hat das nicht gethan", da erscheint schlafwandelnd Julia selbst. Der Vater fragt sie: „Ists wahr?" sie antwortet: „Wahr", und nun glaubt er abermals! Wir haben diese Scene analysirt, um zu zeigen, an welchen Fehlern auch die bessern unter den neuern Dramen zu leiden pflegen: denn zu diesen gehört „Graf Julian" gewiß. Ja, auch die besten, denen weder dichterische Erfindung noch dichterische Sprache, weder Charaktere noch Handlung, weder Wirkung noch Reiz fehlen, auch diesen fehlt — was keinem griechischen Drama und keinem Shakspear'schen fehlt — Naturbeobachtung! Der Roderich des Verf. ist ein tiefgeschöpfter Charakter, und daß er es versteht, solche Charaktere reden zu lassen, beweist die Scene zwischen Roquila und dem König im dritten Aufzuge, und die folgende zwischen Julian und Roderich, wo das dramatische Interesse seine höchste Steigerung empfängt. Schön und effectvoll wie diese sind die meisten Scenen gegen den Schluß hin, und Roderichs Tod ist ein schöner Act poetischer Gerechtigkeit. Der Vers ist fast durchgängig rein, kräftig und wohltönend, die Diction stets dramatisch und würdig. Allein noch mehr Lob als diese auf formelle Vollendung ver-

wandte Sorgfalt verdient der Verf. für sein richtiges Verständniß des dramatischen Elements überhaupt, und für die Strenge, mit der er alle jene lyrischen und elegischen Auswüchse abgesondert hat, welche bei uns beständig den kräftigsten dramatischen Baumwuchs zu verkümmern pflegen. Er gebe uns mehr solcher Dramen, aber er mache „Mäßigung" zu seinem Motto. Der Druck ist elegant; aber die Rechtschreibung des Verf. ist störend und ohne hinlänglichen Grund von dem Herkömmlichen abweichend.

2. Elisabeth, Prinzessin von Frankreich. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von C. G. Lässig. Leipzig, Frohberger. 1831. 8. 16 Gr.

Unstreitig eins der spaßhaftesten Trauerspiele, welche in dem trauerspielreichen Jahre des Heils, 1831, ans Licht getreten sind. Irgend ein Tertianer, welcher seinen deutschen Cursus erst zur Hälfte vollendet hat, ist auf den Gedanken gekommen, eine Tragödie zu machen. Diese findet — mirabile dictu — in dieser kümmerlichen Zeit ihren Drucker, welcher sogar die Großmuth hat, fünf leere Blätter zu fünf verschiedenen Dedicationen an: Se. Hochwohlgeboren den Hrn. Hofrath Winckler, Se. Hochwohlgeboren, Hrn. Ludwig Tieck, Se. Hochwohlgeboren Hrn. Immermann u. s. w. herzugeben. Welche Freigebigkeit! Auf diese Dedicationen folgt eine ästhetische Vorrede, die in der Welt nicht spaßhafter gedacht werden kann. Wir empfehlen diesen Excurs, sowie Robespierre's und Danton's köstliche Reden, Ludwig's Briefe, und kurz, die ganze bewunderungswürdige Arbeit allen des langweiligen theoretischen Ernstes überdrüssigen Seelen als eine treffliche Recreation. Der Schüler auf dem Katheder ist so unterhaltend wie möglich. Wie ergötzlich ist z. B. folgender tiefe Gedanke: „Welche Schwierigkeiten stellen sich", fragt der Vorredner, „dem dramatischen Dichter entgegen? Ich für meine Person behaupte, daß die Einschränkung der Phantasie die größte Schwierigkeit ist"! Nun ist aber zu wissen, daß auch nicht eine Spur von Phantasie in der Seele dieses Trauerspielmachers lebt, daß er von der dramatischen Aufgabe keine Vorstellung, vom Verse nicht eine Ahnung besitzt, und daß sein Buch von groben Sprachfehlern wimmelt. Was haben wir noch mehr auszusprechen, als erstens unser Erstaunen über jene Dedicationen, die doch wol kaum ohne Anmeldung hier erscheinen konnten, und zweitens unser Erstaunen, wie es einen deutschen Buchhändler geben kann, obenein in — Leipzig, der eine solche Maculatur zu drucken vermochte! Ist es denn so ganz unmöglich, diesem hochachtbaren Stande einige Vernunft und eine auch nur erträgliche Einheit des Wirkens beizubringen? Wie viel unglückliche Menschen macht diese Bereitwilligkeit, jedes Schülerconcept zu drucken, wie manche Thräne preßt diese Preßsucht späterhin aus! Und sollte es wirklich so ganz unthunlich sein, durch Vereine, Concentration der Geschäfte, Gesellschaftshandlungen die buchhändlerische Einsicht wenigstens so weit zu steigern, daß kein baarer Unsinn mehr gedruckt würde?

(Die Fortsetzung folgt.)

Historisch-politische Zeitschrift, herausgegeben von Leopold Ranke. Jahrgang 1832. Januar. Februar. Hamburg, Perthes. 1832. Gr. 8. Der Jahrgang 5 Thlr. *)

> Er (der Beurtheiler eines Buches) hat sich vor Allem den Grundgedanken zu vergegenwärtigen, aus dem der Autor sein Werk erst construirte; mitten durch die Umschweife, welche ein Buch zu nehmen genöthigt ist, muß er auf Das zurückkommen, wovon dieser ausging.
> Ranke, S. 144.

Von dem Herausgeber einer politischen Zeitschrift darf und muß das Publicum, von dem er gehört sein will, zuerst vor Allem verlangen, daß er nicht blos einen festen Standpunkt fasse, von dem aus er die Dinge in ihren Ursachen und Folgen betrachten will, sondern daß er diesen seinen Standpunkt mit Bewußtsein und Offenheit ausspreche. Freilich ist diese Foderung bisher in Deutschland theils selten gemacht, theils noch seltener derselben entsprochen worden. Unsere bessern Blätter und Journale waren bisher meist nur — wir sagen nur — Sammelplätze der verschiedensten Meinungen und Ansichten; dasjenige war das beste, welches die an Form und Gehalt besten Aufsätze, gleichviel ob von dieser oder jener Meinung, enthielt. Daraus entstand das rühmende Gerede von der Allseitigkeit, der unbefangenen Gerechtigkeit der Deutschen. Nur das Uebermaß darin tadeln wir; fern sei es von uns, diese schöne Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes ableugnen oder verdammen zu wollen. Aber die eigentliche Feuerprobe hatte diese unbefangene, allseitige Anerkennung entgegenstehender Meinungen bis daher noch nicht bestanden. Wir besprachen alte, längst vergangene Geschichten, oder wir besprachen, was in nähern oder entferntern Kreisen — in Spanien oder Amerika — um uns her vorging, ohne unsere Zustände unmittelbar zu berühren; und da war es denn eben nicht schwer, sich parteilos zu halten, und von eigner politischer Ansicht nur so viel hinzuzuthun, als eben für jede historische oder politische Arbeit als unerläßliche Würze erfoderlich ist. Es war eine bequeme, gemüthliche Zeit. Bequem und gemüthlich ließ der Darsteller sich gehen, bequem und gemüthlich wurde er aufgenommen. Denn die Politik war uns eben nur ein Unterhaltungsmittel; man discutirte wol darüber, man widersprach sogar den Meinungen Anderer, aber man erhitzte sich nicht allzu sehr dabei. Denn wozu? unser Zustand schien einmal stabil, auf uns fand das Alles keine Anwendung. Weit hitziger wurde man, wenn man von der Sontag sprach oder von dem Proceß zwischen Clauren und Hauff. Da zeigten sich die Nuancen unserer öffentlichen Meinung!

Aber jene Zeit ist dahin, und eine neue ist an ihre Stelle getreten. Der Kampf der politischen Meinungen, der politischen Systeme schallt nicht mehr blos aus der Ferne zu uns herüber, sondern er hat unsern eignen Boden betreten; und er wird nicht etwa blos unter unsern Augen durch Vorkämpfer von der einen und der andern Seite geführt, daß wir endlich, eine willenlose Masse, dem glücklichen Sieger anheimfallen: nein, wir Alle, bewußt oder unbewußt, wir Lebenden alle kämpfen ihn mit. Wem Solon's Gesetz: bei zwiespältigen Meinungen bleibe nicht parteilos! oder wem die Fabel von der Fledermaus im Kriege der Thiere mit den Vögeln bisher nicht einleuchtete: dem mag unsere Zeit das Verständniß derselben eröffnen. Handelnd oder zusehend, durch Wort oder Wunsch, nehmen wir doch Alle Partei; wir Alle zählen in diesen oder jenen Reihen mit.

Wer in solchen Zeiten des Werdens, des Umgestaltens, in solchen Geburtsstunden einer neuen Ordnung der Dinge auf mehre Menschenalter hinaus: wer da auftritt, um das Ringen und Streben der Zeit zu prüfen, zu beurtheilen, zu berichtigen, zu lenken, der darf nicht blos einen entschiedenen Standpunkt haben, den er sich je nach Belieben und je nach den Umständen wählt, sondern einen festen, auf Ueberzeugung gegründeten, zu dem er sich laut und offen bekennt.

Herr Ranke hat nun freilich wol einen entschiedenen Standpunkt; es ist der Berolinismus vom Spätjahr 1830; aber statt sich entschieden dazu zu bekennen, was gleich von vorn herein das nöthige Licht in seine Zeitschrift bringen würde, gibt er sich in der Einleitung die Miene, als wolle er einen rein objectiven Standpunkt nehmen. „Ein reines Urtheil ist nur möglich, wenn man Jedweden nach dessen eignem Standpunkte, nach dem ihm inwohnenden Bestreben würdigt." Dies wäre nun schon gut, obgleich wir nach dem Obigen eine solche parteilose Objectivität bei Fragen, die sich in der eignen Gegenwart bewegen, nicht wohl für möglich halten können; der Verf. nebelt aber im weitern Verlauf der Einleitung selbst in so vornehm allgemeinen Ausdrücken über Theorie und Positives in der Politik, über gesetzmäßigen Fortschritt und zerstörende Neuerung umher, und läßt seine Abneigung, ja seinen Abscheu vor den

*) Vgl. Nr. 118 d. Bl. D. Red.

politischen Bestrebungen der Franzosen und der durch sie angeregten Westdeutschen so unverhohlen durchblicken, daß an die Festhaltung jenes objectiven Standpunktes nicht mehr zu denken ist, und daß sein obiger Satz entweder als Selbsttäuschung oder gar als bloßer Schein gelten muß. Daher bedarf es kaum noch des bald folgenden halben Bekenntnisses zu preußischen Gesichtspunkten, um den Leser über den wahren Standpunkt des Verf. aufzuklären.

Zwei Gebiete sind es, auf denen sich die Zeitschrift des Hrn. R. vorzüglich bewegen soll. Zuerst wird er die neueste allgemeine Geschichte zu seinem Gegenstande machen. Aus seiner Darstellung derselben soll dann, wie er hofft, „die ungemeine Mannichfaltigkeit europäischer Zustände sowol in der Schärfe ihrer Erscheinung als in ihrer tiefer begründeten Nothwendigkeit hervorspringen. Vor einigen Theorien freilich ist Alles gleich. Kommt es aber nicht eben daher, daß es so schwer ist, sie irgendwo anzuwenden?" Das soll nun ein Hieb auf die constitutionnellen Tendenzen des civilisirten Europa sein, trifft aber noch schärfer, wenn Hr. R. nur genau zusehen will, die politischen Theorien, die östlich von Berlin herrschen. Denn ist es nicht auch Theorie, wenn der russische Hof, „die ungemeine Mannichfaltigkeit europäischer Zustände" verkennend, auf das edle Polenvolk dieselben Regierungsmaximen anwenden will wie auf Moskovien oder Kosakenland oder die kirgisischen Steppen? Und haben nicht eben Ströme von Blut gezeigt, „wie schwer es ist, Theorien dort anzuwenden, wohin sie nicht passen?"

In einer zweiten Abtheilung will der Verf. die deutschen Verhältnisse ins Auge fassen. „Nachdem Deutschland von so vielen Entzweiungen heimgesucht worden ist, sollte man ohne Zweifel Alles vermeiden, was ihm eine neue, um politischer Ansichten willen, zuziehen kann." Wir tragen kein Bedenken, diese Aeußerung eine schmähliche zu nennen. Denn was heißt sie, aus dem Preußischen ins Deutsche übersetzt, anders als: „Ihr lieben Deutschen, weil wir Berliner nicht vorwärts, sondern rückwärts wollen, so geht doch uns zu Liebe mit zurück, sonst kommen wir gar zu weit auseinander." Schieben wir etwa Hrn. R. diese Auslegung nur unter? Die folgenden Sätze mögen die Richtigkeit unserer Uebersetzung beweisen (S. 5): „Eine gewisse Autonomie haben die deutschen Fürstenthümer für ihre innern Einrichtungen immer gehabt; sie haben solche gegenwärtig vollständiger als je; es ist nur zu wünschen, daß sie ihr Bestes auf die ihnen angemessene Weise thun, ohne den Phantomen des Auslandes nachzujagen; aus der Gleichartigkeit unsers nationalen Daseins wird alsdann bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen eine große Einheit im Ganzen nothwendig hervorgehen. Wir bekennen es von vorn herein: wir werden uns vorzüglich bemühen, den Zusammenhang der Institutionen des preußischen Staates zu erläutern, seine Richtung und innere Entwickelung aufmerksam zu begleiten: dem Factum desselben das bezeichnende Wort zuzugesellen." Da haben wir es: Preußen ist in deutschen Verhältnissen unbedingt Vorbild und Richtschnur; seine Institutionen sind nicht etwa sorgsam zu prüfen und nach Erfoderniß — denn wo wäre etwas absolut Vollkommenes? — zu tadeln und zu berichtigen, sondern sie sind nur zu erläutern, wie der Schulmeister der Dorfjugend den Katechismus Lutheri exponirt; der preußische Staat ist ein unwandelbares, unverbesserliches Factum; nur Eins fehlt ihm noch, daß nämlich Hr. R., wie er sich pomphaft selbstgefällig ausdrückt, „diesem Factum das bezeichnende Wort zugeselle". Fern sei es von uns, zu verkennen, wie viel Gutes in den preußischen Einrichtungen ist, das sich auch andere deutsche Staaten mit Vortheil aneignen würden; aber sollten wir, wie der Verf. zu wünschen scheint, das ganze preußische Wesen auf Einmal zu uns herübernehmen, mit dem Wesen auch das Unwesen: dann wollen wir doch lieber von vorn herein unsern eignen Weg gehen. Und mitten in dieser Befangenheit will doch Hr. R. sich selbst oder Andern es einreden, daß er die politischen Erscheinungen in Europa, „jedwede nach ihrem eignen Standpunkte, nach dem ihr inwohnenden Bestreben" würdigen könne und möge. — S. 6: „Jedes große gesetzliche Bestreben soll in uns die wärmste Bewunderung finden." Also auch wol das große gesetzliche Bestreben Badens nach Verwirklichung und Ausbildung seines constitutionnellen Grundgesetzes? Nun, wir sind neugierig, wie Hr. R. sich dabei geberden wird.

Gehen wir nun von der Einleitung zu den einzelnen Aufsätzen der Zeitschrift über. Der erste (S. 9—76) ist überschrieben: „Ueber die Restauration in Frankreich." Die Tendenz desselben ist mit wenig Worten diese, das ganze Treiben und Streben des französischen Volkes seit 1789 als ein eitles, nichtiges, auf keine Nothwendigkeit gegründetes, keines Zieles sich bewußtes zu verdächtigen. Diese ganze Periode des Ringens nach gesetzmäßiger Freiheit wird unter dem Namen der Revolution kurzhin verdammt; Hr. R. vermeidet es, in ihren Ursachen ihre Berechtigung aufzusuchen, er hebt nur mit der Klage an: „Die Revolution, die schon so oft beendigt zu sein behauptet hat, niemals scheint sie endigen zu wollen;" er seufzt weiterhin: „Die Revolution entwickelt in jeder Form, die sie annimmt, gleichmäßig den Trieb, sich die Welt zu eigen zu machen." Und damit soll das Publicum sich begnügen, daß Hr. R. dies als bloße bejammernswerthe Facta hinstellt? Sollen wir uns wirklich überreden, daß er, der anderweitig erprobte Historiker, diesen Facten keine tiefere Ansicht abzugewinnen wisse? Er, der die Nothwendigkeit und Berechtigung des Aufstandes der Serbier gegen ihre türkischen Zwingherrn, ihres langwierigen Kampfes um Freiheit und Selbständigkeit so tief aufzufassen, mit so warmer Begeisterung zu schildern wußte: er sollte die Bedeutung analoger Tendenzen in Frankreich und im übrigen Europa so gänzlich verkennen? Er sollte es wirklich als eine Verirrung des Weltgeschickes ansehen, daß es nicht in den Formen von 1789 oder von 1815 hat stehen bleiben wollen? — Was wollten denn die Franzosen von 1789? Aufhebung drückender, nicht mehr zeitgemäßer Vorrechte einer Minorität, Gleichstellung Aller vor dem Gesetz; gleiche Theilnahme Aller an den Lasten und Pflichten wie an den Vortheilen und Rechten des Bürgerthums. „Das war Revolution", sagt Hr. R. Immerhin; der Name thut nichts zur Sache; mag es Revolution gewesen sein. Aber es war Recht; die Nichtrevolution war Unrecht. — Was that Preußen in den Jahren nach dem tilsiter Frieden? Es hob die meisten Vorrechte des Adels auf, vertheilte die öffentlichen Lasten gleichmäßig über alle Stände, sprach gleiche Fähigkeit zum Staatsdienst, ohne Rücksicht auf Geburt aus u. s. w.; und dieses Alles nach dem Vorgange der Franzosen. War das auch Revolution? „Man bemerke wohl", sagt der Verf. S. 82, „daß diese Neuerung nicht ausging von der Theorie oder der Nachahmung, sondern von dem unabweislichen Bedürfniß und dem entschlossenen Willen, ihm zu entsprechen." Aber das ist Sophisterei. Wahrlich, die Franzosen handelten auch nicht nach eitler Theorie oder Nachahmung, sondern nach einem ebenso unabweislichen Bedürfniß; der Unterschied besteht nur darin, daß sie zuerst die Theorie auf das Bedürfniß anwandten. Die Frage stellt sich vielmehr so: hatte Preußen 1808 das Recht, in Berücksichtigung des allgemeinen Besten das alte Herkommen zu verletzen, so hatten die Franzosen 1789 dasselbe Recht, und doppeltes Verdienst, weil sie vorangingen; hatten die Franzosen damals Unrecht, so hatte auch Preußen zwanzig Jahre später Unrecht, und doppelte Schuld, weil es ein schlechtes Beispiel nachahmte. Uns wenigstens scheint dies so einleuchtend, daß wir uns nicht erwehren können, die Aufrichtigkeit des Hrn. R. ein wenig in Zweifel zu ziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 127. —— 6. Mai 1832.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1831.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

3. Kain. Ein Mysterium. Aus dem Englischen von Lord Byron. Berlin, Nicolai. 1831. 12. 16 Gr.

Eine sehr splendid gedruckte und meistens lobenswürdige Uebersetzung des bekannten Byron'schen „Kain". Wir verstehen nicht recht, was diese neue Uebersetzung soll, da es der ältern, gleich würdigen, gleich treuen, eine genügende Anzahl gibt. Die vorliegende ist nicht schlecht, aber auch um nichts besser als z. B. die in der Schumann'schen Taschenausgabe ist. Der Vers ist rein, aber zuweilen etwas unbiegsam, die Treue der Uebertragung läßt wenig zu wünschen übrig; aber dem Ganzen fehlt allzu oft der Byron'sche Fluß der Rede. Sehr übel klingt es jedoch, wenn Abel zu seinem Bruder sagt: „Ihr (!) sprachet seltsam heut, mein Bruder", S. 96. Ueber das Stück selbst etwas zu sagen, liegt streng genommen hier außer unserm Gesetz, indeß kann es Niemand entgehen, daß der „Kain", mancher Schönheiten ungeachtet, doch vielleicht die schwächste Arbeit des britischen Dichters ist. Seelenlos kann man sie zwar nicht nennen, aber charakterlos. Kain's Sünde ist Wissensdurst, wie Faust's; aber der Dichter stellt nicht heraus, wie dieser an sich unschuldige Naturtrieb zur Sünde werden könne, wie dies im „Faust" klar wird. Dann aber ist der Ausgang des Stücks auch von einer Mattigkeit, die an Niemand mehr als an Byron überrascht. Man sollte glauben, dieser gewaltige Geist hätte dies Stück im Verbluten geendet, so sichtbar sinkt seine Kraft mit jeder Scene. Der Brudermörder, den wir im höchsten Wahnsinn der Reue abtreten zu sehen verlangt hätten, schließt mit einer matten Klage darüber, daß er Abel kinderlos erschlug, den Quell eines schönen Stammes verschüttet habe, und zieht nun in die Wüste, so zahm, so mattherzig wie ein ausgezischter Schauspieler. Dieser Schluß ist uns immer unbegreiflich gewesen, ebenso wie Lucifer's Charakterlosigkeit. Welch ein Vorbild hatte Byron hier am Mephisto, und wie unabsehbar weit bleibt er hier wie im „Manfred" hinter unserm „Faust" zurück! Byron ist nur sinnreich, die einzelnen Disharmonien der Welt herauszuhören; für ihren höhern und endlichen Einklang in eine weltbeherrschende Grundharmonie hat er kein Ohr!

4. Theodora, oder die Blutzeugen. Ein Drama in fünf Aufzügen von E. Lang. Wien, Beck. 1830. Gr. 8. 16 Gr.

Eine Dichtung, feurig entworfen und mit besonnener Hand durchgeführt, anziehend durch eine wechselvolle Begebenheit, durch eine gewandte und reizvolle Diction ansprechend, und trotz alle Dem doch kein Drama. Es ist die Frage, ob ein Drama entsteht, wenn Jemand eine Begebenheit, deren Bestimmungspunkte in äußerer Gewalt liegen, durch Wechselreden darstellt. Antwort: Nein! Denn wäre dem so, so würde z. B. Daniel in der Löwengrube ein tragischer Stoff sein. Wir dürfen uns nur eine Reihe von Zuschauern denken, mit denen sich der Held über Dies und Jenes so lange unterhielte, bis die Löwen ihn anpackten und das Trauerspiel schlössen. Leider ist dieser Irrthum ein sehr verbreiteter, und selbst unsere bessern und denkenden Dramatiker sind nicht völlig frei davon. Die Begebenheit, welche einem Drama Stoff geben soll, muß ihre Bestimmungsgründe einzig und ausschließlich in sich selbst haben; tritt eine äußere Gewalt als entscheidend für die Begebenheit ein, entwickelt diese sich nicht ausschließlich aus den Seelenzuständen der handelnden Personen, so ist die Begebenheit eher alles Andere, nur keine dramatische. Darum sind so viele, ja, beinahe alle deutschen historischen Tragödien keine Dramen, sondern eine Bastardgeburt ohne Namen. Darum ist ein Krieg, eine Christenverfolgung u. dgl. ein ebenso ungünstiger Stoff für die Tragödie wie etwa eine Ueberschwemmung, die Sündflut u. dgl. m. Dunkel haben das Viele empfunden, auch ist dies Gesetz mit andern Worten schon ausgesprochen worden, aber, wie Rec. glaubt, noch nie mit der nöthigen Präcision und nichts nachgebenden Bestimmtheit. Was Aristoteles die Einheit der Handlung nennt, verstehen wir so: die Handlung des Dramas soll und muß sich selbst genügen, ihre Bestimmungsgründe allein aus sich selbst empfangen, keiner fremden Beihülfe, keiner äußern andern und außerhalb dieser bestimmten Handlung liegenden Ursachen bedürfen. Wenden wir dies Gesetz auf die vorliegende Tragödie an, so hört sie auf eine solche zu sein. In der Mitte der Handlung, und indem sich diese eben selbständig zu entwickeln strebt, tritt die vom Kaiser gebotene Christenverfolgung entscheidend dazwischen. Alle Bestimmungsgründe, welche die Handlung selbst lieferte, werden dadurch plötzlich verändert, und der Kampf der Leidenschaft wird nun zu einem Kampfe gegen die rohe Gewalt, gegen Tiger und Brandfackeln. Wir haben länger bei diesem Fehler verweilt, weil er ein solcher ist, der unter zehn deutschen Dramen in neunen gefunden werden kann. Das eigentliche und organische Grundgesetz des Dramas ist in Deutschland so Wenigen bekannt, wie man nach der Menge der hierüber mitgetheilten Regeln, Vorschriften und Aesthetiken wahrlich nicht glauben sollte, und die Abwege sind so gemein, daß kaum hier und da und ausnahmsweise die gerade Richtung eingeschlagen wird. Es ist leicht, uns hier falsch zu verstehen; aber wir hoffen nur für den Einsichtsvollen geschrieben zu haben.

Von diesem Grundfehler abgesehen, ist das Drama, das zu dieser Bemerkung Anlaß gab, fast nur zu loben. Die Begebenheit ist hinreichend in solchen Einzelnheiten dargestellt, welche Theilnahme erwecken; die Charaktere, wiewol alle gut, sind durch verschiedene Abstufungen der Leidenschaft anziehend genug, der Ausdruck ist dichterisch und, obschon etwas breit und wenig neu, doch stets passend und angenehm. Theodora ist ein schöner, engelreiner, für Religion begeisterter Charakter; nur allzu apathisch, um tragisch zu sein. Einmal sagt sie:

> Ach Thränen — fließt; bald ist der Quell versiegt.
> Schon ist der Schmerzen höchster überstanden:
> Von Harmonien des Himmels eingewiegt,
> Löst sich die Seele leicht aus ihren Banden.

Wer so denkt, kann kein tragischer Held werden. Gegen die blos duldende Seele erscheint das Schicksal stets mit rohen Hen-

kershänden. Der Kampf gegen das Schicksal liefert eben Das, was wir tragisches Element nennen. Florus ist tragisch angelegt; allein er verliert den Verstand, ehe er zu tragischer Wirksamkeit gelangt. Didymus ist eine männliche Theodora; die übrigen sind Nebenpersonen, der Scheiterhaufen und das Schwert enden Alles. Das Gedicht ist unstreitig an frommen und schönen Gedanken reich; Didymus' Bekehrung ist ohne Zweifel ein gar schönes und erhebendes Bild, sein Kampf ohne Widerrede höchst erbaulich und von inwohnendem Interesse — aber Heilige machen keine Tragödie!

5. Waldarich. Vaterländisches Trauerspiel von L. Hofaker. Ausgabe zweiter Hand. Tübingen, Zu-Guttenberg. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Wir sind einigermaßen überrascht, diesem unverkennbar poetischen Geiste hier zum ersten Mal zu begegnen. Ist dies Trauerspiel in der That ein erster Versuch, so gehört er zu den versprechendsten Erscheinungen in unserer schönen Literatur. Haben sich frühere Arbeiten dieses Dichters unsern Augen entzogen, so ist uns seine jetzige ein neuer Beweis, wie viele hochachtbare Talente halb oder ganz unbekannt in unserm Vaterlande schlummern, während unsere Nachbarn in Frankreich und England auch die mittelmäßigsten in ein helles Licht zu stellen verstehen. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir in diesem Trauerspiel die unverkennbaren Spuren des Genies im ganzen Sinne des Worts herauszulesen geglaubt haben. Ein so kühner Wurf ist das ganze Gestell dieser Tragödie, ein so kühner Schwung der Phantasie spricht sich durch alle Charaktere aus, eine so kühne Sprache redet der Dichter, daß wir über seine Kraft wenigstens nicht in Zweifel bleiben. Diese Kraft entbehrt des Zügels, das ist richtig — ein gallichter Humor und eine tiefe Verachtung des Lebens athmen in diesem Gedicht; aber Beides kann Unerfahrenheit sein, und die Schwungfedern des Genius können darüber wegheben. Die Handlung ist vernachlässigt, sie ist wenig dramatisch. Waldarich und Bernulf, zwei deutsche Helden im Dienste des elenden Constantius, dessen Siege sie erfochten haben, kämpfen gegen die Kabalen nichtswürdiger Hofschranzen, besiegen diese und erliegen endlich. Dies ist kaum ein tragischer Stoff; keinen Falls ein günstiger. Aber welche herrliche Charakterbilder entwickelt der Verf. daraus! Bernulf, Waldarich, Malarich, drei in Tugend und Ehre, Selbstverleugnung und Kraft ebenso nuancirte Gestalten, wie, ihnen gegenüber, Constantius, Arbetio und Paulus in Neid, Unfähigkeit, ein Verdienst zu lieben, Egoismus und Heuchelei abgestuft erscheinen; dazwischen gleichgültige, in Tugend und Laster nichtige Gestalten, Rumo und Phryx, alle mit einer so eigenthümlichen Färbung, daß sie den poetischen Reichthum des Verf. bekunden. Seine hohe Selbständigkeit hat ihm eine eigne Sprache eingegeben; wir wüßten nicht, daß er diese mit irgend Jemand theilt. Eine Kürze des Ausdrucks, oft mehr als Tacitisch, zeugt von dem reichen Zufluß der Gedanken; und in der That sind dieser mehr als Worte in dieser Tragödie. Ein so ungewöhnliches Lob drückt ein ungewöhnliches Verdienst aus, und dies Trauerspiel ist ein ganz ungewöhnliches. Wir bedauern es, ein solches Werk kaum durch einige unzulängliche Proben kenntlich machen zu dürfen. S. 7 gibt Rumo eine Schilderung des Römerreichs, welche von Ton und Art des Verf. ein Bild liefern mag:

R u m o.

Ein dumpfes Bethaus ist das Römerreich.
Ja, Mädchen, stell dir einen Tempel vor:
Sein Estrich läuft vom hohen Sitz des Götzen
In tausend Stufen aus. Die Stufen alle
Sind dicht bestellt mit stummen Götzendienern.
Bleich stehen die und stumm und tief gekrümmt;
Am tiefsten, die dem Thron am nächsten stehn.
Denn auf dem Throne sitzt der mächt'ge Götze —
Antlitz und Brust von stolzem Dunst gebläht,
Mit starrem Leib, an dem sich nichts bewegt,
Als unter düstern Brauen rothe Augen.
Er lauert in des Tempels Raum umher,
Ob alle Beter stumm und niedrig beten —
R e g i e r e n wird dies Lauern hier genannt.
Am Fuß des Thrones liegt ein wilder Drache —

S y n c a.

Weh!

R u m o.

Sei getrost: Dir thut der Drache nichts.
Nur gegen Männer treibt er giftig Werk.
Ersieht er einen, der die Brust erhebt,
Von langer Qual der Krümmung aufzuathmen,
Schnell schießt er auf den Störrigen und drückt
Den heißen Stachel ihm ins Herz.
Wie eine Mutterschlange gierig sucht,
Ob ihrer Brut der Giftzahn noch nicht wachse,
Dann, keimt er nur, sie aus zum Stechen schickt —
So wird vom Drachen eine böse Brut
Zum Stechen in den Tempel ausgetrieben u. s. w.

Oft ist der Ausdruck von Shakspear'scher Kraft. So ruft der zur Verzweiflung getriebene edle Waldarich:

So brenne denn
Der Purpur, um der Ehre Brust geschlagen,
Das blut'ge Roth des Kaisermantels nieder,
Worunter Undank, Mord und Schande kroch. (!)

Oder, des Hochverraths angeklagt, Arbetio:

Des schwärz'sten Hochverraths.

W a l d a r i c h.

Des schwärz'sten nicht. Ich kenne noch viel schwärzern!
Wenn wahr dies Schreiben wär' — so wäre wahr,
Daß ich mit offener Gewalt dem Kaiser
Provinzen zu entreißen angeschlagen.
Das hieße E i n e m — e t w a s — o f f e n nehmen.
Doch schwärzer ist's, sich zwischen Reich und Kaiser
Als gift'ger Schatten feig bedächtig drängen,
Dem Land die Sonne — Allen — Alles — s t e h l e n.
So sag ich Dir, Arbetio.

Hierauf die treffliche Rechtfertigung vor Constantius.

W a l d a r i c h.

Constantius, leb' eine Stunde nur
In jener schönen Zeit, wo Du mich liebtest

Eben diese ungewöhnliche Kraft verleitet jedoch oft zu seltsamen Ausdrücken, an denen der Verf. allzu reich ist. S. 20: „So rückte sich's ins Weggehen" (für: so geht es an). S. 29: „Wohin du hügeln wollst nach magrem Fang. S. 129, Arolfs wiederholtes: „Huk, Aff", sind fast unverständlich. Wer dagegen liebt nicht eine Kraft, wie die:

W a l d a r i c h.

.. Du warst bei Mursa? Schweig!
Wischt Sonnenbrand und Narben vom Gesicht,
Weg Helm und Schwert; fahrt in die Narrenjacke!
Und singt und hüpft, dem Hof ein Mummenspiel.
Mit seidnen Narren dahlt (!) der lust'ge Kaiser:
Wer auffaß Nacht für Nacht dem kranken Reich,
Und Tags ihm Farbe gab mit seinem Blut —
Solch Trübe werden weggepeitscht.

Oder S. 143:

W a l d a r i c h.

Erträglich ist das Leid, des End' ich seh',
Und jedes Leides Ende sieht die K r a f t!
Gehab Dich wohl. . . .
Zeig Einen mir, der stolzer ist als ich
Mit meinem Schmerz. Ich steige hoch hinauf
Mit meinem Schmerz. Ich z i s c h e meiner Thaten
Farblosem Puppenspiel mit meinem Schmerz.
Reck' aus Dein Schwert und mähe nieder, wo
Du eine Pflanzung meines Glücks gewahrst.
Durchrenne mit dem Stahl die Herzen alle,
Wo Du den Schlag der Liebe zu mir fühlst.

Das eigenthümliche Verdienst dieser Dichtung war nur durch

zahlreichere Proben anschaulich zu machen; wir sind damit freigebiger gewesen als sonst. Die Fabel ist geschickt geführt, aber die Gegner des Edeln sind allzu elend, um in ihrer Zeichnung nicht eine Verirrung der Kraft wahrzunehmen. Ein Held im Kampf gegen Narren ist kein tragischer Anblick. Der Dichtung fehlt viel, um ein musterhaftes Trauerspiel zu sein; und doch ist es eines der ausgezeichnetsten Gedichte dieser Gattung, die uns seit Jahren begegnet sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historisch-politische Zeitschrift, herausgegeben von L. Ranke. Jahrgang 1832.

(Beschluß aus Nr. 126.)

Wie aber ohne eine solche vorgängige Verständigung über die Revolution, über Dasjenige, was in ihrer Erscheinung unabweislich und nothwendig, und was unwesentlich und beklagenswerth war, ein gerechtes Urtheil über die Restauration möglich sein soll, aus der Hr. R. wieder die jüngsten Ereignisse erklären will, das läßt sich nicht wohl absehen. Auch geht es hier, wie man erwarten kann. Der Verf. ist bemüht, und häufig nicht ohne Geschick, die Erscheinungen der Restauration so darzustellen, daß die größere Schuld immer die Franzosen, nicht die Bourbons oder die Allianz trifft. So bemerkt er z. B. sehr richtig, daß der Gedanke: „Die Bourbons sind uns von den Fremden aufgedrungen", vielleicht mehr als alles Andere das Volk gegen diese Dynastie erbittert habe, bemüht sich aber S. 11—18, diese Schuld von den Verbündeten auf die Umstände zu wälzen. Ist's denn aber ein so großer Unterschied, ob der Sieger, der das Schicksal eines Landes in seiner Hand hat, blos zuläßt, daß ein dem Volke nicht erwünschter Fürst sich auf den erledigten Thron setzt, oder ob er ihn selbst dazu einladet? In den Augen der Besiegten erscheinen beide Fälle gleich; und so tragen die Verbündeten durch neue Anknüpfung des einmal zerrissenen Bandes doch wol die Hauptschuld aller daraus entstandenen Folgen. Es will am Ende nicht viel sagen, wenn Hr. R. im Verlaufe dieses Aufsatzes doch ein neues Frankreich anerkennt, mit neuen Sitten, neuer Denkweise, neuen moralischen und materiellen Interessen, welche Berücksichtigung verlangen durften und in der Charte erhielten; da er daneben auch noch ein altes Frankreich, eine alte Monarchie und ihre Anhänger mit widerstreitenden Interessen anerkannt wissen will. „Die Revolution", sagt er S. 39, „ihre Interessen, Erwerbungen, Schöpfungen waren eine Thatsache: der König erkannte sie an. Allein die Ansprüche der alten Monarchie und alles Dessen, was mit ihr zusammengehangen, waren nicht minder eine Thatsache; dieser gedachte man nicht (in der Charte)." Das nennt Hr. R. einen Fehler. Aber gerade das war richtig. Wollten die Bourbons, wollten die Emigrés wieder festen Fuß in Frankreich fassen, so mußten sie blos ihre Personen zurückbringen, mußten alle ihre alten Ideen, Ansprüche und Sitten in Hartwell lassen, mußten selbst Neufranzosen werden. In dem Augenblicke der Rückkehr fühlten die Bourbons dies sehr wohl, selbst der Graf von Artois; darum fand sein berühmtes Wort: „Il n'y a qu'un Français de plus", so großen Anklang in Frankreich, weil sich hierin jenes Bewußtsein aussprach; darum gedachte der kluge Ludwig XVIII. in seiner Charte der alten Rechte mit keinem Worte, und wir begreifen kaum, wie Hr. R. ihm eine solche Ungereimtheit auch nur zumuthen mag. Daß nach und nach im Gedächtnisse des Hofes die alten Erinnerungen wieder auftauchten, daß sie sich wieder ins Leben drängen wollten: das haben Fürsten und Völker Europas einmüthig als den Grund zum neuen Sturze der Bourbons anerkannt; unser Verf. sieht darin (S. 40, vgl. S. 20) „die wahren Grundlagen der alten Monarchie", auf die das neue Königthum wenigstens ein Bischen hätte zurückgehen sollen. Inzwischen erfolgten die hundert Tage; Napoleon dankte wieder ab, und hinterließ seine Repräsentantenkammer, „wesentlich Inhaberin der höchsten Gewalt (S. 68)", die nun ihr kurzes Zwischenreich zur bestmöglichen Verwahrung der Nationalinteressen in einer neuen Verfassung zu benutzen suchte. „Noch ehe sie ihre neue Constitution ganz fertig gemacht hatte, schloß ein preußisches Piquet ihren Palast, und an dem nämlichen Tage zog Ludwig XVIII. wieder in Paris ein." Dennoch leugnet der Verf. auch hier (S. 69) eine Wiedereinsetzung der Bourbons durch die Waffen der Verbündeten! Und S. 70: „Gab es einen vernünftigen Ausweg ohne Ludwig XVIII., warum ergriffen ihn die Franzosen nicht, warum zeigten sie ihn nicht an?" Erst jagt man mit preuß. Bajonnetten die Versammlung der Repräsentanten auseinander, und dann macht ein Preuße ihnen Vorwürfe, warum sie keinen bessern Ausweg angezeigt haben! Diese Pröbchen mögen zeigen, wie unbefangen Hr. R. in Würdigung der Bestrebungen wie in Darstellung der Thatsachen ist. Kaum bedarf es noch einiger Worte über den folgenden Aufsatz: „Frankreich und Deutschland" (S. 77—98).

Das Thema desselben ist: „Allerdings haben Revolution und Restauration auch bei uns wie in ganz Europa Analogien gehabt; allein es fehlt viel, daß sie sich bei uns in ihrem Wesen wiederholt hätten." Freilich, nicht in ihrem ganzen Wesen und nicht in denselben Erscheinungen; aber doch zum guten Theile. Alles, was in Frankreich geschah, hat auf uns zurückgewirkt, und so ist es noch. Daher das Interesse der Deutschen an den politischen Bewegungen Frankreichs, welches wahrlich keine leere Neugierde ist. Auch zeigt Herrn Ranke's eigne Darstellung weiterhin, daß dem so ist, daß auch wir aus den Vorgängen Frankreichs Gutes und Uebles geerntet haben; sie würde es noch mehr zeigen, wenn sie wahrer wäre. So heißt es S. 79 von der Restauration: „Es ist wahr, es sind auch bei uns einige verjagte Fürsten aus der Verbannung zurückgekommen; aber welch ein Unterschied! Nicht von ihrem Volke waren sie verjagt worden, sondern von den verhaßten Fremden. Jenes Gefühl der Nationalunabhängigkeit, welches die Franzosen in der Herstellung der Bourbons verletzt zu sehen geglaubt haben, es kam den deutschen Fürsten zu Hülfe; es rief sie herbei; es war befriedigt, als man dieselben in den Schlössern ihrer Hauptstädte wieder Platz nehmen sah." Freilich, die Deutschen waren ehrlich genug, zu glauben, daß die alten Fürsten und das gute Neue sich mit einander vertragen würden; aber als z. B. in Hessen der Kurfürst den Köpfen seiner Unterthanen die alten Zöpfe wieder anhängen, ja den ganzen Staat wieder nach der guten alten Zeit der Zöpfe gestalten wollte: hielt da die Befriedigung des Volkes noch lange vor? Wie war die Stimmung in Hessen in der ganzen Restaurationszeit? Warum ignorirt Herr R. dies, wenn er aufrichtig sein will? Wie er an einer andern Stelle lobenswerthe, aber der Revolution nachgebildete Verbesserungen in Deutschland hier als „unabweislich und vom Willen des Fürsten ausgehend" sich gefallen läßt, die ihm in Frankreich als revolutionnair gelten, ist schon oben gezeigt worden. In diesem Aufsatze ist es nun auch, wo man über Das, was Deutschland Noth thut, etwas Positives erwarten zu dürfen glaubt. Und allerdings ist fast auf jeder Seite von „der Nothwendigkeit größerer Einheit, von gesetzmäßigem Fortschritt, von Lösung einer uns eignen großen deutschen Aufgabe, von Ausbildung des echtdeutschen Staates" die Rede; allerdings wird eingeräumt, daß die Dinge in Frankreich und Deutschland „auf der Oberfläche eine gewisse Aehnlichkeit" zeigen, daß auch bei uns Uebelstände zu heben sind; allein, worin diese bestehen, oder wie jene herrlich lautenden Verheißungen zu lösen sind, das wird auch nicht mit Einem armen Wörtchen ausgesprochen. Sollen die Cabinete allein es thun? sollen die Völker mit dabei befragt werden? und in welcher Form? — Es bleibt dem Leser nur frei, nach der in der Einleitung ausgesprochenen und überall durchblickenden Gesinnung des Verf. zu vermuthen, daß Preußen auf dem rechten Wege ist, und daß wir nur hinterdrein zu laufen haben; daß ein „gesetzmäßiger Fortschritt" z. B. darin zu suchen sei, wenn man 1810 beklagt, nicht schnell genug eine Nationalrepräsentation einrichten zu können, und 1832,

nach siebzehn Friedensjahren, schon bis zu stummen Provinzialständen gelangt ist.

Unsere Zeit wünscht nicht blos freie Aeußerung der Meinungen; sie wünscht vor Allem, daß diese Meinungen sich unumwunden äußern. Jede Meinung hat ihren besondern — höhern oder geringern — Grad von Berechtigung. Warum tritt Herr R. nicht offen auf: „Ich gehöre meinem Staate mit Ueberzeugung an; diese sind seine Principien, diese die darauf gegründeten Institutionen. Aus den und den Gründen halte ich sie für vorzüglicher, als die entgegenstehenden Systeme." Kräftige, männliche Vertretung innerer Ueberzeugung findet immer Achtung und Anerkennung, auch da, wo sie keine Beistimmung findet. So wie er sich jetzt gibt, die eine Richtung tadelnd, ohne der andern entschieden das Wort zu reden, verfehlt er alle Wirkung auf den Leser; der Mangel an festem Gehalt, das Ausbleiben eines festen Resultats wird durch das viele Treffliche in der Form und im Einzelnen nicht ersetzt; es bleibt dem Leser sogar ein Zweifel, ob Herr R. seinen Standpunkt aus Ueberzeugung, oder nur nach den Umständen genommen hat.

Als eine Seltsamkeit verdient noch bemerkt zu werden, daß S. 34 eine revolutionnaire Constitution von Warschau, aber nicht von Polen, genannt wird. 50.

Der Bauernkrieg im Jahr 1653, oder der große Volksaufstand in der Schweiz. Aus handschriftlichen Chroniken und Berichten der Zeitgenossen, aus Rathsbüchern, Tagsatzungsabscheiden und andern, bisher meist unbenutzten Quellen treu dargestellt in vier Büchern. Zweite Auflage. Mit Abbildungen. Leipzig, Kummer. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Der große Bauernaufstand in der Schweiz im Jahr 1653 war eine höchst überraschende Erscheinung, die wol nur deshalb von den Geschichtschreibern so wenig beachtet wird, weil sie anscheinend ohne wichtige Folgen blieb und die politischen Verhältnisse fremder Staaten beinahe gar nicht berührte. Das war denn wol auch der Grund, warum sogar die vorzüglichern neuern Historiker die Ursachen dieses Aufstandes entweder ganz mit Stillschweigen übergehen, oder sich doch nur ungenügend darüber aussprechen. Gleichwol hat jene Begebenheit durch die Ereignisse unserer Tage eine neue Bedeutsamkeit gewonnen und bietet manche anziehende Züge zur Vergleichung des Ehemals mit dem Jetzt sowie auch wichtige Fingerzeige über das Benehmen der Obrigkeiten gegen das Volk dar, deren Beherzigung auch für manche deutsche Regierungen räthlich sein dürfte.

Der dreißigjährige Krieg in Deutschland hatte für die nachbarliche Schweiz, obgleich dieselbe keinen Theil daran nahm, die allerwichtigsten Folgen: „In Scharen kamen deutsche Flüchtlinge in die Schweiz, und diese konnte kaum bei der schnell anwachsenden Bevölkerung hinlängliche Nahrungsmittel darbieten: daher stiegen Wein und Getreide und alle Lebensmittel auf einen ungewöhnlichen Preis; auch Wohnungen und kleine Gebäude wurden, bei der beträchtlichen Anzahl der deutschen Einwanderer um große Summen vermiethet oder verkauft. Dadurch bereicherten sich die Bauern, gewöhnten sich an Luxus und trieben wegen des häufigen Geldes, das durch die deutschen Flüchtlinge in die Schweiz kam, ihre Güter, Aecker, Häuser und Höfe auf den höchsten Preis. Auch die höhern Stände ergaben sich über Gebühr dem Luxus in Kleidern, Gastmählern und Hausgeräthschaften. Als nun aber 1648 der Friede zurückkehrte, hatte jenes Land wegen seiner Fruchtbarkeit bald wieder Ueberfluß an solchen Lebensmitteln, die bisher um theures Geld aus der Schweiz bezogen wurden, und mit den deutschen Flüchtlingen, die wieder heimkehrten, ging auch das Geld aus der Schweiz fort. Die höhern Stände hingegen hielten für sicherer, ihr Geld auf Einsatz unbeweglicher Güter anzulegen, als in baaren Summen, die der räuberische Soldat jeden Augenblick wegnehmen konnte, zu behalten; sie liehen es daher den Bauern, indem diese ihre Güter ihnen dafür verpfändeten. Wie nun, so lange der Krieg in Deutschland währte, alle Güter, Höfe und Aecker in hohem Werthe standen, und um mehr als billigen Preis gekauft wurden, so, als der Friede wieder zu Stande kam, sank der Werth und Preis des Grund und Bodens und der Lebensmittel mit jedem Jahr und Monate, mit jeder Woche und Stunde. Mittlerweile jedoch blieb, nach Vertrag und Versprechen, die Verpflichtung zur Bezahlung, es blieben die Schuldtitel und die jährlichen Zinsen; aus blieben hingegen die Käufer, und mit ihnen das Geld, und das Gold, welches früher haufenweise mit den deutschen Emigranten in die Schweiz strömte, war, wie sie fortgezogen, ebenfalls verschwunden. Zur nämlichen Zeit gerieth auch der gewohnte und einträgliche fremde Kriegsdienst ins Stocken, durch welchen Hauptleute und Soldaten sich und die Ihrigen zu Hause gar leicht und sogar prächtig ernähren und erhalten konnten; und wenn auch noch einige Werbungen nach Frankreich und Italien stattgefunden hatten, so war doch die Geldkasse der Fürsten überall durch langwierigen Krieg erschöpft, und der gebührende Sold sowie die Jahrgelder und Pensionen wurden nicht mehr bezahlt; daher die Angeworbenen ärmer zurückkehrten, als sie fortgezogen waren."

Außer diesem von den Zeitläuften herbeigeführten Nothstande gaben auch mehre drückende Verfügungen der Obrigkeiten, als Erhöhung des Salzpreises, Ausprägung geringhaltiger Münzen und andere Maßregeln, dem Volke gerechte Veranlassung zur Unzufriedenheit, die jedoch weder so schnell noch allgemein zum Ausbruch gekommen wäre, wenn nicht die in Deutschland vorgefallenen wichtigen Ereignisse auch in der Schweiz die Gemüther aufgeregt und zu eigenmächtiger Abhülfe ihrer Beschwerden geneigt gemacht hätten. Weder ausgezeichnete Charaktere noch großartige Handlungen und Begebenheiten machen diesen Aufstand bemerkenswerth, der vielmehr nichts als den planlosen Ausbruch des Misvergnügens eines mannichfach bedrückten Volkes und die vom Glück begünstigten Anstrengungen der aristokratischen Regierungen, sich bei ihrem Ansehen zu behaupten, darbietet. Dennoch gewährt die hier mitgetheilte Geschichte desselben dem Geschichtsforscher manchen willkommenen Aufschluß über mehre noch ziemlich dunkle Punkte der damaligen Zeitverhältnisse und der Sittengeschichte. Der ungenannte Verf. hat zwar durch kein Vorwort den Gesichtspunkt für die Beurtheilung seines Werks angegeben, doch ist solcher unschwer aufzufinden. Auf den Namen eines Kunstwerks macht die Schrift keinen Anspruch, sie enthält eine Zusammenstellung aller Berichte, Proclamationen, Verhandlungen, Urtheilssprüche und Verträge, den Bauernaufstand betreffend, und gibt aus handschriftlichen Chroniken und ältern Geschichtsbüchern alles einigermaßen Denkwürdige über jenen Gegenstand mit erschöpfender Vollständigkeit. Als Lesebuch kann demnach dieses Werk nicht empfohlen werden, dem Historiker ist es aber zur genauen Kenntniß jenes Zeitraums der Schweizergeschichte unentbehrlich. 94.

Züge aus dem Leben einiger edeln Fürsten Sachsens, von Ph. Rosenmüller. Mit vier Portraits. Mittweida, Billig. 1832. 8. Präm.-Preis 1 Thlr.

Der Verfasser gibt kurze Biographien von 16 sächsischen Herzogen und Kurfürsten sowie von dem kürzlich verstorbenen König Friedrich August III., wozu er die Portraits Konrads des Frommen, Friedrichs des Weisen, Moritzens und Friedrich Augusts beifügt. Dem in der Vorrede ausgesprochenen Zweck, „Ehrfurcht und Anhänglichkeit an die Regenten in der jetzigen bewegten Zeit anzuregen", strebt der Verf. durch freigebig gespendetes Lob dieser verstorbenen Fürsten treulich zu erreichen; weshalb es dem grämlichsten Censor wol unmöglich sein dürfte auf der flachen Bahn dieser Erzählungen irgend ein Steinchen des Anstoßes oder einen schattenwerfenden Gegenstand aufzuspüren. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 128. —— 7. Mai 1832.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1831.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

6. Wallace. Historisch-romantisches Trauerspiel in fünf Akten, von A. Erhard. Stuttgart, Hallberger. 1831. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Es gibt Dramen, an denen fast nichts unbedingt zu loben ist, und die wir dennoch lieben, und andere, an denen kaum etwas durchaus zu tadeln ist, und die uns dennoch anwidern. Zu den erstern gehörte das eben angezeigte, zu den zweiten das jetzt anzuzeigende Trauerspiel. Was ist das Entscheidende? Das Mehr oder Minder des eigentlichen dramatischen Elements, d. h. die Entwickelung der Handlung aus Seelenzuständen. Dieser Grundfoderung des Dramas ist ein historischer Stoff äußerst selten zu genügen im Stande. Fast keine geschichtliche Begebenheit steht so abgeschlossen, so rein dramatisch da, daß sie nicht äußere, von der Handlung gesonderte Motive in sich aufnähme. Der Ausgang einer Schlacht kann nicht das Product eines Seelenzustandes sein. Dies ist der Grund, warum uns die historische Tragödie stets als eine Abartung der reinen Tragödie erscheinen wird. Das wahre echte Trauerspiel kann nur in der Seele des Dichters erfunden werden; nur eine solche Fabel kann die vollkommene Einheit haben, die uns als die Basis des Dramas erscheint. Etwas anders sind die antiken geschichtlichen Stoffe, etwas anders die der Neuern. Jene, in Sagengestalt auftretend, mehr oder weniger allegorisirend, haben eben durch ihre sagenhafte Form die Abrundung bereits erhalten, die den modernen historischen Stoffen fehlt. Beim Philoktet oder Merope z. B. fragen wir nach keinem Vorher oder Nachher, wie bei Cromwell, den Hohenstaufen oder Gustav Adolf; die dargestellte Handlung genügt uns, weil sie sich selbst genügt. So nicht die modernen Stoffe! Unsere verwickelten Lebensverhältnisse machen die völlige Aussonderung einer historischen Thatsache äußerst schwer, wo nicht geradezu unmöglich; kein Seelenzustand entwickelt sich hier allein aus sich selbst — solche äußere Ereignisse, die in die Fabel nicht mit aufgenommen werden konnten, fließen beständig darauf an; mit Einem Worte, das reine dramatische Element wird in den modernen historischen Tragödien stets getrübt erscheinen, und kaum der größten Meisterschaft gelingt es, eine historische Handlung so in sich selbst zurückzuführen, daß sie keines äußern Hebels mehr bedarf. Dies sollten unsere jungen Dramatiker bedenken, welche sich blind über jeden historischen Stoff herstürzen, denn, noch einmal, das wahre Drama scheint nur im Kopfe des Dichters entspringen zu können. Ist „Egmont" z. B. eine reine Tragödie? Nein! Was hat Albas Blutgericht — unter dem tragischen Gesichtspunkte aufgefaßt — eigentlich mit Egmont's Gemüth zu thun? Die Entscheidung wird durch eine äußere Gewalt herbeigeführt, und der Held stirbt durch Henkershand, statt seiner eignen zu erliegen, wenn die innere Nothwendigkeit seines Erliegens durch Seelenzustände gegeben war. Ist „Fiesko" eine Tragödie in diesem strengern Sinne des Worts? Ebenso wenig. Alle Entscheidung ist hier in die Hand äußerer Begebenheiten gestellt, die so oder so fallen können. „Wilhelm Tell", „Carlos" aber sind Tragödien, weil es dem Dichter — ein sehr seltener Fall — hier gelungen ist, die Fäden der Fabel in sich selbst so zu unterbinden, daß alles Außenliegende wo nicht gleichgültig, doch wenigstens nicht entscheidend ist. Die historische Tragödie ist der Gipfel der Kunst; Wenige haben diesen Gipfel erreicht, fast Keiner bleibt, der reinen Idee nach, ohne Anfechtung. Am liebsten weisen wir daher das historische Trauerspiel ganz aus dem Gebiete der strengen Tragödie hinaus — es ist eine Gattung für sich; regierbar nach eignen Gesetzen. Diese Grundsätze auf das vorliegende Drama angewendet, mag es eben ein dramatisirtes historisches Gemälde sein, aber ein Trauerspiel ist es nicht. Wallace, erst siegreich, der Befreier des Vaterlandes, dessen Krone er großmüthig zurückweist, dann gefangen, im Kerker noch Held, stirbt von Henkershand. Alles Motivirende liegt außerhalb der dramatischen Handlung, der tragische Pathos wird zu einem Kampfe mit dem Schlachtschwerte; es ist die Faust, welche siegt, nicht der Sinn, der Muth, das Gemüth. Wir lassen, wie gesagt, die Gattung gelten, nur nicht als Tragödie, und in seiner Gattung ist das Stück eins der bessern. Neue Scenen, neue Form der Gedanken darf man freilich darin nicht suchen; die Sprache ist würdig, aber breit; die Scenen sind meistens gut gedacht, aber viel zu lang. Eine solcher unendlich langen Scenen ist z. B. Emma vor dem Richter Ormesby; es fehlt durchweg an rascher Entwickelung des Geschehenden. Wallace selbst erscheint als ein schöner Charakter, edel und anziehend; wir sehen ihn nur zu oft. Trinkgelage und Schlachtscenen füllen jeden Akt; einige Lieder sind gut, und die Schlußscene ergreifend. Robert Bruce ist matt gezeichnet; ein Held wie Robert sollte nicht immer bitten und jammern; er muß drohen und trotzen. Emma ist zart, aber nicht neu gedacht. Bisweilen tauchen antiquarische Erinnerungen bei dem Verf. auf; Trotzreden nach Art des Aeschylos. Z. B. S. 216:

Wallace. Mich richtet nicht, wen ich nicht anerkannt.
König. Dich richtet das Gesetz von Englands Krone.
Wallace. Den Schotten richtet nur ein schottisch Recht.
König. Du Thor, vernichtet ist der Schotten Recht.
Wallace. Nur durch Gewalt und wilde Tyrannei.
König. Du nennst Tyrannen, wen das Land erkannt —

u. s. w. zwei Seiten lang. Dergleichen Erinnerungen passen wenig zu der durch das Ganze herrschenden Breite der Diction; sie sind wie ein gothisches Fenster in einer griechischen Kuppel. Der Vers ist meistens gut. Zuweilen nur schwillt er über seine Ufer, z. B. S. 93:

Der Cressingham ist wilder als der Wilde selbst.

7. Olivier Cromwell, oder die Republikaner. Historisches Drama in vier Akten. Von G. A. v. Maltitz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 8. 1 Thlr.

Das Merkwürdigste an diesem Buche ist unstreitig seine Vorrede, welcher ähnlich wol wenig andere geschrieben sein mö-

gen. Der Verf. — er selbst nennt sich mit apodiktischer Zuversicht einen Dichter — ist fest überzeugt, daß er viel zu wenig berühmt ist. Die Schuld hiervon sucht er nicht in sich, sondern in der Welt, die er mit allen möglichen Schmähungen überhäuft. „Ich habe nur wenig gelernt", sagt er — „und dennoch bin ich ein Dichter, mit eben demselben Recht als der größte meines Vaterlandes!!" Dieser Irrthum ist zu merkwürdig, als daß er nicht einiges Verweilen verdiente. Er scheint bei dem Verf. zur fixen Idee geworden zu sein und die ungeheure Misstimmung veranlaßt zu haben, in der er sich zu der ganzen Welt fühlt. Er ist überzeugt, daß es, um ein Dichter zu heißen, genug ist, von heftigem Charakter zu sein, und Viele theilen diesen Irrthum mit ihm. Er nennt sich mit Worten der innigsten Ueberzeugung einen Dichtergenius, während jedes Wort das naivste Bekenntniß enthält, daß er es nicht sei. Wir bedauern ihn; allein zum Dichter fehlt ihm nicht mehr als Alles. Zuerst: Dichtertalent, dafür zeugen seine Schriften; sodann Wissen; das gesteht er selbst, und der Dichter eben soll ein Wissender, ein Weiser sein; hiernächst: Sprache. Ein fehlerloser Satz in Prosa ist eine Seltenheit in eben dieser Vorrede, die seinen Dichterberuf beweisen soll. Seine Diction im Verse ist an einer gewissen bizarren Verschrobenheit kenntlich, die sich zu dem poetischen Schwunge verhält wie der Dichter Maltitz zu dem Dichter Schiller. Sodann Kunstgefühl, welches der Verf. durch innere Aufregung zu ersetzen glaubt. Demnächst Weisheit, welche die Unterordnung der irdischen Dinge unter ein höheres Weltgesetz erkennt; endlich Milde und innerer Friede, zu dem er ohne bessere Selbstkenntniß nie gelangen wird. Bei allen diesen, von ihm selbst eingestandenen Mängeln — was macht ihn also zum Dichter? Der Dünkel, es sein zu wollen. O wäre er doch Forstcandidat geblieben! Er gälte dann nicht für ein neues schreckendes Beispiel, wie unglücklich die Einbildung, ein Dichter zu sein, einen sonst spannkräftigen Menschengeist machen könne! Er dürfte uns dann sein eignes Unglück nicht in bittern, geharnischten Vorreden vorklagen.

Solche Charaktere wie der Verf. sind zur Weltverbesserung wie geboren; und in der That ist diese auch das Ziel seines „männlich-kräftigen Strebens", wie er es nennt. Der Himmel steh' uns bei! Schlecht erzogen worden sein, und nichts gelernt haben — s. S. VII der Vorrede — sind das Elemente zum Dichterruhm und zur Weltreform?!

Der Verf. glaubt, jedes Gedicht müsse mehr oder minder ein politisches sein. Nach dieser überraschenden Probe von seinem Verständniß der Kunst gibt er uns dies politische Drama, in der Absicht, sich durch ein fremdes Gemälde von allen verdächtigen vaterländischen Anspielungen frei zu erhalten. Der Leser kann denken, welch ein Kunstwerk aus einem solchen Streben hervorgegangen sein wird. Ein Mann, dem Unmuth und Aufregung gleichbedeutend mit Kunstgefühl ist, muß ein excellenter Dichter sein. Und als einen solchen bewährt ihn denn auch dies Drama, in dem wir Verstand, poetische Weltanschauung, Charakteristik, Seelenkunde und Einsicht in Natur und Zweck des Dramas vergeblich suchen. Was bleibt übrig? Etwas Fähigkeit der Formgebung, die wir dem Verf. niemals abgesprochen haben. Hr. v. Maltitz gehört zu den nicht seltenen deutschen Autoren, deren Verse sich ganz passabel lesen, und die die merkwürdige Eigenschaft haben, keinen erträglichen Perioden in Prosa schreiben zu können. Zum Beweise mögen die ersten Worte dienen, die uns beim Aufschlagen des Stücks begegnen: „Erster Akt. Schenkstube. Noch ehe der Vorhang aufgeht (!), hört man hinter der Scene einen pomphaften Feldmarsch, untermengt (!) mit jubelndem Volksgeschrei. Urplötzlich erdröhnt der Saal von einem vollen klingenden Spiel eines pomphaften Feldmarsches u. s. w. Die meisten Parlamentsglieder springen von ihren Plätzen auf, außer Einigen" — „Buch zu!" Doch zuvor einige Proben! Gelehrsamkeit des Verf.:

Lenthal.

Lest Clerk, das Bill, die heut zum zweiten Mal,
Nach üblicher Motion gelesen wird (!)

Poesie des Verf.:

Cromwell.

Was wollen Sie! — Im Namen der Armee,
Die hier befiehlt, befehl ich Ihnen Allen,
Nicht länger ihrem Will'n zu widersteh'n
Und insgesammt gleich aus dem Saal zu geh'n.

Was der Verf für Kraft hält:

Sendercomb.

Nein, ich hatte
Noch einen völlig marinirten Schafskopf
In meinem Kriegssack.

Gudding.

Seht 'mal! Schmeckte gut?

Sendercomb.

Vortrefflich! denn der hohle Schädel war
Mit Grütze ausgefüllselt.

Dies Drama wäre ein Gedicht, wenn so viel Poesie als Märsche und Trommelwirbel darin enthalten wäre. Man erkennt an diesen, daß der Verf. ein Dichter ist, wie er sagt, und die große deutsche Zeit von 1813 „mitgelebt" und „mitgeschlagen" hat!

8. Der Spion. Drama in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des Ancelot und Mazères von C. Doench. Liegnitz, Kuhlmey. 1831. 8. 10 Gr.

Höchst armselige Uebersetzung eines armseligen französischen Dramas. Langweilige, mit unendlicher Breite entwickelte Fabel, Actensprache, verschwimmende Charaktere, triviale Scenerie und gänzlicher Mangel an eigentlich dramatischer Handlung. Vieles mag jedoch Schuld des Uebersetzers sein, der von Dem, was man poetischen Ausdruck nennt, auch nicht eine Ahnung besitzt.

9. Dramatische Werke von Henriette von Montenglaut, geb. von Cronstain. Zwei Bände. Braunschweig, Verlags-Comptoir. 1830. 8. 2 Thlr.

In wie weit Frauen dramatische Dichter sein können, darüber haben wir schon öfter Andeutungen fallen lassen. Das große, echte, wahre Drama wird ihnen selten, wird ihnen nie gelingen, so lange es ein Gesetz des weiblichen Gemüths ist, mehr für Schmuck als für Einheit Sinn zu haben. Jene allgemeine Zurückführung eines ganzen und großen Gedichts auf Eins — ist der weiblichen Seele fremd; diese liebt die Beiwerke, das Nebensächliche, die gefälligen Umstände. Wir müssen bekennen, daß Frau v. Montenglaut nicht zu den dramatischen Dichterinnen gehört, welche uns von unserm Vorurtheil gegen weibliche Dramen zurückzubringen berufen sind. Was Frau v. Weissenthurn und Artner nicht gelungen ist, wird dieser Dichterin so wenig wie Frau Birch-Pfeiffer je gelingen, denn Beide stehen den beiden erstgenannten Mitschwestern an bildender Kraft bei weitem nach. Der eigenthümliche Vorzug der Verfasserin ist Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit der Sprache, die sogar im Humor nicht ohne Kraft ist. Ein gewandter Ausdruck steht ihr fast immer zu Gebot; allein als Ersatz dafür verfällt sie auch nicht selten in Schwulst und Hohlheit, wo sie nur dem poetischen Schwunge zu folgen glaubt. Die Beherrschung des tragischen Stoffes oder überhaupt die durchdringende Einsicht in das Wesen des Dramas ist ihr, so weit wir ihre Leistungen bis jetzt kennen, nicht besser aufgegangen als ihren Mitpriesterinnen der tragischen Muse.

Der ganze erste Band wird von dem „Piraten", Schauspiel in fünf Akten, nach Walter Scott, erfüllt. Es ist schon immer ein misliches Ding, einen Roman zu einem Drama umschaffen zu wollen, und um so mislicher, je mehr Vorzüge das Werk als Roman hat. Die umgekehrte Behandlung kann viel eher gelingen. Walter Scott's „Pirat" ist ein sehr verwickelter Roman, und von allen seinen verschiedenen Tendenzen hat die Verf. keine fallen lassen wollen. Was ist daraus entstanden? Eine unentwirrbare Verwirrung der dramatischen Interessen. Unsere Theilnahme wird so zersplittert, daß wir sie Niemand erhalten kön-

nen. Räthsel müssen in wenigen Versen gelöst werden, welche der Erzähler gemächlich auf ganzen Bogen lösen durfte; daher eine Unklarheit der Fabel, die dem Stück tödtlich ist, daher eine doppelte Exposition zu Anfang und zu Ende des Dramas, die uns dennoch über Vieles im Dunkel läßt. Die Mitte des Stücks ist gut und an anziehenden Scenen reich; aber der Schluß befriedigt durchaus nicht; nicht einmal Das erfahren wir, wie Cleveland eigentlich gerettet wird. Zu dieser Unklarheit, die in der Natur eines allzu verwickelten Stoffes lag, kommt eine andere Unklarheit, die der Sprache, hinzu. Die Verf. ist nicht frei von Bombast, falschem Wortprunk und unlogischem Ausdruck. Wer versteht z. B. bei der ersten Lesung folgende, noch dazu ganz leidenschaftslose Verse:

> Doch sage, alter Freund, wie es geschah,
> Daß vom Gespielen ihres Kinderlenzes,
> Vom Bruderfreund der blühend frischen Jugend,
> Der singt und tanzt und klimmt und Lieder dichtet,
> Die John, der Herrliche, sogar gekrönt,
> Könnt' er sie sehn — was sag' ich? den Heroen
> Der Vorzeit gleich, der Dichtung schönsten Stoff
> Ins heitre, thatenreiche Leben ruft,
> Die holden Mädchen kalt sich wenden mochten?

Sprachliche Härten und Unrichtigkeiten, z. B.:

> Ich bin ja einzuladen ganz vergessen,
> Man wünscht, erwartet, noch bedarf man mich.

Logische Verwirrung, wie in folgenden Versen:

> Nur selten schenkt die Huld der Himmlischen
> Dem Neugebornen solche Weihestunden,
> Wo er, in selbstbezwungner Brust, ein König,
> Zu jedem Kampf gestählt und frei sich fühlt.
> Ward ihm die Cherubsrüstung mild gegeben,
> So schreit er ungesäumt ins Thatenleben,
> Eh' irdisch Wünschen nun (nie) ihn kos't und gräunt,
> Des glutgebornen Engels Fittich lähmt —

und unrichtige Verse finden sich nur allzu häufig. Was den Geschmack der Verf. betrifft, so hat uns der zweite Band ihrer „Dramatischen Werke" darüber gerechte Besorgniß eingeflößt. Das erste der hier gelieferten Dramen: „Der Magiker und das Ungeheuer", romantisches Melodrama in drei Aufzügen — thront auf dem Gipfel des Unsinns; schlimm, wenn es Bearbeitung eines fremden Originals war, schlimmer, wenn es eigne Erfindung ist. Der Gedanke ist unsers Wissens einem englischen Roman entlehnt; aber was sollen wir von einer Dame halten, der es an Geschmack so sehr fehlte, daß sie nicht einen natürlichen Ekel vor diesem Stoffe empfand, der in seiner Absurdität auch nicht einen vernünftigen Gedanken verbirgt? Das zweite Stück: „Der Sansfaçon", Lustspiel in drei Aufzügen nach dem Französischen des Seldrin (?) ist ein desto geschmackvolleres und gut bearbeitetes Stück, in dem die Sprachfähigkeit der Verf. sich in achtbarer Gestalt zeigt. Die „Einfache Begebenheit" nach Scribe und de Courcy, ist langweiliger und in viel geringerm Grade ein Lustspiel als das vorhergehende. Alles ist hier gewöhnlich, und auch die Sprache der Verf. ist es. „Die Sitzung im Wirthshause", Posse nach dem Französischen: „La carte à payer", ist auf französischer Bühne allerliebst, auf deutscher — albern. Werden unsere Vaudeville-Uebersetzer niemals unterscheiden lernen, was zu übertragen ist und was nicht? Eine Caricatur des französischen Gerichtswesens — was kann sie für ein deutsches Publicum werden? Gibt es ein Land im deutschen Reiche, wo ein Gastwirth zugleich amtlicher Richter, ein Barbier Advokat sein kann? Wird bei uns plaidirt? u. s. w. Die eingelegten Gesänge sind recht gut und zeigen eine geschickte Hand. „Prüfung der Stoffe und Auswahl" — rufen wir der Dichterin zu! Wir sind nicht streng gegen Damen; aber das „Absurde" beleidigt uns bei ihnen empfindlicher, als wenn es uns von rohen Männerhänden geboten wird.

(Der Beschluß folgt.)

Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration. Aus dem Französischen. Erster bis vierter Band. Leipzig, Allgem. niederländ. Buchhandlung. 1831—32. Gr. 8. 6 Thlr.

Wenn in früherer Zeit die Aufzeichnung und Beschreibung der Zeitereignisse fast allein dem eigentlichen Historiographen anheimfiel, so sind jetzt Memoiren als biographische Notizen der in die Zeitereignisse verflochtenen Personen vorzugsweise ein Ergebniß der neuern Zeit. Ueber den Nutzen oder Nachtheil der Memoiren ist viel gestritten worden, und zwar mit ähnlichen Gründen, wie für oder gegen die Preßfreiheit. Der ältere, oft etwas pedantische Geschichtsforscher sieht kopfschüttelnd das ernste Studium der Geschichte in das Gebiet der Belletristik gezogen, betrachtet häufig mit Recht die Memoiren als Dichtungen ohne Wahrheit und verkennt ihren Nutzen, während mancher moderne Leser es als einen wichtigen Fortschritt der Cultur betrachtet, daß man als Einleitung historische Romane von Walter Scott lesen, dann zu Memoiren übergehen und so auf elegante Art Geschichte studiren könne. Beide Theile irren, denn der Nutzen der Memoiren für die Geschichte ist unleugbar, keineswegs aber leicht zu erlangen. Das Studium der Geschichte aus Memoiren gleicht der Bemühung eines Richters, welcher aus vielen, sich nicht selten widersprechenden Zeugenaussagen die Wahrheit ergründen will, und nimmt um so mehr die geistige Thätigkeit in Anspruch, als der Leser den eignen kritischen Sinn üben muß, welches er sonst dem Historiker überließ. Wenn man manche der neuern Memoiren liest, wird man lebhaft an den Ausspruch von Talleyrand erinnert: „La parole est donnée à l'homme pour déguiser ses pensées", und doch ist es nur selten absichtliche Unwahrheit, welche den Verf. leitete, sondern Vorliebe, Haß, Vorurtheil, Dankbarkeit, vor Allem aber Eitelkeit ließ ihn von der Wahrheit abweichen. Nothwendig geräth daher ein oberflächlicher Leser, welcher Memoiren als unleugbare Documente betrachtet, in ein Labyrinth von Verwirrung und gelangt am Ende dahin, an Napoleons übertriebene Liebe zum Frieden, an Fouché's weiches zartes Gemüth und an die sich selbst aufopfernde Uneigennützigkeit von Ouvrard zu glauben, wenn er die Memoiren dieser Männer mit gläubigem Sinn aufnimmt. Der Intelligenz des Lesers ist es daher vorbehalten, die Regeln der Kritik selbst anzuwenden, die Stellen eines Memoires, wo der Autor oder seine Partei selbst betheiligt ist, wo mithin nach Maßgabe seiner Individualität größeres oder geringeres Mistrauen erlaubt ist, von denen zu trennen, in welchen er von andern, seinem Egoismus fremden Gegenständen spricht. Der wesentlichste Grund, welcher die Memoiren für das Studium der Geschichte so äußerst wichtig macht und hoffen läßt, daß die Geschichtswerke, welche einst unsere jetzige Zeit in ein Ganzes zusammenfassen, viel genügender die Charaktere der auftretenden Personen, sowie die Motive ihrer Handlungen darstellen werden als es früher der Fall sein konnte, liegt darin, daß die Verfasser unserer Memoiren Augenzeugen der Begebenheiten waren, in geselligem Verkehr mit den geschichtlichen Personen lebten und sie mithin in reinmenschlicher Gestalt erblickten, während der Geschichtsforscher früherer Zeit durch Verhältnisse und Stand von den Höfen, der Diplomatik und den oft beide leitenden Coterien so entfernt war, daß er Influenzen mancher Art gar nicht begriff. Nur in etwas frühere Zeit zurückgehend, müssen wir uns gestehen, daß ohne die Memoiren des Cardinals v. Retz unsere Historiker uns schwerlich ein richtiges Bild vom wunderlichen und traurigen Kriege der Fronde hätten geben können, sowie daß der unverdiente Nimbus, welchen die kleinliche, schwache und despotische Regierung Ludwigs XIV. hatte, wol noch länger in der Geschichte fortgelebt hätten, wenn die Memoiren von Duclos („Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV. et de Louis XV. par feu M. Duclos", Paris,

1792, übersetzt erschienen bei Heinsius, Leipzig, 1792) und der Herzogin v. Orleans („Mémoires de la cour de Louis XIV. et de la régence, extraits de la correspondance de Madame Elisabeth Charlotte Duchesse d'Orleans, mère du Régent", Paris, 1823) nicht den Schleier gelüftet hätten, welcher das Gewebe von Ignoranz, Bigotterie, plattem Hochmuth und aller damit verbundenen Verbrechen verbarg. Daher verhalten sich Geschichtswerke zu Memoiren wie Abbildungen einer großen, weiten Gegend zu dem nur einen kleinen Theil derselben darstellenden, uns aber in dessen Mitte versetzenden Panorama.

Diese Bemerkungen über Memoiren im Allgemeinen glaubte ich voranschicken zu müssen, um nicht misverstanden zu werden, wenn ich die vorliegenden als eine interessante Lecture im Allgemeinen und als belehrend über mehre Begebenheiten der Revolution, besonders aber über die innern Verhältnisse der Familie Napoleons und dessen Charakter empfehle, indem es deshalb keineswegs meine Absicht ist, selbige für ein historisches, dem kritischen Sinne des Lesers keine Beschäftigung überlassendes Werk zu erklären.

Die Verf. stammt von mütterlicher Seite aus dem Hause der Komnenen, worüber sie vielfache Beweise beibringt, wozu sie sich um so mehr aufgefodert fühlt, als in den Memoiren von St.-Helena diese in Zweifel gezogen wird, denn mit Recht sagt sie: „Wenn der Hochmuth auf eine vornehme Abkunft ein Uebermaß von Dummheit sei, so wäre Anmaßung auf eine erlogene Abkunft niederträchtig", mithin sei es ihre Pflicht, die Wahrheit dieser von ihren Vorfahren stets behaupteten Abstammung zu beweisen, die sich von Konstantin Komnen herschreibt, welcher im J. 1676 eine griechische Colonie in Corsika gründete und unter Ludwig XVI. im J. 1783 förmlich anerkannt wurde. Nach ihrer Behauptung stammt die Familie Bonaparte ebenfalls vielleicht von einem Griechen, Kalomeros, ab, welcher sich im Toskanischen niederließ, wo sein Name wörtlich in das Italienische übersetzt wurde. Die Mutter der Verf. war Jugendfreundin und Landsmännin von Lätitia Bonaparte, mit welcher sie in Ajaccio ihre Jugend verlebte, heirathete hierauf Hrn. v. Permon, einen französischen Finanzier, kehrte aber von Frankreich bald nach Corsika zurück, als ihr Mann bei der Armee in Amerika angestellt war. So wuchsen die Kinder der Frau v. Permon mit denen der Mutter Napoleons auf, und später, im J. 1785, als die Familie Permon in Paris lebte, war Napoleon auf der dortigen Militairschule, indem er die von Brienne verlassen hatte. Nachdem früher sein Vater zu Montpellier unter der Pflege der Frau v. Permon gestorben war, erhielten Napoleon und seine Brüder von dieser und ihrem Manne vielfache Gefälligkeiten und Unterstützungen, welche das geringe Vermögen und die abhängige Lage der Familie Napoleons ihren wohlhabenden Freunden zur Pflicht machte. Aus den Erzählungen ihrer Mutter und ältern Geschwister, sowie aus eignen jugendlichen Erinnerungen sammelt die Verf. viele Fragmente aus dem Jugendleben Napoleons, auf welche um so mehr Werth zu legen ist, als damals kein Nimbus des Glanzes diese Familie umgab, und der gute Wille der Verf., das Gehörte oder Gesehene mit einfacher Wahrheit darzustellen, sich unverkennbar ausspricht. Offenbar sind wenig Personen so dauernd und unter so verschiedenen Verhältnissen in die Nähe Napoleons gestellt, als die Verf. und ihre Familie. Sie sah ihn als Militairschüler seine Freistunden in ihrem Hause zubringen, seine abhängige Lage mit störrischem Unmuth und sichtbarem Neide gegen seine begünstigtern Kameraden ertragen, sie sah ihn als Souslieutenant sich mit seiner ersten Uniform bei ihren Aeltern präsentiren, hörte ihn wegen seiner dünnen Beine und weiten Stiefeln von ihrer ältern Schwester als gestiefelten Kater verspotten, erblickte ihn kurz vor dem 10. August, wo er ihren Vater gegen demokratische Willkür vertheidigte, verlor ihn während der stürmischen Zeit der Revolution, wo er sich zum General emporschwang, aus den Augen, um ihn nach dem Falle von Robespierre, durch eine Anklage mit dem Leben bedroht, zwar gerettet, aber seiner Stelle entsetzt, in Paris wiederzufinden, hörte ihn sein trauriges Loos und den Mangel an günstigen Aussichten für seine fernere Laufbahn häufig beklagen, und war täglich in seiner Gesellschaft in den stürmischen Tagen, welche dem 1. Prairial (20. Mai 1795) vorangingen. Zugleich war kurz vor diesem Tage der unglückliche Romme, den ein exaltirter Republikanismus in diese letzte demokratische Verschwörung verwickelt, im geselligen Cirkel der Frau v. Permon, und seine Aeußerungen sind das letzte Andenken, welches wir von diesem interessanten jungen Manne besitzen, welcher wenige Tage darauf sein Blut verspritzte. In die nämliche Verschwörung war der Feind und Ankläger Bonaparte's, Salicetti, verflochten, zum Tode verurtheilt, und hatte durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls in dem Hause der Frau v. Permon, die ihm früher die Rettung ihres Sohnes verdankte, ein Asyl gefunden, sodaß täglich nur eine dünne Scheidewand Bonaparte, welcher in Armuth, ohne Aussichten, von seinem Adjutanten und Freund Junot unterstützt, mit tiefem Ingrimm seine Lage ertrug, von dem Menschen trennte, der ihm Alles geraubt hatte. Bonaparte ahnete und spürte die Zuflucht von Salicetti aus, die er mit einem Edelmuth verschwieg, den leider später der Mörder des Duc d'Enghien nicht kannte.

Der Vater der Verf. vereinigte sich mit seiner Familie in Paris, wo Bonaparte diesem kränklichen, durch die Revolution in seinem Innern verletzten Manne, welcher sich aus dem Bürgerstande emporgeschwungen und in einen starren Aristokratismus hineingelebt hatte, viele Gefälligkeiten erwies und täglich in der Familie war bis zum 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795), wo der Versuch der Royalisten, sich, nachdem ihre Feinde sich im wahnsinnigen Kampfe gegenseitig erwürgt hatten, der Revolution zu bemächtigen, an der Thätigkeit von Barras und dem Genie des zu dieser großen Scene gerufenen Bonaparte scheiterte. Den Abend des 14. Vendemiaire theilte Bonaparte die Pflege des sterbenden Permon. Von diesem Tage, welcher für die Republik ebenso zerstörend werden sollte, als es der 10. August 1792 für die Monarchie war, datirt sich der Glanz, die stets wachsende Macht Bonaparte's, zugleich aber auch die Schmeichelei, welche seine Geschichte entstellt. Die Verf. kannte ihn im Unglück, in großer Verlassenheit zu einer Zeit, wo er, weit entfernt von dem auf den Trümmern Karthagos weinenden Römer, nur egoistischem Unmuthe sich hingab, wo später das Steigen seines Glücks ihn noch nicht von seinen Freunden entfernte, wo er sogar der Frau v. Permon den Vorschlag machte, ihren Sohn mit seiner Schwester Pauline, und die Verf. mit einem seiner Brüder zu verheirathen, während er selbst die bei der Verschiedenheit der Jahre sonderbare Idee zu erkennen gab, Frau v. Permon zu heirathen, wozu wol seine schon damals mit dem Oriente beschäftigte Phantasie, sein eigner, von Kalomeros hergeleiteter Name und die Abkunft der Frau v. Permon vom Stamme der Komnenen wesentlich beitragen mochte, worüber jedoch das laute Gelächter dieser, den jungen Gemahl als einen Sohn betrachtenden Frau jede weitere Auseinandersetzung abschnitt. Eine Zufälligkeit, indem Bonaparte die Anstellung eines Verwandten der Frau v. Permon mehrmals versprach, aber stets außer Acht ließ, führte einen Zwist zwischen ihm und dieser Frau herbei, wobei Letztere französische Empfindlichkeit, italienische Heftigkeit und corsikanische Unversöhnlichkeit an den Tag legte. Bald darauf empfing Bonaparte die Hand der Madame Beauharnais und das Commando der italienischen Armee, von wo er als ruhmgekrönter Sieger heimkehrte. Wenn auch Bonaparte, selten mit Frau v. Permon in Berührung kommend, den Augen der Verf. entschwebte, so war doch das sehr vertrauliche Verhältniß zwischen ihr und den übrigen Gliedern der Familie des Generals ein stetes Verbindungsmittel zwischen ihnen und gibt der Verf. Gelegenheit, zugleich mit Schilderung des neu entstehenden geselligen Verhältnisses in Paris, der neuen, durch die Revolution gebildeten Aristokratie des Geldes und der Connexion, uns das Familienleben Bonaparte's und seiner Brüder darzustellen.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 129. — 8. Mai 1832.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1831.

(Beschluß aus Nr. 128.)

10. Die beiden Doctoren. Possenspiel in vier Akten. Von Alethes. Leipzig, Wienbrack. 1831. 8. 7 Gr.

Ein medicinisches Drama, bitter wie Coloquintenextract! Die Herren von der Facultät haben des Verf. Zorn, der Himmel mag wissen wie, auf sich gezogen, und der gelehrte Geheime Rath und Doctor Bacranius — glücklicherweise ein Doctor, wie es wol keinen auf Erden geben mag — erscheint als nichts Geringeres denn als Satellit und Bundesgenosse Freund Mephisto's, der ihn zur systematischen Entvölkerung der Erde gebraucht. Allein ein anderer Doctor betrügt den weisen Mann troß seiner dummen Weisheit. An einer solchen Idee ist nun weder etwas Poetisches noch etwas Schönes; dennoch hat sie dem Verf. so gefallen, daß er vier Akte, noch dazu in Versen, damit angefüllt hat. Närrischer Geschmack der Menschen! Diesem Geschmack zum Troß macht Hr. Alethes zuweilen hübsche Verse. S. 10 lehrt Mephisto seinen Schüler, wie er sich zu benehmen habe.

> Beweise, daß durch luxuriöses Leben
> Des Geistes Schwingen mächtig sich erheben,
> Daß unsre hochgefeiertsten Poeten
> Beim Sillery die Phantasie erhöhten!
> Ja, daß die größten Männer unsrer Zeit
> Das wohllautvolle Wort Gastronomie
> Für synonym mit Seelenharmonie
> Erklärten u. s. w.

Was will man mehr? Oft kann der Verf. jedoch nicht sechs zählen, wie bei dem Alexandriner, S. 81:

> Und dieser Kuß sei dir ein sichres Unterpfand der Liebe —

ein Vers ohne Ende!

Das Ganze ist ein wunderliches Gemisch von Sinn und Unsinn, Verstand und Unverstand, aus dem wir von dem Kopfe des Verf. keine klare Vorstellung entlehnen können. Wir müssen ihn in neuen Hervorbringungen erwarten, um über ihn aufs Reine zu kommen.

11. Der ewige Jude. Didaktische Tragödie von W. Jemand. Iserlohn, Langewiesche. 1831. 8. 16 Gr.

Numero Zwei unter jenen sechs oder acht gedankenreichen und echt dichterischen Erzeugnissen, welche die dramatische Muse in diesem Jahre zu unserer Freude uns darbringt. „Der ewige Jude" — ein ewiger Stoff, von dem Verf. im Gegensatz zu dem Klingemann'schen Schauspiel dieses Namens, das den dramatischen Effect hervorhob, von der Seite des Gedankens aufgefaßt. Die dramatische Fabel ist aus Franz Horn's meisterhafter Erzählung entlehnt, und dem Erfinder, wie sich gebührte, ist dies schöne Gedicht in einigen wohlgedachten Strophen zugeeignet. Was aber des Verf. Eigenthum bleibt, ist viel und so Würdiges, daß wir ihn nicht genug ermuntern können, auf einer Bahn fortzustreben, die er als ein Berufener und mit entschiedenem Glück betreten hat. Er nennt sich Horn's Schüler, und berechtigt des Schülers Verdienst zu einem Rückschluß auf das des Lehrers, so ist Horn auf glänzende Art wegen der Unbilden gerechtfertigt, welche eine unverschämte Kritik gegen ihn vorgebracht hat.

In diesem Drama, das sich eben deshalb ein didaktisches nennt, liegt das reindramatische Element im Hintergrunde, und es ist wenig dafür gethan, es hervortretend oder für sich zur Bedeutung zu bringen. Die ganze höchst einfache Sache erscheint vielmehr nur als ein Rahmen für einen Kreis von Gedanken, der sich am besten an diesen Stoff knüpfen zu können schien. Mit dem Gedanken haben wir es daher auch zu thun. Dieser, auf mannichfaltige Weise durch das ganze Gedicht beleuchtet, hin und wieder gewendet, betrachtet, spricht sich in den Schlußversen am deutlichsten aus. Dem verzweifelnden Ahasver ruft eine Stimme von oben zu:

> Blick auf, du Staubgeborner, und vernimm!
> Was haderst du mit deinem Gott und Herrn?
> Du selbst verwirktest seinen höchsten Grimm,
> Du selbst verdunkelst seiner Liebe Stern.
> Doch Gott ist gnädig . . .
> Noch höher als die Weisheit, steht die Liebe —
> Es läg' an dir, wenn dir der Fluch verbliebe.
> Der Wille des Allweisen sei dein Ziel . . .
> Wenns Ernst dir ist, so ist dirs leichtes Spiel.
> Nah' dich zu Gott, so naht er sich zu dir —
> Im ew'gen Raume sind der Welten viel.
> Wenn du im Troß beharrst, so bleibst du hier —
> Doch wenn Du liebst, so wird er dich erheben
> Vom Leben immer zu vollkommner'm Leben!

Ahasver ist eine Personification der Weisheit ohne Liebe; die Erde ist sein Element, er kann sie nicht verlassen, während eine an Verzweiflung grenzende Sehnsucht ihn dem Tode entgegentreibt. Er hat ihn überall gesucht, er

> Nahm Gift vom schlimmsten, das die Erde,
> Die Ewig-Giftgebärende, ihm bot.
> Er kämpfte mit der Thiere König, dem Löwen,
> Umsonst — er siegte wider seinen Willen.
> . . . . Ich stürzte mich
> In brennender Städte hochauflodernde Flammen —
> Umsonst — wohl fühlt' ich des Feuertodes Qual,
> Doch starb ich ihn nicht. . . .
> Ich sprang in den Mund des lavasprühenden Aetna —
> Umsonst — er spie mich aus — ich lebte noch.

Strahlen, der von ihm Gerettete, wird sein Schüler.

> . . Du hast mir dargethan,
> Daß, so wahr die Gottheit ewig walte,
> Auch unsre Seele ewig sich erhalte.
> Ich möcht' es glauben;
> Ich müßt' es glauben;
> Und dennoch wills mir nicht gelingen —
> Allzu mächt'ge Zweifel bringen
> Aus demselben Geist,
> Der zu glauben sich befleißt.

Hierauf erwiedert ihm Ahasver:

Nur der Zweifel führt zu echtem Glauben,
Das „Was" des Glaubens ist vermuthlich wahr,
Das „Wie" desselben ist unstreitig echt.

Strahlen wirft ein:

Nur durch den Körper wirkt der Geist —
Und es ist die Körperwelt,
Die mir hier so sehr gefällt.

Was ist mein Geist, wenn er die Körperwelt vermißt? Hierauf fragt Ahasver:

Wie heißt die Kraft, durch die der Menschenleib
Entsteht, gedeihet, wächst und sich bewegt?

Antwort. Die Lebenskraft! Sie bleibt der Seele — und:

Vermittelst dieser wunderbaren Kraft
Erschaffte sie sich ihren ird'schen Leib.
Vermittelst dieser muß sie auch
In andern Welten — einen Leib sich bilden.

Eine schöne, tiefe und neue Lösung des großen Welträthsels, die dem Verf. als Denker und als Dichter Ehre macht. Nicht Alles in diesem Drama ist in dem Maße didaktisch wie diese Stelle. Der dritte Akt liefert eine Legende und eine Parabel, die das Dichtervermögen des Verf. ebenso sehr bekunden, wie seine Denkkraft sich dort kund gab. Beide lehren uns zu glauben. Eine große Anzahl anderer ganz poetischer Stellen und die überaus tüchtige Auffassung der Charaktere (z. B. des Räuberhauptmanns und Pater Clemens) beweisen den Beruf des Verf. zum Dichter, und selbst zum dramatischen Dichter, wie gering auch die dramatische Wirkung dieses Stückes sei. S. 50 ruft der glückliche Strahlen aus:

Es lebe das Leben! . .
Voll Hoffnung und Streben
Dahin zu schweben
Durch Felder der Zeit —
Kann Schöneres geben
Die Ewigkeit?

Unbemerkt tritt Ahasver dazu und ruft:

Es sterbe das Leben,
Es lebe der Tod!
Das Leben, es ist wie ein buntes Kleid,
Dem Geiste zu eng, dem Körper zu weit,
Zusammengeflickt aus bemaltem Leid! —
Aber der Tod
Endet die Noth,
Ist seligern Tages Morgenroth! —

Wir beschließen diese Proben mit dem Zuruf an den Verf., uns bald wieder ein so gedankenreiches, poetisch-kräftiges und wohlgeformtes Bild zu liefern, wie dies ist. Mehr Uebung wird einige Härten des Ausdrucks wegschaffen und ihm diejenige Harmonie mittheilen, die ihm stellenweise noch fehlt.

12. Ruhestunden, oder dramatische, novellistische und poetische Aufsätze von C. C. Philotas. Erstes Bändchen. Noti Bodzaris. Die Reise ins Bad. Vermischte Gedichte. Danzig, Gerhard. 1830. 8. 16 Gr.

Eine Gabe, über welche der gute Zweck das „Weihe" sprechen soll. Außer einigen lyrischen Poesien, welche möglichst schwach, und einer Erzählung, die möglichst unglücklich ist, füllt: „Noti Bodzaris, ein historisches Drama in drei Akten" diese Bogen aus. Es ist merkwürdig, wie fruchtbar die danziger Niederung an Griechentragödien und Griechenerzählungen ist. Wir kennen bereits ein halbes Dutzend solcher Erzeugnisse aus dieser Gegend, alle so saftlos wie diese, doch nicht alle so bescheiden dargeboten. Bescheidenheit entwaffnet die Kritik, wie die Schönheit. Das dramatische Gedicht ist gut gemeint, auch die Verse gehen an; aber der Effect ist null, und von poetischer Bedeutung keine Rede. Der Griechengesang S. 57, eine Nachahmung des „Δεῦτε παιδία" von Rhizos, ist das Beste an der ganzen Sache.

13. Mein ist die Welt. Lustspiel in fünf Aufzügen. Von C. C. von Benzel-Sternau. Hanau, König. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein fünfaktiges Lustspiel mit einer echtdichterischen Unterlage gehört in unsern Tagen zu den Seltenheiten in unserer Literatur. Bei dem vorliegenden verkündet schon der Titel eine höhere Bedeutung, als sie in unsern Lustspielen gewöhnlich erstrebt wird; auch möchten wir dies Stück eher ein Schauspiel in Jünger'scher oder Schröder'scher Weise als ein Lustspiel genannt sehen. Denn streng genommen fehlt ihm, selbst seinem Zwecke nach, die komische Bedeutung. Es ist ein tiefsinnig und ziemlich ernstgehaltenes Bild des Widerstreits zwischen Ehrlichkeit und Weltglück oder Klugheit; derjenigen Klugheit nämlich, welche wie ein gewandter Spieler das Glück zu verbessern versteht. Hagbert, Bitter und Leonore stellen in verschiedenen Nuancen diese Weltklugheit, Waller, Rosalie und Arbinger Das dar, was ihr entgegensteht. Eigentlich schlecht ist keiner. Diese Elemente nun sind mit großem Geschick durch eine sinnreiche Intrigue in Conflict gebracht, sodaß am Ende Jeder findet, was er erstrebte. Hagbert hat die Million, den Orden und die Frau, Waller die Geliebte und die Ehre, und Wintermann, gewissermaßen der Chorus des Stücks, schließt das Ganze, indem er zu Waller und Rosalie sagt: „Geprüft und belohnt;" zu Hagbert und Leonore: „Unverbesserlich und reich;" zum Himmel: „Alter Freund, wessen ist die Welt? Unser ist der gute Wille! Und von zwei Paar Menschen eins edel! Wir wollen zufrieden sein!" Ein so ernstgemeintes Stück wäre selbst dann kaum ein Lustspiel zu nennen, wenn auch viel Humor an einzelnen Stellen darin ausgestreut wäre. Allein es fehlt daran durchweg, und selbst die muntern Scenen streben durchaus mehr nach Charaktermalerei wie nach Witz. Als ein charaktermalendes Schauspiel ist dies Stück eine ebenso seltene als zu lobende Erscheinung; alle Sittenbilder sind durchaus poetisch aufgefaßt, und von dem wirklichen Grunde gerade so weit emporgehoben, daß sie nicht zu bloßen Symbolen werden. Die Intrigue ist mit Meisterschaft so behandelt, daß das Interesse sich durch die ganze Länge des Stücks behauptet; der Dialog ist lebendig, und besonders ist Bitter, der in jeder Situation ein Sprüchwort bereit hat, um seine Schlechtigkeit zu verbergen, sehr glücklich ausgestattet. Wir hätten dem Ganzen etwas mehr Leichtigkeit, eine raschere Entwickelung, den Scenen etwas mehr Relief gewünscht, aber der Verf. ist in Gemälden dieser Art capitelfest, und in der glücklichen Verknüpfung, Unterbindung und Entwickelung der Fäden durch ein ganzes, ausgedehntes Gewebe hin wird es ihm heute nicht leicht Jemand zuvorthun. Bei der Darstellung dürften die allzu häufigen Apartés jedoch ein Hinderniß abgeben. Die Sprache zeigt viel Provinzielles, das gleichfalls wegzuschaffen wäre; aber das Ganze ist als ein echtes Conversationsstück um so schätzbarer, als diese Gattung von Dramen bei uns ganz unterzugehen droht. 105.

Memoiren der Herzogin von Abrantes. Aus dem Französischen. Erster bis vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 128.)

So interessant viele Züge aus dem Leben dieser Personen, und so anmuthig die Beschreibungen der Coterien jener Zeit sind, wo die Verf. ganz in ihrem Elemente ist, so wenig möchte ich ihren politischen Urtheilen beipflichten, denn weder sie noch ihre Mutter, welche Letztere mangelnde Kenntnisse durch geistige Lebendigkeit und Grazie ersetzte, haben den Gang jener großen Zeit verstanden.

So z. B. beseelt die Verf. ein offenbar übertriebener Haß gegen das Directorium, worin sie so weit geht, dessen gerechte Sache am 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wo Pichegru, nachdem er als General im verrätherischen Einverständniß mit dem Feinde gestanden hatte, als Präsident des Raths der Fünfhundert gegen die Republik verschworen war, zu verkennen, ja so-

gar demselben die Ermordung von Hoche beizumessen. Freilich versuchte Pichegru nichts Anderes zur Herstellung des Royalismus, als was Bonaparte am 18. Brumaire für sich selbst that, und so ist es wol natürlich, daß die Verf., während dieser Periode mit der Familie Bonaparte verbunden, später durch ihre Heirath mit Junot zu dem vertrauten Cirkel des sich bildenden consularischen Hofes gehörend, mithin stets umringt von Personen, welche diesem Tage Glanz, Reichthum und Rang verdankten, für die Gründe gewonnen werden mußte, durch welche der Sturz des Directoriums nicht als ein Verbrechen, sondern als eine lobenswerthe Handlung dargestellt wurde. Daher ist es erklärlich, daß die Verf. den Zustand der Mutter Napoleons am 18. Brumaire, wo sie ihre Söhne in Gefahr wußte, mit dem der Mutter der Gracchen vergleichen konnte, so heterogen auch das Streben der Kinder Lätitias und derer der hohen Cornelia war.

Um desto interessanter erscheint jedoch die Verf., wenn sie über die heterogenen Elemente, aus denen die geselligen Cirkel sich bildeten, wo tapfere, etwas ungehobelte Militairs mit alten Hofleuten und neuen Emporkömmlingen in wunderlichem Gegensatze sich bewegten, und es fast grotesk erscheint, wie Napoleon im grauen Ueberrock mitten im Tanzsaal als der Gott erscheint, welcher dieses Chaos geordnet hat. Selbst die Details der damaligen Feste, die Decoration der Säle, der genau beschriebene Putz der herrschenden Schönheiten, untermischt mit kleinen Anekdoten, sind erfreulich und charakteristisch. Auch in Bezug auf größere Begebenheiten, berichten diese Memoiren eigenthümliche Eigenheiten, wie z. B. über Napoleons keineswegs freundschaftliches Verhältniß zu Kleber, über die Verschwörung der Brüder Arena, welche die Verf. im Hause ihrer Mutter zu der Zeit ihres Unternehmens sah; über Moreau's zweideutiges Benehmen bei der Verschwörung von Pichegru, in welche er verwickelt war und die er nach ihrem Mislingen denunciirte, sowie über das erbärmliche Benehmen dieses Generals am 19. Brumaire, wo er sich zum Wächter der gefangenen Directoren Moulin und Gohier gebrauchen ließ, die ihm die ruhige, kalte Verachtung bewiesen, welche er verdiente, von denen Gohier, als Moreau ihm seine Entschuldigungen aufdringen wollte, ihn durch die Bemerkung: „seinem Degen fehle der Schlüsselbund des Kerkermeisters", wahrhaft niederschmetterte, überhaupt aber über Alles, wo die Verf. das Gehörte und Gesehene überliefert. Von Josephine berichtet uns die Verf. Vieles über das äußere Leben dieser, ganz ohne Verdienst zu einer Wichtigkeit gelangten Frau, schweigt über deren Verhältnisse zwischen der Hinrichtung ihres ersten Mannes, des Generals Beauharnais, bis zu ihrer Verheirathung mit Bonaparte, ist aber viel zu wahrheitsliebend, um sie, wie mehre neuere Schriftsteller in ihrer Adorationspassion thun, als eine Venus Anadyomene aus den Händen von Barras in die des Generals Bonaparte übergehen zu lassen.

Noch mehr führt uns der vierte Theil in das innere Leben der Familie Napoleons ein, welche übrigens keineswegs in innerer Eintracht lebte, indem fast alle Glieder derselben mehr oder weniger in einem gespannten Verhältniß zu Josephinen standen. Ihren Schwägerinnen hat daher Josephine den unfreundlichen Empfang ihres aus Aegypten heimkehrenden Gemahls, und die bekannte dabei stattfindende furiose Scene zu verdanken, denn ihren Einflüsterungen ist es zuzuschreiben, daß der General, welcher aus Aegypten kam, — — — — — — — — — — — —, an der Treue der Gattin beträchtlich zweifelte, und mithin, da ihm nicht wie dem Heiligen obligate Engel erschienen, um ihn eines Bessern zu belehren, wie ein Rasender wüthete und tobte. Da mehre Memoiren Junot beschuldigen, er habe in Aegypten durch unbedachte Worte den ersten Funken der Eifersucht in seines Feldherrn Brust geworfen, so hält es die Verf. für ihre Pflicht, durch Detaillirung der ganzen Begebenheit ihres Gatten Unschuld an der Herbeiführung dieser häuslichen Scene zu erweisen, welches sie übrigens recht con amore zu thun scheint. Als Bonaparte gleich nach seiner Heirath die italienische Armee commandirte, befand sich Josephine in Mailand, wo ein Adjutant des Generals Leclerc, der Lieutenant Charles, sie über die Abwesenheit ihres Gemahls tröstete. Aus schwesterlicher Besorgniß für die Ehre ihres Bruders, noch mehr aber wol aus weiblicher Unzufriedenheit, daß der hübsche Offizier nicht ihr seine Huldigungen widmete, scheint Mad. Leclerc einige Winke gegen ihren Bruder haben fallen zu lassen, wenigstens wird Hr. Charles plötzlich arretirt und von der Armee entfernt. Mad. Leclerc selbst schilderte der Verf. Josephinens Verzweiflung mit ironischer Theilnahme.

Als später Bonaparte im Orient kämpfte, und seine verlassene Gattin zu Malmaison hauste, tauchte Hr. Charles wieder empor und scheint des entfernten Helden lorberreiches Haupt mit neuen Kronen geschmückt zu haben; denn der mit Josephinen befreundete ehemalige Director Gohier, dessen Rechtlichkeit allgemein bekannt ist, foderte sie ernstlich auf, entweder der ihrem Rufe nachtheiligen Verbindung zu entsagen oder sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Zu keinem von beiden aber konnte sich Josephine entschließen, denn die Früchte von Napoleons Ruhm und Charles' Zärtlichkeit waren ihr gleich süß, und so konnte es nicht wohl fehlen, daß Napoleons Schwestern ihrem Bruder, welchen die ihm entgegenreisende Josephine überdies verfehlt hatte, diese mit geschäftiger Phantasie ausgeschmückte Intrigue zu Ohren brachten. Den Fürbitten der Kinder Josephinens gelang es indessen, die beabsichtigte tragische Othelloscene in ein Seitenstück zu „Menschenhaß und Reue" umzuwandeln, worin Josephine die bußfertige Eulalia meisterhaft spielte; jedenfalls ist es sinnlos, dem armen Junot Schuld zu geben, daß seine Indiscretion an den Quellen des Massouh-Diah dieses Intermezzo in Paris herbeigeführt habe. Uebrigens aber hatte der General es nicht gerade nöthig, in dem erwähnten Punkte übertrieben streng zu sein, denn in Aegypten hatte er, vermuthlich durch die Nähe von Jerusalem zu heiligen Gefühlen und dem frommen Wunsche angeregt, des Königs David ruhmwürdigem Beispiele zu folgen, einen Offizier, Hrn. Fourés, zum Urias auserkoren. Mit nichtssagenden Depeschen versehen, wurde dieser Arme nach Frankreich gesandt und genöthigt, seine hübsche Frau, welche ihm nach Aegypten gefolgt war, zurückzulassen. Fourés, überglücklich, zu einer Sendung gebraucht zu werden, welche ihm nach seiner Meinung eine glänzende Carriere eröffnen mußte, fiel in die Hände der Alexandrien blockirenden Engländer, deren Commandeur, welcher durch geheime Verbindungen alle Vorfälle in dieser Stadt, mithin auch das offenkundige Verhältniß des Obergenerals mit Mad. Fourés kannte, in einer Anwandlung von guter Laune den verunglückten Botschafter an das Land setzen ließ, wo diesem ein betrübtes Licht aufging, und gern hätte der Lieutenant ebenso laut getobt, als es später der Feldherr in analoger Bedrängniß that. Psychologisch interessant ist es, daß viel später der Kaiser Napoleon, als er mit Duroc die Austerlitzbrücke besichtigte und zufällig dem erwähnten Charles begegnete, plötzlich leichenblaß wurde und sich unwohl fühlte. Da Napoleon Josephinen längst nicht mehr liebte und, nach der Versicherung der Verfasserin, gerade damals mit der einzigen Frau, welche er jemals wirklich geliebt habe, in zärtlicher Verbindung stand, so beweist die starke Erschütterung beim Anblick des ehemaligen Nebenbuhlers die starke Aufregung verletzter Eigenliebe, welches widrige Gefühl nichts mit der Liebe gemein hat, so häufig es auch mit dieser verwechselt wird. Die Beschreibung des Lebens in Malmaison, dem Aranjuez des consularischen Hofes, schildert die Persönlichkeit Napoleons und seiner Familie oft sehr treffend, die vielen in die Erzählung verflochtenen Anekdoten sind oft ergötzlich, zuweilen historisch interessant, wie z. B. die tiefe Trauer Lucians, welcher, als er das Streben seines Bruders nach dem Throne früh erkannte, schmerzlich bewegt zu Frau v. Permon sagte: „Dieses beabsichtigte ich nicht am 18. und 19. Brumaire". Das ungeschickte Auftreten des übelberüchtigten Generals Santerre im Salon der Verf. gibt ein Bild dieses Wesens, welches scurril erscheinen würde,

wenn es weniger mit Blut befleckt wäre. Unter andern überliefert die Verf. ein recht witziges Calembourg von Napoleon, welcher bei der Heirath des übermäßig häßlichen, aber sehr reichen Herrn Bastarrèche mit einem äußerst hübschen, durch die reichen Geschenke des Bewerbers für ihn gewonnenen Mädchen das unpassende Paar sehr launig mit Azor und Zemiren verglich und von der Braut sagte: „Le présent lui fait oublier le futur.“

Zu wünschen wäre es, daß der Uebersetzer mehr den Sinn als die speciellen Worte vor Augen gehabt, um nicht durch zu sklavische Uebersetzung oft dem Style, noch öfter dem Sinne zu schaden, wie z. B. wenn er eine vornehme Frau von einem hübschen Jungen reden läßt, welche d'un joli garçon spricht, oder wenn er das Gespräch einer Mutter und Tochter, welches häufig vom Vous in Tu übergeht, im Deutschen nachahmt, wo das Sie und Du eine ganz andere Abgrenzung haben; noch mehr aber bei Stellen, wo wirklich der Sinn entstellt wird, wenn z. B. der Uebersetzer die ruhig zu Paris verbleibende Verf. plötzlich in ein anderes Land reisen läßt, während im Original offenbar gesagt ist: „Elle entre dans un pays nouveau“, sie tritt in ein neues Verhältniß, oder wenn einem Menschen vorgeworfen wird, „er sei ein Heizer“, welches gar keinen Sinn gibt, bis man erräth, es solle heißen, daß er zur Bande der Chauffeurs gehört habe, die bekanntlich damals wie in neuerer Zeit durch vielfache Mordbrennereien Frankreich in Schrecken setzten. 86.

Fragmens de géologie et de climatologie asiatiques, par *A. de Humboldt*. Zwei Bände. Paris, 1831.

Von allen neuern Reisen nach dem asiatischen Rußland, von denen wir die von Parot nach dem Ararat, von Kupffer nach dem Kaukasus, von Hansteen, Due und Erman nach Sibirien nennen, ist unstreitig die auf Veranlassung des russischen Kaisers im Jahre 1829 von dem Geheimrath Alex. von Humboldt in Begleitung der berliner Professoren Ehrenberg und Gust. Rose unternommene die umfassendste und einflußreichste auf das Gesammtgebiet der Naturwissenschaften. Ein herrliches Kleeblatt bildeten diese drei Männer, Humboldt, der berühmte Reisende und Naturforscher, Ehrenberg, der in dem letzten Jahrzehend einen großen Theil von Nordafrika in naturwissenschaftlicher Hinsicht durchforschte, und G. Rose, der ausgezeichnete und fleißige Mineralog. — In dem vorliegenden Werke sind nun die Resultate einzelner Forschungen, eine Reihe von Vorlesungen niedergelegt, die Herr v. H. nach seiner Rückkehr aus Asien in der berliner Akademie der Wissenschaften und in dem französischen Institut zu Paris gehalten, die zusammengestellt und mit Erläuterungen versehen, hier unter einem sehr anspruchslosen Titel erscheinen. Der vollständige Reisebericht jenes gelehrten Triumvirats wird unter dem Titel: „Reise nach dem Ural und den Gebirgen von Kolyvan, nach der Grenze der chinesischen Dzungarie und nach dem kaspischen Meere, auf Befehl des Kaisers von Rußland im Jahre 1829 unternommen von A. v. Humboldt, G. Ehrenberg und G. Rose“, erscheinen. Dieses Werk soll in drei verschiedene Theile zerfallen. Der erste davon wird sich mit der geognostischen und physikalischen Beschaffenheit des nordwestlichen Asiens beschäftigen und von Hrn. v. Humboldt in französischer Sprache redigirt werden; der zweite soll das Mineralogische und Geognostische; sowie das Reisetagebuch umfassen und wird von Hrn. Prof. G. Rose herausgegeben werden, sowie der dritte, botanische und zoologische Theil, vom Hrn. Prof. Ehrenberg; beide letzte in deutscher Sprache.

Der erste Band der „Fragmens“ enthält eine Abhandlung über die Gebirgsketten und Vulkane Innerasiens und über einen neuen vulkanischen Ausbruch in der Andeskette; ursprünglich deutsch (Poggendorff's „Annalen der Physik und Chemie“, Bd. 18), dann von Hrn. Eyrie ins Französische übersetzt. Eine Einleitung über die Natur vulkanischer Thätigkeit und ihre innere Verbindung mit den dynamischen und chemischen Erscheinungen, wie sie sich auf der Oberfläche des Planeten zeigt, von Hrn. v. Humboldt, geht dieser Abhandlung voran, die fortlaufend mit commentirenden Noten von Hrn. Klaproth begleitet ist. Die Mittheilung über die heißen Quellen des Alagoulsees und die Erscheinung des gasartigen Ausbruchs aus der Duybegrotte von Kazim Beg; über die Salzlager und Feuerquellen bei Baku von Hrn. Lenz, und eine Beschreibung des Altaigebirges nach der chinesischen Reichsgeographie und über die vulkanischen Erscheinungen in China, Japan und den übrigen Theilen Ostasiens, beide Abhandlungen von Hrn. Klaproth, dem eifrigen Forscher asiatischer Sprache, Geschichte und Natur, können ebenfalls als Ergänzung angesehen werden. Den Schluß des ersten Bandes macht sodann die Reiseroute des Hrn. v. H. in Innerasien, die ebenfalls mit Erläuterungen von Hrn. Klaproth begleitet ist.

Im zweiten Bande bilden eine Abhandlung über die Temperatur und den hygrometrischen Zustand in einigen Theilen Asiens, Untersuchungen über die Beugung der Isothermenlinien, sodann die Bestimmung der astronomischen Lage einiger Punkte in Sibirien, eine Notiz über den Goldreichthum des Ural, eine historische Notiz über die Reise des Hrn. v. H. nach Sibirien und über die Entdeckung der Diamanten am europäischen Abhange des Urals, endlich ein Brief des Hrn. Roulin an Hrn. v. H. über die neuen vulkanischen Ausbrüche in der Centralkette von Cundinamarca, den Inhalt.

Es würde zu weit führen und gegen den Zweck d. Bl. sein, Auszüge aus diesem höchst interessanten Werke zu geben, sondern wir müssen die Leser auf dasselbe selbst verweisen und dürfen dies um so mehr, da nächstens eine wohlfeile deutsche Uebersetzung von Hrn. Julius Löwenberg in Berlin erscheinen wird. 106.

Lesefrüchte.

Mittel gegen Abnahme der Bevölkerung.

Der Bischof Gregoire erzählt in seiner „Histoire des sectes réligieuses“ (Bd. I, Cap. 5), daß, als der Atheismus in Frankreich während der Revolution in voller Blüte war, ein Uhrmacher in Paris in der Section der Unité die Mädchen auffoderte, die Lücken, welche der Krieg unter der Bevölkerung gemacht hatte, wieder füllen zu helfen, und daß man in den Archiven des Ministeriums des Innern Nachweisungen der „Belohnungen“ finden müßte, welche man den unverheiratheten Müttern auszahlte.

Fast unglaublich.

Der Reichthum an Eisenerzen im brasilischen Thale das Furnas in der Provinz St.-Paulo ist so groß, daß die größte Eisenhütte der Welt mehr als hundert Jahre beständig hier schmelzen könnte, ohne daß es nöthig wäre, den Eisenstein bergmännisch zu gewinnen. (Aus Joh. Fr. von Weech's „Reise nach Brasilien“, I, 275, nach den Versicherungen des portugiesischen Obersten von Varnhagen.)

Das Olivenblatt.

Als im Jahre 1794 das spanische Cabinet wünschte mit der französischen Republik Frieden zu schließen, dies Verlangen aber nicht offen an den Tag legen wollte, so legte der commandirende General in eine Depesche an den französischen General Dugommier, welche die Auswechselung von Kriegsgefangenen betraf, ein Olivenblatt, um dadurch Spaniens Verlangen nach Frieden an den Tag zu legen. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 130. —— 9. Mai 1832.

Ueber Priesterhaß.

Wir sprechen, wenn wir von diesem Gegenstande reden, zunächst von denjenigen Ländern, wo die Priester als ein bestimmter Stand, eine abgesonderte, auf höhere Rechte, Vorzüge und Verehrung Anspruch machende Kaste sich den übrigen Menschen, die den verächtlichen Titel der Laien, der Ungeweihten, Der vom Volke tragen, entgegen ausgebildet und erhalten haben. Die Reformation hat bekanntlich unter den übrigen Wohlthaten, die aus ihr über die Menschheit verbreitet worden sind, auch diese Scheidewand niedergerissen. Und wenn unter den protestantischen Völkern der geistliche Stand noch ein gewisses Anrecht auf Autorität und besondere Achtung macht, so liegt dies nicht in dem Stand als solchem, daß sie dazu befugt zu sein scheinen, sondern in der ihm übertragenen ausschließlichen oder vorzugsweisen Beschäftigung mit der Religion und der Verwaltung ihrer Heiligthümer. Das hindert aber nicht, daß die Persönlichkeit des Einzelnen, der sich seines hohen Berufs unwerth macht, die gebührende Verachtung der Laien, die es freilich im eigentlichen Sinne hier nur relativ gibt, erfährt. Es kann nun nicht fehlen, daß diese Stellung der Geistlichen bei den vielfachen Wechselbeziehungen der Völker unter einander auf die der Priester der katholischen Länder von um so größern Einfluß sein mußte, je größer und unabweisbarer der Umtausch der neuern Ideen wurde. Alle, auch die verzweifeltsten Mittel, durch welche die Jesuiten, die Aristokraten des Priesterthums, vorzüglich bemüht waren, diesen Einfluß nicht allein zu hemmen und dessen Ausgeburten im Keim zu ersticken, oder, blüten sie schon, mit der Wurzel auszugäten, sondern einen Gegeneinfluß zu begründen, der jenen aufwiegen, ja überwiegen sollte, sind bekanntlich vor dem zürnenden Weltgeist in Nichts zerstoben. Von einem Lande wie England, wo eine sonderbare Zwitternatur aus der Stellung des Priesterthums geworden, wo sich die höhere Geistlichkeit, geborene Aristokraten und Verfechter ihrer Interessen, alle Mühe geben wird, sich nach dem alten Wahlspruch: beatus possessor, im Besitz zu erhalten, kann hier insofern nicht die Rede sein, als die eben in diesem Lande beginnende Katastrophe noch nicht vollendet ist. Doch ist bekannt, was hier für eine Stimmung gegen die Geistlichen herrscht. Sie hat sich so schlagend und unzweideutig gezeigt, daß man über ihren Charakter nicht in Zweifel sein kann.

Man kann es den Herren Lordbischöfen von 20—30,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte für Sinecuren nicht übelnehmen, wenn sie Alles aufbieten, sich und ihre Nachkommen in diesem bequemen quietistischen Genusse zu erhalten. Wenn Epikur nicht unglücklicherweise einige Jahrtausende früher gelebt hätte, so hätte er von diesen Herren ein vortreffliches Modell für seine Götter in intermundiis nehmen können. Vielleicht erleben wir — was übrigens Gott verhüten möge — einige Märtyrer für den ungetrübten Besitz. Und in der That, für welches Gut könnten sich die reichen Herren zum Märtyrertode mit Fug und Recht führen lassen, als für diese Pfründen, die sie so lange genossen, und ihre Nachkommen noch länger genießen können? Doch in den eigentlich katholischen Ländern spricht sich der auch hier schon lange erwachte Haß aus, je mehr die Geistlichen noch einen Einfluß oder Herrschaft zu erhalten suchen. Die Nachwehen der Reformation sind zwar großentheils mit ihren letzten Spuren vergessen; in vielen Ländern, wohin damals von Wittenberg und der Schweiz aus die Stralen des neuen Lichtes drangen, ist kein Schimmer mehr davon. Böhmen, Ungarn z. B., die so unsäglich viel Unglück für die Erhaltung der reinen Lehre erduldeten, scheinen es nicht mehr zu wissen, wie ihre Ahnen einst für ihren Glauben geblutet und gemordet haben, und bieten dem Reisenden, der dies weiß, dieselbe interessante Erscheinung dar, wie ein ein Pietist gewordener Freigeist. Doch der Vergleich hinkt etwas; denn Letzterer ist selbst die Frucht seiner eignen geistigen Verirrungen. Diese Völker sind aber durch lang fortgesetzte blutige Mittel wie ein wüthender Strom, der von seinen Gebirgen sich überschwemmend herabstürzt und ein neues Bette sucht, in das alte zurückgewöhnt, zurückgezwungen worden, und das gefährliche Andenken an die frühere Zeit hat man ausgetilgt. So schwer dies bei der Macht der Wahrheit und bei dem fortgesetzten Ideenumtausch mit protestantischen Ländern war, so leicht wurde es in denjenigen, wo die ansteckende Berührung entweder gar nicht vorhanden oder wenigstens sehr geringe war. Spanien, Portugal, Italien sahen auch die Ketzerei des Lutherthums plötzlich aufschießen und zeigten, daß viel Zündstoff vorhanden sei; aber

die plötzliche Explosion hinderte spätere größere und furchtbarere Ausbrüche. Karl V. und sein katholischer Sohn legten den Grund zu dem Austilgungssystem, das, schon früher begonnen, bis auf die neuere Zeit, wenngleich allmälig ermattend, fortgewirkt hat. Seine bekannte Abschiedsrede enthielt einen Aufruf: die novadores, die neue Häresie nicht aufkommen zu lassen und den Glauben der Väter rein und unbefleckt zu hören. Und das ließ sich sein Sohn nicht zwei Mal sagen; denn als blutige Beweise treten die tausend autos da fé in Spanien und den Niederlanden auf. Und wenn Alba sich in Antwerpen ein Denkmal errichten ließ mit der Inschrift um einen rauchenden Altar: Deo patrum nostrorum! und darunter: pietas; so war diese Pietät ganz im Sinne seines Herrschers und Derer, die ihn beherrschten. Doch schlug dasselbe Mittel in den beiden Ländern bekanntlich gar verschieden aus. Der schon tief gesäte Ketzersinn ward durch die von den benachbarten deutschen Ländern herwehende befruchtende Ketzerluft zur schönsten Frucht, während die kleinen Reformationswagstücke in Spanien mit leichtem Fuß zertreten wurden. Das katholische Volk jauchzte hier zu den Flammen der unschuldigen Schlachtopfer, und der König ließ sich und seinem Hofe zur Kurzweil sie wie Stierkämpfe und derlei Vergnügungen aufführen und kehrte gesegnet in seinen Palast mit dem süßen Bewußtsein zurück, für die Reinheit des Glaubens und für die Blüte der katholischen Kirche gesorgt zu haben. Wo das Volk, wie in Spanien, in seiner frühesten Jugend nichts sieht und hört als die tausendfachen Zeichen der heiligen Kirche und ihrer Diener, und wo es, wie hier, mit der Muttermilch den wüthendsten Ketzerhaß einsaugt und einen Unglücklichen, der hingerichtet wird, weil man für gut befindet, ihn als Ketzer zu verdammen, mit derselben Ruhe und mit viel unbeschreiblicherer Freude verbrennen sieht, wie wir etwa einen furchtbaren Mörder oder den gräßlichsten Verbrecher, da kann es nicht auffallen, wenn die Priester die irdischen Götter bleiben. Doch hat auch hierhin das Licht geschienen, das man einst im Ketzerdampfe zu verhüllen strebte. Die Herrschaft der Bourbons und der Einfluß der französischen Friseurphilosophie hatte eine Freigeisterei in Spanien erzeugt, wie sie im übrigen Europa nicht minder herrschte. Nur stand sie hier mit dem Bestehenden im lächerlichsten und widerlichsten Contraste. Zwar standen die Theater unter einer geistlichen Censurbehörde; aber diese beschäftigte sich mit untergeordneten und persönlichen Intriguen. Verblendet verkannten sie, wie leicht dieser religiöse Leichtsinn, der dort gepredigt ward, sich einmal gegen sie wenden könnte. Was Frankreich betrifft, so tritt wol in keinem Lande das religiöse Interesse mehr hinter das politische zurück als hier. Stets mit den chamäleontischen Gestaltungen ihres Staates, stets mit der augenblicklichen Gegenwart beschäftigt, um sogleich eine neue Gestalt in der nächsten Zukunft hervorzubringen, den Staat wie eine Kugel bald nach der einen, bald nach der andern Seite hinwälzend, sodaß die absoluten Gegensätze wie bei einer Wiege schaukeln, haben die Franzosen keine Zeit, sich um die Interessen des Jenseits zu bekümmern, oder thun sie es, so muß das mit so wenig Zeitverlust, mit so wenig geistiger Erregung und Anstrengung geschehen als möglich. Sie finden sich schnell mit dem Himmel und seinen Dienern ab, weil es doch so einmal Sitte ist. Und in diesem auffallenden Indifferentismus liegt vielleicht der Grund, weshalb Frankreich katholisch und atheistisch zugleich sein kann; und in einem solchen Lande konnte die bekannte Lehre entstehen und geglaubt werden: die Religion sei zur Bändigung des Pöbels erfunden; denn die Sache stand hier factisch so. Welche Form derselben nun am geeignetsten ist, als Gängelband des Volkes zu dienen — und das ist unstreitig die katholische — die mußte hier die übliche, allgemeine bleiben. Haben die Franzosen neuerdings über die Religion sich so duldsam ausgesprochen, so kann dies nicht verwundern; nur das, daß es nicht schon früher geschehen. Aber Vieles lebt schon viel früher, als es ausgesprochen wird, wie ein Kind lange vegetirt, ehe es seinen Namen erhält. Die einzige Bedeutung der Geistlichen ist hier eine politische, und diese ist bekanntlich nie unbedeutend gewesen. Wir brauchen nur darauf hinzudeuten, wie lange sich die Geistlichkeit in Opposition gegen die neue politische Form der Dinge erhalten hat, und wie sie bekanntlich noch wirkt, um den Haß zu erklären, der sich überall in französischen Werken findet. Wer nur ein wenig auf die neuesten Producte der französischen Literatur, namentlich die des Terrorismus, deren Losungswort l'horreur ist, geachtet hat, der wird bemerkt haben, in welchem Lichte die Geistlichen meist erscheinen. Die jenseitige Welt, deren Thürsteher und Zolleinnehmer sie sind, dient den Horreuristen wie weiland Hoffmann und seinen Nachahmern zum reichsten Stoff, und die gräßliche Art, wie diese Geschäftsträger des Himmels mit den heiligsten Dingen des Menschen handeln, Verbrechen auf Verbrechen häufen, macht uns vor Grauen beben und sträubt uns die Haare zu Berge. Aber der Jubel, mit dem diese Schilderungen vom Publicum aufgenommen werden, zeugt neben dem Reiz des Neuen und dem Eindruck und dem Zauber, den das Furchtbare immer auf das menschliche Gemüth macht, auch von der allgemeinen Stimmung gegen die Geistlichen. Wie alt sind die tausenderlei Witze, die schon immer auf sie gemacht sind. Die Menge von Volksliedchen, woran die ältere französische Literatur wie die der übrigen Völker so reich ist, enthält eine große Menge interessanter Beweise hiervon. Das ist aber nie aufgefallen, und die Geistlichen ignorirten derlei, wie eine alte Jungfer, in deren Gegenwart man viel von der Flüchtigkeit der Zeit, von Verblühen u. dgl. spricht.

(Der Beschluß folgt.)

Abgenöthigtes Wort der Zeit wider Anschuldigungen des Parteigeistes; an das deutsche Publicum von E. Münch. (Auch unter dem Titel: Denkwürdigkeiten von E. Münch. Erstes Heft. Uebersicht der publicistisch-literarischen Wirksamkeit des Verfassers im Allgemeinen.) Stuttgart, Hallberger. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Wir haben uns im Stillen schon lange gewundert, daß keiner unserer Publicisten, bei dem offenen Treiben politischer Par-

teien, welches seit dem Juli 1830 auch in Deutschland sich zeigt, es unternommen hat, das in sich selbst haltlose und sich widersprechende, unwürdige und verderbliche Unwesen dieser wüthenden Factionsmänner ebenso offen darzulegen und als Das, was es ist, zu zeigen. Zwar ist es hier und da im Einzelnen und mit Bezug auf gewisse Länder und Völker, gegenüber der Alles mit *gleichem* Maßstabe messenden Oppositionspartei zur Linken und zur Rechten, und namentlich gegen die Factionsmänner des terroristischen Liberalismus und revolutionnairen Sansculottismus geschehen; allein eine tiefer eingehende und die dabei unvermeidlich sich zeigenden ekelhaften Auswüchse schonungslos enthüllende ausführlichere Darstellung dieser Art ist uns wenigstens noch nicht vorgekommen. E. Münch war der Mann, der eine solche vor Andern uns geben konnte und dazu berufen war. Denn er selbst ist der Gegenstand wüthenden Parteihasses gewesen und als angeblicher Verräther an der Sache des Liberalismus besonders von den Ultraliberalen angefeindet worden; er selbst hat mitten auf dem Kampfplatze der Factionen an den Begebenheiten unserer Zeit als Schriftsteller und durch äußere Thätigkeit so lebhaften Theil genommen, daß er in einer parteilosen Darstellung der in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen ein treffendes Bild des Treibens jener Partei, die, wenn auch gerade nicht blos mit bösem Willen, doch auch nicht ohne Leidenschaft ihre Freiheitsideen verfolgt und Andersdenkende anfeindet und verdächtigt, aufstellen konnte. Dieses Bild mußte an Leben und Charakter wie an Einheit und Kraft dadurch nur gewinnen, daß es sich eben blos auf die *eine* Hauptperson, die in lebendiger Theilnahme mitten unter den Parteien gestanden hatte, auch in den einzelnen und unbedeutendsten Zügen bezog; und nur um so lebendiger und deutlicher konnte es in dem Spiegel, den eine solche Darstellung jener Partei vorhält, diese selbst und Einzelne derselben in ihrem zum Theil gewissenlosen und schändlichen, fast systematischen Treiben erkennen lassen.

Die vorliegende Schrift, als erstes Heft die Vorläuferin einer ausführlichern, die Münch unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (S. XIII der Vorrede gibt er dem zweiten Hefte als Anhang der eigentlichen Memoiren den Titel: „Aus dem Traume des Lebens und der Zeit; Skizzen, Vignetten und Auszüge aus dem Tagebuche eines deutschen Gelehrten von 1815—31"), nächstens herauszugeben gedenkt, enthält eine solche Darstellung, indem er nämlich darin im Voraus einige Aufklärungen über verschiedene Momente seines Lebens und seiner politischen Wirksamkeit dem Forum der öffentlichen Meinung übergibt. Er hielt sich dazu durch „wiederholte Ausfälle ungetreuer Freunde, welche, von politischer Parteiwuth verblendet, aller alten Rücksichten vergessen zu haben scheinen und zu unwürdigem Spiele die Hände bieten, und durch noch schnödere Verleumdungen hinterlistiger Feinde, welche alles Das, was ihrer persönlichen Leidenschaft und ihrem besondern Interesse frommt, für erlaubt halten mögen", gedrungen; er ließ sich dazu bestimmen, nicht so fest aus Anerkennung des moralischen Werthes seiner Gegner und der Gewichtigkeit ihrer Anklagen, als in der Ueberzeugung, dadurch am unzweideutigsten seine tiefe Ehrfurcht vor der öffentlichen Meinung, — „zu deren nunmehrigem Gegner", sagt er, „man gewaltsam mich stempeln will" — factisch zu beurkunden (S. 1). Sehr richtig sagt er ferner S. 2: „Immerhin sollte unserer Seele nur das *bessere* Publicum vorschweben; dasselbe ist zusammengesetzt aus edeln, großgesinnten, rechtlichdenkenden und vorurtheilsfreien Menschen *aller* Parteien und Farben, welchen die Fähigkeit sowol als die Absicht zugeschrieben werden kann, den Kern des innern Menschen und daraus auch sein Wollen und sein Handeln nicht nach einzelnen Bruchstücken und herausgerissenen Erscheinungen, sondern nach dem Zusammenhange des ganzen Lebens zu beurtheilen. Da jedoch auch dieses Publicum durch Unkunde einzelner Thatsachen sowie durch gleißnerische Scheingründe der Gegner irregeleitet werden und es ein ungerechtes Urtheil ebenso gut als der Pöbel (aus allen Ständen) bisweilen fällen kann, so ist getreue Uebersicht und Prüfung der Acten durchaus nothwendig." Und Münch fährt ebendaselbst weiter fort: „Die großen Verhältnisse, in welchen ich mich früher bewegt, und die schicksalsreichen Begebenheiten, welche an mir vorübergegangen und in deren Strudel ich oft wider Willen durch den Drang der Umstände oder durch die Consequenz der Grundsätze zum Theil selbst mit hineingerissen worden bin; endlich die innigen Freundschaftsbündnisse, welche mit trefflichen Männern jedes Standes und jeder Meinung durch ganz Deutschland mich vereinigt und noch vereinigen, haben mir ein Gefühl Dessen bewahrt, was ich mir schuldig bin und was ich ohne Unbescheidenheit von mir zeugen darf; ebendieselben haben mich auch der Nothwendigkeit überhoben, kleinliche Passionen und erbitterungsvolle Angriffe mit ähnlichen Waffen zu bekämpfen, oder gar vor spießbürgerlicher Gemeinheit und bornirtem Klatschgeiste geschreckt mich zurückzuziehen. Da ich stets nur mit den Bessern zusammengewirkt, so werde ich auch nur den Bessern Rede stehen, und zwar in derselben Sprache der Offenherzigkeit und des Freimuths, welche unter meinen Landsleuten oftmals Anklang gefunden, und der Selbstvergessenheit und des arglosen Vertrauens, als hätte ich keine Feinde und Verleumder vor und hinter mir lauern."

Wie man schon nach diesem dem Verf. in Ansehung des *Grundes*, welcher ihn bewogen hat, dem Publicum eine kurze, klare und getreue Uebersicht seiner öffentlichen Wirksamkeit als Publicist sowol wie als Gelehrter und des Zusammenhangs der Bestrebungen beider zu liefern, nur Recht geben kann: so muß man nun auch anerkennen, daß diese „abgedrungene Selbstvertheidigung gegen den Vorwurf des Abfalls von früher bekannten, constitutionnellen Grundsätzen" ohne Furcht, aber nicht ohne freimüthigen Tadel gegen sich selbst, wo es nämlich galt, „Schwächen und Irrthümer offen zu bekennen", geschrieben; daß sie nicht einseitig für seine Person, aber als kräftiges Zeugniß für seine Grundsätze und sein demgemäßes Wirken nun auch so abgefaßt und dargestellt sei, daß sie die Schmach und Schande des Angriffs und der Verleumdung auf die Urheber beider mit einer Macht, die sie selbst moralisch zu vernichten wol im Stande ist, zurückwirft. Wird freilich auch diese, in kräftiger Sprache der innern Ueberzeugung, wie man es bei Münch gewohnt ist, geschriebene Selbstvertheidigung und die, nie in Persönlichkeiten ausartende, dennoch offene und kräftige Darstellung neue Angriffe mancher Art und neue Verleumdungen hervorrufen: Münch kann sie ruhig abwarten, und er brauchte ihnen nur den Schild seines Selbstbewußtseins und Wollens entgegenzuhalten und sich mittels der gesunden Vernunft der Gutgesinnten zu schützen; doch fodert es auch die gute Sache der wahren Freiheit, daß er dann ebenso wenig schweige, sondern vielmehr ohne alle Schonung gegen Die, die Recht und Wahrheit und allseitige Freiheit so offen nothzüchtigen, von Neuem öffentlich verfahre. Das verlangt die gute Sache, und die Gutgesinnten fodern es von ihm zum Zeugniß für dieselbe.

Im Allgemeinen empfehlen wir die vorliegende Schrift allen Denen, die Münch näher kennen lernen wollen und, etwa aus dem Standpunkte des *Biographen*, ex officio dazu berufen sind, ihn näher kennen zu lernen. Er hat darin Dasjenige, was er in seiner Biographie und Charakteristik v. Rotteck's (1831) über Autobiographien gesagt hat, an sich selbst gezeigt und erprobt. In dieser Hinsicht können und wollen wir uns jedoch hier auf die Schrift weiter nicht einlassen; wir wollen es vielmehr der Galerie der Zeitgenossen im berliner „Freimüthigen" überlassen, dort nun auch einmal über Münch unter Benutzung der vorliegenden Schrift zu berichten. Was damit zusammenhängt, nämlich die *literarische* Seite desselben, so ist natürlich auch sie darin nicht übergangen worden; und wie Münch in dieser Beziehung seine literarische Wirksamkeit durch Mittheilungen über Veranlassungen zu einzelnen seiner Schriften, über seine Absichten dabei, über Schicksale einzelner und dgl. gleichsam commentirt, so hat er am Schlusse dieses ersten Heftes auch eine genaue Uebersicht jener Thätigkeit durch An-

gabe der erschienenen Werke seiner Feder beigefügt. Manches in dieser Hinsicht, nämlich in literarischer, gehört freilich noch der Zukunft Münch's an, insofern er vorhat, das oder jenes Werk erst künftig herauszugeben. So sagt er z. B. S. 26, daß er — abgesehen von seiner Ausgabe der „Opera omnia Ulrici Hutteni" (fünf Bände, Berlin, 1821—26) und der drei Bände: „Ulrich von Hutten's auserlesene Schriften, deutsch übersetzt" (Leipzig, 1823—24) — seit 1825 neue und wichtige Materialien zu einer vollständigen und kritischen Ausgabe sowie zu einer gründlichen Lebensbeschreibung des Ritters Ulrich gesammelt habe, die er auch künftig zu verarbeiten gedenke; so will er ferner, nach S. 40, bei Ueberarbeitung aller seiner historischen Schriften, ein vollständiges Geschichtswerk über Spanien und Portugal, unter Verarbeitung der für die alte und neue Zeit der spanisch-portugiesischen Verfassungen und Revolutionen gesammelten kostbaren und seltenen Materialien, liefern. Was dagegen seine frühere Absicht anlangt, einst eine vollständige Geschichte der Reformation *) aus den Quellen zu bearbeiten, ungefähr in einem Umfange wie das Gibbon'sche Werk, und dabei die drei Hauptrichtungen, Kirche, Staat und Wissenschaft, vollständig darzustellen (S. 27), so hat er, nach S. 28, aus mehren Gründen *diese* Absicht aufgegeben.

Wir beschränken uns hier im Besondern und in Betreff des eigentlichen Zweckes der vorliegenden *Selbstvertheidigung* nur darauf, die *einzelnen* politischen Hauptansichten Münch's, welche er für sich gegen Diejenigen, die ihn deshalb angefeindet und verdächtigt haben, vindicirt, und welche alle in gewisser Hinsicht entweder mit seiner Nationalität oder mit seiner literarischen Wirksamkeit genau zusammenhängen, kurz und der Hauptsache nach anzugeben; theils weil es an und für sich interessant und lehrreich ist, sie kennen zu lernen, theils um nun auch auf diese Weise ihre *Durchprüfung* von Seiten der Leser zu veranlassen und so den Zweck der Vertheidigung mit befördern zu helfen. Wir wollen, zu besserer Uebersicht, jene Ansichten unter einzelne Rubriken bringen und beginnen, da M., wie er S. 151 selbst sagt, nur über zwei Punkte vor der öffentlichen Meinung zur Rede gezogen werden kann, nämlich über seine niederländischen Verhältnisse und über sein Benehmen in reindeutschen Angelegenheiten, wol am füglichsten mit *Deutschland*. „Für Deutschland", sagt Münch S. 11, „hielt ich die constitutionelle Monarchie und die genaue Erfüllung der Bundesacte für das Zuträglichste. Bei aller Ueberzeugung von den Unvollkommenheiten ihrer Organisation schien mir dennoch die Menge der Gefahren, welche aus einer gewaltsamen Verbesserung hervorgehen würden, allzu bedenklich und durch die zu erreichenden Resultate schwer aufzuwiegen, besonders wenn ich die Divergenz der politischen Ansichten, die Schroffheit der einander gegenüberstehenden Parteien und die Unmöglichkeit der Verschmelzung der vielen Stammindividualitäten sowie der Ausgleichung zwischen den historischen Erinnerungen und den Theorien des neuen Staatsrechts unbefangener erwog. Somit vereinigten sich in meinem politischen Glaubensbekenntnisse: der Wunsch der Erhaltung des Bestehenden, die Belebung der durch den Bundesvertrag gegründeten Formen durch den Geist der Verfassungen und die Erhebung des Volkscharakters mittels Unterricht und Sitten, ferner die Sammlung der Nationalkraft und Vertretung derselben gegen das Ausland, und endlich die Unterwerfung aller Einzelzwecke unter den allgemeinen des Bundes." — Ferner S. 46: „Fortwährend hielt ich das monarchische Princip heilig; der Demokratismus in seiner Absolutheit war mir ein Greuel, wie er mir es noch ist, weil er weder in praxi ausführbar, noch die Opfer, welche er kostet und fodert, durch die Ergebnisse aufzuwiegen im Stande ist; ich verachtete gleich sehr die Heuchelei nach unten, welche mit den Grundsätzen für Rücksicht marktete, als die von oben, welche mit Rechten und Pflichten Komödie trieb. Ich verschmähte allen unlautern Zusatz und alle unnationale Buhlerei mit Parteien des Auslandes. Ich war stets von dem Hauptgedanken erfüllt: wir, die Deutschen, seien dazu bestimmt, durch die größte philosophische Cultur und religiöse Erhebung und Toleranz allen Völkern uns als das erste anzukündigen und in der Meinung zu erhalten. Wer mich anders verstand, hat mich unrecht verstanden." Diese Ansichten hatte Münch nun auch in seiner Schrift: „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft u. s. w." (1830), theils zum Grunde gelegt, theils geradezu ausgesprochen. Er spricht S. 122 fg. der vorliegenden über die Umstände, unter welchen er jene Schrift abfaßte, und sagt da bei dieser Gelegenheit unter Anderm: „Weil jedoch längere Zeit (nämlich nach den offenbaren Rückwirkungen der Julirevolution auf Deutschland) außer einigen wenig besagenden Broschüren nichts erschien, was die Hauptfragen berührte, und jede nur um einzelne Nebenpunkte sich drehte, ins Innere der Krankheit aber, welche den Bundeskörper befallen, nicht einzudringen wagte, so entschloß ich mich, in freier und starker Sprache Dasjenige zu erörtern, was meiner Ansicht nach vor allem Andern gründlich und mannhaft und als durch die Nothwendigkeit geboten zu besprechen war, u. s. w." „Die Schrift war stark", fährt er S. 124 fort, „und bitter in mehr als einer Stelle; aber das Uebel, über dessen Heilung die Aerzte damals so höchst verlegen standen, war es nicht minder. Ich habe darin die Mängel der Bundesorganisation gerügt, aber für die Erhaltung und Stärke des Bundes gesprochen, in einem Augenblicke, wo man ihn nicht nur von unten, sondern vielleicht selbst von oben preisgeben wollte; ich habe nicht die Hegemonie Preußens constituiren wollen, sondern blos die Nothwendigkeit dargethan, daß im Fall eines Angriffs von Außen eine der Großmächte, durch freie Convention der übrigen temporair und mit hinlänglicher Gewalt ausgerüstet, sich an die Spitze stelle, um sich selbst und die übrigen desto besser und kräftiger zu vertheidigen; ich habe eine Reorganisation des Bundes, aber mit größter Schonung aller Individualitäten und auf völlig loyale Weise, allen vorhandenen Souverainetäten unbeschadet, in Anregung gebracht, somit ein ganzes Jahr vor der Welcker'schen Motion u. s. w.: wie kann man mir nun von der einen Seite Beeinträchtigung der bestehenden Ordnung, oder von der andern Mangel an deutschem Sinne vorwerfen?" *) „Meine Handlungen und Schritte", sagt er S. 137, „bis zur Mitte des verflossenen Jahres (1831) flossen aus der einen Quelle der Erhebung und Einigung meines Vaterlandes; wo ich transigirend und abfallend Einzelnen *erscheinen* mochte, waren es blos Versuche der Versöhnung und Vermittelung zwischen den Extremen und zur Abwehr der Folgen einer uns drohenden furchtbaren Reaction; und eine zahlreiche Partei aller Cultur- und Freiheitsfreunde handelt hierin mit mir einstimmig."

(Der Beschluß folgt.)

*) „Ich ersah schon früher in der *Reformation* nicht Das, was man gewöhnlich darin ersieht, sondern etwas von allen irdischen und kirchlichen Formen Verschiedenes und über sie Erhabenes, den großartigsten Triumph der Vernunft und Geisteskraft, die zweite Offenbarung des Christenthums, für Katholiken und Protestanten von gleicher Bedeutsamkeit und Folgenreihe, eine Auffoderung zur Anstrengung gegen jede Versumpfung." (S. 23, 24.)

*) Ueber jene Schrift Münch's hat sich unter Andern Prof. Schneller (in Freiburg im Breisgau) in einer Rec. in den „Allg. polit. Annalen", 1831, Juli, besonders bitter, sowie über Münch's Person selbst, ausgelassen. Einzelne seiner politischen Urtheile der neuern Zeit, die mit andern frühern im Widerspruch zu stehen *scheinen*, werden geradezu den veränderten persönlichen Verhältnissen zugeschrieben, und dieser Widerspruch wird offen dem „Hofbibliothekar" auf Rechnung gestellt. M. scheint in Dem, was er hier S. 121 Anm. selbst ohne Bitterkeit sagt, auch jene Rec. im Sinne gehabt zu haben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 131. —— 10. Mai 1832.

Ueber Priesterhaß.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

Die alten Märchen und Volkserzählungen führen uns alle Augenblicke einen lüsternen Pfaffen vor, der sich für sein Cölibat in dem Ehebette eines seiner geistigen Schäflein oder auf dem Felde schadlos halten will, und dabei oft arg abgekühlt und durch die List seines Schafes überrascht wird. Das gehörte zu den Lieblingszügen, die sicher beim Volke Beifall fanden. Denn es rächte sich für die Strafpredigten und die gemächliche Ruhe, die sie jenen beneiden mochten, und redeten und lachten, wo es ihnen vergönnt war. War dies auch nie so bös gemeint, so schadete es doch. Das Volk hörte es mit derselben innern Zustimmung, wie man z. B. das berliner Publicum in dem neuen Stücke: „Die Lichtensteiner", die Stelle immer und zwar scheinbar mit warmem Eifer und wahrer Begeisterung beklatschen hört, wo Wallenstein sagt: „Der Luther, der dies Buch verdeutscht, war auch ein wackrer Held!" Damals verhallte so etwas in den weiten Hallen der alleinigen Kirche. Aber nachdem sich nun so viele aus dem Schoose derselben entwundene Millionen Schäflein ihrem Krummstabe entzogen haben, und Jahrhunderte lang lose Reden geführt sind, da ist die Sache gefährlicher. Einer meiner Freunde erzählte mir, er sei in Brüssel als Protestant mit mehren katholischen Freunden in der gewöhnlichen Absicht einer Procession gefolgt, weil sie viel Ausbeute für schönheitgierige Blicke darbot. Plötzlich fängt ein starker Regen an die fromme Gesellschaft in die vier Winde zu zerstreuen. Sie folgen gallopirend, weil ihre schönen Sterne dem Sacramente folgten, demselben auch, und versichern, manchen Spaß gehabt zu haben. Die Priester retiriren sich mit ihrem schönen Anhängsel in eins der Gasthäuser, die seit undenklichen Zeiten ihnen so anstößig gewesen wie dem Mephisto das Kreuzeszeichen. Einer der jungen galanten Freigeister wendet sich zu einer Dame mit der Bemerkung: der Wirth sei doch vielmehr Christ als die Priester. Auf die erstaunte Bemerkung: Monsieur!! — fährt er fort: Bedenken Sie, der Wirth verschließt ihnen in ihrer Noth nicht seine Thüre so, wie diese ihm die Thüren des Himmels. Er ist ein Heiliger!! — Man kann sich denken, was diese gottlosen Reden für verschiedene Wirkung gemacht. Manche lachten, die Mädchen wurden roth, wie immer bei Freigeistern, die Geistlichen wurden es wo möglich auch, aber vor Wuth strebten sie der Gestalt der Hähne nach und machten ein Kreuz vor diesem Ketzer und Teufel, der im Wirthshause, in das der Regen sie getrieben, ihnen die Hölle so heiß machte. Dergleichen Züge passiren häufig, und die Priester gleichen alten Schulmeistern, denen die Unarten der Jungen über den Kopf wachsen. Ihr Unwille wächst mit ihrer Ohnmacht. Mit ihr aber auch der Muthwille der Laien bei ihrer Schwäche, oder ihr Haß derselben, wenn sie, was ihnen einzig übrig bleibt, auf geheimen Wegen sich rächen und zu Mitteln ihre Zuflucht nehmen, die die Verachtung der Gebildeten, selbst der Edlern sich zuziehen müssen. Dahin gehören auch die lustigen Kupferstiche und andere Bilderchen, wo das geheime Treiben der Geistlichen entlarvt wird. Man sieht z. B. einen jungen Geistlichen belauscht, der bei einem äußerst frugalen Mahle sich Kräfte sammelt zur angenehmen Unterhaltung mit einem gefälligen Mädchen, und dergleichen zu Tausenden. Müssen wir solche Dinge misbilligen, und die Regierung bedauern, die solche Ausbrüche eines knabenhaften Muthwillens nicht hemmt, so sind sie einmal Facta und zeugen, wie es um Die steht, welche sie verfertigen, und welche sie kaufen und bewundern. Der Verleger solcher Sächelchen ist unbedingt immer im Vortheil: aber man sieht, wie weit dieser Pfaffenhaß eingerissen ist. Daran knüpft sich uns ein anderer Schimpfholzschnitt, der uns neulich zu Gesichte kam. Sehr sinnig war hier die große Brüderschaft der Absolutisten und der Pfaffen, el pacto del trono y del sacerdocio, in Verbindung mit den schauerlichen Geistern der Unterwelt dargestellt. Da sah man die besternten Aristokraten und die Inquisitoren und Großinquisitoren ihre gräßlichen Torturen, Reckungsmaschinen und Foltern anwenden, um den neuen Geist zu bannen. Es war ein so gräßliches Bild, daß ich immer fürchtete, es möchte mir im Schlafe wieder vorkommen, und mich freute, es mit wachen Augen gesehen zu haben. Es war eines Victor Hugo oder eines Verfassers des „Todten Esels" würdig und sicher aus einem ähnlichen Hirn entsprungen. Die lebendige Anschauung aber, die der Verf. von den Greueln eines höllenartigen Inquisitionsgerichtes — manche Meister sollen ja ihre Darstellungen der Hölle von solchen Gerichten und gewiß mit vielem Glück entnommen haben!! —

zeigt, möchten vermuthen lassen, daß er zu jenen geflohenen Spaniern gehörte, die den glühenden Nationalhaß mit in die Fremde genommen haben, und ihn in Schrift und Zeichnungen oder in ungestümer Rede gegen ihr unglückliches Vaterland auslassen. Dieser spricht sich namentlich in einem ausführlichen Briefe in der „Historia veridica de la Judit Española“ aus, ein Werk, das wol verdiente, in Deutschland bekannter zu sein. Es enthält die Erzählung von einem unglücklichen Schlachtopfer der Wuth eines Erzbischofs, dessen lüsternen Wünschen sie sich nicht preisgeben wollte. Vorzüglich interessant ist es aber wegen des Geistes, in dem es geschrieben ist, und welcher als Denkmal eines Priesterhasses dasteht, den Viele in Spanien selbst fühlen mögen, aber nicht laut werden lassen dürfen. Denn ein Sprüchwort lautet:

> Las cosas de inquisicion
> No las digas ni las cuentes:
> Que no saben todas gentes
> Como son.... Chiton!...

Und dies Chiton! stille, stille! hält jeden Mund gefangen. Rührend ist eine Stelle, wo die unglückliche Tochter an ihren Vater schreibt: „Hier einzutreten ist keiner sterblichen Seele vergönnt, wie wenn unser Verbrechen, wahr oder erdichtet, wichtiger wäre als die eines Räubers, eines Mörders oder eines Banditen. So muß ich denn schweigend mein Schicksal ertragen: darf nicht einmal meinen Mund öffnen, mich darüber zu beklagen. Welch' ein Unglück! Glücklich ihr, die ihr in öffentliche Gefängnisse geworfen, euch in euerm Unglücke getröstet seht, euern Schmerz frei in den Busen eurer Verwandten niederlegen könnt, und so das harte Schicksal, das euch eure Verbrechen bereitet haben, mildert! Glücklich ihr Störer der gesellschaftlichen Ordnung; ihr wißt, wer euch anklagt, wer euch Vertheidigung erlaubt, ihr habt Menschen zu Richtern, nicht....!“ Aber unverhohlner bricht die Wuth ihrer Verwandten, namentlich ihres Geliebten aus. An einer Stelle wird erzählt, wie dieser mit einem Geistlichen in Gesellschaft ist. „Gestern nach Tische kam zufällig das Gespräch auf das Unglück meiner Geliebten; und da wir Alle über ihr Loos uns beklagten, bemerkten Se. Ehrwürden mit vieler Förmlichkeit: daß, gesetzt, die heilige Inquisition habe sie gefangen setzen lassen, wir mit ihrem Unglück kein Mitleid haben müßten, dieweil die Inquisitoren auf ihr Gewissen verpflichtet wären, die Verworfenen zu züchtigen. Der heilige Petrus, fügte er hinzu, hat den Ananias und die Saphira gewaltsam sterben lassen, einzig, weil sie nicht alle ihre Güter den Aposteln zur Verfügung ließen. Ich wollte antworten, aber der Graf kennt meine Heftigkeit und winkte mir zu schweigen, sodaß Se. Ehrwürden, da er keinen Gegner fand, sein Geschwätz fortsetzte, bis der Graf die Geduld verlor und bemerkte: „Ich sehe, daß nach Dem, was Ew. Ehrwürden eben bemerkten, wir mit unsern Nächsten kein Mitleid haben dürfen!“ „Das Mitleid erstreckt sich nicht auf die Bösen. Um euch zu überzeugen, schlagt die heilige Schrift auf, und ihr werdet sehen, daß Moses ohne Gnade dreiundzwanzigtausend Menschen, welche die Gottlosigkeit besessen hatten, das goldene Kalb anzubeten, würgen ließ (die Schrift erzählt nur von 3000 Menschen, und diese Zahl ist auch schon ansehnlich!). Seht fernes die Kananiter! Gott selbst befahl den Juden, als er jene vertrieb, daß sie alle ohne Rücksicht des Alters und Geschlechts erwürgen sollten. Und um sie bei dieser heiligen und sacramentalischen Handlung zu unterstützen, ließ er den Jordan zu seiner Quelle zurückkehren, ließ er die Mauern beim Schmettern der Posaunen zusammenstürzen, ließ er die Sonne stille stehen, ließ er“ — „Ich begreife diese Wunder nicht, und sie widerstreben mir!“ — „Und warum? Sagt der Erlöser selbst nicht in der heiligen Schrift, daß er gekommen sei, das Schwert zu bringen.“

(Der Beschluß folgt.)

Abgenöthigtes Wort der Zeit wider Anschuldigungen des Parteigeistes; an das deutsche Publicum von E. Münch.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Ueber seine niederländischen Verhältnisse verbreitet sich Münch S. 55—120 u. S. 131—136 sehr ausführlich, mit Klarheit und Freimuth, „auch Das nicht verschweigend“, sagt er S. 131, „was wider mich benutzt werden könnte“. Noch mehr im Zusammenhang und im Einzelnen werden es die eigentlichen Denkwürdigkeiten thun, „vielleicht auch als dritte Vertheidigungslinie — der Briefwechsel“ (S. 131). Namentlich in Ansehung seiner Ansichten von der belgischen Opposition und von der daraus hervorgegangenen Revolution von 1830 ist Münch, theils an und für sich, theils weil sie mit andern seiner Ansichten nicht übereinstimmen und nur eine Folge seiner Stellung in den Niederlanden sein sollten (so meinten nämlich seine Gegner), hart angefeindet und geschmäht worden. So sagt z. B. Schneller in der angeführten Rec. S. 82: „Belgien könnte Hr. Münch besser als tausend Andere schildern als Augenzeuge vom Standpunkte des Weltgeschichtforschers; aber er schreibt jetzt immer als Bibliothekar im Haag und als Biograph der Nassauer.“ Und doch ist vielleicht keine wichtigere politische Thatsache der neuesten Zeit so schief und einseitig beurtheilt worden, als die belgische Opposition und Revolution von den Gegnern Münch's und seiner Ansicht über dieselbe; und viel richtiger wäre es, diesen Gegnern den Vorwurf des Widerspruchs mit sich selbst und der Inconsequenz zu machen, als Münch! Wie dieser sie beurtheilt (hier, gleichsam in nuce, S. 132 fg.), aus vielfacher Bekanntschaft und langer Erfahrung in der Nähe, darf als bekannt vorausgesetzt und es braucht auch daher hier nicht wiederholt zu werden. „Umgeben“, sagt Münch S. 120, „von den zahlreichen Opfern der unglückseligen Ereignisse in Belgien, in genaue Kenntniß der Dinge auf dem Schauplatze der Wirren und von den reinen Absichten des Königs gesetzt, schrieb ich so, wie Herz und Geist es mir geboten, ohne Auffoderung und Befehl, ohne Ueberredung und Vorliebe für die Holländer, unbekümmert um Beifall und Tadel der Minister und Diplomaten, denen die Gründe meiner Vertheidigung nicht selten wenig zusagen mochten, mit Berserkerzorn bisweilen über die Verletzung alles Vertrauens und aller Treue erfüllt, darum glühend im Hasse einer unredlichen und überflüssigen Revolution, wie sonst und damals und auch jetzt noch in der Liebe gesetzlicher Freiheit.“ Und S. 131 bemerkt er: „Ich habe in meinen niederländischen Verhältnissen dieselben Ideen und Maßregeln vertheidigt, welche bis zum Jahre 1828 von allen Liberalen gebilligt und von dieser Periode bis jetzt von einem sehr großen Theil für und für festgehalten, und theils gepriesen theils gerechtfertigt und entschuldigt worden sind. Ich habe mehrfach und in verschiedenen Epochen öffentlich erklärt, daß die Opposition und ihre Häupter andere Dinge im

Schilde führten, als ihre Organe, die Journale, behaupteten; ich habe die Union und ihre Absichten schon zwei Jahre *vor* der Revolution bezeichnet und die Folgen des Concordats entwickelt; und nunmehr haben die belgischen Häupter und die Journale hinter einander Alles Das *selbst eingestanden*, was ich ihnen ehemals vorwarf, und was sie damals als verleumderisch von sich ablehnten; eine Menge der griefs sind seither nicht nur als unstatthaft und als bloße Mystificationen erkannt, sondern von den Erben der Revolution fortgesetzt, und dieselben Maßregeln, deren bitterer und vergifteter Tadel der Opposition einst die Hauptstärke verliehen, sind von den jetzigen Machtgebern ebenfalls beliebt und angeordnet worden. Die alten Häupter der Revolution werfen sich selbst die nämlichen Dinge, und viel stärkere noch, täglich nun vor, welcher ich sie von Anfang an, theils in den Facten, theils in den Intentionen, beschuldigt hatte u. s. w." Es mag stark sein, aber es ist wahr — so weit es hier nur auf die *innere* Wahrheit ankommt — was Münch S. 105 mit Bezug auf die belgische Revolution und auf die vielen raffinirten Schändlichkeiten von Belgiern gegen den König von Holland sagt: „Es gibt gewisse Rücksichten, die auch der wildeste Parteigeist nicht verletzen darf; wer dieselben überschreitet, kann zu dem Ruhm einer *genialen Bestialität* sich empor- oder vielmehr hinunterschwingen; aber das geläuterte Gefühl aller edlern Menschen wird gegen den Dieb sich erheben, welcher das Vertrauen im Schlafe mordet und aus genossener Wohlthat sich einen Freibrief zum Verrathe fabricirt." „Ich finde daher", schließt Münch S. 136 seine Mittheilungen über die niederländischen Verhältnisse, „über Alles, was ich den Belgiern Nachtheiliges that, so wenig Skrupel, daß ich vielmehr meinen Kampf wider sie zum größten Verdienst auch jetzt noch mir anrechne und blos im *richtig* verstandenen Interesse eines *geläuterten* Liberalismus gewirkt zu haben glaube." Was die schändliche, kleinliche, oft wahrhaft lächerliche Art und Weise anlangt, wie M. seit 1828, Anfangs als Prof. des Kirchenrechts in Lüttich und später als Bibliothekar des Königs im Haag, in *Belgien selbst* angefeindet und verleumdet worden ist, so mag man darüber, wie widerlich es auch theilweise ist, die Schrift selbst nachlesen; und auch Das, was darin S. 97 fg. über van Maanen und über Münch's — ebenfalls vielfach verdächtigtes — Verhältniß zu demselben gesagt wird, kann hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden. Die unbefangene Nachwelt wird auch hier richtiger sehen und urtheilen als die befangene Gegenwart, und sie hat in Ansehung der belgischen Revolution schon Manches in ein helles Licht zu setzen begonnen.

Frankreich. „Ich stelle nicht in Abrede", sagt M. S. 115, „daß auch *ich* mit stürmischer Freude die Sonne der Julistage begrüßt habe; und ich habe meine Empfindungen darüber öffentlich kundgegeben. Es war vor Allem das Ende der unerträglichen Geistestyrannei und der jesuitischen Inquisition, eines Drucks der Dummheit und Beschränktheit auf das Herz unsers Welttheils, was mich mit unbeschreiblichem Frohlocken erfüllte; und dies ist auch einer der bleibenden und reellen Gewinnste der pariser Revolution in der Geschichte der Humanität und Aufklärung; ich setzte ihn und setze ihn noch über alle andern reinpolitischen, — und fürwahr! *dieser* Gewinnst wird dauernd bleiben, wenn nicht der Wahnsinn der Einen dem Unsinn der Andern bei den ermüdeten Völkern einst das Wort reden und das letzte Uebel ärger als das erste werden wird. Mein eigenthümlicher Ideengang und das Werk meines Lebens, die Bekämpfung ultramontanen Zwingjochs, stellten mir gerade *diesen* Standpunkt als den interessantesten hin. Wer will darüber mit mir rechten? — Ich war niemals Theoretiker des Repräsentativsystems im strengsten Sinne des Worts gewesen, und einzelne Theorien und Formen schienen mir nur insofern möglich und anziehend in der Verwirklichung, als durch religiöse Emancipation und sittliche Cultur die Völker reif hiefür sich zeigen, nicht etwa aber blos die Leidenschaften Einzelner auf den umgestürzten Altären neue Götzen sich selber aufstellen würden. Darum stand ich zwischen der allzu weit ausgebildeten *Bewegung* meines Freundes Rotteck *) und der allzu sanften *Reformation* meines Freundes Pölitz in der Mitte; das linke Centrum war meiner Neigung der zusagendste Platz. Ich gestehe frei heraus, daß eine liberale Politik, welche die herrlichen, von uns Allen so hoch einst gefeierten Männer Royer-Collard, Guizot, Thiers, Dupin und die mannhaftern und edlern Doctrinairs mehr als Philister und Apostaten behandelte und mishandelte, für mich wenig Reize hatte; und der Plan einer europäischen Reorganisation, gegründet auf völlige Austilgung des Bestehenden und durch allgemeine Erschütterung aller bisherigen Verhältnisse durchgeführt, schien mir kaum der großen Opfer werth, welche man bald so ungestüm foderte, besonders aus *dem* Grunde, weil ich das Resultat für *unmöglich* hielt."

Was *Polen* anlangt, so lehnt Münch S. 126 den gegen ihn ins deutsche Publicum geschleuderten bittern Vorwurf, daß er nichts *für* die Polen, daß er sogar *gegen* sie geschrieben habe, von sich ab. **) „Ich habe", sagt er, „zum Besten der Polen kräftige Worte ertönen lassen, das Schicksal ihrer Nation beklagt und den Ruhm ihrer Helden gefeiert, ehe noch viele sentimentale Maulhelden von neuestem Datum dem großen Zuge in voller Sicherheit sich angeschlossen. In dem Sendschreiben „Deutschlands Vergangenheit" prophezeite ich, ehe noch ein deutscher Publicist den Mund dazu aufgethan, die Nähe einer polnischen Revolution, ob ich gleich die „Aristokratie", wie der Erfolg auch bewiesen hat, als den Vorkämpfer dabei, mit richtigem Blicke hinstellte. Ich sprach freilich von demselben durch Oestreich in Italien zu gewinnenden *Danke*, welchen Rußland sich von Polen verdient; allein war denn dies ein Verbrechen und ein Servilismus? Muß nicht jeder Unbefangene einsehen, daß jene Stelle sich auf die Wiederherstellung eines Königreichs Polen (wenn auch in verkleinertem Maßstabe), auf die von den eifrigsten Polen selbst nicht geleugneten Verdienste des Kaisers Alexander und auf die Verbesserung der Lage des dritten Standes, der allerdings in der russischen Periode zum ersten Mal emporgekommen war, und über welchen die Stimmen im Reichsrathe während der Revolution so höchst verschieden und bisweilen so äußerst seltsam und illiberal klangen, — einzig und allein beziehen konnte? u. s. w."

Schweiz. „Das Ganze, was die Schweiz darbot und darbieten konnte, sah ich — dafür nicht selten von geliebten Freunden und tüchtigen Patrioten geschmäht und verkannt — als einen abgerissenen Theil der germanischen Gesammtnation an, dazu bestimmt, einst mit derselben, wenn auch blos födera-

---

*) Von Diesem — den Münch immer nur mit verdienter Anerkennung, als seinen Lehrer, erwähnt, auch wenn ihn Verschiedenheit der Ansicht von demselben trennt, sagt er S. 9 aus *der* Zeit, da derselbe noch sein Lehrer in der Politik war: „Damals und längere Zeit noch wirkte und foderte er stets zur Mäßigung auf und warnte die Jünglinge vor Ueberspanntheit und Uebereilung." — Nach 1830 haben freilich Manche einen liberalern Liberalismus geltend machen wollen und von Andern, oft mit Einseitigkeit, gefodert, als *vor* 1830. So z. B. der Verf. der Schrift gegen Krug: „Für Polen und Freiheit" (1832). Was aber motivirt für den *wahren* Liberalismus jenen Unterschied? Höchstens in der Art und Weise, im Sinne des Liberalismus sich *auszusprechen*, ist einer vorhanden.

**) Der Dichter A. de Lamartine sagte in seiner im Sept. 1831 verfaßten Schrift: „Sur la politique rationnelle" (Brüssel, 1831), S. 61: „Les massacres de Varsovie et l'assassinat des généraux trahissent dans cette révolution même cette main hideuse de la démagogie aveugle et sanguinaire, qui souille tout ce qu' elle touche: du jour, où le crime se montre dans une cause populaire, cette cause périt etc." Ist er dafür von der franz. Kritik gesteinigt und von den excentrischen Polenfreunden moralisch erdolcht worden? Und was für ein Gericht würden diese *vor* dem September 1831 über Aufsätze *gegen* Skrzynezki und die polnische Aristokratie, wie der von A. Gurowski im „Ausland", März 1832, gehegt haben?

tiv und als Bundesglied (und ebenso die Niederlande), wieder vereinigt zu werden. Die Trostlosigkeit der politischen Lage der Schweiz, deren Lostrennung von Deutschland ihr selbst kein unabhängiges Interesse verbürgt, sondern vielmehr sie zum Spielball der Parteien im Innern und der fremden Politik nach Außen gemacht hat, während sie die Stellung des übrigen Reichskörpers schwächte, scheint selbst nach den neuesten partiellen Revolutionen von eifrigen Eidgenossen mehr als zuvor anerkannt, und meine damalige Idee mehr als gerechtfertigt worden zu sein; auf jeden Fall war sie eine patriotische, nationale und unverdammliche, und die Richtung, das deutsche Interesse dem französischen oder irgend einem particulairen der einen und andern Großmacht entgegenzustellen, der Beachtung einsichtsvollerer Vaterlandsfreunde, bei aller Eifersucht auf nationale Selbständigkeit, nicht unwerth" (S. 10).

Was andere Seiten der europäischen Politik anlangt, so bemerken wir hier nur noch die Ansicht Münch's, welche er S. 123 bei Gelegenheit Dessen ausspricht, was er über die Veranlassung zu seiner Schrift: „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft", sagt, daß damals „nicht nur die deutschen und niederländischen Interessen allein zu erwägen waren, sondern auch diejenigen des allgemeinen Weltfriedens, die Erhaltung der Cultur gegen Einbrüche neuer Anarchie, der Nationalindividualitäten theils gegen eine kosmopolitische Propaganda oder Militairdictatur von Südwesten, theils gegen absolutistische Hegemonie von Norden, und endlich der Continentalunabhängigkeit gegen den egoistischen und treulosen Polypen der Politik des Seetyrannen, hinfür ernstlicher bedacht werden sollten." In dieser letztern Hinsicht bemerkt er noch S. 133: „Auf jeden Fall erheischt Deutschlands Ehre und Sicherheit, daß nicht der eine seiner ehemaligen Gebietstheile (Belgien) eine englische oder französische Colonie, der andere (Holland) aber Schützling oder Vasall irgend einer nordischen Macht oder ein vom Continent abgetrennter Robinsonsstaat werde." Darum — „ohne als Lobredner des wiener Congresses aufzutreten, wie man mir vorgeworfen hat, betrachtete ich die Gründung des Königreichs der Niederlande als eine politische Nothwendigkeit, damit eine Schutzmauer gegen Frankreich auf jener Seite vorhanden sei" (S. 133). — Was aus dem J. 1828 die Cölibatsaffaire, den sogenannten antikatholischen Verein und den Bisthum Baselschen Concordatshandel anlangt, „drei Dinge, welche man mir immer vorzuwerfen sich beeilte", so genügt es, dies mit Bezug auf Das, was Münch S. 34—36 darüber sagt, hier nur anzudeuten; und in Ansehung der Reformation der katholischen Kirche bemerkt er S. 23, daß er für „die Nothwendigkeit einer Emancipation des Katholicismus im Geiste des Urchristenthums und mit Unterstützung der durch den Protestantismus gewonnenen, edlern Religionsbegriffe" bereits auf der Universität begeistert worden sei.

Es ist nicht zu verkennen, daß E. Münch, wie die Sache eines besonnenen Liberalismus in dieser Schrift an seiner eignen Person vertreten, so auch den Apologeten des nach Deutschland verpflanzten und so oft einseitig von den Anhängern eines andern als besonnenen Liberalismus verhöhnten, juste milieu gemacht hat. Wir wollen, da solche Benennungen schon in gewisser Hinsicht eine Einseitigkeit sind, und obgleich wir uns ebenfalls in demselben Grade als einen warmen Anhänger des Liberalismus bekennen, in welchem wir gleichwol gegen jedes Extrem und also für die vernünftige mediocritas uns erklären, dies ganz auf sich beruhen lassen: denn Jeder mag nach seinem eignen besten Wissen und Gewissen zusehen, auf welcher Linie er sich zu halten habe, damit er auch an Das selbst, was wahr und recht ist, sich halte; Jeder, der gesunden Herzens und Kopfes ist, mag danach auch, frei und ohne Zwang, seine eignen Ansichten sich bilden. Freiheit des Denkens, Prüfens und Glaubens, wie in Ansehung der Religion, so auch auf dem Gebiete der Politik! Denn auch der sogenannte politische Liberalismus ist kein abgeschlossenes System, zu dem, auch streng im Einzelnen, sich Jeder bekennen müßte, der sich im Ganzen dazu bekennt: er gleicht nicht dem Prokrustesbette, in dem ein Jeder mit jeder Ansicht nach gleichem Maßstabe gemessen werden müßte: er kann nicht in der Einerleiheit und Gleichmäßigkeit aller Ansichten, wie sie im Allgemeinen der Geist jener Freiheit bedingt, bestehen. Um dieser Freiheit willen muß man sich auch gegen jeden Absolutismus der liberalen Ideen, gegen jeden Despotismus des Liberalismus erklären: der eine wie der andere ist in seinen Mitteln und in seiner Anwendung ebenso schlecht als der Despotismus, der offen auf Knechtschaft abzweckt, und nur in dem, oft blos ostensibeln Zwecke unterscheidet er sich von diesem. Darum müssen wir nun auch die Urtheile der excentrisch-liberalen Freunde der Freiheit als Urtheile zurückweisen.

Oder — könnte es wirklich das Resultat ruhiger Prüfung sein, Münch des Illiberalismus und Servilismus (da nun einmal diese Wörter da sind) anzuklagen? kann sich der wahre Liberalismus herausnehmen, die Grenze im Einzelnen so genau zu bestimmen, über welche hinaus der Liberalismus aufhöre, dies zu sein? macht nur das Jota den Liberalismus dazu? und ist Irrthum im Einzelnen ein Verbrechen? Und — wenn Münch das Folgende sagen kann, weil es auch in Beziehung auf ihn die innere Wahrheit für sich hat: zeugt es etwa für die Illiberalität, zeugt es gegen den Liberalismus seiner Gesinnungen und politischen Ansichten? „Ich habe", sagt er nämlich S. 137, „den Zorn der Könige und Diplomaten nicht gefürchtet; darum fürcht' ich auch jetzt den Grimm der Parteien und die Vorwürfe der Exaltados nicht. Ich habe die Rechte der Völker zu allen Zeiten vertheidigt, besonders dann, als es Gefahr bringen mochte; ich werde auch die Rechte der Könige vertheidigen, da wo sie mir zu hart angefochten scheinen, und wo die Vertheidigung Gefahr von anderer Seite nun bringt. Die unterdrückte Partei ist es, welche stets auf mich zählen kann. Niemals werde ich von der Sache des Volkes mich trennen, niemals den Principien des Absolutismus huldigen, niemals den Anmaßungen privilegirter Kasten das Wort führen; aber ich habe auch Muths genug, vor Verkennung und Verfolgung terroristrender Doctrinen nicht zu erzittern, und die Ideale meiner Jugend in ihrer Reinheit, und die durch sorgfältigeres Studium der Geschichte, durch tieferes Eindringen in die großen Verhältnisse der Zeit, durch genauere Kenntniß der menschlichen Leidenschaften, durch klarere Ansicht von den Bedürfnissen der Parteien und der Unhaltbarkeit der Extreme gewonnenen und gereiften Grundsätze mit meinem Blute zu besiegeln, sollte ich jemals dafür einstehen müssen." In der That! da es sich hier nur von Vertheidigung gegen Angriffe handelt, und da von Unbefangenen nicht geleugnet werden kann, daß Münch der Gegenstand oft unwürdiger Angriffe politischer Parteiwuth und schändlicher Verleumdung von Seiten einer verketzernden Glaubensdespotie geworden ist, in der That kann man nichts Besseres thun als ihn an die Beispiele Anderer, wie Arndt, Krug, Lindner, denen es in der jüngsten Zeit zum Theil ebenso, und oft ebenfalls mit Unrecht, wie ihm selbst gegangen ist, zu erinnern und ihm, manchem solcher Angriffe gegenüber, das Sprüchwort der Türken: „Der Hund bellt die Karavane an, aber sie zieht ruhig vorüber!" vorzuhalten, im Uebrigen aber für ihn anzuführen, was der darmstädter früher sogenannte Demagoge, G. K. Hofmann (s. dessen „Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten", erste Lieferung, S. 100) sagt: „Die Verdächtigung Andersgesinnter ist eine schmutzige Waffe, die kein Mann von Ehre je ergreifen wird. Selbstsucht, Vorurtheil, Gleichgültigkeit muß gestraft, muß verfolgt, die Ueberzeugung dagegen überall geachtet werden. Wer Jeden, der das Wohl des Vaterlandes auf anderm Wege sucht, einen Heuchler, einen verkappten Volksfeind, einen Quasipatrioten schimpft, ist ebenso gut ein Ketzermacher u. s. w." — Doch — manum de tabula! Den weitern Heften aber der „Denkwürdigkeiten" Münch's sehen wir begierig entgegen.*) 30.

*) Wir erhalten soeben noch einen, freilich etwas verschieden lautenden Aufsatz über Münch's Schrift, den wir nächstens mittheilen werden. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 132. — 11. Mai 1832.

Ueber Priesterhaß.

(Beschluß aus Nr. 131.)

„Und in der That", fuhr der Geistliche fort, „die Verfolgungen unserer Tage bedeuten wenig, und daher kommt es, daß die Gottlosen unserer Tage so sehr gegen das heilige Officium schreien. Wenn man allen Juden, Ketzern und Ungläubigen das Leben nähme, wenn man sie verbrennte, so hörten wir nicht so viel Gotteslästerungen. Elias ließ ein Dutzend ungestälteter Wölfe kommen, um die 42 Buben zu verschlingen, die die Frechheit gehabt hatten, ihn Glatzkopf zu nennen. So muß es die Inquisition machen. Offenen Krieg dieser ganzen vermaledeiten Brut! Aber zum Unglück! hat sie angefangen, etwas mild zu werden, und darum entarten die Sitten; die Schamlosigkeit fängt an ihr Haupt zu erheben: die Gottesfurcht wird immer mehr verschwinden und die Gottlosigkeit zunehmen. Wir sehen jene berühmten autos da fé nicht mehr, wobei zwei- oder dreihundert Menschen mit einem Male verbrannt wurden. Das war ein Gott wohlgefälliges Schauspiel!!" — „Ich bin kein Theologe; aber wie es mir scheint, so kann die Religion nie Verfolgung vorschreiben." — „Die Verfolgung ist, wie Ihr gesehen habt, ein göttliches Recht." — „Das göttliche Recht kann sich durchaus auf nichts gründen als auf das natürliche Gesetz. Wir haben ein natürlich Princip: thue Keinem, was du nicht willst, daß er dir thun solle. Ich weiß also nicht, wie nach diesem Grundsatz ein Mensch soll das Recht haben, zum Andern zu sagen: Glaube, was ich glaube, sonst stirb durch meine Hand." — „Aber die heilige Schrift" — „Ich achte und verehre sie: aber ich glaube nicht, daß die Thatsachen, die Ew. Ehrwürden anführen, wirklich für uns Pflicht seien." — „Zu allen Zeiten ist es ein Verbrechen gewesen, nicht an die in dem Lande, wo man lebt, herrschende Religion zu glauben. Lest deshalb die griechische und römische Geschichte. Sokrates starb wegen seines Unglaubens auf dem Schaffot." — „Verzeihen Ew. Ehrwürden, darüber läßt sich Vieles sagen. Ich habe sie gelesen, aber gesehen, daß keines von diesen Völkern eine Meinung, welcher Art sie auch sei, für Verbrechen gehalten u. s. w." — „Die Römer waren Heiden: aber wir sind Christen." — „Das ist sehr wahr: aber darum ist es doch kein Verbrechen, nicht an die Religion des Landes zu glauben, in dem man lebt. Denn sonst müßten wir unsere alten christlichen (arianischen) Vorfahren tadeln, welche nicht an die der Römer glaubten, sogar ihre Verfolger rechtfertigen." — „O das gehört hier nicht her. Jeder weiß, daß die Sekten Werke der Menschen sind und die einzig wahre, himmlische ist die katholisch-apostolisch-römische." — „Da also unser Glaube himmlisch ist, muß er sich erhalten durch Haß, Wuth, Gefängniß, Einziehung der Güter, Tortur, Todesstrafen, Flammen?" — Dieser Streit geht so weiter fort; wir brechen aber damit ab, und der Schluß ist der gewöhnliche, furchtbare: „Wenn Sie weiter fortfahren, so gehe ich sogleich zum heiligen Officium! u. s. w." „Diese verruchten Priester sind es, die die Menschen verderbt haben", heißt es weiter. „Feinde des menschlichen Geschlechtes, Feinde gegen einander, unfähig den süßen Trost der Gesellschaft zu fühlen, haben sie Aberglauben und Fanatismus fortgepflanzt. Was können wir von ihnen erwarten, die die heiligen Bande des Blutes und des Vaterlandes zerreißen, die Gott zu dienen glauben, wenn sie seine Wohlthaten misbrauchen oder verabscheuen, ihr Leben betend, seufzend, singend und weinend hinbringen, sich selbst und das Leben verabscheuend, das die Natur zu erhalten befiehlt. Selbst unglücklich in ihren Zellen, denken sie immer nur daran, die übrigen Menschen auch unglücklich zu machen. Das sind unsere Gewissensrichter? Denen schütten wir unsere Herzen aus? Können wir uns ihnen zu Füßen werfen, ihnen unser Vertrauen schenken, ihnen unsern Jammer öffnen, von ihren Lippen heilsamen Trost hoffen, und sie wie Halbgötter anbeten? u. s. w." Seinem Bruder, der selbst zum heiligen Officium gehörte, antwortet er: „Ser unhumano (und diesen Titel rechtfertigt derselbe, indem er nicht allein für die Befreiung der unglücklichen Braut seines Bruders nichts thut, sondern diesen sogar denuncirt). Die Geschichte zeigt uns kein Volk, wo der Vater durch das Gesetz verpflichtet wäre, seinen Sohn zu denunciren, noch der Sohn, seinen Vater anzugeben, noch der Bruder seinen Bruder anzuklagen, noch die Gattin, ihren Gemahl zu verderben. Ihr habt die Völker so verblendet, daß es euch gelungen ist, die Stimme der Natur zu unterdrücken, wenn euer Vortheil es heischt. Ihr fingt damit an, euch für Ausleger des göttlichen Willens auszugeben: wie bevorzugte Wesen, mit denen die Gottheit ausschließlich verkehre.

Die Leichtgläubigkeit des Pöbels unterstützte euch und eure Wunder. Gott stellt ihr als Tyrannen dar, schmückt ihn mit allen euern furchtbaren Leidenschaften, mit Zorn, Haß, Rache, machtet aus ihm ein grausames Wesen, das sich über Menschenblut freue, und in seinem Zorn unversöhnlich sei: bildetet einen Ort, wo ihr jede Art von Tortur und Strafen, ein verzehrend, ewig Feuer, Zangen, Messer, Lanzen, Schwefel, Bratspieße, nagende Würmer und eine Menge Teufel, als Diener des rächenden Gottes anhäuftet, bestimmt, den größten Theil des Menschengeschlechtes zu quälen. Ihr bildetet einen Gott, den Tyrannen der Erde ähnlich, um ihre Laster zu vergöttern, und die Menschen daran zu gewöhnen, ihre Ungerechtigkeit und ihre freche Gewalt zu dulden. Nachdem ihr solchen Gott fertig hattet, ward es euch nicht schwer, die Menschen zu überzeugen, daß ihre Fürsten seine Stellvertreter auf der Welt seien, und daß ihr Ansehen von Gott komme, und daß es eine Sünde gegen Gott sei, dem Tyrannen den Gehorsam aufzukündigen. Als Stützen des Despotismus habt ihr das Vorrecht, euch auf Kosten der Geblendeten zu bereichern. Das ist der Vertrag zwischen Thron und Priesterthum: täuschen und verblenden! herrschen und rauben! So habt ihr fast alle Güter an euch gerissen und die Welt unterworfen. Ein schöner Beweis dieser Wahrheit ist das neueste Beispiel des unversöhnlichsten der Tyrannen, der Geißel unsers zweiten Vaterlandes, der Niederlande, der sich mit der größten Freude auf den Balkon begab, um eine Menge von Opfern seiner Wuth verbrennen zu sehen: der kein Mittel unversucht ließ, um euch eure Existenz zu sichern, unter der Bedingung, daß ihr als niedrige Werkzeuge seiner ungerechten Pläne dienen solltet." In diesem heftigen, oft übertreibenden Tone geht der Brief fort. An andern Stellen wird derselbe gemisbilligt. Aber der leidenschaftliche Charakter, der dem Werke das Dasein gegeben und sich durch die meisten Briefe hindurchzieht, bleibt vorläufig eine merkwürdige psychologische und historische Erscheinung. Vielleicht wird eine neue Zeit, die so leidenschaftlich vorbereitet und von der andern Seite ebenso leidenschaftlich zurückgedrängt wird, hervorbrechen. Der Menschenfreund zittert vor einem solchen Augenblick. Denn wie lange vorher schon furchtbare Zeichen dem vernichtenden Ausbruche des Vesuvs oder Aetna vorhergehen, die die Umwohner mehr in Schrecken setzen als jene schauerlichen Naturerscheinungen selber: so mögen wir in den angeführten kurzen Andeutungen dieser drohenden Stimmung Vorzeichen einer furchtbaren Katastrophe ahnen, die viele Tausende verschlingen, in Blut empfangen, erzeugt und genährt werden wird, bis aus dem blutigen Morgenroth die goldene Sonne der Wahrheit hervorstrahlt und die Verschonten erleuchtet. Scheint es doch, als wenn auf der Erde nichts Edles und Großes auf friedlichem Wege gelingen kann! Tausende müssen erst ihr Blut verspritzen, und oft sogar für Jahrhunderte vergebens, denn die Palme, um die sie bluteten, ward ihnen entrissen! Aeußerlich scheint Spanien ruhig. Die Regierung weiß, welche Ruhe es sei, nicht die, durch die erquickt man zum neuen Leben erwacht, sondern eine Todtenruhe, aus der aufgescheucht Schrecken des Weltgerichtes hereinbrechen, eine Stille wie vor dem Gewitter oder dem Toben des Vulkans. Sie sucht es zu beschwören: ob mit Glück?? Das ist eine große Frage. In Frankreich fing man auch mit dem Priesterhaß und dem Spott über das Heiligste an. Der Charakter des Spaniers möchte, glühender, fanatischer, als der des Franzosen, Scheusale erzeugen, gegen die Robespierre und Marat Schulknaben wären! Zur Zeit der Cortes kam schon ein Werk: „La inquisicion sin máscara", zu Cadiz heraus, das freilich nichts bietet, als was die Welt weiß, aber wichtig ist, insofern es in Spanien herauskam, und Gesinnungen ausspricht, die unsere Besorgniß rechtfertigen mögen. In unserm Briefe heißt es: „Felipe II. entreyó à su hijo unico al poder arbitrario y tiranico de la Inquisicion para poder gozar à su futura esposa... El principe heredero do la corona de España sufrió una morte ignominiosa. El Cardenal Granvella autorizó con sua presencia y consejos la perfidia mas espantosa, y el Papa con una absolucion general cubrió los horrorosos crimenes de los Ministros del trono y del altar. Fernando VII. le excede en sus vicios. Caligula, Tiberio y Neron fueron menos inhumanos y mas agredidos." Mit der größten Bestimmtheit deutet der Verfasser dieser Erzählung auf eine baldige Umwandlung der Verhältnisse hin. „Zum Glück des menschlichen Geschlechtes", heißt es irgendwo, „ist die Inquisition verabscheut, hasta de las gentes mas sencillas de España, Portugal y Napoles. Su ruina será pronta, segura, infalible: esta es el grande objeto de los hombres juiciosos, y de los liberales". Der König heißt sehr oft el inquisidor coronado, und von den Mönchen wird behauptet, sie seien reine Werkzeuge in seiner Hand. Hier also beschränkt sich der Priesterhaß großentheils auf das heilige Officium. Die übrigen Priester sind dagegen oft, namentlich vom Volke sehr geliebt, während sie natürlich, wie wir früher sahen, mit Gebildeten in gar ernste Wortgefechte gerathen, wo sie leider ihre Blöße nur zu sehr zeigen.

In Italien, dieser uralten Wiege der Freigeisterei, das in Bezug auf seinen Katholicismus viel Aehnlichkeit mit Frankreich hat, wie es bei der fortdauernden Einwirkung desselben auf die in Italien herrschende Geistesrichtung nicht auffallen kann, steht es anders. Schon bei dem Aufblühen der Wissenschaften zeigte sich hier durch das Studium der Alten geweckt eine lebhafte Opposition, die die geistige Ueberlegenheit gebildeter Laien, die leichte Art, die Geistlichkeit zu entlarven und in ihrer traurigen Nacktheit zu sehen, die Nähe des verderbten Roms, die Art, wie man zu den höchsten Aemtern hinaufschlich u. s. w., nährte und steigerte. Bestimmt als Haß scheint sich der Muthwille über die Schwächen der Geistlichen hier selten ausgeprägt zu haben. Geißelungen mußten sie sich gefallen lassen, wenn beißende Satyre sie zu ihrer Zielscheibe machte. Erasmus, Giordano Bruno z. B. schonten sie nicht, und so groß der Einfluß ihrer Geißel sein mochte: es mußte ihn Letzterer mit seinem Leben büßen, und die Sache blieb beim Alten. Wenn Dante schon in seinem Eifer Päpste in der

Hölle mit den größten Martern belegt und seinen Haß auch sonst gar deutlich durchblicken läßt, so ward sein Werk doch nicht verboten, denn es konnte nicht so viel schaden, wie es der Kirche nützte. Man hatte Päpste, deren Schilderung die Protestanten nicht gut übertreiben konnten, denn ihr Charakter war schon die gräßlichste Uebertreibung: dagegen auch höchst achtbare Männer. Und so beurtheilt man den ganzen Stand, nachsichtig gegen seine Mängel, witzelnd und scherzend über seine Fehler. Dies wird überall der Fall sein, wo der Stand nicht so scharf in das politische Leben eingreift, und durch Härte, Fanatismus und Herrschsucht Haß erzeugt und nährt. So wie er sich aber in einen engern Bund mit der politischen Macht setzt, Partei macht, so muß er natürlich den nothwendigen Fluch dieser Abirrung von seinem hohen Berufe tragen. Daher spricht sich der allgemeine Unwille über den Orden auch in katholischen Ländern aus, der ein so bestimmtes Geschäft gerade daraus macht, und Clemens XIV. konnte es, ganz den Geist der damaligen Zeit kennend und ihm trauend, wagen, ein Experiment wie neuerdings der Sultan durchzuführen, und diesen Orden, die Janitscharen seines Stuhls, aufzulösen. Das Andenken eines solchen Mannes wird immer gesegnet bleiben, und gewiß wird jeder Edle seine Briefe mit großem Interesse und Verehrung lesen.

Wie die Stimmung in Portugal gegen die Priester ist, kann nach dem eben Bemerkten nicht zweifelhaft sein. Wie es mit Spanien in Sprache, Sitte, Religion und Politik fast immer in der engsten Verbrüderung gestanden, so auch hierin. Die Gesinnung des Volks gegen die Priester sprach sich oft genug blutig aus, und wenn die Geistlichkeit des Miguel Thron unterstützt, so verfolgt sie ihren Vortheil. Denn der Sturz seines Thrones könnte sie leicht zertrümmern. Kein Wunder, wenn er in geistlichen Reden und Lobgedichten ebenso wie ein Gesegneter des Herrn gepriesen, wie im Stillen von den stummen Unterthanen verabscheut wird. Einen deutlichen Beweis von der herrschenden Stimmung der gebildeten Portugiesen gegen die Priester enthält ein Gedicht: „Dona Branca"*), worin sie eben nicht im herrlichsten Lichte erscheinen. Es ist natürlich nicht in Portugal, sondern in Paris gedruckt, obwol nicht von einem Flüchtling, sondern der Verfasser soll in Lissabon ein ansehnliches Amt bekleiden, obgleich der Titel, wie die „Briefe eines Verstorbenen", es eine obra posthuma nennt. Von der einen Seite wird der Haß der einzelnen Mönchsorden lächerlich gemacht, von der andern erscheinen die auftretenden Priester mit all jenen saubern Eigenschaften, die man ihnen oft mit Unrecht vorwirft. Sie sind scharf, bitter, aber ausgezeichnet geschildert, wie denn das Gedicht bedauern läßt, daß die Muse Portugals so gedrückt und gehemmt ist. Wir könnten sicher herrliche Blüten von einer glücklichern Zeit, der dies Land entgegengehen möge, erwarten. Die Hauptfigur ist ein widerliches Gemisch von geistlichem Hochmuth, Heuchelei und niedrigen Verbrechen, sodaß der Teufel, der ihn nach der Darstellung besessen hat, in ihm gewiß ein würdiges Wohnhaus gehabt haben muß. Die Schilderung seiner Austreibung ist nicht minder fürchterlich wie das gemeine Verbrechen, das er an einer übergetretenen Maurin begeht. Wo man solche Bilder entwirft, da kann die Stimmung nicht sehr günstig sein, was denn auch ein Journalstreit, den der bekannte Macedo neulich mit Hülfe der Macht durchführte, hinreichend rechtfertigt. Vielleicht davon nächstens etwas Näheres.

6.

*) Vgl. Nr. 98 u. 99 d. Bl. D. Red.

Hermann Cruse.

Wie jeden Menschen, jeden Stand, jedes Geschlecht gewisse Eigenthümlichkeiten auszeichnen, so jedes Zeitalter. Jene entspringen aus der Natur, Lage, Erziehungsweise und dem Bildungsgange, und empfangen durch diese zum Theil ihre Richtung, ihren Werth für die Gegenwart und ihren Einfluß auf die Folgezeit. So ist's gewesen, so wird's bleiben. Unser Zeitalter scheint mehre Eigenthümlichkeiten zu vereinigen. In jedem Dunkel, das ihm aufstößt, Licht zu suchen, mit aller Kraft dasselbe zu erringen und dann das Gefundene auf alle Weise und nach allen Seiten hin zu verbreiten, scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben. Seine tiefern Sprach- und Geschichtsforschungen erleichtern sein Streben und vererben auf die nächsten Jahrzehende, wenn es über dem Fernliegenden das Nahe nicht übersieht, einen Bildungsstoff, durch dessen Be- und Verarbeitung die Universalität des Wissens (Encyklopädismus) ungemein gewinnen muß. Es ist Zeugniß und Beweis der Bescheidenheit und der Dankbarkeit, wenn vorzüglich jüngere Philologen, als Lehrer an Gymnasien, ihren Blick auf die Entstehungsgeschichte derselben und ihre ersten Lehrer fallen lassen, die Spuren ihrer geistigen Thätigkeit rastlos aufsuchen, sich an ihrem Beispiele erbauen und Andere zur Nacheiferung aufmuntern, und wir danken dem in ihnen wohnenden guten Geiste im Namen der Mitwelt, auf welche sie segnend einwirken. Mit Vergnügen machen wir unsere Leser auf eine kleine Schrift: „Hermann Cruse, als Schulmann und Dichter; nebst vielen zur Geschichte der Rheinlande gehörenden historisch-literarischen Andeutungen. Ein pädagogisch-literarischer Versuch von J. K. Leber-Hantschke" (Elberfeld, Becker, 1831, gr. 8., 12 Gr.) aufmerksam, die uns mit den Lebensumständen und der Wirksamkeit eines Mannes bekanntmacht, welcher vor 150 Jahren seinen Kreis im Stillen würdig ausfüllte. Nur bedauern wir mit dem Verf., daß die Stürme der Revolutionskriege Fragmente eines Schularchivs in Meurs, H.'s Geburtsstadt, vernichtet, und der unselige Brand zu Elberfeld 1687 fast alle ältern Urkunden verzehrt, und beide von den Lebensverhältnissen des denkwürdigen Mannes nicht einmal das zu einer Lebensbeschreibung Unentbehrliche dargeboten haben. Doch geben wir, was uns von dem Leben und den Schriften des Mannes hier erzählt wird, in der Kürze.

Hermann Cruse (Hermannus Crusius), oder nach der alten Schreibart Kruß, wurde am 23. Nov. 1640 zu Meurs, daher Meursanus genannt, getauft; ob auch da geboren, ist ungewiß. Man führte damals nur Taufliſten, nicht Geburtslisten: eine Eigenheit in den Rheingegenden, die, wenn sie nicht local ist, wir nicht zu enträthseln wissen. Allenthalben, wo uns die Einsicht der Kirchenregister gestattet war, fanden wir den Tag der Geburt genau angegeben, ja sogar das Himmelszeichen, unter welchem vorzüglich adelige Kinder geboren und getauft sind, seltener den Namen der Mutter. Der Kirche ist der Tauftag wichtiger als der Geburtstag, die Taufzeugen bemerkenswerther als die Mutter, und dem Aberglauben das Himmelszeichen Grund und Basis eines sichern Prognostikons. Was läßt sich nicht Alles aus der Bemerkung (wie wir sie in einem Geburtsverzeichnisse vor uns haben) von einem Landjunker, der im Fisch geboren und im Stier getauft ist, fabeln! Sein Vater, Sergeant, vererbte auf den Erstgeborenen seinen ganzen Namen. Eine Schwester vor ihm, und vier und zwei Brüder nach ihm wurden zu Meurs geboren, und daher wol auch er. Dafür spricht

auch sein Meursanus und die in seinen Epigrammen sich deutlich aussprechende Vorliebe für diese Stadt. Mit der Richtung seines reichbegabten Geistes zum Studiren vereinigte sich glücklich ein gewisser Wohlstand des Vaters, welcher ihn dem damals blühenden Gymnasium in der Vaterstadt zur weitern Ausbildung anvertraute, und später der jungen (14. Okt. 1655 eröffneten) Hochschule zu Duisburg. Unmittelbar von der Universität trat er in das Amt eines Regens oder Rectors der Schule zu Elberfeld, ungefähr, wenn nicht früher, 1670, dem er seine volle Jugend- und Manneskraft weihte, bis 1680 ihn der Ruf in gleicher Eigenschaft nach Meurs versetzte. Unter mancherlei Stürmen verlor er sein Ziel, die Schule seiner Vaterstadt zu heben und in Ruf zu bringen, darin zu erhalten, nie aus den Augen, bis der 11. April 1693 ihn in einem Alter von 52 Jahren und vier Monaten von seinem Tagewerke abrief. — Wir verlassen ungern die erste Abtheilung dieser kleinen, für die Geschichte der Rheinschulen wahrhaft reichhaltigen Schrift, und fügen uns dem engen uns vergönnten Raume in d. Bl. Mannichfaltige, für die Etymologie, Geographie, Statistik, Geschichte dieser Gegend wichtige Notizen finden sich hier mühvoll zusammengelesen und wohl geordnet. Vom Schauplatze sind längst abgetreten, die unter der Leitung und Aufsicht H. C.'s sich heranbildeten zu Männern des Staates und der Kirche, die sprechenden Zeugen seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit. Nur schwach, aber unverkennbar glänzen sein Eifer und gründliches classisches Wissen in seinen uns noch gebliebenen und nach allen Seiten hin sich wendenden Epigrammen. Sie stellen ihn den bessern lateinischen Dichtern der neuern Zeit an die Seite. Sie erschienen unter folgendem Titel: „Hermanni Crusii Meursani, Scholae Elberfeldanae R. Epigrammatum libri IX. Duisburgi ad Rhenum. Apud Franconum Sas, Academ. Typogr. Anno M. DC. LXXIX. (XXII) 327 pag. 12." Man hält diese Ausgabe für eine zweite vermehrte, und kennt eine spätere nicht. Den Epigrammen selbst gehen Cl. aliquot Virorum Judicia et Applausus voran, nach der Sitte jener Zeit. Wir mögen diese nicht tadeln. An ihre Stelle hat die neue Zeit die Verfasser Vorreden schreiben, oder das Vor- und Fürwort gelehrter Freunde und Gönner des Verf. (wir wissen nicht, ob vielleicht auch) Weihungen an Große, als Mäcenaten treten lassen. Jene Judicia und Applausus vertraten die Stelle unserer Recensionen, und konnten in gewisser Hinsicht die Wichtigkeit einer Schrift sicherer würdigen als diese. Bekannten, gerade in der Wissenschaft ausgezeichneten Männern, welche der Verf. einer Schrift zu bereichern gedachte, selten Verwandten, wurden die Schriften vor dem Abdruck zur Durchsicht und Beurtheilung zugesandt; diese prüften sie und gaben in ihren Judicia und Applausus ihr Urtheil an den Verf. ab, welcher beide zu seiner Rechtfertigung als Schriftsteller vordrucken ließ. Es waren also Recensionen vor dem Erscheinen der Bücher. (Drei Jahre nach dem Erscheinen dieser Epigramme, 1682, wurden die ersten Beurtheilungen von gedruckten Büchern gewöhnlich.) Sie bewahrten Verleger vor Maculatur, ersparten Gelehrten, welche in ihrer Wissenschaft fortschreiten und alles Neue lesen und prüfen müssen, Zeit und Geld, und nur Gereifte und Würdige traten in die Reihe der Schriftsteller. Doch dies im Vorübergehen, und zum Uebergange auf Cruse's Epigramme. Sie sind im Sinne des Alterthums: Auf- und Ueberschriften, und im Sinne der Neuern: Sinn- und Witzgedichte, tadelnd, spottend, lobend. Sie züchtigen mit schneidender Schärfe und stechender Spitze, mit fast kecker Laune und verwundendem Witze jegliche Thorheit und Verkehrtheit, hauchen aber auch männliche Geradheit, liebenswürdige Offenheit, heitere Lebensfrische, gutmüthigen Humor und sittliche Reinheit aus. Das den Alten nachgebildete Latein hat meistens elegische Distichen, selten den in Auf- und Ueberschriften gewöhnlichen Lapidarstyl. Das Spielende der Zeit: Anagramme, Chronostichen, Wortspiele fehlen auch nicht; doch verdienen einige der letzten der Vergessenheit entrissen zu werden. Mit diesen äußern Vorzügen ist ein großer Schatz von Wahrheiten und Erfahrungen, allgemeingeschichtlichen Ereignissen und Localnotizen verbunden, die für den Freund der Cultur- und Zeitgeschichte äußerst wichtig sind und noch dadurch wichtiger und anziehender werden, daß Cruse seinen Dichtungen einen trefflichen, Alles erläuternden Commentar beifügte. — In dieser Schrift darf man aber nur Elberfeldana suchen, was sich auf die Stadt und Schule bezieht, nur eine Auswahl des Wichtigen, die aber nach dem Genusse des Ganzen lüstern macht. Wenn auch Hr. Dr. Hantschke den Schulmännern in den vorbereiteten Selecta Hermanni Crusii Epigrammata sein Hülfsbuch oder brauchbares Material zu den, wie man meint, unerlaßlich lateinisch-poetischen Stylübungen — das beste liefern denn doch wol die alten Dichter selbst; warum aus Röhren Wasser schöpfen, wenn man die Quelle in der Nähe hat! — darreichte, so werden dieselben mit Cruse's und H.'s Anmerkungen unter dem Texte und der Uebersetzung den Freunden der neuern lateinischen Dichter gewiß willkommen sein bei der Seltenheit der alten Exemplare. Vielleicht sind Vielen weder die Epigramme zu Gesicht gekommen, vielleicht kommt auch diese Schrift, deren zweite Abtheilung eine mit Beziehung auf Elberfeld gemachte Auswahl derselben enthält, nur Wenigen in die Hände, und wir genügen dem Wunsche der Sprachkundigen, wenn wir ein Epigramm mit der Uebersetzung H.'s hersetzen. Sicher entscheidet die letztere bei Allen für die Meinung des Ref., daß Hr. H. vorzüglich zur Herausgabe der Epigramme berufen sei.

Ad Spectatissimum, Prudentissimumque Virum
Petrum a Cornap,
nuper Civitatis Elberfeldanae Consulem,
nunc inibi Scholarcham,
e Mercatoribus Primariis.

Quid est suavius, quam bene rem gerere bono publico. *Plaut. in Capt.*

Ex quo Te primum voluerunt Fata praeesse,
Publica tutari cura suprema fuit.
Hinc, utinam tali semper sub Vindice starem!
Saepe hic ingeminat Curia, saepe Schola.
O ter felices, queis tam sacra meta laborum est!
Nam fama illorum funera nulla timet.

An
den Achtbaren Peter von Cornap,
früher Bürgermeister, darauf Scholarch,
angesehenen Kaufmann zu Elberfeld.

Was ist lieblicher, als sein Amt wohl verwalten zum gemeinen Besten. Plautus in den Gefangenen.

Seitdem dich das Geschick zum Vorstand setzte zuerst uns,
Strebte das städtische Wohl sorgsam zu wahren dein Sinn.
Seitdem, „Möchten wir doch stets solches Beschützers uns freuen!"
Wünscht einmüthiges Sinns Rath oft und Schule zugleich.
Drei Mal glücklich ist Der, der solch ein heiliges Ziel sich
Vorsteckt. Wahrlich sein Ruhm fürchtet Vergänglichkeit nicht.

19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 133. — 12. Mai 1832.

Versuch eines Systems der National- und Staatsökonomie, mit vorzüglicher Berücksichtigung Deutschlands, aus dem Gang der Völkercultur und aus dem praktischen Leben populair entwickelt von G. F. Krause. Zwei Theile. Erster Theil: Nationalökonomie. Zweiter Theil: Staatsökonomie. Leipzig, Hartmann. 1830. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Bei Durchstudirung dieses in seiner Art einzigen Werkes (denn noch nie ward die Volks- und Staatswirthschaftslehre mit solcher Popularität und zugleich von so umfassendem, universellem Standpunkte aus bearbeitet) drängten sich uns Betrachtungen von gar sonderbarer Art auf, die wir um der guten Sache willen an gegenwärtigem Platze um so weniger unterdrücken mögen, als gerade hier die Unbefangenheit unsers Urtheils sich nicht verkennen lassen wird. Woher kommt es doch, fragten wir uns, daß jedes Mal die Kenner und Meister des Staats- und Regierungswesens Feinde sind des revolutionnairen, friedlosen Taumels der Zeit, der aus der Zerstörung Leben hofft und aus der Verwüstung Ordnung? Woher kommt es doch, daß gerade die höchstgebildeten und menschenfreundlichsten Männer, welche durch eine vieljährige, reiche und großartige Erfahrung in den Stand gesetzt sind, in das innerste Getriebe des Staatslebens und der Staatswirthschaft ohne Nebelbinde zu blicken, dem ruhig-gemäßigten, organisch-vernünftigen Fortschreiten zum Bessern und Menschlichreinern sich so treu befreundet erklären? Woher aber kommt es, daß die Leute, die von Staat und Recht, von Regierung und Verwaltung, von politischer Oekonomie und Finanzwesen entweder gar nichts wissen oder doch nicht die geringsten Erfahrungen in diesen Gebieten gemacht haben, die Schreier sind für Revolution, Constitution und Volksherrschaft? — Es antworte sich Jeder selbst; die Antwort liegt in der Frage schon ausgesprochen, und zu besserer Beherzigung machen wir nur noch darauf aufmerksam, daß die wahrhaft großen Menschen, ja die größten Geister aller Völker und Zeiten (wir nennen als Beispiel nur unsere Dioskuren Schiller und Göthe) nie zu der ultraliberalen Menge gehörten, vielmehr wider das Revolutionswesen stets einen großen Abscheu empfanden.

Wie wir zu solchen und ähnlichen Betrachtungen geführt werden konnten, das werden unsere Leser doppelt natürlich finden, wenn wir ihnen sagen, daß unser Verf., bei aufrichtigster und lebhaftester Anerkennung der Ansprüche des Staatslebens und der Staatsverwaltung auf geistiges Fortschreiten, sich dennoch ausdrücklich gegen die Nothwendigkeit einer sogenannten constitutionnellen oder repräsentativen Verfassung nach dem neuesten Schnitt zum innern und äußern Heile des Staates und der einzelnen Staatsbürger erklärt. Wie unverhohlen er diese Ansicht, bestärkt durch die glänzenden Resultate der Erfahrung am preußischen Staate, daß es hauptsächlich und fast einzig auf die Verwaltung und somit auf die möglichst vollkommene Realisirung der höchsten Aufgaben der Volks- und Staatswirthschaft ankomme, in seinem Werke ausgesprochen und festgehalten hat, das werden unsere Leser sogleich daraus abnehmen können, daß er in einem eignen Nachtrage zum ganzen Werke (II, S. 399 fg.): „Ueber die innere Organisation der Staaten und über die Verfassung derselben", das Muster einer Staatsverwaltung beinahe ganz nach dem Vorbilde des preußischen Staates auf seiner gegenwärtigen Stufe entwirft (wie er selbst, S. vii der Vorrede zum zweiten Theile, frei bekennt) und den Satz durchführt, daß es nicht eigentlich die Verfassung sei, welche einem Lande Segen, Wohlstand und Sicherheit gewähre, sondern die Culturstufe der Regierung und des Volks, obwol er den Nutzen einer Repräsentativverfassung, wenn bei angemessener Bildung der Nation die Elemente dazu wirklich vorhanden sind, keineswegs verkennt.

Daß die unbeschränkte Monarchie (sagt der Verf. II, S. 456) kleine Länder nach und nach zu den ersten Staaten erheben, daß sie den Wohlstand der Einwohner fest begründen und Cultur und Industrie so befördern kann, wie vorschreitende Bevölkerung und zunehmende Bedürfnisse dies irgend erheischen, davon geben mehre Staaten unsers Vaterlandes einen unleugbaren Beweis; sie zeigen uns mehrfach auch, daß die wahre Freiheit des Menschen, die Freiheit des Geistes, in unbeschränkt monarchischen Staaten gedeihen, und daß das überwiegende Talent in ihnen selbst zu den höchsten Stellen im Staatsdienst gelangen kann. Das auffallendste Beispiel hiervon gibt der preußische Staat, welcher in seiner jetzigen Dynastie, in einer Reihe weiser Regenten, sich von der kleinen Markgrafschaft Brandenburg zu einem der ersten Staaten des europäischen Continents erhob. Der preußische Staat hat aber auch den Beweis gegeben, daß eine unbeschränkte monarchische Verfassung die Liebe und Anhänglichkeit der Staatseinwohner in hohem

Grade erwerben kann. Denn nachdem das zerstörende Genie Napoleons im Jahr 1806 den Staat auf die Hälfte seiner Länder und Bevölkerung zurückgebracht und im Druck einer mehrjährigen Besetzung das Land verarmt hatte, war die ganze Weisheit der Regierung erfoderlich, um bei jeder eingetretenen scheinbar günstigen Gelegenheit die Nation von einem Aufstand gegen seinen Unterdrücker abzuhalten. Als die Regierung endlich den günstigen Zeitpunkt wirklich eintreten sah, mit welcher freudigen Hingebung drängte sich da nicht die ganze Nation in die Reihe der Krieger; mit welcher Bereitwilligkeit gaben nicht Reiche und Arme, was zur Einrichtung und zur Unterhaltung der Armee erfoderlich war? Wie bestimmt sprach sich nicht die Liebe der Unterthanen aus, die Jahrelang von dem Staate getrennt, zu demselben nach errungenem Frieden wieder zurücktraten?

Hier kann man nur freilich sagen, daß die Nation für ihre eigne Sache, daß die Macht deutschen Nationalsinnes pro aris et focis gegen das uns ewig fremde Frankreich stritt; denn wie unser kosmisch-homerischer Dichter Göthe mit Recht singt:

> Ein deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
> Doch ihre Weine trinkt er gern.

Allein zu leugnen sind auch in andern noch weit bedenklichern Momenten, die uns ja so gegenwärtig vor Augen liegen, die sichtbarsten Zeugnisse der treuesten Anhänglichkeit des preußischen Volkes an seine edle Regierung keineswegs.

Werfen wir dagegen (so fährt unser Verf. fort) einen Blick auf England, so lehrt uns die Geschichte, daß der Mangel an einer weisen Regierung zu öftern Revolutionen führte, aus denen nach und nach die Verfassung hervorging, welche das Land jetzt hat, eine Verfassung, welche sich nicht durch ihre Vollkommenheit, sondern nur dadurch erhielt, daß in der stets wachsenden Handels- und Manufacturindustrie dem Lande die Mittel erwuchsen, die Mängel der Verfassung übersehen zu können. Frankreich schritt nach der Revolution, in der es aus der absoluten Monarchie zur constitutionnellen Republik übergegangen war, zum Despotismus zurück. Der Thron des Despoten wurde durch die zusammengetretene Macht der andern europäischen Staaten gestürzt. Die Weisheit Ludwigs XVIII. gab dem Reiche eine constitutionnelle Verfassung, und dennoch konnte der Geist der Revolution noch nicht besiegt werden; die Gährungen dauern von allen Seiten noch fort und der Parteigeist spricht sich überall in den zügellosen Journalen aus; die ausgelassene Leidenschaftlichkeit der Journale zerrt die Meinung nicht nur des Volks, selbst seiner Vertreter, von einer Seite zur andern, von einem Extrem zum andern.

Es ist also wol nicht die Verfassung (so schließt der Verf. hieraus), welche einem Lande Segen, Wohlstand und Sicherheit gewährt, sondern weise Gesetze sind es; und in einer unbeschränkten, wohlorganisirten Monarchie, an deren Spitze ein weiser Regent steht, der seine eignen und die Interessen seiner Unterthanen nicht verkennt und in einer zweckmäßigen Organisation des Staatsraths dafür sorgt, daß die Gesetzgebung mit der zunehmenden Bevölkerung und Industrie jederzeit mit dem Bedürfnisse vorschreitet; bei einem Monarchen, der nicht über rohe, unwissende und abergläubische Sklaven herrschen will, sondern den großen Nutzen der Volksbildung erkennt; der nicht einen Klerus begünstigt, der in seiner Herrschaft sich über den Monarchen stellen möchte, wol aber die wahre Religiosität ehrt und befördert, befindet sich eine Nation jederzeit am glücklichsten, weil in der Gesetzgebung und in der Verwaltung, in allen innern und äußern Angelegenheiten des Staats die größte Einheit herrscht; weil Das, was dem Staat Bedürfniß ist, sobald es von dem Monarchen erkannt ist, durch seinen alleinigen Willen auch sogleich zur Ausführung gebracht werden kann.

Doch unser Verf. erkennt allerdings außer dieser Lichtseite der reinen Monarchie auch die Schattenseite derselben an; er selbst bekennt (S. 460) freimüthig die Nationalidiosynkrasie, welche ihn, als Preußen, zum Festhalten an der reinmonarchischen Regierungsform unwillkürlich dränge, und welche ihn, während einer langen Reihe weiser Regenten an dem Ruhme derselben Theil zu nehmen gewöhnt, in einer Veränderung der Verfassung keiner Verbesserung entgegensehen lasse; er selbst gesteht endlich ein, daß ja nicht alle Staaten das Glück, weise Regenten zu besitzen, haben, und daß überhaupt kein Staat dieses Glück immer haben oder wenigstens es immer zu haben gesichert sein kann. Wohl erkennt daher unser Verf. bei diesem Mangel aller Garantie — denn in der That zwei menschliche Augen, von einem tödtenden Nordhauch berührt, können hier Millionen aus einem Paradiese in eine Hölle stürzen — unter besondern Umständen die Nothwendigkeit einer ständischen Volksvertretung an. Allein man höre, unter welchen Bedingungen, und dann schlage sich dieser und jener Staat an seine Brust:

Es gehört eine, wenigstens eine ganze Generation durchgeführte, zweckmäßige Bildung einer Nation dazu; es muß eine zweckmäßige Communalverfassung vorangehen, in welcher die Stände es lernen, ihr Privatinteresse im Interesse des Ganzen begründet zu finden; es gehört dazu, daß die Classen der Gesellschaft, welche einst zu Volksrepräsentanten bestimmt sind, statt mit todten Sprachen und philosophischen Hypothesen, mit den Wissenschaften des Lebens, daß sie mit Dem bekannt werden, was den wahren Wohlstand einer Nation bedingt, und die Grundsätze einer weisen Gesetzgebung erkennen; es gehört dazu, daß diese künftigen Repräsentanten den untern arbeitenden Stand, der sich nicht selbst vertreten kann, achten und es einsehen, daß derselbe durch Druck und Elend nicht dahin gebracht werden darf, zur Selbsthülfe von seiner rohen Kraft Gebrauch zu machen; es gehört dazu, daß auch dieser untere Stand einen angemessenen Unterricht und statt todter religiöser Formen echte Religiosität erhalte. Nur aus einem so gebildeten Volke kann ein repräsentatives System hervorgehen, dem sowol der Regent das Wohl seiner Dynastie als die Nation ihre heiligsten Interessen anvertrauen können.

Wir haben uns bei dieser politischen Hauptansicht des Verf. um deswillen so lange aufgehalten, weil es unser Zweck war, unsern Lesern hieran sogleich zu zeigen, welche durchaus gemäßigte und ruhig prüfende Ansichten sie in dem ganzen Systeme der Volks- und Staatswirthschaft, welches hier aufgestellt wird, zu erwarten haben.

Bei dieser ruhigen Prüfung ist ein weiteres Verdienst vorliegenden Werkes die ungemeine Klarheit und die aus vollster Beherrschung des vielumfassenden Gegenstandes hervorgegangene seltene Popularität, mit welcher der Verf. die tiefsten und verwickeltsten Probleme der gegenwärtig so höchst wichtigen und unentbehrlichen Wissenschaft zur allgemeinen Verständlichkeit, selbst für gänzlich Unvorbereitete, bringt. Mit Recht hofft er in dieser Hinsicht, den vielen jungen constitutionnellen Staaten, die erst noch in die Schule gehen müssen, ein sehr werthes, gemeinnütziges Geschenk gemacht zu haben.

Nicht geringer ist das Verdienst der Methode in unserm Werke, die ebenso wissenschaftlich-originell als von innerer, zur Beistimmung fast unbewußt und unwillkürlich

zwingender Nothwendigkeit ist. Der Verf. entwickelt nämlich alle Aufgaben seiner Disciplin auf historischem Wege aus dem Gange der Cultur und Industrie der Völker; er führt stets von den ersten Anfängen der Geschichte bis auf den dogmatischen Höhepunkt, den die Wissenschaft gegenwärtig einnimmt, sodaß man ihm unwillkürlich folgen muß und sich überall auch zuletzt, ehe man sich dessen versieht, auf einem dogmatischen Punkte mit ihm befindet. Hierdurch ist in der That im Gebiete der National- und Staatsökonomie Dasjenige geleistet, was Hugo im römischen Rechte durch seine innere Rechtsgeschichte zuerst leistete.

Aber auch an praktischer Haltung des Ganzen fehlt es keineswegs; vielmehr hat der Verf., der, wie man aus dem ganzen Buche ersieht, vielfache Gelegenheit während seines langen Staatsdienstes gehabt und redlich benutzt haben muß, den ineinandergreifenden Gang der Gewerbsamkeit sehr speciell und aus einem umfassendern Gesichtspunkt kennen zu lernen, seine reiche Erfahrung überall und insbesondere im zweiten Theile des Werkes, der die Staatswirthschaft betrifft, sowie im zweiten Abschnitt des ersten Theiles, wo der Gang der productiven Industrie und der Nationalökonomie in den vorzüglichsten Zweigen der Gewerbsamkeit besonders entwickelt wird, zum großen Nutzen der Wissenschaft sprechen lassen.

Was die Haupteintheilungen des Systems betrifft, so sind dieselben durchaus natürlich und sachgemäß. Die Nationalökonomie mußte jedenfalls getrennt von der Staatswirthschaft, und zwar vor ihr, als das Bedingende und Vorbereitende, abgehandelt werden; beide bilden erst das Ganze der politischen Oekonomie. Allein eine sonderbare Vorstellung von dem Verhältniß beider zu einander fiel uns sogleich auf der ersten Seite der Vorrede zum ersten Theile auf. Da heißt es: Die Nationalökonomie lehre, den öffentlichen Erwerb, die Einnahmen, die Mittel zum Staatshaushalte aufzubringen, die Staatsökonomie hingegen zeige die Verwendung oder Ausgabe dieser Einkünfte zum Besten des Staates. So zu unterscheiden dürfte wol mehr einseitig als treffend genannt werden. Denn wenngleich auch die Lehre von den allgemeinen Erwerbsquellen der Völker und von deren Benutzung, im Vergleich mit der Staatswirthschaft oder der Lehre von Erlangung, Erhöhung und gehöriger Verwendung der Mittel des Staatsbedarfs unter gegebenen Verhältnissen, mehr als Einnahmelehre, die letztere hingegen mehr als Verausgabungswissenschaft erscheint, so liegt doch hierin gar nicht der charakteristische Unterschied beider Disciplinen. Vielmehr ist dieser theils in dem Abstracten und Concreten oder im Reinen und Angewandten, theils im Nationalen und positiv Staatsmäßigen, theils endlich im rein Geographischen und im speciell Statistischen zu suchen. Daß aber der Verf. den Begriff und Umfang beider Disciplinen auch in diesen Hinsichten im Werke selbst richtig aufgefaßt habe, bedarf bei einem solchen Manne kaum der Bestätigung; indeß wird es schon durch folgende Stelle der Vorrede (S. IX) vollkommen klar:

Da die Nationalökonomie nur mit dem Gang der freien Gewerbsamkeit und Cultur, wie mit ihren Erfolgen sich beschäftigt, so konnte im ersten Theil auch nur auf die Mittel hingedeutet werden, welche eine weise Regierung in ihrer Souverainetät begründet findet, dem Gang der Nationalökonomie mittels weiser Gesetze und Anordnungen die Richtung zu geben.

Die Eintheilung des Stoffes der Nationalökonomie in drei Abschnitte, von denen der erste eine Entwickelung des Ganges der Völkercultur in allgemeinen Zügen; der zweite eine Darstellung des Ganges der productiven Industrie und der Nationalhaushaltung in den vorzüglichsten Zweigen der Gewerbsamkeit; der dritte eine specielle Betrachtung der drei Elemente, aus denen die Preise fast aller Dinge bestehen, der Bodenrente, des Arbeitsgewinnes und des Capitalgewinnes in ihrer Beziehung auf das Ganze, enthält, ist ebenso natürlich als der eignen Weise des Verf. angemessen. Mit Recht sieht der Verf. jedes Rentenvermögen im Staate als in einer Verschuldung begründet an, welche auf dem Grund- und Häuserbesitz, wie auf dem stehenden Capital der Nation, also auf den Hauptgegenständen des wahren Nationalvermögens lastet; und mit Recht findet er daher nur in den kräftigsten Maßregeln, der überhandnehmenden Verschuldung des Eigenthums entgegenzuwirken, nur in dem kräftigsten Schutz der productiven und arbeitenden Stände, die in stetem angestrengten Fleiße dem Reichen den Mammon erwerben müssen, das einzige Mittel, dem unaufhaltsamen Sinken der Nationen zu steuern. Diesem Gegenstande vorzüglichen Fleiß zuwendend, hat der Verf. von §. 156 an einen trefflichen Plan für Creditinstitute zur Tilgung der Grundschulden, dem auch die Beilage unter D. gewidmet ist, entworfen. Mit großem Fleiß sind auch die übrigen Beilagen, meist Wirthschaftsanschläge, ausgearbeitet.

Die Staatsökonomie ist sodann vom Verf. ebenso natürlich in drei Abschnitten abgehandelt worden. Der erste stellt die nothwendigen Quellen von Staatsausgaben, nämlich die zur Erhaltung und zum Wohle des Ganzen unentbehrlichen Einrichtungen und Geschäfte der Regierungen, welche Geldaufwand erfodern, zusammen; der zweite enthält eine Betrachtung sämmtlicher Arten von Steuern und des Einflusses derselben auf die gewerbliche Industrie; der dritte endlich liefert die Entwickelung eines Steuersystems, welches dem Culturstande des deutschen Vaterlandes entsprechen und daher allgemein anwendbar sein würde. Der Nachtrag des Ganzen, der sich über den Zusammenhang der Verfassung und innern Organisation der Staaten mit der Verwaltung treffend verbreitet, ist schon oben berührt worden. Angefügt ist auch hier eine interessante Tabelle über die Bildung einer neuen Generation mit Beziehung auf den Militairetat der Staaten, zu §. 191.

Sehr fleißig ist die nicht blos formelle, sondern materielle und zusammenhängende Inhaltsübersicht des ganzen Werkes, vor beiden Theilen, gearbeitet; sie gibt das reichhaltige Werk in nuce.

Sollte nun endlich an der Anlage des Werkes durchaus noch eine Ausstellung gemacht werden, so würden wir eben die zu große Reichhaltigkeit desselben zu nennen

haben, welche zuweilen sogar auf Frembartiges, z. B. auf die ganze Lehre von der Preßfreiheit und Censur, geführt hat. Doch ist dies bei diesem Werke in der That nur ein bonum vitium! 57.

Romanenliteratur.

1. Angela. Eine Geschichte in Briefen von Agnes Franz. Vier Bändchen. Essen, Bädeker. 1831. 12. 3 Thlr.
2. Die Schwester. Seitenstück zur Schwiegermutter, von Henriette Hanke. Zwei Theile. Hanover, Hahn. 1831. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Beide Schriften haben gleiche Richtung, die Frauen im Unterhalten zu belehren, ihre Begriffe über Menschenwerth und Schicksal zu berichtigen, sie lassen ihnen (den Frauen) tiefe Blicke in das weibliche Herz thun, geben die rechte Ansicht von der Stellung der Frau zur Familie, zur Gesellschaft, und vor allem würdigen sie gewissenhaft, inwiefern der Schein, das qu'en dira-t-on zu achten, zum Maßstabe des Verhaltens zu nehmen sei. Beide Geschichten haben das Verdienst einer natürlichen und doch auf die rechte Weise geschmückten Schreibart, nur dürfte man die Briefe in „Angela", schärfer individualisirt wünschen. Die Heldin ist auch zu sehr Abstractum, um als Muster vorzuleuchten, man weiß ja, qui dit trop, ne dit rien. Die „Schwester" ist ungleich abwechselnder als die zuweilen sich wiederholende „Angela", und stellt keine übermenschliche Idealgebilde auf; Doras Ergebung, Blankas zarte, großmüthige Liebe sind herrliche, aber erreichbare Tugenden, auch ist Blanka fast nur Nebenfigur. Zwei bedeutendere Charaktere der durch zwei Generationen gehenden Geschichte sind gar nicht fehlerfrei, auch werden ihre Schwächen nicht als Verdienst angerechnet, vielmehr tragen sie die Strafe dafür in sich, in den unausbleiblichen Folgen, die uns hart dünken, denn Maria behält die Unschuld des Herzens, und Adelheid ist nur scheinbar kalt, dem Gefühl untreu. Auch die Zeichnung der männlichen Charaktere ist so gut gelungen, als man immer einer Schriftstellerin anmuthen darf.

3. Neue Novellen von L. Schefer. Dritter Band. Die Lebensversicherung. Violante Beccaria. Leipzig, Hartmann. 1832. 8. 2 Thlr.

Jean Paul's ernst empfindungsvoller Humor, sein Witz, der sich mit Dornen rüstet, um ein wundes Herz zu schützen, alles Dies, auch seine Vergleiche, die nicht selten ans Bizarre streifen, ist in der ersten überaus originellen Erzählung wiedererstanden. Wie, durch wunderlich gezogene Ranken betrogen, man den Irrthum haben kann, die Blumenkönigin für ein Gebild zu halten, das die Natur in einer ihrer Launen als blühende Pflanze schuf, so könnte man meinen, die „Lebensversicherung" sei eine Satyre auf die Arzneiwissenschaft und ihre Bekenner. Hat man aber das Arabeskengeflecht, das dem schönen Gewächs angekünstelt wurde, weggeschoben, so findet man ganz etwas Anderes, tiefere und höhere Lehren der Weisheit, offen liegt die Seele des Menschen vor uns, Abstralung der Gottheit, auch in ihrem Abfall vom Urschönen, als aus der göttlichen Idee entquollen, erkennbar. — Die zweite Novelle macht uns mit einem reizenden Weibe bekannt, das, ganz Liebe und Hingebung, nicht an Adel der Gesinnung verliert, nicht an echt weiblicher Grazie, daß sie eher und stärker liebt als der Mann. Sie würde uns, wo wir ihr auch begegneten, anziehen, denn nie wird ihre Zärtlichkeit rohe Sinnenlust. Doppelt ist diese Individualität durch ihren Namen interessant, sie, die Geliebte Petrarca's, der zugleich ihr Herz und ihre Einbildungskraft gefangen nahm, den sie liebte, ehe sie ihn noch gesehen, und der sich kälter stellt als er empfindet, um sich dem Vorwurf der Untreue gegen seine Göttin Laura nicht auszusetzen. Wenige Erzählungen aus dem Leben berühmter Männer genommen, lassen sich an Gehalt und Anmuth dieser Novelle gleichstellen, die, wenn auch nicht so philosophisch und humoristisch wie die erste, doch an Werth ihr nicht weicht.

4. Gedichte und Novellen von J. J. X. Pfyffer zu Neueck. Erstes Bändchen. Luzern, Anich. 1830. 8. 8 Gr.

Wurde jede Seelenkraft bei vorigem Buche aufgeregt und in Spannung erhalten, so ist dies als ein niederschlagendes Pulver, Gehirn und Nerven besänftigend, anzuempfehlen, ja wie man mit gewissen Speisen die Fasten nicht bricht, so kann man es in einem Zug durchlesen, ohne das dolce far niente, dem man sich eben ergeben wollte, zu stören.

5. Die Altenburger und Rotenburger. Das Wahrzeichen von Brandenburg oder die Raubschlucht im Rauling. Nachtstücke aus Deutschlands Vorzeit. Von T. Ernst. Leipzig, Hartknoch. 1831. 8. 1 Thlr.

Die hinterlistige Ermordung des letzten Babenbergers, und ein minder bekanntes Bruchstück aus der deutschen Geschichte, wohl abgerundet zu einem kleinen Ganzen, werden hier verständig und anspruchslos vorgetragen, die Zeit, in der es geschah, v[illegible]gen gebracht, ohne daß der Verf. uns den Staub un[illegible]der ausgeleerter Rumpelkammern ins Gesicht blies und [illegible] aus Archiven geschöpfte Weisheit uns Stück vor Stück zuzählte. 18.

Polen in geographischer, geschichtlicher und culturhistorischer Hinsicht. Nach Malte-Brun und Chodzko von K. Andree. Mit einer Karte. Leipzig, Schumann. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf. gibt zuerst eine genaue geographische und topographische Beschreibung Polens, sowie aller der zu dieser einst großen Republik gehörigen Länder, schildert die Sitten der verschiedenartigen Bewohner und entwirft dann einen Abriß der polnischen Geschichte. Wir sehen Polen als erobernde Macht unter dem Herrscherstamme der Piasten bis zum Jahre 1587 sich vergrößern, wo die Jagellonen eine durch Gesetze begründete Monarchie stifteten, welche Zeit der Blüte bis zum Jahre 1587 dauert, von wo an mit Wahlkönigen aus verschiedenartigen Familien, mit der wunderlichen Adelsdemokratie und vielen Einrichtungen, welche recht eigentlich zu Erhaltung steter Unruhen geschaffen schienen, der Verfall des Reiches beginnt. Wenn auch in der Periode des nahenden Unglücks Johann Sobieski und manche Andere glänzend hervorleuchten, so vermochte doch einzelne, isolirte Größe dem Untergange nicht zu wehren, und zwei Theilungen ließen Polen aus der Reihe der Staaten verschwinden. Die kurze Täuschung durch Napoleon, welchen nur Koscinszko richtig sah, weshalb der edelste Pole sich weigerte, den französischen Fahnen zu folgen, gab der tapfern Nation Lorbern, doch kein Vaterland. Das vorstehende Buch schließt mit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus. Indem ich das durch die neuesten Ereignisse leider unzeitgemäß gewordene Buch ankündige, halte ich es dagegen um so mehr zeitgemäß, den Leser wiederholt an den Brief zu erinnern, welchen Maria Theresia bei der ersten Theilung Polens an den Fürsten Kaunitz schrieb (Hormayr's „Taschenbuch der vaterländischen Geschichte", 1831, S. 66), worin die Kaiserin wörtlich sagt:

„Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bekennen daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen, schäme. Bedenkt der Fürst was wir alle Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stück von Pohlen oder von der Moldau und Walachey unser ehr und reputation in die Schanz schlagen. — Ich merkh woll daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram ihren Weg gehn." 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 138. —— 17. Mai 1832.

Politische Freiheit, von Franz Baltisch. Leipzig, Brockhaus. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Dem Buche, dessen Titel wir soeben niederschreiben, wird ein lebhaftes Interesse von vielen Seiten zu Theil werden. Aber, wie es nicht anders sein kann, in verschiedener Weise wird sich diese Theilnahme äußern: lobend, tadelnd; beistimmend, verwerfend. Die da verwerfen, werden nach ihrer gewöhnlichen Taktik die Absicht des Verf. zu verdächtigen suchen, werden fragen: warum schrieb derselbe? aus Ehrgeiz? um aufzuregen?

Die Antwort darauf steht in der Einleitung, auf der ersten Seite, in den ersten Worten des Buches:

> Diese Schrift soll nicht eine Fackel sein, von der Thorheit oder Bosheit geschleudert in die Feuersbrunst der Gegenwart. Diese kleine Schrift möchte ähnlich sein dem Wegweiser da, wo verschiedene Wege auseinandergehen. Je mehr Unheil in unserer Zeit, welche die *constituirende für Jahrhunderte* zu sein scheint, durch *theoretische Irrthümer* der Politiker veranlaßt worden ist, desto mehr ist zu wünschen, daß *die Gutgesinnten einig werden über die wichtigsten Grundsätze*.

Man mag mancher Orten denken, es sei nur eine Modelaune unserer Tage, nach freiheitlichen Institutionen zu streben; werde nur noch ein Jahr oder zwei diesem Streben Widerstand geleistet, so würden sich die Völker inzwischen eine andere Puppe wählen. Ein schwerer, thränenvoller Irrthum! So dachten auch der Kaiser und viele der Fürsten Deutschlands vor 300 Jahren zur Zeit der Reformation. Die Reformation hat sich über ein Drittheil von Europa verbreitet, hat mittelbar ganz Europa umgestaltet. Der Widerstand gegen das Unvermeidliche hatte nur die Folge, auf lange Zeit über viele Länder schweres Unheil zu bringen. Unaufhaltsam ergießt sich der Strom der Freiheit aus seiner einmal geöffneten Quelle. Die Quelle verstopfen? Ja, sie habens versucht und sind dabei naß geworden, und es gelang doch nicht. Nun bauen sie Deiche und Dämme, den Andrang des Stroms von sich abzuhalten. Wird dies gelingen? Theilweise, ja. Wo die örtlichen Verhältnisse günstig sind, da mögen die Dämme vielleicht auf einige Zeit stehen bleiben. Aber desto gewaltiger werden die Wogen sich durch die übrigen Dämme Bahn brechen, werden überschwemmend hineinstürzen als wildes Meer in die Länder, wo man sie nicht als milde befruchtenden Strom zulassen wollte. Je höher ihr die Dämme baut, desto gewaltsamer wird die Ueberschwemmung sein, desto mehr Schutt und Schlamm wird sie mit sich führen. Klagt den Strom nicht an: er fließt nach ewigen unabänderlichen Gesetzen, er steigt nach denselben Gesetzen, wo er sein Bett versperrt findet. Heil dem Lande, das zu rechter Zeit dem Strome der Freiheit ein Bett gräbt und ihn darin fortleitet! Tausende werden Leben und Gesundheit aus ihm schöpfen, mit Blüten werden sich seine Ufer schmücken, und auf die Blüten werden bald Früchte folgen.

Nach dem Ebengesagten scheint es fast überflüssig, mit einigen Worten noch eines Einwurfs zu gedenken, der doch, als ein echt deutscher, wahrscheinlich auch wird vernommen werden. Wir meinen den Einwurf wohlgesinnter, aber schüchterner und unbestimmter Leute. „Warum schreibt der Verf. jetzt, in einer so aufgeregten, zwiespältigen Zeit? Warum nicht vor 1830? oder warum wartet er nicht den Wiedereintritt der Ruhe ab, wo die versöhnten Parteien ihn desto unbefangener hören würden?" Aber wird denn ein verständiger Sämann die edeln Weizenkörner zur Winterszeit auf den hartgefrorenen Schnee ausstreuen, in der thörichten Hoffnung, sie keimen, wurzeln und Früchte tragen zu sehen? Oder wird er gar bis zum Sommer warten, bis der unbestellt gelassene Acker mit Disteln und Dornen überwuchert ist? In beiden Fällen wäre die Mühe verloren, die Saat fruchtlos vergeudet. Er nimmt vielmehr den rechten Augenblick wahr, wo vor den lauen Frühlingslüften eben der starre Frost zergangen ist, wo die erweichte Erde begierig des Samens harrt. Was er dann ausstreut, das wird keimen, wird gedeihen, wird im Herbste die aufgewandte Mühe reichlich lohnen. Es ist Pflicht Dem, welcher Einsicht hat, in dieser Zeit ein Wort mit zu reden.

Andere gute Leute in Deutschland, die es nicht geradezu wagen, sich den Anschein zu geben, als ob sie die Nothwendigkeit der Foderungen des Zeitgeistes verkennten, werden, um dem Buche beizukommen, an der Form desselben Anstoß nehmen, werden, wie sie sprechen, eine strenge wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes vermissen. Dies sind dieselben Leute, welche glauben, das Wesen der Wissenschaft bestehe in der klapperdürren Trockenheit akademischer Compendien, welche im Stande wären, ihrerseits eine Politik in einigen hundert Paragraphen mit

den gehörigen Subparagraphen, Corollarien und Anmerkungen abzuhaspeln, immer einen Lehrsatz aus dem andern hervorzerrend und ihren Stubenhockerideen absolute Gültigkeit zuschreibend, welche die Quelle der Politik in ihrem Dintenfaß suchen, die reiche Quelle der Erfahrung zu ihrer Rechten und Linken entweder nicht kennen oder nicht anerkennen. Und doch ist eine solche, wenn ich so sagen darf, metaphysische Behandlung der Politik ebenso blühender Unsinn, als wenn z. B. Jemand auf den Einfall käme, ein Lehrbuch der Mathematik in poetischer Prosa zu schreiben. Wer Mathematik lehrt, der lasse die Phantasie vor der Thür; wer über Politik schreibt, der reiße sich los von allen Theorien und halte sich mit gesundem Menschenverstande nur an die Erfahrung, d. h. an die Geschichte des Menschengeschlechts. „Ex juvantibus et nocentibus", sagt der Verf. S. 10, „das Nützliche von dem Schädlichen unterscheidend, ist die Politik, das Staatsrecht sowol wie die Staatsökonomie, gleich der wahren Medizin erwachsen." Das heißt mit andern Worten: Politik ist Empirie; und wer demnach die auf dem Erfahrungswege gewonnenen politischen Ueberzeugungen klar und faßlich in einer belebten und geistvollen Sprache vorträgt, der hat der Politik die wahre, die ihr zukommende wissenschaftliche Behandlung gegeben. Rednerische Sprache, parlamentarische Sprache, das ist die Sprache der Politik; da ist es Tugend des Styls, im Gewebe der Rede immer und immer wieder die Hauptgedanken hervortreten zu lassen, immer und immer wieder, und wenn's der Gegner eben am wenigsten erwartet, auf den verwundbaren Fleck hinzuschlagen; da sind schlagende Vergleiche, kühne Bilder, Ernst und Scherz, hohe Würde und neckischer Spott in lebhaftem Wechsel an ihrem Platze. In nicht geringem Grade besitzt der Verf., unverkennbar englischen Mustern nachstrebend, diese Kunst der Rede; die weiterhin mitzutheilenden Bruchstücke mögen dies unser Urtheil — so weit dies durch Bruchstücke möglich ist — zu belegen dienen.

So viel zuvörderst über Veranlassung, über Zeitgemäßheit, über äußere Form des Buchs. Versuchen wir jetzt, seinen Inhalt in einigen Hauptzügen anzudeuten.

In der Einleitung, deren erste Worte oben angeführt sind, verbreitet der Verf. sich weiter über die Berechtigung unserer Zeit zum Streben nach verfassungsmäßiger Freiheit. Die erste französische Revolution war der Anfang dieses Strebens. S. 4:

Seit den Julitagen 1830 hat der Kampf aufs Neue begonnen. Wie sehr wir auch die Unordnungen beklagen, die Opfer bedauern, so dürfen und wollen wir doch nicht verzweifeln an dem Siege der Freiheit. Denn das System der Freiheit ist nichts Anderes als Sicherung der Gerechtigkeitspflege für Klein und Groß, und Gerechtigkeit ist Sache Gottes.

Von der Freiheit will ich in diesen Blättern reden als Freund der Freiheit; von derjenigen Freiheit, welche heilsam ist für die Mächtigen wie für die Schwachen; denn die Macht ist unsicher, wenn sie angreift, statt zu schützen; sie schadet, wenn sie alle Freiheit ausschließt, das ist: jede Schranke gegen Misbrauch der Macht. Solche Schranken sind erfahrungsmäßig das Einzige, was der Macht Dauer verschafft.

In dieser Zeit, welche der Anfang einer viel bessern oder viel schlimmern zu sein scheint, als das seit dem wiener Congresse verflossene halbe Menschenalter, dürfen Diejenigen wol sprechen, welche, sich gleichbleibend, immerfort sowol Freiheit als Sicherheit und Ordnung gewünscht haben. Es werde nicht übel gedeutet, wenn ich selbst mir das Zeugniß gebe, daß ich nicht blos gewünscht, sondern auch nach meinen Kräften geforscht, nachgedacht und gewarnt habe. Eigenthum und Freiheit, nicht: Freiheit und Eigenthum! so hieß die Aufschrift eines früher erschienenen Büchleins. Jetzt sei die Form desselben Themas: Schutz für Eigenthum und Arbeit!

Klingt das Thema trivial? Möge es bald Allen trivial sein, möge Allen klar sein, wie aus diesem einen Princip alle Lehren des Staatsrechts sowol wie der Staatswirthschaft, sofern sie allgemeine Gültigkeit haben, ungezwungen sich entwickeln lassen.

Das ist das Thema, welches durch das ganze Buch durchklingt: wir wollen Freiheit, d. h. Gewährleistung gegen jedes Unrecht, jede Rechtsverletzung; wir wollen vollen Schutz für unser Eigenthum und unsere Arbeit. Diese Erklärung mag auf den ersten Blick sehr beschränkt erscheinen, mag auf eine Weile den Leser zu dem Wahne verleiten, als verlange der Verf. von dem Staate nur den Schutz der Gerechtigkeit für die materiellen Interessen der Bürger, als sähe er darin das Ideal politischer Freiheit erfüllt. Aber Arbeit ist Anwendung aller und jeglicher in den Menschen gelegten Kräfte zu Erreichung eines vorgesteckten (guten) Zwecks; Eigenthum ist Alles, was durch solche Anwendung unserer Kräfte erlangt wird. Also arbeitet auch der einsichtsvolle und wohlgesinnte Bürger, der in Gemeindeämtern, im Staatsdienst, als politischer Schriftsteller, als Parlamentsglied sich tüchtig zu machen und zu zeigen sucht zur Ministerwürde, um in dieser seinem Lande in dem weitesten Kreise dienen zu können; der Anspruch auf diese Würde, den er durch Bewährung seiner Tüchtigkeit zu derselben sich erwirbt, ist sein wohlerarbeitetes Eigenthum. Stellen wir die Begriffe von Arbeit und Eigenthum so weit (so aber stellt sie der Verf., und mit Recht): so leuchtet es ein, daß die Foderung: „Schutz für Eigenthum und Arbeit", Alles umschließt, was von dem obersten Grundsatze einer freien Verfassung verlangt werden kann. Wenn der Verf. an vielen andern Orten seines Buchs die Freiheit erklärt als Kampf gegen Unrecht, Kampf durch gesetzliche Mittel, so ist dies eben nichts Anderes als eine Folge, eine Entwickelung jenes ersten Satzes. Denn die Natur des Menschen bringt es mit sich, daß mit dem bloßen Aussprechen des Satzes: „Schutz für Eigenthum und Arbeit", die Sache noch nicht gethan ist. Sowie in dem Menschen ein Streben nach dem Gesetze ist, so ist in ihm auch ein Streben aus der Bahn des Gesetzes heraus; und keiner, auch der Beste nicht, ist seiner so sicher, daß er nicht dann und wann versucht sein sollte, die Rechte des Nachbarn zu verletzen. Darum kann jene Foderung, als Grundbedingung der Freiheit, sich nur in fortwährendem Kampfe, im Kampfe gegen das Unrecht, durch gesetzliche Mittel verwirklichen. Und wohl uns, daß dem so ist! Denn Kampf ist Leben; absolute Ruhe ist Tod.

Was dem Verf. in seiner erfahrungsmäßigen Politik als leitendes Vorbild gelte, spricht schon die Einleitung

an mehren Stellen aus; es ist die englische Constitution. S. 11, 12:

Um die Politik, das ist die Kunst, wie die stets aus dem Gleichgewicht strebenden Gewalten im Gleichgewichte zu erhalten sind, zu studiren, werde vor allen Dingen die englische Constitution, das noch nicht erreichte Muster der französischen, eifrig und redlich studirt. Die englische Constitution sei unser Vorbild, nicht im Zufälligen, aber in ihren wesentlichen Zügen.

Der Verf. begegnet den gewöhnlichen Einwendungen gegen die Möglichkeit einer Nachbildung derselben, und empfiehlt eigne Anschauung, „das Reisen nach der Insel des Gesetzes". Weiterhin wird ein Blick auf den politischen Zustand Deutschlands geworfen (S. 14):

Ist es aber Zeit, in Deutschland von Freiheit zu sprechen? Die ungünstigste Zeit für die Freiheit ist nicht die, wo die Freunde der Freiheit und Gerechtigkeit verfolgt, eingekerkert oder aufs Schaffot geschleppt werden. Aus dem Blute ist oft die Freiheit entsprossen, und der ungerechte Sieger hat durch Uebermuth sich oft zum Fall gebracht. — Die schlimmste Zeit für die Freiheit ist die, wo Gleichgültigkeit für alles Oeffentliche herrscht, wo es lächerlich scheint, sich für die Freiheit zu bemühen, wo alle Hoffnung aufgegeben ist, zur Freiheit zu gelangen, wo die Guten und Klugen meinen, daß es Thorheit sei, an die Möglichkeit der Freiheit zu denken, wo die scheußliche Maxime herrscht, daß die Menschen bestimmt seien, Ambos oder Hammer zu sein. Eine solche Zeit war freilich noch jüngst in manchen Ländern deutscher Zunge.

Hiermit stellen wir gleich zusammen, was S. 30 gesagt wird:

Lange Zeit waren die Freunde der Freiheit, der Politik in geringer Anzahl in Deutschland. Man betrachtete die Freunde der Freiheit ungefähr wie die Liebhaber von Schmetterlingen oder Muscheln. Aber die Freiheit, die Politik geht Jedermann an. Unsere römischen Juristen wissen es am besten, daß in Rom kein gebildeter Mann war ohne Rechtskenntnisse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Zeitschriften.

Seitdem die Zeit mit Meilenstiefeln einherschreitet und Alles nach kurzer Frist weit hinter sich zurückläßt, was ihr nicht auf Dampfschiffen und Schnellposten parallel zu bleiben sucht, hat auch die Literatur den Reifrock und die Perücke abgeworfen und moderne Flügelkleider angezogen. Werke werden seit ein Paar Jahren fast nur werkchenweise geschrieben, und die Omnibus der Literatur, Encyklopädien u. dgl. machen das meiste Glück. Vor allen beeifert sich die periodische Literatur, der Lieblingsneigung der Zeit zu huldigen, und während die ältern Zeitblätter sich meistens bemühen, mit der Gegenwart gleichen Schritt zu halten, entstehen überall neue, welche ihnen den Rang, zum Theil durch allerlei Kriegslisten, abzulaufen suchen. — So liegt uns z. B. Nr. 1 vor, von

1. Alles für Alle, oder Universalchronik unserer Zeit, herausgegeben von C. Strahlheim. Frankfurt a. M., Verlagsmagazin für Literatur und Kunst. 1832. Gr. 8. Der halbe Jahrgang 2 Thlr. 18 Gr.

Unter diesem marktschreierischen Titel kündigt sich eine Zeitschrift an, welche in monatlichen Heften zu mindestens 100 Seiten, über alle wirklich wichtigen Begebenheiten, in welches Gebiet sie auch immer einschlagen mögen, berichten will. Jedem Hefte soll eine gute Abbildung irgend eines interessanten, sich auf die Tagesbegebenheiten beziehenden Gegenstandes beigelegt werden. „Viel Sinn und kurze Rede" wird der Wahlspruch der Mitarbeiter sein.

Der bei dem ersten Hefte befindliche, sehr mittelmäßige Steindruck stellt die Ermordung des Grafen Capodistrias vor und offenbart sich sogleich als ein Phantasiestück, da er mit keinem der darüber bekannt gewordenen Berichte übereinstimmt. Der Inhalt der Zeitschrift ist unter folgende zwölf Rubriken geordnet: Geschichte und Politik (fortlaufende Tagesgeschichte); Erdbeschreibung und Statistik; Naturgeschichte und Naturlehre; Handel und Gewerbe; Literatur; Religion und Kirche; Heilkunde (wol nur der Cholera zu Liebe); Justiz und Polizei; Künste und Wissenschaften; vermischte gediegene Aufsätze; gehaltvolle und aufschlußgebende Correspondenzen; Theater. Diesen Abtheilungen geht im ersten Hefte noch ein politisches Glaubensbekenntniß der Redaction voraus, welches — wir wollen damit eine Probe des Styls geben — folgendermaßen beginnt.

„Damit unsere Worte weder gedreht, noch gedeutelt, oder gar falsch ausgelegt werden können, auch Niemand über unsere wahren Gesinnungen und Absichten in irgend einem Zweifel bleiben möge, und Jedermann sogleich im Klaren darüber ist, was er von dem Inhalte dieses Werkes zu erwarten hat, so halten wir es für das Beste, mit wenig Worten frei und offen zu bekennen, was wir denken, was wir glauben und wer wir sind."

Die Redaction bekennt sich als egoistisch genug, um darauf zu verzichten, auf ihre und ihrer Mitbürger Kosten das Glück der Nachwelt erkaufen zu wollen, erklärt aber weiterhin wieder: ihre Absicht sei, der Menschheit zu nützen, und wer auf diese Art nützen wolle, müsse frei von kleinlicher Engherzigkeit, erhaben über persönliche Rücksichten, kein Egoist sein. S. 6 wird das bekannte: Alles für, Nichts durch das Volk; in der Umschreibung: „Alle Revolutionen müssen für und zum Wohl des Volks, aber nicht durch dasselbe geschehen", geltend gemacht. Weit richtiger würde es heißen: die Aufgabe der Staatskunst ist es, den Revolutionen vorzubeugen durch das untrügliche Mittel zeitgemäßer Reformen. Gerechtigkeit übende Regierungen bleiben ruhig und ohne Anfechtung, sagte schon Locke; wo aber Menschen in den Staub getreten werden sollen, erheben sie ihre Häupter und werfen das lästige Joch von sich.

Die einfältigen Ordonnanzen eines bigotten, kurzsichtigen Fürsten, dem gleichbeschränkte Minister zur Seite standen, riefen den Sturm herbei, welcher die Staatsverfassungen fast aller europäischen Reiche mächtig erschütterte und die Völker, welche viele Fürsten nur zu sehr geneigt sahen, Partei für den gestürzten Bruder zu nehmen, so gewaltig aufregte. Das durch diese Wahrnehmung entstandene Mistrauen gegen die Machthaber unterhält fortwährend jenen unbehaglichen Zustand, welcher sich auf so verschiedene Weise kund gibt. Vergebens bemüht sich die Partei der Söldlinge, alle Schuld davon den Völkern aufzubürden und die Fürsten makellos darzustellen. Es gibt kein Beispiel in der Geschichte, daß eine Revolution gegen einen weisen und gerechten Herrscher ausgebrochen wäre, und auch die Gegenwart bestätigt diese alte Wahrheit.

Unter der Rubrik: „Geschichte und Politik", gibt dieses erste Heft eine „Gedrängte Uebersicht des Zustandes sämmtlicher Staaten Europas und den (r) bedeutendsten Ländern der übrigen Welttheile gegen das Ende des J. 1831." Wie flüchtig diese Uebersicht gearbeitet ist, erhellt z. B. aus dem Abschnitte, welcher dem Königreiche Sachsen gewidmet ist. Nachdem die gewöhnlichen Angaben der Volksmenge, der Größe des Landes u. s. w. gemacht worden sind, erzählt der Verf.: am 4. Sept. sei das Fest der neuen Verfassung feierlich durch Gottesdienst, Glockengeläute und Gesang von den Thürmen herab begangen worden. Der Stadtrath und die Communrepräsentanten (von Sachsen, muß man glauben, da Dresden, wo dies Alles vorging, noch gar nicht genannt wurde) begaben sich in feierlichem Zuge durch die Reihen der Communalgarden und des Linienmilitairs auf das Schloß, wo sie dem König und Mitregent die Charte übergaben. Hierauf erschien der König und der Mitregent auf dem Balkon u. s. w. Der Hergang der Sache war aber bekanntlich folgender. Die Stände des Königreichs versammelten sich im

Thronsaale, wurden verabschiedet und empfingen aus der Hand des Königs die Originalverfassungsurkunde, welche in feierlichem Zuge nach dem Landhause gebracht und im ständischen Archiv niedergelegt wurde. König und Mitregent erschienen auf dem Balkon des Schlosses, vom rauschenden Jubel des Volkes begrüßt, und erst, nachdem die allerhöchsten Herrschaften in den Thronsaal zurückgekehrt waren, empfingen sie die Glückwünsche einer Deputation des Stadtraths und der Communrepräsentanten.

Bei Baden vermissen wir die wichtige Angabe, daß durch die Motion Welcker's, bezüglich auf Vervollkommnung des deutschen Bundes, die Beförderung des Repräsentativsystems beantragt wurde. — Daß das Herzogthum Sachsen-Altenburg am 29. April 1831 ein neues Grundgesetz erhielt, war wol auch erwähnenswerth. — In den übrigen Abschnitten dieses ersten Heftes haben wir fast nur bereits Bekanntes gefunden. Wie S. 79 die Abnahme des Rheinhandels damit bewiesen werden soll, daß im ersten Halbjahre von 1830 von Mainz 1,100,841 Centner, und im gleichen Zeitraume 1831 1,371,904 Centner Güter verschifft worden sind, erscheint räthselhaft. In der Uebersicht der hauptsächlichsten politischen Tageblätter ist die seit August vorigen Jahres in Braunschweig erscheinende „Deutsche Nationalzeitung" nicht mit aufgezählt. Wenn wir die ebendaselbst der nunmehr unterdrückten „Tribune" ertheilten Lobsprüche auch alle billigen wollten, würde doch Niemand beweisen können, daß sie voll Würde aufgetreten sei.

Wir schließen diese Bemerkungen über Hrn. Strahlheim's Unternehmen mit dem wohlgemeinten Rathe, daß er die Fortsetzung mit mehr Umsicht und Consequenz ausführen möge, damit eine Durchsicht uns nicht wieder zu dem Ausspruche veranlassen möge: Die Redaction von „Alles für Alle" scheint sich offenbar mehr vorgesetzt zu haben, als sie zu leisten vermag.

2. Beiträge zur Kenntniß des Culturzustandes der Völker, ihres geistigen und sittlichen Lebens. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Erster Jahrgang. Erste Januarhälfte. Düsseldorf, Stahl. 1832. Gr. 8. Der Jahrgang von 24 Heften 5 Thlr.

Auch diese Zeitschrift beginnt mit einer gedrängten Uebersicht des Zustandes der europäischen Staaten zu Ende des J. 1831; statistisch-geographische Nachrichten über ihre Colonien sind nicht vergessen, und der Ueberblick im Allgemeinen, einige unbehülfliche Sprachwendungen und Perioden abgerechnet, fleißig bearbeitet. Die belgisch-holländischen Verhältnisse sind mit besonderer Vorliebe, jedoch ohne Parteilichkeit behandelt. Die zu diesem Abschnitt gegebenen statistischen Notizen sind dem „Ausland" entlehnt, in dessen Gebiet die „Beiträge" überhaupt gehören, wo sie sich aber — bei ihren augenscheinlich weit geringern literarischen und andern Hülfsmitteln — schwerlich neben ihm und andern ähnlichen Zeitschriften werden behaupten können.

Deutschlands Heil sieht der den vaterländischen Angelegenheiten gewidmete Artikel in der Uebereinstimmung Preußens und Oestreichs, denen sich Baiern und die übrigen deutschen Staaten anschließen, wobei aber vergessen wurde, daß dieses Anschließen nur ein sehr bedingtes ist. Ob es die drohende Haltung Deutschlands war, welche Frankreich nach den Julitagen zu einer gemäßigten Sprache bewog, mag dahingestellt bleiben. Die sanguinische Hoffnung, der deutsche Bund werde sich einer drohenden Erhebung des mächtigen Nachbars im Osten gleichmäßig entgegenstellen, dürfte doch wol einer Modification unterworfen werden müssen. In einem Artikel der „Preußischen Staatszeitung" vom 18. März 1830 war in Bezug auf Preußen etwas Aehnliches ausgesprochen, allein schon am folgenden 20. März wurde der ganze Artikel ebendaselbst desavouirt.

Wie Deutschlands künftiges Heil vom Verf. auf die Harmonie der genannten beiden Mächte basirt werden kann, erscheint uns nicht recht klar, da er (S. 11) anerkennt, daß die Freiheit der Presse den Gemeingeist erhalte und antinationnelle Unternehmungen, sowie Eingriffe in die Volksrechte verhindere, jene beiden Mächte aber bekanntlich nichts mehr bekämpfen als jene Freiheit. Schon hierdurch allein treten sie überall der Ausbildung freier Institutionen in Deutschland hemmend entgegen.

Den weitern Inhalt dieses Probeheftes bildet der Anhang eines Abrisses der Geschichte der Freistaaten von Nordamerika; ein schon bekanntes Genrebild aus Corsica, betitelt: „Das Banditenfrühstück"; Bekanntes über Algier, über Ludwig Philipps Aufenthalt in Amerika, vermischte Nachrichten u. s. w. Weder Neuheit des Plans noch der Behandlung und ebenso wenig Reichthum und Neuheit des Gegebenen zeichnen diese „Beiträge" aus.

3. Athene. Eine Zeitschrift für die philosophischen und historischen Wissenschaften, herausgegeben von einem Vereine von Gelehrten. Redigirt von Chr. Kapp in Erlangen. Erster Band. Erstes Heft. Kempten, Dannheimer. 1832. Gr. 8. Preis für sechs Hefte oder drei Bände 4 Thlr. 12 Gr.

Das Gebiet, in welchem diese Zeitschrift zu wirken beabsichtigt, umfaßt die philosophischen und historischen Wissenschaften im weitern Sinne. Selbständiges, fortlaufende Kritik des wichtigsten Neuen, welches darin erscheint; Geschichte der Völker und Staaten, der Kunst und ihrer Denkmale u. s. w. wird ihren Inhalt ausmachen. Specielle Schulfragen, sowie Partei- und Sektengeist sollen aufs strengste daraus verbannt bleiben. Das für die Gebildeten Allgemeininteressante soll immer vorzugsweise aufgenommen werden. Alle zwei Monate wird ein Heft von 7—8 Bogen erscheinen; das vorliegende erste Heft enthält jedoch nur 4½ Bogen.

Den Inhalt eröffnet eine Vorlesung des Hrn. Redacteurs, „Ueber den Anfang der Geschichte und der religiösen Sagenkreise der Alten". Gestützt auf die Mosaische Genesis, und indem er sich wiederholt auf seine Schrift: „Ueber den Ursprung der Menschen und Völker nach der mosaischen Genesis" (Nürnberg, 1829), bezieht, nimmt der Verf. an, daß das Menschengeschlecht von einem Paar abstamme. Dieses vermehrte sich natürlich zur Familie, zu Geschlechtern und Stämmen. Damals, wo noch die gaukelnde Phantasie die Unschuld des Menschengeschlechts beherrschte, wurden Thaten und Naturereignisse nicht ohne Einfluß religiöser Gefühle zu Ueberlieferungen gestaltet, welche leicht Gemeingut der noch nicht über die Erde verbreiteten Menschheit werden konnten. Die Stämme wurden endlich Völker, nachdem sie sich schon vorher immer weiter von der Heimath der Urväter entfernt hatten; allein jene Ueberlieferungen pflanzten sich, wenngleich mehr und minder entstellt und verändert, von Generation zu Generation fort. Auf diese Weise erklärt der Verf. die unverkennbare Aehnlichkeit der Grundzüge der Ueberlieferungen verschiedener Völker, welche die Vergleichung derselben auffinden läßt. Daß mit einem Verzeichnisse der hierher gehörigen Literatur, welches nur ein Paar dürftige kritische Winke enthält, mehr wie sechs Seiten dieses Heftes gefüllt wurden, ist nicht zu billigen.

„Athene" bietet ferner eine beschreibende Kritik der Grablegung Christi von Rafael Sanzio, und die Geschichte der Entstehung und des Untergangs des capitolinischen Jupitertempels in Rom, beide von K. Fr. Scholler; die Geschichte von Guiana, nach Ferd. Denis, von Werner; kritische Anzeigen von A. Brongniart's „Die Gebirgsformationen der Erde", aus dem Französischen von Kleinschrod, und von „Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften".

Einer Zeitschrift wie die „Athene" können nur gediegene und ausgezeichnete Leistungen Freunde erwerben; Gewöhnliches erhalten wir so schon von allen Seiten. Mag das die Redaction bei der Fortsetzung beherzigen! 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 139. —— 18. Mai 1832.

Politische Freiheit, von F. Baltisch.

(Fortsetzung aus Nr. 138.)

Wir verlassen jetzt die Einleitung, um zum Buche selbst überzugehen. Man erwarte aber kein trockenes Skelet des Buches, welches ganz zu lesen wir vielmehr die Leser auffodern möchten; auch keine Kritik, welche nur dann frommen könnte, wenn wir es schon als dem Publicum d. Bl. bekannt voraussetzen dürften. Ref. wird sich darauf beschränken, einige solcher Stellen mitzutheilen, welche für den Gedankenreichthum des Verf., die glückliche Lebendigkeit seines Styls, die unbefangene Gerechtigkeit, mit welcher er von einem fest behaupteten Standpunkte aus die entgegenstehenden Ansichten zu würdigen weiß, die bezeichnendsten sind, und diese mit einigen verknüpfenden Bemerkungen zu begleiten.

Der erste Abschnitt heißt: „Was Freiheit nicht ist". Hier findet sich mehr als Ein Beitrag zu der Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes, z. B. S. 20 fg.:

Irrig ist es, wenn Manche geglaubt haben und glauben, daß Freiheit nichts Anderes sei als Widerwille und Widerstreben gegen die Tyrannis. — Als der Haß gegen das Königthum am stärksten war in Frankreich, wenigstens am lautesten, als das Kriegsgeschrei war: Verderben allen Königen! war da Freiheit? Haß gegen Tyrannis reicht allein so wenig hin zur Freiheit, als Pulver allein genug ist, um ins Ziel zu schießen. Irrig ist es und ein sehr verbreiteter Irrthum unter den Deutschsprechenden, daß Freiheit bestehe im Haß gegen den Adel, gegen allen Adel, alle Erblichkeit persönlicher Vorzüge; daß Freiheit da sei, wo nur das Verdienst gelte, wo alle Vorrechte des Adels mit Füßen getreten werden. Die Wahrheit ist, daß heutzutage in Deutschland sehr Wenige sind, welche das Königthum hassen, aber Viele, sehr Viele, welche mit blindem Hasse die ganze Institution des Adels verfolgen, und sich selbst für Freunde der Freiheit, für Stützen der Freiheit halten, aus keinem andern Grunde als wegen dieses Hasses. Diese Feinde jeglichen Adels affectiren auch, Jeden, der nicht in ihren Haß einstimmt, für einen Sklaven der Vornehmen zu halten. Aber die Türkei und China: sind das Beweise, daß Freiheit ist, wo kein Adel ist? — Man sehe wohl zu, ob nicht etwas Neid dahintersteckt.

Irrig und unselig in allen Folgen ist die Meinung, daß Freiheit überhaupt gleichbedeutend sei mit Gleichheit. Nicht zwei gleiche Blätter hat die Natur gewollt, und noch weniger zwei gleiche Menschen. — Der Neid hat den Gedanken von Gleichheit, von Identität der Freiheit und der Gleichheit erzeugt; aber der Neid wird nie einen freien Staat hervorbringen, denn der Neid ist nicht producirend, sondern nur zerstörend. Oder soll die Gleichheit mit der äußersten Erniedrigung verbunden sein? — Nur mit absoluter Sklaverei kann die Freude der Gleichheit, die Freude, daß kein höherer Gegenstand des Neides da sei, erkauft werden.

Die Aufgabe des zweiten Abschnittes ist, zu zeigen: „Was Freiheit ist". „Politische Freiheit ist zuvörderst Kampf gegen das Unrecht." Es sollen moralisch wirkende Mittel da sein zum Schutz der Reichen gegen die Armen, der Armen gegen die Reichen, der Regierten gegen die Regierenden, dieser gegen jene.

In dem Besitz dieser moralisch wirkenden Mittel zur Abwehr des Unrechts, von welcher Seite es komme, besteht die politische Freiheit als Zustand, in dem Gebrauch derselben besteht die Freiheit als Thätigkeit.

— Man hat unterscheiden wollen bürgerliche Freiheit und politische Freiheit. Jene soll sein da, wo die Gesetze richtig angewandt werden auf alle Staatsbürger, diese, wo die Staatsbürger auf einen Theil der Gesetzgebung Einfluß haben. Aber dieser Unterschied ist nicht richtig. Wo keine politische Freiheit ist, d. h. wo keine Institutionen sind, welche die Güte, die Angemessenheit der Gesetze für die gegenwärtige Zeit sowol verbürgen als auch die genaue Beobachtung derselben sichern, da ist der Ruhm der sogenannten bürgerlichen Freiheit sehr unsicher. — Ohne politische Freiheit ist die sogenannte bürgerliche Freiheit nichts Anderes als eine abgepflückte Blume, welche das Kind in die Erde steckt, wähnend, sie werde fortleben ohne Wurzel.

Der dritte Abschnitt handelt von dem „Grunde des Staates" (S. 46):

Ist es möglich, über den Grund des Staates zu zweifeln, zu streiten? Wie sollt' es nicht, da ja doch bestritten worden, daß die Erde um die Sonne geht!

Das Verhältniß der Menschen zu einander wird bedingt durch das Verhältniß der Menschen zur Natur. Letzter Grund des Staates muß also das Verhältniß der Menschen zur Natur sein; nämlich die Nothwendigkeit der Arbeit für das Leben der Menschen, welche aber nicht gedeihen kann ohne Schutz.

Letzter Grund des Staats ist nicht ein vermeintes ausschließlich göttliches Recht des Oberhaupts, eine Bescheidenheit, welche ungefähr derjenigen gleichzustellen wäre, wenn die Sonnenuhr behauptete, die Sonne sei um ihretwillen da. Letzter Grund des Staats ist aber ebenso wenig ein vermeinter Urvertrag zwischen den Regierenden und Regierten.

Mit aller Kraft des Gedankens und der Rede bekämpft der Verf. im Folgenden diese beiden entgegenstehenden, als politische Glaubensbekenntnisse so allgemein verbreiteten Meinungen, zeigt ihren Ursprung, ihre Gefährlichkeit, ihre Unhaltbarkeit, und wie uns scheint, mit überzeugenden Gründen. Die letztere (die Lehre vom Socialcontract) stellt er dar als hervorgegangen aus dem Unwill-

len über die starre Behauptung, die schonungslose Verwirklichung der Lehre vom göttlichen Recht. Nur Eine Stelle aus der Argumentation gegen die Lehre vom gesellschaftlichen Urvertrage (S. 52):

> Die Theorie, daß die Pflicht des Gehorsams der Unterthanen gegen die Obrigkeit bedingt und vermittelt werde durch die Pflicht der Treue, durch ein Versprechen, durch einen Vertrag, scheint um nichts gründlicher zu sein, als wenn indische Geistliche lehren, die Erde, damit sie nicht in unendliche Ferne falle, ruhe auf einer großen Schildkröte. — — Wir sind verbunden, heißt es, unserm Souverain zu gehorchen, weil wir uns dazu durch unser stillschweigendes oder ausdrückliches Versprechen anheischig gemacht haben. Aber warum sind wir verbunden, unser Wort zu halten? Weil die Menschen überall nicht in Gesellschaft, geschweige in civilisirter Gesellschaft leben könnten ohne Worthalten, ohne Gesetze, ohne Richter, ohne Obrigkeiten, um den Beeinträchtigungen der Schwachen durch die Starken, der Gerechten und Billigen durch die Gewaltthätigen zu steuern. Da die Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen den Staat von gleicher Kraft und Autorität mit der Verbindlichkeit zum Worthalten ist, so gewinnt man nichts, wenn man die eine in die andere auflöst. Das allgemeine Interesse oder Bedürfniß der Gesellschaft ist hinreichend, beide festzustellen. Die Welt kann nicht anders bestehen. Wird nach dem Grunde des Gehorsams gefragt, den wir der Regierung zu leisten schuldig sind, so laßt uns geradezu antworten: weil die Gesellschaft, weil die Familie und das Haus nicht ohne Das bestehen kann. Diese Antwort ist einfach und verständlich für Jedermann. Jene Theoretiker sagen: wir sind verbunden zu gehorchen, weil wir unser Wort halten sollen. Warum aber sind wir verbunden, unser Wort zu halten? Hierauf können sie nichts Anderes antworten, als das Nämliche, was unmittelbar ohne allen Umschweif den Beweisgrund für unsere Verpflichtung zur Unterthänigkeit abgegeben haben würde. Weg mit der Schildkröte, weg mit priesterlichen, juristischen oder philosophischen Fictionen!

Der folgende (vierte) Abschnitt beschäftigt sich mit der „Aufgabe der Regierung". Sie ist natürlich keine andere als Das, was überhaupt Grund des Staats, also auch Grund der Existenz jeder Regierung ist: „Schutz für Eigenthum und Arbeit". Viele Irrthümer, viele falsche Ansichten waren hier zu widerlegen (S. 79 fg.), und der Inhalt der vom Verf. gegebenen Erklärung, insofern der Schutz für Arbeit auch „Schutz für intellectuelle und moralische Anstrengung" in sich begreift, weiter zu entwickeln und zu begründen. Ref. hat hierüber schon oben gesprochen. Einzelne Behauptungen in diesem Abschnitte werden die Lieblingsmeinungen mancher Leser schmerzlich berühren, aber doch, glauben wir, bei näherer Prüfung sich als wahr bewähren, z. B. wenn S. 93 dem Satze widersprochen wird, daß alle Aemter im Staate nach Verdienst ausgetheilt werden sollten. Das ist eben das Verdienst der erfahrungsmäßigen Politik, daß sie keine Foderungen aufstellt, die Dem, der die Natur des Menschen aus dem Leben und nicht blos aus den Büchern der Philosophen kennt, sich als ewig unausführbar erweisen, bei dem schönsten und festesten Glauben an die Perfectibilität unsers Geschlechts.

Diese „erfahrungsmäßige Staatskunst" handelt der Verfasser in ihren Hauptbedingungen in dem fünften Abschnitte ab. Sie ist ihm eine Kunst der Freiheit, eine Kunst des Friedens. Er sagt von ihr S. 110:

> So gewiß es eine Kriegskunst gibt, eine Lehre der Mittel, die von Außen Angreifenden zurückzuwerfen, in kürzester Zeit die meisten äußern Feinde zu vernichten, ebenso gewiß gibt es auch eine Kunst des Friedens, eine Staatskunst, welche lehrt, dem Unrecht innerhalb des Staats zu wehren. Diese Kunst ist nicht eine geoffenbarte, nicht das Erzeugniß des grübelnden Verstandes bei verschlossenen Augen, auch nicht blos die Frucht warmer Menschenliebe; sondern die ganze Seele muß bei Erfindung, Vervollkommnung und Ausübung dieser Kunst thätig sein, so gut wie beim Auffassen und Lehren der Religion und bei der Ausübung des edeln Richteramts, oder des gleich edeln aber nicht edlern Feldherrnamts. Zuvörderst ist die Staatskunst entstanden wie die Kunst der Schiffahrt, wie die Arzneikunst, wie die Kunst Brücken zu bauen;

das heißt aus der Erfahrung, aus dem Streben, hier Mängeln abzuhelfen, dort Uebeln zu wehren. Der Verf. meint, es ließe sich wol der Versuch machen, aus der Aufgabe des Staats, wie er sie oben aufgestellt hat, und aus der daraus hervorgehenden Nothwendigkeit, daß eine starke Macht da sei, die jene Aufgabe verwirkliche, „ein Schutzsystem zu folgern, und theoretisch dasjenige System zu erbauen, welches in den civilisirtesten Ländern sich herausgearbeitet hat. Aber besser wirds sein, geradezu uns an das Wirkliche und Praktische zu halten, und das englische und französische Regierungssystem in ihren Grundzügen zu vergleichen."

Der Verf. findet sich hier, wie an vielen andern Stellen seines Buches, in Streit und Widerspruch mit der sogenannten historischen Schule, d. h. mit denjenigen Politikern, welche das Bestehende in jedem Staate wollen, weil es alt, weil es Jahrhunderte alt ist, weil es in dem — in einer nicht sehr entfernten Periode — so sehr überschätzten Mittelalter wurzelt. Er nennt sie eine „engherzige historische Schule"; wir möchten sie lieber eine antiquarische nennen. Nach dieser antiquarisch-politischen Schule hatte Karl X. Recht, wenn er im Juli 1830 die Zeit von 1780 wiederherzustellen wünschte. Sie blickt rückwärts, wie der Antiquar auf die Gräber der Vorzeit; sie möchte, wie der Antiquar, die Vergangenheit aus ihren Gräbern heraufbeschwören. Nur käme es darauf an, welchen Zeitpunkt der Vergangenheit. Warum nicht ebenso gut den, wo die freiheitsstolzen Sachsen noch keine Fürstenherrschaft kannten, als wie den, „wo der eiserne Ritter turnirte"? Eine solche Frage kann jene ganze Schule vernichten. „Die Summe der ehrlichen historischen Schule", sagt der Verf. S. 113, „ist diese: was sich nützlich oder schädlich erwiesen hat in Jahrhunderten, das ist wichtig zu wissen. Was lange gedauert hat und sich schädlich erweist, muß eben deswegen mit desto mehr Kraft angegriffen und fortgeschafft werden, weil es lange gedauert." Nachdem Herr Baltisch einige „unbestritten wahre, wenngleich auf den ersten Anblick nicht immer wahrscheinliche Sätze", welche zu wissen jedem Staatsmanne Noth sind, als Ergebnisse der Geschichte ausgeführt hat (z. B. Erbkönig besser als Wahlkönig; das Recht über Krieg und Frieden muß bei einem Einzelnen sein u. s. w.), legt er in 20 Paragraphen die Grundzüge der im Unglück bewährten englischen und der ihr nachgebildeten französischen Constitution dar, sowie dieselben als allgemein gültige Normen in jede constitutionnell-monarchische Verfassung

übergehen müssen. Diese Grundzüge werden dann von dem Verf. näher erläutert und entwickelt (S. 127):

Das Hauptresultat, welches aus einer aufmerksamen Betrachtung der englischen und französischen Constitution sich ergibt, ist dieses: daß, gemäß der eigentlichen Natur aller Dinge, jedwede von den drei Hauptgewalten im Staate, die königliche sowol als die gesetzgebende und die richterliche, zusammengesetzt ist aus einem stabilen Theile und einem variablen Theile.

Dadurch allein kann der Mensch die Dinge außer sich beherrschen, daß er jedes Ding nach seiner Natur nimmt, das Pferd als Pferd, das Schiff als Schiff, das Feuer als Feuer. Das gilt auch in der Politik. Eitles Streben ists, mit Menschen und für Menschen etwas durchaus Stabiles aufbauen zu wollen; sondern die Stabilität kann in menschlichen Dingen nur dadurch erlangt werden, daß jedes Ding, dem man Stabilität wünscht, zugleich einen amoviblen Theil habe, welcher, wenn die Umstände es verlangen, aufgeopfert werde, damit durch solches Opfer dem andern Theile seine Stabilität erhalten werde.

Es besteht die Macht der Krone in England und Frankreich aus zwei Bestandtheilen, dem Könige und dem Ministerium.

Es besteht die legislative Körperschaft, das Parlament, aus zwei wesentlich getrennten Theilen, einem permanenten, ja unsterblichen, weil erblichen Corps, dem Hause der Lords oder Pairs, und dem Hause der erwählten Commons oder Deputirten.

Es besteht die richterliche Gewalt in England und Frankreich aus zwei wesentlich getrennten Theilen, den immerwährenden, durchaus inamoviblen Richtern, und der temporairwirkenden Jury. Hieraus entspringt der größte Nutzen. Es ist Bewegung in jeder Richtung möglich, der Irrthum, der unvermeidliche Irrthum hat seinen Spielraum, aber auch Verbesserung ist möglich, ohne daß je der stabile Theil in Gefahr komme u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit. Eine Jubeldenkschrift auf die Kritik der reinen Vernunft. Von Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Mittler. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Es ist eine für den menschlichen Stolz sehr demüthigende Erfahrung, wenn wir bei dem Rückblick auf die Geschichte der Vergangenheit wahrnehmen, wie Diejenigen, die sich zu Führern ihrer Zeit aufgeworfen haben und als solche von derselben anerkannt worden sind, meistentheils gerade das Gegentheil von Demjenigen gewirkt haben, was sie eigentlich beabsichtigten und mit Anspannung aller Kräfte erstrebten. Die Chorführer der französischen Revolution wollten eine Republik, und das Ergebniß alles ihres Abmühens war die despotische Herrschaft Napoleons; Napoleon, auf der Sonnenhöhe seiner Macht, glaubte schon im Geiste die Unterwerfung aller Völker unter seinen unumschränkten Willen als nahe bevorstehend zu erblicken, und gerade in Folge seiner Unterdrückungspläne sehen wir in allen gebildeten Ländern den Geist der Freiheit sich zu einem höhern Schwunge erheben. Eine unsichtbare Hand lenkt die Unternehmung auch des Klügsten und Mächtigsten einem ganz andern Ziele zu, als welches er selber will und denkt; der Mensch bildet sich immer wieder von Neuem ein, ihren geheimnißvollen Rathschluß begriffen oder errathen zu haben, und sieht sich immer wieder von Neuem überwiesen, daß er nichts begriffen und errathen habe.

Das demüthigende Gefühl von dieser unserer Kurzsichtigkeit wird noch gesteigert, wenn wir sehen, daß die Entwickelungen der Wissenschaft dieser geheimnißvoll waltenden Macht in eben dem Maße wie die Entwickelungen der Völker und Staaten unterworfen sind. Man könnte vielleicht das Gegentheil denken. Die Springfedern der politischen Ereignisse sind dem größern Theile nach Leidenschaften, von welchen es uns nicht in Verwunderung setzen kann, wenn ihnen keine klare Anschauung ihrer selbst und der sie umgebenden Verhältnisse beiwohnt. Aber wo das Bestreben rein auf Klarheit des Bewußtseins gerichtet ist, da sollte man vielleicht glauben, müßte man sich auch Dessen, was man eigentlich erstrebt, und seines Verhältnisses zu gleichzeitigen verwandten Bestrebungen so klar bewußt sein, daß man den Erfolg mit ziemlicher Sicherheit voraussehen könnte. Aber nein, auch hier die gleiche Kurzsichtigkeit. Man betrachte die Entwickelung der Philosophie, der Wissenschaft, welcher recht eigentlich die höchste Klarheit des Bewußtseins zur Aufgabe gestellt ist. „Kant wollte (heißt es S. 3 der angeführten Schrift) dem Wechsel der Systeme für immer ein Ende machen. Aber nie sind dieselben einander schneller, ja mit einer so Schwindel erregenden Eile gefolgt, als gerade in den letzten vier Jahrzehenden; nie hat eine größere Anzahl von verschiedenen, ja zum Theil im vollsten Gegensatze stehenden Systemen neben einander überzeugte Anhänger und leidenschaftliche Vertheidiger gefunden. Kant wollte die Schranken des menschlichen Erkennens für alle Zukunft unveränderlich feststellen, und man kann in der That fragen, in welchem nur einigermaßen aufgeklärten Zeitalter diese nach allen Seiten hin und leichtsinniger von den Philosophen überschritten worden seien, als seit dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft?" Kant's Grundlehre war (s. S. 15), daß alle Vernunft mit ihren Erkenntnißkräften niemals über das Feld möglicher Erfahrung hinauskommen könne, außerhalb welcher für uns nichts als leerer Raum sei: und diese Lehre ist für seine Nachfolger nur ein Signal gewesen, sich immer mehr von der Erfahrung zu entfernen, und sich endlich ganz in dem leeren Raume einheimisch zu machen, in dem „Nichts", welches ja die neueste Philosophie sehr naiv als den Urquell aller ihrer Weisheit bezeichnet hat. Auch Kant also hat beinah in Allem das Gegentheil von Dem gewirkt, was er wirken wollte, und doch kann man diesem zweiten Vater der deutschen Philosophie schwerlich abstreiten, daß er mit Besonnenheit und Umsicht an sein großes kritisches Unternehmen gegangen ist.

Auch die Wissenschaft der Besinnung also muß sich von Zeit zu Zeit noch besonders besinnen. Der schon durch seine „Psychologischen Skizzen", seine Anmerkungen zu Bentham's Rechtsphilosophie und andere Schriften bekannte Verf. der oben angezeigten Schrift hat sich daher eine dankenswerthe Aufgabe gestellt, indem er das halbe Jahrhundert, welches jetzt seit dem ersten Erscheinen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" verflossen ist, einer Revision unterwirft; und er hat diese Aufgabe auf eine Weise gelöst, welche Ref. veranlaßt, diese Schrift Allen zu empfehlen, die sich überhaupt für Philosophie interessiren.

In der Einleitung setzt der Verf. die Nothwendigkeit einer Prüfung unserer philosophischen Entwickelung seit Kant ins Licht, wobei er, außer dem schon Angeführten, vorzüglich auch auf die Spaltung und Gedankensperre hinweist, die seit ungefähr 30 Jahren in Hinsicht der Philosophie zwischen uns und den übrigen Völkern bestehe, sowie auf die Gleichgültigkeit, ja Verachtung gegen die Wissenschaft der Wissenschaften, welche, in Folge der vielen hochgespannten und getäuschten Erwartungen, besonders bei den sich an das Leben anschließenden Forschern immer mehr überhand nehmen.

Im ersten Abschnitte entwickelt dann der Verf. zunächst, was Kant eigentlich beabsichtigt habe, und inwiefern der Keim der bezeichneten Misverhältnisse wenigstens zum Theil schon in dem von diesem großen Denker aufgestellten Systeme selbst zu suchen sei. Er hebt hierbei besonders einen Selbstwiderspruch hervor, in welchem, wie er mit genauen Citaten aus Kant's Schriften beweist, das System desselben befangen ist. Die Grundtendenz der Kant'schen Kritik geht, in Uebereinstimmung mit der von Locke und den meisten ausgezeichneten Forschern bei den übrigen gebildeten Völkern, auf die Bekämpfung des Scholasticismus oder der sogenannten philosophischen Speculation, inwiefern diese aus bloßen Begriffen des in diesen Begriffen Gedachten erklügeln zu können glaubte. Kant zeigt, daß nur durch innere oder äußere Wahrnehmung der menschliche Geist eine Erkenntniß von der Existenz eines Gegenstandes gewinne; aus bloßen Begriffen der Wirklichkeit des in diesen Ge-

hachten auf keine Weise gewiß werden könne. Gleichwol ist die von Kant aufgestellte Theorie der Erkenntnißformen des menschlichen Geistes, wie derselbe an unzähligen Stellen ausdrücklich hervorhebt, selbst aus bloßen Begriffen aufgebaut und wird dennoch von ihm als wirklich behauptet. Wir sehen also Kant, in Folge der herrschenden Zeitvorurtheile, welchen sich auch der erhabenste Geist meistentheils nur unvollkommen entziehen kann, so in die scholastische Speculation verstrickt, daß er, selbst indem er dieselbe zu bekämpfen strebte, ohne sein Wissen und Wollen ihren Fahnen folgte. Wie dürfen wir uns wundern, wenn seine Nachfolger sich diesem Banner wieder ganz unterwerfen? „Kant (wie es S. 33 heißt) trieb die Speculation aus bloßen Begriffen zur Vorderthür hinaus, um sie zur Hinterthür wieder einzulassen: an die Stelle der objectiven Dichtungen (der Dichtungen in Hinsicht auf Welt und Gott), über welche er mit Recht das Verdammungsurtheil ausgesprochen hatte, setzte er subjective Dichtungen. Für die letztern aber konnte ebenso wenig wie für die erstern eine Gewähr gegeben werden, daß sie überhaupt existirten, und gerade in dieser Art existirten und wirkten; und wenn man also auch eine Zeitlang durch die untergeordnete Verschiedenheit beider Verfahrungsweisen getäuscht werden konnte, so mußte doch sehr bald die wesentliche Gleichheit derselben ans Licht treten. Mit dem gleichen Rechte, wie Kant gedichtet hatte in Hinsicht auf die Erkenntnißkräfte unsers Geistes, konnte dies Fichte ebenfalls thun; und Schelling und dessen Nachfolger hatten, obgleich im Verhältniß zur Aufgabe der Wissenschaft Unrecht, doch gegen jene Beiden vollkommen Recht, wenn sie zu dem alten Dichten über Gott und Welt zurückkehrten."

Aus diesem Widerspruche in Kant's Systeme gingen dann gewissermaßen nothwendig zwei andere hervor: daß er die Objectivität unserer Erkenntnisse durch die subjectiven Formen unsers Geistes bestimmt werden läßt, und daß seine ganze Theorie der Erkenntniß sich nicht über das Bildliche und Gleichnißartige zu der Darstellung der Sache selber und des eigentlichen Erfolges bei den Erkenntnißarten erhebt. Auch hierin, bemerkt der Verf., sind alle spätern deutschen Systeme dem Kant'schen gefolgt. „Wenn Fichte das Ich in einer unendlichen Thätigkeit aus sich hinausgehen, sich eine Schranke oder das Nicht-Ich setzen, und von diesem zu sich zurückgehen läßt: was haben wir hierin anders als ein Gleichniß: denn in eigentlicher Bedeutung können wir doch unmöglich dem durchaus unräumlichen Geiste solche Bewegungen im Raume beilegen. Wenn nachher in der Schelling'schen Schule von den Polen des Absoluten, von der Entzweiung desselben, von einem Abfalle der Ideen, oder bei Hegel von einem Hinausgehen des Abstracten aus sich zu seinem Anderssein und von einer Rückkehr desselben in sich die Rede ist: so sind dies alles Bilder, die als eigentlich wissenschaftliche Prädicate anzuwenden, Niemandem in den Sinn kommen kann, welcher von der Construction einer Wissenschaft richtige Begriffe gewonnen hat" u. s. w. (S. 41.)

Ungeachtet der bezeichneten Widersprüche aber hat es immer etwas Räthselhaftes, wie es geschehen konnte, daß die spätern Systeme gerade jene Grundtendenz des Kant'schen ganz haben fallen lassen, ja derselben offen Hohn gesprochen haben, und dagegen entschiedener als je in der von Kant als unzulässig dargestellten Richtung fortgegangen sind. Die Ursachen hiervon darzustellen, ist die Aufgabe des zweiten Abschnittes der vorliegenden Schrift. Wir müssen unsern Lesern überlassen, dem Verf. in die tiefergehenden Untersuchungen über die allgemeinen Entwickelungsverhältnisse des menschlichen Geistes zu folgen, welche er (S. 48 fg.) dieser Darstellung zum Grunde legt. Das Resultat ist, daß, diesem gemäß, jene Rückkehr zum Scholasticismus gewissermaßen nothwendig gewesen sei zur Ergänzung und Neutralisirung früherer einseitigen Richtungen. Die Systeme, welche dem Kant'schen gefolgt sind, zeigen sich (S. 72) „als allerdings sehr werthvoll, aber nur als Durchgangspunkte, als Krisen, die freilich nicht zu entbehren waren bei dem einmal aufgesammelten Krankheitsstoffe und der durchgreifenden dynamischen Verstimmung, die aber selbst Krankheiten sind und vorübergehen müssen, wenn die Gesundheit wiedergewonnen werden soll."

Von besonderm Interesse ist der dritte Abschnitt, „Aussichten in die Zukunft" überschrieben. Der Verf. zeigt zuerst, wie ein Fortgehen der philosophischen Entwickelung in der bis jetzt behaupteten Richtung durchaus unmöglich sei. „Man hat Alles versucht, was sich überhaupt versuchen ließ; ist im Sublimiren des Princips von den reinen Anschauungen und den Kategorien zum leeren Ich, und so endlich bis zum Aeußersten gelangt, bis zum Nichts, aus welchem das geistige und physische All construirt werden soll..... Und sowie das Princip, so hat auch die Deduction alle möglichen Formen angezogen. Nachdem die Zwölfzahl der Kategorien aus der Mode gekommen war, dominirte Fichte's, dann Schelling's Dreizahl: mit beständigen Veränderungen der Gedanken, versteht sich, aber die Zahl blieb sich doch gleich." — „Mit der Philosophie ist auch der bildende Einfluß derselben zum Nichts sublimirt worden, und in den herrschenden Ansichten vom Staate, von der Religion und der Kirche, von der Erziehung, von der Natur- und Heilkunde, kurz in allen Lebensverhältnissen fühlt man nur zu augenscheinlich die nachtheiligen Wirkungen des nebelhaften Ineinanderfließens aller Begriffe." Dazu das völlig Unpraktische dieser Philosopheme, dazu endlich die Unverständlichkeit der Darstellung. Also ein Umschwung muß eintreten, aber wozu? — Der Verf. entwickelt nun, daß die ganze neuere intellectuelle Cultur schon seit Baco, zwar mit manchen Unterbrechungen und Rückschritten, aber doch unaufhaltsam, zwei erhabenen Zielpunkten zustrebe. Zuerst der Antiquirung, zwar nicht der Metaphysik, aber doch der metaphysischen Methode, d. h. der Methode, welche aus bloßem abstracten Denken oder aus selbstgebildeten Dichtungen eine Erkenntniß des Wirklichen erklügeln wolle. Erfahrung, innere und äußere, sind die einzig gültigen Grundlagen jeder wahren Wissenschaft. Dies festzustellen, dazu war Kant's Philosophie, ihrem tiefsten Grunde nach, ein kräftiger Anlauf, der nur misglücken mußte, weil die alte Methode noch zu übermächtig war in Deutschland, als daß selbst ein so selbständiger Geist wie Kant sich ganz davon hätte losmachen können. Zweitens aber strebt die neuere Bildung dahin (S. 89), „die Psychologie, und zwar eine, mit Ausschließung aller materialistischen oder metaphysischen Beimischungen, rein auf unser Selbstbewußtsein begründete Psychologie, zum Mittelpunkte zu machen für die gesammte Philosophie; zu der Sonne, von welcher alle übrigen philosophischen Wissenschaften ihr Licht empfangen." Daß diese beiden Wahrheiten bei den übrigen philosophisch-gebildeten Völkern ziemlich allgemein anerkannt seien, zeigt der Verf. mit Citaten aus den Schriften von Thomas Reid, Dugald Stewart, Abercrombie, Cousin, Jouffroy, Damiron, Bonstetten, Galuppi und Romagnosi. Auch in Deutschland werden diese Wahrheiten anerkannt werden, und damit wird eine neue Epoche für die Entwickelung der Philosophie eintreten. „Daß dieser Tag bei uns später anbricht, darf uns nicht wundern. Wir Deutschen sind, wenn auch in Vielem die Tüchtigsten, doch nirgends die Ersten gewesen an der Arbeit in Wissenschaft, in Kunst oder in der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens. Wie unsere vaterländische Eiche, entwickeln wir uns langsam, aber dann auch desto kräftiger und unverwüstlicher; und wenn wir also auch später das Bergwerk entdeckt haben, in welchem das edle Metall verborgen liegt, so werden wir dafür mit um so größerer Standhaftigkeit in Ueberwindung der Schwierigkeiten, desto anhaltender und desto tiefer in den goldreichen Schacht eindringen, und eine desto reinere und reichere Ausbeute aus demselben zu Tage fördern." (S. 86.)

Möge diese Weissagung in Erfüllung gehen! — Das Angeführte wird hinreichen, zu einer aufmerksamen Lesung der angezeigten Schrift einzuladen, welche, obgleich sie sich nur als Gelegenheitsschrift einführt, doch als solche sich die Aufgabe setzt, eine der interessantesten und wichtigsten Entwickelungen der deutschen Geistesbildung zu würdigen, und diese Aufgabe mit Ernst und Umsicht löst. 114.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 140. —— 19. Mai 1832.

Politische Freiheit, von F. Baltisch.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Wenn Ref. sich bis hierher ziemlich eng an den Verf. angeschlossen hat, so erinnert er sich vielleicht zu spät, daß er oben schon darauf verzichtet hatte, in den engen Raum, den ihm diese Anzeige vergönnt, eine Uebersicht des ganzen Buches zusammenzudrängen. Er kehrt daher nochmals zu dem ursprünglichen Vorsatze zurück, auf den wenigen noch übrigen Blättern nur einige abgerissene Stellen mitzutheilen, die ihm ein vorzügliches Interesse in Anspruch zu nehmen, oder zur weitern Charakteristik der Schrift besonders geeignet zu sein scheinen.

S. 142 (wo von den Uebeln der Priesterherrschaft, oder auch nur zu großen Einflusses der Geistlichkeit die Rede ist) wird die Bemerkung gemacht:

Es ist unmenschlich, daß in England den Leuten, welche sechs Tage hindurch eifrig arbeiteten, am Ruhetage keine Musik gestattet wird. Wahrscheinlich wäre der Charakter der großen Masse der englischen Nation ein ganz anderer und viel heiterer, wenn es nicht verwehrt wäre, am Sonntage Musik zu hören. (Man denke nur an die Lebensgeschichte unsers Luther!)

S. 144 (wo die Ehe der Abendländer der Vielweiberei bei den Morgenländern gegenübergestellt wird):

Aber sowie die Ehe die naturgemäße und von dem Gesetz aller gesitteten Völker sanctionnirte Regel ist, um den Ungerechtigkeiten der Männer gegen die Frauen zu wehren und Beiden dauerndes Glück zu bereiten, so ist eine gute Constitution, ein gerechtes Grundgesetz gleichsam das Ehebündniß zwischen dem Fürsten und seiner Dynastie einerseits und der Nation andererseits. Wo keine feste Norm ist zwischen dem regierenden Oberhaupte, welches die Macht besitzt, und dem Volke, welches regiert wird, da ist ihr Verhältniß gewissermaßen das einer wilden Ehe. Es kann Zuneigung, lebhafte Zuneigung sein, aber ihr Grund ist nicht das Recht, und es fehlt das Gefühl der Sicherheit, welches die Frau über die Concubine und den Bürger über den Sklaven erhebt.

Vorzüglich interessant ist dem Ref. der siebente Abschnitt erschienen: „Drei immerfort drohende Uebel: Monokratie, Aristokratie, Demokratie". Mit der unbefangensten Würdigung handelt der Verf. nacheinander ab die Gründe für und gegen Monokratie, für und gegen Aristokratie, für und gegen Demokratie. Das Gesammtresultat ist: für größere Staaten kein Heil als da, wo sich diese drei Gewalten harmonisch mit einander verbinden, sich gegenseitig beschränken und dadurch befestigen.

Blut und Thränen (heißt es in der Einleitung zu diesem Abschnitte, S. 149) hat es gekostet den Königen, dem Adel, den Völkern, bis die Wahrheit erfunden: keine Kraft, keine Sicherheit als mittels des festen Gewölbes: erbliche Krone, erbliche Lords, steuerbewilligendes Unterhaus. Nur schwache Ahnungen dieser Wahrheit finden sich bei den gepriesensten Politikern des Alterthums. Wenn man, auf diesem Ergebniß der Geschichte ruhend, gleichsam auf der Kuppel des allgemeinen Archives der Völker stehend, hinabblickt auf das Gewirre der frühern Geschlechter, so wird die Seele dankbar gegen den Schöpfer, der unser Dasein in diese Zeit rief, da der Compaß gefunden, welcher auf dem stürmischen Meere der Politik den rechten Weg zeigt Dem, der ihn gehen will, der den Compaß gebrauchen will.

Hier noch einiges Einzelne aus dem für und gegen die Aristokratie Gesagten (S. 157—173):

Aristokratie ist immer und allenthalben gewesen, in jedem Reich, in jedem Dorf. — Erbadel ist zugleich Stütze und Schranke des Throns und durch Aufnahme neuer Mitglieder das Reservoir, welches jeden Sturzbach des Ehrgeizes insichaufnimmt und unschädlich macht. — Eine erbliche, starke Pairskammer ist nützlich für die Krone und wahrlich auch nicht weniger für die Demokratie.

Der Sohn des reichen Lords, sagt der Verf., kann wenigstens immer gut erzogen werden; der Name seiner Vorfahren ist ihm ein Sporn zur Tugend.

Die Form einer Pairskammer, wo der älteste Sohn ausschließlich das Recht erbt, hat ihren Nutzen hinlänglich erprobt. Wir wollen uns durch die jetzt in Frankreich herrschende, der Erblichkeit der Pairskammer feindselige Stimmung durchaus nicht täuschen lassen.

Aber gegen die Form des Erbadels, wo Titel und Vorrecht auf alle Glieder der Familie, auf alle Cadets übergehen soll, gegen die Form des Erbadels in Polen und Venedig und am Hofe der Ludwige sind Zweifel erhoben, hat sich allgemeiner Unwille erhoben. In Versailles schwänzelten die zahllosen Cadets, das Vorurtheil für dieselben verschlang die Abteien und die unerschwinglichen Steuern des Volks u. s. w. (So entstand Haß gegen den Adel, ohne daß der Thron an Festigkeit gewann.)

Dagegen ists Thatsache, daß in England, wie sehr auch die geldgierige Aristokratie, wie sehr eben jetzt die Majorität des Oberhauses gehaßt wird, dennoch kein Haß gegen den Erbadel überhaupt vorhanden ist. Woher diese merkwürdige Thatsache? Der einfache Grund scheint kein anderer, als daß dort der Erbadel keine Kaste bildet, daß nicht zwei Classen gemacht werden, Adelig und Unadelig, sondern daß Hr. Pitt, Hr. Canning, Hr. Fox Minister werden konnten und geworden sind, ohne daß ihrem Namen ein Titel vorherging oder demselben hinzugefügt zu werden brauchte.

Was ist Erbadel? Werden etwa einige Menschen geboren mit Sporen, andere mit dem Sattel auf dem Rücken? Ist

Adel Tapferkeit, also Tapferkeit Adel? Aber die Ritter des eisernen Kreuzes sind in Preußen nicht adelig. Kommt dagegen der jüngste Sohn eines fremden Landedelmannes, der vielleicht noch Leibeigene hält, nach Berlin, so gilt er für adelig. Und als solcher kann er dort Johanniterritter werden, was z. B. der jetzige Finanzminister nicht werden kann.

„La noblesse vient du fer", sagt Chateaubriand, und er hat Recht. Aber wohlzumerken, der Adel im Sinne des alten Adels stammt nicht vom Vertheidigungskriege, sondern vom Eroberungskriege. Beweis: die Ritter des eisernen Kreuzes werden nicht für adelig gehalten in Berlin. Der König rief sein Volk auf, die Feinde zu vertreiben; „das Volk hat nur seine Pflicht gethan". Der gerechte Vertheidigungskrieg erzeugt keinen Adel. Es ist Ausnahme, wenn der Sohn Hofer's geadelt wird; Nettelbeck wird's nicht; die preußische Jugend, die bei Lützen und Bautzen focht, besser als bei Jena gefochten ward, gilt nicht für adelig.

Das Resultat seiner Erörterung faßt der Verf. (S. 172) in diesen Worten zusammen:

Nicht Kaste, sondern erbliche Pairskammer, welche aber nicht eine besondere Classe von Familien repräsentirt. Erbadel, aber nicht Kaste! Also Begrenzung des Adelstitels auf den Aeltesten der Familie. Und das ist alte deutsche Sitte. Zeuge ist Möser, dessen Zeugniß, wenn er als Historiker spricht, voller Beweis ist (s. die fünfte Beilage). Und es scheint die höchste Zeit zu sein, daß diese Reform des Adels vorgenommen werde, denn die Neigung für den Adel ist nicht in der Zunahme.

Beachtenswerth sind auch die (S. 173) mitgetheilten Worte des scharfblickenden Napoleon über Organisation des Adels. Möchten die Mahnungen des Verf. Eingang finden; möchte sehen, wer Augen hat zu sehen! In England sind etwa 500 Lords; in Schweden sind über 1000, vielleicht über 2000 adelige Familienhäupter zum Besuche des Ritterhauses auf den Reichstagen berechtigt, und über 20,000 Personen führen adelige Titel. Ist das ein richtiges Verhältniß?

Nicht weniger streng richtet der Verf. die Auswüchse der Demokratie (S. 175):

Die Demokratie ist nicht für Menschen wie sie sind und sein können, und nie hat reine Demokratie existirt. Immer unterlagen und werden unterliegen in Republiken die Bessern den Schlechten und Schlechtesten, weil diese sich nicht scheuen, die schlechten Mittel anzuwenden, welche von jenen verschmäht werden. Jeder böse Gedanke, der dem einzelnen Menschen einmal durch den Sinn fliegt, kann in einer Versammlung, die nichts über sich, durchaus keine Controle außer sich anerkennt, ansteckend und herrschend werden zur Schande der Menschheit. — S. 179: Die Demokratie, im übeln Sinn, wie sie jetzt möglich ist, ist Jakobinismus, und das ist nichts Anderes als Neid. Es soll keine Schlösser geben, weil ich nicht in einem Schlosse wohne; Niemand soll in der Kutsche fahren, weil ich zu Fuße gehen muß. Neid frißt sich selbst. Die Demokratie, im guten Sinn, wie sie heutzutage möglich und wirklich ist, das ist Repräsentativverfassung.

Der achte Hauptabschnitt (S. 182—326) heißt „Die Freiheiten", und zerfällt wieder in 32 kleinere Abschnitte mit besondern Ueberschriften. Hier bleibt uns nichts übrig, als einzelne Stellen und Sätze, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, mitzutheilen.

S. 197: („3. Gegen den Misbrauch der Macht der Minister.") Der Minister ist ähnlich dem Wahlkönige, wünscht und sucht durch alle Mittel die Dauer der Macht, welche verführerisch ist für den Starken, mehr noch als Schönheit. Daher geschieht's, daß Jedweder, wenn er Minister wird, Gefahr läuft, etwas teuflisch zu werden, und wenn er vorher noch so treffliche Reden hielt. Misbrauch der Macht ist von jedem Minister, auch dem besten, möglich.

S. 209: („5. Gegen das Uebergewicht der bewaffneten Macht.") Der Untergang der nichtbesoldeten Kriegerschaft hat in Europa der unbeschränkten Fürstenschaft den Weg eröffnet; die Wiederherstellung jener in der Gestalt der Nationalgarden oder Landwehr ist der Weg zur Freiheit. Die Nationalgarden und Landwehren sind der Hebel, wodurch in unsern Zeiten die alten Staatseinrichtungen verändert sind oder noch werden.

Ref. erinnert hier nur daran, was schon von Andern ausgesprochen ist, daß z. B. Preußens bestes Vertheidigungsmittel, seine Landwehr, durch ihr bloßes Bestehen die Garantie gibt, daß Preußen keinen unpopulairen, keinen Eroberungskrieg mehr führen kann.

S. 227 fg.: („11. Gegen die Uebel, die aus Misgriffen der Diplomatik entstehen.") Diejenige Diplomatik, deren Element die Heimlichkeit ist, geht zu Ende, denn heutzutage bringt der Kurier den Herren der Börse oft früher die wichtigsten Nachrichten als den Gesandten. — Man hat das linke Rheinufer zerstückelt! Das ist der Hauptfehler, im echt diplomatischen Sinne. Da liegt die Ursach, weswegen Europa nicht zur Ruhe gelangen kann, weswegen keine Entwaffnung möglich ist. Beschuldigt nicht die Eroberungssucht, die Nationaleitelkeit, die Ruhelosigkeit der Franzosen. Wenn Ihr den Damm gegen das Meer, nach dem Unglück der höchsten Flut und des Durchbruchs, statt zu verstärken, muthwillig oder einfältig niedriger und schwächer macht, so beschuldigt doch nicht das Meer und den Sturm, die von Neuem Euer Land bedrohen. Das Meer bleibt Meer, und die Franzosen sind ein vereinigtes Volk von mehr als 30 Millionen. Das zerstückelte Rheinufer, das zerstückelte Polen: Acker zur Saat von Drachenzähnen!

(Der Beschluß folgt.)

Spanische Literatur.

Poesias selectas castellanas desde el tiempo de Juan de Mena hasta nuestras dias por *D. M. J. Quintana*.

Sammlungen und immer Sammlungen! Warum nichts Neues? Diese Frage veranlaßt wol kein Land jetzt mehr als Spanien. Es scheint das traurige Loos zu haben, nachdem es in den frühern Jahrhunderten in überreicher Fülle blühte, wegen dieser zu reichen Productivität geistig allmälig abzusterben: eine Erscheinung, die in dem Reiche der Natur und des Geistes nicht zu den ungewöhnlichen gehört. Doch scheint der Grund ein anderer zu sein. Daß ein Individuum so, wie etwa ein Baum, nach der fruchtbarsten Ernte mit einem Male dorrt oder geistig abstirbt, kann nicht auffallen. Aber die ewige Erneuerung der Geschlechter macht dies unmöglich, da Lethargie oder Geistesschwachheit nicht, wie etwa die Erbsünde, fortgepflanzt werden kann. Was in Spanien alle Blüten der eignen Thätigkeit erstickt, weiß Jeder. Daher sich denn die ganze schriftstellerische Thätigkeit in die Vergangenheit wendet, sie eine antiquarische zu nennen ist. Neue Ausgabe alter Werke steht gleich dem politischen Rückblicke auf den alten Ruhm des spanischen Volkes, und dieser ist ihnen noch verkümmert, ebensowie jene alten Werke auch noch einer strengen Censur bei jeder neuen Ausgabe sich unterwerfen müssen. Daher die geistige Productivität der Spanier in ihrem Lande sich auf das eben Bemerkte beschränkt, während ihre neuere Literatur landesflüchtig in fremden Ländern gepflegt wird. Von gegenwärtigem Werke wäre also nicht viel mehr zu sagen, als daß es die Gedichte der größten Schriftsteller des spanischen Parnasses enthält, und zwar in einem kritisch-sorgfältigen Texte und mit der lobenswerthen Absicht, wie Quintana bemerkt: „zur Bildung des Geschmackes der Jugend beizutragen, die sich dem angenehmen Theile der Literatur zu weihen beginnt, um ihnen zur Leitung zu dienen, um fühlen

und unterscheiden zu lernen theils die Vorzüge und Fehler des Versbaues und des Styles, theils los aciertos y extrarios en la eleccion de las formas y disposicion de las planes", und hierzu verspricht er la musa epica castellana y el teatro selecto español vorzuführen. Zugleich hat er ein historisches Interesse, indem er dadurch die Fortschritte und Rückschritte der schönen Kunst entwickelt. Dergleichen Sammlungen gibt es bekanntlich schon unendlich viele, und wir könnten dieser Anzeige überhoben sein, wünschten wir nicht noch auf einige andere Erscheinungen in der spanischen Literatur aufmerksam zu machen, die es mehr verdienen. Wie gesagt, könnte man die jetzige in die inländische und ausländische, und letztere wieder in die antiquarische und moderne theilen. Denn kommen auch, obgleich sehr selten, in Spanien selbst neue Productionen heraus, so sind sie doch so unbedeutend, daß sie höchstens wegen dieser traurigen Eigenthümlichkeit Aufmerksamkeit verdienen. Zwar sollten wir uns geschmeichelt fühlen, daß man anfängt, auch deutsche Werke zu lesen und zu übersetzen. Aber was sie von uns kennen und vorzüglich schätzen, gehört meist einer Zeit an, die unter dem wesentlichen Einflusse namentlich des französischen Geistes aller deutschen Ursprünglichkeit entbehrte. Daß man von Bouterwek's „Geschichte der Literatur" den Theil, der die spanische behandelt, einer Uebersetzung gewürdigt, wollen wir ihnen nicht verargen, da diese mit reichen Zusätzen vermehrt ist, dennoch aber in dieser Gestalt keineswegs mit den ältern spanischen Arbeiten dieser Art verglichen zu werden verdient. Selbst wäre ein Originalwerk, wozu aber sowol die Fähigkeit und Lust der Gelehrten wie das Interesse der Leser zu mangeln scheint, über diesen Gegenstand in Spanien erschienen, immer gehörte dies zu den mehr philologischen Bestrebungen.

Wie steht's aber mit den Spaniern, die im Auslande leben? Diesen können wir nach der Begeisterung für die castilische Poesie das Verdienst nicht absprechen, daß sie dieselbe, so sehr sie schon im Auslande geschätzt und überschätzt wird, theils zu verbreiten, theils auch weiter zu fördern streben. Unter Denen, die ihr Vermögen daran setzen, durch elegante, correcte und erklärende Ausgaben die alten classischen Werke ihres Volkes dem Auslande zugänglicher zu machen, verdient D. J. M. de Ferrer den ersten Platz. Er war, um mich der Worte des Liaño in seinen mit zu großer Bitterkeit und störender Heftigkeit verfaßten „Noticias literarias y historicas etc." zu bedienen, „eines der weisesten und edelsten Mitglieder der Cortes in einer Epoche, über die ich der unerbittlichen Geschichte das gerechte Urtheil überlassen muß. Dieser edle Mann, gezwungen Spaniens Schmach stillschweigend anzusehen, hat eine Art Trost für den Schmerz, den ihm dieses grauenvolle Schauspiel erregte, in der edeln Verwendung seiner Glücksgüter gesucht und gefunden." Er beabsichtigt und hat zum Theil schon vollendet die Ausgabe der ganzen classischen Literatur seines Volkes. Seine Miniaturausgabe des „Don Quixote" wird mit Recht in typographischer und vorzüglich in kritischer Hinsicht bewundert. Ebenso ist der „Diablo conjuelo" von Guevara, „y no como lo leyó Lesage, cuando se apoderó de esta novela, sino como lo compuso su autor" u. a. erschienen. Aber es gibt der Spanier viele, die ein Aehnliches erstreben. In einem langen, schwerfälligen Perioden entwickelt dies Liaño, indem er fortfährt: „Wenn aber Ferrer vielleicht der einzige Spanier ist, der zu den Kosten, welche diese Unternehmung sowol wie andere derselben Bedeutung heischen, sein Vermögen verwenden konnte und wollte, es den edelsten Kräften unserer Natur und Zwecken zu weihen, von denen das gebildete Europa viel erwartet, so gibt's auch noch andere Spanier (Liaño gehört zu ihnen!), die ohne dies Vermögen mit dem Unglück kämpfend, welches von einer Verbannung unzertrennlich ist, wozu die Politik der Mächtigen sie verdammt, dennoch bemüht sind, die Schätze der castilischen Literatur zu vermehren, indem sie in den Sprachen der Völker, die den Spaniern wenig hold sind, generosamente die Früchte langer und trefflicher Studien bekanntmachen, und den amerikanischen Nationen, die allein für das Unrecht, das ihnen spanische Tyrannen zufügten, Gedächtniß haben, es erleichtern, unermeßlichen Nutzen aus Wohlthaten zu ziehen, welche sie, so sehr sie es auch schmerzen mag, Spaniern verdanken, die mit ihnen litten — litten, wie sie, vielleicht noch mehr. Ich werde die mühevollen Arbeiten einer großen Anzahl verbannter Spanier mir verschaffen, und hoffe sie mit der Zeit dem literarischen Europa bekanntzumachen; an ihnen sind große Talente, große Tugenden und große Leiden zu ehren!" „Deutschland, in welchem, wie er sagt, las musas de todos los pueblos tienen culto y templos, wird ein solches Unternehmen gewiß mit Theilnahme belohnen, wenn man nur nicht die leidenschaftliche und dadurch unklare, auf tausenderlei Dinge anspielende Darstellung zu fürchten hätte. Was gehen uns Hrn. Liaño's Feinde und Neider, und was er sonst noch alles vorbringt, an? Er überlasse dem Leser das Urtheil über Dinge, die besser durch sich selbst reden!

Reichen Stoff würde das Schicksal dieser so hart Bedrängten, in einer traurigen Verbannung Umirrenden unserer Novellistik und Romanliteratur bieten. Meist von einer bedeutenden politischen Höhe durch die unerwartete Umwandlung des Vaterlandes, dessen Unabhängigkeit sie eben gegen einen Titanen mit bewunderter Hartnäckigkeit verfochten hatten, herabgestürzt, müssen sie fern von dem mit Blut vertheidigten Herde in fremden Ländern ein traurig Dasein fristen, oder hatten sie dazu nicht Muth, unter den Augen einer argwöhnischen, scharfsichtigen Polizei kümmerlich ihr Brot verdienen. Viele geistvolle Männer haben in London oder Paris ihre Werke herausgegeben, wie Moratin, Conde, Martinez de la Rosa und viele Andere. Die Portugiesen schließen sich an sie an, wie der Dichter der „Dona Branca", der in einer schönen Stelle sein Unglück schildernd ausruft: „Wann werde ich die von Regen und Thau (Englands) durchnäßten Kleider am Pfosten meiner Thüre trocknen, und mich des schönen Himmels meines Landes wieder erfreuen!" Rührend, oft aber leidenschaftlich bitter spricht sich die Stimmung dieser ehrenwerthen Männer aus. Der Verf. von „A year in Spain" hatte einen Lehrer der castilischen Sprache, den der Beurtheiler dieses Werkes im „Foreign review" auch schon gekannt, der zu diesen unglücklichen Zurückgebliebenen gehörte. Was wäre von dem wiedererwachten Leben dieser geistigen Richtung für die spanische Literatur zu hoffen gewesen, wäre seine Blüte nicht im Keime unterdrückt, oder müßte es nicht im fremden Boden einiges Gedeihen suchen? Hätten diese Geister im freien Spiel ihrer Kräfte, im Einklange mit den die geistige Entwickelung ihrer Länder gebührend befördernden Regierungen zu diesem schönen Ziele fortstreben können, so würden Spanien und Portugal nicht lange bedurft haben, sich von dem erschöpfenden verzweifelten Freiheitskampfe zu erholen, und wenn nicht in politischer, doch in wissenschaftlicher Hinsicht sich den ersten europäischen Staaten gleichzustellen. Wie viele Kräfte hier schlummern mögen, können wir nur mit Bedauern vermuthen. Denn ein geistvolles Volk, das eine solche Basis der geistigen Blüte schon in früher Zeit gewonnen, Jahrhunderte hindurch der Gegenstand gerechter Bewunderung war und wegen derselben noch jetzt verehrt wird, kann wol eine falsche Richtung nehmen, ja einschlummern, aber nie absterben. Ob es einmal wieder erwache, wer kann es sagen? Doch daran verzweifeln können wir nicht. 6.

Reiseskizzen von Bernhard Meyer. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1831. Gr. 12. 12 Gr.

Wir müssen diese kleine Reiseskizze mit Dank hinnehmen, weil sie uns doch manches Neue bringt, und hier und da eine geistreiche Bemerkung sie über das ganz Gewöhnliche erhebt. Allerdings scheint der Verf. wenig gereist zu sein, und nicht viel außer dem Taunusgebirge in seinem Leben gesehen zu haben; denn er bestaunt vielerlei, was Andern nicht bestaunenswerth erscheinen wird, und findet Manches wichtig und neu, was dies

nur für ihn ist. Aber er ist doch ein Mann von Wissenschaft und obenein ein Mitglied der naturforschenden Versammlung zu Hamburg im J. 1830.

Hr. Hofr. Meyer benutzt die Langweile, die er vielleicht in Hamburg empfand, zu einer Ausflucht nach Kiel, Kopenhagen und Helgoland. Dieser letzte Entschluß war der beste, weil wir nun aus seiner Reiseskizze über diese Insel einiges recht Anziehende erfahren. Die Einleitung bis Kiel ist eines Hofraths, Doctors und Mitgliedes der naturforschenden Versammlung allerdings wenig würdig; sie trägt das Gepräge eines geschraubten Humors, wie er dem vom Acten- oder Katheberstaub Erlösten natürlich sein mag, aber jedem Andern wenig behagt, der die Augen für die Natur offen behalten hat. In Kiel beschäftigt den Reisenden der arme Struensee, ohne daß er eben etwas Neues über diesen verruchten Justizmord beizubringen wüßte; denn selbst, daß die arme, verrathene, umstrickte Königin blos Karoline Ma... zu unterschreiben im Stande war, ist aus Höst's actenmäßiger Darstellung bekannt. Holstein und besonders der östliche Theil des Landes gefällt dem Reisenden sehr, wenn die fatalen Knicken (Hecken) nur nicht alle Aussicht verschlängen! In Preez wohnt ein Mann, der berühmt zu werden verdient: es ist Detlev Brien, der Gastwirth, der erste empirische Pflanzenkenner in Deutschland, Besitzer schöner botanischer Sammlungen und der Bildnisse aller berühmten Botaniker, Floristen, Systematiker, Monographen und Physiologen. Dabei ein sehr guter Gastwirth. Der Ton in Kiel gefällt dem Verf. sehr; aber der Tabacksrauch ärgert ihn; auch sind die Stände noch streng geschieden. Wege und Straßen sind schlecht, aber das Land blüht und der Wohlstand sticht Einem ordentlich in die Augen. Der etwas wasserscheue Verf. macht kleine Seefahrten nach Eckernförde 2c. und beobachtet die geöhrte Meduse; er begeistert sich über das Leuchten des Meeres und legt seinen Freunden Pfaff, Tilesius und Michaelis spitzfindige Fragen darüber vor, die, wie wir glauben, längst beantwortet sind. Was würde er erst sagen, hätte er das ionische Meer leuchten sehen; denn in der Ostsee sind uns nie mehr als drei Funken auf einmal begegnet! Nun folgen literarisch-statistische Bemerkungen u. a., daß es in Holstein keinen Bettler, keinen Juden und keinen Betrunkenen (?) gibt; daß Voß, Boie, Klopstock, die Stolberg, Claudius, beide Cramer Geschmack und Ton in Holstein sehr gebildet haben. Interessant sind die Gedanken, welche der Verf. über die kleinen Universitäten vorträgt. Er hat Recht darin, daß ihr quantitativer Nutzen dem großer Akademien nicht gleichkommt. Göttingen kann keine Marineschule, Kiel, Rostock und Greifswald keine tüchtige medicinische Schule oder keine Facultät für den Bergbau erzeugen, aber alle drei vereinigt, könnten auch alle Disciplinen vereinigen. Hamburg aber sollte die zweite medicinische Schule in Norddeutschland enthalten! Der Verf. schildert ferner die Sammlungen und besucht die kleinen Inseln, dann schildert er die naturforschende Versammlung in Hamburg und besucht Helgoland, dessen gedrängte Beschreibung unstreitig das Beste ist, was sein kleines Buch uns bringt. Diese äußerste Schildwache Deutschlands gegen Norden, jetzt dem schon so länderreichen König von Großbritannien gehörig, ist ein 216 Fuß über das Meer emporragender Felsen unter dem 54. Breitengrade. An dem einzigen Landungsplatze steht die Stadt mit 350 Häusern und sehr engen Gassen. 2500 Menschen bewohnen die ganze Insel, deren Flora arm und deren zoologischer Reichthum noch geringer ist. Der Winter ist mild, die Einwohner sind friesischen Ursprungs und haben Sitte, Namen und Dialekt ihrer Abstammung erhalten. Die Frauen sind hübsch, lebhaft und äußerst redselig; sie heirathen jung und verstehen meistens deutsch. Man ist religiös und liebt den Ahnbolk, das Lieblingsgericht der Insulaner aus Mehl, Obst und Eiern. Fleischspeisen sind fast unbekannt. Die Verfassung beruht unverändert auf dem alten friesischen Landrecht. England verlangt nichts und gibt nichts; es besoldet die zwei Geistlichen der Insel, jeden mit 100 Pfd., und den Gouverneur, welcher für sich und seine Behörden täglich 5 Pfd. erhält. Außer einer Steuer für dies Regierungsbudget, welche für die Wohlhabendsten kaum 6 Mark jährlich beträgt, kennen die Insulaner keine Abgabe. Advokaten und Gerichtshöfe haben hier nie existirt — genug, um die Insel für ein Paradies zu erklären! Acht Quartierleute und 16 Aelteste verwalten, und 6 Rathsherren richten umsonst. Von diesen appellirt man an den Gouverneur, und damit Punctum. Ein Gefängniß gab es nie, Verbrechen seit undenklichen Zeiten nicht. Alle Bewohner sind kühne Schiffer, Fischer und Lootsen, der Ackerbau ist gering, aber der Schleichhandel hat die Insel bereichert. Schellfisch- und Hummerfang sind die Quellen des Wohlstandes; man fischt in beutelförmigen Netzen jährlich wol 50,000 Stück Hummer. Kehrt der Mann heim, so pflegt er der Ruhe; die Weiber müssen alles Uebrige besorgen; ihnen ist auch der Feldbau allein überlassen. Die Insel, ein Wegweiser für die Handelswelt, ist Sturmfluten ausgesetzt, allein die Höhen erreichen diese nie. Dies Völkchen, welches von den Zerrissenheiten des politischen Europas nie etwas erfährt, ist glücklich.

Unser Verf. ist zwar kein Humboldt, und es fehlt ihm auch viel zu einem großen Menschen- und Weltbeobachter, aber er ist doch ein wohlwollender Mann, der seine neugewonnene Wissenschaft Niemand vorenthalten wollte. Der Zoolog, der Florist, der Entomolog besonders findet beachtungswerthe Notizen in seinen wenigen Blättern. 34.

Literarische Nachrichten.

Vor 1806 hatte Spanien 22 Universitäten, in jenem Jahre wurden sie auf 11 herabgesetzt, und jetzt gibt es 10. Darunter heißen Salamanca, Valladolid und Alcala die größern, die übrigen kleinern, menores. Alle sind armselig ausgestattet, nur in Salamanca haben die Lehrer einigermaßen angemessene Besoldungen. Die Professoren der Philosophie und Mathematik sind überall am schlechtesten bedacht, und viele haben kaum 200 Thaler. Wer 300 Piaster hat, hält sich für glücklich. Lehrerstellen werden daher, selbst in Salamanca, wenig gesucht, und blos als Uebergang zu einträglichern Stellen betrachtet. Gewöhnlich treiben die Lehrer neben ihrem Amte noch ein Gewerbe. Durch eine Verordnung von 1825 wurde die neuere Philosophie von den Schulen und Universitäten verbannt, weil sie zum Skepticismus führe, und der Unterricht in der Logik und Metaphysik nach dem alten System empfohlen.

Washington Irving hat vor Kurzem die Gedichte eines jungen Amerikaners, W. C. Bryant, herausgegeben, der bereits durch schöne Proben seines Talents in den amerikanischen Taschenbüchern Beifall gewonnen hat. Gefühl und Anmuth zeichnen seine Lieder aus, nur wünscht man mehr nationale Züge, zumal wenn man sieht, daß er sie glücklich aufzufassen weiß.

In London erscheint eine neue Monatschrift: „The nautical magazine.“ Sie soll Nachrichten von allen Entdeckungsreisen und Beurtheilungen interessanter Reisebeschreibungen liefern.

Der unlängst erschienene Roman: „The adventures of a younger son“ (3 Bde., London, 1832) enthält anziehende Schilderungen romantischer Abenteuer eines Seemanns.

Bei der Jahresversammlung der Actionnaire der londoner Universität im Februar d. J. wurden günstigere Ergebnisse mitgetheilt, wie im vorigen Jahre sich zeigten. Das Gesammtvermögen betrug 104,852 Pf. Sterling mit Einschluß von 2377 Pf. Schenkungen. Die Zahl der Studirenden war 386, von welchen 226 der Arzneiwissenschaft sich widmeten. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 141. —— 20. Mai 1832.

Politische Freiheit, von F. Baltisch.

(Beschluß aus Nr. 140.)

S. 249: („15. Mittel gegen Revolution.") Wenn der Tag kommt, wo ein großes Volk inne wird, daß die Obenstehenden haben täuschen wollen, dann zerreißt der Zorn und die Wuth alle Bande der Zucht und Scham — das ist Revolution. Immer ist die Revolution die Tochter der Indignation gewesen. 1829 ist gedruckt worden in deutscher Sprache, mit allergnädigster Druckfreiheit, zum Gebrauche der deutschen Schulen für Millionen Unterthanen: „Pflichten der Unterthanen gegen ihre Monarchen", kostet ungebunden 3 Kreuzer. Hier liest man, S. 29, Frage 2: Wie pflegt Gott die Deserteurs zu strafen? Antw.: Gott pflegt die Deserteurs mit zeitlichen und ewigen Strafen zu züchtigen. S. 34, Frage 16: Ist es den Aeltern erlaubt, ihren Kindern, welche desertirt sind, Geld oder Kleider zu schicken? Antw.: Es ist den Aeltern nicht erlaubt, ihren desertirenden Kindern Geld, Kleider oder sonst etwas zu schicken.

Ich mag nicht weiter aus dieser gotteslästerlichen Schrift abschreiben. Von den Pflichten der Bürger, der Bauern und vornehmlich der Soldaten und Deserteurs ist besonders die Rede, aber der Adel wird durchaus nicht genannt. Ein so getäuschtes Volk ist entzündliche Materie zur furchtbarsten Revolution; aus einem Irrthum wird es in den andern, aus einem Extrem in das andere stürzen.

Die Minister, welche die Zeitgemäßheit, die Nothwendigkeit einer Constitution leugnen, bis endlich das Volk auf den Straßen laut wird, gleichen einer Schwangern, die hartnäckig leugnet, bis das Kind sich in die Welt drängt.

S. 265: („19. Gegen die Uebermacht der Juristen.") Von den Juristen in Deutschland noch ein Wort. Aehnlich der Priesterschaft in katholischen Ländern, hat sich in Deutschland eine Juristenschaft ausgebildet. Jene hat Cardinäle und Bettelmönche, diese macht Anspruch auf alle Civilämter, außer den Forst- und Hofämtern und den Stellen der niedern Officianten. Die höchsten Collegien und die Communalämter werden besetzt mit Juristen. Wenn die Straße gepflastert werden soll, wenn irgend etwas öffentlich geschehen soll, so meinen die Juristen, ihnen gebühre der Vorzug nicht blos, ihnen ausschließlich der Auftrag u. s. w.

Eine Schilderung, die gewiß viel Wahres enthält, wenn der Verf. auch im Ganzen zu polemisch gegen unsere deutsch-römischen Juristen auftritt.

Die vorletzte dieser Unterabtheilungen des achten Abschnittes bildet:

„31. Universalmittel gegen alles Uebel im Staate: Preßfreiheit." (S. 316.) Ist das nicht Charlatanismus? Nein, es ist nicht zu viel gesagt. Es gibt ein Mittel und nur Ein Mittel, welches hülfreich sein kann gegen alle drohende Uebel auf Erden, wenn der Mensch es aufsucht und findet. Und das ist die Wahrheit. — S. 318: Ob der Mensch Einen Fuß oder hundert Fuß unter dem Wasser ist, das ist gleichviel; der Unterschied besteht darin, ob der Mensch, der leben soll, unter oder über dem Wasser ist. Und so ist's auch gleichviel: gelinde, augenblicklich gelinde Censur oder strenge Censur. Lüge und Wahrheit, Freiheit der Presse und Censur sind so geschieden wie der Mensch über und unter dem Wasser.

Hierauf folgt: „32. Hülfe gegen Misbrauch des Universalmittels", welche Hülfe erfahrungsmäßig in den Geschwornengerichten gesucht wird.

Die letzten Blätter (S. 327—338) nimmt der Schluß ein, in welchem sich der Verf. auf würdige Weise über sein Hoffen und sein Streben ausspricht.

Zu keiner der um gegenwärtigen Vortheil streitenden Parteien gehörend, habe ich keiner zu Gefallen gesprochen, also ist's sehr möglich, daß ich keiner gefallen werde. Aber ich habe geglaubt, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo die Pflicht jeden ehrlichen Mann auffodert, seine Meinung zu sagen, damit klar werde, wie klein die Minorität Derer ist, welche den verlangten, den unvermeidlichen Verbesserungen widerstreben. — Und S. 336: Nicht zu sehr wollen wir an das Vergangene denken, an die Leiden, die Unbilden der frühern Jahre. Wir wollen Hoffnungen und Entschließungen fassen für das nächste Jahr; wir erflehen Segen für das Haupt des Fürsten und für das ganze Vaterland.

Dann wendet sich der Verf. zu einer eindringlichen Anrede an Die, die auf den Thronen sitzen, zu einer ernsten, aber ehrfurchtsvollen Mahnung an die Lösung des gegebenen Wortes.

Dem Buche sind (S. 341—368) neun Beilagen angehängt, theils Belege, theils Erläuterungen zu der Abhandlung enthaltend, die ein nicht geringeres Interesse in Anspruch nehmen als jene selbst. Zum Theil sind sie von der Hand des Verf. selbst, zum Theil Auszüge aus andern Schriften. Nur eine derselben werden wir gleich noch mit einigen Worten zu berühren haben.

Sollen wir nämlich unser Urtheil über das vorliegende Buch, obgleich es im Vorhergehenden schon mehrfach angedeutet ist, nochmals kurz zusammenfassen, so ist es dieses. Es ist ein Lehrbuch constitutionneller Politik, aber nicht in trocken lehrender, sondern in belebter, rednerischer Weise. Es ist das Resultat langjährigen, aufrichtigen Forschens und Nachdenkens über die Aufgabe des Staats und die Form, in welcher diese am besten zu lösen sei. Darum schadet es dem Buche auch nicht, wenn die Darstellung, ohne je Leben und Würde zu verlieren, hin

und wieder an das Nachlässige streift; es ist eine Extemporisation in der Form, das Ergebniß eines Lebens im Gehalte. Die gewonnene Ueberzeugung wird auf das Entschiedenste ausgesprochen, aber immer erst nach unbefangener, würdevoller Prüfung der entgegenstehenden Ansichten. Der Verf. ist nirgends einseitig-parteisch; er steht durchweg auf eignen Füßen; er schont, obwol der großen Mehrheit der constitutionnell Liberalen angehörend, auch die Lieblingsmeinungen der sogenannten liberalen Partei nicht, sofern sie ihm irrig erscheinen; er setzt sich mit Bewußtsein der Gefahr aus, es mit allen Parteien als solchen zu verderben. Diese Unbefangenheit, dies reine Streben nach Wahrheit werden auch die Gegner seiner Grundansichten, wenn sie anders aufrichtig sein wollen, ehrend anerkennen müssen. Je bestimmter dem Leser nun so eine tüchtige, achtungswerthe, nur auf wahre und gute Zwecke gerichtete Individualität entgegentritt, je mehr sich dieselbe in einer gewissen Originalität, im besten Sinne des Wortes, darstellt, desto mehr wird wol der Leser begierig sein, den Namen des Verf. zu ermitteln. Denn daß hier Pseudonymität obwalte, läßt wol schon die Natur des Namens Baltisch einen Jeden vermuthen. Indeß scheint es dem Verf. selbst mit dieser Maske nicht sonderlich Ernst zu sein. Er widmet sein Buch „seinen beiden Freunden, welche gekämpft haben für die Rechte der Herzogthümer Schleswig und Holstein"; er nimmt vorzüglich oft auf die Geschichte und die Verhältnisse dieser Länder Rücksicht; er bezeichnet sich wiederholt als praktischen Arzt, in der nördlichsten Stadt Deutschlands lebend u. s. w., sodaß diese Angaben, mit der im Buche sich kundgebenden Individualität zusammengehalten, allen Denen, die den Verf. sonst kennen, kaum noch einen Zweifel über seine Person lassen können. Fast ganz aber wirft er die Maske ab in der Beilage 8, überschrieben: „Entschuldigend", die als abgedruckt aus dem „Kieler Correspondenzblatt" vom 31. Januar 1831 bezeichnet wird. Hier nur den Schluß derselben:

Ich habe an Sterbebetten gestanden, habe den Ausruf der Verzweiflung gehört, die stumme Verzweiflung gesehen, kann bezeugen, daß Unrecht schwerer zu tragen ist als körperlicher Schmerz. Darum bin ich Politiker geworden, darum habe ich Politisches geschrieben. Wie dies auch gelungen sein mag, und wie sehr kluge Leute bezweifeln mögen, daß uneigennütziges Streben für das allgemeine Beste stattfinde, ich bin mir bewußt, gesprochen zu haben mit reinem Eifer für König und Vaterland aus menschenfreundlichem Herzen.

Der Umschlag des Buches ist mit zwei hübschen Vignetten geziert. Die Vorderseite zeigt eine Krone, über zwei gekreuzten Schwertern schwebend; die Rückseite den gewaltigen Frankenkaiser, mit gesenktem Haupte und übereinander geschlagenen Armen, auf ein zerbrochenes Schwert und auf Krone und Scepter im Staube vor seinen Füßen niederblickend. Jene wird irgendwo im Buche gedeutet als das Königthum, sicher und unverletzlich über dem Kampfe der Parteien stehend; die Bedeutung der zweiten Vignette ist hinlänglich klar, um keiner Erläuterung zu bedürfen. 110.

Sebastian Frank, der Deutsche.

Wer mag dem Deutschen zürnen, wenn er in seinen Ahnen die Vorbilder findet und aufstellt, welchen die folgenden Geschlechter nacheiferten und an ihnen und durch sie eine Höhe erstiegen, die andere Völker ihnen neiden! Jede Art von Forschung, Wissenschaft und Kunst steht höher, wenn der Deutsche sie liebgewann. Sie errang den Ruhm der Gründlichkeit, der Tiefe, des Allumfassenden, wenn der Deutsche sie pflegte. Das Wiederaufleben der classischen Sprachen gab auch der deutschen frische Lebenskraft, trieb Knospen und Blüten, und die herrlichsten Früchte glänzten vorzüglich im Zeitalter Luther's und seiner für Gott und Wahrheit hochbegeisterten Zeitgenossen. Und in den Früchten walteten Kraft und Anmuth. Diese Eigenschaften der Sprache gewannen die größten Geister wie das arme Volk. In des Volkes kraftvoller, kurzer Rede lag seine ganze Weisheit (Volksphilosophie) und ging von Munde zu Munde. Sie erfaßte das Aeußere des Lebens, des Menschen, und tiefer sein Herz. Im deutschen Worte erschallten vom Throne Gesetz und Recht, und beide spiegeln die große Vorzeit in ihren Sitten, Bräuchen, Tugenden und Lastern. Das Sprich- oder Sprüchwort ist's vorzüglich, das kurz, wahr, eindringlich und fast unwiderstehlich den Verstand ansprach und erhellte, das Gewissen weckte, das Denken und Handeln richtete und, wie noch heute, durch die Bestimmtheit seines Ausdrucks und die Schärfe seiner ihm inwohnenden Begriffe von der Urzeit her so hoch steht. Wohl hat's an seinem Werthe und seiner Kraft, einzuwirken, unter uns Viel verloren, wie seine energische Sprache an Eindringlichkeit. Noch lebt's in seinen alterthümlich-gestalteten Worten, Sprachfehlern, doch auch in seiner sittlichen Wirksamkeit im deutschen Volke fort, und spricht in vollständigen Sätzen, wirklichen Sprüchen, bald eine Beobachtung, ein Urtheil, bald eine Aufforderung oder Warnung aus, alles Dies auch oft in einzelnen Wörtern oder Ausdrücken. Den sprüchwörtlichen Charakter gibt ihm zuletzt die Allgemeinheit des Gebrauchs und die volksthümliche Allgemeinheit der ihm zum Grunde liegenden Ansichten, Vorstellungen, Beobachtungen und Erfahrungen und das mit seinem Gebrauche verbundene Bewußtsein, daß man damit etwas so allgemein Be- und Anerkanntes ausspreche. Die Kürze und Bildlichkeit seines Ausdrucks und Anderes der Art gehören nicht zum Begriffe, sondern zu seiner Form. Und eben in diesem Wesen liegt seine Bedeutsamkeit und sein Reiz, und als Ausspruch des Gesammtverstandes dient es zur Bezeichnung der Gesammtheit, oder eines großen Theils desjenigen Volkes, dem es angehört. „Die Sprüchwörter berühren", sagt Sebastian Frank, „was zu ewiger und zeitlicher Weisheit, Tugend, Zucht, Kunst, Haushaltung und Wesen diente, und umfassen Leben und Tod." Seb. Frank ist es, welcher mit Agricola im 16. Jahrh. sich um Sammlung und Erklärung deutscher Sprüchwörter großes Verdienst erwarb, Luther's und Anderer jetzt nicht zu gedenken. Was dieser für sie that, verdient mehr als manches Andere, z. B. Hexenprocesse u. a. m., aus dem Staube hervorgezogen zu werden. Bernhard Guttenstein — Godofredus Hermannus mag ferner ohne Beigabe stehen, wo es einen würdigen Platz findet; die Namen genügen. Warum aber hier nichts weiter? — verdient insofern unsern Dank, daß er „Sebastian Frank's, des deutschen Wiedertäufers und Zeitgenossen Luther's, Sprüchwörter, Erzählungen und Fabeln der Deutschen" herausgegeben und erläutert hat (Frankfurt a. M., Brönner, 1831, gr. 12., 18 Gr.) und in einem Vorworte Das, was zur Biographie und Charakteristik Seb. Frank's ihm zu gehören schien, mitgetheilt. Wäre das Gegebene nur ausreichend, und was man hieher Gehöriges in verschiedenen Schriften zerstreut findet, nur gesammelt und geordnet! Weder das Biographische noch Charakteristische und Literarische, was wir hier finden, erschöpft, was wir von ihm und seinen Schriften wissen. Nur für die höchste Nothdurft können wir hier in diesen Bl. sorgen. Seine (Guttenstein's) Schrift erschien 1831, und sie meldet: Frank sei vor 330 Jahren zu Donauwörth geboren, also 1501; und er ist 1500 geboren. Unstät und unabhängig wanderte der reichbegabte Mann sein ganzes Leben hin-

durch von einem Orte zum andern, gerieth wegen seiner religiösen Ansichten mit der damals allein geltenden Rechtgläubigkeit in Kampf, trat aus der katholischen Kirche zur protestantischen, aus dieser zur Partei der Wiedertäufer, und endete trotz aller Mühe, welche Melanchthon auf Luther's Anrathen sich gab, ihn für die reine protestantische Freiheit zu gewinnen, als Wiedertäufer und in bürgerlicher Hinsicht als Buchdrucker und Verleger, wahrscheinlich zu Basel im J. 1546, nicht 1545, wie S. angibt. Wer Frank's Fragmente hier — anders kann man wol diese Auswahl seiner Sprüchwörter, wie sie vorliegt, nicht nennen — liest, ahnet nicht, daß Frank außer den Sprüchwörtern (von denen später) noch geschrieben hat: „Cronika der Türkei" (Nürnberg, 1530); „Zeytbuch und Geschychtbibel von anbegyn bis 1531" (Strasburg, 1531, Fol.); „Germania rc." (Augsburg, 1538, Fol.), und eben durch diese Arbeiten sich befähigt hat, seine Sprüchwörter mit Vertrauen auf eine willkommene Aufnahme bei seinen Landsleuten zu sammeln. Er war auch Sprachkenner und Gelehrter, und übersetzte von Erasmus „Encomium Moriae" und Cornelius Agrippa „Von der Eitelkeit menschlicher Künste" („De vanitate scientiarum"). Selbst der Titel der Sprüchwörter ist S. 5 nicht genau angegeben. Er lautet: „Sprüchwörter: Schöne, Weise, Herrliche Clugreden und Hoffsprüche, darinnen der alten und nachkommenen aller Nationen und Sprachen größte Vernunft und Clugheit. Was auch zu ewiger und zeitlicher Weisheit, Tugent, Zucht, Kunst, Haushaltung und wesen dienet, gespürt und begriffen würt. Zusammengetragen in etlich Tausent, Inn lustig, höfflich Teutsch bekürzt, Beschrieben und ausgelegt durch Sebastian Franken" (Frankfurt a. M., 1541, 4.), — ob in 2 Theilen, mag ich nicht behaupten, sicher aber 1548 in 2 Thln. — Eine Ausgabe von 1591, 8., 800 S., in Frankfurt a. M. bei Christian Egenolf's Erben, finde ich nirgend, wohl aber eine andere: „Sprüchworter Gemeiner Teutscher Nation, nämlich aber in kommliche Ordnung gestellt und gebessert durch den Buchdrucker Eustachius Froschauer in Zürich" (Zürich, 1545). Ungefähr 6000 Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten sammelten Frank und Agricola etwas früher, aber weniger H. Bebel, gest. 1516. In der neuesten Zeit haben Blum (Leipzig, 1780), Sailer etwa 3000 („Die Weisheit auf der Gasse", 1810), Zarnack zum Gebrauche bei Verstandesübungen (Berlin, 1821), Melchior Kirchhofer für die Schweiz (Zürich, 1824) sie auf mannichfaltige Weise geordnet; von ihnen sonderte Ernst Meißner 133 gotteslästerliche, gottlose, schändliche und schädliche, falsche und unanständige (Jena, 1705). Sie wurden dramatisirt und homiletisch bearbeitet in der „Ausgesuchten Sammlung heiliger Reden, in denen die merkwürdigsten Denksprüche und Sprüchwörter unserer Zeiten erklärt und geprüft werden" (Leipzig, 1751), und von Beyer mit den Perikopen in Predigten verbunden. Mag auch Göthe sich von dem großen Werthe der Sprüchwörter nicht überzeugen können, wenn er („Aus meinem Leben", Thl. 3, S. 490) schreibt: „Die Sprüchwörter zeigen Scherz und Ernst, den man von unten nach oben hinauf geübt hat", — wir meinen auch von oben herab nach unten, und oft minder zart und treffend als von unten hinauf — so bleiben sie doch als Nachhall der alten Zeit, als Bilder und Anschauungen leicht behaltbar dem Gedächtnisse, eingreifend in alle Lebensverhältnisse, dem Geiste eine kräftige Nahrung. Dem Schwächern sei es eine dunkle Ahnung, aber seine öftere Wiederkehr im Umgangsleben bringt es zur Klarheit und zum Leben. Der Mensch wundert sich, daß so viel in ihm liegt, was er längst gekannt hat, ohne seinen Werth ganz zu empfinden. Eine mit der nöthigen Ein- und Umsicht geordnete und bearbeitete Sprüchwörtersammlung für unsere Zeit scheint nicht überflüssig. Doch wir kehren zur Behandlung der Frank'schen Sprüchwörter zurück und wünschten über sie ein beifälligeres Urtheil abgeben zu können, als uns eine genaue Prüfung gestattet. Daß Guttenstein dem Wunsche des Verlegers, sie nach der jetzt herrschenden Orthographie zu modernisiren, nachgegeben, billigen wir; daß er veraltete, unverständliche Wörter und Redensarten erläutert, fördert ihr Verstehen; daß er aber die Erzählungen und Fabeln, mit welchen Frank seine Sprüchwörter erklärt und würzt, sorgfältig, wie er meint, von den Sprüchwörtern trennte, „weil — die Deutung und Auslegung eines jeden einzelnen Sprüchworts sonst zu lang und ermüdend geworden wäre" (S. 6): wie widerspricht sich dies? Erläutern und würzen diese nicht erst die Sprüchwörter? Er spricht sich selbst das Urtheil. Wer mag zu den ausgewählten 144 Sprüchwörtern die geeigneten Fabeln und Erzählungen unter den 101 finden? Soll etwa das Register dazu verhelfen? Unmöglich. Auch steht es mit dem orthographischen Nachhelfen nicht so ganz richtig, es wäre denn S. 157 „eim Weib" ein Druckfehler. Das Treffende, aus reicher Erfahrung Geschöpfte in Frank's Erklärung ist unverkennbar. Wir heben das kürzeste Beispiel aus. S. 85: „Wo Wein eingehet, da gehet Scham aus. Venus hat kein Scham, also Bacchus; Venus wird nackend gemalt, Bacchus voll und doll (toll), bedeut daß sie beide keine Scham haben. Wenn Wein eingehet, so gehet Witz aus. Quod in corde sobrii, id in lingua ebrii. Was der Nüchtern (N?) denkt, das redet er voll; der Wein ist ein Wahrsager; wenn der Wein niedersitzt, schwimmen die Wort empor; der Wein hat kein Schrein; die Gestalt siehet man in eim Spiegel, aber das Herz sieht man im Wein". 19.

Correspondenznachrichten.

München, 26. April 1832.

Sie werden aus den Zeitungen erfahren haben, daß Herr Baron von Hormayr München verläßt, indem derselbe vom Könige zum Minister-Residenten am Hofe von Hanover ernannt wurde. Bei dieser Gelegenheit haben die Organe einer gewissen Partei nicht ermangelt, allerlei Sagen von den Ursachen dieser Ernennung in die Welt zu schreiben. Einer der blödsinnigen münchner Correspondenten auswärtiger Blätter ist so weit gegangen, den elenden Saphir mit in diese Angelegenheit zu verflechten, und dabei zu behaupten, Letzterer hätte den Freiherrn von Hormayr denuncirt als Correspondenten einiger pariser Zeitungen, welche grobe Ausfälle gegen Baiern drucken ließen. Das Märchen ist zu sinnlos ersonnen, als daß es einer Widerlegung werth wäre; irgend ein falscher Freund des Saphir hat es wahrscheinlich verbreitet, um dem gesunkenen Credit dieses Pamphletisten, wenn es sein kann, aufzuhelfen. Eher möglich als diese Saphiroide wäre die Sage, daß Hr. v. Hormayr entfernt worden, weil er hier keine Popularität habe gewinnen können. Dieser Vorwurf klingt aber um so seltsamer, als er gerade von einer Seite kommt, die es den Leuten übel nimmt, wenn sie sich um Popularität bewerben oder sich derselben erfreuen. Anfangs hatten sich wol einige Stimmen aus angeblichem Patriotismus gegen Hrn. v. Hormayr, seiner frühern Wirksamkeit in Tirol wegen, erhoben; allein man hat bald eingesehen, daß es unsinnig sei, einem ehemaligen östreichischen Staatsbeamten es übel zu nehmen, wenn er im Interesse seines damaligen Herrn gehandelt hatte. Jene Stimmen sind auch nachgerade verstummt, und besonnene unparteiische Männer sahen sich genöthigt, den ausgezeichneten Talenten und der seltenen historischen Gelehrsamkeit des Hrn. v. Hormayr volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Da wir nicht sehr reich sind an Geistern von seinem Range, so darf man mit Recht seine einstweilige Entfernung von München bedauern. Auch ist es, die Wahrheit zu sagen, nur jene finstere, aus den Schlupfwinkeln der obscuren „Eos" den Leuten ihr Lieblingsmaterial nachwerfende Partei, welche über diese Ernennung triumphirt, ohne einsehen zu wollen, wie ehrenvoll die neue Stellung dieses Mannes ist, der ihr, freilich ein wenig zu tief, in die Karte gesehen hat. Daß diese Partei in den Höhen der Gesellschaft irgend einen Einfluß ausgeübt haben sollte, ist undenkbar. Wie dem auch sei, so dürfte dem Freiherrn von Hormayr schwerlich zu bestreiten sein, daß er (wie früher in Oestreich, vom Staatsarchiv aus, durch die Provinzialmuseen, durch die Abteien und durch eine von ihm herangebildete Schule thäti-

ger Sammler und Forscher) seit vierthalb Jahren in Baiern für das Archivwesen im gesammten Königreiche, für die Erhaltung alterthümlicher Kunstwerke und geschichtlicher Ueberreste, für die Gründung der historischen Vereine und Belebung des geschichtlichen Sinnes überhaupt, für die möglichste Popularisirung der Geschichte durch die redende und bildende Kunst, für die Regeneration der „Monumenta boica" und für die Fortsetzung des, durch den Ritter von Lang bis 1300 geführten, großartigen Regestenwerkes durch die Epoche Ludwigs des Baiern, endlich auch für eine rein wissenschaftliche Journalistik (zuerst durch das Cotta'sche „Inland", alsdann durch die der „Staatszeitung" beigesellten „Bairischen Blätter") thätig gewirkt habe. Insofern ist durch seine neue Bestimmung der Geschichtsforschung in Süddeutschland, mindestens für einige Zeit, ein Mittelpunkt entrückt, und auch seine Geschichte Baierns ist unterbrochen und hinausgeschoben. Denn nicht, wie es leider allzu oft geschieht, nicht aus vierzig Büchern ein einundvierzigstes sollte er schreiben, sondern ein Originalwerk aus noch unbenutzten Urquellen, was die tägliche und stündliche Anwesenheit bei den Archiven erfodert. Der Umfang und Gehalt derselben ist aber beinahe unermeßlich; er war den bisherigen Forschern kaum zum geringsten Theile bekannt und nimmt ein ganzes Leben in Anspruch. Man betrachte z. B. nur die einzige Partie des dreißigjährigen Krieges. Daß Hr. v. Hormayr die östreichischen, zum Theil auch die schwäbischen Archive aus frühern Jahren erschöpfend kannte und sich mit allen Nachbarlanden Baierns beschäftigt hat, gab seiner Arbeit einen wesentlichen Vorzug und eigenthümlichen Werth. Nachschicken lassen sich derlei unermeßliche Schätze nicht, auch nicht begehren das eben für den einzelnen Zweck Dienliche, denn dies würde voraussetzen, daß der Arbeiter Dasjenige schon wisse, was er erst entdecken soll, wozu Jahrzehend für Jahrzehend Alles genau durchgegangen werden muß, wo ein kleines, verachtetes Brieschen oft die wichtigsten Aufschlüsse gegeben hat und der glückliche Zufall die bedeutendste Rolle spielt. Auch ist die jetzige Aufgabe einer Geschichte des bairischen Königreiches eine ganz andere als des alten Herzogslandes. Länder, die bis tief ins Mittelalter Eine Geschichte mit Baiern haben, sind längst davon abgerissen und in das Loos Oestreichs gefallen. Die Länder hingegen, die jetzt in Nord und Westen den schönsten Theil des Reiches bilden, haben eine ganz andere Historie, wodurch die Aufgabe unendlich verwickelt wird. Die von Hrn. v. Hormayr in der Form akademischer Gedächtnißreden jährlich gelieferten Abhandlungen (Herzog Luitpold, Die Baiern im Morgenlande, Ueber die monumenta boica) sollten die Steine des Anstoßes und die kritischen Vorfragen aus dem Wege räumen, um sich in dem großen Werke der Darstellung allein hingeben zu können. Daß der echte Baier mit dem darin wehenden Geiste sich allerdings befreunden würde, scheint uns aus nachfolgender Stelle kaum zu bezweifeln, welche die neueste Abhandlung des Freiherrn v. Hormayr beschließt, nämlich: „Ueber das große östreichische Hausprivilegium von 1156", eine Arbeit, welche zugleich viele wichtige historische und staatsrechtliche Fragen der glänzenden Epoche Friedrich Barbarossa's und des großen Zwischenreiches quellengemäß erörtert: „Es war (heißt es daselbst) ein alter böser Schaden in den bairischen Geschichten, daß allzu häufig eine mit den großen Angelegenheiten der Welt, ja selbst mit jenen der Nachbarlande unbekannte Beschränktheit ihren fixen Ideen und manchmal selbst bloßen Misverständnissen, wo nicht ein religiöses Pluvial, doch die Löwenhaut des Patriotismus umhing, sie dadurch zur Ehrensache steigernd, ihnen dadurch das Gepräge der Unfehlbarkeit und der Unverletzlichkeit aufdrückend. Welche Angriffe fielen nicht auf diejenigen Männer, deren kritischem Scharfblicke wir in der neuesten Zeit unstreitig am meisten verdanken, Karl Theodor Gemeiner, Konrad Mannert, Karl Heinrich von Lang? Baiern prangt allerdings in einem, keines erborgten Schmuckes, keiner Uebertreibungen und Märchen bedürfenden, alterthümlichen Stammes- und Thatenglanz, um deswillen der Baier mit Fug und Recht darauf stolz ist, ein Baier zu sein! Der kühne, edle Aventin war davon innigst durchdrungen. Die Jesuitenzeit ging wie auf Eiern über Alles hinweg, was in Wien, Madrid oder in Rom auch nur von fern unangenehm sein konnte. Sie brauchte keine Nationalität, sie brauchte nur des Baiern zwischen Inn und Lech, Alpen und Donau, denn jenseits saßen ja überall die entsetzlichen Protestanten! Der höhere, selbstbewußte Blick, das Gefühl, die Baiern seien auch Deutsche, von keinem andern germanischen Stamm übertroffen und in vielen europäischen Händeln bedeutsam, der gegen Zerstückelung und Einverleibung neu aufflammende Nationalstolz gehören jenen ersten, edeln Gründern der Akademie und ihrer unmittelbaren Schule. Aber der längst vergessene Zank über das Fridericianum hat mit jenem Hochgefühle wenig gemein. Was hingegen die Verhältnisse der östlichen, südöstlichen und südlichen Nachbarlande zu ihrem alten Mutterstaate Baiern betrifft, wo ist selbes umständlicher erkannt, quellengemäßer beleuchtet und festgestellt, als in den Noten und gewissermaßen Beilagen der akademischen Reden über die „Monumenta boica", und über des Königshauses Ahnherrn, Herzog Luitpold?"

„Unsere Tage vernahmen an verschiedenen Wendepunkten einen (wo es der Sprache und Sitte, wo es engem Zusammenhalten wider das Fremdlingsjoch galt) hellen und klaren, nur allzu lange als Stimme in der Wüste verschollenen Ruf nach Einigkeit der Deutschen. Sie vernahmen aus dem Munde unfähiger, unredlicher und gar zu gern unverantwortlicher Gewohnheitsnaturen, ein endloses banges Quäken nach Einförmigkeit Deutschlands. Sie vernahmen aber auch ein wild revolutionnaires und gleichwol von mächtigen Feinden der Revolution aus ganz andern akustischen Winkeln gar gerne vernommenes Geschrei nach Einheit Deutschlands!! Widerstanden die Fürsten manchmal der Kaisermacht zur Unzeit und zum Verfalle des Ganzen, so hat hinwieder die hinterlistige Politik der Kaiser zur Verkümmerung der alten großen Herzogthümer wie der Hauptnationen — und die Risse, die selbst Heinrich IV. und Heinrich V. und die größten Staufen (in jener beklagenswerthen Politik des Augenblickes) darein gethan haben, nicht minder den unseligen Grund gelegt: in Oberdeutschland dadurch, daß Baierns südöstliche und südliche Außenwerke ihm längst entrissen, daß ein und derselbe deutsche Stamm vielfach zertrennt und (wunderbar genug!) bis zum Nationalhaß gespalten ward, daß Theilung auf Theilung auch Baierns innere Macht gebrochen, daß ferne Erwerbungen selbe eher geschwächt als verstärkt haben, vor Allem, daß seine Geschichte seit den vier letzten Jahrhunderten leider allzu oft: „die Geschichte der verlorenen Augenblicke und der versäumten Gelegenheiten" gewesen ist."

„Hievon unermüdet und unerschrocken zu sprechen, dieses den Gemüthern unaufhörlich vorzuhalten, es mit der Muttermilch in Saft und Blut der Jugend zu verwandeln, daß auf unserm Throne ein mit der Nation gleich altes Geschlecht und keine Fremden sitzen, daß das Baiervolk auch in der höchsten Noth seine Wittelsbacher unaufhörlich als das Geheimniß und Symbol seiner Untheilbarkeit und Unabhängigkeit, seiner Ehre und Stärke erkannt und verfochten, daß Franken und Oberdonau-Schwaben auf dies erlauchte Haus ganz gleiche Rechte mit den Altbaiern haben, daß jene ebenso unkluge als ungerechte Unterscheidung zwischen Alt- und Neubaiern (etwa gar wie zwischen Belgien und Holland?) größtentheils auch ungeschichtlich — und daß erst von einem aufrichtigen und innigen Verschmelzen und gleichartigen Zusammenwirken das wahre Heil zu erwarten, — daß die stets furcht- und tadelfreien Waffen und die lange versäumte Nationalbildung über Alles zu setzen seien, — das ist patriotisch und um so patriotischer, als es in verschiedenen frühern Epochen eine undankbare und gefährliche Aufgabe gewesen ist." 107.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 146. —— 25. Mai 1832.

Geschichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Erster und zweiter Band. Wien, Schaumburg. 1831. Gr. 8. 4 Thlr.

Wie den Schriftstellern, muß man auch den Recensenten ihre Steckenpferde lassen, wenngleich es nicht so unbedenklich ist, daß auch davon der Weltweise sagen könnte: Ich lasse Jedem sein Steckenpferd, wenn er mich nur nicht zwingt, hintenauf zu sitzen. Denn Autoren und Recensenten üben diesen Zwang allerdings. So greift Ref. nun einmal aus langer Vorneigung gern nach den historischen Schriften über seine Lieblingszeit, von der Mitte des 15. bis zu der Mitte des 16. Jahrhunderts, für welche er schon einmal den neuen Ausdruck: das fünfsechzehnte Jahrhundert, vorgeschlagen hat. Welche hochwichtige Zeit in ihren Entwickelungen und Gestaltungen diese gewesen, ist für Jeden, der an den Fall Konstantinopels, an die Buchdruckerei, die wiederbelebte classische Literatur, die Reformation, die Entdeckung Amerikas, des Seeweges nach Ostindien, die Anfänge des Colonialwesens und des europäischen Staatensystems, und an das höchst merkwürdige Ineinandergreifen vieler dieser Verhältnisse denkt, sogleich einleuchtend. Zur Schilderung so großer Zeit selbst zu schwach und zu mittellos, greift er wenigstens aus einem Ballen Neuigkeiten gern die in sein Lieblingsthema einschlagenden Schriften heraus, und so blieb ihm auch die obengenannte Schrift nicht lange verborgen. Dabei erwachte zugleich sein alter patriotischer Wunsch, daß doch zwei Hauptlücken unserer vaterländischen historischen Literatur ausgefüllt werden, wir nämlich eine Lebensbeschreibung Maximilians I. und seines größern Enkels, Kaiser Karls V. erhalten möchten. Zu ersterer hatte Freiherr v. Hormayr in Wien gesammelt und Hoffnung gemacht; ob er aber sein Versprechen noch in München erfüllen will und kann, ist eine andere Frage. Noch ist Robertson über Karl nicht übertroffen, und doch welche Masse von Materialien ist, seit er schrieb, erst noch zu Tage gefördert worden! — Nun, wenn auch nicht Max, nicht Karl, doch der Enkel des Einen, der Bruder des Andern, der Erzherzog von Oestreich, der König von Böhmen und Ungarn, der Kaiser Ferdinand I., ist der Gegenstand dieses Werkes.

Man würde aber sehr irren, wenn man hier eine bloße einfache Biographie jenes mehr durch seine Zeit als durch sich selbst merkwürdigen Fürsten suchen wollte. Vielmehr ist das Absehen des Verf. auf eine Schilderung eben jener Zeit im Allgemeinern gerichtet, jedoch so, daß der Standpunkt mehr von Oestreich und von Ferdinand aus genommen zu sein scheint. So kommt es wenigstens, nach vorliegenden zwei starken Bänden zu schließen, dem Ref. vor, der dies keineswegs zu tadeln wüßte, wenn nur sonst nicht einige fast im Voraus zu errathende Einseitigkeiten dabei den ganz unbefangenen Leser etwas störten, von denen gleich weiter die Rede sein soll. Wenn auch nicht im Sinne früherer östreichischer Schriftsteller, welche fast zu plump das bekannte Fridericianische A. E. I. O. U. (Austria Erit In Orbe Ultima oder: Alles Erdreich Ist Oestreich Unterthan u. s. w.) in ihren Werken zum Signalstern und Schiboleth oder zum Thema ihrer Melodie machten, wird es dennoch sichtbar, daß diese Biographie gar nicht blos um Ferdinands willen geschrieben ist, sondern um Oestreich überhaupt und dessen Fürsten als Träger jener Zeit und als die Säulen rechtgläubigen Kirchenthumes sich drehe. Nun ist es allerdings sehr wünschenswerth, daß die damalige Specialgeschichte Oestreichs und der mit ihm staatsrechtlich verbundenen Länder etwas näher als bisher beleuchtet werde; es ist auch durchaus nicht zu leugnen, daß in Beziehung auf Deutschland und den europäischen Osten überhaupt das politische Gewicht des östreichischen Staatsvereins schon damals dominirend zu werden beginnt, und daß ein Werk, welches diese Verhältnisse aus guten, besonders aus noch ungedruckten Quellen kritisch zusammenstellt, sehr verdienstlich sein könne, wenn man ihm auch manche Einseitigkeit zugute halten muß. Das Letztere würde auch schon darum geschehen müssen, weil die Lage eines in Wien unter dortiger Censur über politische und kirchliche Angelegenheiten schreibenden Historikers allerdings seine Schwierigkeiten haben mag, zumal wenn sich der Autor doch nicht ganz gegen gewisse neuere sich aufdringende Ansichten verhärten mag.

Das Werk scheint, so weit der Plan aus den ersten zwei Bänden und ohne alle Vorrede, aus welcher die Referenten so gern zu schöpfen pflegen, zu entnehmen ist, sehr weitläufig werden zu wollen, indem die vorliegenden zwei starken Bände die Ferdinandeische Zeit erst bis zum J. 1527 führen, und in Betracht des bis 1564, zu Ferdinands Tode, sich reichlich mehrenden Stoffes wahrschein-

lich verdreifacht werden müssen. Dies ist indeß gar nicht Das, worüber Ref. klagen würde, besonders wenn der Verf., wie es scheint, Zugang zu guten und noch weniger benutzten Quellen hat. Vielmehr klagt aber Ref. darüber, daß der Verf. (wenn ihm nicht vielleicht gar besondere Rücksichten das Gegentheil geboten?) von den durch ihn benutzten Quellen so gut wie nichts sagt, und nur hin und wieder hinter einer Note den Beisatz: handschriftliche Nachricht, oder etwas Aehnliches anfügt. Doch darüber werden die Recensenten schon ihrer Zeit mit dem Verf. rechten, die nichts glauben wollen, als was ihnen schwarz auf weiß nachgewiesen ist und daran Recht thun.

Um nun dem Werke in seinen einzelnen Theilen etwas näher zu treten, muß vor allen Dingen von dem Abschnitte die Rede sein (S. I—XXXVI), welcher die Aufschrift führt: „Als Einleitung. Von dem Uebergang aus dem Mittelalter in die neuern Zeiten, den Spaltungen Europas und dem Standpunkte des Friedens." Dieser Abschnitt, in einem schweren, in Worten und Formen an eine gewisse neue Schule erinnernden Style geschrieben, präludirt als eine wahre Ouverture auf das Thema des Werkes, und dürfte um so beachtenswerther sein, als eben unter einem Scheine von Unparteilichkeit und Mäßigung doch Manches gesagt und gefolgert wird, was eben unter jener Hülle leichter übersehen und gutmüthig hingenommen wird. Ob wir Recht haben, blos von einem Scheine von Unparteilichkeit zu sprechen, muß freilich durch öftere Anführung der Worte des Verf. selbst dargethan werden. Finden es dann die Leser nicht so, so stellen wir es ihnen gern anheim, den Verf. gegen den Ref. zu vertreten und gerechtfertigt zu halten. Hätten wir aber wirklich den Verf. falsch verstanden und ihm Schweres aufgebürdet, so trifft ihn nur der Tadel häufigen, zweideutigen Ausdruckes, und wir sagen dann wie der Priester Theodorus zu Alcibiades: „Bist Du unschuldig, so haben wir mit unserm Fluche Dir nicht geflucht."

Der Verf. geht von den merkwürdigen Uebergängen der Menschheit aus einem Zeitalter in das andere aus, und behält besonders die Uebergangsepoche aus der mittlern in die neue Zeit im Auge. Er findet das Eigenthümliche der frühern Zeit darin, daß die politischen Einrichtungen und Nationalsitten mehr im Gefühl des ungetheilten Lebens, sowol des individuell-besondern für sich als in dessen Verbindung mit dem Ganzen des menschlichen Geschlechts beruhten. Tiefere Phantasie und die von ihr in Bewegung gesetzten Gemüthskräfte waren überwiegend. Ehrfurcht vor der im Ganzen ruhenden, stammväterlichen, patriarchalisch-priesterlichen, richterlichen und zeugnißgebenden (?) Autorität habe die größten wie die kleinsten Verhältnisse durchdrungen. Das nachfolgende Zeitalter charakterisire sich durch eine vorzügliche und einseitige Ausbildung der subjectiven Vernunft. Abgezogene Vernunftbegriffe begründen und behandeln das öffentliche Leben und die Einrichtung der Staaten. Sobald diese Begriffe mit dem Leben selbst verwechselt werden, so trete jedes auf dieselben gestützte Bestreben in Entzweiung mit dem Ganzen des Lebens, aus welcher Verwechselung die wesentlichsten Nachtheile entstehen müssen. Die unbedingte und schrankenlose Anwendung der Vernunftbegriffe geselle überall leicht den Entwickelungen zerstörende Bestandtheile zu; sie trete in Verbindung mit dem im Menschen liegenden Grundverderben und werde eine Quelle von Uebeln, wie das in früherer Zeit mehr die Maßlosigkeit der Phantasie und der Ungestüm der Leidenschaften gewesen wären. „Mit dem Gefühl der Abhängigkeit von dem Ganzen der Menschheit, mit der heiligen Scheu vor den in diesem offenbarten oder daraus herfließenden Gesetzen verminderte sich die wahre Ehrfurcht vor der Autorität, als der Auslegerin jener in Naturgeheimnissen begründeten Gesetze u. s. w. Jener alten Ordnung lag auch Achtung vor der Lehre als der in dem Ganzen des Menschengeschlechts ruhenden Erkenntniß zu Grunde. In der nachfolgenden Zeit dagegen trat an die Stelle einer aus dem Dunkel des Geheimnisses hervorleuchtenden Weisheit des Menschengeschlechtes und der Jahrhunderte die Masse der jedesmal eben vorhandenen Vernunftbegriffe und nahm alle Hochachtung für sich allein in Anspruch. — So hatte das Mittelalter in Beziehung auf höhern Offenbarungsglauben gestrebt, mit diesem alle Verhältnisse zu durchdringen und an der übernatürlichen Weihe und Heiligung desselben Theil nehmen zu lassen. — Es war die im Dogma begründete Kirche, es war vor Allem das Priesterthum in seinem theologischen Charakter, und eben darum die Lehre vom fortwährenden Opfer, mit welcher Lehre das Priesterthum steht und fällt — es war diese Grundlage und Grundhandlung der Kirche selbst, welche damals den Mittelpunkt aller irdisch-religiösen Beziehungen ausmachte." Diesen innigen Zusammenhang der Kirche mit Leben und Schule, die Vorrechte der Kirche u. s. w. nennt der Verf. (S. X) einen Kirchenstaat im ausgedehnten Sinne des Worts durch ganz Europa, welcher vielleicht ein Drittheil an Gütern und Rechten unter allen Nationen des Welttheils als wahres und eigentliches Patrimonium des geistlichen Standes umfaßte. Die Kirche brachte, so zu sagen, den göttlichen Geist auf Erden herab und bestimmte die geistigen Kräfte, den höhern Verstand und Willen. Auch in der Uebergangsepoche zwischen beiden Zeitaltern fehle es nicht an erfreulichen Erscheinungen und erhebenden Lichtpunkten (deren einige in den Namen: Rafael, Colombo, Picus von Mirandola, Reuchlin, Erasmus, Ximenes, Gonsalez de Cordova, Bayard, Leo X., Adrian, Karl V. angedeutet werden); im Ganzen aber biete sich ein unerfreuliches Gemälde von Unordnung und Zwietracht dar. Vorzüglich habe die Eigensucht die Christenheit in immer tiefere Zerrüttung gestürzt. Das durch Vernunftbegriffe getragene Streben nach Unabhängigkeit, die auflösende Macht des Widerstandes gegen die alten Ordnungen, bei Fortdauer der alten Form, habe sich besonders gegen jenen großen Kirchenstaat gerichtet, sowie gegen die religiöse Beziehung, welche auch den weltlichen Verhältnissen eingeprägt war. Der Verf. ist (S. XIV) billig genug einzugestehen, daß die menschlichen Gebrechen im Priesterthume selbst ihren guten Antheil an dieser Erscheinung hatten. Die religiöse Meinung wurde zwar im 16.

und 17. Jahrhundert als Hauptpanier vorangetragen, und doch hatten weltliche Interessen und politische Motive so deutlich mit aus derselben hervorgeleuchtet. So geschah es, daß ein großer Theil der Schule, welche im Allgemeinen gleichsam die Seele und der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens ist, sich im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts von der innigen Verbindung mit dem religiösen Glauben und der Kirche losriß und die Wissenschaft von dem Glauben trennte; so geschah es, „daß bei jenem vielumfassenden, von der Schule getragenen und fortgeführten, von Fürsten und Republiken mächtig in Schutz genommenen Unternehmen der deutschen Reformation nicht blos der seit lange angefeindete Mittelpunkt der sichtbaren Kirche, das Papstthum, mit der äußersten Energie und im Extrem des Angriffs als der Antichristus selbst geschildert, sondern zugleich auch das ganze Priesterthum, wenigstens anfangend und im Princip geleugnet wurde, wodurch denn diese früher nur mit niedern Kräften vergesellschaftete Verneinung von Fürstenmacht und Schule zu Ehren gebracht und auf dem Theater der Welt zur vornehmen Macht erhoben wurde. Es wurde hierdurch die Frage vom Sein oder Nichtsein der Kirche, als der im unsichtbaren Geheimniß Christi begründeten, in wesentlichen Formen und persönlicher Darstellung, in dem äußern Zeugniß von Wort und That sichtbaren Anstalt Gottes auf Erden — es wurde dieser wichtigste Gegenstand für Glauben und Leben auf jenem herben Wege der Verneinung in seinem Grunde zur Untersuchung und Entscheidung gebracht oder vorbereitet."

(Der Beschluß folgt.)

Mehre Ueberschriften nebst einer Zugabe zum Wendt'schen Musenalmanach für 1832, von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 1831. 8. 10 Gr. *)

Ein Publicist, Historiker und Dichter, dessen hochgeachtete Stimme in diesen drei Gebieten vor einer Reihe von Jahren durch ganz Deutschland ertönte, bringt uns hier eine kleine Flugschrift dar, die sehr verschiedenartige Gegenstände umfaßt. Wir wollen über das Dargebrachte, insoweit es Stoff ist, nicht rechten; freilich wäre uns ein Werk lieber gewesen als einige kürzere Aufsätze. Indessen die Fremdartigkeit des Zusammengestellten ist auf das mindeste — eben befremdend. Wie Ansichten über Centralisation, wie Gedanken über Deutschlands Verhältniß zu Polen mit der Auffoderung, dem unvergeßlichen Minister, Freiherrn von Stein, ein Denkmal zu errichten, zusammenkommen, das läßt sich allenfalls begreifen; was aber in dieser Sammlung eine giftige Erwiderung in schlechten Versen auf einen Angriff A. W. Schlegel's (den wir freilich nicht gutheißen können) soll — das fragt man mit Recht. Indessen die Aufsätze stehen einmal so beisammen, und wir wollen mit dem Autor nicht weiter über seine Willkür rechten, wir durften sie aber nicht unangemerkt lassen. Der erste Aufsatz gedenkt eines theils in einem Gedichte der Wirksamkeit des hochverehrten Staatsmannes, Freiherrn v. Stein, theils fodert er dazu auf, demselben ein Denkmal zu errichten, und zwar: „Einen Löwen aus Erz gegossen, auf einem Felsstück ruhend, den Kopf gegen Südwesten gerichtet; Eichen umhergepflanzt." Dies soll im Herzen Westfalens an einer der besuchtesten Heerstraßen stehen. Mit diesem Theile des Buches können wir völlig einverstanden sein, und dem Wunsche des Verf. nichts hinzufügen als unsern eignen, daß der seinige in Erfüllung gehen möge. — Der zweite Aufsatz: „Ueber Demokratie und Centralisation", ist uns in mancher Beziehung ebenfalls aus der Seele geschrieben. Der Verf. verwirft den Odilon-Barrot'schen und Mauguin'schen Ultraliberalismus, sowie die Lehre vom droit divin, und bekennt sich zu einem juste milieu, welches wir jedoch am besten die deutsche rechte Mitte nennen würden. Er will die Institutionen auf geschichtlichen Grund, Volksleben und Eigenthümlichkeit auf Sitten, Gebräuche und Religion gegründet wissen, ohne dabei Das zu verschmähen, was der Fortschritt der Bildung, was neuere Erfahrungen als zweckmäßig und heilsam kennen gelehrt haben, und was somit unumgänglich nothwendig wird. Ueber diese Theorie ist gewiß Jeder mit ihm einig, allein es kommt dabei hauptsächlich auf das praktische Wie an. Was er über die falsche Anwendung der republikanischen Institutionen Nordamerikas auf die europäischen Staaten sagt, ist einleuchtend, aber auch schon vielfach berührt worden. Sehr eifert der Verf. gegen die Centralisation, sowol der Verwaltung als der Bildung in einer Hauptstadt, weil dadurch das eigenthümliche Leben der Provinzen in ein unterschiedloses, gleichfarbiges Einerlei verschmolzen werde. Hierin sind wir nicht ganz einer Ansicht mit ihm; wir glauben, daß ein Concentrationspunkt für viele Erscheinungen des Lebens nothwendig und dennoch nicht lähmend für das Individuelle sei. Sein Vorschlag, fünf bis sechs Reichshauptstädte zu ernennen, den Sitz der Könige und vieles andere damit Zusammenhängende von einer zur andern zu verlegen u. dgl. scheint uns ein Luftschloß. Man würde dabei überall säen, ohne die Saat bis zur Ernte reifen zu lassen. Auch sind uns seine Beispiele aus dem Mittelalter über die in verschiedenen Reichsstädten bestehende Hofhaltung der Kaiser nicht rechtfertigend für seine Ansicht; das Damals und das Jetzt ist in keinen Vergleich zu stellen. Daß man aber auch provinzielles Leben fördern, die Glieder nicht verdorren lassen müsse, um den Magen allein zu versorgen, darüber wird Jeder wol von selbst mit ihm einverstanden sein. — Der Aufsatz: „Polen ein Spiegel der Warnung für uns", widersetzt sich ebenfalls gewissen extremen Ansichten unserer Tage. Der Verf. will nicht, und mit ihm gewiß jeder Deutsche, daß Polen auf Kosten Deutschlands in den alten Zustand unter den Jagellonen zurückversetzt würde, sodaß Provinzen, die seit Jahrhunderten deutsche Sitte und Sprache angenommen haben, unter polnischen Scepter kämen. Indeß scheint uns dieser Kampf ein völlig unnützer zu sein, da selbst exaltirte Polen es schwerlich im Ernst als Ziel ihrer Revolution vor Augen gehabt haben werden, ein solches Reich herzustellen. Wie Manche eine zu große Furcht vor den Russen haben, so hat der Verf. eine zu große vor den Franzosen, und sein noch aus dem J. 1813 her glühender Haß gegen dieselben verführt ihn sogar zu einigen Unwahrheiten. Eine davon z. B. ist die, daß ganz Paris in seinem Eifer für Polen nicht mehr als 11,000 Fr. zusammengebracht habe; Lafayette allein hatte 20,000 Fr. gegeben, und die Unterstützungssumme für die Polen belief sich auf etliche hunderttausend Fr., was freilich im Verhältniß immer noch wenig genug ist. Allein eben diese geringe Geldsumme beweist, ein wie geringer Theil selbst der Franzosen jene exaltirten Ansichten über Polens Herstellung theilte, die der Verf. bekämpft. Das letzte Ziel des Aufsatzes, uns Deutsche vor der Gefahr zu warnen, durch innern Zwiespalt uns ebenso zu zerrütten, wie Polen sich zerrüttet hat, uns zu warnen, daß wir dadurch nicht auf gleiche Weise zur Beute Frankreichs werden, wie jene zur Beute Rußlands, Oestreichs und Preußens geworden sind: dieses letzte Ziel ist gewiß sehr löblich, allein wir glauben, die Warnung werde nicht nothwendig sein. Deutschland wird nicht in Zwiespalt mit sich selbst gerathen, höchstens könnte die Bevölkerung in Zwiespalt mit denjenigen Fürsten gerathen, die, den nothwendigen Entwickelungen vernünftigerer Staatsformen eigensinnig widerstrebend, den segensreichen Strom, der zur Befruchtung dienen soll, so lange unvernünftig dämmen, bis er brausend über seine Ufer tritt. In diesem Sinne ist auch der

*) In unserer Correspondenz aus Berlin ist schon früher über diese Schrift die Rede gewesen. D. Red.

Gemeingeist zu verstehen, der sich in Süddeutschland entwickelt, und schwerlich, wie der Verf. fürchtet, ein Anschließen an Ausländisches, namentlich an das Französische besorgen läßt. Die Begeisterung, welche sich dort zeigt, gilt einer Sache, die allen Völkern gemein ist, und an der sie von dem Augenblicke an gerechten Antheil haben, wo sie sich eben dafür zu begeistern vermögen. Nur insofern dieses Element in Frankreich bereits auf dort nationelle Weise entwickelt ist, nur insofern könnte jenes Land der Anlehnungspunkt für eine deutsche Völkermasse werden, die etwas Aehnliches für sich ins Leben fördern will. Insofern aber ist auch, troß alles einzelnen Unheils, das uns Frankreich zugefügt hat, das Heil von dort ausgegangen, und wie die Revolution von 1789 troß aller einzelnen Schrecknisse im Ganzen und Großen ein Heil für die Welt und für Deutschland geworden ist, so hoffen wir, wird es auch die von 1830 werden, ohne jene Uebel mitsichzuführen. Ja, sie ist es schon geworden; der Verf. richte seine Blicke auf Hessen, Sachsen, Braunschweig, Nassau, Baden, Baiern und viele andere kleinere Staaten, und dann leugne er es, wenn er es vermag. Statt also jene Begeisterung für Polen, die aus einem edeln, bisher der Geschichte fast fremden Uneigennützigkeitsprincip der einzelnen Völker in Betracht zu dem Ganzen entsteht, für gefährlich zu erklären, wollen wir sie vielmehr für segensreich halten, ohne dabei die gute Absicht und ehrenwerthe Gesinnung des Verf. und das mancherlei Wahre und Begründete seines Aufsatzes zu verkennen. — Der völlig heterogene Schluß des Buches endlich, die Erwiderung auf die Angriffe A. W. Schlegel's, kann nur betrübend erscheinen. Welch ein Schauspiel für Deutschland, und im engern Kreise für die Universität, an der sich beide berühmte Männer befinden, wenn sie im Angesichte ihrer Schüler auf solche Art kämpfen, wie hier geschieht. Es ist wahr, A. W. Schlegel ist der schuldige Theil und hat den Streit auf eine Weise begonnen, die wir nicht rühmlich nennen wollen, die vielleicht gar nicht zu entschuldigen ist. Mußte aber Arndt ihn so erwidern? Uns däucht, er hat eine schöne Gelegenheit versäumt, sich als wahrhaft deutscher, starker Mann, d. h. als solcher zu zeigen, der einen unwürdigen Angriff durch eine würdevolle Vergebung zurückzuschlagen weiß. Wie wenn er etwa folgende Worte an Schlegel gerichtet hätte: „Du hast mich angegriffen, obwol ich Dir nichts Uebles zugefügt. Du hast gesucht, den verletzendsten aller Pfeile, den der Lächerlichkeit, auf mich abzuschießen. Du hast mich bitter gekränkt. Aber Du hast Großes und Würdiges für Kunst und Wissenschaften gethan, Du hast auch mich durch schöne Werke belehrt, gebildet, erhoben. Um des Guten willen, was ich aus Deinen Büchern geschöpft, vergebe ich Dir das Böse, was mir Deine Person zuzufügen trachtete. Um der Dienste halber, die Du der Wissenschaft geleistet, vergebe ich Dir, was Du als Mensch gesündigt hast." Würde Arndt sich einer solchen Entgegnung nicht jetzt selbst mehr erfreuen als seiner bittern Spottgedichte, wenngleich sie schwache Seiten des Gegners treffen, die Niemand ableugnen kann? — Dies ist eine Frage, die wir dem geachteten Verf. zu bedenken geben, und mit der wir diese Bemerkungen über ein Büchlein schließen, das, obwol gering an Umfang, doch nicht gering an Bedeutung ist, indem es die wichtigsten Interessen unserer Zeit berührt. 82.

Tagebuch eines Neuvermählten auf seiner Hochzeitsreise an den Bodensee und in einen Theil der Schweiz, in Briefen an einen Freund. Stuttgart, Hallberger. 1832. 12. 1 Thlr.

Daß ein Neuvermählter ein Tagebuch schreibt, ist an sich schon ein philisterhafter Gedanke: ein Neuvermählter hat Besseres zu thun. Ein „theurer Freund" des Verf. gibt sich nun die sehr überflüssige Mühe, die meist vollkommen uninteressanten Bemerkungen und geistesarmen Betrachtungen seines „theuren Freundes" drucken zu lassen. Es gibt so viel zu thun und zu lesen — und der Deutsche nennt lesen auch thun, und schreiben handeln — in dieser thätigen Zeit, daß man uns wahrlich nicht mit einer Reise in die Schweiz kommen sollte, von der wir weiter nichts hören als alte bekannte Ortsnamen und ein Paar ganz gewöhnliche Wirthshausbemerkungen. Das Gute an diesem Buche ist Papier und Druck, ein Citat aus Diderot: „Un maçon sur le toit est pour tout le monde un maçon, mais pour une *religieuse c'est un homme*", und eine Bemerkung über ein Erziehungsinstitut, in dem die jungen Leute zu einer so tugendhaften und gerechten Welt erzogen würden, daß sie, herausgekommen, an der gottlosen und ungerechten alle 24 Stunden einmal verzweifeln wollten. — Wer also nicht eben Lesefutter braucht oder ein Heer Citate aus dem Horaz abschreiben will, der schenke sich das Buch.

Es gibt drei verdächtige Zeichen an Schriftstellern, die man beachten muß, um den Herren auf die Spur zu kommen: eins ist, wenn sie das Buch durch gute Freunde in Vorreden herausfodern, wenn sie bedauern lassen, daß der Hr. Verf. zu verschämt gewesen sei, öffentlich aufzutreten; wer was Gutes hat, weiß es auch, und wird schon selbst kommen; wer zu bescheiden ist, schreibt auch meist für die Welt zu bescheiden und nützt vorzüglich in Deutschland wenig, denn uns fehlt's nicht an der Bescheidenheit, sondern am Gegentheil. Das zweite ist, wenn der Verf. mit lateinischen und griechischen Brocken herumwirft: das sind die Orden, die er sich umhängt, weil er sich selbst nicht zutraut, die nöthige Achtung zu erwecken; unser Neuvermählter spricht wie ein Ungar halb lateinisch. Das dritte ist die zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen das Recensirtwerden. Wer was Gutes schreiben will, dem darf das Urtheil nimmer gleichgültig sein, denn es ist der Paß, welcher seinem Buche die Reise erleichtert oder erschwert, und einem ehrlichen Menschen ist's nicht einerlei, ob darin steht, er sei ein Vagabond oder ein ordentlicher Mann.

Unsern Neuvermählten treffen nur die beiden ersten Anklagen. Von Liebe und Eifersucht spricht er wie ein Großvater, der alles Unglück bei seinen Enkeln verhüten will, und die schöne Natur um ihn ist troß aller Beschreibung langweilig wie eine Schulstube. Am schlimmsten aber ist jedenfalls die junge Frau daran, die in den ersten Tagen der Ehe ihren Mann unaufhörlich schreiben sehen muß; wer interessante Notizen eines Neuvermählten dem Titel nach vermuthet, der irrt sich gewaltig, Alles ist zu finden, auch einige Verlobungsgeschichten, aber die Notizen nicht.

Wir werden noch mit einem zweiten Bändchen bedroht: wenn es Gott und der Buchhändler also verhängt, so muß man Alles tragen; aber es sind ja nicht alle Leute gezwungen, im Regen auszugehen und alle Bücher zu lesen. Alle Tage solch ein Buch mit seinem breiten Gleise — lieber heirathen, um über das Neuvermähltsein aufs Klare zu kommen. 113.

Notiz.

Unter dem Titel: „Les voyages de Jésus-Christ", ist im vorigen Jahre zu Paris ein ziemlich ausführliches Werk von einem Herrn Dubois de Maison neu erschienen, welcher bereits durch die Herausgabe der Abbildungen der von Millin beschriebenen Vasen bekannt ist. Der Verfasser geht die in den Evangelien angeführten Reisen des Heilandes einzeln durch, beschreibt nach ältern und neuern Reisenden die von den Evangelisten erwähnten Orte und Gegenden, und gibt auch die Begebenheiten, welche sich daselbst zugetragen, nach geschichtlichen Quellen an. Solcher Reisen gibt der Verf. 57 an; freilich sind darin diejenigen der heil. Familie mit inbegriffen, folglich auch die Flucht nach Aegypten. Von Jerusalem liefert der Verf. eine sehr umständliche Beschreibung und fügt seinem Werke eine Landkarte von Judäa bei, in welcher sich auch ein kleiner Plan von Jerusalem findet. Für die Bibelleser ist diese Compilation eine sehr zweckmäßige Arbeit. 74.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 147. —— 26. Mai 1832.

Geschichte der Regierung Ferdinands I. Von F. B. von Bucholtz. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Diese religiöse Gegenlehre hatte nun ein entsprechendes politisches Losreißen von den auf dem geleugneten Glauben beruhenden Einrichtungen zur Folge, und wiederum eine Verstärkung jeder zeitlichen Opposition durch die religiöse Spaltung. Die ganze europäische Welt war auf dem Dogma des Priesterthums so zu sagen begründet, oder hatte damit in inniger oder lebendiger Verbindung gestanden; so mußte denn auch nothwendig die feindselige Verneinung eben jenes Dogmas die ganze christliche Welt auf das tiefste erschüttern. „Und wiederum", fährt der Verf. (S. xx) fort, „als in der angedeuteten Weise in allen zeitlichen Verhältnissen, welche mit der Kirche näher oder entfernter in Verbindung gebracht waren, Widerspruch und Zwiespalt entstanden, als auf den Höhen des monarchischen Europa die Unabhängigkeit getrennter Staatskörper gegen die alte Ordnung in Kampf trat, als die Fürstenmacht gegen die königliche Würde, der Adel gegen geistliche Lehnsherrschaft, oder die Demagogie gegen Ordnung und Besitz überhaupt gewaltsame Trennung und Auflösung bewirkten, da konnte solcher Widerstand und Angriff nur von der religiösen Verneinung seinen schärfsten Stachel entlehnen." Wir überlassen es dem Leser, daraus die Stellung zu ersehen, welche den Protestanten damit angewiesen werden will; aber schon die häufige Bezeichnung derselben durch solche negative oder negirende Ausdrücke könnte, was gewiß der Verf. nicht bezwecken wollte, an Göthe's „Geist, der ewig verneint", unwillkürlich erinnern. In diese Zeit des Durchbruchs und die Mitte jener Entzweiung wider die alte kirchliche Grundlage Europas fällt nun die Regierung des Begründers der deutschen Linie des Hauses Habsburg, des ersten Ferdinand, welcher theils mit seinem Bruder, theils allein, den Streit zu versöhnen, dem Unheil der Zwietracht zu wehren und zugleich die angegriffenen Institutionen zu stärken und zu vertheidigen, zur Aufgabe seiner Regierung machte. Während er die Macht seines Hauses, auf welchem fortan die äußere Defension der alten Grundsätze vorzugsweise beruhte, in gesetzlichem Wege zu verstärken bedacht war, suchte er die Reichsverfassung zu erhalten, zu befestigen und die kirchliche Grundlage in würdiger und großartiger Weise durch das tridentinische Concilium neu darzustellen und zu befestigen. So sei, schließt der Verf., auf dem gewünschten Standpunkt für seinen Helden angekommen, Ferdinands Regierung theils Muster, theils Grundlage für alle spätern Bestrebungen würdiger Friedenspolitik geworden.

Wir heben nur noch zwei Stellen aus, um die Ansicht des Verf. vom Protestantismus näher zu bezeichnen. S. xxii heißt es: „Von dem Brennpunkte einer geistigen Negation gegen die Kirche ging gleichsam in blendender Ausstralung eine dreifache Richtung und Bewegung aus, welche die Entzweiung erweiterte und vervielfachte, im schwärmerischen Sektengeiste, in einem auf unabhängigen Vernunftbegriffen sich stützenden Unglauben, und endlich in gänzlicher Trennung der weltlichen Dinge von religiöser Ehrfurcht." Im engsten Zusammenhang mit dieser ungläubigen Verneinung wird (S. xxvi) ganz natürlich auch der Rationalismus gefunden, „welcher subjective Vernunftbegriffe der einsam denkenden Seele (des denkenden, aber außer Beziehung mit dem ewigen Geiste gesetzten Ichs) zum ausschließlichen oder eigentlichen Fundament des höhern Erkennens machen will, und welcher jetzt in vielfacher Art und Abstufung als ungläubige Verneinung gegen den ganzen Inhalt des Christenthums und großentheils auch gegen die Urreligion, als Offenbarung des lebendigen Gottes selbst, sich richtete." Die weitere, übrigens sehr merkwürdige Ausführung jener drei Radien müssen wir den Leser selbst nachschlagen lassen. Er wird dem Verf. zugestehen müssen, daß er seine Ansicht sehr geistreich durchgeführt habe.

Nach solchen Prämissen dürfte man nun glauben, daß die folgende Geschichte aus dem Standpunkte der strengsten Stabilität und Anhänglichkeit an das mittelalterliche Kirchenthum und Verfassungswesen geschrieben, und daß jede Abweichung davon als eine kirchliche oder politische Ketzerei, ja als ein erneuter Sündenfall (wie noch vor wenig Jahren die Reformation genannt wurde) bezeichnet werden würde; allein man irrt. Das Urtheil des Verf. wird in der Darstellung selbst um Vieles milder und mäßiger. Man könnte bei einigen Stellen in Versuchung kommen zu glauben, der Verf. habe mit der schroffern Einleitung nur den Censor bestechen und für das Uebrige nachsichtiger machen wollen.

Der erste Abschnitt, die Jugendepoche Ferdinands, hat es mit diesem freilich am wenigsten zu thun, desto mehr aber mit den Verhältnissen der Großväter, des Vaters und des Bruders von Ferdinand, dessen eigne wichtige Regierung ja nicht allein den Gegenstand, sondern, nach S. 16, auch den verknüpfenden Faden der historischen Darstellungen des Verf. bilden soll. Die spanischen Angelegenheiten selbst, sowie die meist von Spanien ausgehenden politischen Händel, z. B. die Ligue von Cambray, sind nur kurz behandelt. Mit der Abreise Ferdinands, des Erzherzogs, aus Spanien, dem Lande seiner Geburt und Erziehung, welches er nie wiederzusehen bekommen sollte, schließt dieser Abschnitt. Der dortige Jugendaufenthalt mag nicht ohne bleibenden Einfluß auf Ferdinand gewesen sein.

Ohne uns hier verpflichtet zu glauben, jeden einzelnen Abschnitt besonders aufzählen zu müssen, bemerken wir nur von dem zweiten, welcher die Kaiserwahl Karls (V.) behandelt, daß auch jetzt noch Ferdinand, wenn er auch zum Statthalter seines Bruders im deutschen Reiche ernannt wurde, eine nur sehr untergeordnete Rolle spielte. Wichtiger wird seine Stellung durch die Erbtheilung mit seinem Bruder; nur daß die Urkunde selbst noch sechs Jahre geheim gehalten wurde. Davon handelt der dritte Abschnitt. Es sind hier viel ungedruckte Materialien benutzt. Wie nahe man auch diesmal wieder dem schon von Kaiser Friedrich II. gehegten Gedanken war, Oestreich ob und unter der Ens, Steiermark, Kärnthen, Krain zu einem Königreich Oestreich zu vereinigen, sieht man S. 148 u. 155; warum es aber unterblieb, vermag auch der Verf. nicht auszumitteln. Dagegen ist ein für die östreichische Specialgeschichte wichtiger Punkt die nachher blutig endende Streitigkeit der Stände des Herzogthums Niederöstreich gegen die von Maximilian für seinen Todesfall eingesetzten provisorischen Regenten. Hier liegen handschriftliche Nachrichten, besonders ein auf der Hofbibliothek aufbewahrtes eigenhändiges Tagebuch eines als Opfer seiner Widersetzlichkeit gefallenen D. Copinitz (fast das einzige Mal, wo solche handschriftliche Quellen ihrem Fundorte nach näher bezeichnet werden) zu Grunde. Auch der Erwerbung Würtembergs ist ein eigner Abschnitt gewidmet. Liest man unsern Verf. (S. 195—261) und wieder Sattler's „Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzoge" (Bd. 2) darüber, so hat man das pro und contra ziemlich beisammen. Die drei letzten Abschnitte sind überschrieben: „Anfänge der deutschen Kirchentrennung"; „Luther gegenüber der kaiserlichen Gewalt" und „Luther's Fortgang". Es kann nicht uninteressant sein, einige Urtheile des Verf. über Luther und die Reformation aus dem Context seiner Geschichte selbst zu vernehmen. S. 316: „Die speculative Vernunft könnte überhaupt das Vermögen des getheilten und eben darum selbsttheilenden und zwiespaltigen Denkens genannt werden, und wenn nicht eine höhere und lebendigere Kraft des Erkennens das Getheilt-Gedachte wiederum vereinigt und die Gegenstände in ihrem ganzen und wesentlichen Dasein erfaßt, so wird der Streit an den abgeleiteten und vereinzelten Sätzen geübt und fortgesetzt, nicht aber die wahrhaft beruhigende Auflösung gefunden werden können. In Luther hatte sich ein solches zwiespaltiges Denken mit jener speculativen Auffassung von der Unfreiheit und dem Unvermögen des menschlichen Willens zum Guten entwickelt und in der öffentlichen Streitführung Nahrung gefunden. Einwirkende Umstände dienten dazu, um den mit jenen Disputationen bezeichneten Zwiespalt zur vollen Entwickelung zu bringen und der Verneinung im Geiste Luther's selbst die entschiedene Oberhand zu verschaffen. Die schnelle Verbreitung seiner Schriften, die dadurch gewonnene Ueberzeugung, daß unzählige Zeitgenossen mit ihm in der Richtung gegen die Kirche einstimmten, und daß er in tiefgewurzelten Vorstellungen und Gefühlen der Zeit, welchen er Worte gab, die mächtigsten Bundesgenossen habe; die auftauchende Gewißheit, daß, wenn gegen ihn als Häretiker das Schwert gezogen werden sollte, bewaffneter Schutz der von ihm aufgestellten Meinung nicht fehlen werde; sein beleidigtes Selbstgefühl durch Drohungen und Entscheidungen wider ihn, und die Verstärkung dieses Selbstgefühls durch Versuche der Beschwichtigung: alles Dies diente dazu, die begonnene Kirchenspaltung schneller zur Reife zu bringen. Es kam die Vorstellung hinzu von Unverbesserlichkeit der Kirche in seinem Sinne; das steigende Vertrauen auf sich selbst und die Herrschaft über die Gemüther, die ihm zu Theil geworden war; die immer kühner eingreifenden und tiefern Kampf erregenden Behauptungen. So wich von ihm, was er früher Gehorsam, später Furchtsamkeit und Schmach nannte, und welches seinem innersten Wesen schon frühe fremd gewesen zu sein scheint." (??) Eine ähnliche Stelle findet man S. 335. Daß manches die Gegner der Reformation wirklich Gravirende wenigstens in einem mildern Lichte dargestellt wird; daß einige Ablaßscandale, z. B. die Vergebung künftiger Sünden, die Ueberflüssigkeit der Reue schon aus theologischen Gründen für unwahrscheinlich gehalten werden; daß wieder beim Ablasse vom Neide der Augustiner gegen die Dominicaner die Rede ist u. s. w. mag hier nicht besonders gerügt werden. Dagegen wird doch Luther's Bibelübersetzung ein Unternehmen genannt, durch welches er am bleibendsten und in außerordentlichem Umfang (sic) gewirkt hat, und die Erhabenheit biblischer Gedanken und Gegenstände mit edler Kraft des deutschen Ausdrucks oft glücklich vereinte (S. 399). Der erste Band schließt mit Luther's Verheirathung.

Sechs Beilagen enthalten Notizen über die hildesheimische Fehde, eine Erklärung von dem Begriff der kirchlichen Nachlässe (nach einer freilich etwas gewitzigtern und modernern Theorie), Bruchstücke aus einigen Schriften Luther's, eine Analyse des Buches an den Adel deutscher Nation, dann über die Stellung des Erasmus, dann über die Schrift König Heinrichs VIII. gegen Luther. Unter den 11 Urkunden befindet sich auch das Testament Kaiser Maximilians und mehre die schon angeführten Händel in Oestreich 1519 angehende Actenstücke.

Von dem gleichfalls vor uns liegenden zweiten Bande, der Ferdinands Geschichte bis 1527 führt und auch über die böhmische Erwerbung mehres Merkwürdige beibringt,

behalten wir uns vor, um unsere Leser nicht zu sehr zu ermüden, erst dann zu sprechen, wenn der dritte Band hinzugekommen sein wird. Auch der zweite Band hat seine Einseitigkeiten, aber auch seine unverkennbaren Verdienste, und Ref. würde überhaupt ganz falsch verstanden werden, wenn man aus seinen Worten etwa abnehmen wollte, daß gegenwärtiges Werk ohne Verdienste wäre. Wie Ignaz Schmidt bei aller seiner Vorgunst für Oestreich und bei seinem intoleranten Katholicismus doch zu den bessern Geschichtschreibern Deutschlands gerechnet werden konnte, so wird man den Verf. gegenwärtigen Werkes wegen des Fleißes seiner Forschung, sowie der Neuheit mancher Quelle und der Eigenthümlichkeit seiner Ansichten wegen gern wenigstens etwas nachsichtiger beurtheilen. Eine Wunderlichkeit und ein Uebelstand ist übrigens der ungleiche Druck des Textes, in dem einige Abschnitte beider Bände mit kleinern Notenlettern gedruckt sind. 20.

Vor- und Urgeschichte der Hellenen. Von H. G. Plaß. Leipzig, Hartmann. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es ist eine oft wiederkehrende Erscheinung, daß junge Gelehrte, besonders Schulmänner, ihre schriftstellerische Laufbahn mit Bearbeitung einer Urgeschichte oder irgend eines Gegenstandes aus dem Gebiete derselben eröffnen, um sich dadurch Ruf und Namen in der gelehrten Welt zu erwerben. Insofern dieser Zweck gebilligt werden kann, läßt sich auch gegen das zu seiner Erreichung gewählte Mittel nichts Erhebliches einwenden, denn bei welcher Arbeit ließe sich auf eine bequemere und natürlichere Weise große Belesenheit, reiche Combinationsgabe und ausgezeichneter Fleiß des Verf. darthun, als gerade in einer Urgeschichte, vorzüglich der classischen Völker, die überdem noch den Vortheil gewährt, daß, da es sich mehrentheils nur um Vermuthungen handelt, selten durch Thatsachen widerlegt werden kann. Hat aber der Schriftsteller einen höhern Beruf, soll er durch seine Werke das Gebiet des Wissens erweitern und Das, was er durch ernstes Forschen in der Wissenschaft gewonnen, zu einem Gemeingut und für das Leben anwendbar machen, so kann keine Wahl unglücklicher sein als die einer Urgeschichte zur Bearbeitung für einen Schriftsteller, der noch nicht durch eine lange Thätigkeit den erfoderlichen Gleichmuth gewonnen, ohne alles Widerstreben seinen Lieblingsmeinungen zu entsagen, sobald ihnen die nöthige Haltbarkeit fehlt, denn die Sucht, neue Bahnen zu brechen, durch originelle Ansichten zu überraschen, verlockt nur zu leicht zu Irrwegen, von denen der eifrig fortschreitende selten ohne einige Reue und Beschämung zurückkehrt.

Ueberhaupt was nutzen, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, die vielen Urgeschichten, womit die deutsche Literatur neuerdings so reichlich ausgestattet worden? Was gewinnt die Wissenschaft und das Leben dadurch, wenn auf hundert Blattseiten grundgelehrt bewiesen worden ist, daß unter gewissen Voraussetzungen, die aber Niemandem als dem Verf. einleuchten, sich eine Begebenheit auf diese oder jene Weise zugetragen haben könnte, wenn es gelänge, einige widersprechende Umstände zu beseitigen. In welche seltsame Widersprüche sind nicht selbst mehre unserer gefeierten Gelehrten durch die abenteuerlichen Bemühungen gerathen, Priestermärchen und Dichterphantasien eine historische Grundlage zu geben? Wie ist es nur möglich, auf Untersuchungen eine kostbare Zeit zu verwenden, deren Ergebniß im glücklichsten Falle die sehr bedingte Wahrscheinlichkeit des Stattfindens eines Umstandes ist, dessen entschiedenste Gewißheit sogar ohne alle Wichtigkeit sein würde? Und sind in dem größten Theil aller Urgeschichten, wenn Das davon getrennt wird, was sich als Phantasiegebilde des Verf. ausweist, wol andere Dinge enthalten als solche, deren Sein oder Nichtsein auf den Gang der Begebenheiten und Schicksale der Völker völlig einflußlos bleiben? Ref. fürchtet nicht, von seinen Lesern misverstanden und für eine engherzige Krämerseele gehalten zu werden, der die Wissenschaft nur eine melkende Kuh ist und die jede gelehrte Arbeit für zwecklos hält, bei welcher der materielle Nutzen nicht offen zu Tage liegt; im Gegentheil ist er vollkommen von der Verdienstlichkeit der Forschungen in der Urgeschichte überzeugt, nur wünscht er, daß nicht Jeder, der sich in dieses dunkle, unsichere Gebiet wagt, alles Das, was ihm dem ersten Anschein nach neu und merkwürdig erscheint, und jeden flüchtigen Gedanken sofort veröffentliche, sondern vielmehr strenge auf das Horazische nonum prematur in annum halte und sodann nicht scheue, die kritische Schere selbst recht wacker zu handhaben.

Nach dieser Eröffnung scheut Ref. sich nicht zu bekennen, daß er die Vor- und Urgeschichte des Hrn. Plaß mit einigem Misbehagen zur Hand nahm, welches durch Lesung des Vorworts keineswegs vermindert ward. Hr. P. tritt darin zwar mit großer Bescheidenheit auf, entschuldigt aber den mangelhaften Styl des Werkes, vornehmlich die darin vorhandenen Latinismen damit, daß er mehr griechische und lateinische Schriften gelesen habe als deutsche. Diese Entschuldigung klingt, gelinde gesagt, ein wenig pedantisch und erinnert an die längst verflossene Zeit, in der es bei den im Schulstaube ergrauten Philologen zur Mode gehörte, mit vornehmer Geringschätzigkeit auf die deutsche Muttersprache herabzusehen. Die Entschuldigung deutscher Stylfehler durch häufiges Lesen griechischer und römischer Classiker ist in der That so neu und seltsam, daß wir uns nur mit Mühe überzeugen können, sie sei wirklich im Ernste gemeint. Sollte Hr. P. wol mehr griechische und römische Schriftsteller gelesen haben als z. B. Böttiger und Schleiermacher? Diese dürften denn doch aber wol mit gutem Gewissen in Hinsicht ihres deutschen Styles als Muster aufgestellt werden können. Wie ward es dem Verf. nur möglich, sich auf eine so verfehlte Weise seines Umfanges classischer Belesenheit zu rühmen? Doch kommen wir auf den Inhalt des Werkes selbst.

In dem ersten Buche bemüht sich der Verf. darzuthun, daß Griechenland einst mit Kleinasien zusammengehangen habe und durch den Durchbruch des schwarzen Meeres davon getrennt worden sei. Unbestimmt ob noch vor, oder nach dieser Naturbegebenheit wurde Griechenland von Kleinasien aus bevölkert, und die Bevölkerer waren Pelasger, der Zweig eines großen in Hochasien wohnenden Urvolkes, dessen Name nicht bis auf uns gekommen ist. Von diesem ungenannten Stammvolke verbreiteten sich zwei Aeste über Europa: der thrakisch-illyrische Ast im Norden, der lelegisch-pelasgische Ast im Süden von Europa. Ein, wie uns dünkt, etwas seltsamer Beweis von der Stammverwandtschaft der Griechen mit den kleinasiatischen Völkern ist es, daß Homer in der Ilias nie eines Dolmetschers erwähnt, wenn er der Unterhandlungen zwischen den Griechen und den Kleinasiaten gedenkt. Die Sagen der Juden von der Abstammung und Ausbreitung des Menschengeschlechtes waren phönizischen Ursprungs; der Japhet des Moses und der Japetus des Diodor waren identisch, doch vermuthlich nicht Eigennamen einer Person, sondern eines Volkes, welches in Kreta seinen Sitz gehabt haben mag. Die ältesten Bewohner Griechenlands standen auf der niedrigsten Stufe geistiger Bildung, waren Höhlenbewohner und Jäger, höchstens haben sie einige rohe Anfänge des Ackerbaues gekannt; dieses währte bis 1700 vor Chr. Geburt. Im vierten Capitel wird stark gegen Diejenigen polemisirt, die sich gegen das Einwirken des Morgenlandes auf die Civilisirung der ältesten Bewohner Griechenlands erklärt haben, und namentlich wird von Ottfried Müller gesagt, er habe über die hellenische Geschichte ein Gebäude aufgeführt, welches zwar des Trefflichen Vieles enthält, aber so schroff am Rande des Abgrundes steht und einen so überwiegenden Hang nach demselben bekommen hat, daß es werde abgebrochen werden müssen, um Materialien zu einem neuen Bau zu geben. Das zweite Buch, von

1700—1300 vor Chr., hat die Geschichte der Civilisirung der Ureinwohner Griechenlands zum Gegenstande. Das erste Capitel macht die vorzüglich günstige Lage Griechenlands für das Einwirken der Fremden anschaulich und zeigt, daß in der frühesten Zeit nur die Phönizier auf die Civilisirung Griechenlands einwirken konnten. Das Wie durch Einführung des Bergbaues, des Webens, des Land- und Wasserbaues, der Buchstabenschrift, des Wein- und Getreidebaues, der bürgerlichen Vereine &c. und das Wo auf Rhodos, Kreta, den Cykladen und der Südostküste des griechischen Festlandes, das ist im zweiten Capitel dargethan. Offenbar geht der Verf. zu weit, wenn er behauptet, daß die Bewohner Griechenlands vor ihrer Bekanntschaft mit den Phöniziern so völlig rohe Naturmenschen gewesen sind, daß ihnen selbst die einfachsten Kenntnisse, die den Menschen über das Thier erheben, als der Gebrauch des Feuers, der Wohnungen u. s. w. gemangelt haben; dann daß die Phönizier ausschließlich durch ihren Handel die Civilisirung Griechenlands bewirkt haben. Waren die Pelasger wirklich die Urbewohner Griechenlands und Zweig eines in Hochasien wohnenden großen Stammvolkes, so konnten sie, so nahe der Wiege aller menschlichen Cultur entsprossen, unmöglich bei ihrem Einwandern in Griechenland auf einer so niedrigen Culturstufe stehen, als der Verf., den ältern Geschichtschreibern folgend, annimmt; und wären sie wirklich noch so roh gewesen, als die Phönizier sie kennen lernten, so hätten schwerlich die phönizischen Handelsverbindungen sie so schnell auf der Bahn der Gesittigung weiter gebracht, als Hr. P. versichert. Der Handel wirkt zwar mit zur Vollendung der Cultur, doch nie bei ganz rohen Völkern, wie wir an den Eingeborenen Nordamerikas und Afrikas sehen. Im dritten Capitel ist die weitere Civilisirung der Griechen durch die Kureten und der Befreiungskampf der Letztern gegen die Phönizier erörtert, und dann sind ihre Niederlassungen zu Elis, Euböa, Aetolien, Lakonien und Delphi nachgewiesen. In Hinsicht der Mythen vom Zeus auf Kreta stimmt Hr. P. mit Böttiger's Behauptung, der ihn in der „Amalthea" (s. B. 1, S. 12 u. 13) für einen kuretischen Häuptling erklärt, überein, vindicirt aber diese Ansicht als Resultat eigner Untersuchungen, zu welchen er früher schon gelangt sei, doch habe er gezagt und gezweifelt aus Furcht, daß kein anderer diese Meinung mit ihm theile, und daß sie darum wol falsch sein möchte. Was damit gesagt sein soll, gesteht Ref. nicht begreifen zu können und überläßt es dem Scharfsinne der Leser zu enträthseln. Das vierte Capitel berichtet die Vollendung der Civilisirung Griechenlands durch die Hellenen, beschäftigt sich mit Auflösung der Frage: wer die Hellenen eigentlich waren, und weist ihre Ausbreitung außerhalb ihres Ursitzes Hämonien nach. Die Hellenen hatten nach des Verf. Ansicht zwei Bestandtheile, nämlich die ursprünglich in Hämonien wohnende Volksmasse und dann die aus Kreta eingewanderte kriegerische Adelskaste, die das Urvolk unterjochte. Ohne Kureten und Phönizier ist überall bei dem Verf. kein Heil! Deukalion war auch ein solcher kuretischer Häuptling; die Menschen aber, die aus den von ihm und seiner Gattin Pyrrha rückwärts geworfenen Steinen entstanden sind, bedeuten das Völkchen, welches er um sich sammelte, denn in der Gestaltung der Sage liegt ein Spiel mit den Worten *Λᾶς* und *Λαός*, d. i. das Volk. Die Existenz des Xutus, als Sohn des Hellenen Achäus, und der Jon wird bestritten, doch zugegeben, daß ein späterer Hellene so geheißen haben kann, der bei den Joniern Aufnahme fand, weshalb vielleicht sein Sohn den aus Jaon zusammengezogenen Namen erhielt; auf keinen Fall kann erst nach ihm der alte und weit verbreitete Stamm der Jonier benannt sein. Das dritte Buch umfaßt die Specialgeschichte der bis zum Jahre 1300 gestifteten Staaten, das vierte Buch die Geschichte der Heroenzeit von 1300 bis zum Jahre 1100 v. Chr., wovon der Verf. eine Erklärung gibt, die wir als eine Probe seiner Darstellungsweise hier mittheilen. Er sagt: „Wenn ein Volk, ohne die aus dem rohern Naturzustande ererbte Körperstärke verloren zu haben, auch zu einem freilich noch geringern, doch schon den bessern Gebrauch der Körperkraft lehrenden Grade von Geistesbildung gekommen ist, wenn es dazu als ein besonderes und selbständigeres Volk aus einem größern Ganzen hervorgetreten ist, wenn es aber dessenungeachtet der Hindernisse noch gar viele, der Gefahren gar manche sieht, welche einen Rückfall in den ihm jetzt unleidlichen alten Zustand drohen, dann tritt nach den Zeugnissen der Geschichte aller Zeiten und Länder eine Periode ein, worin dieses Volk oder seine nicht blos der Geburt nach, sondern im wahren Sinne des Wortes Edeln im freudigen Gefühle der Stärke zu Thatenlust erwachen. Im kühnen, oft thöricht unbesonnenen Muthe stürmen sie jetzt wetteifernd auf Alles ein, was ihrer Entwickelung Schranken setzen will; einmal daran gewöhnt, suchen sie bald Kämpfe und Abenteuer auf, die nicht mehr von selbst ihnen aufstoßen, bis endlich bedächtigere und reifere Ueberlegung nachfolgt, und auf friedlichem Wege bewerkstelligt wird, was durch Toben auch nicht länger zu erreichen ist. Das hat man die Heroen- oder Heldenzeit genannt, weil doch ja bei den Meisten die Entwickelung und das brausende Wesen noch roherer Kräfte am meisten Aufsehen und Bewunderung erregt; manch Anderer wird wol mit mir wegen der Wahl der Benennung über die drollige Verkehrtheit der Menschen lachen." Aus dieser kleinen Probe wird erhellen, daß die Lecture dieses Werkes nicht eben zu den besonders anziehenden gehöre. Die Geschichte der beiden Heroen Bellerophon und Perseus fehlt, weil sie eine andere Begrenzung des Heroenzeitalters nothwendig gemacht haben würde, denn die Entschuldigung, daß der Schauplatz ihrer Thaten zum Theil außerhalb Griechenland lag, ist wol so gut als gar keine. Im fünften Buche ist die Specialgeschichte der griechischen Staaten bis zum Jahre 1100 vor Chr. und im sechsten Buche die Völkerwanderung vor und nach dem Jahre 1100 abgehandelt. Als Anhang folgen noch die Geschlechtstafeln der herrschenden Häuser und ein alphabetisches Register, doch beide nach des Verf. Ansichten, die von den gewöhnlichen ziemlich oft abweichend, daher auch nicht sonderlich bequem im Gebrauche sind, geordnet. Allerdings ist dem Verf. eine große Belesenheit über den von ihm bearbeiteten Gegenstand nicht abzusprechen, auch fehlt es seinem Werke nicht an glücklichen Combinationen und Folgerungen, doch seine Neigung zum Polemisiren und die Sucht, durch neue Meinungen ältere, allgemein geltend gewordene zu verdrängen, verlockt ihn oft auf Irrwege und veranlaßt ihn zu weitschweifigen Digressionen, in welchen er mit großem Wortaufwande Dinge beweist, die ohnehin Niemand bezweifelt, oder sich in Untersuchungen über Gegenstände einläßt, die nicht nur an und für sich unbedeutend, sondern auch aus Mangel an historischen Beweisen jeder nähern Erörterung unfähig sind. 94.

Literarische Nachrichten.

Sir Richard Phillipps kündigt an, daß er nach vieljährigen Vorarbeiten ein Werk herauszugeben im Begriff ist, welches unter dem Titel: „A million of facts" (Eine Million Thatsachen) Nachweisungen über Alles enthalten soll, was ein Gegenstand der Forschung oder der Wißbegierde sein könnte.

James Brown gibt eine Geschichte des Hochlandes und der hochländischen Clans heraus.

Für die Geschichte der englischen Liturgie finden sich interessante Notizen in: „Origines liturgicae, or antiquities of the english ritual, and a dissertation on primitive liturgies", von W. Palmer, das 1832 in zwei Octavbänden in Oxford erschien. Der Verf. hat es sich besonders auch zur Aufgabe gemacht, die englische Agende (Prayer-book), die im Laufe mehrer Jahrhunderte ihre jetzige Gestalt erhielt, aus den alten lateinischen und griechischen Ritualen zu erläutern. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 148. — 27. Mai 1832.

Antäus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache, herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, Nauck. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Erfahrung und Speculation haben von jeher in einer Art Ehe gelebt, und zwar oft in einer schlechten, wobei alsdann ein schiedsrichterliches Urtheil nöthig geworden, welches die Philosophie sprechen sollen, und sich den Vorwurf der Parteilichkeit zugezogen. Eine höhere Instanz eigentlich, als die Philosophie selber, müßte die Gültigkeit dieses Vorwurfs ausmitteln, sie ist aber nicht zu finden gewesen, und so hat das eheliche Verhältniß mit seinen Unbequemlichkeiten fortgedauert. Freiwillige Trennung beider Theile war beiden Theilen nicht genehm, indem sie nach einander sich sehnten, das eheliche Leben wieder begannen und mit ihm die ehelichen Streitigkeiten. Der Mensch nimmt Gegenstände wahr mit seinen Sinnen, er denkt Begriffe, und sowol durch jenes Wahrnehmen als durch dieses Denken strebt er nach Erkenntniß; liegt aber die Wurzel derselben und deren Wahrheit in jenem oder diesem? Welches von beiden hat den Primat oder die Herrschaft, um Irriges zu vermeiden und mit voller Sicherheit einen festen Wissensinhalt sich zu verschaffen? Die verschiedenen Wissenschaften halten hierüber früher oder später Anfrage bei der Philosophie, und diese zerfällt mit ihren Aussprüchen in sich selbst. Kant unternahm seiner Zeit eine kritische, d. h. schiedsrichterliche Untersuchung der Sache, und beginnt seine „Kritik der reinen Vernunft" mit den Worten: „Daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnißvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und theils von selbst Vorstellungen bewirken, theils unsere Verstandesthätigkeit in Bewegung bringen, diese zu vergleichen, sie zu verknüpfen oder zu trennen, und so den rohen Stoff sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntniß der Gegenstände zu verarbeiten, die Erfahrung heißt? Wenn aber gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Denn es könnte wol sein, daß selbst unsere Erfahrungserkenntniß ein Zusammengesetztes aus Dem sei, was wir durch Eindrücke empfangen, und Dem, was unser eignes Erkenntnißvermögen aus sich selbst hergibt, welchen Zusatz wir von jenem Grundstoffe nicht eher unterscheiden, als bis lange Uebung uns darauf aufmerksam und zur Absonderung derselben geschickt gemacht hat." Späterhin hat man diesen Ausspruch für die Erfahrung zu günstig und die Rechte der Speculation zu sehr beschränkend angesehen, daher die letztere auf alle Weise zu heben gesucht, und es ist dadurch neuerdings daraus die Ansicht entstanden, die sinnlichen Gegenstände, als Grundlage der Erfahrung, wüchsen selber aus speculativen Begriffen vermittelst deren Selbstbewegung hervor; aus dem speculativen Begriffe des objectiven Seins im Uebergange zu seinem Andern entspringe das Werden, und aus diesem die Welt mit dem Menschen darin, sodaß alles Daseiende nur ein Ausdruck sei von Begriffen, welche das Wesen desselben ausmachen, und wovon die Auffassung im subjectiven Denken eben wahre Speculation und wahre Erkenntniß begründe. Sagte Kant, alle unsere Erkenntniß hebe mit der Erfahrung an, so heißt es nunmehr, sie hebt an mit der Speculation und ist sonst gar keine; die Begriffe sind nicht Kinder der Sachen, sondern die Sachen sind Kinder der Begriffe.

Unser Verf. nun entscheidet für die Seite der Erfahrung in noch stärkerm Maße wie Kant, und führt daher Krieg mit der Speculation, nicht etwa blos der neuesten, sondern aller frühern, welche sich geltend machen wollen und von der neuern auf die Spitze getrieben sei. Er gesteht sich, Opposition der Art ist schon da gewesen, z. B. Praxis gegen Theorie, wodurch die Lebendigkeit des Lebens im Gegensatz der Schule repräsentirt wird; Vertheidigung einzelner Wissenschaften, welche doch des Philosophischen bedürftig sind, wobei der Krieg nicht auf das Gebiet der Philosophie selbst verfolgt werden kann, was ja geschehen muß. Ueber deutsche Philosophie herrschen zwei entgegengesetzte Ansichten: die eine möchte zu ihr hinan, die andere glaubt sich darüber hinaus; jene klagt über Anarchie, diese erfreut sich der tüchtigen Strebekräfte. Ueber die Meister hinaus schreiten fort die Schüler. Der Verf. will etwas Radicales liefern, die Wege verfolgen, wie das sogenannte Denken, als etwas Gegebenes, zu solcher Höhe und Beschaffenheit herangewachsen ist. Die Sprache wird dabei ins Auge gefaßt, von deren Entwickelung das Denken abhänge und deren Gewicht man

bisher zu sehr vernachlässigte. Hierdurch scheint ihm der Faden durch ein Labyrinth tausendjähriger Verirrungen gegeben, und die neuesten philosophischen Systeme zeigen sich als eine geistreiche Consequenz, als eine Ausbildung von Momenten und Ansichten, welche so alt sind als die Geschichte der Philosophie.

Man sieht, die Aufgabe des Verf. ist keine geringe, sondern die große der Correctur der Philosophie in ihren speculativen Misgriffen und Verirrungen, und er ist mit Kenntnissen und Scharfsinn für diesen Zweck ausgerüstet. Aber o Himmel! die Correctur speculativer Philosophie ist kein Menschenwerk und selbst von größern Büchern als dem vorliegenden von 467 Seiten nie zu hoffen. Zudem bringt die Form des Briefwechsels, welche der Verf. gewählt, einige Umständlichkeiten und zufällige Abschweifungen, welche an sich vielleicht dem Leser nicht unwillkommen sind, aber gegen eine tapfere Speculation nichts ausrichten, die, wenn man ja ihre mögliche Bezwingung voraussetzt, nur in Paragraphen bezwungen werden kann. Darum scheint auch der Freund, welcher für die Speculation streitet, von den Gegengründen des Verfs. zu leicht ins Schwanken gebracht, und Ref. ist vollkommen überzeugt, daß bei allen Lesern, welche jenem Freunde gleichen, diese Gründe gar nichts an ihrer Denkweise verändern. Schon Faust sagte:

> Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
> Mit Worten ein System bereiten;

— was unser Verf. wol auch meint und die Abstracta (Begriffe) dienstbare Geister nennt, bei denen nur das Wort fehle, sie zu bannen —; dennoch ist die Wortweisheit und speculative Begriffserkenntniß in der Welt geblieben, kein Bannwort ward gefunden, und die neuere Philosophie macht ja die ganze Welt selber zur speculativen Dialektik einer ursprünglichen Selbstbewegung der Begriffe, welche sonach nicht dienstbare Geister sind, sondern vielmehr die herrschenden Aeonen oder Werdewurzeln, denen sich das subjective Denken des Philosophen zu unterwerfen hat, da sie dessen Wahrheit ausmachen.

Unsere Leser, wenn sie nicht in speculativen Hörsälen näher mit der Angelegenheit vertraut wurden und dann Alles besser wissen als wir, möchten schwerlich geneigt sein, den ganzen Verlauf des Briefwechsels sich vorerzählen zu lassen, und Ref. will ihnen deswegen hier nur Weniges zur Probe mittheilen, damit sie doch etwas haben und einen Begriff vom Buch gewinnen, der sich in ihnen weiterbewegen oder in Ruhestand versetzt werden kann.

Der junge, von dem ältern Verf. zu belehrende Freund ist nach Berlin gekommen und hört die Vorträge des verstorbenen Hegel; er wird davon entzückt und es geht ihm eine neue Welt auf. Die Behandlung der Geschichte, die Religionserkenntniß, welche Philosophie und Religion als Eins in der dreieinigen Existenz und Offenbarung Gottes nachweist, und daß die Philosophie wie alles Werdende und Wachsende mit dem Nichtigen und Leeren anzufangen habe, um zu erfülltern, lebendigern, concretern Gestalten fortzugehen, gewähren ihm freudige Ueberraschung. — Der Verf. entgegnet: er finde die Aufwallung sehr begreiflich, die Jugend sei ihrer Natur nach immer zur speculativen und selbst mystischen Auffassung geneigt und offen, dem Selbstgefühl junger Gemüther und ihrem Eigendünkel sei es willkommen, ohne lebenslängliche Studien nöthig zu haben, von obenher über die Leistungen der Gelehrten aus allen Fächern abzuurtheilen. Das Wort Tiefe übe eine magische Kraft, und daß die Gegenwart der Vergangenheit so weit voraus sei. Man solle doch zuvor über den wahren Sinn der abstracten Ausdrücke, der Gattungsnamen, über ihren Gebrauch und ihre Geltung nachdenken; Mystik sei nichts Anderes als die Zuversicht, man könne auf geheime und unmittelbare Weise mit Formeln von innen heraus hinter alle Gesetze der Natur kommen, das Abracadabra und die „Einheit im Unterschied" wären Synonyma.

(Der Beschluß folgt.)

Ernst Münch's Denkwürdigkeiten. I. Abgenöthigtes Wort der Zeit (?) wider Anschuldigungen des Parteigeistes.*)

Man könnte sich billigerweise darüber wundern, daß die bei unsern Nachbarn zur Mode, zur Sucht ausgeartete Gewohnheit, Denkwürdigkeiten (Mémoires) bekanntzumachen, nicht schon längst auch bei uns nachgeahmt worden, wenn nicht — wir könnten in mancher Hinsicht sagen: glücklicherweise — die Zahl Derjenigen, die wirklich etwas Erkleckliches erlebt oder gewirkt haben, bei uns so sehr viel geringer wäre als in Frankreich, und wenn nicht die ganze Stellung und der Charakter der Wenigen, deren Leben Stoff zu Denkwürdigkeiten darbietet, der Bekanntmachung derselben so entschieden ungünstig wäre. Bei uns bilden die Staatsmänner, sogar bis zu den untern Graden hinab, noch immer eine Art von geheimer Verbrüderung, die sich mit einem gewissen Nimbus von Wichtigkeit zu umgeben weiß, und wir können es ihnen in der That nicht verargen, daß sie wenigstens nicht mit eignen Händen den Schleier zu zerreißen gedenken, der dem Sturme der Zeit ohnehin auf die Länge schwerlich widerstehen wird. Ein Anderes ist es in Frankreich, wo auch dieses Heiligthum längst der profanen Menge preisgegeben ist. Unter solchen Umständen aber war zu fürchten, daß, wenn die Seuche der Denkwürdigkeiten einmal bei uns einreißen sollte, gerade Diejenigen davon befallen werden möchten, deren Leben ihr am wenigsten Stoff und Nahrung bieten kann; sodaß wir in Gefahr sein dürften, da anzufangen, wo die Franzosen aufhören, bei den Hefen und Trebern. Diese Besorgniß scheint sich durch die vorliegenden Denkwürdigkeiten von Ernst Münch zu bestätigen. Der Verf. ist, uns wenigstens, nur als Schriftsteller von wahrhaft stupender Fruchtbarkeit bekannt, und wir wollen aus denjenigen seiner Werke, die wir kennen (z. B. über die Cortes von Spanien und Portugal), nicht auf gleiche Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit der übrigen, die wir nicht kennen, schließen, sondern das Beste davon denken. Fragen wir aber, welchen irgend bedeutenden Antheil er an irgend einem bedeutenden Ereignisse seiner Zeit gehabt, so gibt uns die Geschichte unserer Zeit, so weit sie uns bekannt, nicht den geringsten Aufschluß. Wir müssen daher voraussetzen, daß der Verf. des süßen Bewußtseins lebt, auf irgend eine geheimnißvolle Weise, vielleicht durch seine zahlreichen politischen Gelegenheitsschriften, auf den Gang der Ereignisse eingewirkt zu haben; und dann müßte er sich mit Hrn. de Pradt, der ähnliche Ansprüche macht, darüber verständigen, welcher Antheil des Ruhms oder der Verantwortlichkeit einem Jeden von ihnen gebührt. Sind wir aber auch gern geneigt, in dieser Hin-

*) Vgl. den Bericht eines andern Mitarbeiters in Nr. 130 u. 131 d. Bl. D. Red.

sicht unsern Landsmann nach seinen eignen Wünschen zu begünstigen, so sehen wir doch immer nicht ein, wie eine solche blos schriftstellerische Wirksamkeit, hätte sie auch noch so gewaltig in die Schicksale der Zeit eingegriffen, einen sehr geeigneten und reichen Stoff für Denkwürdigkeiten darbieten kann; und die Biographie seines Freundes Rotteck hat uns bewiesen, daß alles Talent und aller gute Wille des Verf. nicht hinreicht, die Schwierigkeiten eines solchen Stoffes zu überwinden. Aber, wird man uns einwenden, abgesehen von der politischen Wirksamkeit des Verf. können seine persönlichen Schicksale, kann seine ganze Persönlichkeit einen hinreichend interessanten und der Bekanntmachung würdigen Stoff darbieten. Wir geben diese Möglichkeit im Allgemeinen gern zu, doch sehen wir in dem Lebenslauf des Verf., so weit er uns durch die von ihm selbst gezeichneten Umrisse bekannt ist, keinen hinreichenden Grund dafür, daß gerade er bei uns den Reigen der Memoirenschreiber eröffne; denn wir finden in der That nicht, daß ihm gerade mehr und Absonderlicheres passirt wäre als hundert andern deutschen Literaten. Was aber seine Persönlichkeit betrifft, so ist uns selbige durchaus nicht bekannt; doch müssen wir eben daraus, daß er sich unter solchen Umständen zur Herausgabe von Denkwürdigkeiten entschließt, voraussetzen, daß dieselbe für einen sehr großen Theil des Publicums ein sehr überwiegendes Interesse habe und daß die dringendsten, vielfältigsten Auffoderungen den Verf. bewogen haben, seiner Bescheidenheit eine solche Gewalt anzuthun, die auch uns und Andern, die sich so unbescheidene Auffoderungen nicht vorzuwerfen haben, das Vergnügen einer nähern Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit zu verschaffen verspricht. Wir hoffen, daß diese auch in unsern Augen die Herausgabe dieser Denkwürdigkeiten, trotz der gänzlichen Abwesenheit bedeutender öffentlicher Wirksamkeit oder interessanter persönlicher Schicksale, vollkommen rechtfertigen werde. Was aber das vorliegende erste Heft betrifft, so soll es, nach der Absicht des Verf., die sich schon auf dem besondern Titel ausspricht, noch den speciellen und vorläufigen Zweck erfüllen, die Anschuldigungen, welche in der letzten Zeit von den Feinden und Neidern des Verf. gegen ihn erhoben sind, zu widerlegen. Da wir dem Verf. auf Treu und Glauben die dringende Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Bekanntmachung seiner Denkwürdigkeiten zugegeben haben, so können wir ihm unmöglich abstreiten, daß er auch durch eine solche Rechtfertigung nur einem dringenden Bedürfnisse der Zeit, einem unabweislichen Andringen des Publicums entgegenkomme.

Uns sind die Beschuldigungen gegen den Verf. nur im Allgemeinen bekannt, und scheinen uns darauf hinauszulaufen, daß er die Fahnen des Liberalismus um äußerer Vortheile willen verlassen habe und ins feindliche Lager übergegangen sei, und zwar mit Waffen und Bagage. In dieser Hinsicht aber bedurfte der Verf. in unsern Augen in der That keiner eigentlichen Rechtfertigung; da, so lange wir wenigstens seine politischen Ansichten aus seinen Flugschriften und Zeitungsartikeln kennen, uns diese immer als wesentlich doctrinair, oder, wie wir uns jetzt wol ausdrücken können, nach dem juste milieu hinneigend erschienen sind. Wie sich das juste milieu zum Liberalismus verhält, haben wir hier keinen Beruf zu untersuchen, allein kein Mensch wird leugnen, daß beide lange in einem Lager gehaust haben, und wenn sie sich jetzt feindlich gegenüberstehen, so folgt daraus noch nicht, daß der eine Theil ein Recht habe, den andern als Ueberläufer zu betrachten und des Abfalls zu beschuldigen. Die Sache ist in Frankreich ganz einfach die, daß die Doctrinairs, das juste milieu, mit Hülfe aller andern Nuancen des Liberalismus, das feindliche Lager oder vielmehr die vom Feinde besetzte Hauptstadt erobert haben; und da sie, nachdem sie zuerst eingedrungen sind und an den von den Feinden verlassenen, wohlbesetzten Tafeln Platz genommen haben, finden, daß die Feste nicht so geräumig ist als das Lager, das Leben darin aber sehr viel behaglicher, so haben sie weislich ihren Verbündeten die Thore vor der Nase zugeschlagen, ehe diese nachdringen konnten, und werden nur von jenen belagert, sowie sie bisher einen gemeinschaftlichen Feind belagert hatten. Dies ist der einfache Verlauf der Sache, wenigstens in Frankreich. Aber auch in manchen andern Ländern hat, wenn auch weniger gewaltsam, weniger entschieden, weniger auffallend, Aehnliches stattgefunden. Ist auch die Festung nicht erobert worden, so hat doch die bisherige Besatzung durch mancherlei ausdrückliche oder stillschweigende Concessionen, und noch mehr durch einige vielversprechende und zu Wenigem verpflichtende Demonstrationen, einem Theil der Belagerten und zwar natürlicherweise dem gemäßigtsten (wie er sich selbst nennt), eine Annäherung so sehr erleichtert, daß er sich eines schönen Morgens innerhalb der Festung befand, ohne selber recht zu wissen wie. Da es ihm aber jedenfalls darin nicht übel behagt, so ist ebenso natürlich, daß er der Vorwürfe und Auffoderungen Derjenigen, für die die Zugbrücke noch nicht tief genug heruntergelassen ward, wenig achtet, sondern nur daran denkt, sich in der errungenen Stellung festzusetzen. So, war bisher unsere Ansicht, ist es mit hundert Andern auch dem Verf. gegangen, und wir dachten, wenn wir überhaupt durch ihn selbst an ihn erinnert wurden, weder schlimmer noch besser von ihm, wie von hundert Andern und wie bisher von ihm selbst. Ob und inwiefern auch von seiner Seite Concessionen gemacht worden, kümmerte uns um so weniger, da wir diese Art von Ansicht und Ueberzeugung hinreichend kennen, um zu wissen, daß sie elastisch und schwankend genug ist, um einem gewandten Geiste und nicht geradezu Catonischen Gewissen es möglich zu machen, ohne gewaltsames Zerren oder Zerreißen sich allmälig von einem Extrem ihres Gebiets zum andern, von dem linken nach dem rechten Centrum zu bewegen. Als der Verf. anfing eine Hauptstimme in den belgisch-holländischen Angelegenheiten vernehmen zu lassen, fiel uns mit jedem Unbefangenen auf, daß er die Sünden und Fehler der belgischen Opposition ebenso sehr zu übertreiben als die Sünden und Fehler der holländischen Regierung zu beschönigen, zu rechtfertigen oder gar mit Stillschweigen zu übergehen wisse. Wäre er ein Holländer, so hätten wir gegen dieses sein Auftreten in dieser Sache gar nichts einzuwenden gehabt; insofern er ein von der Regierung besoldeter Fremder war, freuten wir uns blos über diesen neuen Beweis der Vielseitigkeit und Dehnbarkeit des juste milieu und der Abgeschmacktheit der abgedroschenen Parteibenennungen unserer Zeit. Wir dachten höchstens: der Verf. hat lange genug das eine Ende seines politischen Glaubens als Ruder gebraucht, um gegen den widrigen Wind der Zeit anzustreben. Der Wind hat sich beträchtlich zu seinen Gunsten geändert, oder er ist in eine günstigere Strömung gerathen, die ihn einem wohnlichen Ufer nahe führte, er ist ermattet, des unersprießlichen Kampfes müde und benutzt im rechten Augenblicke das andere Ende seines Stabes, um sich an einem Baume anzuhaken und ans Ufer zu steigen, und die Jahre des weisen Sancho Pansa zu praktisiren: „quien á buen arbol se arrima, buena sombra le cobija". Wir sahen voraus, daß, da er nun eine Gewalt gefunden, der er sich anschließen konnte, oder da die Zeit den Charakter, die Grundsätze der Gewalt so modificirt hatte, daß er ohne gewaltsame Anstrengung eine Seite seiner eignen Ansichten ihr zuwenden konnte, er sich fortan an der Gewalt festhalten und nicht um dieser oder jener untergeordneten Divergenzen und Skrupel willen die andere Hälfte seines Lebens in den Bedrängnissen einer fruchtlosen Opposition verzehren werde. Alles das war zu entschuldigen in einer Zeit, wo von allen Seiten Recht und Unrecht sich so die Wage hält, so kreuzt und verschlingt, daß fast jede Seite, jede Partei, jede Ansicht ungefähr gleich viel für und gegen sich hat. Allein da ein solcher Augenblick in dem Leben eines public character, wenn auch keineswegs unbedingt verdammlich, doch immer etwas Zweideutiges, Schwankendes hat, da immer eine Epoche eintreten muß, in welcher ein solcher sich in einer falschen Stellung befindet, so thut er jedenfalls besser, schweigend das Ende dieser Uebergangsepoche abzuwarten, oder er darf sich nicht wundern, wenn seine Worte und Handlungen von dem Fluche getroffen werden, der nun einmal von jeder falschen Stellung unzertrennlich ist. Sei es Eitelkeit oder andere Gründe, der Verf. hat weniger wie je in dieser letzten Zeit seiner publicistischen Feder Einhalt thun können, und

die Folge war, daß er als unbedingter Verfechter der Gewalt, der er sich angeschlossen, zweideutig und unredlich erscheint, da sie doch unmöglich weder nach seinem eignen noch nach irgend einem andern Maßstab unbedingt zu rechtfertigen ist, während er stillschweigend mit allen billigen Vorbehalten das Aufhören seiner Opposition hätte rechtfertigen können. Konnte und wollte der Verf. aber nicht stillschweigen, so hätte er wenigstens die unvermeidlichen Folgen seines Benehmens stillschweigend tragen und nicht versuchen sollen, außer der Gewalt, deren Dienst er sich geweiht hat, auch sich selbst unbedingt zu rechtfertigen. Wir wüßten in der That kaum einen Fall, auf den das: qui s'excuse, s'accuse, so sehr seine Anwendung fände, als dieser. Ueber die belgischen Angelegenheiten noch ein Wort zu verlieren, wäre besonders ganz überflüssig. Der Verf. wird keinen Unbefangenen überzeugen, daß seine Ansichten und seine Berichte unparteiisch und wahrhaft waren, und Alles, was er erwarten kann, ist, daß man ihn keiner absichtlichen, eigennützigen Parteilichkeit, keiner Lüge, sondern eines Irrthums beschuldige. Daß der Verf. aber nicht unbefangen in dieser Sache urtheilt, zeigt er auch in dieser Rechtfertigung fast auf jeder Seite. Daß in den Beschuldigungen und Angriffen, denen er von Seiten der belgischen Opposition ausgesetzt war, und die dann zum Theil auch in Deutschland wiederholt worden sind, ein hoher Grad von Leidenschaftlichkeit, Uebertreibung und Entstellung, ja offenbare Unwahrheit herrscht, stellen wir gar nicht in Abrede; nur begreifen wir nicht, wie der Verf. sich darüber wundern oder beklagen kann. Er, der als Fremder in ein durch politische Parteiungen im höchsten Grade aufgeregtes Land kommt, tritt gleich von vorn herein nicht blos entschieden feindselig gegen die beiden Parteien auf, aus denen die Opposition und in ihr die herrschende öffentliche Meinung besteht, sondern zeigt gegen das ganze Volk die entschiedenste, unbilligste Verachtung, die entschiedenste Parteilichkeit für die, dieser öffentlichen Meinung verhaßte Regierung, und er beklagt sich, daß er Haß und Verfolgung in aller Bitterkeit politischer Aufregung geerntet! Wir unsererseits halten die Parteilichkeit des Verf. für sehr aufrichtig, da aus allen seinen Aeußerungen hervorgeht, daß es für ihn hinreicht, daß eine Regierung aufgeklärt im Sinne des Rationalismus und liberal im Sinne des juste milieu sei (wär' es auch nach der äußersten Rechten des Centrums hin), um sie für infallibel zu halten; und er wird es schwerlich begreifen, daß man weder Belgier, noch Katholik, noch Ultramontaner, noch Pietist, noch Mystiker zu sein braucht, um z. B. die Leitung des öffentlichen Unterrichts in dem Sinne, wie er ihn den Belgiern aufgedrängt wissen will, für ein großes Unheil zu halten, ja nächst der Leitung desselben durch die Jesuiten für das größte, was ein Volk treffen kann.

Kann die Rechtfertigung des Verf. nichts an unserer Ansicht über sein Auftreten in der belgischen Sache ändern, so gibt sie uns dagegen neue Aufschlüsse über sein Verhältniß zu der polnischen Sache, die wahrhaftig nicht geeignet sind, die Beschuldigungen seiner Feinde zu entkräften. Man wirft ihm vor, nicht nur nicht für, sondern sogar gegen die Polen geschrieben oder doch sich mit unlöblichen Cautelen von „Zwars" und „Abers" verwahrt zu haben. Wie vertheidigt sich nun der Verf. dagegen? Erstlich leugnet er halbwegs die Sache selbst, glaubt sich aber dennoch deshalb rechtfertigen zu müssen und gesteht sie ein, indem er sagt: „Jeder billige Mensch, welcher meine Lage zu würdigen versteht, wird kein Mehres von mir verlangt haben können, als ich damals schrieb." Wer hat denn überhaupt etwas von ihm verlangt? vanitas vanitatum! „Ich konnte das Princip des Aufstandes der Polen nicht verfechten in dem Augenblicke, wo ich den Aufstand der Belgier verdammte, der sich jenem, trotz seiner Unsauberkeit und Gemeinheit, als Bruder aufdrängen wollte." Aus des Verf. einseitiger, parteiischer Ansicht des belgischen Aufstandes, der, wie er sich auch entwickelt haben mag, was sich auch für unreinere Elemente dazu gesellt haben mögen, wesentlich aus demselben Grundsatze hervorging wie der polnische, mußte nothwendigerweise hervorgehen, daß er auch den polnischen Aufstand verdammte. Beide waren eine Protestation gegen den Völkerschacher des wiener Congresses und so vieler vorhergehenden Verträge; und es ist lächerlich, den Belgiern eine Nationalität abzuleugnen, die man uns Deutschen, den Italienern, den Polen doch zugesteht. Schon daraus, daß weder Holländer, noch Franzosen, noch Deutsche die Belgier als Brüder anerkennen wollen und können, geht hervor, daß sie etwas für sich sind. Ihre Fehler und Unarten, wären sie auch so groß, wie der Verf. sie übertrieben und entstellt hat, haben mit dieser Frage gar nichts zu thun, und unreine Elemente mischen sich unausweichlich in jede große Bewegung der Zeit. In der That, wenn der Verf. die polnische Revolution von seiner falschen Stellung aus nicht verdammt hätte, so hätten wir gesagt: er spricht gegen seine Ueberzeugung, um es mit den Liberalen nicht zu verderben. Der Verf. aber sagt: „Ich konnte nicht, kaum funfzig Schritt von der Schwester des Autokraten hausend, das politische Glaubensbekenntniß Derjenigen in die Wolken erheben, welche das Haus Romanzoff vom polnischen Thron ausschlossen." Der Verf. gesteht also auf die naivste Weise ein, daß die Nähe dieser hohen Herrschaften auf seine Aeußerungen über die wichtigsten Interessen der Zeit einen entschiedenen Einfluß übte, wie kann er sich denn wundern oder beklagen, wenn seine Gegner weiter schließen und fragen: Wie sollen wir denn glauben, daß Du über die so viel näher liegenden belgischen Angelegenheiten damals Deine aufrichtige Meinung sagtest? Wie sollen wir glauben, daß Du jetzt, so und so viel Schritte von andern hohen Herrschaften hausend, über unsere deutschen Angelegenheiten Deine aufrichtige Meinung sagst und nicht vielmehr auch den Mantel nach dem Winde hängst, der von dorther weht? Wenn der Verf. aber schließt: „Hätte ich den Polen mit meiner Person helfen können, so würde ich dieselbe mit meiner Familie gern zum Opfer gebracht haben. Nicht serviler Grundsätze willen irrte ich, der theuern Freunde und der süßesten Verhältnisse beraubt, am unpoetischen Strande der Dünen umher und vertraute mein tiefes schmerzliches Heimweh den Wellen des Zuydersees rc.", so heißt das denn doch wahrlich unsern Ernst und unsere Gutmüthigkeit bei einer so ernsthaften Sache auf eine sehr harte Probe stellen.

Daß der Wind des juste milieu den Verf. aus dem Haag nach Stuttgart versetzte, daß diese Versetzung ihm in jeder Hinsicht angenehm sein mußte, da sein Treiben bei den Holländern selbst keineswegs ungetheilten Beifall fand, aus Gründen, die er selbst angibt: alles Dies finden wir sehr in der Ordnung. Wenn nun aber die politisch-schriftstellerische Wirksamkeit des Verf. seit seiner Rückkehr nach Deutschland auch in Beziehung auf unsere Angelegenheiten eine etwas zweideutige Farbe annahm, indem er bisher noch keine Gelegenheit gefunden, an der Gewalt, der er die Vortheile seiner äußern Stellung verdankt, irgend etwas zu tadeln, wo doch des Tadelnswerthen auf beiden Seiten so viel ist, so können wir dies allenfalls als einen Versuch zur Ausgleichung und Versöhnung gelten lassen (wie er es wünscht), obgleich er sich auch hier nicht beklagen kann, wenn nicht Jedermann sich mit einer solchen Erklärung befriedigt; ebenso wenig wie wir ihm den bequemen Schluß zugeben können, daß der Tadel von beiden Extremen her eine Rechtfertigung seiner richtigen Mittelstraße sei. Nicht mehr wie billig finden wir es dagegen, wenn der Verf. verlangt: ehe man ihn richte, solle man ihn erst etwas leisten lassen. Aber dagegen könnten auch wir verlangen: ehe er etwas geleistet, solle er keine Denkwürdigkeiten schreiben, nicht auf seine Schriften, Wirksamkeit, Meinungen, Urtheile, Prophezeiungen, Verbindungen, Correspondenzen eine solche Wichtigkeit legen, wie er in diesen Denkwürdigkeiten und sonst bei jeder Gelegenheit thut, freilich sehr im Gegensatze zu einigen obligaten Bescheidenheitsphrasen in der Vorrede. Allerdings aber ist es eben diese bis zur rührenden Naivetät gehende Eitelkeit, welche auch dieses Buch zu einem Zeichen der Zeit macht. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 149. —— 28. Mai 1832.

Antäus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache, herausgegeben von O. F. Gruppe.

(Beschluß aus Nr. 148.)

Sonderbar genug erwidert der junge Philosoph, es sei möglich, daß der ältere Recht habe; denn solche Möglichkeit gehört bei den Anhängern einer bestimmten Speculation zu den Unmöglichkeiten. Ihm sendet darauf der ältere eine Beilage über das Wort und den Begriff abstractum, und daß man gegen allen ursprünglichen Sinn neuerdings von concreten Begriffen und von abstracten Dingen gesprochen. Der jüngere ist dadurch beunruhigt, beruft sich auf Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Erkenntniß, welche gefodert werde und von der Empirie nicht zu erwarten stehe. Der ältere antwortet, die Empiriker hätten eben durch Speculation den festen Boden verloren, inzwischen das Richtige ziehe weniger an als wenn es heiße: es sei etwas kühn, geistvoll, tiefsinnig.

Hierauf behauptet der jüngere, es müsse eine objective Vernunft in der Natur geben, welche die menschliche Vernunft sich entsprechend finde, das allein sei Einsehen, Erkennen, Begreifen; darum entspreche die Natur in ihren Theilungen und Gliedern, in ihren Urtheilen und Schlußgliedern ebenso vielen Stufen des Gedankens und Begriffs; nur unter der Bedingung, daß die Natur selbst Logik habe und sei, werde der Geist an ihr etwas Vernünftiges finden können. Der Aeltere macht aufmerksam, wie zwischen allen Classen der einzelnen Scheidungen der Natur Grenzstreitigkeiten und Uebergänge sich fänden, auch die Systemtheilungen, je äußerlicher und einseitiger sie seien, desto besser auszureichen schienen. Besonders in der Chemie sei die Noth der Classenbegriffe groß, z. B. bei den Merkmalen des Metalls, selbst des Stofflichen und Nichtstofflichen. Die Theilungen, Stufen u. s. w. lägen nur in unserm unzulänglichen Wort, nicht solcherweise in der Natur. Mit Sachkenntniß wird der Gang deutscher Naturphilosophie seit Kant entwickelt, und die Poesie für Inhalt, Richtung und Form neuerer Speculation verantwortlich gemacht. Der jüngere gibt nun eine kurze Darstellung des Hegel'schen Systems, welches mit der wahrhaften Logik vom einfachsten und darum leersten Gedanken anhebt, nämlich dem Sein, welches identisch mit dem Nichts ist, aber auf eine höhere Stufe des Denkens hebt, zum Werden u. s. w. „Etwas wird ein Anderes, aber das Andere ist selbst ein Etwas, also wird es gleichfalls ein Anderes, und so fort ins Unendliche." Inzwischen scheint ihm hierbei nicht Alles in Ordnung; das Denken in seiner Nothwendigkeit stößt mit der schwankenden Zufälligkeit der Sprache und gar mit der subjectiven Willkür gefährlich zusammen. O jüngerer Freund, hier verläßt dich die Tapferkeit der Speculation, und du gibst eine Blöße, welche dein Gegner benutzt und über Prädicatbegriffe und Entstehung der grammatischen Formen seine Gedanken vorträgt, zugleich daß alle Sprachen sich gleichsam und fast eigentlich überdestilliren, und das Denken in der Sprache sich in schwindeliger Höhe ohne Grund und Boden findet, wenn wir nicht wenigstens summarisch den frühern Verlauf in seinen Hauptwendepunkten durchlaufen wollen.

Eines alten Oberhofpredigers Brief wird beigeschlossen, der sich über die Dreieinigkeitslehre verbreitet, welche nach Bibelstellen diplomatische Bedenken hat, aber durch das nicäische Concilium unter die Dogmen der Kirche aufgenommen wurde. Gnostische Vorstellungen sind wol von Einfluß hierauf gewesen. Hegel bleibt in dem Punkt hinter den gnostischen Philosophemen nicht zurück, daß sein Logos, d. h. der Sohn Gottes, oder die zweite Person der Dreinigkeit, ebenso zwischen zwei höchst verschiedenen Vorstellungen auf- und abschwankt, nämlich die Schöpfung und deren Erlöser zu sein. Nur in dieser Unbestimmtheit und Verkleidung gehört sie ins System, so ist sie aber gewiß nicht biblisch. Bei Hegel hat Gott von Glück zu sagen, daß er nur selbst von seinem Widerspruch befreit wird; er selbst bedarf eines Erlösers, durch den er von seinem Sohn, dem Erlöser, erlöst werde. Die Geweihten nennen Das Tiefe, die Ungeweihten Unsinn; Hegel aber hat allerdings Ursache, wenn er einer sprach- und sachgemäßen Auslegung der biblischen Urkunden nicht eben das Wort redet. „Wahrlich", ruft der Briefsteller, „diese Philosophie soll nicht auf den Materialismus so vornehm herabblicken: wie jener sich verstieg aus Gründen und Gesetzen, welche doch wenigstens auf dem Felde der mechanischen Naturkräfte herrschen, den vollendetsten Organismus, den menschlichen, zu begreifen, so und nur noch unendlich schlimmer, wenn die moderne Philosophie

selbst Gottes unerforschliches Wesen mit einem ohnmächtigen Zauberspruch in alle geheimste Falten zu verfolgen sich unterfängt, gleichwie die Bibel von Gott sagt, daß er in die Herzen der Menschenkinder schaut. Nie ist das Allerheiligste mit weniger Leichtfertigkeit in solchem Grade profanirt worden."

Aber der junge Hegel-Freund muß sich viel gefallen lassen. Ihm wird unter Anderm nach Locke vorgesagt: „Bei Definitionen von Begriffen bleibe nichts übrig, als sie zuletzt auf einen sinnlichen Werth zurückzuführen, sonst gelänge ihre Sicherstellung nimmermehr, sondern man werde nur endlos im Kreise herumgeführt." Warum antwortet er nicht flugs: es verhalte sich eben umgekehrt, und ohne einen absoluten Denkwerth liefen die Begriffe stets im Kreise? — Er muß hören: „Zahl, Größe, Quantität, Qualität, Negation, Sein, Werden u. s. w. seien todte Abstractionen, Hülfsmittel des Denkens und Sprechens, aus denen die Philosophen durchaus etwas herausquetschen wollten, und Hegel's Construction sei Misverständniß und Misbrauch der Sprache." Warum antwortet er nicht: Das scheine so im subjectiven Denken, im objectiven sei es anders, und dieses enthülle sich selber, nämlich das concret Allgemeine, das wesenhaft Wirkliche und mit ihm der rechte Gebrauch und das rechte Verständniß der Sprache? Statt dessen liefert er eine absolute Construction der Weltgeschichte und muß vernehmen: Darin sei die schlimme Voraussetzung enthalten: es gebe einen objectiven Gedanken; Hegel mit seiner Weltdialektik sei Erfinder des Perpetuum mobile, sie allein sei das Schöpferische, Gott nur ein Figurant, die Welt sei selbst nur Seite und Moment Gottes, sein Anderssein, nothwendig in seinem eignen Proceß; er könne ohne sie nicht Geist oder Gott werden, er müsse durch sie hindurch und sich in ihr verdauen. Was aber die welthistorische Construction betreffe, da müsse noch manche Aufklärung, besonders des Zusammenhangs der ältern Völker erwartet werden, bis nach dem berliner Philosophen entschieden sei, „die Bildung gehe mit dem Lauf der Sonne, weswegen China der abstracteste, Preußen der concreteste Staat sein müsse" — wo gehe denn die Sonne eher auf, in China oder in Amerika? Nach klimatischen Verhältnissen lasse sich der Bildungsgang der Völker besser bestimmen.

Und siehe, der junge Freund bläst zum Rückzuge und schreibt: „Wenn ich die schönste und kräftigste Zeit meines Lebens für einen Irrthum sollte verloren haben? Ich müßte ja von Neuem anfangen zu lernen, und ich brauchte vielleicht allein viele Zeit, um völlig alle Schiefheiten zu vergessen." Sein Schwanken wird durch den Brief eines einst Gleichgesinnten vermehrt, der neuerdings jene Speculation als Abfall von Gott, als Götzendienst betrachtet, durch den der menschliche Eigendünkel sich heilig spreche. Ihm gibt es nur Einen Rückzug aus allem sündlichen Philosophiren: die Kirche. Die Umwandlung ist bewirkt worden durch eine schwere Krankheit und darauf folgenden Aufenthalt bei einer christlich-frommen gräflichen Familie.

Schließlich bemerkt der Verf.: der Fehlgriff, Natur und Geschichte begreiflich construiren zu wollen, habe seinen Grund in der irrigen Meinung, daß sich aus den Begriffen selbst, wenn man sie auf die Folterbank spannt, Erkenntniß ableiten lasse, und zwar eine Erkenntniß, welche der sinnlichen und wissenschaftlichen an Sicherheit, Nothwendigkeit und vollkommen genügendem Zusammenhange weit vorgehen soll. Alle helle Köpfe unter den Philosophen hätten sich davon loszuringen getrachtet, aber nur halbe Maßregeln genommen. Indem Hegel den Widerspruch selbst in das Denken aufnehme und als wesentliches Moment desselben setze, sei dies eine homöopathische Heilmethode. Denselben Weg, den die Wissenschaft genommen, nämlich den der Empirie, nimmt auch die Sprache. Abstracta sind unerläßlich und unumgänglich, in ihnen nähern wir die Sprache der Natur und des Factums unserer Vorstellung an, suchen jene zu dieser herabzuziehen. Von hypothetischen Hülfsvorstellungen ist die Sprachbildung unwillkürlich und unbewußt ausgegangen, kann ihrer nie entrathen. Immer ist die Gefahr da, speculativ zu werden, bei jeder Theilung, Zerlegung, Classificirung, und daß man Dem, was blos mnemonisch ist, eignen Werth beilegt. In allen Wissenschaften ist bodenlose Täuschung, wenn man aus dem blos Vorläufigen der Verständigung schon Principien ableiten will, also das Mittel mit der Sache verwechselt, die Frage mit der Antwort. Die Wissenschaften lehren uns erst fragen nach Wissenschaft, die Philosophie lehrt uns erst fragen nach der Philosophie, und eben dieser Ertrag an bestimmtern und vernünftigern Fragen und Aufgaben ist im Grunde das einzige Positive, was wir erwerben. Sagt man uns, die Philosophie sei das absolute Erkennen u. s. w., so sind dies nur abstracte und relative Begriffe. Das Absolute steht nur dem Relativen entgegen, ist nur insofern ein Begriff, ist selbst nur relativ; ein absolutes Absolutes gibt es nicht. Der Mensch aber ist sich selbst und seiner Ruhe zurückgegeben, er ist, wenn er es sein will, auf immer von dem Schwindel luftiger Speculationen befreit. Wie Antäus, der Sohn der Erde, wird er mit seiner Wissenschaft und Erkenntniß fest und unüberwindlich sein, so lange er auf dem mütterlichen Boden fußt, dem er angehört.

Ref. ist ungewiß, welchen Eindruck das Werk auf verschiedenartige Leser macht, ob sie dadurch zum Stehen oder zum Schwanken gelangen; allein er weiß, daß die entschiedenen Anhänger der Speculation, zumal jener berlinischen, wogegen der Verf. streitet, nicht dadurch irre gemacht werden, sondern seinem Nein ein festes Ja und umgekehrt entgegenstellen, auch eine ernsthafte Widerlegung seiner Angriffe kaum der Mühe werth halten. Für die Wissenschaft der Philosophie selber bleibt es dann wol vorläufig bei dem Ja-Nein des Zankes, der auf ihrem Gebiete so lange geherrscht, und dessen Schlichtung viel schwerer genannt werden muß als die diplomatische der Zerwürfnisse von Europa. 77.

Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de Lamartine, Casimir Delavigne et P.-J. de Béranger. Leipzig, Brockhaus. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Gebt mir eine glatte Feder, ein glattes Blatt Papier, glatte Worte; denn es liegt ein geglättet Buch vor mir, was alle Unebenheiten meines Sinnes abgeschliffen, daß ich mich leicht und geschmeidig fühle, wie es selten einem Deutschen wird. Spitz und scharf kommen die neuen Staatstheorien, die Kammer- und Straßenemeuten zu uns, spitz und scharf schneidet Alles, was aus Frankreich kommt, in unsere alte feste Rinde — aber die Poesie Frankreichs, welche uns dieser Parnaß bringt, legt sich weich ans Herz und Ohr und thut unbeschreiblich wohl. Die rauhen Wahrheiten des alten und jungen Galliens kommen aus der Künstlerwerkstatt blendend und bezaubernd, aller Kies ist abgeschliffen, die Kunst hat sie in die rosige Quelle getaucht, der plumpste deutsche Narr macht ein freundlich Gesicht bei der Melodie dieser Säze und Worte. O, Ihr Herren Buchhändler, recht viel, recht viel solcher Bücher, sie nützen mehr als tausend Erzählungen der großen französischen Dinge, denn sie bringen Gestalten, Bilder, an denen die große Zeit hinaufgewachsen ist, die an der großen Zeit hinaufgewachsen sind. Seht, heißt es, da kommen drei Franzosen von ganz verschiedenem Wesen, ein frommer, ein ruhiger, ein fröhlicher, und alle drei werden warm, werden heiß, wenn sie das Wort la France hören, und alle drei sind erfüllt von dem großen Loose ihres Vaterlandes, für die Menschheit zu bluten, und alle drei weinen wie die Kinder, wenn sie singen müssen: „Adieu, ma France!“ Und wenn der Deutsche über die Rheinbrücken fährt, so ruft der Sanftmüthige: „Leb wohl, armes, in Dunkelheit tappendes, bevormundetes Vaterland“; der Ruhige: „Gehab dich wohl, du Land der Metaphysik und der Langweile“; der Lustige und Tolle aber: „Hol dich der Teufel, Philisterland“ — und keiner, ach keiner weint; denn er läßt nicht die Welt hinter sich wie der Franzose. Jedes Land, das er findet, ist eine neue Welt für den Deutschen, in der er's besser haben kann als zu Hause; der Franzose aber findet's überall schlechter, wenn auch schöner, sein Land ist die neueste Welt, darum weint er. Darum ist solch ein Buch ein heilsam Mittel für das arme Deutschland; der fremde Reichthum macht lüstern, und man hofft, auch reich zu werden. Und wär's auch nur erst das schöne Aeußere des Buchs, was die Materialisten beneideten; es kommt ihnen der Gedanke, daß die Franzosen nie so schäbig unter die Leute gehen als wir, daß die Kunst und die Wissenschaft elegant bei ihnen einhergeht. Und das ist schon etwas werth: in schönen Umgebungen kommen dem Menschen auch schönere Gedanken. Wie könnte man sich Lamartine, Delavigne und Béranger auf schlechtes Löschpapier geklebt denken! Es geht nicht, es paßt nicht für die Franzosen; das elegante Aeußere, was man ihnen hier gegeben, paßt allein für sie. O, ich bitt Euch, werdet auch so frisch, frei, elegant, verdient Euch Velinpapier und seidene Kleider!

L a m a r t i n e, D e l a v i g n e, B é r a n g e r sind es, deren Lieder hier über den Rhein gefahren worden sind. Sie haben viel deutsche Mauthen passirt, man hat sie vielleicht zwischen einige Bundestagsbeschlüsse und Herrn Peter v. Kobbe's „Bellona“ gepackt; sie sind dieselben geblieben und singen französisch. Der Erste ist fromm, der Zweite ruhig, der Dritte fröhlich, aber alle Drei singen die Freiheit, alle Drei singen den zauberhaften Räuber derselben, Napoleon.

Die „Méditations“ L a m a r t i n e's sind voll Frömmigkeit, voll überirdischer Dinge, aber es ist nicht die steinerne, auf der Brust lastende, hypochondrische Frömmigkeit unserer wimmernden, zerknirschten Leute; es ist ein andächtiger, harmonischer Flügelschlag, der über die Meere und Berge rauscht, die Natur mißt vom Aufgang bis zum Niedergang und auf den höchsten Gipfeln betend rastet. Es ist eine Frömmigkeit der Freiheit, keine sklavische.

> Je plane en liberté dans les champs du possible.
>
> 2e Médit. D i e u.

Auch er singt den gewaltigen Stral der Gottheit, der in Napoleon donnernd auf die Erde stürzte; ihm ist er nicht der gottlose Lucifer unserer Frommen; geistiger, höher faßt er ihn in seinem Gesange, und nur matt geben meine nachgebildeten Worte es wieder:

> Du sankst ohne Klage, und stiegst ohne Lust,
> N i c h t s M e n s c h l i c h e s schlug in der ehernen Brust,
> Nicht Haß noch Liebe herrscht in Dir — es herrscht d e r G e d a n k e
> Wie im öden Himmel der Aar ohne Schranke u. s. w.

Die Ausgabe bringt uns außer den „Méditations“ noch eine große Zahl anderer Gedichte, von denen viele wenig, manche wol gar noch nicht bekannt sein mögen.

Der zweite Franzos ist D e l a v i g n e, der besonnene Classiker, der vorsichtig, aber festen Trittes in die Fußstapfen seiner Zeit tritt, die steife Classicität bereits in seinem neuesten Drama „Louis XI.“ über Bord geworfen und der Romantik freundlich eine grüßende Hand gereicht hat. Man weiß, Delavigne arbeitet, dichtet langsam, fleißig, er weiß das ganze Gedicht, ja das ganze Drama auswendig, ehe er ein Wort niederschreibt, er bessert unermüdlich, aber dann springt auch plötzlich das reife Kunstwerk geharnischt wie die Pallas ins Leben, und die stille Sorgfalt überwältigt als wohlgefügte, unwiderstehliche Kraft.

Aus ihren Niederlagen schaffen sich diese Franzosen Siegeshymnen: „La bataille de Waterloo, 1e Messénienne“, ist stolz wie ein überwundener Römer, und der plumpe Barbar aus Albion hat nicht den Muth, ihn anzusehen; wir haben siegen helfen, aber wir haben kein halbgutes Siegeslied, weil uns die große Poesie des Krieges, der aus der Freiheitspropaganda gewachsen war, abgeht, weil die Blätter unsers damals sprossenden schönen Baums uns gelb und trocken auf die Häupter fallen, weil wir unser Haus außer dem Hause suchen müssen.

Auch Delavigne singt Napoleon, den kriegerischen Schutzgott, bei dessen Namen sie schwören; drei Mal im Zelt tritt ihn die Freiheit an als kriegerische Jungfrau, bei Marengo, am Nil und bei Waterloo — umsonst, und der Sieg hüllt sich in Trauer, der Fischer holt aus dem Meeresgrunde des Helden Asche und — fischt den andern Tag weiter.

Der dritte Franzos ist B é r a n g e r, der lustige Sohn der Freiheit, dem die Worte um die Lippen spielen, fliegen, tanzen wie wollüstige Frühlingslüftchen. Dies wohlgenährte französische Söhnchen der Lust und des Scherzes! Seine hüpfenden Lieder, „Chansons“, vom „Roi d'Yvetot“, womit er 1818 den dicken Louis XVIII. verhöhnte bis zur „Messe du saint esprit pour l'ouverture des chambres 1824“, vom gehörnten Senateur bis zum grauen Mädchen sind ein fortwährendes Sprudeln der üppigsten Gesundheit, und in allerlei Tönen schlüpft die geschmeidige Sprache in alle Witze der Laune, des Spotts und des Uebermuths.

Es ist, um vor Neid zu platzen, wenn man dies ewig heitere Glück sieht: er hat die Kosacken verhöhnt und verhöhnt die Bourbonen, er wiegt sich wie auf Sprungfedern auf dem elastischen Moosboden seines Vaterlandes, und diese heimathliche Sicherheit, die schöne Gewißheit, Jeder, Jeder sorge für Freiheit und Glück seines Vaterlandes: diese Sicherheit und Gewißheit machen Béranger so ausgelassen, daß er springt und jauchzt wie die Knaben beim Ballspiel. Lamartine betet die Freiheit an, Delavigne ehrt sie wie eine Göttin, Béranger tanzt mit ihr wie mit einem schönen, rothwangigen Mädchen, allen Dreien aber spricht sie französisch.

Drum ists so verführerisch, französische Dichter zu lesen.

78.

R o m a n e n l i t e r a t u r.

1. **Die Gräfin als Amazone, oder das blutige Haupt. Wahrheit und Dichtung aus dem letzten Polenkriege. Mit einem Titelkupfer. Ilmenau, Voigt. 1831. 8. 1 Thlr.**

Gleich einem geschickten Chemiker, der aus einer ausgelaugten Schlacke dennoch einen Bestandtheil zu scheiden weiß,

hat unser Verf. dem großen Trauerspiel, das vor unsern Augen sich begab, eine bisher unbenutzte Seite abgewonnen, eine Erzählung für Schneidermamsells und wohlerzogene Lehrlinge, die sich gern rühren lassen, gern mit vornehmen Leuten verkehren und sich selbst für viel zu vornehm und gesittet erachten, um an roher Gemeinheit Gefallen zu finden, von welcher, wie von moralischem Schmuz, das recht unschuldige Buch frei ist.

2. Die Brandstiftungen in der Normandie im Jahre 1830. Historisch-romantische Scenen aus der neuesten Zeit. Aus dem Französischen übersetzt von F. Seybold. Stuttgart, Henne. 1831. 8. 8 Gr.

Mag im Wesentlichen treu den Zeugenverhören und den Verhandlungen der Assisengerichte nachgeschrieben sein. Nur der geheimnißvolle Unbekannte ist mit Romanentinctur gefirnißt, daß er trotz des über ihn ausgegossenen Rembrandt'schen Helldunkels die Augen auf sich zieht. Er beherrscht mit dämonischer Gewalt ein liebliches unschuldiges Mädchen, die, ein blindes Werkzeug, fast bewußtlos, auf sein Geheiß ein Haus anzündet, und recht buchstäblich aus Furcht zu sterben gar stirbt, eben da sie der große Unbekannte der Guillotine entreißen will. Was es mit diesem, was mit der ganzen Brandstiftung für eine Bewandniß hat, bleibt uns verborgen; wir müssen uns mit der französischen Regierung trösten, die über diese Flammen auch noch ziemlich im Dunkeln tappt.

3. Splitter und Balken. Erzählungen, Lebensläufe, Reiseblumen, Gedichte und Aphorismen, nebst Briefen über Literatur, von Harro Harring. Zwei Theile. Hof, Grau. 1832. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Titel bewährt sich absonderlich im zweiten Theil, dem polemischen. Der Verf. sieht recht scharf die Splitter unsers Vaterlandes, den Censurzwang, das Lobhudeln des Herkömmlichen, unbegründeter Autoritäten, des Unrechten in der Politik, u. dgl. m.; allein blind ist er für den Balken im eignen Auge, der ihn verleitet, Vieles unbedingt zu vergöttern, was eher der Misbilligung, mindestens der eingeschränkten Bewunderung werth ist. Ihm ist Börne, welcher auf Deutschland und seine großen Männer schimpft, der Göttliche, Unfehlbare, Reine, Ueberirdische; daß er dem Pöbel schmeichelt, wie der feilste Fürstenknecht kaum seinem Despoten, wie denn die Masse das plumpste Lob vertragen kann, wenn ihm auch solches mehr gezollt würde als selbst einem Ludwig XIV., daß Börne die Fremden nicht nur in ihren Vorzügen, sondern auch in den Fehlern der crapule über seine Landsleute setzt, ihre Frechheit und den ruchlosesten, den Sitten Hohn sprechenden, erstarrenden Unglauben preist, achtet der Verf. nicht, sondern verkündet im Posaunenton Börne als den einzigen Genius — der zweite ist ihm Heine —, als einzigen Dichter Zollen, und läßt wieder auf deren Verehrer die Sonne seiner Gunst stralen. — Die Gedichte sind meistens polemisch, absichtliche Erzeugnisse des Verstandes, woraus selten etwas wahrhaft Poetisches entstehen kann. Die Erzählungen sind harmloser, ohne Interesse und ohne Anmuth.

4. Agnes Bernauerin. Eine dialogisirte historische Novelle von Schiff. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1831. 8. 12 Gr.

Referent erinnert sich aus seinen Kinderjahren eines Schauspiels „Agnes Bernauerin", das oft gegeben wurde und gefiel; da er es nie gesehen oder gelesen, vermuthet er blos, daß das Gefallen erregende Princip in dem halb sentimentalen, halb geschichtlichen Stoffe lag; es war in der Zeit, wo das Rührspiel und die Ritterstücke Anhänger fanden. Man war genügsam, krittelte nicht an dem mittelalterigen Thun und Wesen, wie es auf der Bühne abgespiegelt wurde, man dankte dem Dichter, wenn er jenen beliebten Zeitraum ohne allzu heftiges Schwerter- und Humpengeklirr dem Zuschauer vorüberziehen ließ. Wie weit sind wir jetzt von jenem unschuldigen, leicht befriedigten Kindersinn entfernt! Wie Wenige kennen im Theater einen andern Genuß, als Stück und Darstellung zu bespötteln. Unter solchen Auspicien wird die neuere Agnes, sicherlich der ältern vorzuziehen, schwerlich sich den Beifall dieser gewinnen, man wird für die schöne Augsburgerin und ihren fürstlichen Gemahl gleichgültig bleiben, in ihr ein liebesieches Mädchen sehen, viel zu gewöhnlich, um es glaublich zu finden, daß um ihren Besitz der Prinz große Opfer brachte; Albrecht wird Einem auch eher als ein trotziger Bursche erscheinen, der Das treibt, was die Leute verdrießt, als wie ein heldenmüthiger feurig liebender Jüngling. Warum der ehrliche Bader, der Agnes Vater, zum Adepten gemacht wurde, kann auch der billig Denkende nicht begreifen; seine Goldmacherei übt keinen Einfluß auf das Stück und ist wol der leidigen Mode zu Liebe entstanden: eine zu schwache Stütze, das Drama im Repertoire zu erhalten. 18.

Punishment of death; a series of short articles, to appear occasionally in numbers, designed for general circulation. Nr. 1. Speech of the R. H. Sir *Will. Meredith*, Baronet, in the house of commons May 13, 1777, in committee on a bill on creating a new capital felony. Fifth edition. London, printed for the Society for diffusion of information on the subject of capital punishments. 1831—32.

Von dieser Rede, deren neuer Abdruck durch die Society for the diffusion of information on the subject of capital punishments, unter dem Vorsitze des Herzogs von Sussex in den Hauptstädten aller drei Königreiche errichtet, abgedruckt worden, sind im Laufe eines Jahres 145,000 Exemplare zu ½ d. das Dutzend verkauft worden, und wird dem ernstlichen Vorsatze, sowie den im Parlamente gemachten Anträgen zur gänzlichen Abschaffung der Todesstrafen, dadurch gewiß ein guter Weg gebahnt. Also schon vor 55 Jahren dachte man in Großbritannien an die Abschaffung der Todesstrafen, und erst jetzt kommt diese wichtige Angelegenheit wieder zur Sprache, und hoffentlich mit solcher lebhaften Unterstützung der Freunde der Menschheit, daß nicht wieder mehr als ein halbes Jahrhundert vergehen wird, ehe der so verdienstliche in Vorschlag gebrachte Gegenstand erledigt wird. Man kann diese eindringende Rede nicht ohne Verehrung gegen den würdigen Redner, aber auch ebenso wenig ohne Rührung aus der Hand legen, daß eine solche wichtige Angelegenheit der Menschheit noch fortwährend so lange ruhen konnte, ohne daß mehr dafür gethan wurde, als es der Fall war, und die gänzliche Abschaffung dieser Strafe nun endlich definitiv beschlossen werden wird. Nr. 2 enthält die, vom Grafen Grey und Lord Grenville 1813 im Oberhause vergebens gehaltenen Reden für denselben Gegenstand. Nr. 3 enthält den Bericht einer Versammlung in derselben Absicht am 30. Mai 1831 gehalten, nebst dem Hauptinhalte der Reden, welche Dr. Lushington und J. Sydney Taylor dafür und dawider hielten. Nr. 4 liefert einen vergleichenden Ueberblick der Todesstrafen in den vereinigten Staaten und England; und Nr. 5: „The London juror's petition presented to the house of Lords Sept. 6. 1831", ist die neueste und letzte Nummer, welche bis zum Monat April ausgegeben wurde.

Unter dem Einflusse des Grafen Grey als Premierminister, der also selbst schon vor 19 Jahren sich aufs lebhafteste für diesen Gegenstand interessirte, steht ein glückliches Gelingen der menschenfreundlichen Absicht um so mehr zu erwarten, und Großbritannien, wo seither Todesstrafen für Diebstähle zuerkannt wurden, die in andern Ländern kaum beachtet sind, stellt bald vielleicht einen neuen Contrast auf, indem es alle Todesstrafen zuerst abschafft und in Deportation verwandelt. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 152. —— 31. Mai 1832.

Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris. Von G. B. Depping. Leipzig, Brockhaus. 1832. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Erster Artikel.

Man darf wohl voraussetzen, daß die fast stets interessanten Berichte aus Paris im „Morgenblatt" ziemlich allgemein bekannt sind. Der Verf. jener Berichte und des vorliegenden Buches ist Eine Person, und schon dies erweckt ein sehr günstiges Vorurtheil für dasselbe. In der That kann ein Mann wie Depping, der nunmehr beinahe 30 Jahre in jener Weltstadt lebt, dort durch seine Stellung als Literat mit einer Menge der bedeutendsten und geschichtlich bekanntesten Menschen in Berührung kam, und dazu als denkender Kopf und Gelehrter die Dinge um sich her beschaute, wol vorzüglich befähigt genannt werden, Erinnerungen aus seinem Leben über einen Ort und Ereignisse in demselben zu geben, die durch ihre Umfassenheit und Mannichfaltigkeit eine mehr als gewöhnliche Anziehungskraft haben.

Geboren in dem alterthümlichen Münster, dessen Einrichtungen und Sitten so lange den Stempel altherkömmlichen deutschen Städtelebens unter der untergegangenen Reichs- und bischöflichen Verfassung trugen, ja zum Theil wol noch hin und wieder tragen, obschon der Sturm der Zeiten das einstige Krummstabsgebiet nicht wenig umherrüttelte, verließ Depping als junger Mann die Heimath und kam in die Metropole aller neuern Ideen und Gestaltungen des Jahrhunderts zu einer Zeit, wo der Schlummernde auf Helena noch im schönen und reinen Glanz seiner Siege und seiner Thaten stand, und Frankreich und Europa noch in ihm nur den großen Mann sahen.

Dem mittellosen, schüchternen Fremden ging es in diesem Meer neuer Verhältnisse und Entwürfe Anfangs nicht besonders. Die Aussichten, welche ihn nach Paris geführt hatten, realisirten sich nicht; Freunde und Protection hatte er nicht oder nur unbedeutend; es lag eine trübe Zukunft vor ihm. Nach und nach heiterte sich jedoch der Horizont für ihn auf; er fand Gelegenheit, als Instructor und Pädagog ein bescheidenes Loos sich zu gründen, und einige von Talent unterstützte Versuche in der literarischen Laufbahn glückten. So gelangte Depping im Lauf der Zeit zu jener schönen und kostbaren, wenngleich nicht glänzenden Unabhängigkeit, deren sich der Schriftsteller erfreuen kann, wenn er ein Mann von Geist und Ehre ist und sich begnügt, bescheidene Foderungen an das Leben zu machen.

Diese literarische Laufbahn sowol als die frühere pädagogische brachten ihn nun ganz besonders mit einer Menge merkwürdiger und interessanter Personen in Berührung, von denen wir in diesen Erinnerungen eine große Zahl anziehender Züge und Anekdoten vernehmen. Der zu seiner Zeit berühmte deutsche Clavierspieler Herrmann, Friedrich Schlegel, Graf Schlabrendorff; der Physiker Petit, Lemot der Bildhauer; die Baumeister Napoleons, Percier und Fontaine, Poller, Gail; die Dänen Baggesen, Bröndsted, Oehlenschläger und Malte-Brun; Arnaud Baculard, einst geschätzt und geliebt von Friedrich dem Großen, jetzt in Armuth und Elend versunken; der indische Reisende Solvyns; Dr. Gall; Zacharias Werner, der im tiefsten Schlamm der Sinnlichkeit herumwühlende, später kapuzinirende Bußprediger; Cadet Gassicourt und Cadet de Vaux; die berühmten unglücklichen Zwillinge Faucher; den Maler Dufau, Bernardin de St.-Pierre; die Gebr. Michaud, Herausgeber der „Biographie universelle"; Graf Rumford; Lacretelle, der kaiserl. Censor, ein Muster von Kriecherei; Langlé, Alex. Lenoir, Dulaure, Moreau de St.-Méry; Comte und Dunoyer, Herausgeber des „Censeur européen"; Llorente, St.-Simon, Millin, Julien, Herausgeber der „Rev. encyclop.", Belzoni, Férussac, Graf Orloff, die Prinzessin von Salm-Dyk, der Prediger Marron, Clermont-Tonnère, der Bankcassirer Keßner, Walkenaer und eine Menge Anderer gehen hier in mehr oder weniger detaillirten charakteristischen Zügen an dem Blick vorüber und gewähren dem Ganzen einen ungemeinen Reiz, der um so anziehender ist, je mehr die Darstellung selbst sich in einem einfach schmucklosen, anspruchfreien Ton bewegt.

Wir theilen jetzt unsern Lesern Einiges aus dem Buche selbst mit; es wird der beste Beleg zu dem bisher Gesagten sein. — Man weiß, wie weich die Kaiserin Josephine war; wie schwer es ihr wurde, Bittenden etwas zu versagen, wie oft sie aber mit ihren Gesuchen sowol bei ihrem Gemahl als bei dessen eigensüchtiger und starrer Umgebung nicht durchzubringen vermochte; freilich aber auch oft im Strudel des bewegten Lebens Bittsteller

und Versprechen zugleich vergaß, und mehre Anekdoten dieserhalb sind bekannt genug geworden. Anders und besser für Sollicitirende war die Marschallin Lefebvre, von der uns der Verf. Folgendes erzählt: Es gehörte die Energie der Marschallin dazu, um bei den von Hofschranzen umringten napoleonischen Machthabern etwas durchzusetzen. Lefebvre war Anfangs gemeiner Soldat, seine Frau eine Wäscherin. Er schwang sich durch seine Heldenthaten zum Marschall und Herzog empor; sie behielt ihre vorige Sprache und Gesinnungen bei und ließ sich durch den Glanz des napoleonischen Hofes nicht betäuben. Oft verlachte und verspottete man die emporgekommene Wäscherin; Wenige wußten aber, daß in dieser Frau ein edler, wahrhaft fürstlicher Geist wohnte, wie ihn vielleicht keine der stolzen Hofdamen, kaum die Kaiserin selbst besaß. Als ihr Mann Herzog geworden war und ein großes Hotel bewohnte, meldete sich eines Tages ein alter Offizier bei dem Schweizer, und weil er hört, daß der Herzog nicht sichtbar sei, entfernt er sich betrübt wieder, läßt aber seinen Namen zurück. Als der Herzog nun die Karte mit dem Namen empfängt, ruft er aber aus: „Ei! mein ehemaliger Major hat mich besuchen wollen; es thut mir leid, daß man ihn nicht heraufgelassen hat." — „Was?" spricht die Marschallin, „unser alter Major, und man hat ihn nicht zugelassen? Sogleich sucht ihn auf", fährt sie, zu dem Thürsteher gewendet, fort, „oder ich jage Euch fort; denn was wären wir ohne den Major!" Mit vieler Mühe gelingt es, den alten Offizier aufzufinden, und wie ein wahrer Freund wird er empfangen. „Was können wir für Sie thun?" fragt zuletzt die Herzogin. Der Major erwidert: er habe den Dienst verlassen, sich auf den Unterricht gelegt, und würde sich glücklich preisen, wenn er eine kleine Anstellung erhielte. — „Dafür lassen Sie mich sorgen", fiel ihm die Herzogin in die Rede, und noch an demselben Abend sprach sie mit der Kaiserin, die, wie immer, sogleich versprach und — nichts durchsetzte. Jetzt rieth man der Marschallin, mit dem Grafen Fontanes zu sprechen. „Mit diesem Tropf!" rief sie; „doch es sei!" Fontanes versprach zu sorgen und hielt auch nicht Wort. Nun wurde die Herzogin böse, und als Josephine sie zum Spiel einladen ließ, erwiderte sie dem Boten ganz entrüstet: „Sie mag sich mit ihrem Spiel zum Teufel packen! Warum hat sie unserm alten Major nicht Wort gehalten!" Als Josephine diese von dem Ueberbringer vermuthlich etwas gemilderte Antwort erhielt, meinte sie lachend: „Wir müssen doch die Marschallin besänftigen", und der Major erhielt, was er wünschte.

Ueber das Leben oder vielmehr die Lebensart, welche der Dichter der „Söhne des Thales" in Paris führte, erhält man tiefe, aber nicht erfreuliche Aufschlüsse. Wir sagen tiefe, denn sie zeigen, wie und wodurch dieser excentrische Kopf am Ende zum lächerlichen Kapuzinerprediger wurde. In den niedrigsten Schlamm der Sinnlichkeit sich stürzend, seine Zeit auf ebenso elende als gemeine Art vergeudend, rühmte sich Werner bei seinem Scheiden aus Frankreichs Hauptstadt, den Kelch der sinnlichen Lüste bis auf den Grund ausgeleert zu haben. Seine barocke Erscheinung machte ihn bald zum Gespött der Freudenmädchen des Palais royal, und seine Begierde nach solchen Eroberungen ging so weit, daß ihn, den Kurzsichtigen, sein tölpelhafter Bedienter, den er selbst stets nur „das Rindvieh" nannte, am Rocke zupfen mußte, wenn eine hübsche Phryne des Abends an ihnen vorüberschlüpfte.

Eine andere wunderliche Erscheinung in Paris war der Jütländer Martin Arendt, ein leidenschaftlicher Alterthumsforscher, dessen ganzes Leben in einer ununterbrochenen Wanderung durch die verschiedensten Länder bestand. Seiner Kenntnisse wegen würde man ihn gewiß überall gern gesehen haben, wenn er nicht durch Zudringlichkeit, Grobheit und Cynismus sich überlästig gemacht hätte. Wo er sich einnistete, da blieb er gern kleben, unbekümmert, ob es sich passe oder nicht, und so hatte man ihn in Norwegen z. B. einst nur dadurch aus der Stube eines Bauernhauses entfernen können, daß man das ganze Gemach mit Rauch anfüllte, ihn also wie das Ungeziefer ausschmogte. Unweit Paris wurde er als Landstreicher angehalten und in das Zuchthaus nach Melun gebracht; Malte-Brun bewirkte hier seine Befreiung. In Neapel hielt man ihn für einen Carbonaro, sperrte ihn in einen ungesunden Kerker, und seine Gesundheit litt hierdurch so sehr, daß er bald, nachdem er endlich seine Freiheit wiedererlangt hatte, elend umkam.

Nach der Restauration begann Depping Theil an einigen in Paris erscheinenden politischen Journalen zu nehmen, und eine Zeitlang beauftragt mit einem Zweig der Redaction, mußte er sich mehr als früher mit den Zeitungen der verschiedenen Länder bekanntmachen. Bei dieser Gelegenheit ist es, daß er sagt: „Mit Unwillen nur konnte ich die erbärmlichen Zeitungen Deutschlands, Italiens und Spaniens betrachten, die nur den Zweck zu haben schienen, die kleinlichsten, unbedeutendsten Dinge, nur nicht die Wünsche und Gesinnungen der Nation zu verkünden, und mit Empörung vermochte ich nur die niedrigen (oft wahrhaft hündischen) Schmeicheleien zu lesen, womit solche nichtsnutzige Blätter ihre Spalten füllen." Verächtlich warf er dann diese Ergüsse feiler oder demüthiger Knechtsseelen bei Seite und rief: „Ihr seid Nachkommen der Germanen und erniedrigt Euch so tief! Wie ganz anders war es mir zu Muthe", fährt er fort, „wenn ich die großen englischen Blätter entfaltete und sich mir hier das Leben und Treiben einer großen Nation vor Augen stellte. Hier war Alles, was in jenen Blättern fehlte: freie Erörterung der Nationalangelegenheiten, Beurtheilung des Betragens der Regierung, Enthüllung politischer Schliche und Intriguen, Züge aus dem Volksleben u. s. w." Wie tief muß es den Deutschen schmerzen, sich so, und Gott weiß es! mit Recht, mit dem von Pfaffen verdummten Spanier, dem hin und wieder tief verweichlichten Italiener in einer Reihe zu sehen!! Der Lauf der letzten Jahre hat einiges Wenige, aber auch nur Wenige, hierin gebessert; die Nacht der Erbärmlichkeit unsers Zeitungswesens beginnt dem Tage entgegenzugrauen; die ersten Klänge die-

ser Memnonssäule ertönen, aber wie viel, wie sehr viel fehlt noch zum Licht eines britischen oder amerikanischen Tages in dieser Hinsicht bei uns! und dennoch, welch Geschrei, welch Zeter ertönt schon über diesen ersten Anklang! Wie die Schildbürger mit Spießen und Stangen waffnet man sich hier und da gegen das kommende Morgenroth, und wer den Jammer in seiner ganzen Illustration sehen will, darf nur — noch heute — die Mehrzahl der deutschen, zum Theil mit dem Prädicat „Staat" sich brüstenden Avisen zur Hand nehmen, um die Erkenntniß zu erlangen, wie das Geschlecht der „Freiheits-Eunuchen" noch keineswegs bei uns ausgestorben und nur zu wahr ist, was der Verf. noch äußert, daß nämlich „besonders in Deutschland und Rußland (eine erfreuliche Zusammenstellung) die Schmeichelei gegen die Höfe und die Titelsucht Anlaß zu dem unausstehlichsten (und unsinnigsten) Wortschwall geben, wenn von den Handlungen hochstehender Personen die Rede ist." (Z. B. man hat geruht, sich da und dahin zu begeben; Allerhöchst sind höchstselig entschlafen und was des Kauderwelschen mehr ist.)

Erwähnt wird noch, wie gegen das Jahr 1819 in Deutschland ein Aufschwung aus diesem Misere der öffentlichen Blätter stattfand und das Vaterland plötzlich mehre gute Zeitungen zu bekommen begann, wie aber gar bald diese aufgehende Sonne von „den großen Mächten, und besonders den Fürsten der heiligen (!!) Allianz" wieder verdunkelt und die Presse von Neuem „in Fesseln geschlagen wurde", sodaß die politische periodische Literatur wieder zur völligen Nullität herabsank; wie aber — zur wahren Schande Deutschlands — gerade in dieser Periode neuer Unterdrückung „die spanische Journalistik unter den Cortes voll Leben und Freisinn war", bis auch diese wieder unter den Bayonnetten der heiligen Verbindung in ihre alte Nacht zurückkehren mußte.

Unter den Spaniern, die D. in Paris kennen lernte, befand sich auch Llorente, der edle, unglückliche, von Pfaffen und Despoten rastlos verfolgte Llorente. „Ich besuchte ihn oft", erzählt der Verf., „und fand in ihm einen sehr gelehrten Mann. Einst begegnete ich ihm früh Morgens auf der Straße, und auf meine Frage, woher er so früh käme? erwiderte er: Ich habe diese Nacht bei einem Todten für Geld gewacht. Als Canonicus zu Toledo und als Staatsrath zu Madrid hätte ich nicht vermuthet, einst bei todten Parisern wachen zu müssen, um mich ernähren zu können." Peyronnet, jener bereitwillige Diener der Restauration, damals Justizminister, gab ihm bald darauf mitten im Winter den grausamen Befehl, Frankreich zu verlassen; die Jesuiten des bourbonischen Hofes wollten es so; Llorente mußte fort und starb, kaum nach Spanien zurückgekehrt, vor Kummer im tiefsten Elend: ein abermaliger Beweis der Großmuth und Hochherzigkeit Derer, die die Wiederkehr des Glückes und des Rechtes mit dem Sturz des Schlummernden auf St.-Helena verkündeten! *) 52.

*) Ein zweiter Artikel folgt in einer der nächsten Lieferungen. D. Red.

Der Pole. Ein Charaktergemälde aus dem dritten Decennium unsers Jahrhunderts. Von Harro Harring. Drei Theile. Baireuth, Grau. 1831. 8. 4 Thlr.

Die interessanten und achtungswerthen Darstellungen, welche der Verf. in seinen Memoiren über Polen von den der letzten Revolutionsperiode zunächst vorhergegangenen Zuständen dieses tragischsten der Völker mitzutheilen begonnen, scheint er in dem vorliegenden Buche, das sich „den edeln deutschen Frauen und Jungfrauen, deren Theilnahme an den verwundeten Polen, welche ihr Blut vergossen im Kampfe für Freiheit, Recht und Ehre, sich so mild durch die That ausgesprochen" widmet, in der Einkleidung von Romanverhältnissen bis in die genauesten Details des Einzellebens hinein fortsetzen zu wollen. Die diesmal gewählte Form, welche ihre glückliche Biegsamkeit für die Aufnahme und Abspiegelung von Zeitzuständen auch hier bewährt, hat des Verf. Bestreben, die merkwürdigen Züge seines Gegenstandes überall in den lebendigsten und schärfsten Bildern ohne alle Verschleierung des Colorits zu veranschaulichen, augenscheinlich sehr begünstigt, und es läßt sich überhaupt nicht leugnen, daß der Dichter mit den sympathetischen Tinten seines Pinsels gewissermaßen durch eine unsichtbare Malerei, die hinter den Zeilen siegreich hervorzuschimmern scheint, Das anzudeuten vermag, was heutzutage dem Geschichtschreiber in diesem Falle und mit seinen Mitteln so nachdrücklich auszusprechen noch nicht vergönnt ist. Was aber Hrn. Harro Harring's Arbeiten über Polen den eigenthümlichen Werth verleiht, ist vornehmlich dies, daß er aus selbsterlebten Anschauungen der Verhältnisse und Localitäten darstellt, die er, was Jeder sogleich zugestehen wird, mit geübtem Beobachtungsgeiste aufgenommen und nicht selten in origineller Wiedergebung mit Witz und Energie hingezeichnet hat. Da der vielgewandte Verf. nach Dem, was er selbst von seinen beweglichen Lebensverhältnissen zur öffentlichen Kunde gebracht, nicht lange vor dem Ausbruche der polnischen Revolution noch selbst als Junker in polnisch-russischen Militairdiensten zu Warschau gestanden, so hatte er vornehmlich Veranlassung, in seinen Schilderungen die greuelvolle Seite des Militairdespotismus, welcher sich auf alle Nationalblüten des „zerknuteten Volks" erstickend warf und es so lange wund drückte, bis sein Schmerz im Wundfieber der Empörung ausbrechen mußte, in allen seinen Einzelnheiten scharf zur Schau zu stellen, und seine genauen und gründlichen Mittheilungen über diese wesentlichsten und verhängnißvollsten Verhältnisse der großfürstlichen Schreckensherrschaft tragen auch sonst unzweifelhaft authentische Farbe und ein glaubhaft-historisches Gepräge an sich. Sie stehen in diesem Romane mit um so größerm Rechte, als das zu tausendfältigen Intriguen ineinandergeschlungene Hauptthema desselben, in der weitesten Ausführlichkeit da, als sie es allein sind, welche den Keim des Nationalaufstandes zur Reife gedrängt haben, denn Peter Wisocki, dessen wahrhaft großartigem und bewunderswürdigem Charakter der Verf. am Schlusse des Romans eine begeisterte Verherrlichung zu Theil werden läßt, war mit seiner Heldenschar aus der den Torturen der Tyrannei immer am meisten ausgesetzt gewesenen Militairschule der Infanterie hervorgegangen, in deren Sälen in den Novembertagen des J. 1830 zuerst der Ruf: „Zu den Waffen!" erschallte.

Statt Vorwort dieses Romans lesen wir sehr zweckmäßig mehre Artikel aus der zwischen dem russischen und östreichischen Kaiser, sowie dem Könige von Preußen in Betreff Polens abgeschlossenen Congreßacte, aus der außer dem allgemeinen Grundgesetz über die Nationalrepräsentation und die Erhaltung volksthümlicher Einrichtungen auch die folgenden hervorgehoben werden: „Daß — nach den Paragraphen 18—22 der am 24. Dec. 1815 proclamirten Constitution — Niemand anders als nach den rechtlichen Verfahren, und nur in den von den Gesetzen angegebenen Fällen verhaftet werden darf; daß die Beweggründe zur gefänglichen Einziehung der verhafteten Person sogleich schriftlich kundgethan werden" u. s. w.; ferner: „Daß — nach dem 23. Paragraph der Constitution — Niemand anders als nach dem bestehenden Gesetze,

und nur in Folge des Richterausspruches einer gesetzmäßigen Behörde gestraft werden kann"; und endlich: „Daß es — nach dem 24. Paragraph der Constitution — jedem Polen freistehe, sowol persönlich als auch mit seinem Vermögen in andere Länder überzugehen."

Denkt man sich diese Artikel als das Motto zu dem Charaktergemälde: „Der Pole", so empfindet man, welche schneidende Ironie hier die Geschichte ausgeübt hat. Der Verf. hatte aber um so mehr Veranlassung, die angeführten Artikel seinem Roman vorangehen zu lassen, da sie uns durch das in demselben abgespiegelte Privatleben der Polen, wie es vor Ausbruch der Revolution war, nothwendig Schritt vor Schritt als contrastirende Erinnerungen begleiten. Wie der Roman seiner Gattung nach es vorzugsweise mit dem Interesse des Individuellen zu thun hat, so mußte auch der Verf. in dieser Form seiner Schilderungen besonders auf die bestehenden oder nicht bestehenden Zustände der persönlichen Freiheit der Polen stoßen, da er das Einzelleben der Nation im Drucke darstellen wollte. Mit dem namhaft gemachten Artikel der Constitution, welcher die persönliche Freiheit garantirte, auch hier im Widerspruch, wird der Roman, von diesem Gesichtspunkt ausgehend, in seinem Verfolg ein immer verwilderter sich ausnehmendes, moralisches Schaudergemälde, denn wenn auch ein Volk den Verlust seiner politischen Freiheit zu überdauern, und dennoch seine ganze nationnelle Eigenthümlichkeit an sich zu bewahren vermag, so wird es doch sein persönliches Recht nie einbüßen können, ohne sich in seiner innersten Natur moralisch angegriffen zu fühlen, und die polnische Revolution läßt sich daher in ihrer Entwickelung zugleich als moralischer Widerstand einer edeln Individualität ansehen. Auf diesem giftgeschwängerten Boden des polnischen Privatlebens, in einer Stadt, wo 4000 besoldete Spione jede Lebensregung bewachten und beschlichen, und teuflische Intriguen überall ein unentwirrbares Netz ausgeworfen hatten, — auf solchem Grunde ließ sich in der That ein Roman aufbauen, bei dessen Lectüre den Leser der Wunsch überfallen kann, nur einen Roman zu lesen; aber es ist diesem Gemälde leider die strenge Treue der Wirklichkeit nicht abzusprechen. Der Verf. zeigt zwar in seiner Darstellung allerdings nichts weniger als die Unbefangenheit des Historikers, sondern läßt vielmehr die subjective Erregung und Leidenschaftlichkeit darin vorwalten, aber dennoch wird man ihm hier kaum den Vorwurf machen können, daß er übertreibe; sein Gegenstand selbst ist es, der schon an sich als übertrieben und in der Unnatur wurzelnd erscheint, und was die subjective Erregtheit des Darstellers anbetrifft, so ist sie, wenn bei irgend einem Stoffe, gewiß bei diesem gerechtfertigt, und macht sich daran als achtungswerthes Pathos geltend. Indessen mag nicht geleugnet werden, daß sich der Verf. nach seiner bekannten Weise auch hier hin und wieder zu manchen Ueberschwänglichkeiten und Rodomontaden hat hinreißen lassen, besonders wo er sich in Raisonnements über die allgemeinen politischen Berührungen der Zeit, wie sie sich zu einander und vornehmlich zu den Interessen Polens stellen, einläßt.

Die Romanverhältnisse selbst hier im Zusammenhange wiederzuerzählen, würde unmöglich sein. Ihr Grund und Boden sind die Intriguen des Militairdespotismus, die sich mehr in einzeln stehenden, stechenden Bildern und Erlebnissen an einander gruppiren, als zu einem sich zusammenschlingenden Faden der Erzählung Anlaß geben. Der Held des Romans, ein polnischer Starost, ist natürlich ein leidender Held, welcher durch den mannichfachsten Verrath der Feinde seines Volkes, der ihn blos seiner Nationalität wegen trifft, so lange als Kerkerbewohner und Festungssklave herumgestoßen wird, bis endlich der Lichtstral der Freiheit, welcher durch die Kerkernacht des ganzen Landes erhellend und mahnend drang, auch ihn zur That hervorruft. So schließt der Roman mitten in den ersten blutigen Revolutionsscenen des November, nachdem er, ungefähr vom J. 1826 ausgehend, die herzzerreißenden Zustände der Polen bis zu diesem Augenblicke des Bruches fortgeführt und motivirt hatte. Sein künstlerischer und poetischer Werth ist nicht bedeutend, aber die ergreifende Auffassung Dessen, was als Wirklichkeit an ihm gelten muß, macht ihn zu einem interessanten Denkmal der Verhältnisse, die er behandelt. Bei der Art und Weise, wie der Verf. überhaupt dargestellt hat, wirkt es daher auch nicht so unangemessen, als es sonst wol bei einer kunstmäßiger gehaltenen Dichtung der Fall sein würde, wenn er an vielen Stellen seine eigne Persönlichkeit in die Erzählung mit hineinzieht, und besonders in Anmerkungen auf den Grund Dessen, was er selbst in den betreffenden Fällen erlebt und gesehen, Bekräftigungen und weitere Ausführungen zu dem Romantexte hinzufügt. Die Mottoverse, welche jedem Capitel vorangesetzt sind, bieten nicht selten sehr gelungene Anspielungen und Reflexionen dar, welche die Handlung chorartig begleiten. An Spuren der Flüchtigkeit, mit welchen der zu rasch arbeitende Verf. seine Darstellungen hinzuwerfen pflegt, fehlt es zwar auch in diesem Buche im Einzelnen nicht, aber im Ganzen wird man es unbedingt als ein treffliches Charakterbild voll der sprechendsten Züge anerkennen müssen. 88.

Aus englischen Blättern.

Der sehr geschickte Glasmaler Wilmshurst hat eine gelungene Copie des großen und berühmt gewordenen Gemäldes: die Kreuzigung Christi, nun beinahe ganz vollendet. Dieselbe ist aus 118 Glastafeln, jede von 15 auf 21 Zoll ins Quadrat und in Kupfer gefaßt, zusammengesetzt, sodaß davon ein großes Mittelstück und zwei Seitentheile gebildet werden; das Ganze füllt in einer Höhe von 19 Fuß und einer Breite von 15 Fuß ein Bogenfenster in der neuen St.-Georgenkirche zu Liverpool aus. Das Original war in Auftrag der Gemeinde schon im Jahre 1826 zu dem Endzweck gemalt und mit 1020 Pf. Sterl. bezahlt worden, und kein englischer Künstler hat bis jetzt etwas Aehnliches zur Verzierung einer Kirche hervorgebracht. Der Kopf und der Körper des Erlösers, die Ruhe in dessen Zügen sind aufs vortheilhafteste gehoben durch die Schächer, welche durch den Ausdruck ihrer Körperqualen einen scharfen Contrast bilden. Ebenso vorzüglich erscheinen die Marien am Fuße des Kreuzes, mit den matt herabhängenden Armen, den getrübten, thränenschweren Blicken, umgeben von einer Volksgruppe, die theils von Schrecken ergriffen, theils in einer verehrenden Stellung den Vordergrund bilden, welches Alles sich in eine meisterhafte Schilderung verschmilzt. Die lichten Stellen des Bildes sind sehr sorgfältig behandelt, sodaß die Wirkung dieses Fenstergemäldes mehr als außerordentlich ist. Bemerkenswerth dürfte es sein, daß gerade an demselben Tage, als Hr. Wilmshurst dieses Fenster in Liverpool zusammensetzte, sein noch größeres Fenstergemälde, das Turnier des goldenen Lagers darstellend, woran er beinahe drei Jahre gearbeitet hatte und welches 2000 Pf. gekostet, vom Feuer zerstört wurde.

Im Jahre 1760 kam von Berlin nach London eine ebenso ausgezeichnete Sängerin als Schauspielerin, Namens „La Paganini", deren Ruf so bedeutend wurde, daß, als derselben eine Benefizvorstellung in der Oper bewilligt wurde, nur höchstens ein Drittheil der Zuhörer, welche einzutreten beabsichtigten, Platz finden konnte. Das Gedränge war dabei über alle Maßen groß. Die Hüte und Kleider wurden den Eindringenden vom Leibe gerissen, Damen in vollem Anzug, deren Wagen und Bediente schon wieder fort waren, mußten aus Mangel eines Platzes allein, ohne Mäntel den Weg nach Hause einschlagen, weil es unmöglich war irgendwo im Theater unterzukommen. Da es im Sommer und noch bei Tage geschah, daß solche seltene Fußgänger in vollem Staate die lebhaften londner Straßen durchschritten, so erfreuten sich viele Zuschauer eines so ungewohnten Schauspiels zur großen Verlegenheit der vornehmen Damen. 42.

Hierzu Beilage Nr. 12.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 12. 31. Mai 1832.

Chronik von Wienerisch-Neustadt. Herausgegeben von Ferd. K. Böheim. Zwei Theile. Mit Kupfern. Wien, Adolph. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Habent sua fata libelli. Unter mehren, längst mit den verlangten Berichterstattungen zurückgesandten Schriften hatte Ref. auch die vorliegende empfangen. Sie hatte ihn, einen großen Freund städtischer Monographien, mehr als die meisten der andern angezogen, und dennoch wollte das Geschick, daß eben dieses Buch unter Haufen dringender Geschäftsarbeiten begraben liegen mußte, bis eine wiederholte Mahnung der geehrten Redaction, gleichzeitig mit der gelehrten und geistvollen Beurtheilung eines ganz analogen Buchs, die Förderung jenes Auftrags unabweislich veranlaßte. Es ist die in Nr. 318 d. Bl. f. 1831 angezeigte „Geschichte der Stadt Wien", von Johann Grafen Mailáth, zu welcher gegenwärtige „Chronik" ein anziehendes Seitenstück liefert. Berichtet jene die Schicksale der weltberühmten Hauptstadt des mächtigen Kaiserstaates und aller damit verbundenen Reiche, so finden wir hier ein Gleiches in Bezug auf eine Stadt, die, bei so viel geringerm Umfange, dennoch lange Zeit hindurch für die zweite des Reichs galt; als Residenz der Monarchen und Mittelpunkt so großer Ereignisse gleichen, hinsichtlich ihrer unwandelbaren und makellosen Treue aber den ersten Rang für sich in Anspruch nahm und den letztern noch heute behauptet.

Freilich wird der Hr. Beurtheiler des andern Werkes, der es lobend anerkannte, daß der Hr. Graf „jene Ruhmredigkeit, jenes Prunken und Kokettiren mit Patriotismus, womit die östreichischen Geschichtschreiber ihre Leser gewöhnlich zu belästigen pflegen", fast gänzlich vermieden habe, sich wenig angezogen fühlen, und mit ihm werden manche Andere ihr Urtheil im Voraus über eine Schrift feststellen, die fast ausschließlich jener Tendenz hingegeben ist. Denn, gleich dem oft besprochenen rothen Faden zieht sich von den ersten Zeilen des Vorworts bis zum Schlußsatze des ganzen, acht Jahrhunderte umfassenden Gewebes die Grundidee einer, dem Fürstenhause beispiellos gewidmeten Treue so unverlierbar hindurch, daß man sich des Gedankens, es liege irgend eine Nebenabsicht, ein Zweck darunter verborgen, je weiter man liest, nur um so weniger erwehren kann. Referent theilt diese Ansicht nicht; ihm erschien es nur als ehrenvolles Bewußtsein so ungemessener Hingebung, jenem tendre vergleichbar, das die früher Erwählte dem Gegenstande ihrer ersten jungfräulichen Zuneigung auch dann noch bewahrt, wenn sie Platz und Besitz längst einer andern Begünstigtern geräumt hat; und, wie in solchem Falle das geschärfte Auge jeder irgend verfänglichen Handlung der glücklichern Nachbarin zugewendet bleibt, so hat auch unser Chronist die mancherlei, zum Theil schweren Fehltritte, ja offenbare Untreuen der schönen Vindobona genau in sein Register getragen.

Aus dieser Geistesrichtung folgte unvermeidlich, daß jeder Conflict mit dem geliebten Herrscherstamme, komme er von welcher Seite er wolle, ungefähr in eben dem Tone und Farbe vorgetragen wird, wie es die Redaction irgend einer wiener Hofzeitung jener Zeit passirlich gefunden haben würde. Doch dies ist ja allgemeines Loos aller neuern, aus jenem glücklichen Lande uns zukommenden Schriften, bei denen es für den aufmerksamen und kundigen Leser oft nicht weniger interessant ist, zu bemerken, was verschwiegen, als was und wie dies mitgetheilt worden.

Weil aber jene misgestimmte Saite doch nur immer bei einzelnen Gegenständen und Epochen in Berührung kommt, so bleibt in einem sonst fleißig zusammengetragenen Buche, und namentlich aus älterer Zeit, vieles sehr Interessante übrig. So auch hier, und gehen wir daher ohne Weiteres zur Sache selbst über.

Der Verf. schöpfte, außer den bekannten Geschichtswerken, vorzüglich aus den Archiven der alten Stadt, und erwirbt unsere Achtung wie unsern Dank, wenn wir S. VI lesen, wie er, gewahrend, daß das begonnene Werk größere und immer neue Schwierigkeiten darbiete, anstatt zurückzutreten, manche Stunde des Tages dem Vergnügen und viele Nächte dem Schlaf abgeborgt, um aus kaum leserlichen, halbvermoderten Urkunden und aus ungeordneten Convoluten, von denen hundertjährige Staubwolken aufflogen, die Goldkörner, deren er bedurfte, hervorzusuchen.

Die Schrift ist in Capitel abgetheilt, deren erstes die Urzeit und das Entstehen der Neustadt, bis zum Eintritte des 13. Jahrhunderts, jedes folgende aber ein Jahrhundert für sich umfaßt.

Wienerisch-Neustadt, auf der Völkerscheide zwischen Deutschland und Ungarn und auf dem großen Heerwege aus Italien und vom adriatischen Meere zum östlichen Deutschland, wurde vom Herzog Leopold dem Tugendhaften gegen Ende des 12. Jahrhunderts da, wo die alte Hauptstadt Pannoniens, Pütten (Putina), gestanden, gegründet, um das Land gegen die feindlichen Einfälle der Ungarn zu schirmen; die Geldmittel entnahm er aus K. Richards von England Lösegeld.

Leopolds den neuen Anbauern ertheilte „Handveste" gehört zu den merkwürdigsten Urkunden jener Zeit, und wir sind dem Verf. für Das, was er hieraus und aus dem Landrecht hier mittheilt, gern dankbar; Alles ist dort so richtig auf die Bildungsstufe jener Zeit, auf die Bedürfnisse der Völker und den frommkindlichen Glauben gegründet, daß man, in unserer constitutionnellen Epoche, nicht ohne erhöhtes Interesse, ja nicht ohne eine gewisse Rührung darauf zurückgehen kann. Theilen wir Weniges daraus mit.

Das Landrecht fängt an: „Wie man jegliche sach richtn sol. Herre got himelichier vater durch dein milter gut beschuft dw den menschen mit drywaltiger wirdichait. Der erst wirdichait ist daz er nach dir gebildet ist. Daz ist auch ein also grosser wirdichait. der dir allez menschleich thumme danckchen schol. Wil lieber hymlich vater, seit dw vns zu deiner hochen gothait also wirdichleich geedelt hast. Der ander wirdichait ist, da dv herregot den menschen darzu geschaffen hast. Die Summe vnd den man (Mond), die sterne vnd die vir element fewr wasser luft erd, die vögel in den luften die vische in dem wage (Wasser), die vogel in den welden, gold silber vnd edels gestain, plumen lichter varib, der paume frucht, Chorn vnd alle creatur, daz hastu herre allez dem menschen zu dinst vnd zu nutz geschaffen, durch die trew vnd durch lieb, die zu dem menschen heste und hast. Den dritt wirdichait da du herre den menschen mit gewirdigt hast vnd geedelt daz ist die, daz der mensch der wird vnd die Freud die ere vnd die wunne, die du selber hast ymmer mit dir ewichleichen messen (theilen) schol." — Doch verlassen wir die alte, ohnehin nicht genaue Version des lateinischen Originals, und fahren in moderner Weise fort, den fernern Sinn mitzutheilen. „Das Alles gabst Du uns umsonst, aber zu einer Mahnung, daß wir für so unermeßliche Gabe Dir mit rechtem Ernst dienen sollen. Gott will, daß wir würdig leben, gegen einander Treue, Frieden und Ehrerbietung, nicht Haß und Neid im Herzen tragen sollen. Denn würdiges, friedliches Leben hat Gott unermeßlich lieb; davon sangen die Engel an der Krippe da Gott geboren ward, Gloria in excelsis Deo et pax hominibus, und da Gott auf Erden war, war sein stetes Wort, pax orbis, und als er wieder zum Himmel fuhr, da sprach er noch einmal, der Friede sei mit euch, und empfahl dem guten Herrn Sanct-Peter, daß er ein Pfleger sei des rechten Friedens, und gab ihm Gewalt,

Denen den Himmel aufzuschließen, die den rechten Frieden behielten, und zu verschließen Denen, die ihn brechen. Der Papst soll an Gottes Statt richten hie auf Erden bis auf den jüngsten Tag, und dann will Gott selbst richten, Gutes und Böses, Groß und Kleines, das hier nicht gerichtet worden, und darum will man in diesem Büchlein Denen, die über Andere richten sollen, zeigen, wie sie richten sollen, denn Die recht richten, denen gibt Gott Ehre und Gnade; wer unrecht richtet, über den richtet am jüngsten Tage der Zorn Gottes. Seit Gott der Friedensfürst heißt, da ließ er, als er zum Himmel auffuhr, S.-Peter zwei Schwerter zum Schirm der Christenheit. Des weltlichen Gerichts Schwert, das ließ der Papst dem Kaiser, das geistliche ist dem Papste selbst vorbehalten, damit er selbst richte. Dem Papste gebührt es, zu Zeiten zu richten auf einem weißen Pferde, und der Kaiser soll dem Papste den Steigriemen halten, daß der Sattel nicht weiche."

Das Landrecht gestattete den Zweikampf, der Uebelthäter büßte durch seinen Tod Alles ab, Geldbußen wurden nicht gefodert, sein Erbe blieb den Freunden. Damit die Reichen den Armen leichter Geld leihen, durfte von dem erborgten Gelde weder dem Herzoge noch dem Richter etwas gezahlt werden — also kein Stempelpapier. — „Wer zur Marktzeit Jemanden mit Wort oder That zu nahe tritt, oder Unzucht begeht, wird mit fünf Pfund Pfennigen für den Richter, und ebenso viel für den Beleidigten bestraft." Wer den Landesfürsten schalt, dem wurde die Zunge ausgeschnitten, die er jedoch mit 10 Pfund Pfennigen lösen konnte, ausgenommen er schalt zugleich Gott und die Heiligen. „Wer vor seinen Feinden in die Stadt flieht, um Schutz zu suchen, und etwa die verfolgenden Feinde dabei umkommen, so soll darüber weder dem Richter noch den Anverwandten der Erschlagenen Rechenschaft gegeben werden." „Die Bürgerwitwen und ihre Töchter sollen freie Wahl haben zu heirathen, wen sie wollen, nur keinen fremden Ritter, er sei denn in der Stadt gesessen, bei Verlust alles Gutes der dawider Handelnden." „Ueber den unerlaubten Beischlaf soll nicht der Richter, sondern der Pfarrer richten." „Kein Gefangener soll mit Hunger, mit Banden, Hitze oder Frost oder Schlägen zum Geständnisse gezwungen werden." „Wer Jemanden einen Bastard, Bösewicht oder Lügner schilt, zahlt dem Richter 60 Pfennige, und ebenso viel dem Beleidigten; hat er aber Jemanden einen Hund oder Vieh geschimpft, so zahlt er dem Richter 5 Pfund Pfennige, den Beleidigten aber soll er auf den Armen tragen, bis an die Grenze des Landes, zu seinen Ehren."

„Von Gnaden wegen" gelobt der Herzog, daß er von den Bürgern keine Steuer oder Gabe fodern will, „außer in rechten Dürften". Ebenso will er „von keiner Klage-Sache von den Bürgern eine Gabe fodern." Thürme und Thore sollen stets in ihrer Gewalt sein, auch keine Veste will der Herzog bauen, damit sie nicht glauben, er habe Mistrauen in die Stätigkeit ihrer Treue. Der Herzog will, „daß die Bürger für ihre Jugend einen frommen Schulmeister setzen; die Juden sollen nach der Lehre des h. Vaters von allen Aemtern und Würden ausgeschlossen sein; der christliche Richter soll den Nachrichter, oder einen andern bescheidenen Mann, den Juden zum Richter setzen, der zu Gericht sitze vor der Schulthür; über eines reichen Juden Missethat aber ist des Herzogs Rath einzuholen." Eine gute Finanzpraxis für jene Zeit. 1234 zog der Minnesänger Ulrich v. Lichtenstein, ein deutscher Ritter, zwei Mal durch diese Gegend. Das erste Mal, als Königin Venus, nahm er seinen Weg von Venedig nach Steiermark. An alle Ritter, die an seinem Wege hausten, erließ er eine Auffoderung zu Kämpfen und Turniren, um seiner Liebe willen, und um sie zu lehren, „mit wie gethanen Dingen sie werther Frauen Minne verdienen oder erwerben sollen." Voran ritten Ulrichs Marschalk und sein Koch, ihm das Gemach zu bereiten. Nachmals kam das Banner, weiß wie ein Schwan, neben welchem zwei Mann ritten, die laut in die Posaune stießen. „Drei Zaumpferde", schreibt er selbst, „zog man mir nach, denen drei Knappen beiliefen, dann drei bedeckte Rosse, deren jegliches ein Knappe pflog. Auf jedem lag ein Sattel, der war stark und silberweiß, bei dem Rosse führte man einen weißen Schild, der nicht besser gemacht sein konnte, auch meinen lichten Helm, der meisterlich gekrönt war. Dann schlug ein Holbläser (Pfeiffer) eine Sumber (Pauke), dann ritten vier gutgekleidete Knechte, deren jeder drei große Speere führte. Nach diesen ritten zwei Mägde, alles was sie antrugen, war von weißer Farbe, nach ihnen ritten zwei gute Fiedler, die mich hochgemuth machten, denn sie fiedelten eine fröhliche Reisenote. Hierauf folgte ich selbst zu Pferde in einem gutgeschnittenen Kappenmantel, der von weißem Sammet war, ich führte einen klaren Hut mit weißen Perlen bestreut, zween braune große und lange Zöpfe schwankten mir bis über meinen Gürtel, die waren auch mit Perlen bewunden, dann trug ich ein Röcklein, daran zween Frauenärmel, auch seidene Handschuhe. So hob ich mich von dem Meere und gar viele Leute folgten mir nach". An 1000 Ritter warteten schon der Königin Venus, um mit ihr zu stechen. Am 22. Tage seiner Reise kann Ulrich über den Sömmering nach Neustadt. Wie er am Kehrbach ritt, sah er gegen sich herführen ein silberweißes Banner, mit blauem Ember, und wol zehn Speere; diesen folgte Ritter Berthold in voller Rüstung. Ulrich war ganz in weißes Gewand gekleidet, trug einen Mantel von weißem Sammet; seine 12 Knappen, ja sogar die Rosse waren weiß; Sattel, Decken, Schilder glänzten silberweiß. Ulrich band den Helm zu Haupt und nahm einen Speer. Bald kamen sie aneinander, daß das Feuer aus den Helmen sprühte und die Speere brachen. Berthold bewies sich als ritterlicher Kämpe, und brachte seinem Gegner einen Stoß bei, der ihm das Kinn von Blute näßte. Noch sechs Ritter kämpften gegen ihn mit Glück. Ulrich gab sechs goldene Finger, die er wählte, weil er einst einen Finger im ritterlichen Kampfe für seine Geliebte verlor, als Preise hin, und zog in die Stadt. Daselbst ließ er sich insgeheim durch seinen Kämmerer ein Bad bereiten, und als er sich in selbem befand, wurde ihm liebes Leid und freudiges Ungemach von Frauen kund, davon ihm das Herz verwundet ward. Sein Kämmerer, der in die Herberge gegangen, ließ ihn allein. Da kam ein gar höfischer, kluger, gutgekleideter Knappe, der breitete einen Teppich vor das Bad, legte allerlei schönes Frauengewand, reiches Kleinod und dazu ein Brieschen von schöner Hand darauf. Dann entfernte er sich, ohne ein Wort geredet zu haben, kam aber bald mit zween Knechten zurück, welche ihm Rosen nachtrugen. Die Knappen bestreuten Ulrich, so viel er auch zürnen und bitten mochte, mit den Rosen, neigten sich züchtig und entfernten sich schweigend. Ulrich wollte diese Geschenke nicht nehmen, da sie von einer fremden Schönen, nicht von der, welcher er seine Liebe und seinen Dienst geweiht, gekommen. Man bezeichnet als Ulrich's Geliebte Agnes von Meran, des kaum zwanzigjährigen Friedrich des Streitbaren dritte Gemahlin. Als Ulrich darauf in seine Herberge gefahren, ließ er sich im Zorne das Brieschen vorlesen, darin standen viel schöne Reime und schöne Worte, nur der Name der Spenderin nicht; das machte Ulrichen gar traurig und eine schlaflose Nacht.

Er zog dann weiter, als König Artus kam aber später, ebenso abenteuerlich und mit noch größerm Pomp nach Neustadt zurück.

Diese Züge sybaritischer Albernheit aus einer Zeit, in der Krieg, Pest, Empörung und rohe Gewalt jeder Art die Völker zerrissen, sind das unverkennbarste Zeugniß, wie so ganz damals die Idee einer ernsten und höhern Bestimmung der Menschheit auch den reicher begabten Geistern entschwunden war. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit, „obgleich viele Kaiser waren", heißt es in einem alten Schulliede, brach nun herein, und mit ihr die langen Fehden zwischen Kaiser Friedrich II. und dem geächteten Friedrich dem Streitbaren. Wien hatte sich gegen Letztern, seines Geizes und seiner Härte wegen, empört. König Wenzel von Böhmen, Herzog Otto von Baiern, die Bischöfe von Passau und Bamberg fielen unter Verwüstung und Raub in Oestreich, Steiermark und Krain ein. Wien und die Neustadt wurden erobert und 1237 durch Friedrichs II. Majestätsbrief zu freien Reichsstädten erhoben. Nur Wien, nicht die treue Neustadt, unterlag

solcher Lockung, Herzog Friedrich siegte endlich über alle Feinde, züchtigte zuerst, dann aber begnädigte er das verirrte Wien, die Neustadt aber belohnte er 1239 durch einen neuen Freiheitsbrief „umb Ihrer Trew und Vestigkeit willen, die sie zu uns gehabt, zu Zeiten, als das Römisch Reich und nachent alle diese Welt uns mit gewaltiger Hand überzog.“ Kaufmannschaft wurde den Bürgern gestattet, neben voller Mauthfreiheit. „Noch mehr“, heißt es weiter, „wollen wir sie in andern Sachen ehren; also, daß sie ihre Töchter und Freunde nicht nach unserm Zwang oder Gebot, sondern nach ihrem freyen Willen verheirathen mögen! Jüden will er in kein Amt setzen.“ Dagegen sind denn aber auch beide Städte ihrer unmittelbaren Reichsfreiheit für alle Zeit glücklich entledigt worden, und 1245 bringt derselbe den neustädter Bürgern schon wieder seinen „unermeßlichen Dank“ für die fortdauernde Reinheit ihrer Treue. Wenn er aber früher nach einer großen Feuersbrunst der Stadt eine sechsjährige Steuerfreiheit ertheilte, so liegt darin wol weniger ein Beweis großer Milde als davon, daß die von Leopold nicht lange zuvor den Bürgern zugesicherte regelmäßige Steuerfreiheit schon damals nicht mehr geachtet wurde. Eine vierte Ehe, welche Friedrich nach zwölfjähriger Kinderlosigkeit der schönen Agnes von Meran — sie wird S. 60 Sophie genannt — mit einer bairischen Prinzessin schließen wollte, entzündete neue Kriege. Die Ungarn und Kumanen brachen unter schrecklichen Verwüstungen ein; an der Leitha kam es 1246 zu der denkwürdigen Schlacht, in welcher Friedrich, der letzte Babenberger, 35 Jahr alt, erst ins Auge geschossen, dann von einem Grafen Frangipani niedergestochen, sein Heldenleben ließ. An seiner Seite focht Ulrich, der Minnesänger, den Sieg aber errang Heinrich von Lichtenstein. Da Friedrich unbeerbt starb, zog der Kaiser Oestreich und Steiermark als Reichslehen ein. Seine Schätze hatte Ersterer der Obhut der deutschen Ritter vertraut, sie wurden unter Friedrichs beide Schwestern getheilt, deren jüngere, Constanzia, dem Markgrafen von Meißen vermählt war. Die Edeln Oestreichs wählten einen der Söhne Constanziens; König Wenzel aber lenkte die Gesandten auf seinen Sohn Ottokar, der sogleich mit einem Heere, Geld und Geschenken nachfolgte. So wurde er bald Herr des schönen Landes. 1253 wieder ein Freiheitsbrief, der aber „von der Imprunst Eurer Underthenigkeit und der Parmherzigkeit Unsrer angebornen Gütigkeit“ sprechend, die Fortschritte des Curialstyls andeutet. Um eben diese Zeit kamen die deutschen Ordensritter nach Neustadt, und schon nach sechs Jahren war ein Drittheil der Stadt ihr Eigenthum. Schaudererregende Greuel verwüsteten das Land während des Kampfes der Ungarn und Kumanen mit den Deutschen. Neustadt erwarb sich als Grenzveste und durch den Heldenmuth seiner Bürger unvergänglichen Ruhm. Endlich erschien der erste und, wie klein auch sein Erbe war, der größte der Habsburger. Ihm dienten die Neustädter, im Kampf mit Ottokar, mit Leib und Blut, und er belohnte sie durch neue Freiheiten und das Stapelrecht. Auch Kaiser Rudolfs II. Freiheitsbrief endete mit den Worten: „und haben wir Alles gethan, durch besondere Gnade und Lieb, die wir haben zu der Edeln und getreuen Stadt und unsern erbaren Bürgern, an denen wir besonders fürtreffliche und treue Hülfe, Rath und Dienst, mehr denn von vielen Unserer andern Städte gefunden haben.“

Keine Regierung aber war für die Neustadt verderblicher als die auch für Deutschland so unglückliche Herzog Friedrichs IV., als Kaiser Friedrich III. *) Daß derselbe auf den Grund eines, mindestens problematischen Testaments sich der Person des unmündigen Ladislaus von Oestreich, und durch List der ungarischen Reichskrone bemächtigte, brachte, sowie der lange Bruderzwist mit K. Albrecht, namenloses Elend über Stadt und Land. In Wien selbst Meuterei, die mit der „schrecklich grausamen“ Hinrichtung des Urhebers, Bürgermeister Holzel, endete. Der Kaiser selbst wurde dort von seinen Unterthanen belagert und nur durch Podiebrads Hülfe gerettet; er floh in die unglückliche Neustadt. Dort aufs äußerste bedrängt und von dem feindlichen Heere unter Eitzinger und Cilly belagert, übergab er endlich den 4. Sept. 1452 den jungen Prinzen seinen Räthen, dem Aeneas Sylvius, Reidberg und zwei Geistlichen, die denselben vor die Stadt brachten. „Unbeschreiblich war die Freude, mit der die Oestreicher ihren jungen Regenten empfingen, helles Jauchzen durchscholl die Luft, als sie den Jüngling von ferne herankommen sahen, Böhmen, Mährer, Oestreicher drängten sich wetteifernd, ihn zu sehen, zu begrüßen, und ihn im ersten Taumel des Entzückens in ihre Arme zu schließen, als wäre er eben aus harter Gefangenschaft erlöst. Unter lautem Jubel und Trompetenschall führten sie ihren neuen König zu den Bädern, damit, wie sie sagten, er hier sich davon reinige, wenn er noch etwas Steiermärkisches an sich habe; und nun erst zog die unabsehbare Schar ins Lager.“ Den Kampf um die ungarische Krone führte der große Mathias Corvinus Anfangs mit ungleichem Glück. Furchtbar verheerten beide Theile das Land; endlich erbot sich Friedrich, die Krone gegen hohes Lösegeld auszuliefern; die Foderung der Thronfolge, nach Corvin's unbeerbtem Tode, verwarfen die Stände. Nun kamen sieben ungarische Magnaten mit 3000 Rittern und Edeln vor die Stadt, um die ihnen über Alles theure Krone sicher nach Hause zu geleiten. Die Krone wurde herbeigebracht, aber es entstand neuer Verdacht, der Kaiser habe sie vertauscht, der alte Palocz aber erkannte sie für die echte, erwies ihr hohe Verehrung, und mit gebeugtem Knie, unter Freudenthränen, dankte er Gott, sie vor seinem Ende noch wiedergesehen zu haben. „Sie wurde nach dreitägiger Ausstellung nach Ofen gebracht.“ Jetzt wird sie wieder in Wien verwahrt; Friedrich, der viel in Neustadt bauen ließ, verewigte sich überall durch sein bekanntes Monogramm: A. E. I. O. U. Der Verf. theilt uns die bescheidenen Versionen mit, welche östreichischer Patriotismus ersonnen hat, als z. B. „Austria est in orbe unica.“ „Austriae est imperare orbi universo.“ „Alles Erdreich ist Oestreich unterthan.“ Die schönste finden wir aber erst am Schlusse des Werkes: „Austria erit inclyta oppressorum ultrix“. Möge diese vor aller Welt offenkundig wahrer erscheinen als die zuerstgegebene; an Gelegenheit mangelt es nicht.

Sonst hielt Friedrich, „der bekanntlich immer einen Widerwillen gegen alle Ausgaben hatte“, rathsam genug Haus. Er verheirathete, ohne viele Anfrage, reiche Bürgertöchter an seine Diener; so ersparte er den Lohn und gewann noch obenein Geldmittel für den Fall der Noth. Durch Albrechts Tod erlangte er endlich Ruhe; er zeigte sich milde gegen die in Kirchenbann und Reichsacht verfallenen Wiener, und dankbar gegen die treue Neustadt. Auch von K. Mathias Corvin, der eine Zeitlang Herr der Steiermark war, erntete sie gleiches Lob, und noch verwahrt sie dessen ihr geschenktes Bildniß und den berühmten Pokal unter ihren kostbarsten Kleinodien.

Durch die Vereinigung der Steiermark mit Oestreich schwand zuerst der äußere Glanz der Neustadt. Wien wurde und blieb seitdem Residenz, doch sah sie noch oft ihre Herrscher in ihren treuen Mauern. So 1522, „saß der schöne, edle, aber rasche Ferdinand auf hoher, purpurbedeckter Tribune am Hauptplatze der Neustadt. Er hielt Blutgericht über die Afterregenten des abermals empörten Wiens. Viele Häupter fielen durch Henkershand; die Leichen sandte man den Frauen und Freunden zurück, und nach Einziehung der Güter hatte alle Untersuchung ein Ende.“ 1529. Heldenmüthige Vertheidigung der sich selbst überlassenen Neustädter gegen Soliman's Heer. Sieben heftige Stürme schlugen sie an einem Tage zurück. Aus der Topographie jener Zeit entnehmen wir, daß der Garten der Chorherren zu St. Ulrich zwischen „einem gemeinen Frauenhause“ und „der Elendzeche“ mitteninne lag. Fast jährlich Pest, Erdbeben oder Feuersbrünste. Inmittelst verbreitete sich „das Lutherthum“ immer mehr. Es war so weit gekommen, daß man Beispiele von Priesterehen erlebte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichte und kaum noch den Magistrat mit guten Katholiken besetzen konnte.

*) Möchten doch die östreich. Historiker den deutschen Kaisern, als solchen, nicht die Familienzahl beifügen. Unser Verf. spricht immer oder oft von Kaiser Friedrich IV.

Nichts fruchtete dagegen. Da erschien Melchior Klesel, Sohn eines lutherischen Bäckers zu Wien, als Bischof von Neustadt; damals 35 Jahr alt. „Er begann das große Werk der Bekehrung Anfangs Oktober 1588, und was in zehn Jahren Keinem glückte, gelang ihm fast in ebenso viel Tagen." Die Räthe des Erzherzogs unterstützten ihn treulich, „diese nahmen am 1. Dez. unter des Erzherzogs und Klesel's Vorsitz eine feierliche Handlung der Reformation vor, die von so durchgreifender Wirkung war, daß schon am 5. Dez. Bürgermeister, Richter und Rath mit Dank die Erklärung nach Hofe abgaben, daß alle Einwohner mit Ausnahme einiger wenigen zur katholischen Religion übertreten und dies durch die Abendmahlsfeier unter einerlei Gestalt bezeugen wollten. Wer sich weigerte, mußte binnen acht Tagen die Stadt, binnen sechs Wochen das Land räumen und seine Güter an einen Katholiken verkauft haben." „Auf solche Art hatten die Reformationshandlungen Klesel's den besten Erfolg." Er erhielt 1616 den Cardinalshut, Ferdinand aber argwohnte, Klesel habe den Kaiser zur Milde gegen die Böhmen bestimmt, ließ ihn ohne Vorwissen des Kaisers verhaften und hielt ihn drei Jahre auf einer tirolischen Festung gefangen. Ferdinand, der Gräzer, war schon Kaiser, als der Papst Beide versöhnte. Klesel starb wenige Jahre nachher, 77 Jahr alt, ungeheure Reichthümer hinterlassend. Ferdinand allein war ihm 411,365 Gulden schuldig. Universalerbe wurde das Erzbisthum zu Wien, die Jesuiten, Klöster ꝛc. erhielten reiche Legate, seine Verwandten 20,000 Gulden. 1650 erschien das Patent, daß an den Straßen die zerstörten Kreuze und Martersäulen wieder errichtet werden sollten; 1658 der Regierungsbefehl, daß die Scharfrichter zur Unterscheidung von den Wasenmeistern einen blauen Hut, letztere blaue Ringe auf der Brust tragen, und beide alle Gemeinschaft mit ehrlichen Leuten meiden sollten. Unterdessen war alles Communalvermögen dahin, die Bürgerschaft völlig verarmt, über 80 Häuser standen leer, nur acht Bürger hatten nothdürftigen Erwerb, die meisten nicht Brot, den Hunger zu stillen, die Stadt wurde zur Einöde. Dem entgegenzuarbeiten verbot Leopold das Auswandern! 1670. Judenverfolgung; „bei Leib- und Lebensstrafe soll sich, da nun alle verjagt worden, kein Jude mehr zu Neustadt und in ganz Oestreich sehen lassen." 1671. Abermals Blutgericht in Neustadt. Fürst Ragotzky von Siebenbürgen, Zriny und Franz Frangipani, Markgraf von Littorale, ein junger Mann, dessen Sinn von griechischen und römischen Freiheitsideen in Italien genährt ward, waren als Aufrührer verurtheilt. Sie wollten Ungarn unter türkischem Schutz als eignen Staat herstellen. Frangipani führte seine Jugend an, und daß er der Letzte seines Stammes sei. Leopold ließ antworten, „auch den letzten Babenberger habe ein Frangipani — in der Schlacht — getödtet." Das Richtschwert, unter dem sie sanken, wird noch auf dem Rathhause verwahrt. Um eben diese Zeit wurde allerlei Herenvolk verbrannt. 1684. Große Türkennoth, heldenmüthige Vertheidigung der Bürger. Dreißig Jahre nachdem Zriny und Frangipani aus dem Kerker aufs Blutgerüst gingen, entrann Fürst Ragotzky beidem; sein Retter Lehmann wurde geviertheilt und an vier neue Galgen gehenkt. Hiermit begann für Neustadt das 18. Jahrhundert. Hierauf neue Empörungen und das große Blutgericht in Ungarn, und, als sei noch nicht Unruhe genug, wüthete der Bischof Graf Buchheim wider jede Ordnung. Dem Magistrat, der auf nächtliche Ruhe hielt, zu trotzen, ließ er vom Pfarrthume herab Nachts mit Trompeten blasen und die große Trommel dazu schlagen. Eine Judenhetze wurde angeordnet, der Domprediger Füger trieb dazu. 553 Juden waren aus Ungarn verjagt, von Joseph I. in Neustadt aufgenommen. Die Bürgerschaft war auch nicht viel zahlreicher. 1712. Zum letzten Mal die Pest. Je weiter wir nun vorgehen, desto verfänglicher wird der geschichtliche Boden, desto nüchterner die Erzählung, ausgenommen wenn das Volk freudetrunken ist über allerlei höchste und allerhöchste Anwesenheiten. Transeant cum caeteris! Merkwürdig und segensreich bleibt die Errichtung der trefflichen k. k. Militairakademie, erst unter Daun's, jetzt unter des edeln Erzherzog Johann unmittelbarer Leitung. Von Josephs Reformen kein Wort, von ihm selbst fast nichts; vom französischen Revolutionskriege auch wenig, und darunter das Unerheblichste, z. B. sogar angesagte und nicht realisirte Lieferungen oder Durchmärsche! Vom jetzigen Zustande der Stadt, Handel, Gewerbe, Bildungsstufe, Schulen, kaum etwas; nur beiläufig ersehen wir, daß die Stadt ungefähr 10,000 Einwohner einschließlich der Vorstädte hat; aber mit wahrer Freude theilt Ref. noch die Kunde mit, daß der wackere Bürgermeister Miesl, dem das Buch gewidmet ist, auf einer ehemaligen Ordnung ein neues Dorf gegründet habe. Wie viel verdienstlicher, als hätte er das stolzeste Kloster gegründet. Die sehr gut gearbeiteten Kupfer geben, außer dem Portrait des Hrn. Miesl, Ansichten der Stadt vor dem Jahre 1768, wo ein Erdbeben Vieles verwüstete, und der Burg, ingleichen eines alten Thores mit seinem A. E. J. O. U.

Ref. hält für gewiß, daß jeder Leser mit ihm die Ueberzeugung theilen werde, daß der achtungswerthe Verf. seiner Aufgabe, so weit die Verhältnisse es ihm gestattet, tüchtig nachgekommen sei. Für den engern Kreis der Provinz aber ist das Buch eine doppelt erfreuliche Gabe. 116.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. Buchholz. Vierzehnter Jahrgang. Auch unter dem Titel: Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. Siebzehnter Band. Begebenheiten des Jahres 1828. Berlin, Enslin. 1831. 16. 2 Thlr.

Wenn in der Ankündigung des vorjährigen Jahrgangs dieses Taschenbuchs*) das Jahr 1827 als das vorbereitende Jahr bezeichnet wurde, indem die entgegengesetzten Principien immer mehr sich zu consolidiren begannen, so gilt dieses noch mehr vom Jahr 1828, welches der hier angekündigte Jahrgang umfaßt. Dieses Jahr trug wol wesentlich zu der Täuschung der Bourbons bei, als ob die Vernichtung der liberalen Institutionen nur geringen Widerstand bei den Völkern finden werde. Wirklich erhob sich in Portugal auf den Trümmern der mit gutem Willen, aber großem Leichtsinn und völliger Verkennung des Culturzustandes der portugiesischen Nation gegebenen Constitution der ultra-absolute Thron Miguels, während das durch innere Unruhen zerspaltene Brasilien das dortige Kaiserthum dergestalt bedrohte, daß Pedro I. sich nur durch den Beistand französischer und englischer Marinesoldaten, welche von den vor Rio Janeiro liegenden Flotten aus eine obligate Gastrolle gaben, erhielt. In England zerstörte das die Torypartei im starresten Sinne repräsentirende Ministerium des Herzogs von Wellington die durch Canning hervorgerufenen Hoffnungen der Liberalen, und so mochte es kommen, daß der französische Hof, welcher das auf gewisse Art neutrale Ministerium Martignac der Nation aus dem nämlichen Grunde gegeben hatte, weshalb man in kritischen Augenblicken einen Waffenstillstand vorschlägt, ohne den Frieden, vielmehr nur Zeit zu neuer Rüstung zu wünschen, das Jahr 1828 mit der Hoffnung beschloß, bald die verhaßte Maske affectirter constitutioneller Gesinnungen abwerfen zu dürfen. Außer dem, nicht sehr günstigen russischen Feldzuge gegen die Türken bietet dieses Jahr wenig bedeutende äußere Erscheinungen, aber die innere Thätigkeit der sich trotz aller Hemmungen verbreitenden liberalen Ansichten läßt sich nicht verkennen, weshalb ich den angekündigten Jahrgang weniger für eine interessante Lecture als vielmehr für einen Beitrag zum Studium der innern Entwickelung der Völker erklären möchte. 36.

*) Vgl. Beil. Nr. 23 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 157. — 5. Juni 1832.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Leipzig, Brockhaus. 1832. 12. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Mit Goethe's Tode schließt sich in der deutschen Poesie eine Periode, die schönste, die sie bisher erlebt hat und die fortan nur noch der Literargeschichte angehören, in dieser aber mit seinem Namen am passendsten zu bezeichnen sein wird. An seinem Grabe stehend, erkennen wir mit Wehmuth, daß wir von diesem glänzenden Tage den Abend nun auch bis auf die Neige verlebt haben und einer Nacht entgegensehen, deren Dauer sich nicht ermessen läßt. Von den Dichtern, die es vermochten, sich neben Goethe geltend zu machen, sind nur noch Tieck und August Wilhelm Schlegel am Leben. Der Letztere hat seine ohnehin nur an der Grenze der Philologie hingezeichnete poetische Laufbahn wol schon beschlossen, und wenn dann auch Jener einst verstummt, so wird die Nacht mit ihrem vielleicht von einigen Sternen hin und wieder durchblitzten Dunkel eintreten. Mit ihrem Schweigen freilich nicht, denn des Lärmens gibt es auch in der Nacht noch genug. Dies aber ist nur das Geräusch der geistlosen Nachtschwärmer, die ihre Wein- und Liebeslieder in hergebrachter Weise abplärren; der aufgeblasenen Raufer, die ihr leeres Elend durch Gezänk, Schmähung und wildes Toben übertäuben; der girrenden Schäfer, die ihre ewig wiederkehrenden Serenaden unermüdlich ermüdend fortklimpern: kurz, aller Derer, die man hört, aber nicht anhört. So werden wir denn in Erwartung der neuen poetischen Morgenröthe, um sie kräftig und würdig erwachend zu empfangen, nichts Besseres thun können, als den verflossenen Tag sorgfältig und besonnen historisch zu durchschauen und kritisch zu durchdenken: denn Jeder, der auf neuen Bahnen richtig fortschreiten will, muß von Zeit zu Zeit auf den durchlaufenen Raum zurückschauen, und nur auf den Schultern der Vorfahren ist den Nachkommen ein Emporsteigen vergönnt. Zur Erleichterung dieser Arbeit, der sich die Edelsten und Besten unserer Zeit, wie sich hoffen läßt, mit Liebe widmen werden, gewährt das vorliegende Buch einen schätzbaren Beitrag, denn es überliefert uns Anschauungen aus Goethe's Leben, die ein sinniger Freund und Verehrer des großen Dichters aus dem unmittelbaren Umgange mit ihm geschöpft und seinem Tagebuche eingezeichnet hat. Johannes Falk, der sich im Beginn seiner literarischen Laufbahn, wiewol mit geringem Glück, in der Satyre versuchte, mag es seinem Aufenthalt in Weimar und seinem Umgange mit Goethe, der ihn, wie aus dieser Schrift hervorgeht, mit Vertrauen und Freundschaft begünstigte, verdanken, daß er, von einer irrig eingeschlagenen Laufbahn abgeleitet, eine seiner geistigen Natur angemessenere Richtung annahm. Er besaß das Talent einer einfach richtigen, praktisch verständigen Betrachtung des Lebens und seiner Verhältnisse, und eine Gewandtheit in der Behandlung derselben, die, von Goethe's Scharfblick erkannt, ihn an die Stelle setzte, die seiner Eigenthümlichkeit am besten zusagte. Was Falk aus der Sphäre der praktischen Lebensanschauung in die Literatur gefördert, wird seinen Werth behalten; und so bewährt sich denn nicht nur durch das vorliegende Buch, sondern auch selbst durch seinen Verfasser, wie Goethe nach allen Richtungen hin das gegebene Element des Lebens in seiner Eigenheit zu erfassen und seiner Natur gemäß zum rechten Ziel zu leiten wußte. Nicht die Sprache allein war das Werkzeug seiner Dichtungskraft. Die leblose wie die belebte Natur, und selbst das Leben des ihm näher tretenden Menschen wußte er in umwandelnder Gestaltung veredelnd gleichsam neu zu schaffen. Das Vorwort zu dem Büchlein ist schon im Jahre 1824 geschrieben, deutet aber nicht darauf hin, ob es damals sogleich oder erst nach Goethe's Tode öffentlich zu erscheinen bestimmt war, weshalb es denn ungewiß bleibt, ob die Herausgabe desselben durch den inzwischen erfolgten Tod des Verf. oder auf Verlangen Goethe's bisher unterblieben ist. Wahrscheinlich mag das Letztere der Fall sein, jedenfalls aber wäre es angenehm gewesen, von dem Herrn Verleger, dem das Verhältniß vielleicht bekannt ist, etwas Näheres hierüber zu erfahren.*) Das Buch besteht in getreuen Auszügen, die Falk, seinem Tagebuche selbst entnommen, hier aber zur Erleichterung der Uebersicht nach Rubriken verständig geordnet hat. Diese Rubriken selbst bilden den bequemen Leitfaden zu den nachfolgenden Mittheilungen über den Inhalt.

*) Vgl. die Auszüge in Nr. 112 u. 113 d. Bl. D. Red.

*) Die Verlagshandlung brachte das Manuscript im J. 1824 an sich und obwol sie dasselbe, nach dem mit Falk abgeschlossenen Contracte, schon 1827 hätte drucken lassen können, so hielt sie es doch aus mehren Gründen für angemessen, damit bis nach Goethe's Tode zu warten. D. Red.

1. **Goethe's Mutter.** Die hier aufgezeichneten Charakterzüge dieser schönen weiblichen Natur zeigen, wie sich in ihr einige der wesentlichen Anlagen Goethe's vorgebildet fanden. Ihre lebensfreudige, genußliebende Heiterkeit, ihr klarer, ruhiger Verstand, die Scheu vor gewaltsamen heftigen Eindrücken, der muthwillig naive Humor bei der gutmüthigsten Freundlichkeit, alle diese Eigenschaften mußten freilich um so sicherer von der Mutter auf ihn übergehen, als sie nur 17 Jahre älter war als er selbst, und eine noch so jugendlich-fröhliche Mutter im Verhältnisse zu dem bejahrtern Vater fast wie eine ältere Schwester neben ihrem Sohne stand, wie sie denn selbst auch scherzend zu sagen pflegte, sie habe sich mit ihrem Wolfgang immer sehr verträglich gehalten, weil sie Beide noch so jung gewesen.

2. **Allgemeiner Umriß von Goethe's Charakter als Mensch und Künstler.** Als der Grundzug von Goethe's Charakter, ja als die Wurzel seines geistigen Lebens tritt hier sein Trieb hervor, sich mit seinem ganzen Wesen in die Beschauung jedes dargebotenen Gegenstandes so tief und innig zu versenken, daß er gleichsam eins mit ihm wurde, mit Einem Worte, seine Objectivität, worin denn auch allerdings seine Größe als Natur- und Kunstforscher, sowie die hohe Wahrheit seiner Dichtungen ihren Grund findet. Von diesem Standpunkt aus werden denn hier zugleich zwei Hauptvorwürfe, die Goethe von seinen Zeitgenossen zu erdulden hatte, erklärt und zurückgewiesen, sowol der einer allzu leichten Schätzung des Sittlichen, als auch der einer gefühllosen und selbstischen Gleichgültigkeit gegen die philosophischen und politischen Tendenzen seiner Zeit. Was den ersten Vorwurf betrifft, so konnte er in seinen Dichtungen, in Hinsicht des Stoffes, den ihm überall die in ihren Grundtiefen erkannte Natur bot, kein höheres Gesetz als die Wahrheit anerkennen, bei welcher von Sittlichkeit nicht die Rede ist. In Betreff der Form aber galt ihm als solches die Schönheit, welche die Sittlichkeit niemals verletzt, vielmehr mit ihr zusammenfällt, da alles Unsittliche auch unschön ist. Wer seine Werke als Producte einer reinobjectiven Anschauungs- und Darstellungsweise auffaßt, wird darin nichts auffinden, was ihn berechtigen könnte, in dem Dichter eine Abgeneigtheit oder auch nur eine Gleichgültigkeit gegen das Sittliche vorauszusetzen. Es scheint aber der Vorwurf vorzüglich von Denjenigen ausgegangen zu sein, welchen die Darstellung des Sinnlichen für unsittlich gilt, welches sie doch nur dann ist, wenn dasselbe als herrschendes Princip gedacht und ihm als solchem vom Dichter selbst gehuldigt wird. Was den zweiten Vorwurf, der egoistischen Gleichgültigkeit gegen die philosophischen und politischen Bestrebungen seiner Zeit, betrifft, so zerfällt auch dieser, wenn man erwägt, daß es Goethe seiner reinobjectiven Natur gemäß völlig unmöglich sein mußte, in dieser Beziehung Partei zu nehmen, er vielmehr nur die Parteien zu erkennen und sich in ihrer Mitte den Standpunkt zu erhalten hatte, der ihn in den Stand setzte, seiner forschenden und dichterischen Geistesrichtung ungestört zu folgen. Jede subjective Theilnahme hätte sein Wirken als Dichter und Naturforscher gestört, mithin seine Existenz unbedingt vernichtet. Ueberhaupt war Goethe, seinem Charakter nach, jeder Speculation völlig fremd; seiner Maxime getreu, lebte und wirkte er ausschließlich im Reiche der Erfahrungen, und nur was sich aus diesem ableiten ließ, erkannte er als wahr an, obgleich er sich wohl hütete, die übersinnlichen Dinge, die er in das Gebiet des Glaubens verwies, abzuleugnen. In der Reihe so mannichfaltiger Producte, sagte er einst zu dem Verf., sei der Mensch gleichsam das erste Gespräch, das die Natur mit Gott halte; und in dieser Aeußerung dürfte vielleicht der Schlüssel seines Denkens und Dichtens zu finden sein.

3. **Goethe's Ansicht der Natur.** Aus der soeben erwähnten Aeußerung Goethe's geht schon deutlich hervor, in welcher Weise er die Natur angeschaut und erforscht habe. Das bildende Gesetz aus der unmittelbaren Anschauung in ihr zu erkennen, war sein unablässiges Bestreben, sein Leben, seine Lust. Die Beschäftigung mit ihr war ihm nicht Arbeit, sondern Genuß, seine Existenz gleichsam ein bewußtes Mitleben, wodurch er der von ihm erforschten Natur zur Seele ward. Daß er sonach jener pedantischen Eintheilungs- und Aufzählungsweise, die im Wissen und Lehren sich dann schon genügt, wenn sie die Naturproductionen nach äußerlichen Kennzeichen unterscheidet, in Rubriken einträgt, ihnen Namen anhängt und so gleichsam mit dem nöthigen Etiquett versehen, dem Schüler Stück vor Stück einhändigt, als wäre mit dieser Ueberlieferung des Inventariums auch der Besitz des Ganzen schon verbunden, von ganzem Herzen feind sein mußte, versteht sich von selbst. In gleicher Gegnerschaft lebte er mit jener herkömmlichen weitläufigen Methodik, die jedes Fach des Wissens vereinzelt, zum halbjährigen Cursus auszerrt und das Wort des Vorgängers sklavisch wiederholt, statt die vorhandenen Resultate des Wissens in gedrungener Kürze und im organischen Zusammenhange faßlich und anschaulich zu überliefern, wodurch dann ein weiteres Eindringen mit Hülfe des schon Erkannten möglich wird. In dieser weitschweifigen Leerheit, in diesem Ballaste veralteter Gelehrsamkeit, den wir als eine schwere Gedächtnißlast durch die Jahrhunderte mitschleppen, in diesem Einsetzen des Glaubens in die Stelle der Anschauung sah er den Grund des geringen Fortschreitens der Wissenschaften. Der Verf. gibt uns in diesem Abschnitt ein gar anmuthiges Bild von Goethe's Leben in der Natur, indem er beschreibt, wie er ihn an einem Sommerabend im Garten sitzend fand, eine kleine Schlange in einem Glase, einige Cocons, das stets begleitende Zeichenpapier und Reisblei neben ihm; wie die Beschäftigung mit solchen Gegenständen ihn unaufhörlich anzog, erfüllte und einer geist- und scherzreichen, immer von der Natur zur Kunst herüber- und hinübergleitenden Unterhaltung zur unerschöpflichen Quelle wurde. Gleichsam wie verlorene Blüten eines ganz zufälligen Gesprächs wirft Goethe die geistreichsten Bemerkungen über das Leben der Pflanzenwelt hin. Die Betrachtung der Parasitengeschlechter führt zu der Bemerkung, daß die Natur aus dem schon fertig Gebildeten immer neue feinere Bildungen hervorruft, wie erst nach vielen Jahren aus den rohen Säften des Apfelbaums die

seine Frucht mit ihrem weinigen Safte sich hervorbildet, und endlich schließt Goethe mit den Worten: „Man denke sich die Natur, wie sie an einem Spieltische steht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Thier, Pflanze, Alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von Neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele ist?" — Ja wohl, müssen wir Goethe'n hier zurufen, die Geschichte lehrt, und wir wissen wohl, daß es so ist: jede Generation ist ein solcher Wurf der Natur, und auch jeder einzelne Mensch, aber sie wird noch eine Weile werfen, bis sie wieder ein Wesen hervorbringt, das noch höher steht als Goethe. Man kann hinzufügen, daß auch seine eignen Werke solche Würfe einer glücklichen menschlichen Natur sind. Jedes derselben ist gleichsam eine neue, zu höherer Ausbildung gesteigerte Assimilation und Gestaltung der geistigen Lebenssäfte zu einem vollendeten Körper, und mögen die frühern Früchte in ihrer frischen Vollsaftigkeit manchem Geschmack auch besser zusagen, so zeigt sich doch jede folgende noch immer vollendeter in der Form und feiner in Duft und Geschmack, sodaß der echte Kenner und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, der gebildetere Kunstschmecker gerade in den jüngsten Früchten seines Gartens die höchste Befriedigung finden möchte. Welches der Goethe'schen Werke steht dem Kunstfreunde wol höher als dieser köstliche, von jedem Dufte des irdischen Paradieses durchhauchte „Divan", dies Erzeugniß der späten Lebensjahre des an dichterischer Bildungskraft bis an sein Ende wachsenden Titanen? Mag es immerhin als Schwärmerei gescholten werden! Wer die Fortschritte der Poesie in Goethe's Werken wohl betrachtete, dem konnte in der Natur nichts weniger wahrscheinlich sein als die Nähe seines Todes.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des deutschen Reiches, von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergange. Von A. von Kotzebue. Fortgesetzt von F. A. Rüder, bis zum Jahre 1832. Dritter Band. Leipzig, Kummer. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Kotzebue's Name hat auf dem Gebiete der historischen Literatur einen so leeren Klang, daß man sich billig über die Fortsetzung einer seiner historischen Arbeiten wundert, welche zu den schon seit geraumer Zeit verschollenen zu zählen ist. Erklärlich wird die Sache nur dadurch, daß der Verleger, wie er in einem Vorworte äußert, oft „sowol von Deutschen als aus dem Norden" daran erinnert worden ist, das Werk vollenden zu lassen, und daß er wahrscheinlich der Meinung ist, dadurch auch den bereits erschienenen Bänden noch einmal auf die Beine zu helfen. Zwei Bände sollen sich diesen noch anschließen, von denen der vor uns liegende mit dem Jahre 1619 schließt, der letzte aber über die von Kotzebue ursprünglich gesetzte Grenze (das Jahr 1806) hinaus bis zur Gegenwart gehen und noch in diesem Jahre erscheinen soll. Der Schriftsteller, welchem vom Verleger die Fortsetzung aufgetragen worden ist, hat sich durch Uebersetzungen, statistische Arbeiten und durch Behandlung einzelner Gegenstände aus der Geschichte und Politik der gegenwärtigen Zeit bekannt gemacht; allein durch die Uebernahme jenes Geschäfts hat er sich auf ein Gebiet, auf welchem er nicht völlig einheimisch ist, begeben und sich einer Aufgabe unterzogen, ohne die mit der Lösung derselben verbundenen Schwierigkeiten hinlänglich zu würdigen. Die deutsche Geschichte ist in den letzten Jahrzehnden in vielen einzelnen Punkten durch gelehrte und gründliche Untersuchungen aufgehellt, sie ist in ihrer Gesammtheit so vielfach für gelehrte und für gebildete Leser behandelt worden, daß man von jeder neuen Bearbeitung, auch wenn sie für ein größeres Publicum bestimmt ist, verlangt, daß sie durch eigenthümliche Vorzüge sich geltend mache; solche an der vorliegenden Arbeit zu entdecken, ist aber Ref. wenigstens nicht im Stande gewesen. Der Titel verspricht eine Reichsgeschichte, das Buch gibt aber nur eine Geschichte der einzelnen Kaiser, durchaus aber keine fortlaufende Entwickelung des Zustandes Deutschlands als eines Reiches; was hin und wieder in dieser Beziehung gesagt ist, ist unvollständig, unbestimmt und unzusammenhängend; was die Auswahl aus der großen Menge der Begebenheiten betrifft, so ist zwar das Wichtigere wol im Ganzen richtig herausgehoben, allein auch dies steht häufig (was der Verf. selbst durch die zahlreichen Gedankenstriche am Ende der Sätze einräumt) abgerissen und unverbunden neben einander, der Erörterung der Zustände überhaupt fehlt die Sicherheit und Bestimmtheit, aus welcher allein man auf ein gründliches Studium schließen könnte, und der Charakteristik der handelnden Personen die Schärfe, welche nur durch die Bekanntschaft mit den eigentlichen Quellen erlangt werden kann; in den einzelnen Angaben finden sich manche Unrichtigkeiten, welche wol nicht sämmtlich dem Setzer zugeschrieben werden können, und die Darstellung trägt an so vielen Stellen das Gepräge der Nachlässigkeit, daß man sich des Gedankens einer eilfertigen Abfassung nicht erwehren kann. Einige Stellen mögen als Beleg des Gesagten hier mitgetheilt werden. S. 21: „Albrecht handhabte den Frieden ebenso eifrig als sein Vater, aber er war weniger Menschenfreund. Alle seine Entwürfe zerstörte der Tod. Die durch ihn gebeugten Kurfürsten blieben seinen Nachkommen lange abhold. Er war ein trefflicher Vater seiner Familie und wurde von dieser geliebt, ein Regent der strengsten Natur und unbeliebt bei seinen Vasallen. Das übrige Volk stand von seinem Monarchen ferne. Dieses gegen Eingriffe der Vasallen zu schützen, war damals noch keine geahnete Fürstenpflicht." S. 100, 101: „Der König Ludwig XII. genoß des päpstlichen Wohlwollens so sehr, daß ihn der Papst von seiner Gemahlin Johanna 1498 schied, damit er 1499 die schöne verwitwete Königin Anna, Herzogin und Erbin von Bretagne, heirathen könne, mit deren Ehebette die damalige unheimliche Politik zu spielen schien. Die beiden Söhne aus dieser Ehe starben vor dem Vater, aber die beiden Töchter überlebten die Mutter. Der dankbare König Karl VIII. (?) von Frankreich erhob dafür (?) den berüchtigten Cäsar Borgia zum Herzog von Valence mit starker Pension." S. 129: „Was der Kurfürst vermuthet hatte, ein kaiserlicher Befehl zur Verhaftung desselben (Luther's), bis Karl Weiteres verfügen werde, erfolgte. Man nannte das (?) das wormser Edict." An die Erzählung des Ausgangs des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach wird S. 177 folgende Reflexion angeknüpft: „So arg wüthete damals noch der Geist der Selbsthülfe und ein politischer Egoismus in allem Treiben der Souveraine, blos auf sich und ihre Familie und höchstens auf ihre Vasallen Rücksicht zu nehmen. Auf die Interessen der untern Classen sah man nur aus Christlichkeit und Achtung vor der biblischen Humanität. Im Begriff der Regentenpflichten lagen damals allgemeine Interessen der Unterthanen keineswegs. Auch unser Zeitalter kannte Barbaren und Egoisten auf den Thronen. Dies ist aber stets eine Krankheit des Geistes, die sich auch alsdann in den Mantel der Menschlichkeit und der Sittlichkeit verhüllt. Die damals so häufige Hartnäckigkeit, gewissen beliebten Dogmen zu viel Werth beizulegen, kennt unser gebildeteres Zeitalter unter den Monarchen nicht mehr." Diese Stellen, welche sich uns ungesucht darboten und welche leicht durch andere ersetzt werden könnten, werden hinrei-

chen, um unsere Ausstellungen zu veranschaulichen, so weit dies überhaupt durch einzelne Stellen geschehen kann. Uebrigens wollen wir das über den vorliegenden Band gefällte Urtheil nicht im Voraus auch über die Fortsetzung ausdehnen, da diese ganz in das dem Verf. bekanntere Gebiet der neuern Geschichte fällt, und er in ihrer Abfassung vielleicht auch nicht so sehr durch äußere Umstände gedrängt und getrieben wird, wie es bei der Ausarbeitung dieses Bandes der Fall gewesen zu sein scheint. 16.

Aus Italien.

Der gelehrte Mitherausgeber der „Bibl. italiana", der Vorsteher der Sternwarte auf der Brera zu Mailand, Ritter Carlini, hat in dem Novemberhefte 1831 jener Zeitschrift eine Uebersicht der astronomischen Arbeiten gegeben, die in den letzten Jahren in Italien ausgeführt worden sind, die von den Freunden seiner Wissenschaft gewiß wird mit Dank aufgenommen werden. Schon gaben frühere Aufsätze eine ähnliche Zusammenstellung; die diesmalige bespricht die Leistungen der Astronomen in Palermo. Es sind die: „Del real osservatorio di Palermo libri VII, VIII e IX, con appendice di *Niccolò Cacciatore*, direttore del medesimo, socio della società astronomica di Londra ecc." (Bd. I, Palermo, 1826, Fol.), welche ihm den Stoff dazu hergaben, und der Stoff ist durch Hrn. Cacciatore's Fleiß ein sehr reicher. Dieser eifrige Astronom machte im Jahr 1828 eine Reise in die Bäder von Sclafani seiner Gesundheit wegen, und bestimmte durch einige auf dem Monte Campanaro und dem Monte Caltavuturo im Fluge angestellte Beobachtungen mittels eines englischen Theodolits die Azimuthe und Höhen mehrer Punkte im Innern Siciliens. Den Caltavuturo (unter dem 37° 42′ 24″ der Breite) selbst fand er 1081,05 Meter über dem Spiegel des Meeres, den Callesanoberg 870,86 M., den Cuccio bei Palermo 1051,71 M., die Madonna dell' Alto über Polizzi 1778,38 M., den Aetna, nämlich den Mittelpunkt des Kraters, 3289,18 M.

Mit gleicher Thätigkeit, versichert Hr. Carlini, stehe Hr. Brioschi der Sternwarte zu Neapel vor; als zweiter Beobachter ist bei ihr Hr. Capocci angestellt, dessen Schrift über die Sonnenflecken Hrn. Carlini durch eine Anzeige in einer deutschen Zeitschrift erst kennen lernte. Ein anderer Arbeiter bei der Sternwarte zu Neapel, del Re, ist Mitherausgeber der Beobachtungen der letzten Kometen, nebst den Berechnungen ihrer Elemente.

Rom verlor am 25. Dezember 1827 den Professor Calandrelli, der durch seine fleißigen Beobachtungen den Ruhm der römischen Astronomen aufrecht erhielt. Prof. Richebach hat im J. 1830 zu Rom eine neue Ueberarbeitung einer frühern Berechnung eines Durchganges der Venus durch die Sonne gegeben, die aber auch in ihrer jetzigen Gestalt noch Manches zu wünschen übrig läßt („Esposizione storica dei lavori fatti da *Giacomo Ricchebach*, prof. nell' archiginnasio romano per determinare gli elementi dell' orbita solare negli anni 1756, 1780, 1824", Rom, 1830, 4.). Beim Collegio Romano ist jetzt als Director der Sternwarte der Prof. Dumouchel angestellt, der vorzüglich mit Mondbeobachtungen beschäftigt ist, über deren genauere Anordnung er in Schumacher's „Astronomischen Nachrichten" (Bd. 6) sich ausgesprochen hat.

Wo von astronomischen Arbeiten in Italien gesprochen wird, ist man sicher, den Namen des Paters Inghirami (delle scuole pie) in Florenz rühmend erwähnt zu finden. Sein Werk: „Metodo e tavole per costruire un effemeride di occultazioni delle fisse sotto la luna, di *Giov. Inghirami*" (Florenz, 1826, klein Folio), ist besonders auch um der Methodik willen zu empfehlen, die er in Anwendung brachte, um Leute, die von Astronomie wenig oder nichts verstanden, bei seinen sehr mühsamen und zusammengesetzten Arbeiten zu Hülfe ziehen zu können. Inghirami ging mit der wissenschaftlichsten Bereitwilligkeit auf den Vorschlag der berliner Akademie der Wissenschaften (im November 1825) ein, den Himmel unter den Astronomen zu theilen, um durch gemeinschaftliche Bemühung einen Himmelsatlas zu entwerfen, der zwischen dem 15. nördlichen und dem 15. südlichen Grade außer allen schon verzeichneten Sternen auch die größtmöglichste Menge der übrigen bis zur neunten und zehnten Größe enthalte. Nach der beschlossenen Abtheilung des Himmels in 24 Blätter, welche den 24 Aequatorialstunden entsprächen, fiel dem Pater Inghirami einer der schwierigsten Theile, der 18. Stundenraum, zu, der an sich sehr reich schon an Sternen und großentheils von der Milchstraße durchzogen ist. In Gemeinschaft mit seinem geschickten Adjunctus, dem Pater Pompilio Tanzini, und mit einigen andern sehr brauchbaren Gehülfen, ging er an unglaubliche Sorgfalt erfodernde Arbeit, und 3750 Sterne wurden als Grundlage der Karte gewonnen, gleichsam als Maschen oder Aufzug für das Gewebe mit Weltkörpern. Die auf diese Weise gewonnenen Punkte erleichterten die fernere mühselige Beobachtung und Aufzeichnung. So stieg die Anzahl der auf der Himmelskarte zu verzeichnenden Sterne auf 7500, von denen ungefähr nur 1500 sich in den Sternenverzeichnissen von Bradley, Piazzi, Lalande und Bessel fanden. Die von Enke in Berlin mit der feurigsten Anerkennung gepriesene Arbeit liegt der Welt durch den Druck vor: „Mappa uranografica rappresentante la porzione dell' ora XVIII[a] compresa fra i paralleli XV° boreale e XV° australe delineata nell' osservatorio delle Scuole pie di Firenze negli anni 1827 e 1828, con la narrativa del metodo ed esposizione de' documenti adoperati per costruirla, presentata alla reale accademia delle scienze di Berline da *Giov. Inghirami* delle scuole pie, direttore ecc." (Florenz, 1829, 38 Seiten, Fol., mit einer Kupfertafel), und sie wird das gewichtige Urtheil des berliner Astronomen überall, wo man sie prüft, bestätigt finden. Die so musterhafte Vollendung der Ausführung wird um so bewundernswerther erscheinen, wenn man die Zeit in Anschlag bringt, die zu ihrer Ausführung verwandt ward. Neben dieser ungeheuern Arbeit schritt die schöne auf trigonometrischen Messungen beruhende Karte Toscanas gleichfalls ihrer Vollendung entgegen. Die Triangulation war nach und nach über Pistoja, von da nach Volterra, S.-Miniato und Fiesole, endlich über ganz Toscana, mit Inbegriff der Insel Elba, ausgedehnt worden, wo man schon von den französischen Geographen Puissant und Moynet gemessene Dreieckseiten vorfand. Inghirami hatte gehofft, dort eine Bestätigung seiner Arbeiten zu finden, traf aber statt dessen nicht unbedeutende Abweichungen. Bei dem Streite, den die Franzosen zur Aufrechthaltung ihrer Arbeiten anfingen, war der für alles Wahre stets rüstige Baron v. Zach Inghirami's eifriger Verfechter. Die Leser der „Correspondance astronomique" wissen, wie siegreich für Italien gegen Frankreich gestritten ward. Solche trigonometrische Beobachtungen erleichterten die geographischen Arbeiten, die in vielen Staaten Oberitaliens damit in Verbindung gesetzt wurden und meistens unter Leitung der florentiner Astronomen zu ihrer Vollendung kamen, und doch wurden von ihnen die regelmäßigen Beobachtungen darum nicht minder thätig fortgesetzt, und selbst die genauern Berechnungen der Kometen, die der am 14. Oktober 1831 zu Florenz verstorbene Pons so glücklich entdeckte, versäumte man nicht, dem Publicum mitzutheilen. Eine Sternwarte von der Thätigkeit der Florentiner kann den Verlust einer andern einigermaßen ersetzen, der Sternwarte zu Marlia, welche der Herzog von Lucca eingehen zu lassen für gut fand. Pons war zuletzt bei der Sternwarte des k. Museums zu Florenz angestellt, wo er auch seine rühmliche Laufbahn beschloß. Die Sternwarte zu Pisa feiert, aus Mangel eines passenden Locals. Man denkt sie neu und an sicherer Stelle aufzuführen, und dann wird die dort nie völlig rastende theoretische Astronomie wieder der praktischen in die Hand arbeiten. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 158. —— 6. Juni 1832.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von J. Falk.

(Beschluß aus Nr. 157.)

4. Goethe's wissenschaftliche Ansichten. Dieser Abschnitt gehört zu den merkwürdigsten, weil er uns einigen Aufschluß über Goethe's Ansichten von übersinnlichen Dingen gewährt, die wir in seinen Werken vergebens suchen. Denn was sich in diesen über solche Gegenstände findet, erscheint immer nur als Ansicht und Ausspruch der Personen, denen er es in den Mund legt, als nothwendige Aeußerung der dargestellten Charaktere. Was uns Faust aus dieser Region offenbart, möchte zwar zunächst auf die Anschauungsweise Goethe's hindeuten, stellt aber dennoch mehr die innere Entwickelung eines im Bildungsgange seinem Dichter verwandten Wesens dar, worin dieser uns einen Abgrund zeigt, an welchem er selbst vorübergegangen ist. Also auch hier ist die Darstellung objectiv, und nimmt man auch an, daß das Object mit seinem Darsteller hier identisch sei, so muß doch zugegeben werden, daß der Letztere schon in eine reifere Bildungsperiode übergetreten war, als er sich selbst in dieser Weise objectivirte. Ob und wie er aber das Räthsel sich gelöst hatte, und wie er es uns bei etwaniger Vollendung seines „Faust" gelöst haben würde, darüber breitet sich ein undurchdringlicher Schleier. Ein Gespräch Goethe's mit Falk, durch Wieland's Tod veranlaßt, gibt hierüber einen Fingerzeig und läßt erkennen, daß für ihn ein Uebersinnliches im gewöhnlichen Sinne nicht existirte, vielmehr in seiner Anschauungsweise Natur und Gott, Körper und Seele nicht getrennt waren. Die Natur war ihm überall ein Lebendiges, selbst in seinen ursprünglichsten Elementen vom Geist Durchdrungenes und Bewegtes. Sein Erkennen war ein Eindringen in die Natur, um den Geist in ihr zu entdecken, und seine Kunst ein Schaffen nach dem in dieser Weise aufgefundenen Princip. So kann er denn auch über die Fortdauer der Seele nach dem Tode natürlich nichts weiter aussagen, als daß sie mit seinen Naturbeobachtungen nicht im Widerspruche stehe. Er findet als letzte Urbestandtheile, als Anfangspunkte aller Erscheinungen Seelen oder lieber Monaden, von denen die größern, mächtigern, alle kleinern, die sich ihnen nähern, in ihren Kreis ziehen und zu ihrem Dienste verwenden. So gibt es nach ihm Weltmonaden, Weltseelen ebenso wie es Ameisenseelen, Ameisenmonaden gibt. Jede Monas aber entwickelt sich nach dem in ihr liegenden Gesetz, und sie sind ihrer Natur nach so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit auch selbst im Moment der Auflösung nicht einstellen, sie vielmehr in demselben Augenblicke wieder fortsetzen, und aus dem alten Verhältnisse nur ausscheiden, um sogleich wieder in neue einzutreten. Vom Untergange solcher Seelenkräfte ist sonach so wenig die Rede, daß Goethe sogar das Sterben als einen Act der Selbständigkeit betrachtet, indem die Hauptmonas eines sterbenden Geschöpfs in dem Augenblicke seines Todes die bis dahin in ihrem Dienste gewesenen kleinern Monaden gleichsam freiwillig entläßt, um sofort in andere Monadenverbindungen einzutreten. Auf die weitere Frage aber, ob nicht dem ganzen Weltall eine Hauptmonas ebenso wie jene den einzelnen Erscheinungen zum Grunde liege, antwortet Goethe nur, daß er dieser Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts entgegensetze, ebenso wenig aber sie positiv zu bejahen vermöge, da ihr keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liege. Dem Glauben aber sei durchaus keine Schranke zu setzen, da auf einem Planeten, wo alles Wissen nur Stückwerk sei, dieses durch den Glauben allein seine vollständige Ergänzung erhalten könne. In gleicher Weise betrachtet auch Goethe alle Politik nur von dem Standpunkte der Geschichte aus; auch hier zeigt er sich als ein Feind der abstracten, auf leeren Speculationen beruhenden, apriorischen Staatsphilosophie, und sieht die Staaten hinsichtlich ihrer Entstehung als instinktmäßig aus einem innern Keime sich entwickelnde Naturproducte an. Uebrigens sollen seinem Wunsche nach dem Volke von Philosophie, Politik und Religion die Resultate zwar zu gute kommen, dasselbe aber von allen Forschungen und Erörterungen darüber fern gehalten werden, und sich lediglich mit Glaubenssätzen begnügen.

5. Goethe's Humor. Gar köstlichen Scenen begegnen wir hier, indem wir dem Dichter in seinem täglichen Leben und Treiben nahe treten und uns den freien Geist in seinem bequem natürlichen Walten in Leidenschaft und Ruhe, Scherz und Ernst lebhaft vor Augen stellen. Von diesem Abschnitt darf jedoch dem Leser durch unzeitiges Vorkosten der Genuß nicht geschmälert, und derselbe hier nur durch einen Wink auf Goethe's sogenannten Walpurgissack, wohin er alle diejenigen seiner Schriften

verstieß, die vor seinem Tode nicht herauskommen sollten, und aus welchem wir daher eine reiche Ausbeute noch zu hoffen haben, sowie auf seine Ansicht von jenem vor etwa dreißig Jahren bestandenen Schlegel'schen Literaturterrorismus zum baldigen Genuß des Buches angereizt werden.

6. **Goethe's Verhältnisse zu ausgezeichneten Zeitgenossen und Urtheile über sie.** Dies ist nun eigentlich der pikanteste Theil des Buches, indem er die in der Ueberschrift angedeuteten Verhältnisse in Skizzen darstellt, die um so frischer und lebendiger sind, als sie, aus der unmittelbaren Gegenwart geschöpft, sofort in des Verf. Tagebuch übertragen wurden. Mit Recht nimmt unter diesen Darstellungen den ersten Platz jener herrliche Erguß des edelsten Zornes ein, der nach der Schlacht von Jena durch die Beschuldigungen der Franzosen gegen den Herzog von Weimar in Goethe erregt wurde, und der nicht nur ein Denkmal seiner hohen Gesinnungen, sondern auch ein seltenes Beispiel ist, wie für ein so reines Gemüth selbst im heftigsten Ausbruche der Leidenschaft der höchste Adel des Ausdrucks und der Sprache nicht verlierbar ist. Zunächst sind die Aeußerungen Goethe's über Wieland, die eine vollständige und tiefe Charakteristik seines Wesens enthalten, vor Allem aber das merkwürdige Portrait des Königs Ludwig von Holland, als eine der trefflichsten Charakterauffassungen und Schilderungen, die auch für die Geschichte ihren Werth behalten wird, auszuzeichnen. Die Händel mit Kotzebue bei Gelegenheit der beabsichtigten festlichen Krönung Schiller's, die bereits in dessen Briefwechsel mit Goethe Erwähnung fanden, sind hier ausführlich und unterhaltend erzählt, wobei denn Goethe's so richtiges als billiges Urtheil über diesen Schriftsteller ans Licht tritt. Alle diese kleinen Skizzen sind, wenn auch theilweise nur als Anekdoten oder gesprächweise hingeworfene Aeußerungen über Personen und Begebenheiten, bedeutend und interessant.

Zwei Anhänge sind dem Büchlein beigefügt. Der erste, ein Brief eines 16jährigen Jünglings, wird als ein Beweis, welche Einwirkung Goethe's Geist auf die mitlebende Jugend auch in seinem hohen Alter noch ausübte, das Gemüth des Lesers freundlich ansprechen. Der junge Mann, begierig und lange schon vergeblich bemüht, den ihm so theuern Dichter mit Augen zu sehen, verschafft sich endlich in einem an Goethe's Garten grenzenden Nachbargarten Zutritt, und ist nun überglücklich, den Dichter täglich ein halbes Stündchen von der Gartenmauer aus betrachten zu dürfen. Der zweite Anhang enthält einen von Falk verfaßten Commentar über mehre Stellen in Goethe's „Faust", vornehmlich über diejenigen, in welchen sich des Dichters Ansichten vom Sinnlichen und Uebersinnlichen in völliger Uebereinstimmung mit seinen in den vorhergehenden Abschnitten dieses Werks vorkommenden mündlichen Aeußerungen über diese Gegenstände darstellen. Zwar sind im Allgemeinen Goethe's Dichtungen in hohem Grade faßlich, und gewiß macht sich bei ihm das Bedürfniß eines Commentars weniger als bei irgend einem andern Dichter fühlbar, auch deswegen schon, weil in allen seinen Werken das Einzelne durch seine zauberische Schönheit und Klarheit den gewöhnlichen Leser dergestalt befriedigt und fesselt, daß er nach dem tiefern Eindringen in den Sinn des Ganzen keine unwiderstehliche Begierde fühlt. Will aber ein sinniger Leser die Grundidee des Dichterwerks erfassen und die einzelnen Schönheiten, die ihn entzückten, in ihrem Verhältniß zum Ganzen, in ihrer Harmonie genießen, so bieten sich sofort bedeutende Schwierigkeiten dar, und er wird bald gewahr, daß er eines Schlüssels bedürfe, um in das innere Heiligthum einzudringen. Diese Schwierigkeit tritt uns vornehmlich im „Faust", so leicht und ungezwungen er auch äußerlich auftritt, entgegen, weil in ihm der Dichter die tiefsten Sätze der Philosophie und Theologie, und zwar fragmentarisch niedergelegt hat. Wohl mag es bei fortgesetztem Studium eines Goethe'schen Werkes, bei sorgfältiger Vergleichung der verschiedenen Stellen, die sich auf einander beziehen und gegenseitig ergänzen, zuletzt gelingen, den wahren Sinn zu fassen und somit des höchsten Genusses, den das Kunstwerk gewähren kann, theilhaft zu werden. Zu einem so anhaltenden und mühsamen Studium hat indeß nicht Jeder Zeit, Lust und Muth, und so kann es nur willkommen sein und ist dankbar zu erkennen, daß Falk den Grund zu einem künftigen Commentar über „Faust" legte, indem er diejenigen Stellen, worin Goethe die höchsten Gegenstände menschlicher Erkenntniß in den Zauberspiegel der Dichtkunst bannte, sich selbst zu erklären suchte. Der Werth dieser Erklärungen wird aber bedeutend dadurch erhöht, daß sie unmittelbar aus den Resultaten der zwischen ihm und Goethe gehaltenen Gespräche hervorgingen, welche ihm über den Sinn dieser Stellen ein neues Licht entzündeten.

Welch ein wehmüthiges Gefühl aber ergreift uns, indem wir diesen Commentar betrachten. Wie oft und wie Vieles schon ist über Goethe geschrieben, commentirt, gestritten und gefabelt worden. Es waren Gespräche der Lebenden, Mittheilungen der Zeitgenossen, Genuß und Freude einer tief erregten Mitwelt, von denen wir in uns aufnahmen, was uns behagte. Wenn irgend eine verkehrte Ansicht, eine schiefe Auslegung, ein verwirrender Wortnebel den Glanz dieser Dichtungen zu verhüllen, ihren Genuß zu verkümmern drohte, so reichte ein leicht hingeworfenes Wort, ein Wink des Meisters hin, die Staubwolke zu verwehen. Und zudem waren seine Werke ein Garten, der uns um so lebendiger entgegenblühte und erfrischte, als wir noch mit jedem Tage der Entwickelung neuer Blüten entgegensehen durften. Jetzt sinken sie hinab in das trübe Reich der Philologie. Das Feuerauge des Dichters ist geschlossen, und furchtlos vor seinem Blitz wird es nun herantreten, das Heer der Scholiasten, Commentatoren und Entwickeler, die nicht ermüden werden, ihre Scholien und Noten, ihre Abhandlungen und Lehrbücher darüber aufzuthürmen, und was uns lebendig und sonnenhell entgegenleuchtete, ist hinfort nur ein Nachlaß verflossener Zeiten, ein Museum, das beschrieben, gemessen, mit mattem Licht beleuchtet, mit Noten bespritzt werden wird. Möchte es denn nur auch richtig verstanden, sorglich gepflegt und würdig von der Nachwelt aufgenommen werden, denn diese hesperischen Früchte sind nicht allein zum Genusse geschaffen, sondern sie enthalten auch die Keime zu höhern Kunst-

offenbarungen, so zu dem Edelsten und Höchsten, wozu in kommenden Zeitaltern die Menschheit sich entwickeln soll.

Wilhelm Neumann.

Die spanische Judith, oder wahrhaftige Geschichte der Cornelia Borrorquia u. s. w.

Dies kleine Werkchen ist in Deutschland viel weniger bekannt geworden als es verdient, oder wenigstens als sich erwarten ließ. In denjenigen Ländern, wo die unglücklichen spanischen Flüchtlinge die nächste Zuflucht suchten und die freundlichste Aufnahme und Theilnahme fanden, in England und Frankreich, erregte dasselbe ein so groſses Interesse, daß es mehre Auflagen erlebte. Namentlich fand es in Frankreich wol am meisten Anklang, weil es in einem Tone geschrieben ist, der dem der französischen Werke dieser Art am verwandtesten sein möchte. Und vorzüglich dürfte in diesem Augenblicke, wo die Macht und die geheimen Zauberkünste der Geistlichkeit in diesem Lande so wunderbare, fast unerklärliche Wirkungen hervorbringen, eine Schilderung der geheimen Greuel der Inquisition und ihrer Henker und Helfershelfer eine willkommene und beherzigenswerthe Lectüre sein. Liberale in Spanien und Frankreich müßten sich die Hände reichen, und da sie dort die unterdrückte, hier die herrschende Partei sind, theils in einer tief gefühlten Klage ohne Hoffnung auf bessere Zeiten ihren Trost finden, theils, wie in Frankreich, durch die kräftigsten Mittel dem Unwesen wehren, welches die innere Ruhe eines Landes gefährdet, das sich kaum von den blutigen Wunden einer verkehrten Regierung und von dem Heilmittel derselben, den Julitagen und ihren Folgen, erholt hat. Auch in Deutschland war ja vor einiger Zeit die Furcht vor den geheimen Umtrieben der Jesuiten größer als das Unheil, das sie hier überhaupt zu stiften vermochten. Sie setzte manche berufene und unberufene Feder in Bewegung, und die Theilnahme, mit der viele dieser Schriften vom deutschen Publicum aufgenommen wurden, zeugte wenigstens davon, wie sehr wir geneigt sind, das Geheimnißvolle, im Verborgenen Schleichende, aber dadurch sich mit einem eignen Zauber Umgebende und Anziehende entschleiert zu sehen. Freilich sehen wir an Frankreich jetzt ein trauriges Beispiel, wie die eine entschiedene, und zur Freude von ganz Europa siegreiche Richtung nach vorwärts durch die entgegengesetzte, durch alle geheimen Künste zurückgedrängt wird, eine Erscheinung, die unerklärlich wäre, wenn nicht die frühere, und namentlich die neueste Geschichte so viele auffallende Beispiele ähnlicher Art aufzuweisen hätte. — Unser Werk ist troß dem höchst anziehenden Stoffe in Deutschland weniger bekannt geworden. Ob die Strenge der Censur daran Schuld ist, wissen wir nicht. So viel ist aber gewiß, daß es in den meisten Ländern unsers lieben Vaterlandes nur sehr bedeutend beschnitten ins Publicum kommen konnte. Es erzählt nämlich in einer Reihe von Briefen, wie die Tochter eines angesehenen, achtbaren und allgemein verehrten spanischen Großen plötzlich aus seinem Hause verschwindet. Sie ist sein einziges Kind, und da ihm der Tod seine Gattin schon früher entrissen hat, die einzige Freude und der größte Stolz seines Alters. Er vermuthet, daß ein junger Edler, der sich seit einiger Zeit in seinem Hause aufgehalten, die Cornelia glühend geliebt und ihr Herz gewonnen hat, sie heimlich entführt habe. In diesem Wahne verfolgt er ihn durch Briefe, und einer seiner Freunde, der durch seinen Brief ebenso tief betrübt als entrüstet wird, findet den jungen Mann, überhäuft ihn mit Vorwürfen und verwundet ihn tödtlich. Indeß klärt sich die Sache auf. Das unglückliche Mädchen ist das Opfer der Rachsucht des Erzbischofs von Sevilla geworden. Dieser Mensch war der Hausfreund der Familie der Cornelia gewesen und hatte in seiner niedrigen Lüsternheit die heiligen Rechte mit Füßen getreten, die sein erheucheltes Verhältniß zu dieser Familie begründen mußte. Das Mädchen hatte seine empörenden Anträge mit Unwillen zurückgewiesen, und nun gelang es dem Bösewicht, sie durch Hülfe einiger bestochenen Creaturen in seine Hände zu bekommen. Sie schmachtet angeblich wegen ihrer Ketzerei im Gefängniß des heiligen Officiums, erhält noch, um ihre Qual zu verstärken, unaufhörlich Besuche von dem verhaßten Erzbischof, bis dieser, als er Gewalt gebraucht, in verzweifelter Gegenwehr von ihr erstochen wird. Im Angesichte des Todes bekennt er seine schwarze That. Während der Zeit ist auch der junge Mann, der, kaum genesen, in äußerst leidenschaftlichen Briefen an seinen Bruder, welcher selber im Dienste der Inquisition steht, seine Braut vertheidigt und ihn beschworen hat, Alles für die Befreiung derselben zu thun, nicht ohne Mitwirkung seines Bruders dem heiligen Officium in die Klauen gefallen, aber bei dem Tumulte, den jener unerwartete und unerhörte Mord des Erzbischofs in dem Tribunalsgebäude erregt hat, entkommen, und irrt nun wie ein scheues Wild umher. Bei einem würdigen Manne, den er auf seiner Irrfahrt trifft, gewinnt er wieder Glauben an das menschliche Geschlecht, und namentlich an den Stand, der ihm so furchtbar verhaßt sein mußte. Das letzte furchtbare Bekenntniß des Erzbischofs, das die Unschuld der Cornelia auf das bestimmteste ausgesprochen, hat indeß keineswegs ihr Loos gemildert oder ihre Befreiung bewirkt. Jetzt doppelt schuldig, wird sie ein Opfer der Wuth ihrer Richter. Eine Menge von kleinern Nebenumständen führen wir weiter nicht auf, obgleich sie allerdings das Anziehende des gelungenen Gemäldes noch erhöhen. Sehr glücklich hat übrigens der Verf. die Briefform gewählt, die ihm, außerdem daß sie damals als dies Werkchen verfaßt wurde, die übliche und vorherrschende auch in unserer deutschen Literatur war, noch mancherlei andere Vortheile gewährte. Er konnte auf diese Weise am lebendigsten die subjective Stimmung und die größere oder geringere Leidenschaftlichkeit der in die Erzählung verflochtenen Personen schildern, die Charaktere derselben hervorheben und eine Menge wichtiger allgemeiner Bemerkungen anschließen. Dadurch erhält er ferner Gelegenheit, interessante Reflexionen über den gegenwärtigen Zustand seines unglücklichen Vaterlandes zu machen und zugleich die einzelnen Grade der Heftigkeit, mit der man gegen das herrschende Unwesen ankämpft, tiefer zu motiviren. Natürlich überschreitet der tiefgekränkte, leidenschaftliche Jüngling in den Briefen an seinen Bruder jede Schranke, tobt und rast darin, wie es seine Gemüthsstimmung erheischt, sagt dabei aber Manches, das kaum übertrieben werden kann. Seine Aeußerungen sind nicht Frucht einer edeln Freimüthigkeit, die in Spanien so selten zu finden ist, sondern der Verzweiflung, und daher wird es seinem Bruder auch um so leichter, mit einem gewissen Anschein des Rechtes, den sich das Herrschende immer leicht zu geben vermag, und mit einer gewissen Würde aufzutreten, die ihm seine gewonnene äußere Stellung gewährt und zugleich zur Pflicht macht. Natürlich wird die Verzweiflung des Jünglings dadurch aufs höchste gesteigert, und erst die ruhige Besonnenheit, mit der jener erwähnte würdige Geistliche ihm entgegentritt, und dessen romantische Umgebung auf ihn gesundend wirkt, vermag ihm einige Ruhe wiederzugeben. Dieser würdige Diener der Religion stellt ihm die tiefere Bedeutung derselben und ihre göttliche Reinheit vor die Seele, und indem er die Greuel der Pfaffenherrschaft und ihres Bündnisses mit dem Throne, der auf ihr sicherer zu ruhen hofft als auf der Liebe des ganzen Volkes, misbilligt, erneut er in der Brust des Jünglings die frühere Achtung gegen das Heilige.

Auf ähnliche Art wird nun auch die traurig-politische Lage — wie sie denn auch der Wahrheit nach nur daraus zu erklären ist — von religiöser Seite aufgefaßt, insofern diese auf das Politische so sehr zurückwirkt, daß in Spanien beide Staatselemente gar nicht getrennt werden können. Beide sind so eng in einander verwebt, daß der Tadel, der in Bezug auf die äußere politische Gestaltung des Staates ausgesprochen wird, nothwendig auch die dieselbe begründende innere, religiöse treffen muß. Somit dient die Geschichte der unglücklichen Cornelia oft, namentlich in den letzten Briefen, nur zur Folie für eine Menge Re-

pressionen, von denen man wünschen möchte, daß sie in Spanien selbst recht oft angestellt würden. Am gelungensten sind immer diejenigen Stellen des Büchleins, wo der Verf. seiner Nationalität gemäß in den heftigsten Unwillen, ja in Wuth geräth über das Unheil, welches seinem Vaterlande durch die verkehrten Maßregeln der Restauration und der Pfaffen geworden ist. Hier sieht man sein ganzes Wesen, während es meist bei den Stellen, wo er nur beruhigt, vertheidigt, mildert, den Anschein hat, als sei es ihm nicht rechter Ernst damit. Oft schimmert sogar hier eine bittere Ironie hindurch, die um so schlagender von der Unwürdigkeit des Bestehenden zeugt, je mehr sie dieselbe verdecken und vertheidigen will. — Merkwürdig ist das Schicksal des würdigen Geistlichen, der einer Frau es widerrathen hatte, ihren Mann, weil er angeblich verbotene Bücher las, anzuzeigen. Er zog sich, sobald er von den Nachstellungen der Inquisition gehört hatte, zurück und entkam derselben. Da sich der Jüngling über die Grausamkeit wundert, daß man ihn, der doch Frieden in einer Familie zu stiften gesucht, einzuziehen versucht hätte, antwortet dieser: „Hättet Ihr, wie ich, alle Gotteslästerungen gelesen, welche unsere Theologen über Einzelnes geschrieben haben, Ihr wundertet Euch nicht. Da sagt Einer: die Handlung eines Sohnes sei höchst lobenswerth, der seinen Vater denuncirt; ein Anderer: der Vater sei aufs Gewissen verpflichtet, seinen Sohn anzugeben. Solche abscheuliche Grundsätze nimmt man an und beweist sie aus der heiligen Schrift, sodaß man uns möchte glauben machen, der Vater des menschlichen Geschlechts gleiche Löwen, Tigern und Panthern. Kann man sich wundern, wenn die Inquisition mit Entsetzen auf Den hinblickt, der sich ihrem Systeme des Terrorismus widersetzt. Die Fürsten selbst, die dies Tribunal mit Unwillen betrachteten, sind ernstlich gestraft worden. Uebrigens wißt Ihr, mit welcher Wuth es alle Bücher, die uns die Augen öffnen können, verfolgt, oder sondert und reinigt. Die Werke der Kirchenväter, die der Päpste, ja der frömmsten Männer, doch was sage ich, die heilige Schrift selbst hat man revidirt, corrigirt und vermehrt zu Gunsten dieser Gottlosen. Ja, man darf weder schreiben noch lesen, ohne eine bestimmte Erlaubniß dazu. Seht diese indices, expurgatorios, jene Denkmäler ihrer Niederträchtigkeit und Frechheit, und unserer Niedrigkeit und Feigheit. Ließen wir uns durch ihre Drohungen und Verbannungen nicht schrecken, sie würden nicht wagen, uns so knechtisch zu behandeln. Wir verdienen aber diese Erniedrigung, Gefängnisse, Scheiterhaufen und empörendsten Eingriffe in die Menschenrechte, da wir durch unsere fluchwürdige Duldsamkeit ihre verächtliche Würde aufrecht erhalten. Was ihr bis jetzt gethan habt, ist fast nichts. Es ist wahr, ihr habt den schönsten Theil Europas entvölkert, das edelste Volk vernichtet, ihr habt über alle Hindernisse, die Menschlichkeit, Religion und Politik eurer kolossalen Gewalt entgegengesetzt haben, triumphirt; aber geht noch weiter! Die Menschen müssen mit einem eisernen Scepter beherrscht werden. Schweigend ertragen sie jede Ungerechtigkeit und küssen den Fuß, der sie zu Boden tritt." Bald darauf heißt es in einer hierauf sich beziehenden Anmerkung: „Wenn das spanische Volk über seine socialen Pflichten (und über die Rechte, welche ein edles Volk vor der Willkür und Herrschsucht eines einzigen Despoten, oder einer ganzen Henkerszunft schützen müssen) unterrichtet wäre, und würden den Verblendeten, in Dummheit absichtlich grausam Erhaltenen die Augen über diese Interessen geöffnet, und sähe es, welcher edeln Freiheit die benachbarten glücklichern Staaten genießen, es würde kein Tribunal in seiner Mitte dulden, das die Würde und den Charakter einer edelmüthigen Nation erniedrigt, ein despotisches System nicht dulden, welches der römische Bischof fortsetzt, um seine unumschränkte Gewalt zu erhalten, zum öffentlichen allgemeinen Skandal und zur Verhöhnung der entehrten Menschheit." 6.

Die älteste Geschichte der Baiern. Aus den Quellen bearbeitet von J. N. Obermayr. Passau, Ambrosi. 1831. Gr. 8. 14 Gr.

„In den Tagen grauer Vorzeit entstürzte, nach Sage der treuen Ueberlieferung, den Hochlanden Asiens ein gewaltiger Strom junger Männer, kühnen Entschlusses, der überwallenden Thatkraft, ein freies Vaterland, der zärtlichen Liebe theurem Gefolge einen eignen Herd zu erkämpfen. Abendwärts gerichtet den Blick, gelangt der endlose Zug von Kriegern, Weibern und Kindern sammt den Herden zuerst an Sarmatiens hohen Rücken, von Griechen und Römern die riphäischen Berge genannt, und endlich nach Ueberwindung unzähliger Hindernisse an das baltische Meer. Auf ausgehöhlten Stämmen wird nun die weite See durchforscht und Skandinavien mit seinen grasreichen Ufern und sichern Buchten entdeckt. Vom reizlosen Flachlande erhebt sich sodann das Volk und setzt auf leichten Fähren nach Skanzien hinüber. Hier werden die Küstenbewohner, welche anfänglich Fischer waren, bald geübte Seefahrer oder Kelten u. s. w." In diesem etwas überschwänglichen, müllerisirenden Tone geht es durch 14 Seiten fort, worauf 175 Seiten Noten oder Excurse kommen.

Es ist allerdings sehr lobenswerth und keineswegs überflüssig, wenn die Urgeschichte Baierns wiederholten Untersuchungen unterworfen wird, aber zu einer so schwierigen Arbeit gehört mehr historischer Blick, tiefere Kenntniß der Quellen, selbst größere Bekanntschaft mit der neuern historischen Literatur, als der Herr Verfasser wol haben konnte. Sonst würde er gewußt haben, daß Bullet, auf den sich der Verf. wegen des Keltischen vorzugsweise beruft, nur sehr geringe Glaubwürdigkeit verdient, wie auch noch neuerlich v. Lang („Baierns Gauen", Nürnberg, 1830, S. 41) dies auseinandergesetzt hat. Wir bedauern darum den wirklich großen Fleiß, den der Verf. auf seine Arbeit gewendet hat. Ein Rückschritt ist es gewiß zu nennen, wenn der Verf. wieder die alten Züge des Sigowes und Bellowes nach Livius zur Grundlage bairischer Geschichte macht, die Baiern als eine geschlechtliche Fortsetzung der Bojer annimmt. Auch daß Skandinavien wieder als eine Völkerwiege angenommen wird, erinnert zu sehr an den längst in solchen Problemen abgefertigten Olaus Rudbeck. Ref. will gern zugeben, daß sehr Vieles in der bairischen Urgeschichte noch großen Zweifeln ausgesetzt, daß selbst die vom Verf. schlechterdings verworfene Annahme, die Bojarier wären eine neue Ansiedelung durch Heruler, Sciren u. s. w., noch keineswegs zu unbedingter Gewißheit erhoben ist; aber er ist überzeugt, daß hier die Wahrheit in der Mitte liegt, daß alle bojische Bestandtheile (relicto idiomate etc.) sich mit neuen germanischen Insassen, welche die Mehrzahl bildeten, amalgamirten. Ueber andere Behauptungen, z. B. die von Gemeiner entlehnten, daß Regensburg noch vorrömisch sei, weil schon im 8. Jahrhundert ein Mercurstempel dort vor Alter einstürzte, daß die Thirlemarken in Schweden von der ultima Thule, welches Schweden gewesen sei, ihren Namen gehabt, soll hier kein Wort verloren werden. Am Schlusse läßt noch der Verf. den sterbenden König von Noricon (d. i. Baiern mit der Hauptstadt Regensburg) eine Anrede an seinen Sohn halten, und ihm darin empfehlen, den Römer, welcher den Bojer aus Bundesgenossen zu Sklaven machen wolle, dauernd zu hassen, da er „unter dem trüglichen Kleide der Humanität und des Modetons schlau der Knechtschaft geschmeidige Fesseln verberge". Der König schließt mit einer Vision: „Stürme werden sich erheben und mächtige Reiche zerstören; aber Sigowesen's gesunder Stamm, in germanischen Boden gesetzt, wird feststehen, wachsen und grünen in unverwüstbarer Vollkraft." Mutatis mutandis (z. B. Wittelsbachs st. Sigowesens), dies würde ein schöner Schluß für eine münchner akademische Abhandlung gewesen sein. 11.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 159. —— 7. Juni 1832.

Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der schwedischen Literatur während des Halbjahrs Juli bis Dezember 1831.

Zweiter Artikel.*)

Die Wissenschaften.

Der Mangel einer der inländischen Literatur gewidmeten Zeitung wird uns besonders bei unserm jetzigen Vorhaben, eine beurtheilende Uebersicht derselben zu liefern, fühlbar. Unter allen unsern Zeitungen und Zeitschriften ist „Heimdall" die einzige, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, aber sie gibt sich fast nur mit Poesie und Kunst ab, und auch in diesem Fache ist sie nicht vollständig; die übrigen nehmen dergleichen nur ausnahmsweise und zufällig auf, als sei die Literatur ein Gegenstand, welcher der Aufmerksamkeit ihres Publicums und ihrer selbst — dieser publicistischen magnorum virorum — non satis dignus wäre! Da wir unmöglich alle Schriften selbst gelesen haben können, und viele von ihnen zu Fächern gehören, die uns mehr oder weniger fremd sind, so können wir nicht so viel leisten als wir gewünscht haben. Doch werden wir uns bemühen, durch Angabe der wichtigsten literarischen Erscheinungen einen Umriß des wissenschaftlichen Lebens in unserm Lande zu liefern. Die Ernte auf diesem Felde ist in diesem Halbjahre, wenigstens der Zahl nach, nicht besonders reich; schon darum wird unser Bericht ziemlich kurz ausfallen; aber auch darum, weil unter den Erzeugnissen sich verschiedene Fortsetzungen solcher Werke befinden, die wir in unserm frühern Berichte schon charakterisirt haben, auf welchen wir also den Leser verweisen; diese Artikel bezeichnen wir mit einem *, und beendigen somit unser Vorwort.

Im theologischen Fache wissen wir nur eine Schrift: „Religions-Tal vid åtskilliga tillfällen" (Religiöse Reden bei verschiedenen Gelegenheiten), vom Bischof J. O. Wallin, zu nennen. Der berühmte Name des Verf. (er wird als der größte jetzt lebende Prediger in Schweden angesehen) und das einstimmige Lob, das in mehren Zeitungen darüber ertönte, sind eine hinreichende Bürgschaft ihres Werths.

Die Arzneikunde ist diesmal ganz leer ausgegangen, wenn wir einen großen Schwarm von Choleraschriften ausnehmen; von der praktischen Prüfung ihres Werths sind wir aber durch die Gnade des Himmels gnädigst verschont. Gewiß wird es das Publicum sehr schwierig finden, sich bei allen diesen entgegengesetzten und oft einander widersprechenden Schutzmitteln, Diätvorschriften und Heilmethoden, worüber unsere Aerzte sich noch nicht entschieden haben, zurechtzufinden, im Fall die Seuche wirklich ins Land eindringen sollte. Anfangs glaubte alle Welt an den Wismuth und an das Baden; später erhielten alle Apotheker officiellen Befehl, sich mit ungeheuern Quantitäten Campher zu versehen. Auch wurden von einigen Doctoren Spirituosa, mäßig gebraucht, angerathen, und sogleich bot man in der Hauptstadt Cholerabranntwein zum Verkauf aus, ja der scherzende Dahlgren ermunterte sogar die Tabacksfabrikanten, durch Bereitung von Choleraschnupftaback den Destillateurs im Patriotismus nicht nachzustehen.

Unter den Uebersetzungen, die wir in der Regel übergehen, befindet sich eine Uebersetzung eines homöopathischen Buchs, die der Erwähnung werth ist. Bisher hat diese Heilmethode wenig Vertrauen in Schweden gefunden; kein Arzt von einigem Ruf ist ihr beigetreten; nur der große Botaniker Wahlenberg, welcher kein ausübender Arzt ist, ist der einzige von Bedeutung, der ihr gehuldigt hat, und höchstens gibt es zwei oder drei junge Aerzte in Stockholm und Upsala, die ihre Anhänger sind. Aber eine Art von Wundercur, die durch die Homöopathie im akademischen Krankenhause von Upsala neulich bewirkt worden ist, verspricht ihr eine günstigere Aufnahme. Wir wollen diese Begebenheit erzählen und verbürgen uns für deren Wahrhaftigkeit, obgleich wir sie nicht ganz kunstgerecht darstellen können. Um Weihnachten 1831 wurde im genannten Krankenhause ein Mann aufgenommen, der mit einem großen Geschwür (abscessus) auf der Brust behaftet war. Der Patient wurde von dem Vorsteher der Anstalt nach den Regeln der gewöhnlichen Medizin behandelt, aber das Uebel nahm nicht ab, sondern zu, sodaß man die Hoffnung zur Wiederherstellung völlig aufgab. Ein junger homöopathischer Arzt bat sich die Erlaubniß aus, ein Hahnemann'sches Mittel an dem Kranken zu versuchen, den man nun einmal für ein Opfer des Todes erklärt hatte. Sie wurde ihm zugestanden, und jetzt nahm er einen Tropfen der Verdünnung.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 134 — 136 d. Bl.
D. Red.

von Kieselerde und benetzte damit einige Hundert Streukügelchen. Diese Kügelchen sind ihrem Wesen nach ganz indifferent, die einzige Heilkraft beruhte also in der äußerst geringen Flüssigkeit, die sie aufnehmen konnten. Von diesen Kügelchen nahm er ein Paar (wir wissen nicht, ob es zwei oder drei waren) und gab sie dem Kranken ein. Am folgenden Morgen bemerkte man, daß das Geschwür sehr vermindert war, und nach höchstens drei Tagen war der Patient völlig gesund. Der Vorsteher, ein sehr ausgezeichneter Arzt, aber bisher ein entschiedener Gegner der Homöopathie, war nicht wenig überrascht, und gab zu, daß, wenn auch die Natur selbst (was doch wenig glaublich schien) diese Heilung bewirken könnte, sie doch kaum mit solcher Schnelligkeit wirkte, sondern daß vielmehr dem 100,000,000 = Theile des homöopathischen Tropfens die Cur zuzuschreiben sei. Diese Krankengeschichte hat großes Aufsehen erregt, und drei junge Aerzte beeilten sich, homöopathische Apotheken aus Deutschland zu bestellen.

Auch für die Rechtsgelehrsamkeit ist in diesem Zeitraume keine literarische Ausbeute gewonnen worden. Nur hat man den Anfang gemacht, eine Sammlung von allen unsern alten, zu dem im J. 1734 sanctionnirten Gesetzcodex hinzugekommenen Rescripten, Verordnungen u. s. w., unter dem Titel: „Ny Lagsamling", herauszugeben; die erste Lieferung, beinahe 50 Bogen stark, erschien im Oktober.

Der Prof. der Sittenlehre in Lund, Fr. Cederschöld, hat eine kleine Schrift: „Stats Aprioriska Pligtlärans Propedeutik" (Die Propädeutik der apriorischen Staatspflichtenlehre), herausgegeben, die wir nur dem Titel nach kennen. In seinen frühern Schriften wollte der Verf. ein eignes Moralsystem auf einem neugefundenen Principe begründen, aber nur seine Schüler haben Notiz davon genommen. Viel wichtiger ist der soeben erschienene vierte Band der gesammelten Schriften des Dichters Leopold („Carl Gustaf af Leopold's Samlade Skrifter"). Der Inhalt desselben ist durchaus philosophisch; und weil das Meiste darin sich auf zwei berühmte deutsche Denker bezieht und also das deutsche Publicum interessiren muß, so wollen wir eine kleine Kritik darüber versuchen. Der größere Theil des literarischen Publicums weiß hoffentlich, daß der Verf. seit mehr als 30 Jahren als Stimmführer des sogenannten guten Geschmacks bei uns gegolten hat, daß er aber in seinen alten Tagen bei dem Ausbruche der literarischen Revolution nahe daran gewesen ist, von dem Throne seines Ruhms gestürzt zu werden. Nachdem die ungestümen Bewegungen jener Zeit nachgelassen hatten, hörte man zwar auf, ihn unbedingt als einen großen Dichter zu bewundern, schätzte ihn aber immer als einen ausgezeichneten Repräsentanten einer vergangenen Bildung, als einen glücklichen Nebenbuhler der Muster, die er sich zum Vorbild genommen. Als er, ein ehrwürdiger Patriarch der vaterländischen Literatur, ein graues Monument aus einer längst vergangenen Zeit, allein dastand, und endlich von dem schmerzlichen Loose eines Homer, eines Milton und Delille, dem der Blindheit, betroffen wurde, da steigerte sich diese Pietät bis zur höchsten Achtung. Der Band, von dem jetzt die Rede ist, enthält die Früchte seines philosophischen Studiums, besonders aus der spätern Periode seines Lebens, nebst einer biographischen Skizze Leopold's von L. M. Enberg. Die letztere nimmt zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Enberg, der selbst Mitglied der schwedischen Akademie, Lehrer der Philosophie zu Stockholm und Verfasser verschiedener philosophischer Schriften ist, tritt als unbeschränkter Lobredner nicht nur der Leopold'schen Poesie, sondern auch seiner Weisheit auf, und zollt dem weiland classischen Geschmack seine unbedingte Huldigung. In Deutschland ist dieser Geschmack längst verschwunden, sogar bei uns ist er in den letztern Zeiten selten geworden; vielleicht wird es das Publicum interessiren, zu hören wie ein Erzclassiker von altorthodoxem Schrot und Korn über Sachen spricht, worüber das Urtheil der gebildeten Welt schon längst ausgesprochen ist. Wir geben also von dieser biographischen Einleitung einige kurze Auszüge, vorzüglich weil sie den Gefeierten selbst bezeichnen. Indem Hr. Enberg diesen gegen den Vorwurf, der französischen Tragödie unbedingt gehuldigt zu haben, vertheidigen will, bemerkt er: daß Leopold „Shakspeare auf dieselbe Weise beurtheilte wie dessen eigne Landsleute. „Das Genie — äußerte sich der schwedische Dichter über den englischen — überglänzt bei ihm die Rohheit; siehe da das Geheimniß seines Ruhms!" Ebenso bewunderte Leopold Schiller's große und mehr fehlerfreie Verdienste. Wahr ist es allerdings, daß er die französische Tragödie als die der Form nach vollendetste betrachtete. Wer wird ihn darüber tadeln? Daß sie nicht Localfarben genug hat, und daß die Gespräche zuweilen zu lang sind, dies mag man allerdings zugeben; jenen Mangel aber theilen sie mit Shakspeare, und den letztern mit den meisten Tragöden aller Nationen; aber wie weit stehen die französischen den übrigen voran in Hinsicht der Handlung, der Charaktere, der Leidenschaften, der Darstellung! Man lese nur ohne vorgefaßte Meinung „Zaire" und „Othello", welche beide dieselbe Leidenschaft schildern; danach wird man nicht in Abrede stellen, daß der Franzose den Engländer nicht nur in Künstlichkeit, Würde und Natürlichkeit (denn darüber kann keine Rede sein), sondern auch in meisterhafter Zeichnung des menschlichen Herzens übertrifft. Kurz, die großen Schriftsteller Frankreichs und Schiller, der ihnen ähnelt (!), geben den rechten Maßstab der höchsten, bisher erreichten Trefflichkeit in der Tragödie ab, insofern diese als ein nach Regeln gebildetes Kunstwerk betrachtet wird." So einfältig raisonnirte man in der schwedischen Akademie vor 1809 über solche Dinge, aber unter allen Kunstrichtern in Schweden sind Hr. Enberg und der Herausgeber des „Stockholms Posten", so weit wir wissen, die einzigen, die bei dieser wunderlichen Ansicht noch feststehen. Die drei Hauptabtheilungen dieses Bandes sind: 1. Ueber die Kant'sche Philosophie; 2. Ueber die Schelling'sche Philosophie; 3. Bruchstücke aus dem Portefeuille Dr. Godman's, welche des Verf. eignes System enthalten. Wie Leopold über jene deutschen Philosophen dachte, kann man aus folgendem Ausspruch entnehmen: „Kant war ein großer Denker von weit umfassenden Ansichten; Fichte ein dürrer Schul-

gelehrter, der Kant's System verbessern wollte und es in eine magere Skeletform hineinzwang; Schelling jagte Fichte aus seiner eignen Wohnung heraus, setzte sich hinein und gestaltete sie zu einem romantischen Feenschloß um." Den königsberger Philosophen schätzte Leopold wirklich, fand sich aber durch ihn, wie in seiner Jugend durch den damals herrschenden Wolfianismus und später den Locke-Condillacismus, dem er in der Mitte seiner Bahn huldigte, unbefriedigt. „Ist doch der Zweck dieser Philosophie", sagte er, „gerade der, die Unmöglichkeit aller Philosophie zu beweisen, und zwar zufolge der behaupteten Lügenhaftigkeit sowol der Vernunft als der Erfahrung in Allem, worin sie belehren wollen." Am Ende seines Lebens fing er an die Nachfolger Kant's zu studiren; aber wenn er diese nur sehr unvollkommen fassen konnte, so war es ihm völlig unmöglich, auch mit dem besten Willen und mit der äußersten Anstrengung in die Systeme Fichte's und Schelling's einzudringen. Schon der erstarrten französischen Bildung seines Geistes mußten sie unendlich widerstreben; ferner besaß L. bei allem Hange zum Philosophiren mehr Scharf- als Tiefsinn, keine ausgezeichnete Dialektik, keinen transscendentalen Schwung. Fichte gab er bald auf und wendete sich zu Schelling, dessen Lehren von der neuen Schule, die ihm entgegenstand, mit jugendlicher Begeisterung aufgefaßt wurden. Vielleicht bestimmte dies, wenigstens zum Theil, sein Urtheil im Voraus. Was er nicht recht verstand und was ihm widerstrebte, wollte er widerlegen, und zwar durch eine Entwickelung der Hauptabsichten dieses Denkers. Seine Darstellung des Schelling'schen Systems bezweckt, die angeblichen Ungereimtheiten und Widersprüche darin zu entblößen, und das geschieht auf die Weise, daß Sätze oder Definitionen über gewisse Hauptgegenstände, z. B. das Absolute, die Unsterblichkeit, aus verschiedenen Schriften Schelling's neben- und aufeinandergestellt sind, und Schelling somit sich selbst widerlegen soll. Allerdings sieht der große Denker in diesem Zusammenhange wunderlich genug aus; aber die meisten Widersprüche erklären sich schon daraus, daß L., statt genetisch zu verfahren, die Entwickelungsepochen dieses sich immer mehr entwickelnden, noch nicht fertigen Systems keineswegs berücksichtigte, sondern Stellen aus seinen ältesten Schriften (so sind die „Briefe über Kriticismus und Dogmatismus" die am häufigsten von ihm benutzte Quelle) mit den spätern zusammenwirft. Die dritte Abtheilung enthält Leopold's eigne Ansichten, deren Ergebniß das folgende ist: „Weil die menschliche Vernunft zwar hinreicht, die höchsten Wahrheiten (z. B. Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit) einzusehen, aber nicht auf dem Wege der Demonstration zu beweisen, so geziemt es dem Menschen, seinen Sinn durch Denken, Unterscheidung, scharfsinnige Erwägung und methodische Anordnung so auszubilden und zu schärfen, daß er jene Wahrheiten auffassen und befestigen möge. Dieser Dienst ist das Einzige, was man von der Philosophie verlangt; sie ist also nichts Anderes als die auf diese Höhe gesteigerte Vernunft. Um zur Gewißheit über jene Dinge zu gelangen, muß auch der menschliche Sinn sich zur moralischen Würde der Weisheit erheben, und die darauf folgende beruhigende Ueberzeugung wird zugleich unsere Belohnung. Das Princip, das uns dazu verhilft, ist das Gefühl, d. h. unsere innere Erfahrung, aber erst dann, wenn es durch eine sorgfältige Untersuchung seiner Natur und seines Inhalts geläutert und gleichsam legitimirt wird." L. kam also, aber unabhängig fortgehend, ungefähr auf denselben Standpunkt wie der treffliche Jacobi, der auf einem ähnlichen Boden, dem Glauben und dem Gefühl, ankerte; Beide nahmen eine im menschlichen Gefühl gegebene Offenbarung des Unendlichen und Uebersinnlichen an; aber von da verschwindet alle fernere Uebereinstimmung, denn theils war die Art, womit Beide diese Offenbarung bestimmten, sehr verschieden, theils war die Ansicht Leopold's eigentlich nur eine dunkle Ahnung; wenigstens vermochte er nicht, das Gefühl, wie er es nannte, so zu legitimiren, daß es den letzten Zweck aller Philosophie (die bei ihm, fern von eigentlicher theoretischer Speculation, von einem religiös-sittlichen Interesse immer geleitet war) wirklich erreichen könnte. Bei all Diesen verdient doch sein philosophisches Streben Achtung, und wenn man auch von diesen „Besinnungen eines blinden Mannes" (so nannte er selbst diese Schriften) nicht befriedigt wird, so geben sie doch zu weiterm Nachdenken mannichfaltigen Stoff.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, das Buch der Hundert-Eins. Aus dem Französischen übersetzt von Th. von Haupt. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1831. Gr. 8. 18 Gr.

Es stand zu erwarten, daß dies seltsame Buch, das man ebensowol einen Act der Großmuth als französischer Charlatanerie nennen kann, von den tapfern deutschen Uebersetzern mit Begierde ergriffen und von ihnen in deutschen Saft und Blut verwandelt werden würde. Auch das war zu gewärtigen, daß dieser Verwandlungsproceß ohne alle Wahl erfolgen würde, daß man die langweiligen und für Deutschland ganz unbedeutenden Partien zugleich mit den wirklich anziehenden und erfreulichen übertragen, jeden gedruckten Buchstaben wieder drucken und dem Werke der Hundert und Ein Autoren eine classische Ehre erweisen würde. Wie es jedoch auch um Werth oder Unwerth dieser Erscheinung stehe, eine seltsame, eine beispiellose bleibt sie immer. Mehr als 100 Autoren von Namen vereinigen sich, um den bedrohten Credit einer Verlagshandlung durch ein Werk zu stützen, das, aus gemeinsamen Kräften hervorgehend, alle Käufer anlocken soll. Wäre so etwas in Deutschland möglich? — Kaum! — Ein Buch pflegt der Repräsentant Einer Meinung, Einer Ansicht zu sein; dies Werk ist Träger und Organ von 100 verschiedenen, nuancirten, diametral entgegengesetzten Ansichten. Es soll eine Schilderung des Sittenzustandes im heutigen Paris sein, und es ist ein Gemälde der Zerrissenheit der französischen Gesellschaft, des heimlichen und unterirdischen Minenkrieges, welchen 100 Parteien gegen einander fortführen, der Haltlosigkeit, des Schwankenden und Zerfallenden in Sitte, Lebensansicht, Bestrebung in Kunst und Wissenschaft, Politik und religiösem Fürwahrhalten. In diesem Charivari von Meinungen, Ansichten, Lob und Tadel, Bewunderung und Ausbrüchen des Hasses kann fast nur ein französisches Ohr sich ergötzen; der Deutsche, welcher nicht so schnell von einer Ueberzeugung zu der entgegenstehenden übergeht, muß irre und verwundernd die Achsel zucken und in diesem närrischen Parteigeschrei in Gefahr gerathen, um seinen besonnenen Kopf zu kommen. Hier ist es die Napoleonische „Gloire", deren Posaunenton ihm das Gehör zu rauben

droht, und von der er doch weiß, wie kläglich sie zu Grabe schlich, sobald die Waage der Kräfte einmal gleichstand; dort ist es der hassenswerthe Trieb der Weltbeherrschung, in dem das verworrene Rechtsgefühl der Franzosen sich noch immer gefällt; hier begegnet uns der bourbonische Restaurateur, welcher nur Augen für eine verschwundene Zeit des Glanzes hat, verbunden mit dem römischen Schildträger, den Frankreich gern in die Campagna versetzen möchte. Hier ist es der Kämpfer der classischen Literatur, für welchen außerhalb La Harpe's „Cours de littérature" kein Heil vorhanden ist, dort der romantische Wehrwolf, welcher am liebsten mit allen Füßen auf Gesetz und Form der Sprache umherstampfen und die Saaten der classischen Zeit in Grund und Boden treten möchte. Hier ist es der feine und gebildete Mann der Gesellschaft, der uns in Anspruch nimmt und uns unterhält; dort der schmuzige Cyniker, der alberne St.-Simonist, ein ausgearteter Emil, eine Caricatur Rousseau's, der uns zuruft, aufs eiligste Alles zu zertrümmern, was der Wiedergeburt der Welt im Wege steht. In diesem wunderlichen Durcheinander ist es unmöglich, eine Meinung festzuhalten, ja vielleicht selbst unmöglich, sich irgend ein erfaßbares Bild von dem sittlichen und geselligen Zustande von Paris zu machen. Dazu kommt, daß man Paris bereits genau kennen muß, um das Meiste nur verständlich zu finden, da die Verf. von einem Punkte der Bekanntschaft ausgehen, auf dem wenig Deutsche stehen, und wir glauben daher in der That nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß dies Buch die Ansichten über Paris unter uns eher zu verwirren als zu berichtigen im Stande ist. Doch so ernst nehmen es die Wenigsten hin; den Meisten wird es eine Unterhaltung sein, bei der man nicht danach fragt, ob auch Alles verständlich sei, oder ob der Darsteller auch auf dem Punkte stehe, der ihm die Wahrheit erblicken läßt. Wir haben nichts dagegen, allein eben, da der Werth dieses seltsamen Buches für uns Deutsche mit dem einer angenehmen Unterhaltung erschöpft ist, so hätten die Bearbeiter desselben auch das Gesetz einer verständigen Auswahl gelten lassen sollen. Keiner von allen (und es sind deren schon sechs) hat dies gethan; alle haben die Bogen, wie sie aus Ladvocat's Presse kamen, frischweg, ohne Vor- oder Rückblick, übersetzt, und alle haben auf diese Art gegen den guten Geschmack gesündigt.

Bei der vorliegenden Uebertragung ist dieser Verarbeitungsproceß obenein so sträflich schnell betrieben worden, daß der Uebersetzer sich gar nicht darum bekümmert hat, ob er deutsch oder undeutsch schreibe; ja, seine Eil ist so übertrieben gewesen, daß er alles Rhythmische ganz unübersetzt gelassen hat, weil die Verse doch nicht so schnell fließen wollten als die Prosa, und daß er uns merkwürdigerweise die der Uebersetzung am meisten bedürftigen Partien des Buchs, die Poesien nämlich, in der Originalsprache mit auftischt. Hierin ist nun weder Sinn noch Verstand, da, wer die Verse lesen kann, gewiß auch seine prosaische Uebersetzung nicht nöthig hat; allein es zeigt sich viel Eil darin, und diese muß bei uns ja oft den Verstand ersetzen. Ebendieselbe rühmliche Eigenschaft gibt sich nun auch in seiner Prosa zu erkennen. Sein cavalieres Handhaben von Richtigkeit und Treue wäre noch zu verzeihen; aber völliges Undeutsch kann man einem Dichter, wie Hr. v. H. doch wol sein will, nicht so ohne Weiteres nachsehen. Oder soll folgender Satz aus dem anziehendsten Abschnitte des ganzen Buches etwa deutsch sein? „Neulich noch zu Rosny (sagt König Philipp Ludwig zu Hrn. v. Salvandy) äußerte ich Vieles von meinen Gedanken über dies alles; der König von Neapel dort, beurtheilte unsere Lage sehr richtig; dieser, obgleich vier Jahr jünger als ich, so gebrechliche Fürst besitzt sehr viel Geist und Einsichten u. s. w." Doch selbst das möchte hingehen, wäre die ganze Uebersetzung nicht so äußerst pretiös, so äußerst faselig und so äußerst schlecht. Man lese nur dieses einzige so anziehende Gespräch des Königs mit Salvandy, französisch und deutsch; im Französischen spricht der König, wie Jedermann spricht, im Deutschen so, wie kein Mensch spricht. „Was geschehen werde, weiß ich gewiß ebenfalls nicht (statt: weiß ich ebenfalls nicht gewiß), weiß nicht, wo sie Alle in sechs Monaten sein werden u. s. w." Man war im Juni 1830, als diese merkwürdigen Worte gesprochen wurden.

Nach dieser Diversion gegen den eiligen Herrn Uebersetzer kehren wir zu dem Inhalt seines Buches zurück, doch nur, um uns zu erinnern, daß dieser bereits durch Journale, Auszüge und Uebersetzungen allzu bekannt ist, als daß wir noch einmal aus diesem Born aller Wissenschaft schöpfen sollten. Es wäre, als wollte man aus dem „Conversations-Lexikon" etwas Neues mittheilen. Wie viel man aber aus diesem Buche lernen könne, mögen unsere Leser daraus ersehen, daß wir erfahren, das Vermiethen der Stühle im Palais royal bringe dem Bürgerkönig jährlich baare 30,000 Fr. ein, die Nr. 113, dies Grab manches deutschen Jünglings, sei eingegangen; man wisse nicht, wo Bailly's Asche ruhe; ferner, daß es in dem Babel-Paris auch noch Bücherwürmer und Bibliomanen gibt, woran wir fast zweifelten, wir, die wir Paris genau kennen; daß Lafayette über Undank zu klagen habe, was wir niemals glauben mochten; ferner, daß Chateaubriand ein eitler Mann sei, woran kein Mensch zweifelt, und endlich, daß der Jardin des plantes unbesucht, Père la Chaise aber sehr besucht sei, was Jedermann weiß. Für Diejenigen, welche das Original besitzen — doch diese möchten schwerlich zu der vorliegenden Uebersetzung greifen — mag noch bemerkt werden, daß dieser erste Band bis zum „Cabrioletkutscher" reicht, alles Vorhergehende eingeschlossen, und überdies einen 30 Seiten langen Anhang vom Bearbeiter enthält, welcher seinerseits nichts enthält. — Habeat sibi — wir halten nicht viel von dieser Buchhändlerspeculation. Ist der alte Mercier auch nicht mehr wahr und zuverlässig; als Schriftsteller ist er doch verdienstvoller wie alle diese 101 Herren mit ihrer aufgeblasenen, gespreizten, unklaren, ja unfranzösischen Sprache, und ihren überladenen und bizarren Meinungen. Salvandy allein flößt unter ihnen Achtung ein. Janin's „Asmodi" ist äußerst matt; Roch's „Palais royal" blos statistisch; Drouineau's „Charlotte Corday" ist lesbar; Jal's „Künstlerabende" sind unerlaubt fade; Monnier's „Haus au Marais" ist besser; Bazin's „Bourgeois" passirt als Genrebild; Nodier's „Bibliomane" ist Caricatur wie Alles von Nodier; Dumas' „Cabrioletkutscher" ist langweilig wie Jacob's „Bibliotheken;" Salvandy's „Fest im Palais royal" ist ein Juwel unter Glaspasten. Das Beste an dem Ganzen ist sein Zweck, wo möglich einen Ehrenmann zu stützen und zu retten! 34.

Notizen.

In englischen Blättern wird die Frage aufgeworfen, wer der William Shakspere aus Rowington (Warwick) gewesen sei, welcher in einer noch vorhandenen Petition (vom 3. März 1651—52) an die Rentkammer um Enthebung von einer Abgabe nachsuchte, die er bereits abgelöst hatte.

Im Departement der Goldhügel in Frankreich befinden sich sechs öffentliche Bibliotheken. Die bedeutendste ist Eigenthum der Stadt Dijon und zählt 38,867 gedruckte Bände und 600 Manuscripte; unter letztern das über zwei Fuß hohe und über ein Fuß breite Brevier des heil. Bernhard. Die Bibliothek in Beaune enthält 30,000 Bände, allein viel Doubletten, und ist schlecht geordnet; die vorhandenen Manuscripte werden besonders aufbewahrt. Chatillon an der Seine besitzt 6300 Bände und 6 Manuscripte; Semur hat 7000 Bände und 39 Manuscripte; Auxonne 3167 Bände und 5 Manuscripte; Montbar 1200 Bände. Die letztere Sammlung besteht erst seit 1820. Literarisch wichtig ist noch das Hauptarchiv in Dijon, wo ein Urkundenschatz der Könige und Herzoge von Burgund, der Könige von Frankreich, und sämmtliche Kirchen- und Klosterarchive des ganzen Departements aufbewahrt werden. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 160. — 8. Juni 1832.

Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der schwedischen Literatur während des Halbjahres Juli bis December 1831.

Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 159.)

Wie bekannt, stattet unsere Akademie der Wissenschaften jährlich Bericht über die Fortschritte derjenigen Wissenschaften ab, womit sie sich hauptsächlich beschäftigt. So haben kürzlich Berzelius über Physik und Chemie (dieser Bericht, 359 S. stark, erschien im Juli und ist wie B.'s frühere wol schon verdeutscht), Cronstrand über die Astronomie (der beschränkte Umfang dieser nur 61 S. starken Schrift beurkundet, der jungen, lebensfrischen, unablässig forteilenden Chemie gegenüber, wo die Entdeckungen von gestern schon morgen beinahe veraltet sind, eine alte, lang angebauete Wissenschaft, die in ihrem Fortgange sich nur mit ehrwürdiger Langsamkeit fortbewegt, aber ohne je einen Rückschritt zu nehmen), Pasch über die Technologie, Nilsson über die Zoologie besonders gedruckte Berichte abgegeben. Ferner hat in den Verhandlungen derselben Akademie Graf Trolle Wachtmeister eine Untersuchung eines weißen granatförmigen, in Norwegen gefundenen Minerals verursacht, die auch in einem besondern Abdruck („Undersökning af ett hvitt, granatformigt Mineral från Norrige") erschienen ist. Für Künstler, Fabrikanten und Handwerker hat J. Akerman, Professor am technologischen Institut zu Stockholm, ein kurzes, aber zweckmäßiges Handbuch („Elementar-Kurs i Kemien") dem Druck übergeben.

Das sogenannte Eisencomptoir setzt noch immer seine Verhandlungen* fort; es hat jetzt den vierzehnten Jahrgang derselben herausgegeben und den ersten Jahrgang von 1817 neu drucken lassen („Jern Contorets Annaler"). Von den Verhandlungen der Akademie der Kriegswissenschaften sind in diesem Halbjahre vier Hefte erschienen, worin sich ein paar Abhandlungen von bedeutendem Werthe befinden sollen; darunter die folgende, besonders abgedruckte: „Undersökning af de inom Svenska Armeen brukliga Handgevär", vom Hauptmann S. A. Callerström. Auf königl. Befehl wurden nämlich in der Akademie Versuche angestellt über die in der schwedischen Armee gebräuchlichen Handgewehre mit dazu gehöriger Ammunition; darüber enthält diese Schrift die Ergebnisse nebst Vorschlägen zu neuen Verbesserungen. Merkwürdig ist, der neuen Behandlung wegen (über den innern Werth können wir nicht urtheilen), das vom Adjuncten bei der upsalaer Universität, H. Falck, verfaßte Lehrbuch: „Praktisk Lärobok i Geometrien och Trigonometrien, med strängt bevis i Läran om parallela linier" (Praktisches Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie, nebst einem strengen Beweis der Lehre von parallelen Linien).

Die Naturgeschichte, wenigstens die Gewächskunde, ist noch immer eine der glänzendsten Seiten unserer Literatur, und hierin ist auch in der letzten Zeit Vieles und Bedeutendes erschienen. Erstens hat Wahlenberg eine neue, durch Zusätze bereicherte Ausgabe des ersten Theils seiner „Flora Suecica" herausgegeben. Aeußerst wichtig ist auch die folgende: „Lichenographia europaea reformata. Praemittuntur Lichenologiae fundamenta. Compendium in theoreticum et practicum lichenum studium ab *Elias Fries* Botanices demonstr. prof. nomine" (Lund, 8.). Man findet hier das Resultat eines mehr als 20jährigen Studiums; ein Versuch, die Erzeugnisse dieser Gewächsfamilie nach allgemeinen, fest bestimmten Regeln anzuordnen. Gewöhnlich verschwinden, sobald man in die Tiefe einer Wissenschaft eindringt, die Einzelheiten, die beim ersten Anblick einander schroff gegenüberstehen, und schmelzen immer mehr und mehr mit einander zusammen; so sind die 1200 Arten (Species), womit die europäische Lichenographie vorher prangte, hier auf 400 reducirt worden. Ferner ist die vom Lehrer Gellerstedt bearbeitete „Nerikes Flora" der Beachtung werth, obgleich sie zunächst für den Schulgebrauch bestimmt ist. Die andern Fächer der Naturgeschichte sind auch nicht leer ausgegangen; Prof. Nilsson setzt noch immer sein Prachtwerk über die skandinavische Zoologie* fort, wovon in diesem Zeitraume drei Hefte erschienen sind: „Illumin. figurer till Skandinavisk Fauna, med Beskrifningar" (7.—9. Heft, mit 30 Kupfern). Hier ist auch folgendes Buch zu nennen: „Skandinaviens Jagt, Djurfänge och Vildafvel, jemte Jagt-Lexicon" (Die Jagd, der Thierfang und die Wildzucht Skandinaviens, nebst einem Jagdlexikon) von G. Svederus. Von „Svenska Foglar efter naturen och på sten ritade af M. och W. v. Wright" (Schwedische Vögel nach der Natur auf Stein gezeichnet*) ist das 20. Heft, aus 6 Kupfern bestehend, jetzt heraus. Im Vorbeigehen

bemerken wir, daß ein bekannter englischer Jagdfreund, Lloyd, ein Werk unter dem Titel: „Jagdbelustigungen in Schweden", herausgegeben hat, das sehr interessant ist und bei uns in einer Uebersetzung viel gelesen wird. Ueber die schwedischen Spinnen („Svenska Spindlarnes beskrifning af C. J. Sundevall") steht in den letzten Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften eine Beschreibung, wovon die hier angeführte ein Abdruck ist. Von noch größerm Umfang, ihrem Titel nach, ist die von J. Pontén in Wexiö herausgegebene: „Svensk Fauna" (Schwedische Fauna), aber der gleich folgende Zusatz: „Handbok för Insekt-samlare" (Handbuch für Insektensammler) beschränkt den vielversprechenden Titel auf eine Classe dieses Naturreichs, und auch diese ist in einem sehr verjüngten Maßstabe ausgeführt. Die ersten zwei Theile, welche die Lehre von den Insekten nebst einem Wortregister derselben, und die naturgemäße systematische Aufstellung der Insekten enthalten, sind zusammen nur 66 S. stark. Der uns unbekannte Verf. muß entweder sehr oberflächlich oder sehr gedankenreich sein.

Dem Rector an der neuen Elementarschule zu Stockholm, C. J. L. Almquist, verdanken wir eine vaterländische Sprachlehre („Svensk Språklära"), die, zwar für den Gebrauch seiner Schüler berechnet, doch manche treffende Bemerkungen, wie es von einem so genialen philosophischgebildeten Manne zu erwarten ist, enthalten; auch hat das Buch ein geschichtliches Interesse durch die mitgetheilten Sprachproben aus verschiedenen Zeitaltern. Die schwedische Akademie hat auch über das Buch ein günstiges Urtheil abgegeben. In dem philologischen Gebiete sind noch drei bedeutende Werke zu erwähnen: 1. eine neue Auflage der Uebersetzung der Aeneide, von dem verst. Freiherrn Adlerbeth, der auch Horaz und Ovid's Verwandlungen auf eine Art, die wenig zu wünschen übrig läßt, übertragen hat; 2. „Bibliothek af Grekiska och Romerska Prosaiker" (Bibliothek griechischer und römischer Prosaiker), die in Hinsicht des Formats, des wohlfeilen Preises u. s. w. ungefähr dieselbe Einrichtung wie die bekannte stuttgartsche Unternehmung hat (nur ist die schwedische Bibliothek weit hübscher); von dem Publicum ist sie auch sehr günstig aufgenommen worden. Freilich ein Mann von großem literarischen Rufe, Professor Kolmodin in Upsala, dessen Vorlesungen über Tacitus und Livius ebenso sehr wegen ihrer tiefen Bemerkungen beim Commentiren, als wegen seiner classischen, geschmackvollen Sprache beim Uebersetzen seit 20 Jahren von einem immer zahlreichen Auditorium bewundert sind, eröffnet die Reihe, indem der Anfang nämlich mit Livius gemacht wird. Bis Ende 1831 waren fünf Hefte erschienen. Endlich nennen wir 3. „Job", metrisch übersetzt von Lindgren, Adjunct an der Universität zu Upsala. Die Uebertragung ist in Jamben und mit Commentarien versehen. Der junge Verf. ist ein ausgezeichneter Kopf, doch ist sein Hauptstudium eigentlich das Arabische.

Wir gehen zu der Geschichte über. Das Meiste, das hier geleistet ist, besteht nur in Fortsetzungen von früher in unsern Berichten erwähnten Werken; nämlich: 1. „Handlingar etc."* (Actenstücke zur Geschichte Skandinaviens), wovon der 16. Theil erschienen ist. Die Herausgabe besorgt eine königl. Gesellschaft, aus dem König als Beschützer, 28 Mitgliedern mit dem Kronprinzen an der Spitze, 34 Correspondenten und einem Secretair bestehend. 2. „Nya Handlingar etc."* (Neue Verhandlungen und Actenstücke zu der ältern, neuern und neuesten Geschichte Schwedens, sechster Theil). Dies ist das Werk, welches, wie wir früher berichteten, Veranlassung zu einem Processe gab, der die Erwartung des Publicums im verwichenen Sommer sehr spannte; wenn das deutsche Publicum ebenso neugierig ist, den Ausgang zu vernehmen, so kann es im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" (Artikel Adlersparre) darüber Belehrung finden. Hier bemerken wir, daß diese Verhandlungen eine merkwürdige Recension veranlaßt haben, die auch als eine besondere Schrift („Anmärkningar etc.") im Nov. erschien. Der Verf. war Offizier bei der finnischen Armee, welche bei der Revolution sehr zurückgesetzt wurde und, gegen den Feind tapfer kämpfend, oft Noth litt, während die westliche Armee wenig that, endlich dem Feinde den Rücken wandte, nach Stockholm ging, um zu revolutioniren und als „Erretterin des Vaterlandes" alles Lob und alle Gunstbezeigungen einzuernten. Man kann es also dem Verf. nicht verdenken, wenn sein Aufsatz in einer etwas finstern und gegen Adlersparre sehr ungünstigen Stimmung geschrieben ist, aber seine Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit schimmern überall durch. Ueber die wenig ehrenvolle Expedition nach Ratan (im J. 1809) findet man bei ihm viele beachtenswerthe Aufschlüsse. Der Plan derselben war, wie der Verf. behauptet, von Adlersparre, und zwar sehr gut angelegt; aber bitter wird getadelt, daß jener den Oberbefehl über dieses Heer aus Neid und Eifersucht nicht einem General von schon bewährtem Verdienst, z. B. Adlercreuz oder Sandels, übergab; hätte er auch nicht diese Ehre einem Offizier aus dem finnischen Heere gönnen wollen, so wäre es doch viel besser gewesen, wenn er selbst die Ausführung übernommen hätte, als sie dem beschränkten Wachtmeister anzuvertrauen, der Alles verdarb. Der Verf. erzählt sodann die Geschichte dieses Feldzugs, woran er selbst Theil hatte, auf eine Art, die jeden Schweden beim Lesen mit tiefer Trauer erfüllt. 3. Ferner hat Rector Fryxell eine neue Auflage des dritten Theils seiner Erzählungen aus der schwedischen Geschichte („Berättelser ur Sv. Histor."*) herausgegeben. 4. Als neu ist das fünfte und sechste Heft der Portraitsammlung von schwedischen Königen und berühmten Männern („Svenska Konungar och deras Tidehvarf etc."*) zu erwähnen. Die Ausführung ist gut, doch tadelt man, daß die Herausgeber zuweilen nicht gewissenhaft zu Werke gehen; so haben sie statt des Reichsraths Lars Sparre, von welchem kein Portrait vorhanden ist, ein Heiligenbild gegeben!

Für die Statistik Schwedens besitzen wir endlich in „Statistik öfver Sverige af Carl Forssel" ein Hauptwerk. Früher war eine von Granberg im J. 1818 herausgegebene Statistik die einzige Quelle; schon bei ihrem Erscheinen entsprach sie nicht der Erwartung, und jetzt ist sie überdies veraltet. Forssell's Werk ist mit lobenswer-

them Fleiße aus öffentlichen Verhandlungen zusammengetragen, und enthält nicht blos dürre Zahlenangaben, sondern eine geschichtliche Entwickelung der wichtigsten Erwerbzweige und überhaupt die Fortschritte der schwedischen Staatskräfte, nebst Parallelismen mit andern Ländern und oft treffenden Andeutungen zur Verbesserung bestehender Institutionen. Das Werk ist zu gediegen, als daß man in der Kürze darüber sprechen könnte, wir werden vielleicht in d. Bl. in einem besondern Artikel näher darüber berichten und die wichtigsten Ergebnisse dieser Forschungen mittheilen. Beigegeben ist eine Karte, wo die Höhe der Gegenden durch besondere Farben bezeichnet ist. Nur muß man hier und bei dem Buche selbst, wie bei allen guten Werken, wünschen, daß die Scala etwas größer wäre.

Die schon 100 Jahre alte Tuneld'sche Geographie Schwedens ist noch immer in ihrer Art die b.... Ihr größtes Verdienst besteht in der sorgfältigen, wenn auch nicht ganz kritischen Bearbeitung des Geschichtlichen in der Erdkunde; auch ist sie vollständig im Aufnehmen des Specialtopographischen; aber die Foderungen, die man jetzt an die Erdkunde macht, befriedigt sie nicht; oft fehlt, bei aller Vollständigkeit im Einzelnen, gerade das Wichtigste. Von der achten Ausgabe dieses in jedem Fall ehrenwerthen Werks erschien kürzlich die erste Abtheilung des dritten Bandes, Ostgothland enthaltend („Geografi öfver Konungarihet Sverige"). Sie ist neu bearbeitet; aber der Bearbeiter besitzt nicht die dazu nöthigen Kenntnisse, noch weniger den rechten Sinn, sondern nimmt Alles, was ihm zugeschickt wird, ohne viele Kritik auf; wenigstens fanden wir die frühern Bände sehr fehlervoll und die Anordnung mangelhaft.

Großes Aufsehen hat folgendes Buch erregt: „Journal af Petrus Laestadius för första året af hans Tjenstgöring, såsom Missionaire i Lappmarken" (Tagebuch von P. Lästadius über das erste Jahr seines Dienstes, als Missionnair in Lappland). Lappland ist auch uns Schweden ein Wunderland; Himmel, Natur, Menschen, Leben, Alles gehört dort einer andern Zone an. Freilich ist das Land selbst nichts weniger als unbekannt, aber fast alle Reisende haben es nur im Sommer besucht und sich dort nur wenige Wochen aufgehalten, begierig, sobald der erste Reiz der Neugierde gestillt war, es so schnell wie möglich zu verlassen. So treu und lebendig auch einige dieser Reisenden die Lappländer gezeichnet haben, so haben sie dieselben doch nur von ihrer Außenseite gekannt und in flüchtigen Zügen dargestellt. Etwas ganz Anderes vermochte ein Mann zu leisten, der unter ihnen auferzogen ist und jetzt unter ihnen als Katechet und Prediger wohnt. Nur er konnte in die Sinnesart, den Charakter, die ganze Lebensweise dieses Nomadenvolks recht tief eindringen, und zum Glück besaß er auch Talent genug, dies Alles frisch, lebendig und oft heiter zu schildern. Freilich geht die Darstellung zuweilen fast zu sehr in die Breite, aber sie wird dadurch desto epischer und anschaulicher. Der Verf. hat eine gelehrte Erziehung genossen, hat eine sehr ausgezeichnete Dissertation geschrieben, und spricht Latein wie ein Professor. Was, wird Mancher fragen, hat ihn denn bewogen, die gesittete Welt zu verlassen und seine Gelehrsamkeit und sein Leben in jenen öden, schauerlichen Wildnissen zu begraben? War er etwa von religiösem Eifer befeuert? Allerdings erfüllt er seinen schweren Beruf mit achtungswerther Sorgfalt, aber ein Begeisterter ist er nicht. Also um einer guten Besoldung willen und wegen Aussicht zu einer höhern Beförderung? Auch das nicht. Seine Besoldung ist so gering, daß man es in Deutschland kaum glauben wird, nur 85 Thlr. Sächs. jährlich! Nein, er ist in Lappland geboren, das Heimweh hat ihn dahin gezogen, und er trennte sich von den Wissenschaften und einem freundlichern Leben; so siegt nicht selten der geheimnißvolle Naturtrieb, das physische Vaterland über die Heimath des Geistes. Und doch war er in Verhältnissen geboren und auferzogen, die schrecklicher waren, als selbst ein Romanendichter je ersonnen hat. Auch aus diesem Buche werden wir vielleicht dem Leser d. Bl. einige Bilder vorführen, welche, aus dem wirklichen Leben gegriffen, dies halb wilde, halb civilisirte Volk auf das anschaulichste charakterisiren.

Die deutsche Reise von af Pontin („Anteckningar öfver Natur, Konst och Vettenshap, på en Resa etc.") ist gewissermaßen ein Gegenstück des Lästadius'schen Missionsberichts. Der Verf., einer unserer ersten Aerzte, geht von einem rauhern Lande nach einem von der Natur mehr begünstigten, und zwar nach dem literarischen Reichstage der Naturforscher zu Hamburg 1830; sein Gegenstand ist „Natur, Kunst und Wissenschaft", und die Länder, welche er besuchte (die Reise ging über Berlin, den Harz nach Hamburg und von da über Kopenhagen zurück), gehören zu den großen Weltstraßen. Indessen weiß jeder unterrichtete Mann auch dem Bekanntesten immer neue Seiten abzugewinnen, und in dieser Hinsicht enthält dieses Buch viel Interessantes, wenigstens für die Landsleute des Verf. Wenn Lästadius mit derber Energie, die wol zuweilen in Cynismus übergeht, schildert, so zeichnet af Pontin mit Anmuth und Leichtigkeit, und sein Fehler ist vielmehr eine zuweilen etwas zu weit getriebene Zierlichkeit.

Ueber die andern in dieses Fach gehörigen Schriften werden wir uns nur kurz fassen. Der Docent an der Universität zu Upsala, J. A. Säwe, unternahm in den Jahren 1829 u. 1830 eine Reise nach England, um Haselwood's Schule kennen zu lernen, deren Methode man in Schweden einführen wollte und auch wirklich eingeführt hat. Er besuchte auch Oxford und Cambridge, und berichtet über den Zustand dieser Hochschulen in seinen „Anteckningar öfver Universiterna i England". Von dem Sundler'schen „Geographischen Lexikon" ist die siebente Lieferung und von den „Wanderungen durch Dalarna" (das Thalland) eine neue Ausgabe erschienen. 17.

Scherz und Ernst zur Charakteristik unserer Zeit, von J. Weitzel. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Es trat vor Kurzem, schon in der Zeit des Kampfes, ein Mann auf, der neulich sehr bezeichnend „der Mann mit dem

wunderlichen Namen und dem wunderlichen Enthusiasmus" genannt wurde; Jordanus Brunow sprach in seinem „Völkerfrühling" mit großer Wärme von J. Weitzel und machte ihn zum Dritten im deutschen Triumvirate der Freiheit. Ich hoffe, es ist mancher Leser mit mir erstaunt, es ist mancher Leser so einfältig und unerfahren gewesen, J. Weitzel nicht zu kennen; ich gestehe es offen: ich hatte den Namen nie gehört oder gelesen, ich schämte mich meiner Dummheit und freute mich, daß Deutschland einen Vorfechter mehr habe. Da schickte mir Hr. Brockhaus vor einigen Tagen dies Buch, und nun hab' ich einige Stunden mit J. Weitzel gesprochen und will davon erzählen. J. Weitzel sagt, er habe es schon vor der Julirevolution, dem ersten Jahre der Wiedergeburt, geschrieben, und der Verleger d. Bl. entschuldigt die späte Beachtung, daß ein Kritiker, der diesen „Scherz und Ernst" übernommen, den „Völkerfrühling" ganz übersehen habe.

J. Weitzel ist ein herzensguter, lieber Mann mit mäßigem Witz, leidlichem Humor und einem klaren, ungetrübten Blicke, der die Sachen sieht wie sie sind. Freilich schreibt er sie nicht ganz so wie sie sind: sie drücken vielfach, thun weh, sind sehr unbequem, Weitzel aber schreibt leicht, bequem, sehr bequem; die Sachen stören oft gewaltig, Weitzel läßt sich nicht stören, er schreibt gleichmäßig mit unerschütterlicher Sanftmuth fort, er ist ein Deutscher vom Scheitel bis zur Zeh und bis ins innerste Herz hinein. Er kennt alle unsere Fehler und hat alle unsere Vorzüge, aber er steht inmitten unsers metaphysischen Fechtbodens, er sieht es mit Wehmuth, daß wir nicht bestehen können mit dieser Schule, er sieht alle Blößen, aber — er war nicht in Paris. Er kennt die neue Parade, die neue Schule zu wenig, welche die alten Kunststücke entbehrlich macht, er wird uns erfreuen, sein sanfter Tadel wird uns nach Besserung lüstern machen, aber — er wird uns nicht bessern. Europa hat sich in ein Schlachtfeld verwandelt, es gilt Kriegskunst, Gewandtheit, Schärfe; hageldicht fallen links und rechts die Streiche, es gilt Behendigkeit, Gegenwehr, Wachsamkeit, es gilt vor Allem Muth, Muth, Wunden zu schlagen. Und den hat Weitzel nicht. Er sitzt, der gute Deutsche, im grauen Oberrocke, mit einem Regenschirme mitten auf dem Schlachtfelde, und spricht freundlich belehrend zu dem und jenem Vorüberziehenden; die Trommeln wirbeln, die Kanonen brüllen, es rührt ihn nicht aus seiner Stellung, er spricht freundlich weiter, ob auch Niemand mehr höre; die Kugeln schlagen neben ihm ein, das Leben steht auf dem Spiele, er weicht und flieht nicht, aber er greift nicht an, er spricht blos — er ist ein Deutscher durch und durch. „Ich bin ein stiller Beobachter, der bei der ganzen Sache kein unmittelbares Interesse, sondern nur eine Meinung, seine Ueberzeugung hat." So spricht er im „Politischen Glaubensbekenntnisse eines Mannes ohne Welt", einem Abschnitte dieses Buchs. Das ist aber die neue Zeit, die neue Welt, die neue Schule, daß man ein unmittelbares Interesse am Kampfe an der Weichsel, im Palais Luxembourg und in der Stephanscapelle zu London hat, daß man denkt, es geht rückwärts, wenn man nicht vorwärtsschieben hilft, daß die allgemeinen Interessen einzelne, die einzelnen allgemeine geworden sind. Das ist der Segen, der uns aus Paris gekommen, daß wir nun auch Activa in unsern Conjugationen haben, daß wir es nicht mehr für genügend halten, zuzusehen, daß wir die alten deutschen Leinwandkittel langsam ausziehen, der Welt zeigen, wir seien auch sehnige, wohlgebildete Naturwesen, daß wir die alten Narben fragend ansehen und den Arm dafür heben, nicht umsonst geblutet zu haben.

Es ist jetzt nicht genug, Muth zum Ertragen zu haben, es thut auch Muth zum Angriff Noth, und den hat Weitzel nicht. Er ist, wenn ich Brunow's Zusammenstellung beachte, ein stiller Winkel in Börne's Gemüth, in den Börne's Geist zuweilen traurig hineinsieht, ein friedliches Palmenwäldchen Heine's, in dem er einst, gerührt von der Schönheit der Natur, ausrief: „Man sollte eigentlich gegen Niemand schreiben."

Die Schwächen seines Herzens sind des Verf. Schriftstellerfehler, und diese Fehler sind die Liebenswürdigkeiten seines Gemüths. Er erzählt Politik wie Scheherazade Geschichten, breit, weitläufig, redselig, oft sogar schwatzhaft, Kriegsgeschichten werden ihm unter den Händen Spaziergänge ohne Waffen mit Bambusröhrchen, man sieht das Kaminfeuer flackern, man spürt den warmen Ofen, man hört die Spinnräder schnurren, der Verf. sitzt auf der Ofenbank, Alles hört behaglich zu — das ganze liebe Deutschland mit dem Heimweh kommt über Einen; aber unsere vulkanischen Zeitungen passen nicht dazu. Darum aber ist Weitzel vortrefflich für viele Classen unserer guten legitimen Leute, seine Gutmüthigkeit entwaffnet ihren Zorn, die Anklagen gegen das viele mangelhafte Bestehende kommen ihnen in Baumwolle gewickelt in die Hände, sie müssen sie ansehen. Nur in den einzelnen „Gedanken" und Aphorismen, dem letzten Theile des Buchs, wird W. schärfer, weil er nicht so viel Zeit zum Reden hat, u.* da schlägt er einige Male zu und vergißt in der Eile, es wieder gut zu machen. Und im Anfange erzählt er die Geschichte von der cumäischen Sibylle, welche dem Fürsten Tarquin immer weniger Bücher zu gleichem Preise geboten, und da warnt er gutmüthig, das Kaufen nicht zu verschieben, es stände mehr auf dem Spiele als die sibyllinischen Bücher. 78.

Der Freiherr von Reichlin-Meldegg.

Nicht allein aus dem besondern kirchlich-theologischen Gesichtspunkte ist der Obengenannte eine interessante Erscheinung unserer Zeit, und er wird darum auch in dem neuen „Conversations-Lexikon", welches in der Verlagshandlung d. Bl. erscheint, zu seiner Zeit die gebührende Stelle finden. Bleibt gleich in gewisser Hinsicht jener rein wissenschaftliche Gesichtspunkt derjenige, von welchem aus der Genannte eine besondere innere Bedeutung erhält (man braucht nur seiner „Theologischen Abhandlungen", Leipzig, 1829, und seiner „Geschichte des Christenthums", erster Band, Heidelberg, 1830 u. 1831, sich zu erinnern), so gewinnt er doch auch, als Gegenstand der verfolgenden Politik der römischen Curie, ein politisch-kirchliches Interesse, das um so höher und lebendiger ist, da er eben auch auf dem Gebiete der Wissenschaft viel gilt, und weil er in jener Hinsicht als ein solcher Gegenstand in unserer auch kirchlich bewegten Zeit nicht allein dasteht. Sein öffentlicher Uebertritt aus der römisch-katholischen Kirche zur evangelisch-protestantischen (am 29. Februar 1832 in Freiburg in Baden) gibt auch jenem Interesse insofern einen höhern Werth, da ihn, den Ueberzeugungsgläubigen, das infallible, nur auf äußern und ostensibeln Widerruf bestehende Rom zu diesem Schritte gleichsam gezwungen hat. Eine Selbstapologie in dieser Hinsicht und eine Berichtigung vielfacher gegen ihn geschleuderter Irrthümer und Vorwürfe enthält dies „Sendschreiben an Seine Gnaden den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Freiburg, Dr. Bernhard Boll, in Beziehung auf das bei der römisch-katholischen Priesterweihe zu beschwörende Glaubensbekenntniß. Mit sieben Beilagen. Von K. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg" (Freiburg, Groos, 1832, gr. 8., 8 Gr.), das, mit diesfallsigen Actenstücken versehen, ein biographisches, außer diesem aber auch ein, hier jedoch nur beiläufig zu erwähnendes, dogmatisch-kritisches Interesse hat. In dieser Hinsicht mag es von competenten Richtern vor das Forum kirchlich-theologischer Kritik — freilich nicht römischer! — gezogen werden; seiner aber in biographischer Beziehung, und überhaupt des Freiherrn v. Reichlin-Meldegg hier zu gedenken, schien nicht unzweckmäßig zu sein. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 161. — 9. Juni 1832.

Blicke auf die neuesten Erscheinungen in der theologischen Welt und in dem kirchlichen Leben der ersten Hälfte des Jahres 1832.

Jedermann hat jetzt sein Bischen von Noth, seinen Antheil am Haber und Kampf; Fürsten und Minister mit den Kammern, Parlamenten, mit Deputationen oder Volkshaufen, die in das Haus einrücken und Rede und Antwort über Dies und Das verlangen; und wenn man auch bei der Anmeldung den grimmigen Zug im Angesicht nicht ganz bezwingen kann, muß man doch bei dem Empfange die möglichste Freundlichkeit in den Mienen und Freigebigkeit in Versprechungen sammeln, um vor der Hand wenigstens Ruhe zu haben. Die Abgeordneten beklagen sich dagegen, daß ihnen unerwartet ein Strich durch die Rechnung gemacht werde, oft noch am Schlusse ihrer Versammlungen, und daß sie, statt mit einer guten Mahlzeit, vielmehr mit einer Katzenmusik und Gallentränken empfangen werden. Der Adel jammert über drohende Gefahren für seine Privilegien und Aussichten zu den besten Stellen. Niemand will sich mehr hudeln lassen, Lobhudelei etwa abgerechnet; der Bauer will sich nicht mehr von den Zünften und Gerechtsamen der Städte vorschreiben lassen, wo er kaufen und was er für Bier trinken soll; die Bürger jammern dafür, daß man ihnen alle Lebensnerven abschneide; die Grenzbewohner schlagen sich mit den Mauthnern und Zöllnern auf Tod und Leben um des lieben Lebens willen; und wie die Censoren und Schriftsteller aneinandergerathen, wie die großen und kleinen Mächte zu einander stehen, darüber will ich gern schweigen. Und selbst die absoluten sind nicht ruhig, man läßt sie wenigstens nicht in Ruhe; man bezweifelt frech das gepriesene Glück ihrer Völker, selbst wenn die hallische „Allgemeine Literaturzeitung" in einer merkwürdigen Expectoration (Dez. 1830), welche die Stelle einer Recension vertreten soll, uns von der schönen Zeit vor dem Jahre 1830 eine noch so reizende Schilderung macht und uns überreden will, wir hätten damals „an den Pforten des goldenen Zeitalters gestanden"; man ist so unbescheiden, auf die theilweise doch auch laut gewordenen Klagelieder und Unruhen in den stabilen und absoluten Bezirken hinzuweisen, mehr aber noch wird gefodert, man solle nur erst die Geister frei machen, die Zungen lösen, die Pressen frischweg drucken und Jeden tadeln und sprechen lassen, wie es ihm um das Herz ist, so werde es anders klingen. Besonders nehmen die sonst milden Südwinde Deutschlands sich viel heraus gegen den rauhen Norden. Wie könnten nun die Theologen ruhen? Sie behaupten ja sogar, es liege in ihrem Berufe, eine streitende Kirche zu bilden; wie das stehende Gewässer ohne bewegende Stürme, so gehe die theologische Wissenschaft ohne erschütternde Kämpfe in Fäulniß über. Darum habe es, dem Himmel sei Dank, nie an streitlustigen Fechtern und nie an Zankäpfeln gefehlt, und wenn die reifen und faulen abfallen, so werde der theologische Baum der Erkenntniß doch immer neue dergleichen saftige Früchte hervortreiben, zumal da die Philosophie auch manches Reis darauf pfropft. Freilich die heillose Welt nimmt das anders; ein Theil spottet und spöttelt, als ob man über nichts als Ziegenwolle hadere; der andere meint, diese Streitsucht sei sehr oft für christliche Friedensprediger unschicklich und für das christliche Publicum unerbaulich; aber was verstehen profane Laien davon, was zum theologischen Lebenselement gehöre oder nicht?

Richten wir das Auge zunächst auf die theologische Literatur überhaupt, wie sie der Weidmann'sche Meßkatalog der Ostermesse vorlegt, so müssen diesmal die Schreier über die Schreibseligkeit der Gottesgelehrten stillschweigen. Wir haben fast gar keine Postillen, keine bedeutenden exegetischen, dogmatischen und kirchenhistorischen Werke gefunden; der würdige Neander in Berlin hat unter den, so Gott will, künftig erscheinenden Schriften eine „Allgemeine Geschichte der Religion und Kirche" in zwei Bänden versprochen. Doch hat die Cholera, nebst den Unruhen und Veränderungen im Bürgerwesen viele einzelne Predigten in Druck geliefert; Berlin allein 18 wegen jener Seuche; auch die Agenden- und Katechismusangelegenheiten haben die Federn in Bewegung gebracht. Die „Bibliotheca sacra", von Klotz, liefert den dritten Band, auch von Chrysostomus' Homilien erscheint ein zweiter Band übersetzt; Cyprian's Büchlein von der Sterblichkeit ist zum Trost bei der Choleraseuche gedruckt worden. Nachdem Böhme in Lukka die Religionslehre Jesu und seiner Apostel in ihrer Verschiedenheit und Uebereinstimmung dargestellt hat, liefert er jetzt einen Versuch, wie beide vereinbar sind mit der Religion der christlichen Kirche

in unserer Zeit. Die katholische Kirche ist in diesem Verzeichniß fast reicher an Schriftstellern als die protestantische; von der griechischen finden sich kaum Lebensspuren. In der protestantischen und katholischen hat das Zeitungswesen überhand genommen; man zählt sechs Kirchenzeitungen. „Die freie Kirche", von M. Richter in Zwickau, die, wie ein anderer Ref. in d. Bl. sich ausdrückte, die Dinge auf den Kopf stellen will und dadurch dem Wahren und Guten, das sie brachte, den Eingang versperrte, wie es der „Biene" bei vielem Lesenswerthen auch geht, haben wir nicht angezeigt gefunden, wahrscheinlich hat sie doch wol bei ihren verkehrten Angriffen unterlegen. Was soll es doch in aller Welt frommen, von Jesu nur als „von einem Demagogen, jedoch im edelsten Sinne", zu sprechen? Stephani's „Neue allgemeine Kirchenzeitung" will „die Kirche ausbauen", will sie vom alten Judenthum und Pfaffenwesen reinigen, und es ist ihr nicht ganz zu verdenken, wenn sie dazu etwas scharfe Seife und Lauge nimmt, denn es ist beinahe unglaublich, mit welchen Menschensatzungen man das mühsam errichtete Gebäude der christlichen Religion und Freiheit in Baiern gewaltsam verunstalten will; doch ist Stephani zu rathen, daß er weder in der Wissenschaft noch in der Form Blößen gebe. „Der Lichtfreund", von Döhner, und die vielen andern Zeitschriften, die gelegentlich das Kirchenhistorische mit berühren, worunter die Röhr'sche „Kritische Bibliothek", auch durch ihre strengen und gründlichen Kritiken, immer den vorzüglichsten Rang behauptet, werden meist fortgesetzt. An Freimüthigkeit und einer die historischen Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete umfassenden Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit, verbunden mit einer achtungswerthen Mäßigung, steht wol die „Allgemeine Kirchenzeitung" in Darmstadt oben an. Den Geist der sogenannten „Evangelischen Kirchenzeitung" *) von Hengstenberg, und seines Flügeladjutanten Brandt im „Homiletisch-liturgischen Correspondenzblatt" kennt man schon; auch sie gehen auf ihrer Bahn fort.

In eben diesen Zeitungen und Zeitschriften spiegelt sich nun der jetzige Stand der kirchlichen Dinge, von dem wir noch ein kleines Bild darstellen wollen.

1. Die katholische Kirche scheint sich nur in dem südlichen Deutschland, und namentlich in dem wegen seiner Freisinnigkeit hochgeachteten Baden der protestantischen immer mehr zu nähern. Der Kampf gegen den Cölibat wird hier am muthvollsten fortgesetzt; man erkennt aber freilich zugleich immer vollkommener, daß um der schroff gegenüberstehenden Principien willen, die beide Kirchen trennen, alles Hin- und Herbieten keine ganze, wünschenswerthe Annäherung bewirken könne. Daher trat Reichlin-Meldegg lieber zur protestantischen Kirche über und rechtfertigte schriftlich seinen Schritt. Dies werden wol noch Mehre thun, zumal wenn der Papismus in Nichts nachgibt, was freilich für ihn auch seine übeln Consequenzen hat. Da, wo das weltliche Oberhaupt katholisch ist, werden tausend Rücksichten auf das eigne und der Familie Stellung und Bestehen solche Uebertritte erschweren. Im Weltlichen und Geistlichen scheint in Rom das Princip festzustehen und nöthigenfalls durch östreichische oder schweizer Bayonnete geschützt zu werden: Gehorcht und gebt; habt ihr Wünsche und Beschwerden: bringt sie an; allein ob ich als Papst sie annehmen, sie für gegründet anerkennen und etwas dabei thun will, das hängt von meiner Gnade ab; ihr habt nur Pflichten, ich nur Rechte und allenfalls einige Pflichten, zu denen ich mich um mein selbst willen verstehen muß. So lehrte zwar Christus nicht, aber die Statthalter der Oberherren nehmen sich bekanntlich Manches heraus; Petrus hatte ganz andere Grundsätze, aber Nachfolger binden sich ungern an ihre Vorfahren; sie wissen's besser.

(Der Beschluß folgt.)

*) Hr. Dr. Hahn in seiner neuesten sehr lesenswerthen Schrift gegen Bretschneider ist unzufrieden, daß man diese Partei die neuevangelische nenne. Das Urevangelium ist es aber doch wahrlich nicht, was Krummacher in Gemarke predigt und jene Blätter rühmen, oder wenn Theremin sagt: man dürfe allerdings Andersdenkende richten und verdammen (vgl. „Lit. Bl.", Nr. 313, f. 1831).

Mittheilungen aus meinem Tagebuch, zunächst für Freunde und Bekannte, über meine zweimalige Reise von Rotterdam nach Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, meinen viermonatlichen Aufenthalt daselbst und Besuch auf der Insel St.-Helena in den Jahren 1828—30. Von Strehler. Nürnberg, Campe. 1832. 8. 1 Thlr.

So unglaublich schlecht dies Buch auch geschrieben ist, so reich ist es an wissenswerthen Nachrichten und so unterhaltend und fesselnd durch diese. Styl und Vortrag sind von der Art, daß man zuweilen glauben möchte, der Verf. habe seine Muttersprache über dem Holländischen und Malaiischen zu gebrauchen verlernt; denn es passirt ihm, ganz andere Dinge zu sagen, als er eben ausdrücken will; aber die Fülle willkommener Nachrichten über ein wenig und unbefriedigend beschriebenes Land, Java nämlich, leistet für diese Mängel nicht blos Ersatz, sondern macht diese kleine Schrift zu einer sehr empfehlenswerthen. Der Verf. ist holländischer Schiffsarzt, einheimisch in den Zweigen seiner Wissenschaft, aber kein Stylist, und ohne Geschmack in andern Dingen. Wir erlassen ihm gern sein Vorwort, seine Einleitung, welche alle zu einer Seefahrt von circa vier Monaten nöthigen Vorbereitungen, das Schiff und seine Bewohner zergliedert, selbst seine Bemerkungen über die Seekrankheit, die Bewohner des Meeres, die Phänomene, welche sich dem Seefahrer darbieten, und eilen sogleich mit S. 82 in See, oder vielmehr mit ihm nach Java, wo er nach 125 Tagen glücklich landet. Von hier an wird der Bericht, der bis dahin nur unterhaltend und spaßhaft war, so verdienstlich, daß wir unsern Lesern mit einigen Auszügen daraus willkommen zu sein hoffen dürfen.

Die bekannte Sundastraße, zwischen Sumatra und Java, dem Schiffer so gefährlich, schildert der Verf. reizend und vergleicht sie mit der Rheinfahrt von Mainz nach Koblenz, den Formen nach, wozu die Phantasie jedoch nun die Belaubung von Cocospalmen und Pisangs hinzuzufügen hat.

Zwei Tage bringt man in dieser herrlichen Naturscene zu, welche kleine Inseln und zahllose Schiffe beleben, und landet endlich in der Rhede von Batavia. Das Auge, das vier Monate lang nur Himmel und Wasser gesehen hat, glaubt in eine Feenwelt zu schauen. Die Hauptstadt von Java, Batavia, unter dem 6° 12′ S. Br. und 102° 1′ Ö. L., liegt auf der gewöhnlichen Fahrt 4000 geogr. M. von der holländischen Küste entfernt. Die Glanz-

theile der Stadt, Weltevreden und Molenvliet, erheben sich eine halbe Meile von der Rhede entfernt, höher als die fast verlassene alte Stadt. Diese wird größtentheils von fleißigen und kunstfertigen Chinesen bewohnt, den einzigen Handwerkern auf Java, welche in kleinen Jonken zu Haufen hierher geschwommen kommen, bald wohlhabend werden und dann meist zurückkehren. Die Bevölkerung von Batavia, etwa 50,000 Seelen, wird von Holländern, Kaufleute und Nobilis, von Chinesen und Amboinesen, Mulatten, Negern, Resten der Portugiesen, Juden und einigen Javanern gebildet. Der Europäer wird meistens schnell reich; in sechs Jahren ist sein Glück gewöhnlich gemacht. Nun verläßt er sein Haus nicht anders als in seiner Kutsche. Seine Wohnung, meist einstöckig, aber leicht und geschmackvoll gebaut, hat vorn eine offene Veranda mit Meubeln; hier wohnt er und bewegt sich. Das Meublement ist halb chinesisch, halb europäisch, und strotzt von feinen chinesischen Goldarbeiten. Die Zimmer im Innern sind hoch, aber klein. Er steht früh auf, um die Morgenkühle zu genießen, schlüpft in seinen Gazesack, badet sich, frühstückt mit zwölf Gerichten, wobei Kaffi, Kerry und Sambal (Reis, Cocosnuß mit Fisch und Chalotten nicht fehlen), kleidet sich an und fährt auf die Börse. Um zehn Uhr beginnt die Hitze, sie wird verschlafen; um vier Uhr speist man; nun wird es kühler, und in der Nacht ist feuchte Kälte gewöhnlich. Dennoch hält der Verf. das Klima Javas für gesund. Die entsetzliche Cholera hat hier zwar ihre Heimath, aber sie zeigt sich, so gut wie bei uns, nur als Rächerin von Diät- und Erkältungsfehlern. Man sieht in Batavia 60jährige muntere Ausländer genug. Nach der Siesta wird wieder gebadet, köstlich gespeist, nun spaziert und beim Kartenspiel der Abend erwartet. Batavia hat ein Liebhabertheater, aber keine höhere Schule, keine Bibliothek und nur eine einzige Druckerei. Das Lesen ist eine Anstrengung; von Cultur der Wissenschaften ist keine Rede; Musik ist die einzige Kunst, welche etwa getrieben wird, und da die Belohnung für Unterricht darin sehr hoch ist, so empfiehlt der Verf. Musiklehrern Batavia als eine Goldgrube. Alles ist äußerst theuer; der durch Zufall herbeigeschwommene Handwerker hat sich bald zu Pferden und Chaise aufgeschwungen, und wird nun übermüthig oder geht reich nach Hause; der Künstler allein mag wegbleiben. Das Verhältniß der Sklaven schildert der Verf. als sehr mild. Dies ist auch einer der Punkte, wo unsere europäische Systemsucht mit der Erfahrung davonläuft. Der Verf. behauptet geradezu, daß ein batavischer Sklave sehr übel thun würde, wenn er mit einem deutschen Dienstboten tauschte. Er ist besser genährt, besser gebettet, wird besser behandelt und seine Rechte sind besser geschützt, als in vielen Ländern Europas bei den dienenden Classen der Fall ist. Jedes Kind einer Sklavin wird durch die Geburt frei. Alte Sklaven werden wie Familienglieder angesehen, keiner darf willkürlich gestraft, sondern muß verklagt werden; seine Kinder werden gewöhnlich im Hause selbst erzogen, oft mit denen des Herrn; er hat seine bestimmte, mäßige Arbeit, und ist im Allgemeinen besser daran als unser Tagelöhner und Landmann. Den eingeborenen Javaner schildert der Verf. als klein und schmächtig, aber regelmäßig gebaut. Seine Hautfarbe ist schmuzig-gelb, sein Gesicht zeigt stark hervorstehende Backenknochen, eine platte, dicke Nase, aufgeworfenen Mund; Lebensweise und Kleidung sind höchst einfach; er wohnt in Hütten von Bambus mit steilem Dach, meist hinter Bäumen versteckt, und in der Nähe der Hauptstadt zu Dörfern geordnet. Ein Paar Bänke und einige Matten und Geschirr sind sein Ameublement. Der Javaner ist ein großer Freund der Reinlichkeit, er badet und wäscht sich den ganzen Tag. Er ist genügsam, fleißig, so viel sein Klima erlaubt, mehr gutmüthig als aufgeweckt, wenig unternehmend, außer für mechanische Künste, zum Nachdenken nicht geneigt, sehr sanftmüthig, ein guter Hausvater, unentschlossen, meist fromm und nationalstolz. Geringschätzung, Scheltworte und Hohn verträgt er nicht; jede Berührung berechtigt ihn, nach dem Gesetz seiner Väter den Beleidiger sofort zu tödten. Er ist wenig eifersüchtig, für genossene Wohlthaten sehr erkenntlich; das Leben achtet er wenig, aber er hält streng an ererbter Sitte und Religion. Bekehrung zum Christenthum ist selten, wiewol es Colonien von christlichen Javanern gibt. Einzelne lernen leicht, und Adimango, der Sohn des Fürsten von Samarang, sprach z.B. und schrieb correct holländisch, englisch, malaiisch, javanisch und arabisch, und besaß gute Kenntnisse in der Geographie, Mathematik und Geschichte. Auch Diepo-Nagoro, den wir uns oft als einen Wilden denken, ist ein Mann von Bildung. Nach seiner Gefangennehmung 1830 ist in Java Friede. — Die herrschende Religion ist die mohammedanische; der Sultan ist zugleich das geistliche Oberhaupt des Landes. Indeß gibt es auch Fohisten und Buddhisten unter den Javanern, die trotz eines crassen Aberglaubens doch in der Religion tolerant sind. Die holländische Regierung hat allen Bekehrungsversuchen entsagt, und Niemand wird seines Glaubens halber in Java beunruhigt. Wahrsager, Talisman und Zauberei spielen unter den Eingeborenen eine große Rolle; die Gräber der Verstorbenen werden auf chinesische Weise verehrt. In der Regel lebt der Javaner nur mit Einer Frau in der Ehe; hat er deren mehre, so ist die Erstgetraute die Herrin. Die Eintracht in den Familien ist bewunderungswürdig. Die Ehescheidung ist leicht; lebt ein Javaner sieben Monate von seiner Frau getrennt, so ist er ipso jure von ihr geschieden. Auch diese freiere Sitte steht der Einführung des Christenthums sehr entgegen. — Politisch steht fast ganz Java unter holländischer Botmäßigkeit, entweder unmittelbar oder mittelbar. Das Verhältniß der einheimischen Fürsten ist ziemlich dasselbe wie auf dem indischen Continent. Die Regierung findet es bequemer, ihre Befehle durch den Mund solcher Schattenfürsten zu geben, als geradezu. Jeder derselben hat einen holländischen Kreiscommissair zur Seite, der alle Justiz-, Polizei- und Finanzangelegenheiten leitet und die Fürsten von Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zurückhält, wie sie sonst vorkamen. Dennoch hängt der Javaner mit Leidenschaft an seinem Fürsten, und die Macht der Priester läßt andererseits nicht zu, daß die Holländer sich dieser Mittelspersonen ganz entledigen. Empörung wird in der Regel schnell unterdrückt, denn die Mittel der einzelnen Fürsten sind gering, und der Javaner ist als Soldat nicht furchtbar. So läßt die Regierung die Susuhanan (Sultane) mit ihren Ingebys, Bangas und Domanys und Mantus (Bezirksvorsteher und kleinere Oberhäupter) bestehen, verstattet ihnen die Insignien der Macht und begnügt sich, ihnen vorzuschreiben, wie sie diese gebrauchen sollen. Des Sultans Wille gilt für unumschränkt, und das Volk gehorcht den holländischen Gesetzen gern, wenn sie aus seinem Munde kommen. Die Waffen des Javaners sind der Kriss, Messer oder Dolch, das nie von seiner Seite kommt; der Klewang, Schlachtschwert, Tombak, die Lanze, Mentok, Säbel, Gendiwah und Sanah, Bogen und Pfeil. Wenige führen Feuerwaffen. Im Kriege führen gewöhnlich Priester sie an, welchen der Opiumrausch Muth gibt. An Titel und Chargen fehlt es im Heere nicht, wol aber an Disciplin; die holländische Regierung zieht die Maduresen den Javanern als Miethtruppen vor. Zu den Vergnügungen des Volks gehören Büffel- und Tigerkämpfe, bei denen der letztere gewöhnlich siegt. Auch Hahnengefechte sind sehr beliebt. Wie zwischen dem Lappländer und seinem Rennthiere, dem Araber und seinem Kamel oder Pferde, so herrscht eine eigne Verbindung zwischen dem Javaner und seinem treuen Büffel; diesem gehorcht das Thier, welches gegen den Ausländer fast immer wild bleibt. Allgemein verbreitet ist das Siri- oder Betelkauen, für welches der Mund förmlich zugerichtet und die Zähne gefeilt werden. Der Verf. spricht dem Siri die Kraft zu, die Verdauung zu befördern; aber freilich färbt er Mund und Zähne pechschwarz. Die Musik der Javaner ist chinesisch; der Jongang, ein freihängendes Metallbecken, der Anklung, Pansflöte, der Suling, Flöte, der Kringing, Maultrommel, sind ihre Lieblingsinstrumente. So eingebildet und unwissend die Aerzte (Dukons) auch sind, so hat man die Schutzpocken doch dadurch einzuführen gewußt, daß man die Priester dafür gewann; Beschwörungen müssen statt der An-

zenten dienen. Die javanische Sprache ist ein weicher und sehr lieblicher Dialekt der weitverbreiteten Malaiensprache, bei großer Einfachheit des grammatischen Baues leicht zu erlernen und äußerst wohlklingend. Ihr Stammland ist — nach dem Verf. — das nahe Sumatra. Portugiesische und chinesische Worte nimmt dieser Dialekt leicht und in Menge auf. Der ganze Kleinhandel Javas ist in den Händen der Chinesen. Diese zahlreichen Ankömmlinge sind meist Handwerker und Hausirer, Wagner, Zimmerleute, Schmiede, Schneider, Cattun- und Seidenweber, Färber, Gerber und Kaufleute; sie sind listig, falsch und geldgierig, aber äußerst thätig. Fast unermüdlich geht die Arbeit in ihrem Viertel Compong Tjna fort, wenn jeder andere Batavier schläft, und selbst in der drückendsten Mittagshitze zieht der chinesische Hausirer mit seiner Last und seinen tönenden Klappen, Klontong, in den Straßen umher. Als Geldmäkler und Pächter werden sie oft sehr reich. Ihre Kaufläden bieten das bunteste Gemisch der verschiedenartigsten Waarenartikel dar, Damenschuhe und Schinken, Uhren, Shawls und geräucherte Zungen, Beinkleider und Confect, Küchengeschirr und europäisches Obst, Eisenwaaren, Meubeln, Seife und Eßwaaren aller Art. Sie sind gesprächig und gastfrei, große Freunde des Araks, überhaupt durchweg lecker, lieben das Spiel und die Wetten, den Rausch des Opiumrauchens, aber dabei sind sie sehr gewerbsam, mäßig und artig. Ihre Anzahl vermehrt sich alljährig; auch Frauen kommen herüber und werden als Zofen u. dgl. sehr gesucht. Ihre Gemeinde bildet für die polizeiliche Verfassung, Religionsübung und Justiz einen Staat im Staate, mit eignen Münzen, Sitten und Gesetzen. Juden gibt es wenig in Java; was von den ehemaligen Herren des Landes, den Portugiesen, zurückgeblieben ist, lebt elend und in Armuth fort. — Sehr anziehend ist die Schilderung, welche der Verf. von dem Bazar bahru, dem neuen Markt, und von einer Reise ins Innere, nach Buitenzorg, dem Lustsitze des Gouverneurs, entwirft. Dieser Ort ist in Wahrheit ein irdisches Paradies zu nennen, und das Gemälde, das der Verf. von der Fülle seiner Vegetation, der Schönheit seiner Gärten, worunter auch ein botanischer, von Dr. Blume gegründeter, der fast die ganze flora Japonica enthält, von der reinen erquickenden Bergluft, den Thiersammlungen, den muntern Scharen der Hauptstädter, die hieher flüchten, an Quellen gelagerten Chinesen und den Karavanen von Barattiwagen, welche die Bedürfnisse der Hauptstadt herbeiführen, liefert, ist wahrhaft hinreißend. In der Nähe von Buitenzorg ist der Karang, die Klippe, welche die eßbaren Vogelnester liefert: ein Handelsartikel, welcher jährlich etwa 312,000 Fl. einträgt. Eine kleine Schwalbe, hir. salangana, baut diese Nester in fast unzugängliche Höhlen und Klüfte; der Pächter des Karang besoldet einige hundert Javaner, welche die Nester hüten und, wenn die Brütezeit vorüber ist, einsammeln. Woraus die eßbaren Bestandtheile derselben eigentlich bestehen, ist unentdeckt; man weiß nur, daß die kleine Schwalbe sich meist von Miroden nährt, und der Verf. hält das Material der Nester für eine Secretion dieses Thieres. Die Chinesen sind die größten Abnehmer dieser Waare, welche an Ort und Stelle das Pfund gegen 80 Fl. kostet. Der ewige Sommer von Java wird nur von dem Westmousson, der Regenzeit, vom Oktober bis Januar einigermaßen unterbrochen. Der Sommer, Ostmousson, der übrigen acht Monate zeigt Mittags in Batavia gewöhnlich 88—90° F. Hitze, in Buitenzorg 80°, in Samarang 100°, und Nachts noch 80—82°. Gewitter und Platzregen sind häufig. Viele ausgebrannte und mehre noch thätige Vulkane bedecken das Land; der Gonory Guntur zerstörte 1822 in zwei Ausbrüchen 88 Kampongs, Dörfer mit 4000 Einwohnern. Das Klima hält der Verf. für durchaus nicht wesentlich ungesund; Alles scheint ihm von allmäliger Gewöhnung daran und an Sitte und Kost auf Java abzuhängen. Chronische Krankheiten sind sehr selten, und Leiden der Brustorgane fast unbekannt, dagegen Beschwerden der Digestionsorgane häufig. Das Thier, welches Java am eigenthümlichsten hervorbringt, ist der Büffel, Carbauw, der wahre Lebensgefährte des Javaners. Es gibt große Heerden wilder Büffel; wer deren nöthig hat, eilt an ihre Sammelplätze und fängt sich dergleichen ein; man jagt sie in Pferche mit Fallgruben, verstopft ihnen Auge und Ohr und führt sie in den Stall. Das Thier wird schnell gezähmt und ist nach vier Wochen seinem Herrn treu und gehorsam. Der Königstiger kämpft oft mit ihm. Auch das Rhinoceros ist nicht selten, und Affen, Papageien, Casuar, wilde Pfauen und Schlangen sind überall zu sehen; doch eifert der Verf. gegen Diejenigen, welche die Gefahren, die der Mensch von wilden Thieren zu befürchten hat, übertrieben haben. Ein Unglück der Art, sagt er, ist in Java nicht häufiger als in Europa.

Der Kaffeebaum ist jetzt auf der Insel so häufig, daß Java jetzt jährlich 20,000 Centner Kaffee liefert; die Cultur ist leicht und ohne Mühe, und der Landmann erhält daher die Last von 2½ Centner auch selten mit mehr als 7—8 Fl. bezahlt. Java hat noch keine Zuckerraffinerie; aller Zucker wird roh ausgeführt. Der Reis und sein Product, der unvergleichliche javanische Arak, bildet das vorzüglichste Erzeugniß des Landes. Der Javaner lebt von Reis. Die Ananas, der Pisang, der Mangostan, der Rambustan gedeihen trefflich; dagegen fast keine europäische Frucht, selbst die Kartoffel nicht oder der Wein. Von dem giftigen Upas widerlegt der Verf. mancherlei Fabelhaftes, wie denn überhaupt dieser Abschnitt vielerlei Belehrung bringt.

Nach vier Monaten verläßt der Verf. diese Zauberinsel, sieht und besucht im Mai 1830 St.-Helena und Napoleons Grab, schildert dies Felsennest mit den zurückschreckendsten Farben, gleichsam wie eine armirte Caserne inmitten des Ozeans, malt uns das unverantwortlich zerstörte Longwood, dies historisch so bedeutende Denkmal der Macht des Völkergeistes, das jetzt in einen elenden Pferdestall verwandelt dasteht, und landet endlich wieder in Rotterdam, wo ihn ungeahnet die Nachricht von der Julirevolution überfällt und betäubt. Wir billigen seinen Eifer gegen das britische Cabinet, das um seiner eignen Ehre willen das Andenken des Gefangenen auf Helena nicht so gänzlich hätte untergehen lassen sollen. Longwood hätte als ein heiliger Ort vor Entweihung bewahrt werden sollen, als ein Schrein der Völkerfreiheit, die kein Tyrann ungerächt anzutasten vermag. Das kleine, inschriftlose Grab des großen Kriegers, fast wie ein Brunnen zwischen Felsen versenkt, schildert der Verf. ausführlich, und freilich mag man wol mit sonderbaren Gefühlen auf den glatten Grabsteinen stehen, die diesen Körper decken! Ueber Sir Hudson's kleine Grausamkeiten ist in Jamestown nur Eine anklagende Stimme.

Hiermit nehmen wir Abschied von dem Verf., dessen höchst anziehender Reisebericht nur besser geschrieben sein dürfte, um durchaus empfehlenswerth zu sein. Ein Nebenverdienst desselben ist die durchgehende Berichtigung von Bertuch's vielverbreitetem Bilderwerk. Der Verf. hat sehenswerthe Sammlungen von seinen Reisen mitgebracht.

84.

Notiz.

Nach den neuesten Zählungen hatte Rom zu Ostern 1831 eine Bewohnerzahl von 150,666, mit Ausschluß der Fremden und Juden, die man auf 5000 schätzte. Seit 1822 hat die Volksmenge um 14,581 zugenommen. Die Zahl der Gestorbenen überstieg die Geburten seitdem um 2700, und die Zahl der Ehen nahm ab. Bei der stufenweise stattgefundenen Zunahme der Bevölkerung könnte es scheinen, daß die Verzeichnisse der Geborenen und Gestorbenen unrichtig seien, man muß jedoch bedenken, daß jährlich eine große Anzahl von Mönchen und Nonnen aus den Provinzen einwandert, und daß die Unsittlichkeit der Römer sprüchwörtlich ist. Es würde unpolitisch sein, sämmtliche Geburten, am wenigsten in öffentlichen Registern, genau in Rechnung zu bringen. Die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen beträgt 5354, dagegen 1822 nur 4714.

9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 162. — 10. Juni 1832.

Blicke auf die neuesten Erscheinungen in der theologischen Welt und in dem kirchlichen Leben der ersten Hälfte des Jahres 1832.

(Beschluß aus Nr. 161.)

2. Was nun aber die einzelnen Parteien in der protestantischen Kirche betrifft, so scheint die Kluft zwischen consequenten Rationalisten und Supranaturalisten nur immer größer und bemerklicher zu werden; die Gemäßigten leben ganz friedlich und freundlich neben einander, sind in dem Wesentlichen, in dem Geiste des Evangeliums einverstanden, wenn sie auch in der Form und in der Erklärung des Buchstabens und der Art, wie sich Gott geoffenbart habe, von einander abweichen. Schneidender und schärfer scheiden sich die bekannten Eiferer der Orthodoxie von dem Rationalismus; die heftigsten in ihren Zeitschriften und Predigten, nach welchen es ganz erwiesen ist, daß alle jetzigen Plagen, Rebellionen, Verjagungen der Fürsten, vorzüglich die Cholerafeuche, wahrscheinlich auch die Erdbeben in Italien und Amerika und der Durchgang des Merkurs durch die Sonnenscheibe mit dem kalten Frühlinge Folgen und Strafen des Rationalismus, d. h. des Atheismus und Unglaubens sind. Jedoch auch die gelehrten und sonst milden Theologen dieser Partei merken auf jede Schwäche ihrer Gegner, und so hat namentlich Hr. Dr. Hahn in einem schon erwähnten „Sendschreiben an Bretschneider über die Lage des Christenthums in unserer Zeit und das Verhältniß christlicher Theologie zur Wissenschaft überhaupt" (Leipzig, 1832) dem Letztern allerdings einige Punkte vorgelegt, worin sich wol Bretschneider mag geirrt haben, worüber man aber billig seine Vertheidigung erwartet. Br. hatte in seinem „Schreiben an einen Staatsmann" erklärt, daß die Theologie sich immer nach dem jedesmaligen Stande der Wissenschaften überhaupt modificire; daß also auch die neueste Theologie das Gesammtergebniß der Wissenschaften mit Recht berücksichtige und die alten Behauptungen von der Art und Zeit der Schöpfung, von der Auferstehung, von dem Himmel und den Dämonen aufgebe oder zeitgemäß darstelle. Diese Behandlung der Theologie nennt nun H. nach ihrem Princip unevangelisch, nach ihrer Entwickelung und Anwendung als Wissenschaft unbefriedigend, unsicher und widersprechend, nach ihren Wirkungen auflösend und zerstörend. Eine sehr schätzbare Beilage enthält eine kurze, aber verständliche Schilderung des Simonismus, den Hr. H. zwar nicht Jesuitismus nennen möchte, welchen Namen jeder heuchlerische Egoismus verdiene, den er aber für ebenso unhaltbar und bedenklich erklärt wie Dr. Bretschneider. Mit Vergnügen wird Jedermann diese geistvolle Schrift lesen, auch wenn er nicht des Verf. Ansicht theilt. Die theologischen Zeitschriften werden das Nähere prüfend mittheilen. Wir glauben jedoch im Voraus vermuthen zu dürfen, man werde dem Verf., der sich so sehr auf die Principien der Reformatoren als der ältern echten Kirche beruft und stützt, so schwer es auch werden möchte, ein vernünftiges System ihrer oft noch unklaren und in Form und Anwendung sich nicht selten widersprechenden, daher auch sogleich vom Anfang an Hader und Streit herbeiführenden Grundsätze zu begründen, ebenfalls nachweisen, daß er vor dem Richterstuhle der damaligen Repräsentanten der lutherischen Orthodoxie, und darum auch vor dem Hengstenberg'schen und Brandt'schen Glaubenstribunal, wenn man anders nicht mit ihm so säuberlich wie mit dem „lieben Bruder Harms" verfährt, ebenso wenig bestehen als vor der Kritik des Rationalismus, wenn diese ihn fragt: Ob denn (S. 102—106) z. B. „vom Fleisch geboren und Fleisch sein" wirklich die Kirchenlehre von dem natürlichen gänzlichen Verderben sei, oder ob sie nicht die Befangenheit unterschiebe? Die Anklagen „der Kurzsichtigkeit, Bequemlichkeit und Selbstsucht" von Seiten Bretschneider's (S. 133) gelten gewiß nicht Männern wie unser Verf. ist; doch hat er (S. 42) durch Hinweisung auf Menschen, denen „die Ohren jücken" (2 Tim. 4, 3—5), vergolten. Am schmerzlichsten muß dem unparteiischen Helldenker die Erscheinung sein, daß sich Hr. H. dem Troß anschließt, der aller Welt in die Ohren schreit, „daß die neuere Theologie dem Staate und der bürgerlichen Ordnung den sichersten Grund, auf dem sie ruhen, je länger je mehr untergrabe"; daß er sich zu den Absolutisten hält, die auch in jedem Tyrannen einen Stellvertreter Gottes anerkannt wissen wollen; daß er da von einem göttlichen Rechte spricht (S. 120—125), wo sich das menschliche Unrecht nur zu sehr nachweisen läßt, die Schwärmerei des Simonismus wol gar als Folge der neuern Theologie vorstellt und diese damit verdächtig macht. Welcher neuere tüchtige Theolog hat die Grundsätze: „Gebet dem Kaiser u. s. w. — Seid unterthan

aller menschlichen Ordnung", je bestritten? Darum ist es (S. 123) wahrhaft hämisch, wenn der neuern Theologie Alles zugeschrieben wird, was Schwindler und Egoisten in ihren ultraliberalistischen Blättern ausbrüten, wenn über den Meineid der Völker verkehrt geifert, aber nicht erwähnt wird, was dann zu thun sei, wenn Fürsten und Minister Meineid begehen; daß damit herzlich wenig gesagt ist, der Christ „solle lieber Eigenthum und Leben hingeben". Dann haben die Reformatoren sehr unrecht gethan, vorzüglich aber die schmalkaldischen Bundesgenossen, daß sie sich der herrschenden Gewalt widersetzten und nicht lieber Karl V. die Hälse zum Abhauen darboten; dann haben die Protestanten sich im dreißigjährigen Kriege sehr vergangen, daß sie nicht den Kaisern fortgaben, was dieser Kaiser nach ihrer Vorstellung war, oder lieber sich Alles nehmen, sich umbringen und den Räubern der heiligsten Menschenrechte, den Mördern das deutsche Vaterland überließen. Dann ist Gustav Adolf sehr zu verdammen. Was die ältere Theologie den Fürsten, besonders in Sachsen, für Noth und Unruhe gemacht hat; wie die edelsten protestantischen Regenten so oft genöthigt waren, mit aller Schärfe einzugreifen, Theologen abzusetzen, zu verweisen und ihnen die Kanzeln zu verbieten; wie sie zum Theil bis auf den heutigen Tag, nur etwas verblümter sagen, daß sich das arme verführte Volk selbst helfen müsse und dreinschlagen werde, wenn ihnen die Fürsten nicht die rechten Lehrer gäben, wobei aber das Volk oft verständiger war und ist als seine Führer (Krummacher, Valenti, Harms, Grundtvig); was mystisch-pietistische Schwärmer, durch vermeinte Rechtgläubigkeit angefeuert, für Unheil angestiftet: daran scheint Hr. H. gar nicht bei dieser Herzenserleichterung gedacht zu haben. Dafür schreckt er Fürsten und Volk durch die Bilder der Auflösung aller Bande der Gesellschaft, wenn die alte Theologie nicht mehr die Unterlage des Staatsgebäudes ist. An Nordamerika, wo man von ihr keine Kenntniß nimmt, wo aber gerade einige starre Anglikaner, mystische Kopfhänger und schwärmerische Methodisten durch ihren Fanatismus für ihren alten Glauben die meisten Gefahren bringen, denkt der Verf. gar nicht. Freilich die Hoftheologie von einem unbedingten göttlichen Rechte der Beherrscher und die den edelsten Fürsten und Ministern constitutionneller Staaten hohnsprechende Behauptung eines Recensenten in der Beilage Nr. 30 d. Bl. f. 1831, „daß die bisherigen Constitutionen nichts als papierene Flintenpfropfe zu dem Revolutionsfeuer geliefert hätten", woraus also die Verfasser, Geber und begutachtenden Lobredner dieser Verfassungsurkunden, wie die Herren Pölitz, Klüber u. A. lernen können, wie sie es nicht hätten machen sollen, während sie und Tausende von hochgeachteten Deutschen einzig in weisen und von Fürst und Volk treubefolgten Constitutionen Beruhigung der Gemüther und Erleichterung der allgemeinen Noth erwarten, was auch d. Bl. stets behauptet haben; freilich solche Insinuationen, wie sie die Neuevangelischen stets bei der Hand haben, sind den Autokraten und Aristokraten ein willkommeneres Evangelium als die strenge Moral: Wisset, daß ihr nicht minder einen Herrn im Himmel habt, der das Klaggeschrei über Jagdunfug und Frohnendruck und andere Härten auch hört.

Der Widerspruch, in dem uns die Erscheinung der preußischen Agende mit der edeln Bemühung des verehrungswürdigen Königs Friedrich Wilhelm III., die Union der beiden protestantischen Kirchen immer mehr zu fördern, zu stehen schien, hat sich in diesem Jahre auffallend bestätigt. Wenn wir nämlich die lutherische Lehre vom Abendmahl im zehnten Artikel der augsburger Confession betrachten und bedenken, wie sehr sie Luther'n am Herzen lag, was der Ausdruck, daß die Lehre der Gegner verworfen werde, bei ihm sagen will, wenn wir gegenüber die ganz anders gefaßte Vorstellung der reformirten Kirche kennen und nun doch in der Agende diese Confession als die Norm der Vorstellungsart finden, so konnten wir, bevor die Verschiedenheit ausgeglichen wäre, uns nicht überzeugen, daß beide Theile hier ihre Beruhigung erhalten sollten. Hatten früherhin reformirte Theologen und Gemeinden gewünscht, daß man sie bei ihrer bisherigen, in unserer Zeit ganz friedlichen Stellung und Einrichtung lassen möchte, so bringt im Jahr 1832 eine lutherische Gemeinde in Breslau unter Anführung ihres Seelsorgers, Dr. Scheibel, den Wunsch zum Vorschein, man möge sie reinlutherisch sein und bleiben lassen. Sie beruft sich („Geschichte der lutherischen Gemeinde in Breslau, vom November 1830—32") darauf, daß man mit Annahme der Agende nur dem Namen nach, aber nicht wirklich reinlutherisch lehren (eifern?) dürfe; ein lutherisches Abendmahl sei kein reformirtes; und es werden in der That eine Menge Bedenklichkeiten aufgeworfen, es wird an das Religionsedict erinnert, und die Ausdrücke: „nicht der weltliche Monarch, den Christus nicht zu seinem Statthalter ernannt habe, sondern die Gesammtkirche habe nur das Recht, sich von allem Fremdartigen freizuhalten", sind freilich ungewohnte Worte. Wo Scheibel etwa sonst noch gefehlt hat, wissen wir nicht, aber es ist Suspension erfolgt, die nicht aufgehoben werden soll, wenn Scheibel nicht die Agende annimmt. Ist das etwa Segen der ältern Theologie? Scheibel nennt sich einen zweiten Paul Gerhard.

Unter die Unfälle, welche die Neuevangelischen getroffen, gehört denn zunächst die etwas skandalöse Geschichte, welche sich in der Röhr'schen „Kritischen Bibliothek", über Misgriffe und Misbräuche bei der Missionscasse in Dr. veroffenbart haben, wobei einst gefeierte Namen vorkommen, zwar nur mit den Anfangsbuchstaben, aber kenntlich genug. Man sprach längst von Ohr zu Ohr über den Greuel, aber in jener „Kritischen Bibliothek" ist er hinreichend erzählt, und daß der Erzähler die Gelegenheit, Denen, die sich selbst vermessen, daß sie die allein Frommen sind, die Wahrheit zu sagen, nicht vorübergehen läßt, ist ihm nicht eben zu verdenken. Hoffentlich wird man um solcher Erfahrungen willen nicht die an sich gute Sache ganz aufgeben, sondern nur wachen, daß nicht jeder bacchantische Heuchler an eine solche Quelle gesetzt werde. Sodann hat diese Partei auch durch die etwas gesunkene Autorität eines Hauptorgans, des

Dr. Tholuck in Halle, verloren, indem Prof. Fritzsche in Rostock sich nicht entblödete, ihn gar der Unwissenheit anzuklagen. und sogar Beweise aus der Grammatik anzuführen; die Antwort wird nicht ausbleiben.

In einige Bewegung hat die reformationsbegierige Zeit die Kirche oder ihre Diener durch die Vorschläge über Presbyterien und Synoden, sowie über Veränderungen im Consistorialwesen gebracht. Die Consistorien, der Idee nach die Pfleger des Kirchen- und Schulwesens, wurden in neuerer Zeit theils wegen ihrer Zusammensetzungen, theils wegen heterogener Geschäfte und mangelhafter Leistungen vielfach angegriffen, am schärfsten von Schuderoff („Ueber Consistorialverfassung"), der dafür ziemlich eine Volkssouverainetät in die Kirche eingeführt wissen will, wogegen Dr. Schwabe in Weimar höflich im Schuderoff'schen „Jahrbuche", derber aber Justus Medius in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" auftraten. Für eine Vertretung des religiösen und sittlichen Interesse oder der Kirche (nicht des geistlichen Standes) auf dem Landtage sprachen Dr. Großmann im „Vaterland" und die Schrift: „Wünsche der evangelischen Geistlichkeit"; Geistliche, welche mit den geistigen Bedürfnissen und den Hindernissen und Förderungsmitteln, sie zu befriedigen, am besten bekannt sein müßten, sollten für sie mit eintreten. Um diese Bedürfnisse und die Mittel, ihnen abzuhelfen, besser kennen zu lernen, sollten die alten Synoden, jedoch in verbesserter Auflage, basirt auf Presbyterien in den Gemeinden, hergestellt werden. Auch geschahen noch besondere Auffoderungen, die Sache zu fördern. Sie fand aber auch Widerspruch, freundlichen, der auf wirkliche Bedenklichkeiten aufmerksam machte, und schmähsüchtigen, der nur Hierarchie witterte. Die geistliche Oberbehörde in Sachsen hielt es daher für das Gerathenste, die Geistlichen insgesammt zur Mittheilung ihrer Ansichten für oder wider Presbyterien aufzufodern, wovon das Resultat noch nicht bekannt ist. Der Eifer dafür scheint sich etwas abgekühlt zu haben, seitdem man hier und da bei dem nunmehrigen größern Einfluß der Gemeinden, in Städten besonders, bemerkt hat, daß ihre hauptsächlichsten Reformen meist auf ihren materiellen Gewinn zielen, Zehnten abzuschaffen, Kirchen- und Pfarrgüter zu ver- und für sich zu erkaufen; die Wohnungen der Geistlichen zu veräußern und diesen dafür einen kärglichen Miethzins zu gewähren. Von sittlichen Veränderungen, Beschränkungen der Schwelgereien mag man nichts hören. Da in Presbyterien und auf den Landtagen leicht die Stimmenmehrheit den Klerus um seinen im Ganzen armseligen Arbeitslohn vollends bringen könnte, so möchte doch wol der gute Rath zu beachten sein, den ökonomischen Zustand dieses Standes ja nicht der Willkür der Gemeinden, unter denen die Redner und Schreier leicht auch die Gutgesinnten betäuben, zu unterwerfen. Besonders hat Krehl in seinem „Bedenken" (1832) beherzigenswerthe Worte gesagt. — Unzufrieden ist man in Sachsen, daß das Ministerium des Cultus nicht mindestens eine gleiche Anzahl stimmender Geistlichen, sondern neben dem Staatsminister zwei Rechtsgelehrte und nur einen geistlichen Ministerialrath, obgleich in Schulze jetzt einen sehr tüchtigen Mann, für Kirchen- und Schulwesen enthalte. Es kann bei den sonst vor den Kirchenrath gehörigen Sachen die Mitwirkung und den Beirath der geistlichen Mitglieder in Anspruch nehmen; aber es besetzt die geistlichen Stellen, die Geistlichen sollen nur prüfen. Wer kennt aber die Bedürfnisse für ein Amt, die vorzuschlagenden Subjecte besser als jene Männer, welche die Candidaten schon geprüft haben und mit ihnen in vieler Beziehung stehen? Wie viel gehört dazu, einem schon ernannten, aber für das bestimmte Amt doch nicht passenden Mann die Untauglichkeit nachzuweisen! Wer vermag es, dem vielleicht anderwärts sehr brauchbaren Subject ein solches beschämendes und wol für das ganze Leben nachtheiliges Zeugniß auszustellen? Ist es nicht natürlicher, daß die Examinatoren auch vorher eine entscheidende Stimme bei der Auswahl haben? Uebrigens ist es hohe Zeit, daß man im Königreiche Sachsen auch anfängt (was in den Herzogthümern längst der Fall war), die jungen Leute nicht nach Gefallen von den Gymnasien und Lyceen auf die Universitäten laufen zu lassen, sondern sie erst prüft. Sie eilten fort, wurden bei dem früherhin sehr mangelhaften Examen pro candidatura, wobei auf keine Predigt, Katechese u. s. w., sondern blos auf theoretische Gelehrsamkeit gesehen wurde, durch einige glücklich getroffene Antworten Mitglieder des heiligen Ordens, und durch einen Patron, wol gar noch sehr unbärtig und burschikos, Seelenhirten. Man spricht von einem völligen Candidatenbankerott, d. h., von der Unmöglichkeit, allen ein Amt zu verschaffen. 138 sollen sich in Dresden für das Jahr 1832 zu dem Examen gemeldet haben; man rechnet, daß etwa 30 jährlich angestellt werden können. 1830 zählte man 417 geprüfte Candidaten. Die Maßregel, jährlich nur 30 zu dem Examen zuzulassen, war sonderbar; sie hinderte sehr Viele, sich ein einstweiliges Unterkommen, vielleicht ein gutes, im Auslande zu suchen.

Soeben erhalten wir den zwölften „Jahresbericht des leipziger Missionsvereins", wo an die Stelle des verewigten Tittmann, der parteilos lobend und tadelnd einherschritt, Dr. Volkmann trat. Der Bericht ist lesenswerth, besonders gibt sich Dr. Lindner Mühe, das Missionswesen gegen Kotzebue's Anklagen zu vertheidigen. Von eben diesem Dr. Lindner sind auch „Andeutungen zur zweckmäßigen Einrichtung eines evangelisch-protestantischen Missionsseminariums" erschienen, die viele gute Vorschläge enthalten; nur leuchtet uns gar nicht ein, warum, wenn es wahr ist, „daß Gott auch unmittelbar Jünglinge und Männer durch die Gabe des heiligen Geistes zu diesem Amte rufen und bilden kann", man das nicht lieber abwartet, es besser wissen und Gott vorgreifen will mit des Menschen allzumal sündlichem Thun? Geht man nicht am sichersten, man baut auf solche unmittelbare Hülfe? und bleibt sie aus, ist es nicht die frömmste Resignation: es hat nicht sein sollen? Warum eine „menschliche allseitige, gründliche, logische, wissenschaftliche Bildung dieser Zöglinge"? Wie vermessen! 68.

Immanuel Kant's Menschenkunde, oder philosophische Anthropologie. Nach handschriftlichen Vorlesungen herausgegeben von Fr. Ch. Starke. Leipzig, Expedition des Europäischen Aufsehers. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Ausdruck auf dem Titel: „handschriftliche Vorlesungen“, hat nicht nur etwas Paradoxes (schriftliche Vorlesungen), sondern auch etwas Dunkles und Zweideutiges. Richtiger und offener hätte es wol geheißen: „nach Collegienheften“. Denn ohne Zweifel haben wir, obgleich uns der Herausgeber in seiner sonst eben nicht kurzen Vorrede nicht darüber aufklärt, hier nichts Anderes vor uns als den Abdruck einer säuberlich nachgeschriebenen Vorlesung, wenns hoch kommt, die Collation mehrer solcher Hefte. Denn schon das argumentum ex silentio dürfte hier seine Anwendung finden, daß der Herausgeber, falls er irgend einen Nachlaß Kant's hätte benutzen können, gewiß nicht versäumt haben würde, zum Preise seines Buchs dessen Erwähnung zu thun. Ueberdies aber sind hier und da die Uebereilungen und unvermeidlichen stylistischen Nachlässigkeiten eines blos freien Vortrags, wol auch die Flüchtigkeit des Nachschreibens unverkennbar. Gleich S. 9 der Satz: „Dieses Ich begleitet alle unsere Gedanken und Handlungen, und macht unsere größte Theilnehmung aus“, dürfte hierher zu zählen sein. Ebenso die Wiederholungen und Tautologien S. 15 und an andern Orten; der Ausdruck S. 119: „Wir springen auf Dinge über, die auf unsere Einbildungskraft wirken, und dies wirkt so sehr auf die Nerven, daß am innern Leben dabei sehr genagt wird.“

Die erste Frage, die aber wol Jedem beim Anblick des obigen Titels sich aufdrängt, ist die: in welchem Verhältniß steht diese „Menschenkunde“ zu der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“, wie sie von Kant selbst herausgegeben wurde? Man kann unmöglich zweifeln, daß Beides ein und dasselbe Werk ist. Nicht nur daß mit Ausnahme weniger Umstellungen, die sich dem Denker bei wiederholter Ueberarbeitung ergeben haben mögen, die Ordnung fast ganz dieselbe ist, so stimmen auch beide Schriften sehr häufig bis aufs Wort mit einander überein. In der Regel ist Kant's eigne Ausgabe kürzer, gedrängter, die des Hrn. Starke weitschweifiger, redseliger, ohne Zweifel ein neues Ursprungszeugniß für die zweite Schrift. Wo die erste mehr hat, da kommt es nur daher, daß sie noch hier und da einen größern Reichthum von Beispielen und Erfahrungen benutzt als die zweite, was zu verrathen scheint, daß der Verf. des vom Herausgeber benutzten Manuscripts Kant nicht gerade in der letzten Zeit gehört haben muß. Denn bekanntlich wurden, wie Kant selbst berichtet („Anthropologie“, S. xiv), die Vorlesungen über Anthropologie regelmäßig von ihm wiederholt. Zum Belege für Beides kann etwa das uns gerade in die Augen fallende, so reiche Capitel von dem Bezeichnungsvermögen §. 35 ꝛc. (bei Starke „von den Zeichen“, S. 195, überschrieben) dienen.

Ein materieller Gewinn kann nach all Diesem in der Herausgabe dieses Buchs für die Anthropologie unmöglich liegen. Demungeachtet wollen wir dieselbe nicht geradehin tadeln. Denn dem Mann von Fach ist es wenigstens immerhin bemerkenswerth, damit einen Beitrag zur Geschichte der Entstehung eines Werkes zu erhalten, dessen Ruhm unverwelklich bleibt, das, welche Fortschritte die Anthropologie auch noch machen möge, stets durch den Reichthum von Erfahrungen und durch den Scharfsinn, mit welchem diese benutzt wurden, in Erstaunen setzen wird. Ein System, ein streng wissenschaftliches Ganzes wollte Kant in seiner „Anthropologie“ nicht geben, und gab es nicht. Es sind geistvolle Unterhaltungen über den Menschen, die aber beurkunden, daß der Sprecher, auch wo er rhapsodisch spricht, doch immer ein Ganzes in sich selbst habe, die beweisen, daß ein Gelehrter, wenn er nur wirklich über seinen Reichthum zu herrschen versteht, auch außerhalb seines Auditoriums das Wort zu führen verdient und eine gebildete Gesellschaft aufs geistreichste und nützlichste zu unterhalten vermöge. Wem die Lecture der von Kant selbst herausgegebenen Anthropologie mit ihren schlagenden Gedanken und mit den diese Eigenthümlichkeit so herrlich bezeichnenden kurzen, gedrängten Perioden noch zu anstrengend vorkommt, der wird vielleicht nach Hrn. Starke's Ausgabe lieber greifen, in welcher wenigstens häufigere Wiederholungen und also noch größere Leichtigkeit des Lesens zu finden ist. Sollte dadurch namentlich das Buch dem Geschmack der Frauen, für welche ja diese Vorlesungen Kant's auch bestimmt waren, angepaßt sein und dazu beitragen, auch ihnen den großen Mann, den Stolz Deutschlands, etwas mehr als dem Namen nach bekanntzumachen, so wollen wir gern vergessen, daß Hrn. Starke's Unternehmen fast nur wie eine mercantilische Speculation aussieht, und sogar das Unsrige zur Verbreitung des Buchs beitragen, dadurch, daß wir unsere geneigten Leserinnen mit Kant's Worten („Anthropologie“, S. 97) erinnern, lieber danach als nach einem Roman zu greifen: „Die Schwäche des Gedächtnisses ist oft auch die Wirkung einer habituellen Zerstreuung, welche vornehmlich die Romanleserinnen anzuwandeln pflegt. Denn weil bei dieser Leserei die Absicht nur ist, sich für den Augenblick zu unterhalten, indem man weiß, daß es bloße Erdichtungen sind, die Leserin hier also volle Freiheit hat, im Lesen nach dem Laufe ihrer Einbildungskraft zu dichten, welches natürlicherweise zerstreut und die Geistesabwesenheit (Mangel der Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige) habituell macht: so muß das Gedächtniß dadurch unvermeidlich geschwächt werden. Diese Uebung in der Kunst, die Zeit zu tödten und sich für die Welt unnütz zu machen, hintennach aber doch über die Kürze des Lebens zu klagen, ist, abgesehen von der phantastischen Gemüthsstimmung, welche sie hervorbringt, einer der feindseligsten Angriffe aufs Gedächtniß.“ 96.

Scheidemünze, ein Taschenbuch für Jedermann. Oder: Fünftausend neue deutsche Sprüchwörter. Von K. F. W. Wander. Erste Gabe. Neiße, Hennings. 1832. 12. 20 Gr.

Wenn nicht Alles trügt: ein Schulmeister, der auch was drucken lassen will. Es ist ihm gelungen; auf dem schlechtesten Löschpapier steht sein Name mit drei Taufnamen. Gott grüß dich, Wanderer; Adieu, Wandersmann! Man zahlt am ehrlichsten mit gleicher Münze, und Herr Wander hat mit dem 5000sten Sprüchworte seine eigne Kritik geschrieben: „Wer keine Goldstücke hat, gibt Scheidemünze“; besser wär's noch: „Ein Hundsfott gibt mehr, als er hat“, am besten: „Wer nichts hat, gibt nichts.“

Das Vorwort gibt ein kleines Buch über das große, und der Verf. erzählt die Schwierigkeit der Titelwahl, wie ihn der Name „Frucht- oder Goldkörner“ und „Viel in Wenig“ gequält. Glaub's wohl. Von der Kritik erwartet er belehrende Beurtheilung und wird sich auch für gegründeten Tadel bedanken. Er macht mich schamroth; denn ich habe keins von beiden bei der Hand. Er will manchem Schulmeister das Denken ersparen: das mag für die sehr dummen ein Glück sein, und sie werden diese „Erste Gabe“ dankbar bezahlen; es ist vielleicht die Arbeit eines halben Lebens, und ich mag Niemand die Freude verderben. Aber für die zweite Gabe darf ich mich doch bedanken. Als Originalität am Verf. ist noch zu erwähnen, daß er den Diphthong eu consequent eú schreibt — grammatische Marimen deuten auf Studium. Ich höre seinen Zorn und sein 1000stes und 1001stes Sprüchwort: „Undank ist Stank“ und „Schöne Kleider, große Neider“. — Vergeben Sie mir, Hr. Wander, so wird Ihnen auch vergeben. 118.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag. —— Nr. 163. —— 11. Juni 1832.

Völker und Fürsten. Ein Gedicht von Albert Knapp. Basel, Schneider. 1831.

Die Poesie hat in unserer Zeit politischer Aufregung so entschieden die Partei der Bewegung genommen, daß ein Gedicht, das die Sache des Widerstandes vertheidigt, zumal wenn es, wie das vorliegende, ein Product des Talentes und der Ueberzeugung zugleich ist, wol eine Erscheinung genannt werden darf und näher beleuchtet zu werden verdient. Hr. Knapp hat sich durch zwei Bände zum Theil ausgezeichnet schöner „Christlichen Gedichte" bekanntgemacht, welchen auch in unsern Blättern die gebührende Würdigung zu Theil geworden ist.*) Der Leser wird wol schon daraus auf den Standpunkt geführt, auf welchen sich der Verf. auch diesmal gestellt hat. Er glaubt an den Zeichen der Zeit zu erkennen, daß dies Geschlecht reif zur Sichel ist. Von jenen Tagen, wo

— die Liebe
Weithin erkaltet, Ungerechtigkeit
Stolz aufgeschossen sein, betrogne Hoffahrt
Als Mündigkeit, und kräft'ger Irrthum sich
Als helles Christenlicht geberden wird:
Von jenen Tagen hat der Herr den Seinen
Ein Warnungssiegel angezeigt; es heißt:
Empörungen der Völker. — Merke drauf,
Wer seine Seele liebt.

Der Dichter muß uns erlauben, daß wir schon hier den Strom seiner prophetischen Worte, obgleich ihre dichterische Kraft uns leicht verführen könnte, sie weiter fließen zu lassen, unterbrechen und ihm unsere nüchternen Einwendungen entgegenstellen. Wenn wir Männer die Zeit unserer Väter, also etwa die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit der jetzigen Zeit vergleichen, ist es wirklich wahr, daß die Liebe erkalteter, die Ungerechtigkeit stolzer geworden ist, daß Hoffahrt und Irrthum sich zuversichtlicher geberden; ist unsere Zeit sittlich und religiös schlechter als die aetas parentum? Der Verf. frage mit uns die Ueberbleibsel jener Zeit; Weltmänner wie Gelehrte werden, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollen, mit nein antworten müssen. Wenn wir die einflußreichsten Länder, Städte, Menschenclassen nach ihren Zuständen in beiden Zeitaltern betrachten, so werden wir, ohne zu leugnen, daß die Verdorbenheit und die Hindernisse, die dem Guten allenthalben im Wege stehen, noch groß genug sind, doch erkennen, daß im vorigen Jahrhundert der Egoismus, diese Wurzel alles Uebels, in den Kreisen, in welchen er am verderblichsten wirkt, verbreiteter und mächtiger gewesen ist als heutzutage. Selbst in dem vom Verf. verfluchten Frankreich ist gerade in dieser Hinsicht Vieles anders geworden, wie Augenzeugen der beiderlei Zeiten versichern. Und welcher Ankläger unserer Zeit wird nachweisen können, daß dieselbe dem Christenthum ungünstiger sei als die vorangegangene; daß jene Perioden der dumpfen Gleichgültigkeit, des frechen Unglaubens, des schonungslosen Niederreißens, dem eingetretenen Zeitraume zweifelnden Ernstes und eifriger Versuche des Wiederaufbauens und der Aussöhnung streitender Elemente, selbst wenn diese Versuche alle unglücklich wären, vorzuziehen seien? Sind doch sogar jene himmelstürmenden St.-Simonianer in Frankreich — und wenn ihre Zahl nicht blos eine Compagnie, sondern Legion wäre — keine so gefährlichen Feinde des Christenthums als die Freigeister und Roués der vorigen Zeiten waren, deren Schamlosigkeit aber heutzutage auch in ihrer Heimath kein Glück mehr machen würde! Ist nun wirklich in Sitten und Glauben, wenn auch wenig Tröstliches zu schauen, doch in den letzten 40 Jahren jener Rückschritt nicht zu bemerken, an den uns der Verf. glauben machen möchte, so können wir auch in der politischen Revolution dieses Zeitraums, aus welchem Hr. Knapp die neuesten Begebenheiten in Frankreich, Belgien und Polen nicht herausreißen und unhistorischerweise isoliren wollen wird, nicht das angegebene Zeichen der Zeit sehen. Mögen Andere mit dem Dichter darüber rechten, was widerchristlicher war, die Untergrabung gesetzlicher Institutionen durch Pfaffenrath, oder die Julitage von 1830, das Zusammenkuppeln widerstrebender Völker im J. 1815 oder der brüsseler Aufstand, die Theilung Polens oder der 29. November 1830: wir vermögen wenigstens nicht, aus jenen Ereignissen, welche zu dem vom Verf. selbst anerkannten „Weltgerichte der Weltgeschichte" gehören, zu schließen, daß die ganze Welt nach Aufruhr begehre und die allgemeine Völkerempörung vor der Thür sei. Freilich entwirft uns der Dichter ein trostloses Gemälde von Europas Lage in dem folgenden Gleichnisse:

Wie? wenn ein Haus Jahrhunderte gestanden,
Fest aufgeführt, auf tiefgelegtem Grund

*) Vgl. hierüber Nr. 168 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Werkstätten und bequeme Wohngemächer
Für Generationen sich erhalten, —
Und nun des Regens Niederschlag, des Wurms
Verborgner Zahn, der Fäulniß leiser Gang
In Fundament und Fugen fortgewirkt:
Da lösen heimlich sich die Klammern auf,
Erst schwache Risse — mahnendes Gestöhn'
Gesunkner Lagen, — dann das dumpfe Krachen
Geborstner Wände, — klaffend thut der Bau
Sich plötzlich auf, — der Winde schnelles Heer
Durchstürmet ihn, das losgebundne Feuer
Reißt weite Bahn, — und was von grauer Zeit
Gefügt, gebunden war, — der Steine Reihn,
Der Balken Unterzug, begehren sie
Nicht ihre Freiheit? Will das Einzelne
Nicht ledig sein der längst getragnen Last?
Der alten Ordnung müde, neidet es
Des Daches Höhe; schwächer in sich selbst,
Fühlt sich's gepreßter; doch der Schwere Kraft
Reißt, was emporgestrebt, zur Tiefe nieder,
Und Trümmer und erschlagne Menschenleiber
Sind der Altar zu solchem Freiheitsfest.

Wäre dieses Gleichniß auch so treffend, als es furchtbarschön ist, so würde doch für den Christen, der ja kein Anhänger des blinden Fatalismus ist, und den auch sein Glaube an die Vorsehung nicht von thätiger und berufsmäßiger Theilnahme an den Zeitereignissen ausschließt, aus dessen Wahrheit nicht die Verpflichtung hervorgehen, sich von den „unaufhaltsamen Donnertritten der Zeit" unter passiven Seufzern zermalmen zu lassen. Und wenn der Staatenbau Europas wirklich so morsch ist, so haben wir das Recht zu fragen, auf wen denn die eigentliche Schuld seines Zerfalls zu schieben ist, auf die krachenden Wände und die aus den Fugen gehenden Steine, oder auf die von Alters her thätige Fortwirkung des Wurms und der Fäulniß, über deren Bedeutung im Gleichnisse wir uns mit dem Verf. noch erst zu verständigen hätten. Und weiter fragen wir: Wenn Wurm und Fäulniß an dem Hause nagt, wird es alsdann weniger zu Grunde gehen, wenn die Balken und Steine stillesitzen und an sich nagen lassen? Und wenn sie fühlen oder wissen, daß sie, trotz ihrem schadhaften Zustande, noch Jahrhunderte beisammen bleiben würden, wenn Giebel und Dach nicht zu schwerfällig gebaut wären und mit einem Luxus von Gewicht auf ihnen lasteten, sollen sie sich, fragen wir, von Dach und Giebel geduldig erdrücken lassen? — „Also willst Du", wird uns der Verf. entgegenhalten, „der fromme Christ soll sich, wenn er die Mängel und drohenden Gebrechen einer Staatsverfassung oder Staatsverwaltung erkannt hat, unter die Reihen der Empörer stellen, um in blinder Willkür die Last, die ihm unerträglich däucht, abzuschütteln?" Da sei Gott vor! Aber zwischen Empörung und misverstandener Passivität liegt ein weites Feld patriotischer Thätigkeit, die zugleich nicht minder christlich ist. Freilich ist der ein „armer Geist, der von dem Zeitgeiste Seligkeit erwartet", aber Feststellung und Erhaltung der Rechtsverhältnisse und der bürgerlichen Freiheit von ihm zu erwarten, ist keine an sich unchristliche Hoffnung, wenngleich jene irdische Freiheit gegenüber der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (vgl. S. 21 fg.) etwas nur Untergeordnetes ist. Daß Christus, der Vermittler jener höhern Freiheit, nicht auch für diese niedrigere thätig war, daß er „Gehorsam, Demuth, stille Duldung und den Hoffnungsblick auf seinen Gott und seiner Wahrheit Siege" ausschließlich sich erwählt, lag in seiner ganz eigenthümlichen Sendung und der Aufgabe seines Daseins. Gewiß hätte die Religion Christi nicht begründet werden können, wenn sie sich mit irdischen Zwecken vermischt hätte; aber daß in Staaten, wo sie seit unvordenklicher Zeit fest begründet ist, ihr Bekenner, nächst dem Einen, das Noth thut, auch für die Bedingungen des irdischen Daseins, für die vernunftmäßige Gestaltung des geselligen Zustandes nach Kräften wirken darf und soll, und daß diese Wirksamkeit nicht blos in passivem Beten, Dulden und Hoffen bestehen muß, ist ebenso gewiß. Und in diesem Sinne aufgefaßt, ist der Grundsatz: „Hilf selber dir, so hilft der Himmel dir", fürwahr nicht der höhnende Ruf eines Lästerungsvereins; denn was will er anders besagen, als: Brauche in irdischen Verhältnissen und zu irdischen, von Gott durch die Vernunft gebotenen Zwecken deine dir von Gott verliehenen natürlichen Kräfte auf eine vernünftige und eben deswegen Gott wohlgefällige Weise, wenn du den göttlichen Segen hoffen willst. Und so haben wir die feste Ueberzeugung, daß der gesetzliche Kampf gegen Unterdrückung und Unrecht ein dem Christen erlaubter Kampf ist, und daß eine Obrigkeit, welche ihre gesetzlichen Befugnisse überschreitet, aufhört, eine christliche Obrigkeit zu sein. Widerstand gegen eine solche ist nicht Empörung, und das Misglücken legitimen Widerstandes ist noch kein Verdammungsurtheil eines Volkes, das sich gegen seine Dränger erhebt, obgleich ein leichtsinnig und zweckwidrig unternommener Widerstand, auch wenn er gegen offenbare Gewalt gerichtet wäre, vernunftwidrig ist und deswegen verderblich sein muß. Nach diesem Maßstabe dürfte die jüdische Revolution unter Vespasian zu messen sein, deren Erfolg uns der Dichter (S. 5) als Gottesurtheil und Warnungsexempel vorhält. Daß die junge Christengemeinde dieser Revolution unthätig zusah, war sehr natürlich; es war ihr nicht nur durch ihre Bestimmung geboten, sondern auch durch ihre Stellung gegen das Volk, das ihr eigner bitterster Feind geworden war und jetzt jenen unüberlegten und wahnsinnigen Befreiungsversuch wagte, erleichtert, und Anderes ihr nicht zuzumuthen. Ganz ähnlich war ihre Stellung zum römischen Oberherrscher. Die usurpirte Gewalt der römischen Cäsaren über Rom und die unterjochte Welt war darum nicht legitimer, daß Christus, der ein überirdisches Reich auf der Erde zu stiften gekommen war, dem Kaiser den Schoß zu geben befahl, weil der Umsturz der bestehenden Gewaltherrschaft der Gründung seiner göttlichen Heilsanstalt, die auch für die irdischen Verhältnisse der Welt eine neue Ordnung der Dinge vorbereiten sollte, nicht förderlich gewesen wäre. Damit erklärte er den römischen Kaiser noch nicht für die rechtmäßige Obrigkeit: dies war er weder in Rom noch in den Provinzen; oder glaubt unser Dichter wirklich, daß Christus einen Tiberius, daß die ersten Christen

einen Caligula, Claudius und Nero — wenn sie dieselben eines Blickes gewürdigt hätten — nicht in innerster Seele verabscheut hätten, ein Gefühl, das wohl mit der allgemeinen Menschenliebe und selbst mit dem Gebete für einen Tyrannen vereinbar ist, aber nicht mit jener speciellen Liebe, welche der Verf. (S. 14 u. 15) unbedingt und ohne Einschränkung für alle Fürsten von den Christen fodert. Auch nach christlichen Begriffen waren die Römer nicht schuldig, sich alle Abscheulichkeiten ihrer Usurpatoren gefallen zu lassen. Oder finden die folgenden Worte des Dichters auf einen Tiberius und Nero ihre Anwendung:

— Ewig bleibt
Die Gottesordnung: „Keine Obrigkeit
Ist ohne Gott geworden; und sie trägt
Das blanke Schwert zum Schirme dem Gerechten,
Dem Uebelthäter zum Gericht." — Gehorsam
Um seinetwillen, der ihr Macht verliehn,
Ist mein Beruf, da geht kein Strich davon,
So lange sie mir meinen Christus läßt! — ?

Wir möchten wol wissen, wie bei solchen Grundsätzen der Verf. die Schweizerrevolution vom J. 1308 und die zweite Vertreibung der Stuarts aus Großbritannien beurtheilt. Wenigstens kann er in beiden kein Warnungssiegel für die Menschheit, kein Vorzeichen des jüngsten Tages sehen: beide waren der Ausgangspunkt einer glücklichen und glorreichen Zukunft für zwei vorzugsweise fromme Völker!

(Der Beschluß folgt.)

Fortepiano. Kleine heitere Schriften von Franz Horn. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Heitere Spaziergänge. Iserlohn, Langewiesche. 1832. 8. 1 Thlr.*)

Hier wie überall offenbart Franz Horn den ganzen Umfang seines liebenswürdigen Wesens, und wir hören ihn mit Vergnügen im abendlichen Cirkel seiner Freunde und Freundinnen traulich plaudern, wie er die gewohnte Neigung zum Edeln und Schönen freundlich anregt, an oft Gesagtes nochmals erinnert, seine Klagen über die Gleichgültigkeit des literarischen Publicums, seine Klagen über Verletzung heiliger Begriffe unter den Zeitgenossen mit echt humoristischen Körnern würzt und versüßt, und die feinste Ausbildung seines Geselligkeitstalents, wie es freilich mehr in Theecirkeln bei Zuckerzwieback als halbkränkliche Stubenpflanze, denn als frischblühendes Luftgewächs gedeiht, immerfort freundselig bethätigt. Rein, kindlich, naiv, fromm: diese Eigenschaften, die in solchem Grade und in so inniger Gemeinschaft sonst nur Frauen eigen sind, machen Horn's Wesen im vollen Umfang aus, zu dem sich noch der Hang zur höchst möglichen Bequemlichkeit im Genusse einer edeln, oft weichern, oft ergötzlichern Stimmung eng verbrüdert. Auch wenn er nur ganz populaire Vorurtheile mit seiner gewohnten Feinheit beseitigt, hört er — das spricht aus jeder Zeile — sich selbst gern reden, und jede zartgesinnte Frau, sowie jeder gefühlvolle Jünger der Kunst, aus denen vornehmlich sein Publicum besteht, hört ihn ebenfalls gern reden, und kann nicht ablassen, in saufterregten, glücklichen Stunden den edeln Mann zu lieben, dem es nie an ernster wie milder Ermunterung fehlt, noch an gutem Rathe, der freilich oftmals wenig hilft, aber doch freundselig stimmt und mit dem Leben versöhnt. Unter den Aufsätzchen und kleinen Zettelnotizen, die uns auch im dritten Theile des „Fortepiano" geboten werden, findet sich nur Weniges, dem der Name einer ergründenden Abhandlung beigelegt werden könnte, denn auch die Feldzüge, die der Verf. gegen die literarischen Misformen der Zeit unternimmt, führen uns nicht weit ab vom Grund und Boden der bequemsten Ruhe; vielmehr wie man in abendlichen Dämmerstunden, ohne gerade Lust und Kraft zur Execution größerer, tieferer Musikstücke zu fühlen, sich dennoch ans Instrument zu setzen pflegt, um wehmüthige oder lustige Weisen nach müßiger Laune auf den bekannten Tasten stückweise zu greifen, so haben wir auch zur Erklärung des Titels „Fortepiano" die kleinen Aufsätze, die der Zufall der Stimmung und dermaligen Lecture hervorrief, wie dergleichen Klimpereien, im freundlichen Verständniß des Wortes, anzusehen. Unter diesen Stückchen sind freilich manche, wie „Umgangsformen", „Deutsche literarische Berühmtheit", „Deutsche Rittergeschichten" u. a., die als mündliche Unterhaltung um den Theetisch, der entwickelten Eloquenz wegen, mehr Bedeutung und Interesse gehabt haben mögen; der Aufsatz „Zur Charakteristik des Herzogs Albrecht von Preußen" enthält weiter nichts als eine bloße Danksagung an Johannes Voigt für seine Abhandlung in Raumer's „Hist. Taschenbuch" vom J. 1831; sowie denn viele Ueberschriften, z. B. „Was lesen die Deutschen?", inhaltsschwere Fragen anregen, ohne daß man sie im Aufsätzchen selbst beantwortet fände, und dergleichen Notizchen wie: „Wer darf tadeln?" sagen denn doch, auch bei der demüthigsten Anfoderung, in der That zu blutwenig. Dagegen citiren wir mit der schuldigsten Anerkennungslust unter den humoristischen Skizzen drei höchst gelungene, die den echt künstlerischen Blick und die poetische Productivität des lieben Veteranen auf erfreuliche Weise recht vollständig bekunden: „Leibeigne Seelen", „Literarische Metamorphosen", „Guter Rath für ehelustige junge Männer." In Nr. 14 und 15, „Johann Sobieski's Tod" und „Shakspeare's Grabschrift" betitelt, sehen wir den fleißigen Historiographen und Literarforscher, und unter die gehaltvollsten, ebenfalls aus ernster Stimmung geflossenen Darstellungen gehört ein anderes Trio mit den Ueberschriften: „Langeweile und deren poetische Darstellung", „Erinnerung an den schwersten Kampf der deutschen Dichter", und besonders: „An manche junge Dichter", das Nachtarbeiten und die später daraus erfolgende Schlaflosigkeit betreffend. Dieser wahrhaft väterliche Mahnungsbrief, den die Wehmuth schrieb und die edelste Menschenliebe besiegelte, ist die herrlichste, rührendste Elegie eines leidenden Kranken, der, in Freuden wie in Schmerzen allezeit die Hemmungen der Natur gar bitter fühlend, gleichwol die hohe Würde inniger Freundseligkeit immerfort bethätigt und der schmerzlichsüßen Gewohnheit eines schwachen, kränklichen Daseins in der wohlthuenden Gemeinschaft mit seinen Lieben die anmuthige Seite abzugewinnen weiß.

Durch eine nähere Beleuchtung der drei letzterwähnten Aufsätze könnte man das Wort „heiter", das der Titel des Buches: „Heitere Spaziergänge" und „Kleine heitere Schriften", sogar zwei Mal darbietet, gar leicht verdrängen oder beschränken; wir sehen uns jedoch hierbei zu einer Bemerkung anderer Art veranlaßt. Sowie der Schulphilosoph mit den stereotyp gewordenen Kategorien seines Systems eine eherne Mauer um sich zu ziehen pflegt, und die Wiederholung der ihm geläufigen Phrasen nicht minder wie bei dem routinirten Componisten die Wiederkehr der beliebten Cadenzen und Rouladen zur Koketterie führen kann, so läuft auch die Redeweise eines in Wahrheit gemüthlichen, tief innigen Menschen, wenn er mit seinen Lieblingswörtern ewig fortprunkt, sehr bald Gefahr, in eine unleidliche Manier auszuarten, wie ja auch den redlichen Herrnhutern sogar der Ausdruck „Jesusliebe", aus der keuschen Heiligkeit des inwendigen Gebetes in die matte Alltäglichkeit des Werkellebens hineingezogen, unter den Händen zur leeren, ausgehöhlten Form werden kann. Die allzu oft repetirte Ermahnung zur Heiterkeit kann mindestens verstimmen; Franz Horn gab nie etwas Anderes als Heiteres, er erstrebte, als Dichter und Denker, nie ein anderes Ziel als wohlthuende, freundlich warme Klarheit des innern, geweihten Lebens: wozu den Titel noch mit dem Worte „heiter" überfüllen! — Zu den beliebten Lehrsätzen unsers freundlichen

*) Ueber den ersten und zweiten Theil berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. [illegible] d. Bl. f. 1831. D. Red.

Veteranen, für die er durch immerwährende Wiederholung derselben Sache gläubige Anhänger gewinnen zu wollen den Anschein gehabt hat, gehört unter andern die auch in den „Heitern Spaziergängen“ ausgesprochene Ansicht, der Dichter und Schriftsteller überhaupt müsse platterdings, wofern es ihm um gediegene Principien zu thun wäre, ein Amt bekleiden, wogegen wir dem fleißigen Schüler und Anhänger Jean Paul's den Ausspruch dieses Meisters anführen, daß Bücherschreiber, die nebenbei noch einen Posten versehen, ihm stets wie Rothkehlchen erschienen wären, welche neben dem Amte des Sängers auch noch das Geschäft des Fliegengiftes und Fliegenhaschens treiben müßten. Man kann einer Meinung huldigen, welcher man wolle: bei aller Milde der Gesinnung, die Franz Horn überall bekundet, gewisse „hartgesottene“ Ansichten noch immer zu repetiren, ist mindestens unnütz.

In seiner Polemik gegen ästhetische und kritische Misformen der Zeit gönnen wir dem Verf. gern die Bequemlichkeit, mit welcher er aus sittlicher, edler Vornehmheit gewisse Namen vorzuführen unterläßt; bedauern jedoch, daß seine Urtheile und Angriffe, der bestimmten Ziele ermangelnd, weniger in den Gang der Zeit eingreifen, als von einem lebenslänglich bewährten Literator zu erwarten oder zu wünschen sein könnte. Von ihm also die Hoffnung hegen, er würde die Tenne der Literatur fegen und reinigen, möchte unstatthaft sein, denn Franz Horn ist kein Hercules-Lessing; er gleicht vielmehr — da wir doch einmal beim Hinblick auf das literarisch-kritische Deutschland unzarterweise an den Stall des Augias erinnert werden — einer zierlichen, unverwüstlich thätigen, allbehäglichen Schaffnerin, wie uns Vater Homer dergleichen Bilder gibt, die überall gern nachhilft, putzt und säubert. Franz Horn gründete, mit Einem Worte, als Literator keine neue Schule, noch Epoche; seine Arbeiten schmiegen sich den Leistungen größerer Vorgänger an, und wo Lessing und Herder Säulen und Statuen basirten, fügt er Schildereien, Schnitz- und Bildwerk hinzu. Daß er an Gesinnung jenen Heroen nahesteht, räumt jeder edle Mensch ihm ein. Schließlich fühlen wir uns noch gedrungen, für die Blicke, die er uns nicht blos in dem Aufsatze „Zeitkürze und Zeitlänge“, und dem schon gerühmten über das Nachtarbeiten, sondern vornehmlich in der Bilderreihe aus seiner Kindheit, in sein Leben thun ließ, dem ehrwürdigen Manne den innigsten Dank abzustatten. F. Horn besitzt durchaus die schwere Kunst, sich gewählt, anmuthig und interessant auszudrücken, wenn er von sich selbst spricht, was er gern thut und gern thun darf, da das Talent, von einer gesicherten Mitte aus vorurtheilsfrei sein Leben zu beleuchten und zu reproduciren, ein höchst seltenes und kostbares genannt zu werden verdient. Unter den „Erinnerungen und Andeutungen aus seinem Leben“, die wir, neun an der Zahl, zu Ende des vorliegenden Buches finden, ist besonders die erste: „Hagedorn's Hühnchen“, ein liebliches Bild aus den Kindheitstagen, eine zarte, tiefsinnige und doch harmlose Elegie, die der Athem einer tragischen, wenngleich sanften Ironie durchweht. 86.

Der neue Riesendamm.

Der Engländer Fairbairn schlägt der Regierung die Ausführung eines Unternehmens vor, dessen Benennung schon das Ungeheure ausspricht: eine Verbindung zwischen Großbritannien und Irland zu Lande. Unter den Maßregeln, die man dem Parlamente zur Abhülfe der Drangsale der Schwesterinsel vorgeschlagen, sagt er, verspreche keine einen dauernden Nutzen, er aber lege einen Plan vor, der auf die in der Welt sich erhebende Riesenmacht, auf das System der Eisenbahnen, gegründet sei, einen Plan, welcher, wie umfassend er auch scheine, für die Triumphtage der Wissenschaft nicht zu gewaltig sei. Zu Begründung seines Vorschlags, die drei britischen Reiche durch eine materielle und dauernde Kette zu verbinden, führt er Folgendes an. Die Entfernung von Donaghadee in der irländischen Grafschaft Down, an der Küste des Canals, bis Portpatrick in Westschottland, wohin regelmäßig Paketboote gehen, ist 15 engl. Meilen. Davon sind 1½ Meilen durch das in den Canal auslaufende Inselland Capeland bedeckt, 4½ Meile von Donaghadee entfernt. Durch Sondirungen ist ausgemittelt, daß es zwischen diesen Inseln und der Küste Irlands Untiefen gibt, die nirgend über 9 Faden haben. Das Großartige des Unternehmens beschränkt sich folglich auf einen Raum von 9½ Meilen zwischen jenen Inseln und der Küste Schottlands. Hier wechselt die Tiefe des Meeres von 10—30 oder 40 Faden, und in der Mitte des Canals bis zu 98 Faden, die größte Tiefe des irländischen Canals. Nach Fairbairn's Plane sollen jene Inseln und die Küste Schottlands durch einen breiten Straßendamm verbunden werden. An der Seeküste bei Portpatrick gibt es ganze Felsenberge. In den britischen Gefängnissen findet man Tausende von brauchbaren Arbeitern, und wenn man erwägt, daß jene Berge Baumaterialien im Ueberfluß liefern und die Arbeit der Verurtheilten wohlfeil ist, so könne hier, sagt Fairbairn, ein Damm von ägyptischer Großartigkeit und Dauer errichtet werden. Die Arbeit könne gleichzeitig von den Inseln Capeland, von Portpatrick und Donaghadee fortgeführt werden, und die Schifffahrt im Canal werde man dadurch nicht sehr hindern, da die Fahrt auf der Seite von Nordirland frei bleibe. Dies die Hauptzüge des Plans, dessen Ausführung, wie man sieht, darauf beruht, durch Anhäufung von Felsenblöcken auf der geneigten Ebene des Meeresbodens einen Damm zu bilden. Nur würde freilich die Fahrt durch den Canal dadurch gehemmt werden. Das Unternehmen würde für den Handelsverkehr zwischen Großbritannien und Irland wichtige Folgen haben. Der Weg von Dublin bis Donaghadee ist gegen 90 engl. Meilen lang und macht einen Umweg über Belfast, um den reißenden Fluß Strangford zu vermeiden, den man mit einer Brücke zu überbauen seither für unausführbar hielt. An einer gewissen Stelle aber soll nach Fairbairn eine Brücke von einem einzigen Bogen über diesen Fluß gespannt werden können, und wenn nach der Ausführung dieses Unternehmens eine Eisenbahn von Dublin nach Donaghadee angelegt würde, so verminderte sich die Entfernung um etwa 30 Meilen. Von Donaghadee würde eine Eisenbahn auf dem vorgeschlagenen Dammwege über den irländischen Canal nach Portpatrick führen, von hier aber östlich eine Verbindung mit der Eisenbahn hergestellt werden, die jetzt zwischen Carlisle und Newcastle angelegt wird. Dann liefe der Weg südlich auf die von Carlisle nach Manchester anzulegende Eisenbahn, und endlich auf die zwischen Birmingham und London bestehende. Auf diese Weise könnten Irlands Producte, vorzüglich sein Getreide, seine Leinwand, in Einem Tage durch die betriebsamsten und volkreichsten Theile Englands, von Dublin nach London gebracht, und der Zeitaufwand, das Risico und die Frachtkosten auf ein Viertel des jetzigen Betrags beim Seetransport herabgesetzt werden. Die Entfernung zwischen beiden Städten auf dem vorgeschlagenen Wege würde 480 engl. Meilen betragen, und da auf Eisenbahnen 40 Meilen in einer Stunde zurückgelegt werden, so würde man die Reise in 12 Stunden zurücklegen. Nach Stephenson's Berechnung betragen sämmtliche Kosten drei Pence (zwei Groschen) auf 30 engl. Meilen, und die Reisekosten für die Person würden daher auf dem vorgeschlagenen Wege vier Schillinge nicht übersteigen. Für Schottland würde die vorgeschlagene Verbindung den großen Vortheil gewähren, daß der unfruchtbarste Theil dieses Landes mit den angebautesten Gegenden Irlands einen leichten Verkehr unterhalten könnte, und wahrscheinlich in manchen öden Gegenden bedeutende Manufacturen entstehen würden.

Fairbairn dehnt seinen Riesenplan noch weiter aus. Die ganze Linie von der Nordsee bis zum atlantischen Ozean soll durch Seeeisenbahnen verbunden werden, doch geht aus den bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten die Idee dieses Unternehmens noch nicht klar hervor. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 164. —— 12. Juni 1832.

Völker und Fürsten. Ein Gedicht von A. Knapp.

(Beschluß aus Nr. 163.)

Wenn uns die Muse des Verf. die französischen Freiheitstheorien zu verleiden sucht, so geht sie dabei nicht ganz offen zu Werke. Sie ergießt ihren Spott und Tadel über Das, was kein nach Bürgerfreiheit Verlangender den Franzosen nachgeahmt wissen will. „Von wannen kam das Evangelium der Freiheit?" fragt der Verf. (S. 6):

> Du deutest stromhinüber, weisest mich
> Zur großen Weltstadt! .... wirklich? hast du mich
> Auch recht gewiesen? — Meint' ich doch bisher,
> Wenn feinste Kleidersitte, Richtigkeit,
> In Gold gefaßt — ein Schnürleib mir beliebte —
> Wenn ich es wollte lernen, ohne Gott
> Durchs Leben hüpfen, mich im Wirbelstrom
> Der Welt ersäufen — oder Buße thun
> In Siechenhäusern, sehen, wie die Hoffart,
> Die Wollust endet mit Verzweifelung:
> Dies sei die höchste Schule! — Soll von dort,
> O Vaterland, dir deine Weisheit kommen?

Mit wem spricht denn der Verf. in diesen Zeilen? Mit dem deutschen Bürgersmann! Aber entlehnt denn dieser derzeit seine Kleiderordnung von Paris; schaut dieser der Mode halber über den Rhein hinüber? Macht dieser die pariser Moral zu seiner Richtschnur? Der Dichter hätte solche Rede auf den zweiten Theil seines Gedichtes verschieben sollen, wo er mit den Großen und Gewaltigen der Erde ein Wörtlein redet. In der That, für wen ist diese Seite der pariser Welt noch irgend Muster als für die Aristokratie? Für diese erhält der pariser Schneider, der strasburger Koch seine Bestellungen; von ihr aus drängt man sich nach den französischen Theatern und den Lüsten der Boulevards. Was der deutsche Bürger, der Gelehrte, der Politiker von Frankreich lernen will, das sucht er in den Staatsacten jener Nation, in den Staatsreden der edlern, der weisern Männer jenes Volkes; unter denen er (glaube es der Verfasser!) auch Christen findet, in deren Ansichten er viel Irrthum, aber auch viel Wahrheit, beide lehrreicher und von größerm Einfluß aufs praktische Leben als irgendwo begegnet, und von welchen er wenigstens Das lernen kann, was auch unser christlicher Dichter von seinen Patrioten ernstlich verlangt: sprechen (S. 15). Ueber dieser Lernbegierde übersieht er nicht die Irrungen und Greuel der ersten Revolution, die der Verf. geschickt, aber mit Unrecht, der zweiten, defensiven von solchen Freveln reinen unterschiebt (S. 7); er kehrt gewarnt und gekräftigt zur Liebe und zum Studium deutschen Wesens und Bedürfnisses zurück und sinnt darauf, wie er das Gute, was jene Nachbarn auf gewaltsamem Wege, und deswegen mit vielem Schlimmen vermischt, erzwungen haben, auf friedliche und gesetzliche Weise erringe. Dies wenigstens ist das Streben der Mehrzahl in Deutschland, das Streben seiner edelsten, besten Bürger. Oder sollten Männer wie ein Raumer, Jordan, Welcker, Rotteck, Itzstein, Uhland, Pfizer nicht das Salz des deutschen Volkes sein? Und sollte ihr Bestreben, den Grundsatz des Apostels, der das Lebensprincip der christlichen Gemeinden bilden sollte: „da ist nicht Grieche, Jude, Ungrieche, Scythe, Knecht, Freier", auch im Staatsgesetze geltendzumachen, kein christliches Bestreben sein? Diese Männer sind die wahren Freunde ihrer Fürsten; wenn es nach ihrem Sinne und ihren Worten geht, so bleiben wir verschont von jener gewaltsamen Umwälzung, mit welcher das Gleichniß des Verf. (S. 4) uns bedroht; denn sie wollen das zerfallende Staatsgebäude stützen und ausbessern in Gemeinschaft mit der Obrigkeit; sie Alle handeln dabei in ihrem Berufe oder haben durch ihre Handlungsweise den Beruf erhalten, in Zukunft öffentliche Sprecher des Volkes zu sein. Sie sind von keinem Gnadenblicke bezaubert; ihr Mund ist von keinem goldgespickten Amte durchwässert; unter ihnen findet der Verf. Keinen, dem er Härte des Geistes, trüben Weltblick, stolzen Philosophensinn (S. 14) vorzuwerfen das Recht hätte; von Mehren unter ihnen läßt sich die edelste Selbstverleugnung, die größte Bescheidenheit beim tiefsten Geiste und bei den freiesten Forschungen, die höchste Ehrfurcht vor dem Heiligen lernen. Ihnen braucht der Dichter nicht erst zuzurufen:

> Tritt fest zum Throne, wenn es dein Beruf, —
> Mit freiem Sinn, mit Sanftmuth, ohne Stolz
> Die Wahrheit zu bezeugen. Laß dich nicht
> Vom Schimmer blenden; deines Volkes Heil
> Wiegt schwerer als des Thrones Goldgewicht.
> Befiehl's dem Heil'gen, was du sprechen mögest,
> Daß reife Frucht aus deinem Wort erkeime,
> Daß Gottes Geist den Fürsten und das Volk
> Vereinige.

Uebrigens würden diese und viele andere vortreffliche

Stellen des Gedichtes einen tiefern und wohlthätigern Eindruck auf den Leser machen, wenn sie nicht durch das beinahe gänzliche Stillschweigen des Verf. über die positiven Volksrechte, deren Wichtigkeit er als Unterthan einer constitutionnellen Monarchie doch anerkennen muß, wenigstens einen Anstrich von Einseitigkeit erhielten. So scheint der Dichter ganz zu vergessen, daß in den Staaten, in welchen sein Dichterwort zunächst vernommen werden wird, christliche Volksvertreter nicht nur das Recht haben zu sprechen, sondern auch den Schweiß ihrer Mitbürger zu verwilligen, und daß sie überhaupt die verfassungsmäßigen Rechte thätig zu wahren die Pflicht haben, eine Pflicht, zu der wahrhaftig etwas mehr gehört als blos passiver Gehorsam. Hätte der Verf. mit Kraft und Freisinn das eben berührte Capitel ausgeführt, so wäre dann erst die Hinweisung auf Glauben und Liebe, die noch über dem Rechte stehen müssen, so wären jene Warnungen vor blinder Provocation aufs Volk und vor Empörung (S. 10), jene Schilderungen der Völkergeißeln (S. 11) und des furchtbaren Looses, wo der Fürst seinem Volk und das Volk seinem Fürsten zum Zorne gegeben ist (S. 12—14), erst am rechten Orte gewesen, und der Dichter hätte sich dadurch, daß er die Rechte der Völker anerkannt hätte, selbst erst das Recht erworben, ihr Bußprediger (S. 14 fg.) zu werden.

Noch fühlbarer tritt dieser Uebelstand in dem zweiten Theile des Gedichtes hervor (S. 16 fg.), in welchem sich der Verf. an die gekrönten Häupter wendet. Man wird ihm nicht den Vorwurf machen können, daß er hier mit Menschenfurcht spreche; er gehört nicht zu jenen Predigern, die es mit keiner Partei verderben wollen und nicht ermangeln, den Mächtigen der Erde jedes Mal vorher einen gelinden Schlag zu versetzen, wenn sie zwei tüchtige Streiche für Volk und Unterthanen in Bereitschaft haben. Er wendet sich zuletzt an die Könige und spricht Worte mit ihnen, wie er sie nur unter dem Schutze schweizerischer oder süd- und mitteldeutscher Preßfreiheit (der er in seinem Gedichte das Wort zu reden nicht für nöthig erachtet hat) drucken lassen konnte. Aber doch verlangt er eigentlich nicht mehr von den Monarchen als — einen milden Despotismus; mit diesem würde sich der Dichter offenbar begnügen:

> In Eure Hand ist millionenfach
> Gelegt, was einfach sonst ein Mensch besitzt.
> Wir schreiben Wünsche — Eure Finger schreiben
> Schicksale; Heil von Tausenden, es hängt
> An Euerm Wort, an Euerm Federzug.
> Im Schweiße säet sonst der Mensch; Ihr könnet
> Mit Lächeln säen; — ach, ein ernstes Wort
> Holdsel'gen Wollens, — und Ihr habt ein Land
> Begeistert zu Triumphen! (S. 16, 17.)

Wenn sie diese Milde nicht üben, ja, dann verspricht ihnen der Dichter das Zornfeuer des Aufruhrs hienieden (S. 18) und die Ewigkeit der Hölle in jener Welt (S. 19 u. 20). Aber von den unveräußerlichen Rechten der Menschen, von den positiven Rechten der Völker, an deren Heilighaltung mehr oder minder überall das Recht zu herrschen geknüpft ist, von diesen hoffen wir vergebens, etwas an die Fürsten mit dem Donnertone der Wahrheit Gesprochenes zu lesen. Hätte der Verf. das Wort für die irdische Freiheit gegenüber von den Machthabern, nach dem Vorbilde seines berühmten Landsmannes Uhland, zu führen sich entschlossen, dann erst wäre er berechtigt gewesen, auch von der Unzulänglichkeit dieser Freiheit für das wahre Heil der Menschheit zu zeugen und von der christlichen Freiheit am Schlusse seines Liedes mit begeisterten Worten also zu reden:

> O Freiheit! du, der ew'gen Sehnsucht Frage,
> Seit unser Lebensurbild unterging!
> Du hoher Preis, darum die Menschheit ringt!
> Lebend'ges Brot, darnach die Geister schmachten, —
> Von Menschen stets in Theuerung gehalten,
> Vom Schöpfer stets mit voller Hand gereicht,
> Wo truglos eine Seele dein begehrt! —
> Wo wohnest du? — muß eine Schwertesspitze
> Dich erst erobern? muß Verschwörung dich
> Aus Nacht und Nebel zaubern? Künstlerzunft
> Dich mühsam erst erschaffen? — O so weit
> Das Firmament die blaue Decke wölbt,
> Wohnst du unsichtbar, nahe Jeglichem,
> Der dich hier innen sucht, der seinem Gott
> Das Herz eröffnet! — Wen der Sohn befreit,
> Nur der ist frei, wird durch die Wahrheit frei,
> Denn Wahrheit ist der Freiheit Himmelsschwester.
> Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht;
> Er geht in Ketten, darbt im Vollgenuß
> Der irdischen Gewalt, und in den Schimmer
> Der Außenwelt wirft drohend immerdar
> Die Seelenfinsterniß den Todesschatten.

Wer so für den Glauben zu sprechen vermag, wäre nicht blos würdig gewesen, auch für das Recht zu sprechen; er hat den Beruf dazu, es ist seine Christenpflicht: denn auch das Recht ist von Gott. 23.

Notizen über die neuesten Erscheinungen in der russischen Literatur.

A. Puschkin, den seine Landsleute mitunter den russischen Lord Byron nennen, und dem mit dem gigantischen Briten eine Aehnlichkeit nicht abzusprechen ist, aber freilich in dem Verhältnisse einer Eidechse zum Krokodil, hat seinen poetischen Roman „Eugenius Onegin“ mit dem achten Capitel beendigt, welches soeben, 51 Seiten in 12. stark, in Petersburg die Presse verlassen. Es ist schon früher in d. Bl. bei Gelegenheit der Erscheinung der ersten Capitel die Rede von diesem Romane gewesen. Er ist eine Nachahmung des Byron'schen „Childe Harold“ und „Don Juan“ zugleich, und wir berufen uns, was den Gesammtinhalt betrifft, auf die frühere Anzeige. Hier mag der Anfang des achten Capitels in einer reimlosen, aber treuen Uebersetzung eine Stelle finden. Er enthält Bekenntnisse des Dichters über sein eignes, poetisches Leben, und da Puschkin's Name auch in Deutschland kein unbekannter ist, so werden die folgenden Zeilen nicht ohne Interesse sein:

> Zur Zeit, als in der Schule Garten
> Ich fröhlich auf zum Leben wuchs,
> Als Apulejus ich mit Freude
> Und Cicero nur gähnend las,
> In jener Zeit, in stillen Thälern,
> Im Lenz, am Weiher, wo der Schwan
> Sein Weibchen rief, im Duft der Wiesen,
> Erschien zuerst die Muse mir.
> Da ging durch meine staub'ge Zelle

Ein heitrer Glanz, die Muse war's,
Die mir ein Mahl gab frischer Träume,
Mit mir die Jugendfreude sang,
Der Vorzeit kühne Ritterbilder,
Der Liebe ersten Herzensschlag. —
Die Welt nahm gern die Lieder an.

In der Folge führte der Dichter seine unerwartete Gönnerin, die Muse, ihre Gunst jugendlich leichtsinnig misbrauchend,

Zum Gastgelag voll wilder Lust,
Und Streit und roher Schlägerei,
Und kühnen Fehden mit den Wächtern
Der bürgerlichen Ruh' der Nacht.

Dann verließ der Dichter, der Reiselust sich ergebend, seine Freunde, aber die Muse verließ ihn nicht:

Wie oft hat mir die milde Freundin
Den öden Weg verkürzt, versüßt
Durch ihre hübsch erfundnen Märchen,
Wie oft im rauhen Kaukasus
Saß sie im Mondschein als Lenore
Auf meinem Roß und ritt mit mir!
Wie oft hat sie am Pont Euxin
Mich in der Nacht zum Strand geführt
Und Nereus' Töchter hören lassen —

Als aber der Dichter in der Stille des Landlebens Ruhe suchte,

Da wandelt' sie in meinem Garten
Ein stilles Fräulein der Provinz,
Im Blicke Schwermuth, in der Hand
Ein offnes Buch — — —

Das Capitel und mit ihm das ganze Gedicht schließt mit folgenden Versen, die in der Manier der poetischen Schüler Byron's eine düstere Lebensansicht enthalten:

Glückselig wer vom Mahl des Lebens
Sich früh erhob, den Becher Wein,
Der ihm gegönnt war, nicht geleert
Bis auf den matten, trüben Grund;
Der den Roman des eignen Lebens
Nicht bis zur letzten Seite las
Und rasch vermochte es zu lassen,
Wie ich mich trenn' von meinem Buch.

An Musenalmanachen sind heuer fünf erschienen: 1) „Zintija", d. i. Cynthia, ein Almanach für 1832 (Moskau); 2) „Ukrainskoi Almanach", d. i. Almanach aus der Ukraine (Charkow); 3) „Alziona", d. i. Halcyone, ein Almanach, herausgegeben vom Baron von Rosen (Petersburg); 4) „Nowski Almanach", d. i. Almanach von der Newa, herausgegeben von E. Aladjin (Petersburg); 5) „Sewernyje Zwety", d. i. Nordische Blumen (Petersburg). Dieser letzte ist am besten und reichlichsten ausgestattet. Die Freunde der Poesie finden darin die gefeierten Namen Schukowski (Fürst Wiasemsky), Puschkin und den Veteranen Dmitrijef, früher Justizminister, der ein 12jähriges Schweigen gebrochen hat, um die neuerrungenen Siege seiner Landsleute in schönen Versen zu besingen. Schukowski redet ihn begeistert an:

Dein Sängerlenz, du altersgrauer Barde,
Blüht glänzend frisch; dein Geist kann nicht verwittern,
So tönt uns denn die lang verstummte Harfe
Gleich hell wie sonst, zu schweren Kriegsgewittern.

Auch mehre neue Originalromane sind erschienen, als: 1) „Byli", d. i. Wahre Geschichten von Paul Atreschkof (Petersburg, 1831); 2) „Moskowskaja Swadba", d. i. das Hochzeitsfest in Moskau, ein moralisch-satyrischer Roman" (Moskau, 1831); 3) „Dotsch Kupza u. s. w.", d. i. die Tochter des Kaufmanns Schalobof, ein Roman nach mündlichen in Sibirien gesammelten Ueberlieferungen von N. Kalaschnikof (4 Theile, Petersburg, 1832). Andere sind angekündigt, und Bruchstücke daraus werden in obengenannten Almanachen und sonst in Zeitschriften mitgetheilt. Zu diesen gehört der Roman des geschätzten und vaterländisch gesinnten P. Swinjin: „Schemiakin Sud u. s. w.", d. i. Schemiakin's Gericht, oder die letzte Fehde der russischen Minoratfürsten, ein historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert. Wir heben aus den bis jetzt gedruckten Fragmenten die Beschreibung der Brautwahl des Großfürsten Wassili Wassiljewitsch aus. Es ist bekannt, wie an dem großfürstlichen Hofe zu Moskau der Gebrauch stattfand, daß der Fürst sich seine Gemahlin aus einer großen Anzahl der schönsten Jungfrauen ausersah, die zu dem Ende an den Hof entboten wurden. Der Großfürst Iwan Wassiljewitsch wählte Salomonida Saburof aus 1200 versammelten Jungfrauen; Czar Michael Fedorowitsch das arme Fräulein Streschnef, weil er im Antlitze der Schlafenden den Ausdruck seltener Sanftmuth erkannte. Eine solche Brautschau wird im ersten Capitel des zweiten Theils beschrieben.

„Mutter", sprach der Großfürst Wassili, noch spät Abends in den hohen Hallen der verwitweten Fürstin weilend, „Du machst Dir eine unnöthige Sorge. Ich nehme die Hand Mariens, die Du mir bestimmt hast, mit Freuden an und denke, daß alle fernere Brautschau unterbleiben kann. Gönne Dir also jetzt die Ruhe, deren Du bedarfst." „Nein, theurer Sohn", erwiderte die Fürstin, die eifrig auf alten Brauch hielt, „man muß die Sitte der Ahnen nicht untergehen lassen. Glaube mir, daß dieselbe keine müßige Erfindung ist. Ich wünsche wenigstens nicht, daß Du dereinst sagen solltest, Du seiest meiner Wahl zu blindlings gefolgt. Du hast schon Mariens geistvolles Gespräch gehört; jetzt sollst Du sie in einem Zustande sehen, wo Du ihr unverstelltes Gemüth und schmucklose Schönheit wirst erkennen können, auch im Stande sein, einen Vergleich zwischen ihr und den andern von mir versammelten Jungfrauen anzustellen." Wassili schwieg und willigte in die Beobachtung der alten Sitte. Diese verordnete aus dem ganzen Reiche die schönsten Jungfrauen von fürstlichem und adeligem Geschlechte am Hofe der verwitweten Großfürstin zu versammeln und sie dort drei Tage lang zurückzubehalten. Während dieser Zeit ward die genauste Aufsicht über sie geführt und ihre Unterredungen beachtet; ihre Aeltern wurden nicht zu ihnen gelassen und sie von den Dienerinnen des Hofes umgeben. Wenn sie am wenigsten es erwarteten und im tiefsten Schlafe lagen, schritt der Großfürst in Begleitung seiner Mutter durch ihre Reihen und wählte sich diejenige, die ihm am meisten wohlgefiel. Vermuthlich glaubten unsere Altvordern, daß während des Schlafs alle Verstellung aufhört und das Gemüth eher und richtiger zu würdigen ist; vielleicht meinten sie aber auch, daß eine Jungfrau wachend ihr Gesicht nicht ungeschminkt zeigen dürfe, selbst nicht ihrem künftigen Herrn und Gemahl. Gerade um Mitternacht ergriff die Großfürstin Sophia die Ampel, die vor dem gnadenreichen Heilandsbilde brannte, verneigte sich demselben drei Mal tief zur Erde und hieß ihren Sohn ihr folgen. Durch einen langen, engen Gang ohne Geräusch vorwärtsschreitend, erreichten sie das erste Schlafgemach, wo zwei alte Frauen mit matten Nachtlichtern sie still empfingen. Man mußte Wassili's festen Sinn und seltene Selbstbeherrschung besitzen, um kalten Bluts an 60 der schönsten Jungfrauen vorüberzugehen, die auf weichen Betten, im süßesten Schlaf, in den mannichfaltigsten Lagen ruhten. Obgleich strenge Aufseherinnen unaufhörlich bemüht waren, dem voreiligen Blicke jede Blöße zu entziehen, und die seidenen Decken, wo sich eine verschob, unablässig wieder richteten, so tauchte doch, zu ihrem großen Aerger, plötzlich irgendwo ein Händchen hervor und entblößte eine jugendliche Schwanenbrust, oder ein Deckzipfel ward unachtsam gelüftet und zeigte ein Füßchen, das von Grazien geformt zu sein schien. Hier deutete eine hohe Stirn, regelmäßige Züge und schneeweißes Antlitz, auf silbergesticktem Polster ruhend, ein kaltes, stolzes Herz an; dort verriethen hochrothe, glühende Wangen, ein halbgeöffnetes Mündchen mit blendend weißen Zähnen eine Feuerseele, geschaffen zu heißen Entzückungen der Liebe; hier erschien ein mildes Lächeln, dort rührende Schwermuth, hier Sorglosigkeit und der Ausdruck froher Kindlichkeit, dort Spuren von Kummer und Gram; alles dieses malte sich in den verschiedensten Weisen auf den schönen

Antlitzen der ruhenden Jungfrauen und gewährte einen bezaubernden, tief ergreifenden Anblick. Träume, die die Schlafenden bewegten, entlockten hin und wieder einen Seufzer oder ein Lächeln und enthüllten dem glücklichen Beobachter die geheimsten Gefühle und Gedanken. Mag die zweifelsüchtige, mäkelnde Vorzeit die Jungfrauen der Verstellung beschuldigen und zu beweisen suchen, daß manche unter ihnen ihrem Gesichte den Ausdruck zu geben sich bemühten, der ihren Absichten zusagte, was liegt daran! Es ist den Frauen erlaubt schön sein zu wollen, selbst im Schlaf. Bei allem seinem Gleichmuth ward Wassili plötzlich von den offenbaren Merkmalen eines tiefen Seelenkummers auf dem Antlitze einer Jungfrau ergriffen, die ihre Augen erst eben geschlossen zu haben schien. Eine große Thräne, hell wie eine Perle, zitterte im Grübchen unterhalb der Wange, auf der die Rosen den bleichen Lilien des Gesichts zu weichen begannen. Ihre Brust bewegten tiefe Seufzer, und indeß eine Hand das liegende Köpfchen unterstützte, war die andere wie in einer innern Angst über das Polster hinübergestreckt. „Das ist Helene, die Tochter des Bojarin Owin", sagte leise die Großfürstin Sophie." — Doch wir verlassen den Großfürsten an diesem Bette und verweisen unsere Leser, so sie neugierig sein sollten nach fernerer Brautschau, an die immer rüstigen Romanenübersetzer. In französischer Uebersetzung wenigstens wird dieser Roman zweifelsohne erscheinen. Man sieht übrigens, wie viel wir Walter Scott schuldig sind, denn ohne seinen erweckenden, fruchtbaren und befruchtenden Genius würden wir diese Details über die Brautschau in Moskau nicht so bald erhalten haben.

Ein verdienstliches historisches Werk hat kürzlich die Presse verlassen: „Skasanija u. s. w.", d. i. Nachrichten der Zeitgenossen über den falschen Demetrius (3 Theile, Petersburg, 1832). Es enthält eine Sammlung von Memoiren über einen in der russischen Geschichte sehr wichtigen Zeitpunkt. Im ersten Theile finden wir eine sorgfältige, nach der Handschrift verfertigte Uebersetzung der „Moskowitischen Chronik" des deutschen lutherischen Predigers in Moskau, Martin Behr, der 1600 nach Rußland kam und die Ereignisse aufgezeichnet hat, deren Augenzeuge er gewesen. Der zweite Theil enthält eine Uebersetzung der Denkwürdigkeiten des Georg Paerle, die bis jetzt auch nur nach der deutschen, noch ungedruckten Handschrift bekannt waren. Der dritte Theil, der erst herauskommen soll, wird Margeret's Relation und eine Karte von Rußland enthalten, die im Anfange des 17. Jahrhunderts der Czarewitsch Fedor, Sohn des Czaren Boris Godunof, entworfen hat. Es ist zu wünschen, daß dieser angekündigte Theil bald erscheine, und daß zunächst sich auch ein Herausgeber für die genannten noch ungedruckten deutschen Handschriften finde. — In Kasan erscheint mit dem Anfange dieses Jahres eine neue Zeitschrift: „Sawolschki Murawey u. s. w.", d. i. die Ameise von jenseit der Wolga, herausgegeben von den Professoren Polinowski und Rybuschkin. Sie enthält Erzählungen, Poesien und kurze Reisebeschreibungen. 44.

Materialien für die zu erwartende Reform des deutschen Münzwesens, von L. A. Brüel. Zweite verbesserte Auflage. Hanover, Hahn. 1831. Gr. 8. 6 Gr.

Von jeher ward in Deutschland Klage geführt über die Unbequemlichkeiten und Nachtheile, welche durch die vielen Münzsorten entstanden, die von der großen Zahl der Münzberechtigten in Umlauf gesetzt wurden. Neuerdings scheint es nun in der Absicht mehrer deutscher Regierungen zu liegen, diesem Uebelstande abzuhelfen, was natürlich nur durch Vereinigung zu einem gemeinsamen Münzsysteme geschehen kann. Bereits haben sich viele achtbare Stimmen über diese Angelegenheit vernehmen lassen. Unter Andern hat J. L. Klüber (1828) in seinen „Grundzügen zu einer Münzvereinigung deutscher Bundesstaaten" den am weitesten verbreiteten Conventionsmünzfuß zur allgemeinen Annahme vorgeschlagen. Der Verf. vorliegender Schrift hegt aber die Meinung, daß sich zunächst ein norddeutscher Münzverein bilden werde, und bringt für denselben das preuß. System in Vorschlag, nach welchem die feine Mark Silber, inclus. des Remediums, in justirten Münzen zu 14 Thlr. ausgemünzt wird. Scheidemünze aus Silber sollen 16 Thlr. aus der Mark fein gemünzt, und als solche $\frac{1}{12}$ Thlr. und $\frac{1}{24}$ Thlr. geschlagen werden; außerdem soll es nur noch kupferne Einpfennigstücke geben, deren 12 einen Groschen gelten. Die Dauer des zu erwartenden Münzvereins und die allmälige Beseitigung der Münzübel hofft der Verf. durch strenge Befolgung der folgenden drei, bisher nicht gehörig angewandten Maßregeln befördert zu sehen: 1) Festsetzung eines Silberpreises, welcher von den Münzen beim Ankaufe dieses Metalls zum Ausprägen von Cassen- und Landesmünze nie überschritten werden darf, der zugleich einen billigen und gerechten Schlagschatz bedingt und das unzeitige Münzen verhindert. 2) Der Circulationskreis der einmal angenommenen Münzen muß auf alle Art geschützt, und weder durch Papiergeld noch durch erleichterte Annahme fremder Geldsorten in den herrschaftlichen Cassen oder im Kleinhandel verengt werden. 3) Es muß eine Generalmünzcontrole aus erfahrenen, sachverständigen, unabhängigen Männern bestellt werden, welche die Münzpolizei des gesammten Vereins zu besorgen haben.

Die weitere Ausführung dieser Vorschläge, sowie die Beweggründe, welche den Verf. zu ihrer Aufstellung bewogen haben, müssen in seiner Schrift nachgelesen werden, welche übrigens (laut S. 60) nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur zur Ansicht der mit dem Baue des neuen norddeutschen Münzsystems beauftragten Männer geschrieben wurde. 3.

Historische Miszellen.

Preise der Lebensmittel auf der konstanzer Kirchenversammlung.

Ein Pfund gutes Rindfleisch galt 3 Pfennige, ein Pf. Lammfleisch 7 Heller, eine alte Henne von bester Qualität 3 alte Blaphart, ein Ei 1 Heller, ein Pf. Schwarzwildpret 7 Pf., ein Pfund Rehwildpret 5 Pf., ein Hase 7—8 Blaphart; das Pfund Hecht galt 22 Pf., das Pfund Karpfen 18 Pf., das Pfund Schleien 18 Pf., ein Pfund Pfeffer 9 Schilling Pfenning, ein Pfund Saffran 18 Schill. Pf.; die Maß Malvasier kostete 3 Schill. Pf., die Maß Rheinwein 20 Pf., die Maß Elsasser 5—6 Pf., der beste Landwein die Maß 4 Pf. Getreide, Holz, Heu, Hafer war in demselben Verhältnisse sehr wohlfeil, und der monatliche Zins für Quartier und Bette (ein solches, in dem zwei mit Ehren beisammenliegen konnten) war anderthalb Gulden. (Nach den Berichten des damaligen Syndicus Ulrich von Reichenthal in den „Schriften der freiburger historischen Gesellschaft", I, 218 fg.)

Der deutsche König als Platzmajor.

Der erwähnte Reichenthal beschreibt (S. 222) den Zug des Papstes Martin V. nach dem Münster und sagt, daß auf der einen Seite zwei Cardinäle gegangen wären, auf der andern „unser Herr der Künigg, mit einem Bengel, und werete dem Volk". Nun sage einmal Jemand, daß die deutschen Könige nicht herablassend gewesen wären! Ludwig Philipp I., der Bürgerkönig, ist bei weitem nicht so populair. Er muß wol sagen: „Lasset meine Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht". Aber wie gern nähme er einen „Bengel" und „werete dem Volke", wenn er mitten unter demselben ist und sogar ein Cabrioletführer nicht Anstand nimmt, ihn beinahe zu überfahren. Das ist noch schlimmer, als wenn Karls X. Wagen bei Holyrood von einem Steinwurfe getroffen wird. 39.

Hierzu Beilage Nr. 13.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 13. 12. Juni 1832.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Aus der vierten Lieferung dieses Werks, das immer größere Theilnahme findet, und wovon die vierte Lieferung noch im Laufe d. Monats ausgegeben wird, entlehnen wir nachstehenden Artikel. D. Red.

Constitutionnelles System. Unendlich reich sind die letzten fünf Jahre wieder an Ereignissen gewesen, welche, aus dem Streben der Völker nach gesetzlicher Ordnung der öffentlichen Gewalt hervorgehend, sowol die weite Verbreitung als die Stärke dieses Strebens beweisen, und die Ueberzeugung hervorbringen müssen, daß das westliche (romanisch-germanische) Europa in seiner innern Entwickelung auf einen Punkt gekommen ist, auf welchem das Volksleben nicht mehr von bloßer fremder Autorität geleitet werden kann, und weder ein blinder Glaube noch ein leidender Gehorsam der Kirche und der Staatsregierung entgegenkommen. Die Völker verlangen keine Anarchie, keine Herrschaft der Menge, welche nur ein vorübergehendes äußerstes Mittel ist, wol aber wollen oder können sie nur durch Gründe regiert werden, welche aus den zu größerer Klarheit gelangenden Begriffen von Recht und Pflicht abgeleitet werden. Mußte man in der ältern Zeit manche zufällige Vorurtheile und Nationalgefühle schonen, so müssen die Anfoderungen berücksichtigt werden, welche aus der mehr in das Volk eingedrungenen Einsicht über den Rechtsgrund und den höchsten Zweck der Staatsgewalt entspringen und gerade durch das Bemühen, sie zurückzuweisen, um so schneller verbreitet und lebhafter aufgefaßt werden. Denn gerade Das, wogegen mit einer Art von Leidenschaft gekämpft wird, bekommt eben dadurch selbst in den Gemüthern Derjenigen eine große Bedeutung, welche sonst kaum eine Ahnung davon gehabt hätten, aber nun meinen, daß es doch einen großen Werth für sie haben muß, weil es mit so großer Wichtigkeit und Anstrengung abgewehrt wird. Mit diesem Streben der Zeit nach gesetzlicher Bestimmung der öffentlichen Gewalt ist es innig verwandt und eine unausbleibliche Aeußerung desselben, daß für den Werth der Menschen und für den Antheil eines jeden an den Vortheilen und Lasten der Staatsgesellschaft ein ganz anderer Maßstab gesucht wird als der bisherige, welcher von den Zufälligkeiten der Geburt entlehnt ist. Denn wenn das Geistige herrschen soll, so kann nur die moralische Eigenschaft der Individuen in Betracht kommen, welche sich nicht vererben läßt, und das gesunde Urtheil über die Vernunftwidrigkeit des Vorgebens, daß eine Kaste von Geburt klüger und besser sein könne als die andere, läßt sich durch keine Sophismen, sie mögen der Geschichte oder der Naturlehre abgeborgt werden, irre leiten. Der Anspruch auf ein gleiches Verhältniß zwischen den Lasten und Vortheilen des Staats, und die Foderung, daß gleiche Verdienste gleichen Lohn erhalten, kein Verdienst ohne Belohnung bleibe, keine Belohnung ohne Verdienst ertheilt werde, ist in der neuern Zeit nicht durch größern Ehrgeiz des einen Theiles, sondern am meisten dadurch gesteigert und dringender geworden, daß auch die Anfoderungen an den Staat unendlich ausgedehnt worden sind, daß dadurch die Aufmerksamkeit der Steuerbaren auf die Zwecke, für welche ihre Beiträge verwendet werden, geschärft worden ist; und daß fast Jeder berechnet, wie viel von einer unnöthigen Ausgabe der Regierung ihn selbst trifft. Von dieser Seite vornehmlich hat nun die Oeffentlichkeit in allen Zweigen des Staatslebens selbst für den schlichten Sinn der Bürger eine Bedeutung bekommen, von welcher man vor wenigen Jahren noch keine Ahnung hatte, und die Verfassungsurkunden, über deren papierene Vergänglichkeit so viel gespottet worden ist, sind zwar noch nicht überall eine Wahrheit, allein allenthalben eine Realität geworden. Man weiß aus Erfahrung, daß, wie Archimedes nur einen noch so kleinen, aber festen Punkt verlangte, um von diesem aus die Welt zu bewegen, fast jede, auch eine unvollkommene Verfassung einen solchen festen Punkt gewährt, und daß, wenn auch damit noch nicht die Mittel einer praktischen Nöthigung unmittelbar gegeben sind, doch schon außerordentlich viel gewonnen ist, wenn nur ein sicheres und eines Beweisens fähiges Urtheil über Recht und Unrecht einer Staatshandlung möglich geworden ist. Aus diesem Urtheil entspringt eine Richtschnur und eine unberechenbare Kraft für die öffentliche Meinung, in welcher zuletzt doch die Quelle der Macht liegt. Man hat sich nun viel Mühe gegeben, Ursachen dieser Emancipation der Völker aufzusuchen, welche nicht in der natürlichen Entwickelung des menschlichen Geistes liegen, sondern als willkürliche Erzeugnisse der Thorheit oder der Bosheit angesehen werden können, damit man sich von der Nothwendigkeit und der Pflicht lossprechen könne, auf die Fortschritte derselben Rücksicht zu nehmen. Bald sollen es misverstandene Theorien, unausführbare Schwärmereien müssiger Köpfe, bald vorsätzliche Verbreitung gefährlicher Irrthümer sein, durch welche Völker in ihrem Vertrauen zu der Regierung irre gemacht, zur Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit aufgewiegelt werden. Es ist leicht einzusehen, welche Gründe diese Täuschung herbeiführen, indem man die Schuld entstandener Spaltungen und Schwierigkeiten lieber in andern als in seinen eignen Fehlern sucht, und wol auch seine Eitelkeit beleidigt findet, wenn man immer die Gründe seines Handelns angeben soll. Allein man sollte doch einmal die leere Schmeichelei und die unreinen Absichten Derer erkennen lernen, welche immer nur bemüht sind, jede ernste Prüfung des öffentlichen Handelns abzuweisen, Misbräuche zu rechtfertigen oder doch zu verheimlichen und das Streben nach Reformen und Abstellung alter oder neuer Ungerechtigkeiten mit dem bequemen Verdammungsurtheile des Revolutionnairen zurückzuweisen. Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Theorie kann nur Derjenige urtheilen, welcher durch ein gründliches Studium derselben in ihrem ganzen wissenschaftlichen Umfange sich mit ihr vertraut gemacht hat; in dem Munde eines Andern ist ein solches Urtheil nur ein Bekenntniß der Unkenntniß. Es gibt neben mehren andern zwei Merkmale des eigentlich revolutionnairen Strebens, welche man in unserer vielbewegten Zeit ganz besonders zu vermeiden suchen muß. Das eine ist das gewaltsame Umstürzen des Bestehenden, welches niemals weder durch Gründe des Rechts noch der Nothwendigkeit gerechtfertigt werden kann, und nur dann zu entschuldigen ist, wenn ein Volk durch die Gebrechen der Verfassung und Verwaltung in Gefahr gesetzt wird, seine theuersten Güter, sein physisches Dasein, das Glück der Familien, seine moralische Würde und seine Religion aufopfern zu sollen. Das zweite aber ist die Herrschaft der Menge, welche ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaft und ihre Unwissenheit auf den Thron erhebt. Diese revolutionnairen Gewaltthätigkeiten sind nie nothwendig, d. h. aber nur, wie Ancillon in seinen politischen Schriften wiederholt auseinandergesetzt hat, sie können durch zeitgemäße Reformen und besonders durch strenge Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit der Regierungen stets vermieden werden. Die Volksherrschaft ist dem echt constitutionnellen Systeme, d. h. dem Gesetzesstaat, ebenso sehr entgegen als die Tyrannei eines Einzigen und der Despotismus einer Geburts-, Reichthums- oder Beamtenaristokratie, aber auch sie wird am häufigsten dadurch herbeigeführt, daß die Misbräuche irgend einer andern Verfassung unerträglich geworden sind, und doch die Abhülfe und die constitu-

tionnellen Modificationen der Verfassung, sowie die Garantien derselben mit blinder Hartnäckigkeit und übermüthigem Stolze verweigert werden. Der wissenschaftlichen Bildung gebührt von Natur- und Rechtswegen der größere Antheil an der Leitung der Völker, und der gelehrte Stand in allen seinen Theilen ist der Klerus im ältern, umfassendern Sinne des Wortes, wo er weder mit Priesterschaft noch mit dem einseitig gebildeten Stande der Legisten gleichbedeutend ist. Aber gerade der gelehrte Stand ist, freilich nicht ohne eigne Schuld, in der neuern Zeit um einen großen Theil des Ansehens und Vertrauens gekommen, dessen er früher genoß, und sowol die Menge als die Aristokratie setzt gerade ihm fast überall ein wirklich feindseliges Mistrauen entgegen und läßt die Gewalt lieber geradezu in die Hände der Gegner übergehen, als daß sie der schulgerechten gelehrten Bildung einen unmittelbaren Einfluß einräumte. Alle Verfassungen seit 1815 bis in die letzten Jahre sind von diesem Vorurtheile durchdrungen. Sie haben zwar der Geistlichkeit, den Universitäten hie und da einige Stimmen bei der Landesvertretung eingeräumt, aber z. B. Weimar der Landesuniversität nur wegen des zufälligen Besitzes einiger Dotalgüter, also unter den Rittergütern, und sie haben außerdem desto mehr dafür zu sorgen gesucht, daß nur Besitz und Gewerbe, also materiale Interessen, nicht aber die höhern, allgemein menschlichen Interessen der Erziehung, der Kirche, der Gerechtigkeit mit Einsicht und Kenntniß der Sache vertreten werden. Gleichwol liegt eben darin, daß auch die nöthige technische Kenntniß in der Mitte der Landstände anzutreffen sei, und daß die gelehrte Bildung Zutritt und Einfluß habe, das vorzüglichste, ja das einzige Mittel, den Zweck aller landständischen Einrichtungen zu erreichen, welcher doch zuletzt darin gesucht werden muß, die Verwaltung und die Gesetzgebung dergestalt in Aufsicht zu halten, daß sie dem Wohl des Ganzen gemäß sind, nicht aber Werkzeuge einer willkürlichen Herrschaft werden. Es werden daher auch allenthalben Stimmen vernommen, welche auf Verbesserung der Wahlgesetze und eine größere Wahlfreiheit dringen, und man kann sagen, daß darin kein unbedeutender Fortschritt der Ausbildung des constitutionnellen Systems zu erkennen ist. Man hat in Frankreich den Wahlcensus herabgesetzt, und eine gleiche Herabsetzung ist ein Hauptbestandtheil der englischen Parlamentsreform.

Wenn wir nun die Vorgänge der letzten fünf Jahre in Beziehung auf das constitutionnelle Leben der Völker betrachten, so ist freilich dabei nicht aus den Augen zu setzen, daß nicht alles Neue auch für das Bessere angesehen werden darf. Zwar kann kein denkender Geist, kein religiös gestimmtes Gemüth den Glauben an eine höhere Erziehung des Menschengeschlechts entbehren oder verleugnen, und dieser Glaube führt unvermeidlich zu der Ueberzeugung, daß der spätere Zustand besser sein müsse als der frühere, und daß die Welt nicht zum Verderben fortgerissen, sondern im Ganzen zu höherer Vollkommenheit erzogen werde. Allein es sind dabei die Worte: im Ganzen, sehr wesentlich; denn daß bei den einzelnen Völkern jederzeit und unbedingt die Gegenwart der Vergangenheit vorzuziehen sei, läßt sich durchaus nicht behaupten, sondern nur, daß jeder Zeitabschnitt ohne Ausnahme eine Uebergangs- oder Entwickelungsperiode ist, und also wo nicht die Resultate wirklicher Verbesserung, doch entweder die noch unvollkommenen Versuche oder die entferntern Vorbereitungen dazu enthält. Damit das Schlechte ausgestoßen werde, muß es sich zuweilen erst recht entwickeln, in seiner vollen Schlechtigkeit hervortreten und von dem Guten absondern; daraus entstehen Zustände bei einem Volke, welche als Krankheit, aber als Entwickelungskrankheit betrachtet werden müssen: Erschlaffung, in welcher die Kräfte zum neuen Aufschwung gesammelt werden, und Gährungen, welche, für sich allein betrachtet, Abscheu erregen, aber zu einer neuen vollkommenern Gestaltung des Volkslebens führen. Schlechterdings verwerflich ist aber die entgegengesetzte Ansicht, daß das Menschengeschlecht vom Bessern zum Schlechtern herabsteige, so weit verbreitet auch und so natürlich ihre Quelle ist. Denn diese hat einen doppelten Grund, welcher aber auch nur auf einer Täuschung beruht, nämlich auf der individuellen, daß man in den spätern Perioden des Lebens mit der Gegenwart unzufriedener wird, und die Zeit der Kraft und reichlichere Befriedigungen in der Vergangenheit liegen sieht, und auf der allgemeinern, daß auch im Leben der Völker eine Glanzperiode der Jugend anzutreffen ist, welche großartige und in die fernste Nachwelt hineinstrahlende Erscheinungen hervorbringt. Aber wenn man die Pyramiden und andere Denkmäler ungeheurer menschlicher Anstrengung bewundert, so darf man nicht vergessen, wie viel Blut und Schweiß sie gekostet haben, und welche tiefe Rohheit neben den Thaten und Leistungen der Vorzeit stand. So viel Kurzsichtigkeit es verräth, wenn man jede Neuerung verdammt, weil sie neu ist, ebenso schwach zeigt sich das Urtheil Derer, welche nur Lobredner einer alten guten Zeit sind. Nicht Alles, was auch der denkende Mann als einen Fortschritt zum Bessern erkennt, ist aber ein wirklicher dauernder oder definitiver Gewinn, sondern häufig nur ein Versuch, deren oft viele nöthig sind, um nach mannichfaltigen Kämpfen und anscheinenden Rückschritten (Läuterungen durch die Erfahrung) feste Wurzeln zu schlagen und ein neues Leben hervorzurufen. Aber wenn hier oft die Hoffnung des Bessern voreilig ergriffen wird, so auch ist auf der andern Seite der Irrthum nicht minder gewöhnlich, welcher in dem Mislingen der ersten Versuche sogleich eine definitive Entscheidung des Schicksals erkennt. Die größten Veränderungen kommen aus geringen Anfängen und tragen in ihrem Beginn gar oft das Gewand der Thorheit, nicht blos weil sie von der Welt misverstanden werden, sondern weil sie sich selbst nicht recht klar sind und von den Schlacken der Uebertreibung und der Selbsttäuschung reinigen müssen. Auch bei der Betrachtung der Begebenheiten, welche in das constitutionnelle Leben der Staaten seit den letzten fünf Jahren so außerordentlich tief eingegriffen haben, dürfen diese Gesichtspunkte von keiner Seite aus den Augen verloren werden, und zwar um so weniger, je nothwendiger es sein dürfte, den heutigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft einer sehr ernsten und gründlichen Untersuchung zu unterwerfen. Der Raum gestattet hier nur Umrisse und Aufstellung der wichtigsten Thatsachen, nicht aber ein tieferes Eindringen in die entfernter liegenden Ursachen der Erscheinungen. Aber schon die einfachen Thatsachen mahnen zum reiflichsten Nachdenken vornehmlich darüber, inwieweit Widerstand gegen die große Bewegung der Zeit noch möglich, oder kluge Nachgiebigkeit, bei welcher man die Zügel in der Hand behält, sowol von der Gerechtigkeit gefodert werde als auch das einzige Mittel sei, das Bestehende wenigstens nicht gewaltsam zusammenstürzen zu lassen. Von diesen Thatsachen ist die erste der Zusammenhang, welcher sich in dem constitutionnellen Leben der westlichen europäischen Völker offenbart und ebenso wenig ein Werk der Cabinete ist, die mit großer und ruhmwürdiger Anstrengung jeder Ursache der Friedensstörung entgegenarbeiten, als in den untern Regionen Propaganden und geheime Verbindungen für die Urheber dieses allgemeinen Zusammenhanges angesehen werden können. Man frage sich nur ernstlich, ob der Ruf des Beifalls oder des Schmerzes, welcher bei jedem wichtigen Ereigniß in dem Leben irgend eines Volkes durch ganz Europa wiederhallt, nur von Verschworenen ausgehen könne. Die Völker fühlen aber, daß sie wirklich sind, was Napoleon so oft sagte, eine große engverbundene Völkerfamilie, in welcher sich nichts Wichtiges begeben kann, ohne daß es seine Wirkungen durch das Ganze verbreite, und daß, was auch jetzt so oft von oben herab gesagt wird, jedes Glied dieser großen Völkerfamilie für die Gesammtheit nothwendig ist, wenigstens nicht ohne große Gefahr seines politischen Daseins beraubt werden kann. Man fühlte, daß es kein leeres Wort war, als der unsterbliche Canning in der höhern Weihe politischer Weisheit, zu welcher er sich in dem letzten Abschnitte seiner Laufbahn erhoben hatte, den Grundcharakter seines Systems damit bezeichnete: Vernünftige Freiheit über die ganze Welt! Die Erfahrung zeigt, daß jeder Gewinn an wahrer Freiheit, welcher einem Volke zu Theil wird, allen zu gute kommt, und jede Unterdrückung allen gefährlich wird, weil die vernünftige Freiheit

durch ihr bloßes Bestehen der lauteste Vorwurf für ihre Unterdrücker wird. Die zweite große Thatsache ist die in den Völkern erwachte und schnell erstarkte Liebe einer vernünftigen Freiheit, welche mit dem erhöhten Ehrgefühl selbst Dere[illegible] denen man sonst kaum eine Ehre zugestehen wollte (wie [illegible]e ist es her, daß man die Versicherung: „auf Ehre", in d[illegible]unde eines Menschen, der keinen Degen an der Seite trägt, lächerlich zu finden sich erlaubte?), eins und dasselbe ist. Fragt nicht, seit wann und wodurch der Sinn für Freiheit und Ehre erweckt worden ist. Er lebt in jeder menschlichen Brust und erwacht, wenn es Zeit ist, von selbst. Will man aber ja einen Anstoß von Außen suchen, so findet er sich von selbst in dem Aufruf an die Masse, mit freien Anstrengungen herbeizueilen, als der blinde Gehorsam unzureichend geworden war, und in dem Zuziehen der Volksclassen, denen man bisher nicht die mindeste Aeußerung einer Meinung gegen die Staatsbehörden gestattet hatte, zu den Berathungen über die wichtigsten und schwierigsten Angelegenheiten des Staats. Von da an mußte die Handhabung der Staatsgewalt in jeder Hinsicht einen andern Charakter annehmen; alle verächtliche Behandlung, Schläge und andere Verletzungen der menschlichen Würde mußten aufhören; die Ständetafel setzte die bisher von einander Geschiedenen vollkommen gleich, und fast ebenso demüthig steht jetzt der Beamte vor ihren Schranken, als er den an der Tafel sitzenden Landmann sonst vor den seinigen gesehen hatte. Es sei fern, über diese glückliche Veränderung der Dinge, wodurch Jeder zu dem Gefühl seines menschlichen Werths erhoben wird, irgend einen Tadel andeuten zu wollen; aber nachdem man dies Eine gethan hat (nicht ohne einige Nebenabsicht gegen den Beamten- und Gelehrtenstand), muß man auch über die Folgen sich nicht wundern und die Erbschaft mit allen ihren Vortheilen und Lasten annehmen. Zu den letztern gehört aber, daß durch die Herrschaft des Rechtsbegriffs die bloße factische Autorität ihre Macht verloren hat, denn indem der Mensch anfängt auf sein Recht zu halten, wird er auch zur Kenntniß desselben geleitet und lernt es endlich als sein höchstes Gut erkennen, welchem er jedes andere unterordnet und aufopfert. Der Begriff der Gerechtigkeit erweitert sich aber immer mehr und nimmt auch die Gleichheit vor dem Gesetze, die Gleichheit der Beiträge zu den Staatsbedürfnissen, die Verwendung der Staatseinkünfte zu keinem andern Zwecke als dem wahren gemeinen Wohl, die Fähigkeit Aller zu Aemtern und Würden, mit in sich auf; während sich zu gleicher Zeit — und dies ist eine dritte Thatsache — unter alle Classen des Volkes die Kenntniß und Würdigung der Mittel mehr verbreitet, durch welche die Handhabung jenes Rechtsbegriffs am kräftigsten gesichert werden kann. Diese Kenntniß kommt gleichsam von selbst durch das Gefühl, daß das Licht durch seine eigne und alleinige Kraft die Werke der Finsterniß verhindert, daß Ungerechtigkeit, Pflichtversäumniß, Trägheit und Unwissenheit schon durch die Oeffentlichkeit verscheucht werden, und die Rechenschaft, zu welcher die Verwaltung genöthigt wird, den ganzen Geist derselben verändert. Von der Oeffentlichkeit zur Preßfreiheit ist nur ein kleiner Schritt, oder vielmehr beide sind ihrem Wesen nach Eins, und das Gefühl, die Wahrheit sagen zu dürfen, hat einen so großen Reiz, daß es sehr schnell zu einem allgemeinen Bedürfniß wird. Nicht immer beruht alles Dieses auf klaren Vorstellungen, und es mag Mancher nicht genau wissen, welche Heilige er anruft, wenn er sein Scherflein in den Opferstock für die Preßfreiheit legt. Allein im Erfolg ändert das nichts; und die Unwissenheit des Volkes ist auch in diesen Dingen lange nicht so groß, als man glaubt oder zu glauben wünscht; und mit Begierde greift es nach jeder wahren oder vermeintlichen Belehrung, wenn sie, was tief in der Natur begründet ist, nur nicht den Verdacht der Parteilichkeit gegen sich hat, weil sie von der Autorität ausgeht. Wenn das Lob oder die Vertheidigung Werth haben und Eingang finden soll, muß auch der Tadel frei sein, und die Sache ist auf einen Punkt gekommen, wo die größte Zügellosigkeit der Presse nicht so viel Schaden thun kann als das gezwungene Schweigen gemäßigter, Recht und Wahrheit liebender Männer, welche weder als Schmeichler erscheinen noch die bestehenden Gesetze umgehen wollen, und weil sie nicht frei sprechen können, lieber gar nicht sprechen. Die wichtigste und entscheidendste unter allen Thatsachen des constitutionnellen Lebens ist aber viertens die, daß die Völker sich der Macht bewußt geworden sind, welche sie besitzen; das ist der große Fehler, welchen die ältere Linie der Bourbons begangen hat, daß sie nach und nach das französische Volk zu einer förmlichen Organisation des Widerstandes man möchte sagen genöthigt hat. Die von Ludwig XVIII. gegebene Verfassung hätte, wenn sie mit Redlichkeit und Mäßigung, aber auch mit Nachdruck gehandhabt wurde, den größten Theil des französischen Volkes befriedigt und nach und nach allen Widerwillen entwaffnet. Es ist aber statt dessen die Nation unaufhörlich gereizt und die öffentliche Meinung beleidigt worden, indem man zugleich die Kräfte des Staats auf eine unwürdige Weise vergeudete. So wurde die Nation zu einem Widerstande getrieben, welcher sich in den verfassungsmäßigen Grenzen hielt und dadurch die Regierung nöthigte, der angreifende Theil zu werden. Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, wie, ungeachtet eines höchst ungünstigen Wahlgesetzes und der siebenjährigen Dauer der Deputirtenkammer, dennoch zuerst in der Pairskammer eine zwar sehr gemäßigte, aber doch in den wichtigsten Fällen sehr feste Opposition auftrat, an welcher die Versuche des Ministeriums, aus allem Grundeigenthum Majorate zu machen (eine unglückliche Nachahmung Englands) und die Jury in Criminalsachen zu einem willenlosen Werkzeug der Gewalt herabzuwürdigen, völlig scheiterten; und wie sich späterhin in der Wahlkammer eine Mehrzahl von liberalen Deputirten zusammenfand, deren Beharrlichkeit die Katastrophe des Juli 1830 herbeiführte. Der dreitägige Kampf in der Hauptstadt ist dabei nicht das Wichtigste; er würde nichts haben entscheiden können, wenn nicht die Sache der ältern Linie schon in dem übrigen Frankreich verloren gewesen wäre. Mit Hülfe der Armee und der Provinzen würde eine rebellische Hauptstadt wol noch zur Unterwerfung gebracht worden sein. Bei weitem mehr Aufmerksamkeit muß es erregen, daß mit jahrelanger Bemühung der Einfluß der Krone bei den Wahlen, welche sie durch die Ernennung der Präsidenten, durch die doppelte Wahlberechtigung der Reichen in den Departementsversammlungen, wo sie allein, und in den Bezirken, wo sie noch einmal mit den Uebrigen wählten, durch die Nöthigung aller Staatsbeamten für die Regierungscandidaten zu stimmen, ganz in der Hand zu haben schien, so geschwächt wurde, daß die Zahl der Opposition, die auf Fünf herabgekommen war, wieder bis auf 221 stieg und jede neue Wahl ihr nur Verstärkungen zuführte. Dies Beispiel ist nicht umsonst gegeben worden. Auf eine ähnliche Weise sind in England gegen die mächtigste aller Aristokratien, angeführt von einem Manne, dem wenigstens der Ruhm großer Unerschrockenheit nicht fehlt, Reformen zu Stande gebracht worden, welche man vor 50 Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Am 2. Juni 1780 erregte eine Bill, wodurch den Katholiken geringe Erleichterungen zugestanden wurden, einen achttägigen Tumult in London, und jetzt gelang es einigen Männern, mit Hülfe der öffentlichen Meinung die Emancipation der Katholiken durch die Parlamentsacte vom 13. April 1829 durchzusetzen. Noch bedeutender ist der Sieg, welchen die öffentliche Meinung in diesem Augenblicke in der Angelegenheit der Parlamentsreform zu erringen scheint, welche als der Anfang zu noch weit größern und tiefer eindringenden Reformen betrachtet werden muß. Was darauf in Belgien, Polen, Italien und in mehren deutschen Ländern versucht und wirklich ausgeführt worden ist, sind Alles nur Ausbrüche, zum Theil traurige und strafbare Verirrungen eben desselben Gefühls, daß in den Massen eine Macht liegt, welche, wenn auch unfähig, sich auf die Dauer zu behaupten, doch für den Augenblick leicht stärker ist als Alles, was ihr entgegengesetzt werden kann. Diese hier aufgeführten Thatsachen, welche wir nur als

solche geben, ohne uns in die Rechtsfrage einzulassen, sind die Grundlagen des constitutionnellen Systems in Europa und werden es wenigstens in Frankreich und England unfehlbar bleiben. Was in andern Ländern geschehen kann oder geschehen wird, liegt freilich im Schoose der Zukunft, allein die größere Wahrscheinlichkeit ist doch dafür, daß sie nicht wieder weggeräumt werden können, sondern überall an Umfang und Festigkeit zunehmen werden. Die Folgerungen ergeben sich von selbst. Aber eine andere Seite des constitutionnellen Systems hebt sich bei dem großen Uebergewicht, welches die Massen aufs Neue erlangt haben, hervor, und dies ist die Frage, wie dabei dennoch irgend eine Regierung bestehen und eine öffentliche Ordnung aufrecht erhalten werden könne. Auch hier ist das Beispiel Frankreichs belehrend und warnend. Alle Parteien sind darin einverstanden, daß die Regierung dort noch lange nicht die gehörige Kraft entwickele, entweder weil sie selbst nicht Entschlossenheit und Festigkeit genug besitzt, oder weil es schwer ist, etwas zu entwickeln, was man nicht zu haben sich hinlänglich bewußt ist. Damit, daß die öffentliche Ordnung der Freiheit gleichsam als Gegengift und Antithese angehängt wird, ist ebenso wenig gethan als damit, daß man eine richtige Mitte zur Regel nimmt, bei welcher man aber an nichts denkt als an das Vermeiden jedes entschiedenen und kräftigen Schrittes. Noch haben die unzähligen Volksaufstände in Paris, Lyon, Strasburg, Grenoble u. s. w. freilich keine weitern Folgen gehabt; allein, daß sie ein Beweis von der Kraft der Regierung seien, wird man auch nicht behaupten mögen. Es fehlt daher augenscheinlich an irgend Einem, wodurch die Nation beschäftigt, und zwar mit einem allgemeinen Interesse beschäftigt, und zugleich die arbeitenden Classen ernährt werden könnten; auf der andern Seite aber steht die Regierung in ihren obersten Organen zu sehr den Massen unmittelbar gegenüber. Eine Unzufriedenheit in der Hauptstadt bringt eine Bewegung gegen die obersten Staatsautoritäten, die Minister und die Kammern oder gegen den König selbst hervor; eine Unzufriedenheit in den Provinzen und größern Städten muß in ihren Ausbrüchen ebenfalls gegen das System der Regierung, gegen Verfassung und Dynastie gerichtet sein. Es fehlt an selbständigen Zwischenbehörden, welche den Beschwerden abhelfen, durch locale Anstalten und Maßregeln abhelfen könnten. Daher ist es von den bessern Köpfen Frankreichs öfters schon bemerkt worden, daß dieses Uebel eigentlich in dem Uebertreiben der Centralisation der Regierung oder in dem Mangel einer wohlgeordneten, selbständigen Provinzialverwaltung und Gemeindeverfassung liege, durch welche provinzielle und locale Interessen mehr gefördert, aber auch die unermeßliche Verantwortlichkeit der höhern Regierungsbehörden (die fast ganz auf die Minister zurückfällt) getheilt und vermindert würde. Dies ist ein Zweig des constitutionnellen Systems, in welchem man in Deutschland wenigstens viel weiter gekommen ist als in Frankreich, obgleich auch unsere Gemeindeverfassungen noch großer Vervollkommnung fähig sein möchten.

Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Teutschland, bis zum Anfange der Reformation. Von H. A. Erhard. Dritter Band. Magdeburg, Creutz. 1832. Gr. 8. 1 Thlr.

Die biographische Galerie, in welcher Hr. Erhard die herrliche Geistesaufregung Deutschlands zur Zeit der Reformation darstellt, erhält in diesem dritten Bande seines in d. Bl. bereits mit verdientem Lobe angezeigten Werkes*) mehre Nachträge, deren erster dem berühmten Wilibald Pirckheymer gewidmet ist. Je reichhaltigere Quellen und schätzbare Vorarbeiten sich hier darboten, um so höhere Erwartungen darf man hier hegen; doch scheinen solche nicht vollkommen erfüllt zu sein. Der Ref. wenigstens glaubte eine gewisse Nüchternheit der Darstellung zu bemerken, welche bei den sechs folgenden biographischen Skizzen noch sichtbarer wurde, da die Namen eines Hermann Busch, Johann Murmellius, Heinrich Bebel, Jakob Locher, Bohuslaus von Hassenstein und Eitelwolf vom Stein eine geringere Celebrität haben, mithin die ihnen gewidmeten Blätter durch Sachinteresse und Darstellung gehoben werden mußten. Die Notizen eines den gewöhnlichen Studiengang seines Zeitalters durchpilgernden Gelehrten und die Erwähnung einiger seiner Schriften ermüden, wenn nicht das Eigenthümliche einer erfolgreichen Wirksamkeit dabei nachgewiesen werden kann. Auch die Seite 240—258 mitgetheilten Urkunden zur Geschichte Eitelwolfs vom Stein würden, wenn sie hier nicht ausführlich eine Stelle gefunden hätten, schwerlich von einem Leser vermißt sein.

Der wichtigere Theil dieses dritten Bandes ist die Uebersicht der Geschichte einzelner Wissenschaften um die Zeit ihrer neuen Gestaltung. Vom Zustande der Philosophie geht der Verf. auf die Sprachwissenschaften, wo natürlich die vaterländische Sprache besondere Berücksichtigung findet, über, und läßt dann das Geschichtstudium, Darstellung des Zustandes der Theologie und des christlichen Kirchenthums, der Rechtswissenschaft, der Natur- und Heilkunde und endlich der mathematischen Wissenschaften folgen. Das Werk scheint mit diesem dritten Bande geschlossen und ist zu empfehlen als eine fleißige, aus den Quellen geschöpfte Zusammenstellung der Lebens- und Literarnotizen deutscher, um die Wiederherstellung der Wissenschaften verdienter Männer, wenngleich die pragmatische Geschichte jener regsamen Vorzeit, die tiefer in das damalige Leben eindringende Entwickelung der vorschreitenden Cultur unsers Volkes, ihren Meister noch erwartet. 61.

*) Vgl. über den zweiten Band Nr. 48 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Diplomatische Geschichte der Stadt und Herrschaft Vlotho, von L. v. Ledebur. Berlin, Nauck. 1829. 8. 12 Gr.

Specialhistorische Forschungen verdienen Aufmunterung, denn sie gehören zu den mühevollsten Arbeiten, bei welchen der darauf gewandte Fleiß nur selten eine verhältnißmäßige Entschädigung findet; ihre Mittheilung ist den Geschichtschreibern willkommen, denn oft wird ihnen dadurch viel kostbare Zeit, die sie sonst auf das Quellenstudium verwenden müßten, erspart. Doch Alles in der Welt muß eine Grenze haben, und so auch die Bekanntmachung dergleichen Forschungen. Die Stadt und Herrschaft Vlotho enthält etwa so viel Grundfläche und Einwohner als die Besitzung eines wohlhabenden sächsischen Edelmannes, und alle sie seit sechs Jahrhunderten betroffenen Ereignisse beschränken sich auf den Wechsel ihrer Besitzer. Kein Mann tritt hier handelnd auf, von keinem Menschenschicksale ist die Rede, für die Sitten-, Rechts-, Reichs-, Staaten- und Kirchengeschichte nicht die mindeste Ausbeute, mit Einem Worte, nichts ist in dem ganzen Buche vorhanden, was ein anderes als örtliches Interesse — und selbst dieses nur in einem höchst geringen Grade — in Anspruch nähme. Und, o Jammer! um dieses gewissenhaft bezeugen zu können, mußte Referent eine kostbare Stunde auf Durchlesung von 147 Seiten verwenden. Nun werfe man noch den deutschen Buchhändlern vor, daß sie in Hinsicht ihrer Verlagsartikel wählig sind! Je mehr Ref. Herrn v. L. als einen fleißigen und gründlichen Forscher schätzt, um so weniger konnte er hier mit seinem Urtheil zurückhalten, da die Sucht, Alles, was auch nur entfernt in das Gebiet der Geschichte gehört, durch den Druck zu veröffentlichen, so überhandgenommen hat, daß dadurch gehaltreichern Werken der Weg versperrt, und das Publicum noch mehr, als ohnehin schon geschehen, von dem Ankauf historischer Schriften zurückgeschreckt wird. 94.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 165. — 13. Juni 1832.

1. Ansichten des politischen Zustandes von Europa, nebst einer Geschichte der belgischen Revolution bis April 1831. Vom preuß. Obersten von Schepeler. Rotterdam, Hartmann. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

2. Fortsetzung der politischen Ansichten und belgischen Revolution. — Die belgische Revolution bis Ende August, und der Feldzug des Prinzen von Oranien. Ebendaselbst. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.

3. Jetzt! Taschenbuch der Zeitgeschichte für 1832. Von J. F. Schneller. Erstes und zweites Bändchen. Dresden, Hilscher. 1832. 12. 1 Thlr.

Wir leben in einer Zeit des Privilegienhasses: keins soll geschont werden; es sollen auch nicht mehr blos dazu bestellte Leute Geschichte schreiben; seit die Völker so thätig sind, Geschichte zu machen, wäre es auch gar zu komisch, wenn blos die grauen Herren, mit den Allongenperrücken und dem historischen Taufschein in der Tasche, sie schreiben wollten. Die Geschichte hat aufgehört, eine geheime, bloße Bücherwissenschaft zu sein, sie hat das vornehme Kleid ausgezogen und ist aus den Salons herabgestiegen auf die Märkte. Es war der erste Schritt zur Emancipation der Menschheit, als man über sie schrieb, als die neue Völkergeschichte begann und die alte Fürstengeschichte aufhörte.

Aber je mehr das vortretende Privilegium, die vortretende Censur aufhören, desto rascher, geharnischter muß die nachtretende Kritik mit Lorber oder Schwert erscheinen, damit die Wissenschaft und der Staat aus der Stimmenmenge die wichtigen und klugen erkennen lerne. Es ist also recht und brav, wenn der preuß. Oberst v. Schepeler die Friedensruhe dazu benutzt und Geschichte schreibt; er darf sich nun aber auch nicht wundern, daß eine solche außer den Subordinationsgesetzen liegende That ohne Subordination gerichtet wird.

Seine politischen Ansichten sind matt wie Louisens Limonade, sie heben wie altersmüde Vögel die Flügel, aber es fehlt die Kraft: sie bleiben auf dem Boden. Es ist nicht zu leugnen, die Zeit ist nicht nutzlos an ihm vorübergegangen; er hat Manches gelernt und Manches vergessen; es wäre ein Glück für die Menschheit, wenn alle Obersten schon da wären, wo Hr. v. Schepeler ist, aber es wäre kein Glück für die Menschheit, wenn alle Historiker erst da wären, wo er ist. Er ist den Heroen unserer deutschen Literatur zu vergleichen, welche nach Bodmer's Siege sich vom altfranzösischen Geschmacke lossagen und dem classischen alten zuwenden wollten und nun schlechte altclassische Gedichte schrieben. Es ist lange Herkommen und eine Art von Pietät geblieben, die Ramler'schen Stelzenoden schön zu finden, aber wehe dem Unglücklichen, der heute welche schreiben wollte. Unser vorliegender Historiker hat die Geschichte mit der ganzen Flut neuer Noten empfangen, er hat diese auch wirklich gelesen, und nimmt sich vor, sie zu behalten: aber er hat den Text in der Jugend gelernt, der sitzt fest, die Noten später, und die verlassen ihn gar zu oft treulos. Wenn's hoch kommt, klebt er sie hier und da wie Schwalbennester an, aber diese verunzieren das graue Gebäude. Der Hauptfehler ist eben, daß man den frischen, ganzen Guß vermißt, der gebieterisch dem Auge und Geiste entgegenspringt; es ist ein Flickwerk, eine freisinnige — — Zeitung mit manchen liberal aussehenden Artikeln zwischen herkömmlichen Dienstordnungen aus der alten Rüstkammer. „Nicht nur Altes, auch Neues", heißt es ungefähr; „aber die Mehrheit des Volks soll nicht herrschen, alte Rechte dürfen nicht verletzt werden" — halb so, halb so u. s. w.

Der Verf. ist naiv genug, zuzugeben, die Sonne sei aufgegangen, aber er ist auch nicht übel der Meinung, Sonnenschirme könnten sehr förderlich sein, und man dürfe nur vorbauen, so sähe man das nicht. Er gibt zu, es sei ein großer Proceß in der Staatswirthschaft eingetreten, ja, er sei wol gar auch nöthig gewesen; sein verzeihlicher Irrthum ist nur der, daß er meint, dieser Proceß sei nun vorüber; daß er sich wundert, wie man nun nicht wieder ruhig und still sitzen könne. Man habe nicht Unrecht gehabt anzufangen, aber man habe sehr Unrecht fortzufahren. Kurz, es fehlt die höhere, geistige Auffassung der Dinge, es fehlt das historische Fundament, die Fackel, angezündet an den Begräbnißflammen der Indier, leuchtend durch Aegypten, das Perser-, Griechen- und Römerreich, auflodernd über die Weltreinigung durch Christenthum und germanische Wandervölker, stralend ob der neuen gewaltigen Emancipationszeit der modernen Völker an den Thürmen zu Boston und Notre-Dame, über

Länder und Meere — es fehlt der weltgeschichtliche Geist. Es ist eine Winkelgeschichte, es sind Lappen, aber kein Kleid. Dabei nehme ich noch gar keine Rücksicht auf grobe einzelne Irrthümer, an denen es nicht fehlt. So hält der Verf. Polen für eine Feudalrepublik, und verräth die grobe Unkenntniß, nicht zu wissen; daß Polen niemals auch nur einen Schimmer des Feudalwesens besessen; daß die sogenannte polnische Aristokratie auf ganz andern als Feudalfundamenten beruht; daß das Feudalwesen auch da nicht den geringsten Zugang in Polen gefunden, als es sich in Lithauen auf das furchtbarste ausgebreitet hatte und Lithauen mit Polen unter den Jagellonen verschmolzen worden war. Dergleichen beachte ich bei jenem Urtheile gar nicht; man kann ein Historiker sein, auch wenn hier und da etwas Material fehlt, aber man kann alles Material besitzen und keine Geschichte schreiben können: denn der Geist schuf aus dem Chaos die geordnete Welt. Und so ist es denn auch mit Hrn. v. Schepeler's belgischer Geschichte; es sind lauter Zeitungsartikel, es ist alles Material, woraus man ein Haus bauen könnte, da, es fehlt nur eine Kleinigkeit die Baukunst. Es ist, als wenn ein Offizier, der im Centrum eine Schlacht mitgefochten hat, am Abend die Schlacht beschreiben will.

Nun gibt's unglücklicherweise nicht leicht eine schwierigere Geschichte als die neueste belgische; Geschichte die Fülle, aber Geschichte — einen Thron für eine Geschichte? Herrschen will unser Verf. nicht. Priesterthum, Liberalismus, Regierungshärte, Verstocktheit wogt und fluthet durcheinander — der Geist schwebt über den Wassern. Unser Verf. hat sich aber bis an die Nase in die holländischen Canäle gestürzt, er kennt nur oranische Helden und belgische undankbare Creaturen. Er weiß nichts von dem heiligen Rechte eines Volkswillens, nichts von dem Schacher, der mit Nationen auf den Congressen getrieben worden ist. Er rennt im Dunkeln an einen Baum und schilt unwillig den Baum. Die Polen haben sich nur empört, weil sie den Türkenkrieg nicht mitmachen durften und die Offiziere keine Beförderung fanden — eine eines Offiziers würdige Ansicht —, die Belgier aus Uebermuth und verführt. Ob die Belgier ein Recht zu der Protestation hatten, daß man sie wie Waare verhandelt, ihnen eine ungeheuere Schuldenlast aufgebürdet; daß man sie bei der Verwaltung und der Stellenbesetzung wie Heloten behandelte; daß sie vor allen Dingen „Herren in ihrem Hause" waren, davon kein Wort. Es soll der Historiker die vielen schlimmen Elemente in der belgischen Revolution nicht übersehen; aber Zeitungen und redseliges Hin- und Herfahren, Handschuhwechseln u. s. w. machen noch keine Geschichte; statt die beiderseitigen Interessen zu beherrschen, wird unser Verf. vom holländischen Interesse beherrscht, darum mag er seine Geschichten in Holland verlegen und leben lassen: wir können es nicht gutheißen solch ein breites, deutsches Zeitungsgeschwätz ohne Saft und Mark, ohne Kern und Kraft, ohne Einheit und Schöne. Ebenso ist denn auch die Schreibart flatternd und ohne Schwung. Originell ist nur die Manier, von den Endsätzen das ruheverheißende „und" auszulassen, —. Der Verf. spricht auch von „Leiden" in der zweiten Vorrede, die er, dem Anschein nach, seiner historischen Kühnheit schuldet; da klagt er denn allerdings mit Recht, und von Herzen wollt' ich mich freuen, könnten meine Worte sein Leid mindern und der Welt zeigen, wie sehr man seiner Kühnheit Unrecht thue.

Ach, wie tief hol' ich Athem bei dem zweiten Buche von Schneller — die ganze Schepeler'sche Geschichte mit ihrer Mäßigung und Kühnheit liegt hinter mir, hinter mir der trübe, neue Sonnenschein, und gewaffnet tritt dies Büchlein aus der holden Morgenröthe, in allem Schmuck der Waffen der neuen schönen Zeit. Alles, Alles, was ich dort vermißte, finde ich hier: auf schnellem Roß hält der Verf. im Generalstabe der neuen Heerführer, kennt alle Pläne, übersieht alles Terrain, ist wie der Blitz bald hier, bald da, spricht kurz und entschlossen, und der Sieg ruht unbefangen wie der Falk auf seiner Hand. Im Leben hat Schneller das ganze neue Europa gefaßt, und mit sicherer Hand zeigt er uns alle Sehnen und Muskeln und ihre Stärke und Schwäche, und mit scharfem, gesundem Wort schildert er die Kraft des Bluts und seinen Lauf, mit festem Blick weist er auf die Lebensfunctionen. Alles ist straff und gesund, und das Wort schreitet gerade wie der Blitz: es ist das Jahr 1830, in zwei Bändchen, mit all seinen Meinungen, Leidenschaften und Bewegungen, von der starken Hand der neuen historischen Intelligenz geleitet und auf einem schnurgeraden Wege zu schöner Zukunft gedrängt. Der Geist des Jahrhunderts spricht selbst in seiner kurzen, schonungslosen Sprache, der Historiker steht ungesehen wie der Künstler hinter der großen Statuengruppe, die er geschaffen; es ist ein vortrefflich Büchlein für Alle, welche in wenig Stunden erfahren wollen, warum die alte Leimmaschine so plötzlich zerbrochen. Es ist kein Schrei darin, es ist keine Klage, kein Jauchzen, was zarte Ohren verletzt; es rollen die Monde gemessen vorüber, es ist der eherne Tritt der Geschichte, der nothwendigen Geschichte, der von Land zu Lande schreitet und hallt — es ist Geschichte von 1830, und mit Sehnsucht erwarten wir die neuen Jahre, wie sie uns Herr Schneller bringen wird.

78.

Ueber das Paradies von Dante.

1. Umrisse zu Dante's Paradies, von Peter von Cornelius. Mit erklärendem Texte von J. Döllinger. Neun lithographirte Tafeln u. 40 S. Text. Leipzig, Börner. Querfolio.
2. Briefe über das Paradies von Dante's Divina commedia. Von Fr. Christoph Schlosser. (Im ersten und zweiten Bande des „Archivs für Geschichte und Literatur", herausg. von demselben und Gottlob Aug. Bercht. Frankfurt a. M., 1830 — 31.)

Zu gleicher Zeit sind die beiden vorstehenden, in Absicht auf die Form ihrer Mittheilung so verschiedenartigen Behandlungen gerade desjenigen Theiles der großen Dante'schen Dichtung ans Licht getreten, welcher bisher von den Verehrern dieser Muse

gegen die beiden ersten zurückgesetzt zu werden pflegte. Schon der Umstand, daß zwei der berühmtesten Deutschen, ein großer Künstler und ein geistreicher Gelehrter, das „Paradies“ zum Gegenstande ihrer besondern Aufmerksamkeit, Forschung und Bearbeitung wählen, mag zum Beweise dienen, mit welchem Unrecht der letzte Hauptabschnitt der „Göttlichen Komödie“ für gering und unwichtig im Vergleich mit der „Hölle“ und dem „Fegefeuer“, ja für einen mislungenen Versuch, das Uebersinnliche poetisch zu gestalten und es zumal nach den in Dante's Jahrhundert herrschenden scholastischen Formen und physikalisch-astronomischen Begriffen seinem Gedichte einzuverleiben, für einen Mischmasch von Metaphysik, Dialektik und Aberglauben, ohne die dem Kunstwerke zu seiner Schönheit unerlässliche Anschaulichkeit, erklärt worden sei. Es geht aber auch ferner aus der Darstellung in Umrissen sowol als aus den Schlosser'schen Briefen die Ueberzeugung von dem hohen poetischen Werthe des „Paradieses“ hervor; und wie der geniale Cornelius den ihm gewordenen Auftrag, in dem Casino der Villa Massimi zu Rom einen Plafond mit Scenen aus Dante's Himmelreich auszumalen, gewiß nicht übernommen und noch viel weniger mit so vielem Glücke, als es geschehen ist, in seinen Zeichnungen*) vollendet haben würde, wenn ihn der Geist Dante's nicht mit dem Hauche seiner eigenthümlich hohen Poesie bewegt und ihm eine poetische Anschauung des „Paradieses“ in seinem Ganzen wie in dessen einzelnen Theilen, ohne Störung durch das scholastische Zellengewebe in der Form des Gedichtes, verstattet hätte; so hat auf der andern Seite Schlosser sich selbst zur Aufgabe gemacht, das rein Theosophische und somit schon echt Poetische des „Paradieses“ aus der Zeithülle hervorzuheben und hinwiederum auf die poetische Kunst aufmerksam zu machen, mit welcher Dante sich auch in den gelehrten Formen und unter den wissenschaftlichen Distinctionen seiner Zeit bewegt. Beide — der erklärende Text zu Cornelius' Umrissen, von Professor Döllinger in München abgefaßt, ist wol nur im Einverständnisse mit den Ansichten und Ideen des Künstlers entstanden — stellen das Paradies, wie denn auch der Dichter selbst es thut, als den Gipfel und die Krone des ganzen Weltepos dar. Wie sich nun solches in dem künstlerischen Werke und in den exegetischen Episteln verhalte, darauf wollen wir unsern Leser kürzlich hinweisen.

1. Man hat gemeiniglich deshalb das „Paradies“ dem „Fegefeuer“ und der „Hölle“ nachgesetzt, weil jenes nicht so sehr dem Gebiete der Geschichte und Erfahrung als dem des Glaubens und der Ahnung angehöre, weil somit die lebensvollen Gestalten, plastischen Gruppen und Scenen, welche in jenen beiden Gedichten bald rührend bald erschütternd hervortreten und worin sich das darstellende Talent des Dichters mit ungeheurer Kraft und Tiefe offenbare, im „Paradiese“ gegen anderartige Schilderungen zurückweichen, deren Gegenstände sich auf einem metaphysischen Boden bewegen, welcher schon an und für sich zu poetischer Darstellung sich weniger eigne, besonders aber durch die Unterordnung unter das System der scholastischen Theologie aller Innigkeit des Gefühls sowol als aller äußern Anstelligkeit für das Auge der Phantasie sich zu entziehen scheine. Cornelius hat durch seine Umrisse gezeigt, daß, ob auch vieles Einzelne im „Paradies“ des Dante an plastischem Charakter gegen die zwei frühern Theile des Gedichtes zurücktrete, wie denn solches in der Natur der vom Dichter behandelten Gegenstände von selbst gegeben war, gleichwol das Ganze sich zu einem großartigen Bilde anlasse, mit welchem keine einzelne Gruppe der frühern Abtheilungen verglichen werden kann. Auch die scholastische Theorie, die den Himmel in verschiedene Sphären theilt und eine Stufenleiter von Verdienst und Lohn durch die Aufnahme in diesen oder jenen Kreis des Paradieses bezeichnet, kommt hierbei nicht wenig zu statten, falls überhaupt nach Dante's Andeutungen das Intelligible und Formale der alten Philosophie eine klare Gestalt im Künstlergeiste gewinnen mag. Immerhin muß ja dem Dante auch bei den frühern Theilen der „Divina commedia“ zu lebendigem und anschaulichem Verständniß eine bildsame und bewegliche Phantasie entgegenkommen, um die tiefen und reichen Bilder, die sein kräftiger Geist oft nur in gedrängten Andeutungen hinstellt, aus diesen Andeutungen hervorzuziehen, was freilich im „Paradiese“ um so schwieriger wird, als die andeutende Hülle des poetischen Gedankens mehr noch den Wissenschaften, der Physik und Metaphysik seiner Zeit, als der geschichtlichen Erfahrung und Kunde entnommen ist.

Das Ganze auffassend, hat der Künstler die Idee der Gottanschauung, worin eben Dante den Gipfel aller Seligkeit erkennt, in den Mittelpunkt des Entwurfs für sein Deckengemälde gerückt und um diese Mitte die Stufenleiter der Anschauungen und Seligkeiten des paradiesischen Aufenthaltes gereiht. Von den neun Blättern, welche die Lithographie seines Werkes umfaßt, sind die acht ersten mit den wichtigsten Gruppen von Heiligen und Seligen, zu welchen Dante von Beatrix geführt worden, besetzt. Das neunte, ein horizontales Oval, stellt die Anbetung des Dichters vor der göttlichen Dreieinigkeit und Maria dar. Die Geliebte, in deren Gestalt Dante nunmehr die christliche Theologie verehrt, als die Führerin zur Gotteserkenntniß und Glückseligkeit, betritt mit ihm, von den Räumen des Purgatoriums emporgeschwebt, die niedrigsten Stufen des Himmels, die Sphäre des Mondes, wo der Aufenthalt solcher ist, welche auf Erden ein dem Himmel geleistetes Gelübde wieder gebrochen haben, und wo sich zunächst die schöne Piccarda, eine edle Florentinerin aus des Dichters Zeitalter, und Kaiser Heinrichs VI. Gemahlin, die normannische Erbin Siciliens und Neapels, Constanze, ihnen darstellen; wo aber auch zugleich der Künstler die von dem Dichter so unendlich schön ausgesprochene Idee der alleinigen wahrhaften Belehrung über himmlische Dinge vermittelst der Theologie, — daß nämlich Dante alles Andere nur im Anschauen der Geliebten erblickt —, durch einen festen und heilsbegierigen Blick in das erleuchtete Auge der Beatrix andeutet. In der zweiten Abtheilung, wo der Künstler, ohne Zweifel durch die Verhältnisse des ihm dargebotenen Raumes veranlaßt, die Seligen zweier Himmelssphären zusammenrückt, erscheinen drei Figuren, eine dem Mercur, die beiden andern der Venus entlehnt: Justinian, an dessen Bild der Dichter die Geschichte des römischen Adlers und des mittelalterlichen Kaiserreiches anknüpft, als einer von Jenen, welche das Gute nicht um seiner selbst und um Gottes willen, sondern um damit irdischen Glanz und Ruhm zu erwerben, gethan haben; der Bischof Folco von Marseille, der einst Troubadour gewesen und die vergängliche Herrlichkeit irdischer Liebe besungen, und die josuanische Rahab, die sich einst in den Banden sinnlicher Leidenschaft befunden hatte, beide als Stellvertreter Derjenigen, welche vom Irdischen zum Himmlischen ihre Liebe emporgewendet haben. Auf dem nächsten Blatte sind Bewohner des Sonnenkreises, Priester der göttlichen Weisheit und Wissenschaft, Bonaventura, welcher die mystisch-contemplative, Thomas von Aquino, welcher die speculativ-dogmatische, und Albertus Magnus, welcher die praktische Tendenz der christlichen Theologie repräsentiren. Von den Weisen führt die vierte Abtheilung zur Marssphäre, zu den Helden der Religion; Karl der Große, der Schirmherr der Kirche; Gottfried von Bouillon, der Befreier des heiligen Grabes; Josua, der Feldherr des Alten Testamentes; Judas Makkabäus, der apokryphische Heros. Zu diesen hat der Künstler noch einen fünften gestellt, den Dante eigentlich dem Jupiter zutheilt, wo die Freunde der Gerechtigkeit wohnen, Konstantin den Großen. Das fünfte Blatt enthält die Sphäre des Saturn, den Aufenthalt der frommen Mystiker und Asceten der mittelalterlichen Kirche, Benedict von Nursia und Romuald, Franz von Assisi und den heiligen Dominicus, Stifter der vier bedeutendsten Mönchsorden, der Benedictiner, Camaldulenser, Franciscaner und Dominicaner. Die Sphäre der Zwillinge auf dem sechsten Blatte zeigt uns

*) Die Ausführung wurde bekanntlich dadurch verhindert, daß Cornelius den Ruf nach München annahm, und der nunmehr in Frankfurt a. M. als Director der Kunstschule am Städel'schen Institut angestellte Veith trat in seine Stelle, um nach eigner Composition den Frescosaal auszufüllen.

wiederum den Dante mit Beatrix, und zwar jenen in einer Prüfung begriffen, welche die drei Apostel Petrus, Jacobus und Johannes mit ihm über die drei theologischen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, anstellen. Auf dem siebenten und achten Blatte stellt sich das Empyreum dar; zuerst Adam und Stephanus, Moses und Paulus, jene Beide weil sie gestorben, der Eine zur Strafe für die Sünde, der Andere im Siege über die Sünde und für's ewige Leben; diese Beide, weil sie das Gesetz gepredigt, jener das steinerne, das da tödtet, dieser das geistige, welches lebendig macht; — sodann Johannes der Täufer, Augustin und Gregor der Große, der historische Vorbote, der theoretische Begründer, der liturgische Verbreiter der christlichen Wahrheit. Im neunten Bilde kniet Dante mit dem heiligen Bernhard, in dessen Schutz und Führung Beatrice den geliebten Freund übergeben hatte, zum Zeichen, daß die Theologie nur erst in theosophischer Mystik ihre Vollendung finde und ihren Gegenstand erfasse, vor der gleichfalls knienden und zur göttlichen Trinität aufschauenden Maria; Gottvater, in menschlicher Gestalt, und Christus sitzen auf dem Throne, und der Geist schwebt über Beiden in der Gestalt der Taube.

In dieser einfachen und großartigen Zusammenstellung der hervortretendsten Gegenstände des „Paradieses" und in der stufenweisen Anordnung derselben hat der Künstler erwiesen, welche poetische Kraft und anschauliche Fülle in dieser Dichtung liege; und da sich diese Composition so ganz ungezwungen aus dem Gange des Gedichtes gestaltet hat, so ist eben darin ein Bekenntniß abgelegt, daß der Künstler auch nur den Dichter künstlerisch reproduciren wollen. Schon die Ideenreihe dieser Gesammtgruppe enthält die erhabensten und schönsten ästhetischen Motive, zeigt die Verklärung des Christenthums und der ewigen Wahrheit in ihren unendlichen Ausstralungen und Segnungen, wie sie sich über alle Verhältnisse des Lebens, über alle Richtungen menschlicher Thätigkeit verbreitet und am innigsten, reinsten und seligsten in den Momenten frommer Andacht und mystischer Beschaulichkeit sich offenbart. Uebrigens hat sich, ohne der eigenthümlichen Entwickelung des Gedichtes zu nahe zu treten, der Dichter die Freiheit genommen, zum Behufe seiner gedrängtern Zusammenfassung einzelne Veränderungen vorzunehmen, welche zugleich ganz im Geiste des Textes geschehen sind, so z. B. wenn er die beiden Ordensstifter Franz und Dominicus, deren Dante schon in einem frühern Gesange durch den Mund von Bewohnern der Sonnensphäre Erwähnung gethan hatte, erst im Empyreum selbst wirklich auftreten läßt, wo sie denn auch hingehören.

Ist in den Bildern das Ganze des „Paradieses" als eine herrliche Poesie zur Anschauung gebracht, so gilt dasselbe von der Behandlung einzelner Partien und Figuren. Auch in Cornelius als Künstler, wie in Dante als Dichter hat sich die classische Bildung mit dem romantischen Geiste verschmolzen. Das Runde, Schöne, Liebliche in den Gestalten ist von kirchlichem Ernste begleitet und durch inneres höheres Leben beseelt, wie sich schon an den blößen Umrissen der Zeichnung kundgibt. Natürlich fodert die Aufgabe des Künstlers, die Personen nicht als Geister und Lichter in unbestimmten Formen und Grenzen zu zeichnen, sondern sie menschlich darzustellen; ob dasselbe mit den göttlichen Personen der Dreieinigkeit wohlgerathen war, möchte dagegen bezweifelt werden. Der Text ist zunächst nur Erklärung der Bilder, auch hebt er die religiöse Seite der Dichtung mit Vorliebe heraus und sucht Dante's Orthodoxie zu rechtfertigen. Es scheint sogar aus dem erbaulichen Tone, welchen Hr. Prof. Döllinger anstimmt, die Absicht hervorzugehen, den Dante in eine Säule des römischen Kirchenthums zu verwandeln und die nach seinem „Paradies" entworfenen Umrisse als Laienbibel unter das Volk ausgehen zu lassen. Wie wenig aber eine solche Tendenz den Grund der Wahrheit für sich habe, zeigt die unbefangene Lesung des freisinnigen Dichters; am kräftigsten spricht es aber der Verf. der „Briefe" aus, zu deren Anzeige wir jetzt übergehen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Expedition der Franzosen nach Aegypten und Syrien in den Jahren 1798—1801. Von F. J. A. Schneidawind. Drei Bände. Zweibrücken, Ritter. 1830—31. 16. 2 Thlr.

Anders beurtheilt die jede Begebenheit mehr oder weniger auf ihr individuelles Privatinteresse, ihre Liebe oder ihren Haß beziehende Mitwelt ein geschichtliches Ereigniß; anders die mit besonnenerm Sinn dasselbe mehr in seiner Allgemeinheit auffassende Nachwelt. So mochte im Anfange unsers Jahrhunderts wol mancher Deutsche sich freuen, daß das Project Frankreichs, an den Grenzen zwischen Asien und Afrika eine mächtige Colonie zu gründen, mislungen sei, denn in jedem Zuwachse der französischen Macht konnten wir nur Mittel erkennen, den Militairdespotismus noch drückender auf uns lasten zu machen; aber jetzt, wo durch die sich drängenden Katastrophen jene Expedition als eine im weiten Hintergrunde der Zeiten verschwimmende Erscheinung sich uns darstellt, wo die Leidenschaften jener Zeit verflogen sind und die zu gehässigen Gefühlen uns aufregende Vaterlandsliebe der ruhigen kosmopolitischen Beschauung gewichen ist, kann der cultivirte Mensch nur bedauern, daß der unselige Zwist zweier gebildeter Nationen — Frankreichs und Englands — die Verbreitung der occidentalischen Cultur in Aegypten hemmte, die Hoffnung, das Innere Afrikas zu ergründen, vielleicht zur Verknüpfung der in grandiosen Monumenten und magischen Hieroglyphen aufbewahrten Vorzeit Aegyptens mit unserer Zeit den geheimnißvollen Schlüssel zu finden, auf lange Zeit hinausschob. Mit diesem schmerzlichen Gefühle wird jeder Leser die hier angekündigte Schrift lesen, welche die aus den verschiedenen Quellen mit unverkennbarer Mühe bearbeiteten Feldzüge, die Besitznahme Aegyptens durch Napoleon, dessen glorreiche Siege bis zu der durch das Talent des Engländers Sidney Smith verunglückten Belagerung von St.-Jean d'Acre in Syrien, das nicht minder glänzende Commando von Kleber und endlich den Verlust Aegyptens gegen die vereinte englische und türkische Macht, als der verwirrte Menou den Oberbefehl hatte, in chronologischer Reihenfolge entwickelt. Die genaue Schilderung Aegyptens und Syriens, das Verhältniß der Mamlucken zu den Arabern und den mannichfachen Nomadenvölkern, sowie die Beschreibung der Kampfarten dieser verschiedenen Nationen ist übrigens an sich interessant, ganz besonders aber im jetzigen Augenblick, wo der Krieg des Vicekönigs von Aegypten gegen die Pforte die nämlichen Gegenden auf das Neue zum Schauplatz eines Kriegs macht, dessen Resultate vielleicht wichtiger sein dürften, als man beim ersten Anblick glauben möchte.

Ob überhaupt die Franzosen zur Colonisirung eines Landes geeignet sein dürften, ist eine Betrachtung, die das Studium der erwähnten Expedition hervorruft. Allerdings ist es sonderbar, daß im ganzen Laufe der Geschichte, in den Kreuzzügen, in Amerika, in den Einfällen in den Niederlanden und Deutschland, in den häufigen italienischen Kriegen, in der die sicilische Vesper herbeiführenden Besetzung Neapels, bis zu den neuesten durch die Revolution hervorgebrachten Occupationen die Franzosen oft enthusiastischen Empfang, selten oder nie aber dauernde Liebe sich zu erwerben wußten, und fast scheint es, als ob in unsern Tagen die Colonie von Algier einen neuen Beweis dieser paradoxen Erscheinung liefern dürfte. Wie dem aber auch sei und welche, vielleicht noch nicht hinlänglich aufgeklärte Umstände, wie z. B. das Misverhältniß des republikanischen Kleber mit dem nach Absolutismus strebenden ersten Consul, die nach Napoleons Abreise ausbleibende Unterstützung, die Entfernung der besten Offiziere, vor allen aber die unbegreifliche Uebertragung des Obercommandos an Menou, dessen ganzes Leben eine Reihenfolge von Verkehrtheiten war, und dessen Unfähigkeit Keinem, am wenigsten Napoleon entgehen konnte, den Verlust Aegyptens beschleunigt haben mögen, so muß es traurig erscheinen, daß der ganze Erfolg so vieler Anstrengungen, so großer geistiger und physischer Thätigkeit nur in der Vermehrung der Ruinen Aegyptens, vergossenen Blutes und in der Erlangung von Zeichnungen und wissenschaftlichen Notizen bestand. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 166. —— 14. Juni 1832.

Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris. Von G. B. Depping.

Zweiter Artikel.*)

In Betreff St.-Simon's, dessen Schüler der dermaligen Verwaltung nicht ermangelt haben einiges Herzklopfen zu verursachen, und deren Dogmen und Wirken auch in Deutschland die Aufmerksamkeit manches Denkers und mancher Feder erregten, verfällt der Verf. in einen kleinen Widerspruch mit sich selbst. Er lernte den Mann im Bureau des „Censeur européen" — beiläufig bemerkt, ein in der ersten Hälfte der Restaurationszeit bedeutungsvoll auftretendes, geistreiches Oppositionsjournal — kennen und sagt da von ihm: „St.-Simon selbst hatte es sich nie einfallen lassen, Stifter einer neuen Religion oder Kirche zu werden, und er würde sich vielleicht höchlich wundern, wenn er jetzt einem St.-Simonistischen Gottesdienst in Paris beiwohnte. Er ist gestorben, ohne zu vermuthen, daß seine Lehre nach seinem Tode eine Sekte bilden würde." Einiges Vorgefühl muß er indeß doch davon gehabt haben, denn er bat einmal Hrn. Julien, ihm monatlich zwei Bogen seiner „Revue encyclopédique" zur Auseinandersetzung seiner Lehre offen zu lassen; „denn diese Lehre", sagte er, „wird sich in zehn Jahren durch Europa ausbreiten." Beide hier durchschossene Sätze widerstreiten sich aber offenbar um so auffallender, je dichter sie in wenigen Zeilen auf einander folgen. Nach unserer Ansicht glaubte St.-Simon an die Ausbreitung seiner Lehre und einer dadurch entstehenden Sekte für dieselbe sehr fest, und er konnte dies auch um so vernunftgemäßer, da bei der täglich wachsenden Zahl der Proletarier in allen Ländern und dem Egoismus in unsern Einrichtungen und Ansichten ein Dogma, welches auf Druckverminderung der unbegünstigten Classen hinweist und ein Eldorado allgemeiner Gleichheit und bürgerlichen Wohlbefindens verheißt, nur zu vielen Anklang finden muß. Die Erfahrung, das Wirken des Zeitblattes „Le globe", welches sich zuletzt ganz dem Interesse der St.-Simonistischen Partei hingab u. m. a. noch, hatten dies auch hinreichend bewiesen.

Interessant sind die Schicksale der Redactoren und Hauptmitarbeiter an dem „Censeur européen", mit welchen uns der Verf. bekanntmacht. Als in Folge von Louvel's verwerflicher That in Frankreich geschah, was in Folge von Sand's Beginnen sich in Deutschland mutatis mutandis ereignete, daß nämlich, wie hier die ohnedem nicht freie Presse durch karlsbader Beschlüsse in die beklagenswerthesten und schwersten Fesseln geschlagen wurde, dort der constitutionsmäßigen Preßfreiheit Censur unter Villèle's Ministerium folgte, hielten die Redactoren des „Censeur", Comte und Dunoyer, es unter ihrer Würde, das Blatt fortzusetzen. Sie verständigten sich mit ihren Abonnenten dahin, daß diese dafür den von Guizot hauptsächlich mitbegründeten, höchst freisinnigen „Courrier français" erhielten, und Comte ging nun, einer gegen ihn von der Regierung erhobenen Verfolgung auszuweichen, in die Schweiz, wo er zu Lausanne als Professor lebte. Bald kündigten aber die Schweizerbehörden, deren Selbständigkeit zu jener Zeit — durch ihre eigne Schuld und Kriecherei, wie dies immer in solchen Conflicten der Fall ist — nur auf dem Papiere stand, und die in einem fortwährenden Beben vor der heiligen Allianz lebten, allen ausgewanderten Liberalen die verstattete Zuflucht auf. Comte kam demnach wieder nach Paris und wollte daselbst als Advokat prakticiren; aber der Advokatenrath, ein elendes Werkzeug des Villèle'schen Ministeriums, schrieb ihn nicht in die Liste, und erst nach der Revolution von 1830 ging dem Verfolgten eine bessere Sonne auf. Er wurde Procureur du roi — auf ein paar Monate. Dem redlichen, entschiedenen Liberalen konnte das Treiben der Doctrinairs und Justemilieus, dieser zwischen Tag und Nacht schwirrenden Fledermäuse, nicht gefallen; er hatte bald Unannehmlichkeiten mit ihnen, legte schon 1831 seine Stelle wieder nieder, wurde zum Volksdeputirten in die Kammer gewählt, und ist hier einer der Wenigen, die sich in derselben durch Bewußtsein Dessen, was sie wollen, auszeichnen. Sein College Dunoyer wurde nach den Julitagen Präfect und ist es noch. Dasselbe widerfuhr Leon Thiessé, einem durch Geist sich auszeichnenden jungen Manne; ein anderer Mitarbeiter, der Advokat Rey, wurde unter der bourbonischen Verwaltung der Verwickelung in ein hochverrätherisches Complott beschuldigt; um der gegen ihn ausgesprochenen Todesstrafe zu entgehen, floh er nach England, und wieder ein Anderer, Cugnet de

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 152 d. Bl. D. Red.

Montarlot, ging nach Spanien, trat hier in die Reihen der Franzosen, welche den Cortes gegen den ungerechten Angriff von Seiten Frankreichs unter Angoulême beistanden, hatte das Unglück, in Gefangenschaft zu fallen, und wurde, nach beliebter Manier, als Hochverräther erschossen. So verschieden gestaltete sich das Schicksal von Männern, deren Gesinnungen in Einem Punkt zusammenliefen und die, genau genommen, immer nur in Einem Geist und Einem Princip handelten.

Anziehend sind die mitgetheilten Notizen und Anekdoten über Belzoni; charakteristisch, was dieser berühmte Reisende dem Verf. in Betreff des bekannten Hrn. Forbin-Janson, dieses wahren Apostels und Beschützers des Jesuitismus und Obscurantismus in Frankreich, erzählte. Als es Belzoni nach vielen Mühen gelungen war, einen Eingang in die, wie man früher glaubte, ganz verschlossene zweite Pyramide bei Girgeh aufzufinden, und er nun mehre reisende Europäer von Kairo aus in das Innere dieses Heiligthumes führte, geschah dies auch einst mit dem spätern Bischof von Nancy, welcher damals als Missionnair in jenem Lande sich herumtrieb. Forbin-Janson schien beim Eintritt in das Innere der uralten Steinmasse außerordentlich ergriffen zu werden; natürlich schrieb Belzoni dies dem Gefühl darüber zu, daß sich endlich das so lange verschlossene Alterthum und Geheimniß dieses Ortes dem Blicke der Forschung öffnete; aber nein! was gehen einen Schwärmer Geschichte und Kunst an! Begeistert rief er aus: „O wenn ich so den Leichnam des heil. Macarius auffinden könnte!" Die Knochen eines Kalenderheiligen waren dem zukünftigen Hirten der Schafe von Nancy interessanter als alle Erinnerungen einer merkwürdigen Vergangenheit mit ihren riesenhaften Denkmalen.

Naiv und rührend ist die Erzählung von dem Seelenzustande des Verf., als ihm das Glück wurde, einer seiner Schriften den Preis von der Akademie zugetheilt zu sehen. Die Akademie hatte nämlich im Jahr 1820 die Preisfrage aufgeworfen: die Ursachen der Auswanderungen der Normannen nach nordischen und südlichen Denkmalen zu erforschen und deren Niederlassung in Frankreich anzugeben. Mit rastlosem Eifer machte sich Depping an die Arbeit, übergab endlich sein Manuscript der zur Beurtheilung der eingegangenen Schriften niedergesetzten Commission und harrte nun mit Herzklopfen des noch drei Monate in der Ferne liegenden Termins der Entscheidung. Endlich kam der Tag. „Man kann denken", erzählt er, „wie mir zu Muthe war. Ich zählte die Stunden, ja fast die Minuten bis zum Beginn der Sitzung der Akademie, welche Nachmittags von 3—5 Uhr stattfand. Um 5 Uhr war meine Unruhe aufs höchste gestiegen; jedoch hatte ich nicht den Muth, zum akademischen Gebäude zu gehen, um mein Loos zu erfahren. Gegen halb 6 Uhr wurde geklingelt, und es trat herein ein Diener vom Institutssecretariat, welcher mir in Eile meldete, die Akademie habe mir soeben den Preis zuerkannt. Ich glaube nicht, daß ich jemals in meinem Leben eine so lebhafte Freude empfunden habe; es war ein Entzücken, ein Wonnegefühl ohne Dazwischentreten irgend eines unangenehmen Gedankens. Meine Familie, die meine Unruhe getheilt hatte, theilte nun auch meine Freude mit mir, und der Abend verging auf die heiterste Weise." Später widerfuhren dem Verf. noch einige Mal ähnliche Auszeichnungen; aber es ging ihm damit wie dem menschlichen Herzen mit der ersten Liebe und ihrem Silberblicke. Das reine, tiefe, unaussprechliche Entzücken des erstenmals kehrte nicht wieder; man fühlt wol Freude, große Freude zum Theil, aber Momente solcher ersten Art gibt es nur Einmal im Leben.

Unterhaltend ist, was von dem Abbé Prevost, einem geistreichen Schriftsteller, aber leider etwas — zu genialen Lebemann, gesagt wird. Prevost war ein besonders guter, gewandter und schneller Uebersetzer, dabei jedoch auch ein fauler Arbeiter, wenn er Geld hatte, und ohne Geld war er zu gar nichts zu bringen. Ein Buchhändler, welcher eine Sammlung englischer Reisewerke herauszugeben beabsichtigte, hierbei aber Concurrenz befürchtete, schloß mit ihm folgenden Contract. Prevost sollte pro Bogen einen Louisdor erhalten, alle Tage einen Bogen liefern und dagegen alle Tage über seinen Verdienst disponiren können. Nun richtete sich der Abbé folgendermaßen ein. Des Morgens um vier Uhr mußte ihn sein Diener wecken und, mochte der Abbé so übellaunig sein wie er wollte, ununterbrochen zur Arbeit antreiben. Der Schlafrock wurde ihm demnach umgehangen, Papier und Feder hingelegt, und nun begann das Werk. Gegen 8 Uhr war Prevost in der Regel schon fertig, dann trug der Diener das Manuscript zum Verleger, holte den Louisdor, und der Abbé kleidete sich während dem an. War das Geld angelangt, dann wurde aus dem nächsten Kaffeehause Frühstück herbeigeschafft, Diener, Speisewirth, Friseur 2c. bezahlt und der Rest richtig Tag für Tag in Schenken aller Art und des Abends bei leichtfertigen Mädchen so rein verzehrt, daß immer den andern Morgen kein Sous mehr da war, und von Neuem um vier Uhr unter Brummen und Schelten aufgestanden und das Tagewerk begonnen werden mußte.

Den Schluß des Werkes machen die übrigens nur kurz gehaltenen Mittheilungen des Verf. über die Katastrophe von 1830. Da Depping mit Ruhe beobachtete, auch manche Gelegenheit hatte, sich über die Vorgänge bei jenem merkwürdigen Umschwung wohl und gründlich zu unterrichten, so ist, so wenig ausgesponnen auch die Relation ist, das Ganze doch nicht ohne Bedeutung, wie denn überhaupt das Werk im Allgemeinen gewiß die Beachtung verdient, welche, schon nach den hier davon gegebenen Andeutungen, der Leser ihm zollen wird.

52.

Ueber das Paradies von Dante.

(Beschluß aus Nr. 155.)

2. In den bis jetzt erschienenen zwei Briefen erstreckt sich die Erklärung des Dante'schen „Paradieses" nur erst auf die sechs ersten Gesänge des Gedichts, wozu im ersten Briefe noch ein

Rückblick auf den Schluß des „Fegefeuers“ und dessen Zusammenhang mit dem „Paradiese“ kommt. Gleich von vorn herein sucht Schlosser den eigentlichen Standpunkt der Poesie des „Paradieses“ zu bestimmen, und thut dies an der Hand des Dichters selbst, der ausruft: „O selig, wem die Ursache der Dinge zu erkennen vergönnt ward, wer jegliches Zagen, wer die Furcht des unerbittlichen Todes, des Acheron furchtbares Rauschen tief unter sich schaute.“ Dies ist das Ziel, zu welchem das „Paradies“ der „Divina commedia“ den vom irdischen Bedürfniß wie von Fehlern gereinigten Geist leiten soll. Aus dem Bache der Vergessenheit hatte Dante schon im „Fegefeuer“ getrunken, und hatte dadurch die erste Weihe eines bessern Lebens erhalten. Darauf wird er gelabt aus dem Quell des Lebens (Eunoë) und sein Sinn für himmlische Freude geöffnet. Wenn auch der Dichter dabei an den Musenquell der Alten dachte, so ist doch nicht von Dichterbegeisterung eigentlich die Rede, sondern vom innern Schauen der Gottheit und von der Ueberzeugung, daß göttliches Wissen auch göttliche Seligkeit sei. Dante findet zugleich an jenen Bächen allerlei Gestalten, in welchen ihm eine Andeutung der Mittel gegeben wird, deren sich von Anbeginn der Welt die Vorsehung bedient hatte, den Menschen aus Sünde und Irrthum zur Wahrheit und zur Tugend zu leiten, namentlich ein Bild von den Veranstaltungen und Zwecken der christlichen Kirche. In Beatrix aber war ihm die Führerin, die Lehrerin gesendet, ein weibliches Wesen in göttlicher Gestalt als Symbol göttlichen Unterrichtes, um dem Verlangenden den wahren Sinn der christlichen Lehre aufzuschließen. In der Nähe der Beatrix ergreift ihn zwar zuerst wieder das herbe Gefühl der Unseligkeit des Menschen, der sich seiner höhern Bestimmung, seiner bessern Kräfte nie bewußt wird, oder von solchen Dingen, die nur auf Augenblicke ergötzen, gelockt, des wahren Genusses entbehrt und seines wahren Wesens vergißt. Dann aber erblickt er im Auge der Geliebten den Erlöser und dessen Kirche, in einem andern Lichte als bisher und in mannichfaltiger Gestaltung. Dieses himmlische Licht, sagt er, das die Seele überstralt, wenn sie frei von Sünden die göttliche Wahrheit als ewige und lebendige anschaut, beschreibt kein Dichter, der nur das Studium der Alten kennt, dem Philosophie allein das Höchste ist, was der Mensch suchen kann, der nur aus dem Quell der heidnischen Dichter getrunken. Der christlichen Poesie war es vorbehalten, das Geheimniß der Gottheit zu singen.

Zu dieser Höhe soll sich denn des Dichters Gesang im „Paradiese“ erheben. Da soll er (erster Brief, S. 114) seinen Zeitgenossen und der Nachwelt den Willen des Himmels verkünden, zum Apostel des wahren und echten Christenthums, zum Prediger gegen die verkehrten Lehren der entarteten Kirche erkoren werden. Er wird nunmehr auch zum Propheten geweiht, und aus der Quelle Eunoë erhält er Kraft, mit Beatrix von Sphäre zu Sphäre zu steigen und endlich, ganz eingeweiht in das Geheimniß der Gottheit, zu lernen, wie, wann und wo sich alles Sinnliche auflöst, wie man durch That und Gedanken reif wird, das Uebersinnliche zu schauen. Offenbar ist schon diese Auffassung der christlichen Religion und Theologie an und für sich hochpoetisch, weil sie den Glauben und die Gottesgemeinschaft nicht in scholastischen Begriffen, nicht in sinnlicher Uebung, sondern im lebendigen Gefühl, in Gemüthshingebung finden heißt. Sie ist poetisch, weil sie mystisch ist. Das Scholastische ist nicht die Hauptsache, und ist überall nur Hülle, Träger, Symbol des Mystischen. „Wie oft, theurer Freund“, schreibt der Verf. in demselben Briefe S. 109, „wenn ich über Form und Gehalt, über Das, was ich Poesie und Philosophie jeder positiven Religion, und Das, was ich Prosa und Legende nannte, mit Ihnen redete, betheuerte ich Ihnen, daß die Darstellung des Christenthums in der Dichtung des Paradieses den Freund wahrhaftiger Weisheit, der den Himmel nicht erkaufen, nicht in einer künftigen Zeit durch ein Wunder erlangen, sondern ihn schon auf der Erde, in sich, in dem Frieden und der Erkenntniß seiner Seele finden will, über das Irdische erheben und durch innere Anschauung seines wahren Wesens beglücken könne; auch wenn er die Philosophie und Theologie des Dichters nicht als die seinige anerkenne.“

Im Weitern zeigt der Verf., wie sich Dante in der Gelehrsamkeit und Wissenschaft seines Jahrhunderts bewegt, nur um dadurch seine poetischen und religiösen Ideen dem mit jenen Systemen Bekannten anschaulich zu machen. Nachdem Schlosser die astronomische Theorie des Dante auseinandergesetzt, sagt er weiter: Wir erkennen in dieser Reihenfolge von Himmelsräumen nur eins der Mittel, deren sich Dante bedient, um vermöge bekannter Vorstellungen seine Ideen zu versinnlichen. Das bestimmte Verhältniß aller Dinge und aller äußern Erscheinungen unter sich und zu dem All, die sichtbare Ordnung und Unterordnung, sagt Dante, macht das Weltall zu einem Bilde der Gottheit. Ein angeborener Trieb, eine göttliche Wärme, die durch und über alle Wesen verbreitet ist, treibt alle diese Wesen in der Wesenheit verschiedene Häfen. Der Natur jeder Vernunft aber ist es gemäß, zu dem obersten Lichtmeere, der Gottheit äußerer Erscheinung, emporzusteigen. Auszuruhen in der Gottheit Schoos, ist der Wesen höchste Bestimmung, es ist Unnatur, ein falscher Trieb, ein dem allgemeinen entgegengesetztes Streben, wenn der Mensch zur Erde herabsinkt, an irdischem Genusse klebt. In dem Quell Eunoë findet eben Dante die Kraft, gegen die Gewohnheit der Körper ins göttliche Lichtreich emporzubringen. Indem er aber so die Möglichkeit der Erhebung der Seele zum Anschauen der Gottheit darzuthun sucht, deutet er unmittelbar darauf, warum diese Möglichkeit in der Erfahrungswelt nicht erkannt werde, warum sie nicht zur Wirklichkeit komme. Der Schwungkraft steht die Schwerkraft entgegen, das ist Gesetz der Natur, und die Materie widerstrebt der Form.

Ferner weist der Verf. nach, wie Dante das System der Bewegung der himmlischen Körper mit seiner Philosophie und Theologie in Verbindung bringt; sodann wie er die transscendenten Begriffe theils durch Handlung erheitert, theils durch erhabene Bilder versinnlicht, oder auch nur durch die Herrlichkeit der Sprache verklärt. „Je mehr die Materie sich sträubt, je unpoetischer der Stoff scheint, desto mehr staunen wir über die Geisteskraft, die dieses Stoffs Meister wird und ihn zur wahrhaften Poesie macht.“ Die Schulphilosophie dient ihm daher wie die Zeitgeschichte, was Schlosser näher entwickelt, indem er die casuistischen Fragen aus Moral und Logik, welche Dante z. B. mit Piccarda durchspricht, und später die großartige Scene mit dem Adler, dem Symbol des römischen Reiches, behandelt. Der Verf. gibt zu (zweiter Brief, S. 149), daß der Dichter selbst sich durch seine Schulweisheit und durch den Plan, diese gelegentlich vorzutragen, seine Aufgabe sehr erschwere. Aber die erschwerte Aufgabe wird im Ganzen und Einzelnen nur um so großartiger und glänzender gelöst. Ferner erkennt Schlosser an, daß, weil Dante nicht ausmale, es schwer bleibe, seine Verse zu genießen; wo er denn auch auf den Unterschied beschreibender und malender Verse, die der Einbildungskraft nur ein Empfangen, ein Aufnehmen zumuthen, und dichterischer Andeutungen oder Schöpfungen, die eine angestrengte Thätigkeit der Einbildungskraft voraussetzen, aufmerksam macht. (S. 145.)

Zugleich läßt in der Behandlung der historischen Partien des Gedichts unser Verf. den freien, durch keine kirchliche Autorität gebundenen Geist des Dante hervortreten, wodurch er sich als Vorfechter der Reformation zu erkennen gibt. Aus diesem Gesichtspunkte wird der große Sänger auch allein verstanden und seine heilige Vision nachempfunden.

Diese wenigen Andeutungen und Auszüge werden jeden Freund des großen Gedichtes zur Nachlesung der Schlosser'schen Briefe veranlassen, auf deren baldige Fortsetzung wir verlangend harren. Es wird dabei gewiß von hohem Werthe sein, wenn der Verf. das Poetische neben dem Theologischen und Theosophischen, das in dem Gewande der scholastischen Form erscheint, auch fernerhin hervorstellt. 46.

Wanderung durch Vaterhaus, Schule, Kriegslager und Akademie zur Kirche. Mittheilungen aus dem bewegten Leben eines evangelischen Geistlichen. Magdeburg, Heinrichshofen. 1832. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir haben diese Schrift, die durch ihren Titel etwas Ungewöhnliches zu versprechen schien, mit vieler Erwartung zur Hand genommen und freuen uns, daß dieselbe nicht getäuscht worden ist. Denn man begegnet mit Vergnügen der tüchtigen und kräftigen Erscheinung eines evangelischen Geistlichen, der in der strengen Zucht des vorigen Jahrhunderts aufgewachsen, nützliche Kenntnisse eingesammelt, dann „die Feder vertauscht mit der Kugelbüchse", darauf mit Ernst und Eifer die theologischen Wissenschaften in Halle und Jena studirt, und jetzt schon in dem zweiten theologischen Amte segensreich wirkt. Wir nehmen daher keinen Anstand, diese Biographie den Biographien des deutschen Gilblas oder des jungen Feldjägers vorzuziehen. Denn die beiden genannten Männer waren doch eigentlich lange Zeit hindurch Taugenichtse und nicht einmal geniale Taugenichtse, und wenn endlich trübe Schicksale sie bekehrt hatten, so blieben sie doch stets auf einer sehr untergeordneten Stufe und vermochten nur sehr unbedeutende Dinge zu erzählen, wie sie Tausende mit ihnen erlebt haben. Dies gilt namentlich von ihren Kriegsthaten. Dagegen erhält die vorliegende Biographie auch dadurch einen besondern Reiz, weil ihr Verfasser, obschon er Soldat gewesen ist, so würdig von seinem theologischen Amte spricht und dasselbe aus dem echt praktischen Gesichtspunkte betrachtet. Bedürfte es daher noch des Beweises, daß es ganz unschädlich für die Sittlichkeit junger Theologen sei, wenn sie ihrer Militairpflicht vorher wie andere Staatsbürger (nach der z. B. in Preußen bestehenden Einrichtung) Genüge geleistet hätten, so könnte dazu dies Buch dienen. Rec. kennt mehr als einen wackern Geistlichen, der die Waffen getragen hat: es ist ihm daher stets als sehr ungegründete Besorgniß erschienen, wenn die katholische und protestantische junge Geistlichkeit ihre Sittlichkeit und Tugend durch Militairdienst und die dadurch entstehende Gemeinschaft mit Militairs gefährdet glaubte. So würde es z. B. den jungen katholischen Theologen in den preußischen Rheinprovinzen für ihre äußere und innere Haltung sehr ersprießlich sein, wenn sie ihr Dienstjahr so gut wie jeder andere Staatsbürger thäten. Die Kirche kann dabei nichts verlieren und die Anhänglichkeit an den preußischen Staat würde bei vielen — ich sage nicht bei allen — nur gewinnen.

Unser Verf. führt uns nun im ersten Abschnitte in die Wohnung eines angesehenen protestantischen Geistlichen (wir vermuthen im Halberstädtischen oder in einer der durch den Hauptdeputationsreceß an Preußen gekommenen Landschaften) und erzählt uns, wie er in derselben aufwuchs. Seine kindlichen Beschäftigungen, seine Studien, seine Vorbereitung zur Universität langweilen uns nicht und werden durch manche Jugenderinnerungen aus einer ernsten Zeit, wie durch die plötzliche Erscheinung der Königin Louise von Preußen nach der Schlacht bei Jena, durch einzelne Begebenheiten aus dem Erkönigreiche Westfalen, besonders durch einige Züge aus der Geschichte des Jahres 1813, noch mehr aufgefrischt.

Die Rückkehr Bonaparte's nach Frankreich fiel gerade in die Zeit, wo unser Verf. die Universität Halle beziehen wollte. Sein alter Vater, wie so viele Väter und Mütter jener Zeit, entließ ihn freudig zum Kampfe. Und nun beginnt die lebendige Schilderung der Theilnahme des Verf. am Kriege des Jahres 1815, namentlich an der Schlacht bei Ligny, die gewiß in vielen Männern, die in jenen Tagen ebenfalls für das Vaterland stritten, angenehme Erinnerungen erwecken wird. Olim meminisse iuvat. Ueber die Schlacht von Ligny stehen hier (S. 67—80) interessante Details — ein würdiges Seitenstück zu Nagel's Erzählungen von dieser Schlacht in seinen „Nachgelassenen Schriften" —, die allerdings durch die Individualität des Verfs., eines freiwilligen Jägers im Regimente Kolberg, für die meisten Leser einen größern Reiz haben werden als Schlachtpläne und Schlachtberichte, obschon der preußische Schlachtbericht über die Schlachten bei Belle Alliance selbst für den Laien sehr ansprechend war. Der Verf. ward gefährlich verwundet und mußte seine Heilung in Brüssel, dann in Kleve abwarten. Kaum wieder in den activen Dienst eingetreten, brachen seine Wunden wieder auf und führten eine Reihe von Leiden herbei, deren kleinstes es für den feurigen Streiter gewiß nicht war, sich so fern vom Schauplatze des Ruhms und der Ehre zu wissen. Er mußte endlich sich für invalid erklären lassen und langte im Dezember 1815 nach einem mühsamen Marsche wieder im älterlichen Hause an.

Ref. ist zufällig in jenem Kriegsjahre ebenfalls als Freiwilliger in Frankreich gewesen und hat daher die Schilderungen des Verf. mit einer um so größern Theilnahme gelesen. Er versagt es sich aber mehr aus denselben mitzutheilen, um die Aufmerksamkeit Derjenigen, welche ähnliche Schicksale in jener Zeit erlebten, in einem noch höhern Grade auf diese Schrift zu lenken.

Weiter schildert der Verf. seine akademischen Jahre in Halle und Jena. Auf der ersten Universität befand sich damals (1816 und 1817) Ref. ebenfalls und muß den Erzählungen des Verfs. von dem damaligen Studentenleben in Halle das Zeugniß der Wahrheit ertheilen. Was über Knapp, Niemeyer, Gesenius, Maaß, Hoffbauer (S. 114—122) gesagt ist, werden hallesche Studenten aus jener Zeit gern wiederlesen, ebenso S. 123—128 die Beschreibung jener Unruhen, welche in Halle durch die Tyrannei der Teutonia über die übrigen Studenten herbeigeführt wurden. Auch Jena hat der Verf. richtig geschildert, die namhaften Professoren Gabler, Schott, Fries, Luden; dann die Turnerei, welcher der Verf. nicht hold war wie so viele von Denen, welche auf dem Schlachtfelde dem Tode in das Auge geschaut hatten (S. 137 fg.), zuletzt die Bierfeste der jenaischen Studenten. Die Rathschläge für junge Theologen, mit denen der Verf. diesen Abschnitt (S. 155—159) beschließt, sind sehr erwecklich durch die Wärme, mit welcher sie ertheilt werden.

Der letzte Abschnitt: „Die zehnjährige Amtsführung" des Verf., wird für Theologen von vielem Interesse sein. Das theologische Examen, die Ordination, die Uebernahme der Pfarrstelle, der Umgang mit den Gemeindegliedern, manche häusliche Ereignisse sind mit der Bescheidenheit des erfahrenen Mannes vorgetragen, der zu nützen wünscht, ohne zudringlich zu werden. Dasselbe gilt von seinen Bemerkungen über geistliche Amtsgeschäfte, wissenschaftliche Bestrebungen der Geistlichen, Verhältniß des Pfarrers zum Schullehrer, über die Hindernisse, die sich der Verbreitung eines echt christlichen Lebens in Städten und Dörfern entgegenstellen, und die Mittel zu ihrer Beseitigung (S. 221—234), endlich über die Geschäfte der Superintendenten und die oft gehörte Klage, daß man hierdurch den Geistlichen zum bloßen Geschäftsmanne mache. Alles dies ist mit Klarheit und aus einem echt praktischen Gesichtspunkte abgehandelt worden, daß man in dieser Beziehung dem Buche recht viele Leser unter jüngern Theologen wünschen muß. Solche Werke wie die unsers Verf., und solche Winke über theologische Wirksamkeit und Gelehrsamkeit, wie sie sich in den Schriften unsers Fr. Jacobs finden, sind von der höchsten Wichtigkeit, und sehr unbedeutend erscheinen neben ihnen die „Bilder aus dem Leben Gottlieb Sonntags, eines Theologie Studirenden" und ähnliche sentimentale Büchlein. „Mit größerer Freude", sagt der Verf. (S. 103), „zog Niemand in den Kampf, mit weniger Unzufriedenheit gedenkt Niemand seiner Theilnahme an demselben als der Schreiber dieser Zeilen, dennoch wünscht er von ganzem Herzen, daß Das, was wir sahen, sobald nicht wiederkehren, daß Gott noch lange in unsern Fürsten die Abneigung gegen den Krieg erhalten und das Vaterland sich einer dauerhaften Ruhe zu erfreuen haben möge. Blos den Jahren 1813—15 soll es vergönnt sein, Beweise zu liefern, daß auch Die, so das Evangelium des Friedens predigen, Kriegerschmuck getragen, Narben empfangen und für ein anderes als für das Gottesreich gestritten haben." Quod Deus bene vertat! 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 167. —— 15. Juni 1832.

Das Gildenwesen im Mittelalter. Eine von der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gekrönte Preisschrift, von W. Ed. Wilda. Halle, Renger. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Welcher Mensch von Gefühl vermag bei den Ruinen von Palmyra vorbeizugehen, oder sich die Zeit des Themistokles zu vergegenwärtigen, oder die Krone des weiland römischen Kaisers deutscher Nation zu beschauen, ohne ergriffen zu werden von dem Gedanken der Größe menschlicher Werke und ihrer Hinfälligkeit. Auch das Gildenwesen, eine Institution, welcher Europa mit zum größten Theile seine heutige innere politische Gestaltung zuzuschreiben hat, hat seine Zeit verlebt. In den Schützengilden trägt der verdorrende Stamm seine letzten verschrumpften Früchte; und in dem Erbadel ist noch der längst versauerte Saft zu schmecken, welcher seiner Blüte in der Zeit der vollsten Pracht ausgedrückt wurde.

Ebenso viel halb Wahres und völlig Unwahres über das Wesen und den politischen Werth der Innungen geschrieben und behauptet worden ist, ebenso ist es auch der Geschichte derselben ergangen. Aus Rom und aus den Eisfeldern Schwedens hat man den Ursprung derselben hergeholt; und was als eine der kräftigsten Entwickelungen urdeutschen Freiheitsgeistes sich vermöge ihres eignen Lebens aus ihr herausgebildet hat, hat man einerseits für eine Ausgeburt des Eigennutzes und der Gesetzwidrigkeit, andererseits für ein Erzeugniß fremder Municipalverfassung ausgegeben. Es gehörte eine so gründliche Geschichtsforschung dazu, als uns hier vorliegt, um in dies Chaos verworrener und verwirrender Begriffe Licht zu bringen.

Diese Schrift verdient in vollem Maße die Krone, die ihr aufgesetzt worden ist, sowol wegen ihrer Ausarbeitung, als wegen der Ausbeute, so dadurch gewonnen worden ist. Was jene betrifft, ist uns kaum eine andere Arbeit bekannt, in welcher irgend eine Vorliebe für Voraussetzungen oder eine Lieblingsmeinung so durchweg unsichtbar, das nur spärlich zusammenzutragende Material so sorgfältig und aufmerksam benutzt, und mit so viel Ruhe und Besonnenheit daraus ein befriedigendes Ergebniß gewonnen worden ist. Indem der Verf. die Zeiten und die Länder gehörig geschieden hat, setzte er sich in den Stand, genau zu unterscheiden, was als individuelle Modificationen der Sache von dem Wesen derselben zu trennen war, das sich überall gleich offenbart und gleiche Wirkungen entfaltet hat. Keiner vorgefaßten Meinung hingegeben, geht der Leser an der Hand des Verf. in die graueste Urzeit zurück und findet auch hier abermals bestätigt, daß die allergrößten Erscheinungen der Geschichte dem unscheinbarsten Samenkorne zu entkeimen pflegen. Doch ist das Kennzeichen der Wahrheit des aufgestellten Gemäldes, abgesehen von der vielfältigen urkundlichen Belegung jedes entscheidenden Momentes, die Uebereinstimmung aller Theile desselben mit der Geschichte des Wachsthums und — zum Theile — des Verfalls des übrigen germanischen Bürgerthumes. Ohne die genaueste Kenntniß desselben in allen seinen Theilen wäre es nicht möglich gewesen, das Charakteristische und Entsprechende dieses besondern Ausschnitts aus dem Ganzen so scharf und so treffend zu zeichnen. Nur die geläutertste Philosophie der Geschichte konnte die Gesichtspunkte angeben, durch welche das Urtheil und die Bemerkungen des Verf. bestimmt worden sind. Obgleich derselbe das ihm obliegende Geschäft des Erzählens fast nie verläßt und keine Abschweifungen macht, welche durch verwandte Betrachtungen oder Beurtheilungen herbeigeführt wurden, so ist doch unverkennbar, wie der Verf. den wahren Gehalt der Sache aufgefaßt hat, deren Geschichte er darstellt, und wie geläutert, wie echtgermanisch überhaupt sein politisches Glaubensbekenntniß ist. Als Beleg dafür mögen nur ein paar Stellen mit den eignen Worten des Verf. angeführt werden:

S. 168: Im 11. und 12. Jahrhunderte erwachte unter den starkgewordenen Bürgergemeinden eine neue Regsamkeit, zeigte sich das Streben nach Selbständigkeit, begann die raschere Entwickelung der städtischen Verfassungen. Nicht aus einer weiter umsichgreifenden und modificirt auch über die freie Gemeinde sich verbreitenden Hörigkeit, die wol eine Auflösung der Reste altgermanischen Volkswesens herbeiführen, aber kein neues Leben erwecken konnte, welches sich schwerlich je aus der Unterdrückung gestaltet, nicht aus den Resten des entarteten Römerthumes, die nur als todte Formen übertragen werden konnten, haben sich die Anfänge des städtischen Lebens entwickelt; sie sind vielmehr hervorgegangen aus dem Freiheitssinne der Germanen, der nationelle, im fernsten Alterthume wurzelnde, mit Religion und Staatsleben zusammenhängende Einrichtungen zeitgemäß benutzte, um seine Unabhängigkeit, seine Rechte und sein Besitzthum zu schützen. Es geschah dies von

einem Theile des Volkes in einer Zeit, wo Sicherheit nur zu erlangen war durch Anschließen an einen Mächtigen, oder durch feste Einigung. Die Städte oder diejenigen Plätze des Verkehrs, die nach und nach zu Städten in unserm Sinne sich erhoben, wurden vorzugsweise der Sitz dieser Einigungen.

S. 175: Es gehört aber ein seltener Grad von Einsicht dazu, die Bedürfnisse seiner Zeit richtig zu erfassen, und ein wol nicht gewöhnlicher Grad von Entsagung, dem Strome des Zeitgeistes, statt ihn nach eigner Einsicht beliebig hemmen und lenken zu wollen, zu folgen, ohne sich darum bewußtlos fortreißen zu lassen. Später zwar, aber mit furchtbar zerstörender Gewalt durchbricht die langgehemmte, gesammelte Macht empörter Wogen den Damm, der ihren Lauf hindern sollte, und oft dann, wenn man sich unter dem Schutze desselben am sichersten wähnte. Es hat die Geschichte die Lehre oft wiederholt. (Ja wohl, ja wohl!)

Ueber einen so interessanten Gegenstand glauben wir unsern Lesern einen Auszug Dessen schuldig zu sein, was die Forschungen des Verf. ergeben haben. Gilde ist altdeutsch der Beitrag eines Theilnehmers an einem auf gemeinschaftliche Kosten veranstalteten Gelage, wurde aber später für das Gelag selber gebraucht und für die Versammlung, welche zu dessen Feier zusammenkam, daher denn auch im Deutsch-Latein Gilde häufig durch convivium übersetzt worden ist. Es ist bekannt, wie groß der Hang der alten Germanen und Skandinavier war, in Gemeinschaft ihre festlichen Mahlzeiten zu halten und dabei miteinander zu zechen. Wie nahe verwandt in ihrem Ursprunge die skandinavischen und germanischen Völker gewesen sind, kann hier auf sich beruhen bleiben, wo es nur auf Lebenssitte und politische Einrichtung ankommt, in Ansehung deren zwischen diesen Nationen bis zum Mittelalter die allergrößte Verwandtschaft obwaltete, sodaß die Gewohnheiten und Einrichtungen sich fast gleichförmig überall ausbildeten und gleiche innere Ursachen die ähnlichsten Erscheinungen hervorbrachten. Um deswillen hat der Verf. seine Untersuchung über die nordischen Reiche, Deutschland, die Niederlande, die Schweiz, Frankreich und England ausgedehnt, und durch die Sammlung und Zusammenstellung diensamer Nachrichten aus allen diesen Ländern überzeugend dargethan, wie sie einander ergänzen und wie aus den einzelnen zerstreuten Zügen das Bild vom Ganzen zusammenzustellen ist.

Kein Familienfest, selbst die Leichenbegängnisse eingeschlossen, noch weniger eine öffentliche Angelegenheit konnte vor tausend und mehr Jahren in diesen Ländern ohne festliche Mahlzeit begangen werden. Immer aber war damit ein Opfer oder eine andere religiöse Feierlichkeit verbunden. Man huldigte zuerst gemeinschaftlich der Gottheit, besprach dann die Angelegenheiten des öffentlichen und Familienwohls, und überließ sich endlich den Freuden des gemeinsamen Genusses. Besonders waren an den drei hohen Festtagen des Jahres solche gemeinsame Zusammenkünfte allgemeine Volkssitte. Das ganze Leben der alten Deutschen gründete sich auf die beiden Urgedanken: Freiheit und Einigung, jene bestehend in der Erhaltung und Geltendmachung des eignen Willens ohne Beleidigung Anderer, dieses zur Behauptung eben dieser Freiheit und des gemeinsamen Rechtszustandes durch gegenseitige Hülfsleistung und durch die aus ihr hervorgehende Stärke. Alle feierlichen Gelage waren daher als Bildungsmittel dieser Vereinigung zu brüderlicher Unterstützung von jeher beliebt und in Ansehen; aber man findet bis zur Einführung des Christenthumes noch nicht, daß solche zum Zwecke oder zum Mittel positiver Verbindungen zu bestimmten Absichten gedient hätten. Durch das Christenthum selbst aber erhielt die Idee der brüderlichen Liebe unter den Menschen und ihrer werkthätigen Bezeugung selbst nicht nur allgemeinere Nahrung, sondern auch größern Reiz durch die damit verknüpfte Hoffnung auf himmlische Belohnung. Dieselbe bildete sich gar bald in der Vorstellung von dem Verdienste der guten Werke und von der Mittheilung dieses Verdienstes an Andere aus. Diese Vorstellung war allzu praktisch, um nicht ins Leben überzugehen und sich mit den Nationalgewohnheiten zu vereinigen. Die bürgerlichen und häuslichen Sitten und Gewohnheiten änderten sich mit der Einführung des Christenthumes nicht alsbald, aber sie nahmen nach und nach immer mehr die Farbe desselben an. Hätten unsere Altvordern ihre Zusammenkünfte und Gelage einstellen sollen, möchte die Taufe nicht sonderliche Fortschritte gemacht haben. Dieselben blieben, aber sie erhielten immer mehr eine Tendenz, welche den Einrichtungen der christlichen Kirche entsprach. Sie erhielten den Charakter von Freundschafts- und Brudermahlen, verknüpft mit Andachtsübungen und mit der Theilhaftigmachung der guten Werke sämmtlicher Theilnehmer, weshalb sie auch den Namen der Brüderschaften oder Freundschaften annahmen und behaupteten. Natürlich entstanden solche Brüderschaften zuerst und am allgemeinsten unter den Geistlichen. Es war Kirchenvorschrift, daß die Geistlichen eines Erzpriesterkreises am 1. eines jeden Monates zusammenkommen mußten, um die Kirchenangelegenheiten zu besprechen; und es konnte nicht fehlen, daß dabei ein Gelag statthatte, weshalb die Versammlung der Reihe herum bei den verbundenen Geistlichen gehalten und die Familienglieder dazu mitgebracht wurden. Bald wurden auf denselben Abreden genommen zur gegenseitigen Unterstützung im Amtsberufe, zur Abwendung der damals damit verbundenen Gefahren und zur Beihülfe bei Unglücksfällen. Die Theilnahme an den guten Werken, besonders an den Gebeten und Messen der versammelten Geistlichen, erregte in den Laien den Wunsch, zu diesen Brüderschaften den Zutritt zu erhalten, und die Geistlichkeit war nicht schwierig, ihn zu gestatten, da das Ansehen der Zutretenden sie schirmte, und deren Beiträge bei der Aufnahme und bei den Festen ein angenehmes Einkommen gaben. Solchergestalt bildete sich die Vorstellung der Verbrüderung zum bereitwilligen wechselseitigen Beistande zur Erreichung und Sicherung der ewigen und der zeitlichen Wohlfahrt aller Theilnehmer aus, schlug feste Wurzel und trieb einen kräftigen Stamm, der weithin mächtige und zahlreiche Aeste ausschlug. Denn es konnte nicht fehlen, daß diese Idee sich geltendmachte und Eingang fand in allen Angelegenheiten, welche durch gegenseitige Unterstützung gefördert werden konnten; der politische Zu-

stand der Nation selbst begünstigte den Hang dafür ungemein. Die Staatseinrichtung oder vielmehr das bürgerliche Miteinanderleben aller germanischen Völkerschaften gründete sich von Haus aus auf der Vorstellung der gegenseitigen Verbürgung des Friedens, d. h. der Sicherung vor jeder eigenmächtigen Störung des Rechtszustandes, und eben zu dem Ende der Unterwerfung jedes Eigenwillens unter die Beschlüsse der Gesammtheit, andererseits aber auch der Bewahrung des eignen Willens in seiner ganzen Kraft, der Freiheit, überall, wo die Gemeinde ihre Verbürgung nicht ins Werk zu setzen vermochte. Bürger war, wer an dieser wechselseitigen Verbürgung Theil nahm. Es ist daher die Verpflichtung zum werkthätigen Beistande zur Abwendung jeder Rechtsverletzung schon in dem Begriffe des Bürgerthumes enthalten. Je mehr die bürgerliche Verbindung durch das Eindringen aller Arten von Hörigkeitsverhältnissen und durch die Gewaltsamkeit der Mächtigen in Verfall gerieth und die Bürgschaft nicht mehr gewährte, welche sie leisten sollte, desto mehr waren die Bürger darauf angewiesen, sich selbst zu schirmen und zu schirmenden Verbindungen sich mit Andern zu einigen. Allein selbst, wenn jenes nicht in dem Grade der Fall gewesen wäre, als er es leider wirklich war, würde doch zwischen der gedachten bloßen Verbürgung des Rechtszustandes und der Gewährung desselben ein großer Unterschied gewesen sein. Jene brachte nur die Abwehrung des bedrohten Uebels und die Nöthigung des Beleidigten zur Annahme der gesetzlichen Genugthuung, des Wehrgeldes mit sich; aber sie ersetzte nicht den angerichteten Schaden, noch zwang sie den Beleidiger, der sich der Genugthuung entzog. Am allerwenigsten schaffte sie Hülfe in Unglücksfällen und bei Verlusten, welche durch kein erweisliches Unrecht verursacht worden waren. Es war also Anlaß genug vorhanden zu Vereinigungen, wodurch die bürgerliche Rechtsverbürgung theils gesichert, theils, wie vorerwähnt, erweitert und ergänzt werden konnte. Auch währte es nicht lange, daß aus den vorbeschriebenen Kalandsbrüderschaften, welche ihren Namen von der lateinischen Benennung des ersten Monatstages (Calendae) erhalten haben, und andern geistlichen Vereinigungen Nachahmungen von Verbindungen bloßer Laien erwuchsen, welche wegen der Gleichheit ihres Ursprunges, Wesens und Zweckes auch den Namen der Brüderschaften und Freundschaften, oder der Gilden behielten. Bald wurde es auch Sitte, bei der Aufnahme die übernommene Verpflichtung eidlich anzugeloben, wovon der Name conjuratio, eine beeidigte Genossenschaft, entstanden ist. Wie sehr diese Gewohnheit sich schnell allgemein verbreitet haben muß, ist aus den häufigen und strengen Verboten derselben seit dem 9. Jahrhundert abzunehmen. Zuerst war es die weltliche Macht, welche gegen diese Verbindungen, als Staaten im Staate, einschritt. Später folgte darin auch die Kirche, welche dieselben längere Zeit als religiöse Anstalten in ihren Schutz genommen hatte, als sie gewahr wurde, daß dieselben auch gegen ihre Anmaßungen kräftigen Widerstand leisteten. Indessen vermochte weder der weltliche noch der geistliche Arm sie zu unterdrücken. Oft zersprengt und an vielen Orten vertilgt, sind sie doch immer wieder aufgelebt oder haben sich zu erhalten gewußt. Das Schicksal der Gilden mußte indessen in den verschiedenen Ländern unausbleiblich verschieden sich gestalten, nach Maßgabe des Regiments, welches darin geführt wurde und die höchste Macht handhabte. „Da die Schutzgilden als Einigungen zur Erhaltung der bürgerlichen Freiheit, d. h. des Rechts und der vorbehaltenen Autonomie, gewissermaßen gegen die aufkommende Alleinherrschaft und Beamtengewalt gerichtet, als Verbrüderungen zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit hingegen der Erreichung des Staatszweckes förderlich waren, so wird daraus erklärlich, wie in den verschiedenen Ländern eine ganz verschiedene Politik hinsichtlich ihrer befolgt wurde." In England und Dänemark nahm die Regierung die Gilden in ihren Schutz, und dieselben beförderten wiederum die Absichten des Staatsregiments. In den fränkischen Ländern hingegen nahmen die Landesfürsten und die Gilden feindliche Stellungen gegen einander, und der häufig blutige Kampf hat fortgedauert so lange, bis der letzte Rest altdeutscher Bürgerfreiheit verloschen ist und damit auch die Gilden zerfallen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Meine Reisetage in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz. Von W. Seyffarth. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1832. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Mit dem sichtbaren Bestreben, ein zweiter Yorick oder wenigstens ein zweiter Thümmel zu werden, schildert der Verf. eine wirkliche Reise durch die Länder, welche der Titel nennt. Ohne ihm allen und jeden Beruf zu einer Arbeit dieser Art abzusprechen, welche, selbst wenn sie mit mittelmäßigem Geiste ausgeführt wird, immer noch unterhaltend genug sein kann, leidet Styl und Darstellung des Erzählers doch zu sehr an Gewaltsamkeit und einem gemachten, erzwungenen Humor, als daß wir sein Buch selbst mit den mislungenen Partien in Thümmel's Reise auf eine Linie stellen möchten. Es fehlt ihm vor allen Dingen am Besten — am Wissen nämlich. Die Kenntniß Dessen, was vor ihm über dieselben Gegenstände geschrieben ist, ist einem Reisebeschreiber so unentbehrlich wie dem Philologen die Grammatik oder dem Staatsmann die Geschichte; der Verf. aber scheint außer seinen Guides und dem „Nouveau tableau de Paris" mit wenigen andern Quellen bekannt zu sein. Er reist, wie er sagt, um einen Schmerz unter frischen Eindrücken zu vergraben; ein solches Reisemotiv ist dem echten Humor wenig günstig, und im Fache der sentimens gehört er auch nicht zu der letzten Classe der Yorick'schen travellers. Dabei fehlt ihm, was man jetzt einem Reisenden kaum erläßt, die Kenntniß irgend eines besondern Gebiets (denn seine Kunstschilderungen sind nur Neckereien), und für die Naturschilderungen ist sein Pinsel matt und saftlos. Der heute so beliebte Abandon des Styls ist ihm fremd, und das ganze Buch enthält kaum eine neue Bemerkung, eine unbekannte Thatsache oder Anekdote. Und dennoch durchlaufen wir diese unbedeutenden Blätter hier und da nicht ohne Theilnahme, ein Beweis, wie leicht es ist, eine unterhaltende Reisebeschreibung zu liefern, wenn man sich nur entschlossen auf dem persönlichen Standpunkt festhält. Dies hat der Verf. gethan, und was uns in seinem Buche anzieht, ist seine Person. Uebung, Geschmack und Wissen fehlen ihm, aber weder Beobachtung noch die Kunst, schnell und leicht in allerhand anziehende Lagen zu gerathen und närrische Bekanntschaften zu machen. Man kann seine Charakterbilder nicht geistvoll nennen, aber sie sind durch einen Schein von Wirklichkeit anziehend, und wenn auch vielerlei Dichtung

hier unterlaufen mag: diese Wirklichkeit fesselt zuweilen und besticht uns. Was von diesen beiden Theilen in Deutschland spielt, ist, wie die Einleitung, äußerst geschmacklos; aber der Verf. schreibt sich, wie alle beginnenden Autoren, allmälig in sein Thema hinein, und der Aufenthalt in Paris ist schon besser. Es fehlt hier nicht an humoristischen Formen und auffallenden Behauptungen. Eine der gelungensten unter den erstern ist des Verf. Eintritt in das Hotel Valois und die Mystification der Wirthin darin. Unter den letztern wird der Beweis den Lesern am meisten auffallen, daß die Franzosen nicht nur oft äußerst ungesellig, sondern auch rücksichtslos und grob erscheinen. Des Verf. Reisetage fallen in die letzten Regierungsjahre Karls X., und es ist vollkommen richtig, daß die heutigen Pariser in Mercier's und Yorick's Bildern kaum mehr wiederzuerkennen sind. Allein für roh und ungesittet möchten wir sie darum doch nicht in Verruf bringen. Alles hängt davon ab, wie man sich ihnen gegenüberstellt, und der Verf., aus Grundsatz kurz und anmaßend, wie er uns selbst gesteht, scheint allerdings nicht die glücklichste Art, sich einzuführen, besessen zu haben.

Durch den ganzen Reisebericht ist eine Art von Roman mit eingewebt, dessen Hauptpersonen zwei sehr sentimentale Engländerinnen, Anna und Marie, und ein Sir Francis sind, der zwischen beiden mit seiner Liebe schwankt. Wir haben versucht, diesem Romane, der einen großen Theil des Buchs anfüllt, ein Interesse abzugewinnen, aber umsonst. Es ist ein schlimmes Zeichen für die dichterischen Gaben des Verf., daß wir diese langweiligen Dialoge mit Marien, welche sein offenbarer Liebling ist, endlich ganz zu überschlagen genöthigt waren. Dergleichen sollte einem sentimental traveller nicht begegnen können! Für Paris selbst sind die „Nouveaux tableaux" stellenweise geradezu übersetzt, was wiederum ein schlimmes Zeichen von stagnirender Erfindungsgabe ist; dagegen enthält die Reise nach Lyon einige glückliche Charakterbilder. Das gelungenste unter diesen ist unstreitig das Bild des sansculottischen Eindringlings in die reservirte Cajüte der Coche d'eau. Diese Scene und das Abenteuer mit dem Schlüssel in Nismes sind Thümmel's nicht unwürdig, und der Beurtheiler hat selbst zu viele ähnliche Auftritte erfahren, als daß er an ihrer Wahrheit im mindesten zweifeln könnte. Nichts imponirt dem abgeschliffenen, reizbaren, aber wenig energischen Charakter der Franzosen mehr als rauhe Kraft. Die entschiedene, rohe Anmaßung, wenn sie nur kräftig auftritt, lassen sie fast immer ungestraft. Wenn Einer, und besonders ein Ausländer, nur poltert und donnert, so tauchen viele Franzosen unter und lassen sich den Grobian gefallen, die Einen aus natürlicher Artigkeit, die Andern aus Furcht vor Händeln, die Dritten aus Friedliebe, die Vierten aus directem Gefühl mangelnder Kraft. Alle aufmerksame Reisende werden diese Bemerkung gemacht haben: im bürgerlichen und gewöhnlichen Verkehr ist der Franzose äußerst feig, sein Rechtsgefühl ist so wenig reizbar, daß, was den Deutschen als eine offenbare Rechtsverletzung empört, ihn kaum zu einem duldenden Achselzucken bewegt. Ja, diese Empfindlichkeit für Rechtsverletzung ist offenbar einer der charakteristischen Züge des deutschen Bluts, denn in keinem andern Volke Europas, den Engländer selbst nicht ausgenommen, ist eben dies schöne Rechtsgefühl weder so allgemein verbreitet, noch so reizbar und lebendig. Die ganze deutsche Reizbarkeit scheint sich auf diesen einen Punkt concentrirt zu haben, gleichsam als sollte unsere lethargische Empfindung für alle übrigen Beziehungen dadurch allein aufgewogen und gutgemacht werden. Der Franzose hat mehr Sinn für Geselligkeit und Convenienz. Was einmal feststeht, durch diese oder jene, dem unterwirft er sich blindlings, wie auch endlich eben dieser energische Sansculotte thut, der uns zu dieser Bemerkung Anlaß gab.

Etwas weiterhin schießt unser Verf. einen wirklich argen und unverzeihlichen Bock. Sein schlaffsüchtiger Conducteur nennt ihm ein kleines Flüßchen bei Valence mit Namen. Er hört: Roubion! Sogleich schließt er, daß dies der berühmte Cäsarische Rubicon sei, und eine gewaltige, seitenlange Tirade auf Cäsar's: Jacta est alea! folgt. Mein Herr Verf., wie wenig auch zum Reisebeschreiben gehören mag, solche Schnitzer können doch nicht verziehen werden. Dieser arme Rubicon, den Sie etwa 150 Meilen von seinem Bette wegtransportiren, fließt zufällig mit seinem schwachen Wässerchen nicht zwischen Lyon und Valence, sondern zwischen Rimini und Sinigaglia in Italien, und ist in unsern Tagen von mehr als einem Cäsarischen Heere ohne alle Gefahr überschritten worden. Welcher unglücklicher Guide aber hat Sie hier in das Holz geführt?! — Weiterhin die gewöhnlichen Bemerkungen über Nismes und Montpellier, nebst einem neuen tüchtigen Bock über den bekannten Tourtimagne-Thurm bei Nismes. O weh! Dieses fränkische Bauwerk soll ein cyklopisches, die Römer an Alter überragendes sein, ein Leuchtthurm aus phönizischer Heldenzeit! Ei, warum nicht gar! — Den Pont du Gard sieht der Verf. gar nicht, so wenig wie Avignon, Vaucluse und St.-Remy — um das elende Beaucaire zu besuchen. Man erkennt durchaus nicht, welchen Zwecken er auf seiner Reise eigentlich folgt. Will er blos Bekanntschaften mit Frauen machen — und dies scheint fast sein Reisezweck zu sein — so findet er deren auch am Pont du Gard, dem herrlichsten Denkmal der Römer im südlichen Frankreich. — Der zweite Theil endet mit Marseille. Außerdem gibt uns der Verf. ein Bild seiner Gasthofspraktik in extenso, und in nuce zwei Tabellen über Reiseunkosten, Postgebühren u. s. w. Beide Zugaben weisen ihn als Einen aus, dem der Name eines sentimental traveller, auf den er doch Anspruch macht, ganz und gar nicht zukommt. Impertinenz wenigstens scheint zu den Attributen eines zweiten Yorick eben nicht zu gehören.

In Summa: Der Verf. hat ein Buch geschrieben, das, wiewol es sich hier und da ganz angenehm liest, doch seines Zwecks verfehlt. Es belehrt gar nicht und unterhält im Ganzen genommen schlecht. Die folgenden Theile werden beweisen, ob er sich zu bessern vermag, oder ob er sich auf ein Gebiet gewagt hat, von dessen Betretung eine inwohnende Sünde — Geschmacklosigkeit — ihn hätte abhalten sollen. 130.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 168. —— 16. Juni 1832.

Das Gildenwesen im Mittelalter. Von W. E. Wilda.

(Beschluß aus Nr. 167.)

Ueberaus merkwürdig ist es, daß diese Epoche des Anfangs der Erschlaffung und Auflösung der Gilden mit der Reformation zusammenfällt. Der Verf. erklärt dies dadurch, daß das religiöse Element, welches zum Bestande der Gilden gehörte und im Katholicismus wurzelte, durch die geläuterten Religionsbegriffe an seiner Bedeutung verlor, und dadurch der Eifer der Brüder erkaltete. Allein diese Erklärung genügt nicht. Denn wenn auch zugegeben werden muß, daß kirchliche Gebräuche und Beziehungen in den Gilden sich erhalten hatten, so machten dieselben doch keinen so wesentlichen Bestandtheil derselben aus, daß sie nicht sehr gut nach protestantischen Lehrbegriffen hätten umgewandelt oder auch ganz bei Seite gesetzt werden können, sobald das weltliche Bedürfniß zu deren Fortsetzung getrieben hätte. Allein gerade dies ging aus. Die sich über das Bürgerthum erhebende Landeshoheit mit ihrer Beamtenschar machte einerseits derjenigen Rechtsunsicherheit ein Ende, gegen welche die Gilden ein wirksames Vertheidigungsmittel gewesen waren, und konnte andererseits, ihrem Wesen nach, den Grundsatz der Selbsthülfe nicht dulden, zu deren wechselseitiger Leistung diese Verbindungen eingegangen waren. Die Deutschen waren in ihrem eigentlichen Vaterlande am meisten aus freien Staatsbürgern Unterthanen ihrer Fürsten geworden. Freie Kür und Autonomie konnte nicht neben passivem Gehorsam gegen das beliebige Gesetz des Oberherrn bestehen. Die Municipalverfassung und deren Beamte, der Magistrat, mußte überall die Oberhand über die Vorsteher der Genossenschaften erlangen, und die Selbständigkeit dieser Körperschaften in der allgemeinen Herrschaft der Obrigkeit untergehen. Auf diese Weise verloren die Gilden ihre wahre Bedeutung und ihren eigentlichen Zweck, und Genossenschaften, welche die Städte emporgebracht und Jahrhunderte hindurch regiert hatten, würden schon ganz verschwunden sein, wenn nicht noch die alte Sitte in ihnen, jährlich unter dem Papagoienbaume sich zu versammeln, um einen Vogel abzuschießen und einige Tage in frohen Gelagen zu verbringen, sie als Schützengilden erhalten hätte. So ist, was einen großen Ernst hatte, der Lustigkeit anheimgefallen.

Aus dieser allgemeinen Geschichte der Gilden erhellt schon, daß sie dem Gange der Verbreitung des Christenthums haben folgen müssen. Ihre ersten Anfänge findet man im fränkischen Reiche; durch die Sachsen wurden sie nach England übertragen, von wo die Dänen sich dieselben in ihr Vaterland geholt und sie weiter nach Norwegen und Schweden verbreitet haben. Sie waren ihrem Wesen nach Rechtsgenossenschaften in dem Sinne, daß die gesammte Genossenschaft für die Beschirmung der gerechten Sache jedes Einzelnen einstand, und nebenbei Versicherungsgesellschaften; daher die Verpflichtung der Genossen zur Eideshülfe, zur Folge vor Gericht, zur Zusammenschießung des Wehrgeldes, zur Entfernung der Gefahren der Selbstrache gegen einen ihrer Genossen. Sie standen daher auch nirgends außer dem gemeinen Rechte, noch weniger gingen ihre Statuten, auf deutsch Chora, auf dänisch Skra genannt, gegen dasselbe, sondern nur in Gemäßheit desselben unterstützten sie einander. Ihr Zweck war allgemein, Recht und Gesetz aufrecht zu erhalten, der Gewalt zu wehren, und nicht den Frevler zu schützen. In ihren gesellschaftlichen Verhältnissen übten sie ihre eigne Gerichtsbarkeit allerdings, aber ohne Eingriff in die Gerichtsbarkeit der Obrigkeit; die Streitigkeiten der Genossen mußten zwar allezeit zunächst vor ihren Meister und Altermänner gebracht werden, aber nur als vor ein Friedensamt und mit Vorbehalt der weitern Rechtsverfolgung vor den ordentlichen Gerichten. Was hier und da über diese Grundzüge hinaus geschehen und geduldet ist, sind Misbräuche gewesen, die dem Wesen des Instituts fremd waren und seiner Werthschätzung keinen Eintrag thun können.

Ebenso unrichtig es ist, daß die Städteverfassung in Deutschland, England und Dänemark eine Fortbildung der römischen Municipalität gewesen ist, und daß die Zünfte ihren Ursprung aus der Eintheilung der Handwerker in den römischen Städten genommen haben, ebenso verkehrt ist es überhaupt, die Gilden durch das Städteregiment begründen zu lassen. Umgekehrt verdanken viele Stadtgemeinden den Gilden ihr ganzes Dasein; Gilden und Stadtgemeinden haben neben einander bestanden und sich jede auf eigenthümliche Art ausgebildet, bis sie mit einander in Zwiespalt kamen und die Gilden größtentheils der Stadtgemeinde unterlagen.

Die älteste Art der weltlichen Gilden, ehe noch an eine Handwerkszunft zu denken gewesen ist, sind die Schutz-

gilden gewesen. Es ist zu bedauern, daß der Verf. sich lediglich auf die städtischen Gilden beschränkt, und nicht auch die gleichen oder doch ähnlichen Verbindungen auf dem Lande mit in seinen Plan gezogen hat. Eine solche Vereinigung verliert darum ihren wesentlichen Charakter noch nicht, weil keine schriftlichen Urkunden über ihren Zusammentritt, ihre Bestätigung oder ihre Gesellschaftsgesetze vorhanden sind. Paris und London haben nie ein Gilderecht gehabt, weil die Gilde, aus der sie erwachsen sind, älter war als die Gewohnheit der obrigkeitlichen Bestätigung. Von nur sehr wenigen Gilden sind die Urkunden über ihre Entstehung oder Grundgesetze vorhanden; fast alle Gildebriefe sind erst spätere Umarbeitungen der letztern. Natürlich aber war es, daß die Städte der hauptsächliche Sitz der Gilden werden mußten, weil das nahe Beisammenwohnen das Bedürfniß der Beschirmung allerseits vermehrte, und weil auch nur in den Städten freie Leute so nahe beisammen waren, daß sie zu jenem Zwecke mit eigner Willkür zusammentreten mochten. Auf dem Lande waren die meisten Menschen in Hörigkeit gerathen, was von selbst deren Fähigkeit aufhob, in eine Gilde zu treten. Unter den Freien auf dem Lande aber, dem niedern Adel des Mittelalters, übte der Gildegeist seinen Einfluß ebenfalls, wie vor Allem das ganze Ritterthum beweist.

Die allgemeinen und historisch wesentlichen Eigenschaften einer jeden Gilde sind: 1) Freiwilligkeit der Einigung, sowol in der Aufnahme als in dem Beitritte eines jeden Genossen. Daher konnten nur freie und selbständige Personen Mitglieder werden. Außerdem war noch Unbescholtenheit des Namens unerlaßliches Erfoderniß. Sonst aber 2) können Weiber so gut als Männer Genossen werden und sein, was die Gilden so sehr von den politischen Vereinigungen unterscheidet. 3) Zweck ist allemal zugleich gemeinschaftliche Beförderung des Heils der Seele, als der zeitlichen Wohlfahrt, wobei in Ansehung der letztern die Arten und Gegenstände der Hülfsleistung mehr oder weniger genau bestimmt sein können. 4) Eigne Polizei und Rechtspflege durch die Gesellschaftsbeamten in den Gesellschaftsangelegenheiten, aber keine peinlichen Strafen, wo nicht die Gerichtsbarkeit besonders verliehen worden ist. Die höchste Gesellschaftsstrafe ist die Ausstoßung des meineidigen Ungehorsamen (die Acht). 5) Allgemeine Gesellschafts-Festtage und Zusammenkünfte zu gemeinsamen gottesdienstlichen Begehungen, zur erneuerten Bekanntmachung der Statuten, zur gemeinschaftlichen Berathung der Gesellschaftsangelegenheiten, endlich zum fröhlichen Gelage, wozu Ort, Zeit und Maßgaben genau bestimmt sind.

Wo die Städte nicht schon den Römern oder den befehlenden Anordnungen der Kaiser oder Fürsten ihre Entstehung verdankten, sondern vielmehr Orte durch die Zahl und den Reichthum ihrer Bewohner sich selbst zu Städten erhoben haben, ist es in den ältern Zeiten immer eine Gilde gewesen, welche die Aufnahme eines solchen Orts und dessen ordnungsmäßiges Regiment bewirkt hat. Daher kommt es, daß in solchen Städten das Gilderecht zugleich das Stadtrecht macht, obgleich darum nicht alle Einwohner oder Bürger der Stadt Gildebrüder zu sein brauchten; sondern diese letztern waren die Vollbürger, und die Kleinbürger und Schutzverwandten genossen deren Schutz, mußten sich aber auch nach deren Recht und Satzungen richten. Es bestand daher auch die Gerichtsbarkeit des Burggrafen oder Schultheißen neben der des Gildemeisters dergestalt, daß gemeinhin sogar die zwölf aus der Gilde erwählten Schöffen die Beisitzer des einen wie des andern waren. Die Altbürgergilde wählte aus ihrer Mitte den Ortsvorstand, bestehend aus dem Meister, der solchergestalt zugleich Gildemeister und Bürgermeister war, und gewöhnlich vier Aldermännern als Rathmännern (wol nach den Stadtvierteln). Erst später, als der übrige Theil der Stadtgemeinde zu dem Ansehen gelangt war, daß sie ebenfalls in den Stadtangelegenheiten nicht überhört werden durfte, kam es dahin, daß diesem Rathe noch Schöffen aus ihrer Mitte beigegeben, oder Communrepräsentanten, oder ein bürgerlicher Ausschuß an die Seite gesetzt wurden. Dieses ist jedoch immer erst eine spätere Erscheinung, als bereits einerseits die Erblichmachung und damit eine ausschließende Bevorzugung der Gildeberechtigung in den Geschlechtern der Altbürger üblich geworden war, andererseits die übrigen Bürger der Stadtgemeinde Ansehen und Macht genug erlangt hatten, daß sie nicht mehr dem nun aristokratisch gewordenen Regimente der ältesten Gilde unbedingt gehorchen mochten. Mit derselben Freiheit, womit die Altbürger in die erste Gilde zusammengetreten waren, welche das convivium summum genannt wurde, stifteten auch die übrigen Bürger eine oder mehre neue Gilden, obgleich jene immer in mancherlei Hinsicht bevorzugt blieb. Es stand in der Regel auch nichts im Wege, daß ein Bürger Mitglied mehrer Gilden sein konnte. An manchen Orten nun wurden die Streitigkeiten, welche zwischen diesen mehren Gilden entstanden, dadurch vermittelt, daß dieselben sich freiwillig zu einer höhern Gemeinschaft, die Stadtgemeinde, communio, vereinigten, und sich über das Stadtregiment verglichen. An andern Orten aber, wo die Aristokratie weniger nachgiebig und die Demokratie mächtiger oder stürmischer geworden war, schlichtete sich der zwischen beiden ausbrechende Streit nicht so friedlich, sondern es kam zu gewaltsamen Kämpfen. Meistentheils war der Ausgang derselben, daß die Aristokratie, von der Demokratie in die Enge getrieben, sich an die Landesfürsten wandte, und durch deren Gebot aufs Neue in ihrem Ansehen bestärkt, solches der Demokratie um so mehr fühlen ließ, dadurch aber diese auch so aufbrachte, daß nach kurzer Zeit in einem unwiderstehlichen Aufstande der letztern die erstere ganz über den Haufen geworfen wurde. Alsdann wanderten entweder die alten Geschlechter ganz aus, oder sie wurden genöthigt, sich gleich allen andern Bürgern gefallen zu lassen, daß die ganze Bürgerschaft ohne allen Unterschied in beliebige Abtheilungen, Gaffeln, d. h. gleichgeltende Genossenschaften ohne besondern eigenthümlichen Zweck, eingetheilt und jeder Bürger sich zu einer solchen Abtheilung zu halten genöthigt war.

Besonders waren es überall die Zünfte der Handwerker, welche diese Bewegungen und Veränderungen herbeiführten. Diese Zünfte sind wesentlich von den Gilden nicht verschie-

den, heißen selbst zuweilen Gilden, haben aber doch ein charakteristisch eigenthümliches Merkmal. Ueberhaupt wird es mit den Namen nicht so genau genommen. Eine Urkunde von 1219 besagt, daß conjuratio zu deutsch Eynunge oder Ghilde bedeute. Innung oder Einigung ist aber eigentlich der Gattungsname, von welchem Gilde und Zunft Arten abgeben. Eine Zunft ist diejenige Innung, deren Regel, außer den Eigenschaften einer Gilde, noch eine bestimmte Kenntniß, deren Erwerbung, Erweis und Ausübung vorschreibt und erfodert. Daher die Ritterzunft. Weil aber in den Städten nur die Handwerker zünftig waren, so hat in diesen der Name Zunft eine niedrere Bedeutung als Gilde angenommen, und die vornehmern Classen haben etwas darin gesucht, zu einer Gilde oder Stube (Trinkstube), und nicht zu einer Zunft oder einem Amte zu gehören.

Nichtsdestoweniger ist es grundfalsch, anzunehmen, daß die freien städtischen Gemeinden ursprünglich vorzugsweise fortwährend aus dem Inbegriffe freier Eigenthümer ländlicher Grundstücke bestanden hätten. Mit den ersten Regungen des Stadtlebens bildete sich eine neue Art von Freiheit (ingenuitas) aus, gegründet auf persönlicher Unabhängigkeit und einem neuen Grundbesitzthume in der Stadt selbst. Vollbürger konnte nur Derjenige ursprünglich sein, welcher ein solches Besitzthum von einem bestimmten Belange hatte. Indem aber diese ursprünglichen Vollbürger durch ihren Reichthum selbst und durch die erbliche Erhaltung ihrer Geschlechter in der ansehnlichsten und bevorzugtesten Gilde der Stadt ein dauerndes Ansehen als Altbürger und alleinige Candidaten zu den Rathsämtern erlangt hatten, ging ihr Altbürgerrecht in ein erbliches Patriciat über, gegen dessen Aristokratismus eben der demokratische Haufe sich mit der Zeit auflehnte. Auf diese Weise haben sich in den größern Städten von selbst drei verschiedene Classen von Bürgern gebildet, welche auch in verschiedenen Innungen vereinigt waren, die Patrizier, die Reichen und die Armen. So unterscheiden alte Urkunden und Schriftsteller selbst diese drei Classen von Einwohnern. Sie bemerken zum Theil selbst, daß diese Eintheilung sich darauf gründe, daß Reichthum Macht und Ansehen gebe. Um deswillen ist bei den Patriziern schon vorauszusetzen, daß außer dem Ansehen der Erblichkeit ihrer Würde auch ein großer Reichthum ihnen Macht gewährt haben müsse. Nur dadurch konnten sie diejenige volle Unabhängigkeit behaupten, welche erfoderlich war, um als Stadtadel sich dem Landadel gegenüber gleichstellen zu können. Aus dieser Ursache macht das baseler Statut und andere Statuten es zur ausdrücklichen Bedingung des Eintritts in die höchste Gilde: müßig zu gehen, d. h. kein Gewerbe zu treiben, welches immer einige Abhängigkeit im Gefolge hat, und keines solchen zum standesmäßigen Unterhalte zu bedürfen. So sonderbar es klingt, daß der Müßiggang die Qualification zum Adel sein soll, so sieht man doch, daß solches seinen guten Grund bei einer Standeseintheilung hatte, welche lediglich nach dem Besitze der Machtmittel sich richtete.

Eben darum bilden denn auch die Innungen zur Aufnahme der Gewerbe eine andere Classe von Gilden als die Schutzgilden, und sind später aufgekommen als diese. Sehr natürlich aber war es, daß, da man wußte, welchen Schutz die gesellige Einigung gewährt, man dieses Mittel auch zur Hebung und Aufnahme der Gewerbe brauchte. Hier nun aber tritt der Groß- und Geldhandel, die Fabrication im Großen, Künste und Wissenschaften aus dem Haufen der übrigen heraus. Denn da große Reichthümer nur durch diese Mittel zu erwerben waren, auch dazu eine nicht gewöhnliche Geistesbildung erfoderlich war, so umfaßte diese Classe die Reichen und Gebildeten unter den Stadtbewohnern, welche sich früher in Gilden vereinigten als die Handwerker. Denn diese letztern, wozu alle Kleinhändler und mechanische Arbeiter gerechnet wurden, waren lange Zeit ebenso arm, als abhängig von Denjenigen, von denen sie ihren Lebensunterhalt verdienten. Durch die Zünfte selbst hoben sich indessen die Gewerbe, und als die Handwerker dadurch zu einer größern Selbständigkeit gelangten, strebten sie, ihre eignen Angelegenheiten in jenen frei ordnend, auch im Leben, in Sitte und Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt es den Gilden der Vornehmern gleich zu thun. Je mehr Widerstand, desto mehr Erbitterung, welche bei gegebener Gelegenheit bald in That überging. Die Gilden der Reichen hielten es in diesem Streite theils mit den Patriziern, theils mit den Zünften. Bemerkenswerth aber ist, daß die Demokratie selbst auf das Schließen der Patriziergilde drang, und eine ihrer Hauptbeschwerden darin bestand, daß, wenn eins ihrer Mitglieder zu ausgezeichnetem Reichthum und Ansehen gelangt sei, die Patrizier einen solchen in ihre Gilde aufnähmen, und solchergestalt diese Partei auf Unkosten der ihrigen verstärkten. So hat sich das Leben der Innungen gestaltet. „Das Bedürfniß hat die Entwickelung der verschiedenen Richtungen des Gildewesens ins Dasein gerufen; mit dem Aufhören des Bedürfnisses welkten sie wieder dahin.“ 13.

Deutschlands Theologen.

Bei dem Andenken an Männer, welche auf die geistige Bildung ganzer Geschlechter den entschiedensten Einfluß hatten, verweilt der Zeitgenosse seltener als der Nachlebende. Noch nicht ganz bekannt und erkannt ist seine Größe, sein Verdienst um seine Mitwelt, nur in einzelnen Staaten glänzt sein Licht; ist es aber erloschen, aus dem die Stralen sich ergossen, so überblickt der Enkel dankbar den Kreis, den sie erhellten, und freut sich jenes Anblicks, fühlt die Wärme, die er empfand. Darum ist das Lebens- und Charaktergemälde jedes wahrhaft Großen Denen, die seinen Geist aufstreben sahen, ihn hörten und von seinen Lippen seinen Geist vernahmen, wie Denen, die am Abend seines Lebens mit ihm forschten, ein theures Geschenk, und der Nachwelt, welche sich immer noch an seinen Früchten erquickte, ein heiliges Denkmal, bei dessen Anblick der Geist gehoben und der Eifer, ihm nachzustreben, erneuert wird.

Freundlich begrüßen wir deshalb jede Biographie eines Gelehrten, erquicken uns bei ihrer Lecture und danken dafür dem Verfasser um so herzlicher, je tiefer er in sein Gemüths- und wissenschaftliches Leben eindrang; wie es bedingt ist von der Außenwelt, wie diese auf seines Geistes Richtung einwirkte, und mit welchem glücklichen oder unglücklichen Erfolg. Wir sehen entweder Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit uns. Die Aehnlich-

keit läßt uns auf gleiche Anerkennung der Verdienste hoffen, und die Abweichung von ihm unsere Fehler erkennen und ablegen. Beides hat einen unberechenbaren Einfluß auf unser Denken und Wirken in der Gegenwart. In jeder dieser Hinsichten scheint uns das Unternehmen des bekannten Biographen Schiller's, Klopstock's u. A., Herrn Dr. Heinrich Döring in Jena recht zeitgemäß: „Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. u. 19. Jahrhundert. Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt." (Zwei Bände. Neustadt a. d. O., Wagner, 1831—32. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Gr.) Beide Bände geben von beinahe 400 bekannten Theologen ein Bild ihres äußern und innern Lebens und ihrer literarischen Erzeugnisse. Dieses Werk steht mit dem von demselben Verf. früher erschienenen: „Die deutschen Kanzelredner", in genauer Verbindung.*) Einen Vorwurf wollen wir ihrem Verf. nicht machen: daß manche Darstellung hier aufgenommen ist, welche dorthin gehörte, insofern Theologie und Kanzelberedtsamkeit wie Grund und Folge, Blüte und Frucht sich zu einander verhalten. Doch wünschten wir, daß nach einem Grundsatze die Männer für beide Werke bestimmt worden sein möchten, und dieser Grundsatz allenthalben befolgt worden wäre. Alle Kanzelredner gehören dem Kreise der Theologen an; führte Neigung sie in ein Predigtamt, gaben sie Beweise ihrer geistlichen Beredtsamkeit der Welt in ihren Schriften, so werden sie zu den Kanzelrednern gezählt, da hingegen Jene, welche die Theologie auf Universitäten lehren, den Theologen zugezählt werden, wenn sie ihre Gelehrsamkeit in Schriften darlegen. So dünkt uns, hätte die Linie gezogen werden müssen. Wohin soll aber dann ein v. Ammon gestellt werden, der gleich groß als Kanzelredner wie als Theolog geachtet ist? Doch dieser ist noch unter den Lebenden und findet hier unter den Todten noch keinen Platz. Wäre aber Einer unter ihnen in dieser Hinsicht ihm ähnlich, so müßte die Darstellung seines Lebens doppelt, und seine Schriften gesondert und an ihrem rechten Orte gegeben werden. Daß hier nicht nach diesem Eintheilungsgrundsatze verfahren worden ist, zeigen im zweiten Bande Salomon Klausen, welcher als Kanzelredner seinem Vaterlande nützlich ward und nur Predigten herausgab, und im ersten Bande S. 4 Alberti, S. 10 Joh. Bapt. Andres. Sie gehörten nicht zu den Theologen. So könnten wir Mehren noch ihren Platz streitig machen. Doch wollen wir dem Verf. nicht zürnen. Das Material häufte sich übermäßig, und ein Fehlgriff war leicht gethan. Wie aber Döderlein vergessen werden konnte, können wir dem Verf. kaum verzeihen. Dieser war doch wol ein Theolog ruhmwürdigen Andenkens! Fehle Er in den versprochenen Nachträgen neben Dinter ja nicht!

Was der Titel verspricht, gewährt der Inhalt des Buchs im Allgemeinen. Es reiht die Lebensereignisse, wie sie in einzelnen Biographien, in Nekrologen oder Zeitblättern bekannt wurden, lichtvoll an einander — die frühere Zeit hatte noch nicht die trefflichen „Zeitgenossen", welche neuerlich Griesbach so wahr und lehrreich für jüngere Theologen schilderten — und begreift unter dem Wirken nicht allein die Werke, welche die Gefeierten der Welt schenkten, sondern auch den Bildungsgang ihres Geistes und die religiöse Denkweise, in der sie lehrten und schrieben. Man lese z. B. im ersten Bande S. 64 J. A. Bengel, S. 208 Phil. Dav. Burk u. A. Auf diese Art wird es nicht ein trockenes Literaturwerk, sondern ein Geschichtswerk der theologischen Literatur, welches in die Zeitgeschichte kräftig eingreift. Ein ganz eignes Vergnügen gewährt es, die Theologen, welche an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit lehrten, nebeneinanderzustellen und den Geist, die Denkweise zu beobachten, in welcher sie lehrten. Dergleichen Beobachtungen führen in die Vergangenheit zurück, belehren über die unbefangene Ansicht der verschiedenen Perioden, durch welche die Religion und die Wissenschaft gegangen ist, und liefern reiche, belehrende Beiträge zur Geschichte ihrer Zeit, die auf der einen Seite eine größere Billigkeit gegen Das, was vergangen und oft zu schnell vergessen oder gar verachtet wurde, auf der andern Seite eine richtigere Würdigung der Gegenwart nach ihren Vorzügen oder nach ihren Gebrechen fördern. Nichts bewahrt vor einem zu hohen Bewundern oder vor einem zu schnellen Ergreifen des Neuen so sicher als Bekanntschaft mit der Geschichte des steten Wechsels der Systeme und Meinungen; nichts lehrt unter Anderm die Gefahr besser kennen, zu leichtsinnig Das wegzuwerfen, was eine lange Erfahrung bewährt hat, und wozu man oft nur zu bald, vielleicht in neue Extreme verfallend, zurückkehrt, als der achtsame Blick auf eine weite Vergangenheit. Dies schon macht diese Schrift höchst lehrreich: sie wirkt durch das Anschauen so Vieler wohlthätig auf die Gegenwart. Man lernt auf eine recht anschauliche Weise, daß die Theologie so wenig als irgend eine andere Wissenschaft abgeschlossen, und irgend ein System derselben in sich so vollendet sei, daß es keiner weitern Prüfung und Reinigung bedürfe, sondern nur gläubig angenommen und buchstäblich von Jahrhundert zu Jahrhundert der Nachwelt überliefert werden müsse, daß es vielmehr eine Religion der Anfänger und Gereiftern, der Schwachen und der Unvollkommenen gebe, auf welchen Unterschied die heiligen Urkunden auch klar hindeuten. Unverkennbar ist die Periode, wo man den ehrwürdigen Namen Aufklärung entweihte, mit Spott und Hohn jede historische Lehrform behandelte; lächerlich erscheint die Foderung, daß alle Gelehrte auf so ganz verschiedenen Stufen der Bildung sich in ihren Ansichten und Vorstellungen von der Religion gleich sein sollen. Der Leser fühlt's, wie die Trockenheit, die Kälte, das herzlose Philosophiren bei Gegenständen, die ebensowol dem Gefühl als dem Verstande angehören, nur die Menge der seichten Vernünftler und trostlosen Zweifler vermehrt, und der Religion treue und herzliche Verehrer nicht erzieht. Er fühlt's, und es reift in ihm der Entschluß, jede religiöse Ueberzeugung zu ehren, ihren Werth nach ihren praktischen Wirkungen zu beurtheilen und die Liebe nie von der Wahrheit zu trennen. Nicht weniger werden die Trefflichen unter ihnen (deren Lebensbilder hier aufgestellt werden zur aufmerksamen Beschauung) lehren, wie das Streben nach Wahrheit und das Freimachen des Geistes von allen Fesseln verjährter Meinungen und Lehrformen, auch in religiöser Hinsicht, mit der Innigkeit des Gefühls verträglich sei, und wie auch diese Innigkeit und Tiefe des Gefühls nichts weniger als nothwendig zur Schwärmerei oder zu einem sinnlosen Mysticismus führe. Mancher unter ihnen galt als erklärter Mystiker, mit einem wahrhaft frommen Charakter, der das ganze innere Wesen der Religion in sich aufgenommen hatte, das ebensowol auf Empfindungen als auf Vorstellungen, auf einem Ahnen wie auf einem Erkennen, auf einem Glauben wie auf einem Wissen beruht, dessen klarer Geist allem geflissentlichen Streben nach dem Unverständlichen, wo er verständlich werden konnte, allem gesuchten Helldunkel widerstand, wodurch sich in unsern Tagen eine Partei vor der andern wichtig machen und leicht beweglicher Gemüther, die sich mehr in dunkeln Gefühlen als in klaren Vorstellungen gefallen, bemächtigen will. Kennen und lieben lernen wird der Leser so Manchen, welcher eben erst aufgekommene, aus einer neuen Ansicht hervorgegangene Worte und Formeln als unverständlich von sich wies, der gewissenhaft mit dem Zeitalter fortschritt und von demselben das Gute und Beste nach reifer Prüfung in sich aufnahm, und mit einem nicht zu ermüdenden Eifer, einer unübertreffbaren Amtstreue, welche die schönste Frucht seiner frommen Gewissenhaftigkeit war, in seinem Kreise Alles zu werden und zu leisten gestrebt hat, was ihm gerade für sein Zeitalter in seinen verschiedenen Perioden das nächste Bedürfniß schien.

Wie dem Ref. wird sich dieses Werk allen Theologen selbst empfehlen. Die typographische Ausstattung entspricht seinem innern Werthe. 19.

*) Wir geben nächstens eine Anzeige davon. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 169. — 17. Juni 1832.

Geschichte der Philosophie, von Heinrich Ritter. Dritter Theil. Hamburg, Perthes. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr. *)

Der vorliegende Band enthält die Geschichte der Philosophie des Aristoteles und der ältern Peripatetiker, der Skeptiker, Epikuräer und Stoiker. Die Klarheit und Gewandtheit der Darstellung des Verf. bleibt sich gleich, auch dürften die folgenden kurzen Auszüge erweisen, daß der Inhalt dieses dritten Bandes nicht minder lehrreich und wichtig ist als der Inhalt der beiden ersten Abtheilungen.

Wenn Aristoteles dem Plato nachsteht in der Kunst großartiger Zusammenstellung und glanzreicher Darstellung, so tritt an deren Stelle die Gelehrsamkeit und ein größerer Umfang des Wissens; und wenn die Philosophie bei jenem mehr als ein Streben und eine Liebe erscheint, so bei diesem mehr als eine Lehre. Das was bisher dem griechischen Geiste in den Wissenschaften und Künsten gelungen war, sammelt Aristoteles aus der Zerstreutheit, in welcher es bei den Erfindern auftrat, und gibt zugleich eine möglichst vollständige Anschauung des äußerlich Vorhandenen, auf welches sich die bildende Thätigkeit fernerhin zu richten hatte. In der Philosophie erforscht er die verschiedenen Meinungen der Philosophen, knüpft sie an seine eignen Untersuchungen an und weiß, daß die vollkommenste Wissenschaft in der Erkenntniß der ersten Gründe und des Guten besteht; obgleich er bei Anwendung dieser höchsten Gründe auf das Gebiet der Erfahrung große Vorsicht, und einige Male wol Ungewißheit oder Unentschlossenheit zeigt.

Indem er ferner die Philosophie als eine Wissenschaft bezeichnet von den obersten und allgemeinen Gründen des Seins, trennt er sie wesentlich von allen Arten des Handelns und des Thuns; wodurch manche Vortheile für den strengen Gang der Forschung entstehen, die Einheit aller geistigen Bestrebungen (welche Platon auf das sorgfältigste verfolgt hätte) aber in den Hintergrund tritt. Hiermit steht in Verbindung, daß er überall Hindernisse in der Natur und im menschlichen Leben erblickt, und, die Erreichung des Ideals für unmöglich haltend, sich begnügt, die Wirklichkeit darzustellen und die Philosophie wie ein menschliches Werk zu betrachten. Doch sondert er das Gebiet der Meinung von dem der Wissenschaft, und hob vielleicht zu wenig hervor, daß jene auch zu dieser emporgebildet werden solle.

Was Aristoteles die erste Philosophie nannte, schließt sich auf das genaueste an die Logik an und ist wol nur dem Namen nach von der Dialektik des Platon verschieden. Er erforscht in derselben die ersten Gründe alles Seins, und da sich diese nun in Gott finden, wird die erste Philosophie auch Theologie genannt, und kann, weil sie es mit dem Ewigen und Unveränderlichen zu thun hat, mit größerer Genauigkeit und Sicherheit ausgebildet werden als die Physik oder Ethik.

An der Spitze der Logik steht der Satz des Widerspruchs, und wenn dadurch die Wahrheit der Rede festgestellt wird, dann auch die Wahrheit des Seins. Hierdurch wird einerseits diejenige Lehre zurückgewiesen, welche (auf unbeschränkten Zweifel gegründet) jedes Denken und Alles, was vom Sein ausgesagt werden kann, für falsch erklärt; und andererseits die, welche alles Denken und Sein für gleich wahr hält. Der Schluß ist dem Aristoteles die Form der eigentlichen Wissenschaft, und da dieser von den allgemeinen Grundsätzen ausgeht, so muß auch das Allgemeine von Natur bekannter sein als das Einzelne, welches erst durch den Schluß und durch das Allgemeine seine wissenschaftliche Beglaubigung erhält. Hieran reiht sich der Unterschied zwischen dem sinnlichen Sein und dem nur vom Verstande Gedenkbaren. Dieses ist das eigentlich Seiende an und für sich, und der Gegenstand der Wissenschaft, während das Sinnliche nur für eine Erscheinung gelten darf, von welcher man sagen könnte, daß sie nicht sein würde, wenn nicht die empfindende Seele wäre. Ungeachtet dieser Ansicht eröffnet Aristoteles die Kluft zwischen den Sinnen oder dem Sinnlichen, und dem Verstande oder dem Gegenstande der Verstandeserkenntniß, nicht so weit als Platon; denn das durch den Verstand Erkennbare ist jenem gar nicht für sich, sondern nur in dem Sinnlichen, und kann deswegen auch nur in dem Sinnlichen ergriffen werden, sodaß ohne Empfindung Niemand etwas zu erkennen im Stande wäre; ja wenn uns ein Sinn fehlte, würde uns auch eine Art der Wissenschaft fehlen. Das Sinnliche in der Seele verhält sich zur Ver-

*) Vgl. Nr. 234 und 235 d. Bl. f. 1829 und Nr. 90 f. 1831. D. Red.

nunft wie der Körper zur Seele; jenes ist der leidende, dieses der thätige Theil, jenes soll beherrscht werden, dieses herrschen, und es kann daher auch unmöglich das vernünftige Denken lediglich von der Sinnlichkeit abhängen. Es gibt also eine Thätigkeit unseres Verstandes, welche sich zwar an die Erfahrung anschließen muß, aber nicht durch Erfahrung hervorgebracht wird, und durch welche allein die Wissenschaft erwächst. Der thätige Verstand erleuchtet also den leidenden, und aus ihm entsteht die wirkliche Wissenschaft in der Seele als späteres Erzeugniß. Weil jener ferner ewig und unveränderlich thätig ist, nicht aber dem einzelnen Wesen ausschließlich angehört, so kann er nur als göttlicher Verstand gedacht werden, weshalb (wie auch Platon lehrt) der menschliche Geist nur durch Gott und in Gott schauend die wahre Wissenschaft gewinnt. Hiermit steht nicht im Widerspruch, daß erst aus der Vollständigkeit der Erfahrung die Vollständigkeit der Wissenschaft gewonnen werden kann; denn das Allgemeine ist in dem Einzelnen begründet.

Die einzelnen sinnlichen Wesen sind eine Zusammensetzung aus Materie und Form, auch ist die Materie thätig bei der Bildung der Erscheinungen, wenngleich sie sonst nur als das Leidende gedacht werden soll. Ueberhaupt ist Leidendes und Thuendes der Gattung nach gleich, der Art nach aber ungleich und entgegengesetzt. Eine erste Materie muß sein, sowie eine erste bewegende Kraft, ein unbewegter, unvergänglicher Beweger.

Aristoteles suchte die Idee Gottes in ihrer Einheit, in den eigentlichen Sinn eines festen und anschaulichen Ausdrucks zu bannen; er nennt dann wol Gott die Vernunft, und zwar nicht sofern sie handelt, sondern sofern sie erkennt. Die Materie ist dem Vermögen nach dasselbe, was die vernünftige Ursach der Wirklichkeit und Thätigkeit nach. Wißbar und Gegenstand der Wissenschaft ist aber nur das Wirkliche, und dies ist auch zugleich das Vernünftige. Platon wie Aristoteles haben es zu fassen gesucht, daß der Gottheit alle Macht und alles wahre Sein beigelegt werden müsse, ohne daß dadurch die Wahrheit der Welt aufgehoben werde; sie haben aber die Verbindung beider Wahrheiten nicht völlig zu entwickeln vermocht. Jedenfalls bekundet es den tiefen Blick des Aristoteles, daß er, ausgehend von der Einsicht: daß von den Erscheinungen und der fließenden Erfahrung aus die Wissenschaft des Menschen sich bilden müsse, demgemäß auch den höchsten Grund aller Dinge als Energie, als Thätigkeit und Leben auffaßte, aber als ein Leben in unveränderlicher Form, als ein Leben, welches zugleich ganz Wesen ist. Gott, der Gegenstand der Wissenschaft, erschien ihm nicht als eine todte Vollkommenheit, als ein von dem Leben in der sinnlichen Erscheinung abgetrennter Begriff, sondern als ein lebendiges und doch vollendetes Wesen. Er versöhnte zuerst in der sokratischen Schule den Begriff des Wesens mit dem Begriffe des Lebens, und erweiterte dadurch wesentlich das Gebiet der Wissenschaft. Der Begriff der Energie oder der Entelechie bezeichnet diese Versöhnung und ist dem Aristoteles ebenso eigenthümlich, wie der Begriff der Idee dem Platon.

In der Physik findet Aristoteles einen so strengen Gang der Untersuchung nicht möglich als in der allgemeinen Entwickelung der Grundsätze der Wissenschaft. Jene beschäftigt sich nur mit Dem, was auf den Körper Bezug hat, wodurch wol die Seele mit in den Bereich der physischen Untersuchungen gezogen wird, nicht aber die vom Körperlichen trennbare Vernunft. Im Allgemeinen unterscheidet Aristoteles den Begriff der Natur nicht von dem der allgemeinen Weltkraft, und die in den einzelnen lebendigen Dingen bewegende einzelne Kraft hat auch ihren Grund in der allgemeinen Natur. Den Pflanzen kommt nur Ernährung zu, allen Thieren Empfindung, den vollkommenern auch örtliche Bewegung, und dem Menschen Vernunft.

Das Sittliche im Einzelnen und in der Gesellschaft ist dem Aristoteles nur etwas, das sich an die natürlichen Anlagen des Menschen und an seine natürliche Bestimmung anschließt; wie denn überhaupt von den sittlichen Wesen nichts Anderes erstrebt werden kann als Das, was die Natur in ihnen angelegt hat. Der Naturtrieb und die leidenden Zustände der Seele sind hierbei keineswegs minder wirksam als die Vernunft. Durch drei Dinge wird der Mensch gut: durch Natur, Gewöhnung und Vernunft, woraus sich ergibt, daß das Ethische und Physische in einer sehr nahen Verwandtschaft steht. Andererseits gewährt Erkenntniß und Wissenschaft die stetigste und größte Glückseligkeit, und das praktische Leben erscheint großentheils nur als Mittel für die wissenschaftliche Ausbildung. Aristoteles sucht die Glückseligkeit des Menschen ihrem Wesen nach in der kräftigsten und aufs höchste entwickelten Thätigkeit der Seele, macht jene aber doch auch von andern Gütern abhängig, sodaß die Erreichung derselben nicht allein in der Gewalt des Menschen liegt. Das Streben nach Lust ist auch ein Streben nach dem Guten, sobald man nur die wahre Lust von der scheinbaren unterscheidet und nie vergißt, daß sie mit der Thätigkeit der Seele unzertrennlich verbunden ist. So hat, weil größere Thätigkeit und Energie dazu gehört, z. B. das Lieben mehr Werth als das Geliebtwerden. Das Handeln aus dem leidenden Zustande heraus unterscheidet sich von dem tugendhaften Handeln dadurch, daß jenes von Natur und ohne Absicht geschieht, während es zur Tugend gehört, daß man mit Wissen und Absicht das Gute wegen des Guten thut. Dieses findet sich zwischen zwei äußersten Punkten oder Ausartungen, welche Mitte durch verständige Einsicht gesucht und gefunden wird.

Wir können des mangelnden Raums wegen diese Auszüge nicht auf die Oekonomik und Politik des Aristoteles ausdehnen; wogegen noch einige allgemeine Betrachtungen Ritter's hier Platz finden mögen. Die Lehre des Aristoteles geht nicht auf eine vollkommene Wissenschaft aus; ja, er hat eine Scheu vor den Idealen, welche für unsere beschränkte Lage in der Welt nicht zu passen scheinen. Das Menschliche trat um so mehr gegen das Ganze in den Hintergrund, als er die menschliche Seele nicht für unsterblich hielt, und die Vernunft (welche ewig ist) nicht dem Menschen eigenthümlich, sondern dem Ganzen ange-

hörig sein soll. Andererseits verehrt er die Vernunft nicht, wie Platon, als das Bild Gottes, sondern als Gott selbst, und sondert (mehr wie Jener) die theoretische Ausbildung derselben von der praktischen. Ueberhaupt wurde die aristotelische Philosophie immer mehr Weisheit für die Schule, nicht für das Leben; wenigstens hat Aristoteles die Schule viel mehr beherrscht als Platon. Dies hebt jedoch die Behauptung nicht auf, daß Jener danach strebte, die Wirklichkeit des Lebens mit den Foderungen der Vernunft auszusöhnen, indem er diese Wirklichkeit als etwas über der Erscheinung Stehendes, als Gegenstand der verständigen Erkenntniß auffaßte, und wußte, daß die wahre Lust nur der Abschluß der, allein im Staate vollständig auszubildenden tugendhaften Thätigkeit ist.

Die spätern Peripatetiker leisteten Manches durch Fleiß, wandten sich aber immer mehr zum Sinnlichen und zeigten sich klein im Leben. Noch weniger kamen die Skeptiker zu positiven Ergebnissen; sie gestehen vielmehr selbst, daß ihre Philosophie das Leben zerstöre, und stellen jene diesem feindlich gegenüber. Epikur endlich verachtete geradehin die Wissenschaft oder betrachtete sie doch nur als ein Mittel, welches uns lehren soll, ein glückseliges Leben zu führen. Diese Glückseligkeit hatte zum Hauptbestandtheil die sinnliche Lust, ja Epikur's Lehre ward noch verneinender, indem er die Thätigkeit des Weisen auf Vermeiden des Unangenehmen beschränkte und den sinnlichen Eindruck als genügendes Kennzeichen des Wahren und Falschen betrachtete. Auf diesem Wege führt er Alles auf das einzelne Dasein zurück, welches der selbstsüchtigen Genußsucht entspricht, und indem es alles Allgemeine und jede höhere Kraft leugnet, versagt es sich dem Glauben wie dem Aberglauben. Dies sind die Feinde, gegen welche Epikuros kämpft. Er ist durchaus ein Aufklärer der gemeinen Art, welche die Aufgaben nicht löset, sondern leugnet. Die Seele ist ihm körperlich und vergänglich, und die Götter (deren Seligkeit bloße Ruhe ist) machen sich mit den Angelegenheiten der Menschen nichts zu schaffen.

Die Lehre der Stoiker ist edler und wissenschaftlicher als die der Epikuräer und Skeptiker. Sie gehen auf die einfache Lösung der wichtigsten Fragen aus, welche das menschliche Nachdenken beschäftigen, weshalb auch ihre Philosophie in der genauesten Verbindung mit dem praktischen Leben steht. Sie ist ihnen Uebung der Tugend, und diese im höhern Sinne die einzig nützliche Kunst. In diesen Erklärungen wird aber der Begriff der Tugend im weitesten Sinne genommen und ist der Wissenschaft nicht entgegengesetzt. Die verschiedenen Theile der Philosophie bilden ein untheilbares Ganzes, die Physik ist aber die göttlichste unter den philosophischen Wissenschaften, weil sie es mit der Erkenntniß des Göttlichen zu thun hat, während die Ethik nur das Menschliche untersucht. Doch fehlten ihnen reiche Erfahrungen, um die Physik wahrhaft weiter zu bringen, und hinsichtlich der Ethik scheinen sie es mehr auf einen großen Vorrath nützlicher oder räthlicher Vorschriften und Ermahnungen abgesehen zu haben als auf eine wissenschaftliche Erforschung und Eintheilung des sittlichen Lebens. So wurden überhaupt die Massen größer, während der philosophische Geist abnahm, und die Stoiker wollten nicht nur die Erfahrung, sondern auch die Wissenschaft, nicht nur die Erkenntniß der Erscheinung, sondern auch der vernünftigen Begriffe aus der Empfindung und der sinnlichen Vorstellung ableiten. Sie zeigten wol die Nothwendigkeit des Wissens, keineswegs aber die Möglichkeit, zu ihm zu gelangen; und so galt ihnen bald das Anschauliche für Wahrheit, bald suchten sie den Unterschied zwischen Wahrem und Falschem nur in der Rede. Die allgemeinen Begriffe, in welchen wir die Dinge aufzufassen und wissenschaftlich zu begreifen suchen, schienen ihnen wesenlose Gebilde unserer Vorstellungsweise, sie wollten nur das Einzelne als das Wesentliche erkennen; zuletzt aber sahen sie sich doch wieder gedrungen, dem Allgemeinen die höchste Bedeutung beizulegen, ja eine Bedeutung, welche die Wahrheit alles Einzelnen zu gefährden schien. Platon's Ideenlehre hatte das Wesen der Dinge von dem sinnlichen Grunde getrennt; Aristoteles hatte zu zeigen gesucht, daß dies unstatthaft sei, indem das Wesen der Dinge nur in der Verbindung der Form mit der Materie oder der wesentlichen Eigenschaften mit der materiellen Grundlage bestehe; die Stoiker fanden endlich, daß beide gar nicht von einander getrennt werden sollten. Alle Dinge, die da wirken und leiden, also auch die Seele, sind ihnen körperlich. Die Voraussetzung der Einheit und des stetigen Zusammenhangs in der Welt ist die eigentliche Grundlage der stoischen Lehre von Gott. Dieser gilt ihnen für die durch die ganze Welt herrschende lebendige Kraft und für die allgemeine Vernunft der Welt, und die Einheit der göttlichen Seele mit dem göttlichen Körper ist die Welt. Auf diesem Wege geht alles Einzelne zuletzt in dem Allgemeinen auf, und der religiöse Glaube erscheint erkünstelt, ohne frisches Leben. Ihre höchste Vorschrift der Sittenlehre lautet: folge der Natur oder lebe in Uebereinstimmung mit der Natur; wobei aber zunächst zweifelhaft bleibt, was die Natur sei. Jedenfalls dringen sie auf Thätigkeit, Zurücksetzung des Persönlichen und der äußern Zwecke, sodaß der richtige Wille entscheidet und die Tugend allein gut ist und zur Glückseligkeit hinreicht. Hiermit steht der Satz in Verbindung, daß alle guten Handlungen gleich gut, und alle bösen gleich böse sind. Nicht minder wollen sie den Unterschied der Staaten, Völker und Gesetze aufheben, und auch hier das Besondere, um des Allgemeinen willen, vertilgen. Je höher aber und allgemeiner die Stoiker ihr Ideal der Sittlichkeit stellten, je mehr sie nur die allgemeine Form als Bestimmungsgrund gelten ließen und von allen äußern Verhältnissen absahen, um so unzufriedener wurden sie mit der Wirklichkeit, und verachteten, wenn nicht die Menschheit, doch die Menschen wie sie wirklich waren. Dies ist das Zeichen einer alternden Gesinnung und des Zerfallens aller Verhältnisse.

Platon hielt es für die Aufgabe der Philosophie, nicht blos von der Mannichfaltigkeit zur Einheit auf-, sondern auch von der Einheit zur Mannichfaltigkeit herunterzusteigen; er wußte aber dieser Aufgabe nicht vollständig

zu genügen, und die Vielheit der Ideen in der Einheit Gottes ist z. B. nur eine Voraussetzung. Lieber nimmt er, um Wahrheit zu finden, die Phantasie zu Hülfe, als die Geschichte und die Beobachtung der Wirklichkeit. Aristoteles dagegen glaubt nicht, daß es je zur Ausgleichung aller vorhandenen Mängel kommen werde, und Gottes Wirksamkeit und sein Wesen in der Welt erscheint ihm gebrochen an der nothwendigen Unvollkommenheit des Werdenden. Wir müssen also das Leben nehmen wie es ist und in regster Thätigkeit, welche dem Tugendhaften Lust ist, in der vernünftigen Gemeinschaft mit andern Menschen es zu genießen suchen. Von dieser schwierigen Stellung, die Dinge zu nehmen wie sie sind, wandten sich Einige zur Hoffnung auf das Sinnliche (Epikur), Andere zur Verzweiflung (die Stoiker), bis das wissenschaftliche Forschen fast ganz ein Ende nahm, alle erzeugende Kraft verschwand, und man wie ohne eigentliche Gedanken, so zuletzt auch ohne Genuß lebte, und die Philosophie zugleich mit allen andern Wissenschaften, Künsten und Staaten des Alterthums zu Grunde ging. 75.

Douze journées de la révolution. Poèmes par *Barthélemy*. Première journée. 20 juin 1789. Le jeu de paume. Paris, 1832.

Dieses cyklische Gedicht war vor der Julirevolution längst angekündigt, erscheint aber jetzt erst, nachdem in dem Geiste des Dichters selbst wol auch die Revolution noch einen weitern Tag gefeiert hat. Wenigstens tritt der Verf. in dem Gedichte und mehr noch in den Noten als franker Republikaner auf, und fast hätte man — die Sache auch nur vom ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet — wünschen mögen, es wäre in Tagen erschienen, wo die Presse, wenngleich schon frei, sich doch selbst noch einige Fesseln anzulegen genöthigt war. Der Dichter hätte sich dann vor Uebertreibungen gehütet, die jedenfalls nicht poetisch sind. Doch zum Inhalte!

Der erste Tag beginnt mit einer Lobrede auf das Volk, das geduldig ist, weil es e w i g ist, und das für eine Unterdrückung von 18 Jahrhunderten sich einen einzigen Vergeltungstag vorbehalten hatte. Ludwigs XVI. schwache Gestalt wird uns vorgeführt, und des Volkes Zug nach Versailles geschildert:

Ouvre ta grille d'or, féodale cité!
Qu'on annonce le peuple! il est resuscité!
Le voyez vous? il vient au temple de Versailles
Avec la liberté bénir ses fiançailles.

Ein Donnerwetter grollt über dem Schlosse, und die Stimme des Volkes dringt bis zum Hof und in des Königs Ohr:

En face du balcon, piédestal du grand-roi,
Le fouet en main, il dit aussi: l'état, c'est moi!

Der Ort, welchen das Volk für sein Thun erwählt, gewinnt Majestät für alle Zeiten. Der Dichter scheut sich bei dieser Gelegenheit nicht, die Krippe mit dem Ballhause zu parallelisiren, und führt uns dann in dieses letztere. Hier zeigt er uns in Beschreibung und Portraitirung den wohlbekannten Meister. Wir wollen diese Stelle, mit einigen Nachbesserungen, aus der vor uns liegenden, mit Talent gearbeiteten Uebersetzung von C. H. E l s n e r (Stuttgart, Schweizerbart) mittheilen:

Gegrüßet sei, ehrwürd'ger Mauerring,
In dessen Holzumhegung unser Volk
Errettung sucht' in seiner Todesangst.
Dort, mit dem Flammenblick, dem klaren Wort
Erhuben sie sich, Meteoren gleich,
Die kühnen, jetzt geprief'nen Männer all,
Noch unbewußt der Zukunft ihres Namens.
Des großen Dramas Spieler, warfen sie
Zum ersten Mal hier Zauberworte hin
In die verworrnen Reihn: dem Volke fremd
Bereiteten sie in der Stille sich
Auf der Tribune Pomp, auf schicksalschwere
Wortkämpfe, auf den donnergleichen Ruf
Der Stimmen, auf des Volks Geberdenspiel,
Auf eines stürzenden Thrones Widerhall.

Von zweien entwirft uns der Dichter ein Portrait. Der Erste ist Mirabeau. Wir geben die Schilderung im Original:

Deux surtout qui semblaient sur leurs fronts réunir
Le terrible secret des choses à venir,
Mystérieux agens de cette nouvelle ère,
Double crête surgie au volcan populaire:
L'un hérissé d'orgueil, dans sa laideur si beau,
Ouragan fait de chair, qu'on nomme Mirabeau,
Puissance prophétique en un jour révélée
Avec sa voix d'airain, sa hure échévelée,
Sa parole qui tue ou consterne d'effroi,
Tout seul il prend le peuple et le couronne roi.
Géant né pour le siècle et que le siècle pousse,
Sa main va lui donner la première secousse,
Et l'effort impulsif de ce puissant levier
Fera trembler le sol jusqu'au vingt-un janvier.

Der zweite, den der Dichter nur errathen läßt, ist ohne Zweifel Robespierre:

Kalt ist sein Anstand, aber dennoch fällt
Aus seinem Auge jener Blicke einer,
Die todverkündend sind! der Eisesfrost,
Der ihm das Angesicht zusammenzieht,
Schreibt auf die Stirne schon den Lebenslauf.

Den letzten Vers hat der Uebersetzer aus der Prosa des Originals, wo er heißt:

Révèle *son histoire* à peine *à sa préface*,

glücklich umgedacht.

Der Dichter schildert nun ferner die Wirkung der Ballhaussitzung auf das „Ochsenauge", und läßt den Sturz des Hofes prophezeien.

Aus den Noten geben wir, der Merkwürdigkeit halber, etwas ohne weitere Bemerkung. Gleich in der ersten heißt es: „Die französische Revolution war, selbst in ihren blutigsten Entwickelungen, nur e i n e g u t m ü t h i g e V e r g e l t u n g (une débonnaire compensation) der Leiden, welche die Nation von der ersten Dynastie an erduldet hatte." In derselben Note werden sämmtliche französische Könige vom fabelhaften Pharamond an bis auf Karl X., nach Grégoire's Ausspruch: „L'histoire des rois est le martyrologe des nations", charakterisirt, und außer Ludwig XII. wird keiner verschont; von Heinrich IV. heißt es: „Er zersplitterte unsere Einkünfte durch seine Leidenschaft für das Spiel und seinen Aufwand für die Maitressen. Dieser Fürst, der, seiner Fehler ungeachtet, noch der beste von unsern Königen ist, dieser gute Heinrich pflegte mit der Galeere den Wilderer zu strafen, der auf das königl. Wild schoß." Der Verf. mißt alle und jede Schuld der menschlichen Natur und der verschiedenen Zeitalter dem erblichen Königthum bei. Wir erlauben uns die einfache Frage, ob, wenn an der Stelle der 65 Könige 68 vom Volke gewählte Präsidenten der französischen Republik aufzuzählen gewesen wären, die gerechte Kritik der Nachwelt nicht auch einem jeden Fehler und Schwächen, ja vielen Laster und Verbrechen nachzuweisen gehabt hätte? 23.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 170. — 18. Juni 1832.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1831.

Zweiter Artikel.*)

14. Mathilde. Historisch-romantisches Schauspiel in drei Akten. Nach einer Erzählung. Von Thielmann. Mainz, Müller. 1831. 8. 16 Gr.

15. Die Franzosen in Algier. Liederspiel in einem Akte. Von Thielmann. Mainz, Müller. 1831. 8. 6 Gr.

Wir haben dem Verf. schon einmal gerathen, etwas Besseres zu thun als Schauspiele zu schreiben, zu welcher Bemühung es ihm an allem Talent gebricht. Das erste Stück, einer an sich schon widerwärtigen und absurden Erzählung entnommen, ist, ist als Drama ganz unerträglich. Sie überbietet an Unwahrscheinlichkeit und Häßlichkeit die sinnlosesten französischen Melodramen und hat nicht einmal das Verdienst, die Nerven zu erschüttern oder uns schaudern zu machen. Das zweite Stück ist besser; es ist unbedeutender und widert uns wenigstens nicht an. Entzückend ist es am Schluß, wo „sämmtliche Truppen" ausrufen: Wer ist der Philipp? und der General antwortet: König der Franzosen! u. s. w. worauf alle und sämmtliche Grenadiere antworten: Es lebe Frankreich! Es lebe sein Bürgerkönig! — Die Sprache in beiden Stücken ist die eines — Grenadiers, und für solche scheinen sie denn auch geschrieben.

16. Der Stern von Sevilla. Trauerspiel in fünf Akten. Nach dem gleichnamigen Schauspiel des Lope de Vega bearbeitet von J. C. von Zedlitz. Stuttgart, Cotta. 1830. 8. 18 Gr.

Dies köstliche Trauerspiel ist allzu bekannt und zu besprochen, als daß wir darüber hier noch etwas nachzuholen hätten. „Der Stern von Sevilla" ist ein Stern unter Lope's unzähligen Arbeiten; tiefsinniger und poetischer zugleich hat er nichts geschrieben, und es ist schwer zu sagen, welches von diesen beiden Elementen das andere überwiegt; am Ende verschmelzen sich beide zu dem vollkommensten Einklang. Auch die Bearbeitung des Verf. ist hinreichend bekannt; es wäre eine schwere Aufgabe, eine würdigere oder bessere von diesem Stück zu liefern. In diesem Punkt sind wir nicht leicht zu befriedigen, und selten treffen wir auf eine Uebersetzung, welcher Art sie sei, die wir uns nicht zu überbieten getrauten. Vor dieser müssen wir uns in Anerkennung neigen; sie ist ein Muster für alle freie Uebertragungen. Lope's mit Blüten überfüllte Sprache hat einige Reinigung erfahren — mit Fug und Recht, denn es handelte sich um eine Bearbeitung. Aber sie hat Wohllaut und Pracht behalten. Eine Stelle mag zur Probe dienen. Der König schildert Estrella (S. 19):

> Ja wohl ein Stern! Der herrlichste von allen,
> Die in dem Aether auf und nieder wallen!
> Es war der Saal mit Damen rings erfüllt.
> Doch däuchten da um sie die andern Frauen
> Wie todte Himmelskörper, die von Bronnen
> Der ew'gen Sonne Licht und Glanz gewonnen;
> Denn Aller Reiz schien nur von ihr zu thauen!
> Was noch an Schönheit war im Saal zu schauen,
> War schön zu nennen nur, weil Ihre Schöne
> Den schimmervollen Abglanz rings verbreitet!
> So stand sie still und schweigend unter ihnen,
> Und dennoch war's, als ob es laut ertönte:
> „Ihr Fraun, mein ist der Preis, mir müßt ihr dienen!"

Außer dem unterstrichenen „däuchten" (schienen) ist hier nicht ein Wort zu tadeln. Möge sich der Uebersetzer doch zu mehren Arbeiten dieser Art veranlaßt finden; eine Fundgrube von unerschöpflichem Reichthum liegt aufgeschlossen vor ihm!

17. Altenglische Schaubühne. Uebersetzt und herausgegeben von E. von Bülow. Erster Theil. Berlin, Reimer. 1831. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Franz Horn ist, unsers Wissens, der Erste gewesen, der es ausgesprochen hat, daß eben Das, was wir an Shakspeare am meisten bewundern, Kühnheit, Phantasie und Wahrheit, ein Gemeingut seiner Zeit war, und er hat die Ursachen dieser Erscheinung mit Schärfe und Geist dargethan und begründet. Shakspeare übertraf seine Zeitgenossen an Weisheit, an Beherrschung, an Geschmack; an eigentlich dichterischem Vermögen aber überragt er die meisten nicht so sehr, als wir zuweilen zu glauben geneigt sind. Wenn dem so ist, wie wir glauben, so ist es der Mühe wol werth, die poetischen Leistungen seiner Zeitgenossen näher kennen zu lernen, und der Herausgeber oder Uebersetzer eines altenglischen Theaters kann sich ein nicht verächtliches Verdienst erwerben.

Der Verf. des vorliegenden ersten Theils einer solchen „Altenglischen Schaubühne" besitzt die meisten der zu einem solchen Unternehmen erfoderlichen Eigenschaften, Kenntniß der Ursprache, Gewandtheit des Styls, Geschmack; aber die eigenthümliche Färbung, den Ton des Veralteten, die Kühnheit des Ausdrucks, welche diese Dichter auszeichnet, hat er nicht immer wiedergegeben. Im Ganzen ist seine Sprache zu unbestimmt, zu weich, sein Vers nicht sorgfältig und kräftig genug. Dennoch wünschen wir ihm von Herzen Muth und Glück zur Fortführung seines Beginnens, damit wir endlich einmal ein so oft und stets umsonst versprochenes altenglisches Theater erhalten mögen.

Das erste der drei hier gelieferten Dramen ist der aus Dodsley's Sammlung bekannte „Grim, der Köhler von Croydon", von einem ungenannten Verf. Die Fabel ist dieselbe, welche sich in einer komischen Oper („Der lustige Schuster") noch auf der Bühne behauptet hat, nur weit ausgeführter. Das Stück ist voll Laune und Kraft, tüchtiger Charakterzeichnung, und nicht ohne Geschick in der Führung der Fabel. Interessanter noch als dies sind die beiden folgenden Dramen von Christopher (Kit) Marlow, einem Zeitgenossen Shakspeare's, der 1593 von seiner eignen Hand starb. Tieck hat ihn im ersten Theile des „Dichterlebens" treffend geschildert und seine Verdienste gewürdigt. Wild und regellos, wie sein äußeres Leben, ist seine Phantasie; an schöpferischer Kraft steht er Shakspeare kaum nach, aber wie sehr an Weisheit, Besonnenheit und Geschmack! Das erste der von ihm mitgetheilten Stücke: „Eduard II.", zeigt uns die ganze Rohheit der Bühne seiner

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 128—129 u. 131. D. Red.

Zeit, im Einklang mit der rauhen, aber kräftigen Sitte der zur Darstellung gebrachten Personen. Die Weise, wie das Königthum hier geschildert wird, ist höchst anziehend; nichts kann den Uebermuth, die Gewaltliebe der Barone und den eigentlichen Begriff des Vasallenthums besser malen als dies Drama, ein treues Gemälde des Mittelalters. — Noch anziehender als „Edward II." ist das zweite Stück: „Der Jude von Malta". Merkwürdigerweise tritt hier der eben verstorbene Machiavel als Prolog auf. Es ist höchst interessant, hier die rohen Elemente des „Kaufmann von Venedig" vollständig wiederzufinden und den ungeheuern Fortschritt zu beobachten, welchen Shakspeare in der dramatischen Behandlung der Fabel gegen seinen unmittelbaren Vorgänger gemacht hat. Die dramatischen Vorgänge stehen hier hart, roh und ohne alle innere Verbindung, nur äußerlich aneinandergereiht, da; der Vorhang zu einem Bilde fällt, der zu einem andern hebt sich — wir sehen Alles geschehen, kurz, rhapsodisch, ohne inneres Motiv. Die Leidenschaft spricht sich grell, ohne alles Maß aus, und Barabas, das Vorbild Shylock's im Christenhaß, endet damit, daß er in einem Kessel gesotten wird. Nichtsdestoweniger ist eine bewundernswürdige Wahrheit in dem Bilde, wenigstens was die eine Person des Juden betrifft; alle übrigen Gestalten sind freilich nur Drahtpuppen. In einzelnen Stellen steht der Ausdruck dem Shakspeare's nicht nach, und die Scene zwischen Barabas, Abigail und den Nonnen ist ganz Shakspearisch. Was aber hat der große Dichter aus diesen rohen Elementen in seinem Shylock gebildet!

Der Uebersetzer, welcher Stücke von Massinger, Beaumont und Fletcher, und von Ben Jonson für die folgenden Theile verspricht, soll uns willkommen sein; allein er verwende etwas mehr Aufmerksamkeit auf seinen Vers.

18. Der Gott und die Bayadère. Oper mit Ballet und Pantomime in zwei Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe, zur beibehaltenen Musik von Auber; für die deutsche Bühne bearbeitet von von Lichtenstein. Mainz, Schott. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

19. Andreas Hofer. Große Oper mit Ballet in vier Aufzügen, nach dem Inhalt einer englischen Oper gleichen Namens von Planché, zur beibehaltenen Musik von Rossini zu „Wilhelm Tell"; für die deutsche Bühne bearbeitet und eingerichtet von von Lichtenstein. Mainz, Schott. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Zwei wie gewöhnlich sorglos gearbeitete Operntexte aus dem Französischen; der erste launig, der zweite ernst. Zu dem ersten bemerken wir, daß der Brahmine doch nicht immer von Hymen's Altar singen sollte, zu dem zweiten, daß er mit Hofer's Ehrenkrönung schließt. Wie der Verf. den Vers mishandelt, mögen folgende zeigen:

> Dir, Hofer, soll dies Ehrenzeichen
> Ich im Namen unsers Kaisers reichen,
> Trag' es, als Merkmal seiner Huld.

20. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Erster Theil. Berlin, Nicolai. 1830. 8. Subscriptionspreis 20 Gr.

Bekanntlich besitzen wir bis jetzt außer der Voß'schen nur noch eine ganz vollständige Uebersetzung aller Shakspeare'schen Dramen, die Benda'sche, eine Arbeit, die neben der verdienten Anerkennung doch auch manchen Tadel gefunden hat. Es ist richtig, daß Benda oft umschreibt, anstatt zu übersetzen, und daß er nicht immer den Muth hat, Das gerade herauszusagen, was ein ängstlicher Geschmack ihm zu verschleiern anrieth. Hier wird uns nun eine andere vollständige, in der Form ganz treue und dem Sinn genau folgende Uebersetzung des großen Dichters versprochen, und wir sehen der Erfüllung dieser Versprechungen mit gerechter Erwartung entgegen. Nach Dem, was der Verf. bis jetzt an „Lear" und „Macbeth", den zwei hier übersetzten Stücken geleistet hat, dürfen wir glauben, daß er nicht weit vom Ziele treffen werde. Eine vollkommene, über jede Ausstellung erhabene Uebersetzung des Shakspeare ist, unserer Ansicht nach, ein unmögliches Ding. Die Verehrer des Dichters bringen so mannichfache und verschiedene, ja sich widersprechende Foderungen mit zur Prüfung, daß es völlig unmöglich ist, Allen zu genügen. Schlegel ist ihnen zu weich und matthetzig, Voß zu geschmacklos und lexikalisch, Benda zu unsicher und willkürlich, Eschenburg und Wieland zu prosaisch u. s. w. Zwischen allen diesen verschiedenen Richtungen noch einen eignen Weg zu wählen und standhaft zu verfolgen, ist an sich schwer, und immer noch zweifelhaft, ob er auch der rechte sei. Der Verf. hat einen eignen Weg gewählt und einen glücklichen: er beharre darauf, der Beifall eines großen Theils seiner Leser wird ihm nicht fehlen. Im Allgemeinen hält er so ziemlich die Mitte zwischen der lexikalischen Steifheit und der poesielosen Pedanterie der Voß'schen Uebersetzung, welche alles Gewicht ausschließlich auf das Wort legt, und der etwas schwankenden, aber der Anmuth stets getreuen Uebertragung Benda's; mit Einem Wort, er folgt dem Wege Schlegel's, jedoch mit noch etwas größerer Strenge im Einzelnen. Dies gibt uns Grund zu den besten Erwartungen. Er ist der Sprache vollkommen Herr, und wenngleich es nicht an Stellen fehlt, die einer Besserung noch immerhin fähig wären, Stellen, die entweder deutlicher, oder gewandter, oder genauer sein könnten, so ist er doch frei von den Misverständnissen und den sprachlichen Gebrechen der Voß'schen Uebersetzung. Der „Lear" ist vortrefflich, im „Macbeth" sind einige minder gelungene Stellen; eine Probe von dem Talent des Verf. aber gibt die beinahe neu zu nennende Auffassung der Hexengesänge, welche so rund wie die im Schiller, bei weitem aber worttreuer ist. Manches Einzelne ist zu tadeln; in welcher Uebersetzung Shakspeare's aber wären für die tadelsüchtige Kritik nicht solche Stellen anzutreffen? Die Art der Uebersetzung ist würdig und zu jedem Lobe berechtigt.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst und namentlich deren Verpflanzung nach Amerika.

Die Freunde der Literargeschichte werden sich erinnern, daß vor nun beinahe zehn Jahren die Stadt Harlem eine Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, wie solche in Niederland 1423 gemacht worden sei, veranstaltete, mit der Behauptung, daß Lorenz Johannes Sohn, der Koster oder Küster mit Beinamen, oder der Custos einer Kirche in Harlem, der erste Erfinder gewesen, wodurch der Streit über das Eigenthumsrecht der Deutschen an der Erfindung selbst durch die Parteilichkeit einiger Deutschen, noch mehr aber holländischer Zeitschriften und Schriftsteller, wenigstens mit einigem scheinbaren Erfolge für letztere aufgeregt wurde. Diesen Erfolg vernichtete aber der würdige Lichtenberger zu Strasburg *), und wenn er dabei aus gelehrtem Patriotismus vielleicht darin zu weit ging, seiner Vaterstadt das Verdienst dieser größten aller Erfindungen mit etwas zu großem Eifer aneignen zu wollen, so trug er doch alle Beweise gegen Holland und Harlem für Deutschland und Mainz und Strasburg mit solcher Gewissenhaftigkeit zusammen, daß darüber gar kein Zweifel mehr obwalten kann, und alle Gegner zum Schweigen gebracht wurden. Da es aber dennoch immer einige Gelehrte gibt, welche gern Spuren verfolgen, um Dinge zu beweisen, die nicht vorhanden sind; Spuren, die sich auf Omissionen und Auslassungen gründen, wie sich solche Meermann in seinen „Origines typographicae" und andere holländische Schriftsteller haben zu Schulden kommen lassen, blos um einem übrigens ganz unbekannten Manne die große Erfindung anzueignen, so könnte vielleicht in einem, zwar schon im Jahre 1810 in Nordamerika erschienenen Buche

*) In seiner lesenswerthen Schrift: „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, zur Ehrenrettung Strasburgs und vollständiger Widerlegung der Sagen von Harlem dargestellt von J. F. Lichtenberger, mit einem Vorberichte von J. G. Schweighäuser. Nebst Gutenberg's Brustbild und sechs Abdrücken von Originalholztafeln". (Strasburg, 1825.)

neue Nahrung für ihre Behauptungen gefunden werden, indem dessen Verf. darin Verschiedenes für die Wahrheit der Erfindung zu Harlem angeführt hat, welches sich wenigstens insofern hören läßt, als durch Lorenz, genannt Koster, vor 1430 mit hölzernen Drucktafeln oder Lettern, oder auf welche Art und Weise immer, Schriften auf Papier abgedruckt worden seien, wenn auch dadurch die eigentliche wahre Erfindung der wirklichen Buchdruckerkunst den Mainzern Gutemberg, Faust und Schöffer nicht mehr zu bestreiten bleibt.

Dieses Buch, aus welchem hier einige Auszüge und vielleicht weniger bekannte Angaben folgen sollen, führt den Titel: The history of printing in America with a biography of printers and an account of newspapers, to which is prefixed a concise view of the discovery and progress of the art in other parts of the world. In two volumes. By *Isaiah Thomas*, Printer, Worcester, Massachusetts. Worcester, from the press of Isaiah Thomas junior. Isaac Sturtevant. 1810.

Dieses in Europa wenig verbreitete Buch gibt in der History of printing in Europa zwar wenig Neues, was wir nicht ebenso gut und besser wüßten, und welches am deutlichsten und leichtesten zu übersehen ist in der schon genannten Schrift von Lichtenberger, doch entlehnen wir einen in dem Buche von J. Thomas abgedruckten Brief, der sich in den Manuscriptsammlungen der Bibliothek in St.-Johns College zu Oxford befindet und von einem gewissen John Laughton während seiner Reise durch Holland, aus Amsterdam unterm 23. Juni 1699 geschrieben, Folgendes enthält:

„Bei meinem Aufenthalte in Harlem besuchte ich den sehr gelehrten Alterthumskenner van Dalen, welcher mir mit großer Bereitwilligkeit seine zahlreichen und höchst merkwürdigen Sammlungen zeigte. Auch führte er mich zu einem jungen Frauenzimmer, der einzigen Tochter eines reichen Kaufmanns, welche, obgleich taub und stumm geboren, sprechen und lesen gelernt hatte, und im Holländischen wie im Lateinischen wohl unterrichtet war. Ihr Arzt und Lehrer war ein Deutscher, Dr. Amand. Da ich auch den Wunsch äußerte, das von Koster zuerst gedruckte Buch zu sehen, worüber in England so verschiedene, unrichtige und falsche Nachrichten bestehen, wurde ich nach dem Rathhause geführt, wo solches in einem Kasten verwahrt wird. Einer der Herren vom Rathe führte den Schlüssel dazu, und bei der Untersuchung fand ich, daß es eine kleine theologische Schrift in holländischer Sprache mit Holzschnitten war, deren Blätter aber nur auf der einen Seite bedruckt sind. Auch zeigte man mir einen bedruckten Bogen mit dem Titel: „Liber vitae Alexandri Magni", der, nach des Holländers Aussage, 1430 im Jahre der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt sei, und schien der Text im Mönchslatein geschrieben zu sein. Eine andere kleine holländische Schrift, welche ebenfalls von Koster gedruckt sein sollte, war daran geheftet und vom Jahre 1432. Diese Angaben des Druckjahres, sowie das Jahr der Erfindung befanden sich nicht auf den Druckschriften selbst bemerkt, sondern waren unter Koster's Bilde, welches in demselben Zimmer hing, wo solche aufbewahrt wurden, angegeben."

Ref. erinnert sich nirgend gefunden zu haben, daß diese Anfänge der Buchdruckerkunst als noch in Harlem befindlich oder sonst wo anzutreffen sind, doch soll dieses auf der Bodlai'schen Bibliothek in Oxford wirklich der Fall sein, wie J. Thomas, I, 104, angibt. Es würde zu weit führen, wollte Ref. die mancherlei scharfsinnigen Behauptungen und Folgerungen des gelehrten amerikanischen Buchdruckers anführen, wie z. B.: ob die holländischen und deutschen Erfinder nicht durch die Chinesen, welche 500—700 Jahre früher schon mit Holzplatten Schriftzeichen gedruckt hätten, auf die Erfindung der Buchdruckerkunst hingeleitet worden wären; und ob denselben nicht auch etwas davon bekannt gewesen sei, daß der von den Schweden unter Graf Königsmark im Jahr 1648 von Prag mitgenommene Codex argenteus, der sich auf der Bibliothek zu Upsala aufbewahrt befindet, zu den Zeiten des Bischofs Ulphilas zum Theil in Silberschrift auf violettes Pergament mit dem Pinsel geschrieben, die goldenen Anfangsbuchstaben in das Manuscript nach der angestellten Besichtigung mehrer Alterthumskenner aber mit glühenden eisernen Stempeln eingedruckt zu sein scheinen. Nach seinem Dafürhalten und nachdem er diese Abschweifung gemacht hat, glaubt er jedenfalls die Behauptung gegründet, daß Koster zwar zuerst, und wie das beigegebene Facsimile beweist, in geringer Vollkommenheit mit hölzernen Platten oder hölzernen Lettern früher als die deutschen Typographen in Mainz und Strasburg gedruckt, diese aber, und namentlich Schöffer zuerst, einzelne bewegliche Typen von Metall gegossen und so die Kunst schon, wie bekannt, sehr weit gebracht habe.

Nach seiner Anführung ist die Buchdruckerkunst schon im Jahre 1604 im spanischen Amerika und zwar zuerst in Mexico eingeführt worden, obgleich ein französischer Schriftsteller, Cheviller, Bibliothekar der Sorbonne, behauptet hat, in Lima, der Hauptstadt von Peru, sei schon früher, 1596, eine Buchdruckerei gewesen. Im Jahre 1728 erschien in Mexico die erste Zeitung, und Erstaunen erregend ist es, welche Menge von Wörterbüchern und Grammatiken in der mexicanischen Sprache (von erstern 5, von letztern 20) nach den Angaben des gelehrten Abbé Clavigero, nicht gerechnet die in den andern Sprachen und Dialekten Neuspaniens, daselbst gedruckt worden sind; auch gibt die siebente Auflage von Robertson's „History of America" eine zahlreiche Liste von den in Mexico vom Jahre 1606 an gedruckten Werken, welche, sowie die vom Jahre 1621 an in Lima gedruckten Werke, die sich meistens über die Geschichte von Amerika, zum Theil nach alten dort gefundenen Manuscripten verbreiten, zu jener Zeit von den Spaniern gedruckt worden sind. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts soll auch schon eine Druckerei auf der Insel Domingo, in der Stadt gleiches Namens, dicht bei der Kathedralkirche, gestanden haben; diese letztere war zwischen 1512 und 1540 erbaut und beendigt, und läßt sich daraus schließen, daß dort vielleicht zuerst in Amerika gedruckt worden sei, wenn dieses nicht ebenso früh auf der Insel Cuba der Fall gewesen; doch waren die Pressen zu Anfange lediglich für den Gebrauch der Regierung bestimmt, wie auch im portugiesischen Amerika. In dem erst später entdeckten Nordamerika, und namentlich in den nachmaligen Vereinigten Staaten, ist die Entstehung und Einführung der Buchdruckereien von neuerm Datum. Kaum hatten die ersten Ansiedler jener Gegenden (1629 und 1630), unter denen viele fromme und sogar gelehrte Männer, und aus einem Lande gebürtig waren, welches schon damals der Presse große Freiheiten gestattete, für ihre ersten Bedürfnisse und für ihre Wohnungen gesorgt, als schon 1638 zu Cambridge eine Druckerei errichtet wurde, wie 1689 in der heutigen Provinz Texas.

Der in der Geschichte der ersten Druckereien sehr unterrichtete Verf., J. Thomas, gibt in seinem Buche viele lesenswerthe Nachrichten, wie z. B. die Presse kurz vor dem amerikanischen Freiheitskriege dort schon ganz frei geworden, wie bereits 1775 ein Neffe Franklin's Stereotypen eingerichtet, wie man diesen Modus später zur Verfertigung der Banknoten angewandt, und welche Bücher zuerst seit 1639 aus amerikanischen Pressen hervorgegangen sind. Er verbreitet sich auch über die dortigen ersten Schriftgießereien, Papiermanufacturen, die dortige Kupferstecher- und Gravirkunst, und wie die letztern Künste schon in großer Vollkommenheit vor der Entdeckung Amerikas in Mexico und Peru ausgeübt worden sind. Die Nachrichten, welche er über das nordamerikanische Zeitungswesen gibt, sind zu umfassend und reichhaltig, um einen kurzen Auszug davon zu liefern, doch sei es erwähnt, daß 1704 die erste nordamerikanische Zeitung erschien *), und 1719 die zweite, beide in Bo-

*) Es sei hier gelegentlich mit erwähnt, daß 1665 den 7. Nov., als sich der Pest halber der Hof in Oxford aufhielt, die erste englische, nachmalige „London gazette", und in demselben Jahre das „Journal des savans" als erste französische Zeitung erschienen.

kon; 1754 erschienen überhaupt vier Blätter im ganzen englischen Amerika, welche sich seitdem ins Unendliche vermehrt haben und von denen er die ältern Verzeichnisse liefert. Der amerikanische Typograph verbreitet sich außerdem mit großer Ausführlichkeit über die europäische Geschichte der Buchdruckerkunst und gibt davon eine sehr vollständige Topographie oder ein Verzeichniß aller Städte, in welchen vor Anno 1500 Druckereien waren, mit den Namen ihrer Besitzer, die vorzüglich thätig gewesen sind. Nach Harlem, Mainz und Strasburg zeichnen sich darunter Augsburg und Rom (1466), Tours (1467) und Reutlingen (1469) aus. Zum Schluß stehe hier noch der Anfang zweier Colophone des William Caxton, bekanntlich der erste englische Buchdrucker zu Westminster; die Bücher, denen solche angedruckt, sind selten, und liefern diese beiden Bruchstücke *) zugleich Proben, in welchem Zustande damals die englische Schriftsprache war.

1. Colophon to: „Recuyel of the Hystoryes of Troy.“ printed at Cologn, in 1468, by William Caxton, and was the first book issued from his press and the first book known to be printed in English.

In the yere of the incarnacion of our Lord God, a thousand foure hondred sixty and foure, this booke was translated and drawne out of Frenshe into Englishe by William Caxton mercer, of the cyte of London, at the commaundement of the right hye, myghty and vertuose Pryncesse, hys redoubted Lady, Margarete, by the Grace of God, duchesse of Bourgoyne, Lotryk, of Braband, etc. whiche sayd translacion and werke was begonne in Brugis, in the countee of Flaunders the fyrst day of Marche, the yere of the incarnacion of our said Lord God, a thousand foure hondred and sixty and eight, and fynyshed in the holy citye of Colen **), the XIX day of September, the yere of our said Lord God, a thousand foure hondred sixty and enleuen etc. etc.

Thus endeth this booke, which I have translated after myne auctor, as nigh as God hath given me connynge, to whom be given the laude and the praysynge. etc. etc.

2. Colophon to: „The game of Chess.“ the first book printed by Caxton in England and supposed to be the first from the press in that country. 1474.

To the right noble, right excellent and virtuous prince, George, duc of Clarence, erle of Warwick and Salisburye, grete chamberlayn of Englond and leutenant of Ireland, oldest brother of King Edward, by the grace of God Kynge of Englond and France, your most humble servant, William Caxton, amonge other of your servantes, sends unto you peas, helthe, joye and victorye upon your ennemyes, right high puyssant and redoubted prynce. etc.

Ferner: Therefore I have put me in devoyr to translate a lityl book, late comen into my handes, out of Franshe into Englishe in which I fynde thauctorites, dictes and stories of auncient doctours, philosophers, poetes and of others wyse men, which been recounted and applied unto the moralitie of the publique wele, as well of the nobles as of the comyn peple, after the game and playe of the chesse, whiche booke, right puyssand and redoubtid Lord, I have made in the name, and under the shadew of your noble protection, not presumyng to correcte or enpoigne ony thynge agenst your noblesse; for, God be thanked, your excellent renome shyneth as well in strange regions, as within the royame of Englande, gloriously unto your honoure and laud, whyche God multeplye and encreee etc. etc. 42.

*) Diese Proben sind wörtlich genau.

**) Hieraus geht denn wol hervor, daß der Druck in Köln am Rhein angefangen und beendigt worden sei? 1470 war daselbst ein Buchdrucker, Namens Johann Kölhoff.

Passionsblumen und wilde Rosen, von H. G. Zehner. Mit einem Vorwort von Ch. E. Graf von Bentzel-Sternau. Hanau, König. 1831. 8. 18 Gr.

Das ist ein reicher Mann mit vielen, vielen Herzkammern, und man muß ihn ganz kennen, das Buch ganz lesen, wenn man ihm nicht Unrecht thun will. Er ist reich an Liebe, reich an Wissen, reich an Worten. Er bringt Manches in diesen beinahe 300 Streckversen — so könnte man die Abschnitte nennen — wozu man den Kopf schüttelt, aber der Verf. läßt sich nicht irre machen, und spricht frisch weiter, und da findet auch der Kopfschüttelnde bald hier, bald da wieder etwas, was ihm gefällt. So geht's Einem oft, wenn man mit einem neuen Bekannten in ein bestimmtes Thema hineingeräth, wo die Ansichten nicht stimmen, sich nicht vereinigen wollen; es wird uns unbequem zu Muthe, aber die Rede wirft sich, man findet sich, es kommen freundliche Gesichter, und die Leute drücken sich beim Abschiede herzlich die Hand. Das kommt hauptsächlich, wenn's Beide ehrlich meinen, mit Freude und Leid der Menschen. So haben uns die heillosen Theologen die an sich so unendlich rührende und schöne und erhabene Passionsgeschichte so blutrünstig gemacht, daß man Angst bekommt, wenn sich das Wort Passion hören läßt — und so ging mir's auch hier mit 179 Passionsstreckversen, die mir drohten; aber wie gesagt, ich sprach Hrn. Dr. Zehner weiter.

Im ersten Theile dreht sich's nur um lauter Blumen, um parabolische und allegorische Asiaten, um Glauben, Sehnen, Schauen, Klingen, es klingt und blüht mitunter schön, oft unverständlich und betäubend, es liegt ein heiliger Nebel, dicker als ein Isisschleier, über Allem, und die Empfindungen sind zum Theil bestaubt und ein wenig veraltet. Es ist keine Jugend, sie sind, wie der Verf. selbst einmal sagt, todesfroh. Indessen ist großer Reichthum nicht zu leugnen. Mancher hübsche Gedanke ist freilich hineingebaut in künstliche Redensart, Edelsteine tief in Baumwolle gewickelt und eingeschachtelt. Ohne ein Schema der Physik und Chemie geht's nicht leicht. Das hat Jean Paul angerichtet, aber die nach ihm kommen, machen es wie die Schüler großer Leute immer ärger. Es handelt sich dabei auch wesentlich um den Wortschwulst neben dem Schwulst der Begriffe. Jean Paul verstand es nur aber auch dahinter vortrefflich, durch Liebenswürdigkeit und Einfachheit zu entschädigen. Neben Jean Paul's immer blutendem, warmem Herzen steht ein rothwangiger, kerngesunder Junge, welcher oft lächelnd die kühle Hand ihm auf das Herz legt; die Nachahmer hemmen das Blut nicht, daher Verblutung und Ohnmacht. Mit der dunkeln technischen Sprache aus allen Wissenschaften, die unser Verf. zum Beweise seiner Wahrheiten benutzt, ist's nicht besser, als wenn die Stockgelehrten ihre Bemerkungen mit so viel fremden Wörtern hergeben, man braucht für beide ein Lexikon, hier den Scheller, dort das Conversations-Lexikon, und das ist immer schlimm. Man gebraucht in dieser Sprache die chemischen u. s. w. Begriffe wie Buchstaben, und die Leser müssen ein neues Alphabet lernen; leider lohnt die Entzifferung nicht immer, und es ist oft ein armer Bube in Purpur gewickelt. Diese Manie ist mit der Naturphilosophie aufgekommen und gilt für einen Fetzen Poesie: es ist aber nur ein Farbentopf, der noch des Künstlers harrt. Das gute Gemüth des Verf. nimmt allerlei durcheinander auf, und findet so viel Gutes, weil er es nur sucht — er ist zu beneiden, aber solch eine Liebesseele ist auch sehr zu loben. Es wäre traurig, wären die Meisten so voll Liebe, denn man machte Heloten aus uns, und wir sängen doch Hymnen, aber Einzelne sind uns Noth. Ich glaube, er macht aus der „Nordischen Biene“ und der „Petersburger Zeitung“ Streckverse. Wunderliches Zeug läuft mit unter, Hr. Theodor Hell ist ihm eine Königsbiene, und Börne, Heine, Bentzel-Sternau, Hell, J. Paul, Tieck liebt er freudig durch einander. Im zweiten Theile, den wilden Rosen, wird es Tag, und es fehlt nicht an freundlichen Sonnenblitzen. Das Buch hat liebenswürdige Stellen, der Verf. aber ist ganz liebenswürdig. 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 171. —— 19. Juni 1832.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1831.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 170.)

21. Textbuch zu des Falkners Braut. Komische Oper in drei Aufzügen. Nach einer Spindler'schen Erzählung frei bearbeitet von W. A. Wohlbrück. In Musik gesetzt von H. Marschner. Zum Gebrauch des Nachlesens im Theater. Selbstverlag des Verfassers. Leipzig, Wienbrack. 1831. 8. 4 Gr.

Ein Operntext bildet, was der Verf. auch sagen mag, bei dem heutigen Stande der Sachen kaum einen Bestandtheil der Literatur. Diejenige Kritik, welche die Gewohnheit hat, alles Erscheinende, ohne die geringste Rücksicht auf Zweck und Bedingung des Erscheinenden, nach gewissen starren und stereotypen Geschmacksregeln zu beurtheilen — Hr. Menzel ist ihr Repräsentant —, muß bei der Lecture eines deutschen Operntextes spasmodische Zufälle bekommen. Wir unsererseits sind minder streng und geben Hrn. Wohlbrück zu, daß er einen deutschen Operntext so gut zu drechseln versteht, als Hunderte vor ihm verstanden haben. Ob er jedoch nicht Beruf hätte, von der mechanischen zur geistigen Thätigkeit für diesen Zweig überzugehen, ist eine andere Frage, die wir so wenig verneinen wollen wie die, ob es nicht an der Zeit wäre, wenigstens Sinn und Verstand in den Text eines Musikstücks zu bringen! Ein Schritt hierzu wäre, wenn man den Reim fallen ließe, dessen Wirkung bei einem Gesangstück doch in der That Null ist.

22. Abälard und Heloise. Tragödie in fünf Akten. Osnabrück, Rackhorst. 1831. 8. 1 Thlr.

Wiederum eins von jenen dramatischen Erzeugnissen, die unser Stolz, unsere Hoffnung, unsere Freude sind. Bevor wir diese Arbeit näher betrachten, müssen wir drei Bemerkungen machen: erstens, daß wir den Verf. weder kennen noch überhaupt eine Ahnung haben, wer er sein möge; zweitens, daß wir überzeugt sind, sämmtliche außerdeutsche Literaturen haben seit einem Decennium kein dramatisches Product geliefert, das dieser Arbeit den Vorrang streitig machen könne, und endlich, daß uns der Gedanke mit Wehmuth und Trauer erfüllt, wie auch diese treffliche Hervorbringung eines echten Dichtergeistes binnen wenigen Jahren in Deutschland völlig vergessen und nur ihrem Titel nach noch in einigen schwerfälligen Sammlungen anzutreffen sein werde; es sei denn, der Verf. habe das seltene Talent, jedes Jahr zwei bis drei solcher Stücke auf den Büchermarkt zu schleudern.

Daß solche Dichterwerke, wie das vorliegende, in Deutschland namenlos erscheinen und vergessen werden, ist zugleich der größte Ruhm und die größte Schmach unserer schönen Literatur: Ruhm, weil es unsern Reichthum, unsere Fülle beweist; Schmach, wenn man berücksichtigt, daß Tromlitz'sche, Döring'sche, Spindler'sche Erfindungen in drei, vier Abdrücken immer wieder und wieder zum Kauf ausgeboten werden, alle Leihbibliotheken anfüllen und die Mittel oder die Zeit wegzehren, Werke von dem gediegenen Werth dieser Hervorbringung zu lesen oder zu kaufen. Traurige Manie unserer Zeit, und geeignet, mehr als Alles, den sich fühlenden und sich regenden Dichtergeist niederzuschlagen, zu tödten, mit Stamm und Stiel auszurotten!

Jedermann kennt den Stoff dieser Tragödie. Es war an und für sich ein Kunststück, aus einer so magern Fabel eine fünfaktige Tragödie zu bilden, die mit nicht ermattendem Interesse uns anspricht wie diese. Das Selbstopfer der Liebe auf dem Altar der Liebe ist der Inhalt dieses Dramas, und die Kunst, welche der Verf. auf die allmälige Gestaltung, die Entwickelung, die Blüte und die Selbstvernichtung dieser Leidenschaft verwandt hat, zeigt ihn, auch abgesehen von der Fülle schöner Gedanken und der Pracht ihres Ausdrucks, als einen dramatischen Künstler des ersten Ranges. In dieser Beziehung bleibt er hinter Niemand zurück, und schüchtern, aber mit voller Ueberzeugung stellen wir ihn neben den Dichter des „Carlos", was diesen Punkt betrifft. In der Führung der Fabel zeigt er die größte Besonnenheit, vereint mit Kühnheit und Geschmack. Der einzige Anhalt für eine tadelnde Kritik ist hier die allzu schnelle Sinnesänderung Fulbert's, im vierten Akt, um so bedenklicher, als sie die Katastrophe bildet. Hier hätten noch andere als die gebrauchten Motive zum Spiel gebracht werden müssen. Alles Uebrige im Gang der Fabel ist unverbesserlich, die Einfachheit der Mittel bewunderungswürdig, der Effect vollkommen, der Pathos beständig herrschend, die Kunst, die Mäßigung, die Kraft des Verf. unablässig sichtbar. Gleich die Exposition ist ein schöner Beweis von der besonnenen Kunst des Verf. Die Frage, ob wirklich Gregors Cölibatsdecret in Kraft trete, wird hier, unter dem Abschied einiger Schüler Abälard's von ihrem Lehrer, wie nebenher erörtert, ein Punkt, der entscheidend für das ganze Drama auftritt. Abälard ist von einer Krankheit genesen. Unter den Beweisen der Liebe, die er von allen Seiten empfängt, ist Fulbert's Angebot seines Hauses. Er bittet zugleich um Unterricht für seine Nichte Heloise, was Abälard abschlägt. Allein er sieht Heloisen, und ein Gespräch von dem höchsten Reiz entspinnt sich.

Abälard.

So jung noch, und schon so gelehrt, mein Fräulein?

Heloise.

Das klingt aus solchem Munde fast wie Spott.

Abälard.

Den Spott weiß Schönheit stets in Zaum zu halten.

Heloise.

Dann muß, wo Spott ist, nicht viel Schönheit sein.

. . . .

Ihr haltet also nicht viel auf „gelehrt sein"?
Wie ist das möglich, seid Ihr es doch selbst?

Abälard.

Gelehrt sein ist an sich ein köstlich Wort.
. . . Doch ein alter Spruch
Schon sagt, daß man nur lernt, um einzusehen,
Wie viel zu lernen immer übrig bleibt.
Das wäre traurig, gäb' es keinen Trost.

Heloise.

Und dieser Trost?

Abälard.

.... Ist, daß ein jedes Wissen
Nur so viel werth ist — als man damit wirkt.

Das Resultat dieses Gesprächs ist, daß Abälard Heloisens Lehrer wird. Nun klingt seine Sprache schon anders.

Heloise.

... In des Mannes Handeln
Regieret eine andre Grundbedingung
Als in des Mädchens leichtbewegter Seele;
Und viel hat darin wohl der Mann voraus,
Daß er die Stunden ruhig überschaut.

Abälard.

O glaubt das nicht. Die Stunden überschauend
Strebt in die Ferne ungestüm der Geist ...
So rafft die Zukunft eilig er heran,
Um wieder nur in fernre Zeit zu schaun.
Der Augenblick entflieht uns ungenossen,
Und jedes Gute, wie wir es erwarben,
Schon liegt's im Rücken, freudlos, unbegehrt.
Das Höchste aber, was der Mann ersehnt,
Wird ihm auf dieser Erde nie zu Theil.
Den Himmel zieht nicht Menschenkraft hernieder,
Ob wir es möchten ....
Und ausgedehnt so zwischen Erd und Himmel,
Sind wir gespannt auf fürchterliche Foltern.
Ihr aber findet in dem engen Kreise,
Den Euer Auge freundlich überblickt,
Was Ihr nur wünschet, Alles, was Ihr hofft,
Im Herzen Ruh und in der Seele Frieden,
Seid glücklich — denn Ihr selbst seid Euch genug...

Im zweiten Akt sagt er schon:

Und all mein Wünschen und mein ganzes Hoffen,
Ihr zieht es aus der Welt — zu Euch zurück ....
Und schweigen muß ich, schweren Leichenstein
Auf dieses glühnde Herz mir selber wälzen.

Heloise.

O nein! Ihr seid ja Dichter — gebt's der Muse ...
Und laßt die Muse wieder mir's vertraun.

Nun liest Abälard sein letztes Lied:

Die Welt lag mir im Innern
In Werde-Lust bewegt,
Wie spielend eine Blüte
Der blaue Aether trägt.
. . . .
Da schlugen mir zwei Augen
Zwei Wunden scharf und tief,
Daß über diese Welt hin
Mein rothes Herzblut lief.

Weiterhin belauscht er sie auf dem Altan; eine Scene von unvergleichlicher Zartheit. Er bittet, und Heloise antwortet:

Sei fromm die Bitte nur — dann wölbt der Himmel
So fern sich über dieser Erde nicht,
Daß nicht der Andacht Flügel ihn erreichten.

Abälard soll Domherr werden. Kampf zwischen dem Streben nach Wirksamkeit und der Liebe:

Abälard.

Das sollt Ihr nicht; nach mir müßt Ihr nicht fragen ...
Es jagen sich bewegende Minuten,
Wir knüpfen unsre Freiheit an die erste,
Da ist das Kind der zweiten — unser Schicksal! —
... O laßt mir Eure Hand,
Daß ich mit heißen Küssen sie bedecke,
Noch ist sie mein, noch, noch gehört sie mir!

Heloise.

Ihr wolltet fromm ja und andächtig sein?

Abälard.

Und bin ich's nicht? — Hier fühl' ich mich als Mensch,
Im Glücke Qual — und in den Qualen Glück,
Das ist der Himmel in der ird'schen Brust!

Von nun an bricht die Flamme ungehemmt empor. Wir haben schon so viel citirt, daß wir dem Leser überlassen müssen, die schönen Ausbrüche der Leidenschaft (S. 116, 134 u. s. w.) selbst nachzulesen, Ergüsse eines echten Dichtergeistes. Abälard flieht mit der Geliebten zu seiner Schwester Dionysia; Fulbert, zur Hochzeit geladen, erscheint eben da; Abälard ist zum Domherrn gewählt. Fulbert wird versöhnt, Heloise wird Abälard's Gattin. Aber die Ehe soll einstweilen ein Geheimniß bleiben, bis der Bischof gewonnen ist. Dies glaubt Fulbert seiner Ehre zuwider, und da Beide nicht nachgeben wollen, so spinnt er Verrath gegen Abälard. Hier ist der schwache Punkt des Dramas. Fulbert's Verfolgung ist unzulänglich motivirt. Abälard wird von Mördern überfallen. Heloise flieht in ihr Kloster; sie nimmt den Schleier, Abälard verzichtet auf sie:

Und für den Stolz, der ihn durchs Leben führte,
Will er in Demuth nun zu sterben lernen.

Man sieht nicht recht ein — warum! Der Versuch bei dem Bischof ist nicht gemacht, und wollte Abälard nur der Pfründe entsagen (so scheint es), so bliebe Heloise sein. Dieser Punkt ist bei weitem nicht genug beleuchtet, er bildet den Grundfehler des schönen Gedichts. Heloise nimmt den Schleier, und Anselmus, der Arzt und Freund Abälard's, sagt:

O Freund! So mußte solche Liebe enden?
Was ist des Lebens Werth?

Worauf Peter der Lombarde antwortet:

... Durch Glück und Unglück
Der Uebergang zu solcher Heiligkeit!

Jeder, der die wenigen hier mitgetheilten Proben mit einigem Bedacht gelesen hat, wird mit uns empfunden haben, daß er es hier mit einem wahren Dichter zu thun hat. Die Vollendung des Ausdrucks, die reine Schönheit des Verses erinnern an Raupach; aber es ist in diesem unbekannten Dichter weit mehr Poesie, Tiefe und Weltbeobachtung, eine größere Wärme, mehr Innigkeit, mehr Natur, mehr Wahrheit als in den Werken jenes Dramatikers. Wie sein Wort, ebenso natürlich fließt sein Gedanke, und so schwunghaft sein Ausdruck, so besonnen und vollendet, so einfach und geschmackvoll ist er im Gebrauch der tragischen Mittel.

Möchte unser lautes Lob und unsere aufrichtige Bewunderung — Dinge, die in unserer heutigen lieblosen Kritik so selten gehört werden — nicht blos dem Verf. Muth geben, sich zu nennen, sondern auch sich ganz in die Arme der Muse zu werfen, deren würdiger Priester er ist!

23. Hamlet. Eine Tragödie in fünf Akten von W. Shakspeare. Uebersetzt von J. B. Mannhart. Sulzbach, Seidel. 1830. Gr. 8. 16 Gr.

Seit der lächerlichen Lachmann'schen Uebersetzung des „Macbeth" ist nichts Lächerlicheres in diesem Fach erschienen als diese Verdeutschung des „Hamlet". Der wunderliche Verf. ist des wunderlichen Glaubens, daß eine treue metrische Uebersetzung eines metrischen Gedichts ein unmögliches Ding sei; er beweist dadurch nur, wie wenig er in Uebungen dieser Art selbst geübt ist. Nun gibt er uns eine Uebertragung in Verszeilen, die vollkommen treu sein sollen. Hätte der Verf. sich doch nur erst klar gemacht, was eigentlich eine Uebersetzung leisten soll. Soll sie die Eindrücke des Originals auf Gefühl und Reflexion wiedergeben, oder soll sie eine lexikalische Verdeutschung der Worte sein? Wir denken, das Erste. Und nun lese man:

Doch müßt Ihr wissen, Eurem Vater starb ein Vater,
Und dem gestorbnen Vater starb der seine, und der Ueberleber
Verpflichtet sich, aus söhnlicher Obliegenheit für einige Frist
Der Trauersorge zu willfahren. Aber zu verharrn
In eigensinniger Betrübniß, ist ein Verfahr (?)
Gottloser Starrheit, 's ist unmännlich Kummer;
's zeigt einen Willen, der höchst fehlvoll ist dem Himmel,

Ein unverhärmtes Herz oder ungeduldiges Gemüth,
Einen blöden und unschulmeisterten Verstand.

Genug, o Schulmeister! Offenbar hat der Verf. vom Rhythmus, von geschmackvollem Ausdruck, ja vom Poetischen überhaupt gar keine Ahnung. Und wir begreifen nur nicht, warum er Sylben elidirt, ja, warum er überhaupt schreibt. Schlegel's Uebersetzung genügte ihm nicht. Bien!

24. Gemma von Art. Ein Trauerspiel von Th. Bornhauser. Stuttgart, Hoffmann. 1829. Gr. 8. 22 Gr.

Auch dies Drama gehört zu den bessern, wenn ihm auch Mancherlei fehlt, um zu den guten zu gehören. Uebung, Sprachfähigkeit und ein nicht verächtliches Talent der Formgebung drückt sich darin aus. Einige Scenen und einzelne Stellen sind dichterisch aufgefaßt und poetisch ausgeprägt; allein der das Neue, noch nicht Dagewesene, schaffende Geist wird vermißt. Der Gegenstand ist derselbe wie im „Tell": die erste Erhebung der Schweizer gegen die tyrannischen Vögte; aber er ist von der localen Seite her ergriffen; die Unthaten des einen dieser Vögte, Adalhart v. Strausberg, und die Rache des Volks an ihm, der Sturm und die Einnahme der Burg Schwanau bilden die Fabel. Es ist schon ein Fehler des Dichters, seinen Gegenstand so aus eigner Wahl in einen kleinern Rahmen zu spannen als ihm gebührt. Abgesehen hiervon, fehlt es ihm an der Erschaffung des Neuen in Motiven und Ereignissen; er stutzt das Alte, schon oft Gebrauchte nur wieder auf. Gemma, von der Mutter dem Kloster geweiht und dennoch Walter's Braut, wie oft ist das dagewesen. Von dem wollüstigen Adalhart entführt; ihrer Mutter Wahnsinn; des Priesters Einsegnung; Gemma's Geist, der den Verfolger erschreckt; sein Kampf mit Walter (eine treue Copie des Macbeth's mit Macduff); der Schluß und vieles andere Einzelne sind uns alles nur allzu bekannte Ingredienzien eines Trauerspiels. Doch, während wir nach dem Neuen umsonst umherblicken, entdecken wir, daß das Alte recht gut ins Spiel gesetzt ist, und daß der Verf., wenn auch nicht zu den schaffenden, doch zu den gestaltenden Geistern zu zählen ist. Gute Charaktere, anziehende Situationen und wohllautende Verse kann ihm die strengste Kritik nicht absprechen. Der ruhige Ton gelingt ihm sehr gut. Walter's Monolog:

Wie schön, wie groß doch hier die Fernsicht ist u. s. w.

S. 32, und gleich darauf Belly's Lied:

Ein Schweizer — das bin ich, ein fröhlicher Hirt,
Für Freiheit und Alpen geboren;
Den Fels da, wo einsam die Gemse nur irrt,
Den hab' ich zur Heimath erkoren u. s. w.

sind Proben eines achtbaren Talents, das an andern Orten als in Deutschland Aufsehen machen würde. Vieles ist geradezu Copie aus Schiller, Shakspeare, Goethe, und zum Beweise mag die Stelle hier stehen, wo Adalhart mit Walter Huno zum Kampf kommt:

Walter.
Zurück ihr andern Alle! Weicht zurück!
Ich hab' es abzuthun mit diesem Manne!

Adalhart.
Hinweg! hinweg! Mit Dir verlang' ich nichts,
Du bist der Einzige von Allen da,
Den ich nicht aufgesucht im Schlachtgewühl,
Der Einzige, den ich vermeiden wollte.

Walter.
Und Du der Einzige, den ich gesucht.
Die Stunde der Vergeltung ist genaht.
Des Engels Tod will Rache, blut'ge Rache —
Vernimm's und zittre . . .
. . . Gemma's Tod sei über Dir!

Daß die alte würdige Gertrud zur Ophelia wird, ist störend. Gut aber ist des geblendeten Heinrich Melchthal Erzählung, und das Gespräch der Tyrannen Landenberg, Geßler und Adalhart. Solche Partien bekunden ein der Ermunterung würdiges Talent, wenn es dem Verf. gelingen sollte, die Fesseln der Nachahmung abzustreifen.

25. Für Freunde dramatischer Kunst. Von W. Freihold. Hanau, König. 1831. 12. 14 Gr.

Gehört nur zur Hälfte hierher. Prosaische Aufsätze über Kritik und Kunst, nicht ohne Geschmack, redliches Streben und achtbares Wissen, über Schauspieler und Sängerinnen (Seydelmann, die Canzi), fremde und eigne Beiträge, Gedichte, zwei Erzählungen, kurz, ein Pasticcio, dessen Grundgeschmack nicht leicht herauszukosten ist. Das Beste sind die Beiträge von Haug (über Carlos), das Gedicht: „Die Adler", von Wilh. v. Chézy; das an Gnauth von Waiblinger; die Uebersetzung von Victor Hugo's „Alpenreise", und die ersten Aufsätze: „Ueber Natur und Kunst". Die Erzählung von Greube ist mittelmäßig, die zweite: „Der Sohn des Mannes", ganz schwach; das Lied: „Bund der Redlichen", ist achtbar. Was aber im Ganzen diese Aufsammlung verlorener Papierstreifen bezweckt oder erreichen will, ist nicht einzusehen. *) 105.

Catarina Medici di Brono, novela historica del secolo XVII, da *Aoh. Mauri.*

Es ist bekannt, daß zum großen Leidwesen einiger italienischen Kritiker die Entwickelung der neuern Novellistik in Italien eine Wendung genommen hat, welche diesen Herren keineswegs zusagt. Sie haben unstreitig darin Recht, daß dieselbe nicht auf vaterländischem Boden geschehen, also nicht von Innen heraus entstanden, sondern durch ultramontanen englischen und deutschen Einfluß bewirkt worden ist. In großen weitläufigen, gelehrten Abhandlungen in der Art, wie sie jetzt aus der Mode gekommen sind, haben sie ihren Tadel über diese Richtung ausgesprochen. Ob dieselbe aber nicht gerade ein Ruhm für die italienische Literatur sei, ist eine Frage, die wir zu bejahen sehr geneigt sind. Sie ist zunächst wenigstens davon ein Beweis, daß man seit einigen Decennien auch in Italien angefangen hat, die Literatur anderer Völker nicht mehr mit dem Vorurtheil, der Geringschätzung und dem Pochen auf die classischen Leistungen vergangener Jahrhunderte zu betrachten. Das zeigt namentlich das periodische Werk, in welchem diese historische Novelle zuerst abgedruckt wurde, der „Indicatore lombardo". Die Tendenz desselben ist eben die: die ausgezeichnetsten Aufsätze aller Art aus fremden, namentlich deutschen, englischen und französischen Journalen zu sammeln und in gelungenen Uebersetzungen dem italienischen Publicum zu übergeben. Zwar haben dies schon einige andere Journale dieses Landes früher zufällig gethan. Keins aber hatte dies zur bestimmten Absicht, die es ausschließlich verfolgt. Und in der That kann man nicht leugnen, wenn man die bedeutende Anzahl Bände, die nun schon heraus sind, durchblättert, daß die Auswahl mit vielem Geschicke veranstaltet worden sei. Auf diese Weise bleibt denn, während z. B. unsere classische Literatur schon seit längerer Zeit durch gelungene Uebersetzungen auf italienischen Boden verpflanzt worden ist, auch unsere Journalistik und überhaupt die fremde Literatur dem Italiener nicht mehr fremd. Vorstehende Novelle nun gehört zu denen, deren Eigenthümlichkeit die ultramontane Einwirkung nicht verleugnen kann. Daß den Italienern für eine solche Darstellung keineswegs der Sinn abgeht, sieht man aus der großen Theilnahme, welche diese Novelle namentlich in Mailand, in dessen Mauern sie spielt, gefunden hat. Kaum war sie nämlich in dem gedachten Journal vollendet abgedruckt, als eine besondere Ausgabe, mannichfaltig verändert, auf Begehren veranstaltet werden mußte. Ohne Zweifel mußte sie auch für diese Stadt noch ein ganz besonderes Interesse erregen, da man hier die ganze italienische Welt des 17. Jahrhunderts hervorgezaubert sieht. Eine Menge archäologischer Bemerkungen

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im Juli. D. Red.

dienen zur interessanten Belehrung über eine Menge von Einzelnheiten, die für den Fremden weniger Werth haben mögen. Die Art der Behandlung ist meistens gelungen, einige Breiten ausgenommen, die grossentheils für den Mailänder verschwinden werden. Dies Localinteresse stört indeß keineswegs den Gesammteindruck, der für jeden Leser nur ein höchst vortheilhafter sein kann. Ein junges Mädchen, die Heldin der Novelle, Catarina Medici aus Brono, tritt darin auf, als Hexe angeschuldigt, verdammt und endlich verbrannt. Der Stoff an sich ist also schon anziehend. Das unschuldigste, zarteste und liebenswürdigste Wesen wird ein Opfer der Verkehrtheit und des Wahnsinns eines Vorurtheils, welches auszurotten sogar einer spätern Zeit noch so viel Mühe gemacht, und das während seines traurigen Fortbestehens so viele Unschuldige gemartert und gemordet, und so unsäglich viel Unheil in der menschlichen Gesellschaft verbreitet hat. Catarina ist die Tochter eines Schulmeisters ihres Geburtsortes. Sie lernt von ihm mehr, als in jener Zeit bei einem Mädchen gewöhnlich war. Eine innige Neigung zwischen ihr und einem Bauernsohn ihres Ortes vernichtet der Vater durch seinen Grundsatz, seine Tochter erst im vierundzwanzigsten Jahre zu verheirathen, mit der Bemerkung, daß Adam und Eva auch eine bedeutende Anzahl Jahre gehabt, ehe sie sich verheirathet, und unter den alten Helden: Cäsar, Pompejus, Hannibal, Hasdrubal, Hector, Dido, Achilles, und unter den Frauen der alten Welt: Sophonisba, Cornelia, Lucretia, Catilina, Aenea und Sempronia sich erst im reifern Alter eine Ehehälfte gewählt hätten. Auf diese närrische Grille baut der gelehrte Schulmeister seine Schlüsse und das Unglück seiner Tochter. Denn der Geliebte, der daran verzweifelt, des Alten Sinn zu beugen, tritt ins Militair, geht mit dem spanischen Heere nach langen Irrfahrten nach Amerika und wird lange an seiner Rückkehr gehindert. Während der Zeit stirbt der Alte, und das Mädchen sieht sich genöthigt, sich in Mailand zu vermiethen. Ein alter Junggeselle, der Capitano Bacallo, der die Liebe bis dahin im Kriegsdienste von sich abgewehrt hat, fühlt sein adeliges Herz für seine Magd erglühen. Seine Flamme wird dadurch noch angeschürt, daß Catarina ihn zum Vertrauten ihres Liebeshandels macht, indem sie ihn arglos bittet, wo möglich eine Kunde von ihrem Geliebten einzuziehen. Indeß weiß er sich diese unnatürliche Leidenschaft nicht zu erklären und nimmt seine Zuflucht zu einigen Mönchen, die denn endlich nach einer langen Berathung herausbringen, daß er unfehlbar behext sei. Sie verlangen, die Sünderin müsse der Inquisition sogleich in die Hände geliefert werden. Dagegen aber empört sich seine zarte Neigung und natürliche Gutmüthigkeit, und man vereinigt sich endlich dahin, sie in einem Kloster einem biedern Abte zur Besserung zu übergeben. Der Capitano macht eine Zerstreuungsreise und genest, natürlich in der festen Ueberzeugung, daß er einem argen Zauber entgangen sei. Catarina wird nach längerm Aufenthalt im Kloster durch den Abt an den Senator Melzi vermiethet, mit dessen plötzlichem, angeblich nicht aus blos natürlichen Ursachen zu erklärenden Erkranken die Novelle beginnt. Die herbeigerufenen Aerzte und der Sohn des Senators, ein junger pedantischer Doctor utriusque, sind wegen der Ursache des Uebels in der größten Verlegenheit, als die unerwartete Dazukunft des Capitano das erwünschte Licht über den casus verbreitet. Der Unstern des Mädchens will nämlich, daß der eintretende Bacallo sie gerade bemerkt und, sich an sein früheres Unglück erinnernd, ausruft: Da ist die Hexe. Dies Wort fängt. Sogleich sind Alle darüber im Klaren, daß der Senator ebenso behext sei, wie früher der Capitano. Man stellt Untersuchungen, Zauberbeschwörungen u. dergl. an, und diese Scenen gehören zu den komischsten und interessantesten der ganzen Erzählung. Natürlich kann sie jetzt, nachdem sie offenbar wiederholt ihre teuflischen Künste angewendet hat, dem heiligen Officium nicht entgehen. „Gute Gerechtigkeit ist in Mailand", und bald wird sie in einem feierlichen Aufzuge, zur nicht geringen Belustigung der schaulustigen Menge, ins Gefängniß abgeführt, inquirirt und für schuldig befunden. Alle Bemühungen des Abtes und ihres Geliebten, der während der Zeit nach Italien zurückgekehrt ist, sind vergeblich. Sie wird verbrannt. Vorzüglich ist die Darstellung deshalb angelegt, weil nicht allein die Theilnahme des Lesers an dem liebenswürdigen, naiven Mädchen immer gesteigert, sondern weil die Wahrscheinlichkeit, daß sie eine Hexe sei, bei den betheiligten Personen immer anwächst, und selbst die, welche zuerst Verstand und Kraft genug besaßen, sich dem verkehrten Urtheil der Geistlichen zu widersetzen, bald überzeugt werden und nun ebenso sehr gegen sie wüthen, wie sie sie früher vertheidigt hatten. Immer fester schlingt sich der Knoten, aus dem zu entrinnen zuletzt Catarinen unmöglich wird. Je empörender nun dem Leser die Behandlung der Unglücklichen und die Verblendung Derer vorkommt, welche zu ihren Richtern und Henkern werden, desto nothwendiger sind für ihn Aufheiterungen, wodurch der Verf. das furchtbare Gewebe von Kabale unterbrochen hat. Solche komische Scenen sind um so erfreulicher, da die Ironie, mit welcher er die Charaktere dieser Personen entwirft, die gehaßten Tyrannen trifft, gegen deren Verblendung er ebenso sehr einnehmen will, als er gegen ihre Bosheit durch ihre Persiflage einigen Ersatz zu geben versucht. Zu diesen Scenen gehören die, wo der Capitano beim Senator Melzi eintritt, und selbst in der größten Angst, ihre Nähe könne von Neuem auf ihn zauberisch wirken, durch sein Geschrei und seine lächerliche Aengstlichkeit das ganze Haus in Bewegung setzt; ferner die gelehrte Berathung der erwähnten Mönche über Hexerei überhaupt, und über die schwierige Frage, ob dies crimen zu den criminibus oder maleficiis somniferis oder amatoriis zu rechnen sei u. s. w., wobei der Verf. eine große Belesenheit in den hierher gehörigen Schriften offenbart, die es ihm möglich macht, manche sehr interessante einzelne Züge in diesen Streit einzuflechten. Zu diesen Scenen gehören ferner die einige Male vorkommenden Räucherungen, die, auf die feierlichste Weise angestellt, den Satan vertreiben sollten, wie die Auffindung des corpus delicti, endlich die originellen Situationen bei der Einziehung der Unglücklichen. Was nun die zusammenwirkenden Personen betrifft, so sind ihre Charaktere originell und höchst treu durchgeführt, wie denn überhaupt durch dieselben die ganze Handlung motivirt wird. Der Diener des Melzi'schen Hauses, der seine Würde des Major Domus bei jeder Gelegenheit geltend macht, der Vertraute seines Herrn und der Tyrann der übrigen zahlreichen Dienerschaft, ist gelungen gezeichnet, ebenso der pedantische, gebrechliche, geizige und ehrsüchtige Senator, nicht minder der Vater Catarinas, ein wahres Muster von italienischen Schulmeistern, von dessen Gelehrsamkeit wir schon früher dem Leser erbauliche Proben mitgetheilt haben. Ebenso treffend sind die Charaktere der Mönche, die eine vorzügliche Rolle spielen. Zwei Klosterbrüder, die in der geistlichen Halsgerichtsordnung eine vorzügliche Kenntniß besitzen, treten vorzüglich hervor, die polarisch neben einander stehen, indem man an dem einen trefflich Anatomie studiren kann, am andern die beste Gelegenheit hat, sich von der Kugelförmigkeit der Erde einen Begriff zu machen. Die Glocke, die sie zum Mahle ladet, unterbricht am liebsten ihre contemplative Speculation. Neben ihnen steht als der heftigste Hexenjäger der zelotische Weltgeistliche von S.-Giovanni in Mailand, der mit unermüdlicher Geschäftigkeit das unschuldige Opfer verfolgt, bis er sie endlich zur Ehre Gottes und der heiligen römisch-katholischen Kirche den Inquisitoren überliefert hat. Er hat sie mehre Male beschworen, und ein Kater, der bei der Verbrennung des Kopfkissens, in welchem angeblich das Zaubermittel verborgen war, hereingeschlüpft, das Rauchfaß umgestürzt und mit verbranntem Schwanz aus dem Fenster gesprungen ist, beut ihm die höchst erwünschte Gelegenheit dar, der Dienerschaft ad oculos zu demonstriren, wie der Satan nun leibhaftig vor seinen Beschwörungsformeln entflohen sei. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 172. —— 20. Juni 1832.

Reise von Mainz nach Aegypten, Jerusalem und Konstantinopel, in den Jahren 1826—27, von A. M. Jahn. Fünf Hefte. Mainz, Stenz. 1828—30. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Als wir, nach einer etwas wunderlichen Einleitung, allmälig auf einen etwas schleppenden Text geriethen, mit verschiedenen unorthographischen Kunstwörtern durchspickt, als da sind Poissarten, Gasgonaten, Niesche von weisem Marmor, Klopfstock, katechorisch, Antipoten u. s. w., waren wir keiner großen Ausbeute aus diesem Werklein gewärtig; als wir jedoch fanden, daß troß dem desultorischen Vortrage das Ganze sich doch lesen ließ, als wir im Verfasser einen offenen, aufmerksamen Kopf erkannten, dem es, wie man zu sagen pflegt, nicht an Mutterwitz gebricht, da fingen wir an, jene Erziehungsfehler zu übersehen, und fanden zuletzt, daß wir eine gar nicht uninteressante, ja hier und da lehrreiche Reisebeschreibung vor uns hatten.

Nur können wir leider dennoch nicht diese Hefte im gelben Umschlag allen Lesern, zumal Leserinnen, zur unbedingten Lecture empfehlen! Unglücklichsterweise nämlich besudelt der Verf. sie mehrmals mit so pöbelhaft-obscönen Betrachtungen, daß sie jedem sittlichen Menschen Erröthen und Indignation abzwingen. Auch ermüdet sein Vortrag durch unnütze Abschweifungen, fade Urtheile über den Stand der Gelehrten und platte Rechtfertigungen der Türken gegen die Europäer, mittels des stets wiederkehrenden Gemeinplatzes, daß auch bei uns mancher Vornehme nicht besser sei.

Wir halten daher dafür, das Beste werde sein, die Quintessenz dieser Reise, so weit es der Raum d. Bl. erlaubt, ausgezogen und gereinigt unsern Lesern hier mitzutheilen, und eine vollständige Lecture denjenigen Männern anheim zu geben, welche sich für jene Gegenden besonders interessiren, und die zumal des Verf. oft scharfe, aber bestimmt motivirte Kritiken anderer Reisenden zu prüfen wünschen werden. Denn obgleich wir viele derselben gelesen, so getrauen wir uns doch nicht immer zu entscheiden, ob Hr. Jahn wirklich Recht habe, wenn er verschiedene angesehene Männer, vor allen Hrn. v. Chateaubriand, der allergröbsten Unwahrheiten und Lügen zeiht, sodaß an dessen Werk („Tagebuch von Paris nach Jerusalem") so zu sagen kein wahres Wort, und Zahlen wie andere Angaben zum Theil völlig falsch und erdichtet seien. Die durchgängige Aufrichtigkeit Hrn. Jahn's spricht freilich sehr zu seinen Gunsten; daß aber mehr als ein berühmter Schriftsteller so derb hätte lügen sollen, scheint uns doch arg; mögen daher geübtere Orientalisten entscheiden.

Im Fall der Wahrheit aber würden diese Berichtigungen der vorliegenden Reisebeschreibung auch wissenschaftlichen Werth sichern: Schade daher, daß ihr Verf. zum Stande der Nichtgelehrten, das will hier so viel sagen als: der Nichtganzgebildeten, gehört. Er gibt an, daß er in Commissions- und kaufmännischen Geschäften gereist sei und Aufträge dazu übernommen habe, welches Alles recht schön und gut ist. Hätte er aber zuvor durch einen Sachverständigen die fehlerhaften Auswüchse aus seinen Berichten und zumal Raisonnements wegschneiden und dem Styl hie und da nachhelfen lassen, wie solches in der Einleitung und in den letzten Heften wirklich geschehen zu sein scheint, so wäre es besser gewesen.

Um daher sogleich unsern Verf. einzuführen, damit man seine Art und Wesen kennen lerne, wollen wir eine Stelle aus dem Vorworte wählen, worin er sich in aller oberwähnten Hinsicht charakteristisch ausspricht. Nachdem er nämlich behauptet, viele Reisende hohen Ranges, die über Konstantinopel geschrieben, hätten sich alldort versteckt und nichts gesehen, fährt er fort:

Daß es jedoch Ausnahmen, und sehr brave Orientalisten gibt, auf welche ich mich auch beziehen werde, ist bewährt. Daß es aber auch Gelehrte gibt, die groß in der Theorie, aber ganz armselig in der Praxis sind, ist auch bewährt; und daß unter zwölf geistreichen und gelehrten Männern kaum Einer ist, der Vernunft besitzt, ist wieder bewährt. Aus diesen Gründen wird auch der Leser meine Bemerkungen gegen mehre gelehrte Männer, besonders gegen v. Chateaubriand im dritten Hefte, nicht Verwegenheit nennen. Derselbe sagt zwar in seinem erwähnten Tagebuche: Der gelehrteste Mann kann sich irren; aber Derjenige, welcher ohne alle Delicatesse und ganz schonungslos die Welt darauf aufmerksam macht, beweist mehr seine Eitelkeit als den Reichthum seiner Kenntnisse. Hierin hat dieser höchst gepriesene Redner ganz Recht, und zwar um so viel mehr, weil es in seinen Kram paßt. Allein er sagt z. B.: Jerusalem habe 30,000 Einwohner, da es doch nur 9300, und in diesem Jahrhundert auch nicht mehr gehabt hat. Er sagt, die Stadtmauern seien 130 Fuß hoch, da sie doch nur 33 Fuß Höhe haben. So macht er auch das heilige Grab zur türkischen Zwickmühle, da es doch nichts weniger als dieses ist u. s. w.

Wir übergehen die Abenteuer durch Deutschland, die die gewöhnlichen der Eilwägen und Wirthshäuser sind und

auch hier ihren Charakter nicht verleugnen. Eine fatale Scene, die sich über das Tabackrauchen im Postwagen erhebt, gibt dem Verf. zu der richtigen Aeußerung Anlaß, daß, wer seine Leidenschaft nicht auf den Stationen abkühlen kann und durchaus dampfen muß, lieber Extrapost fahren, oder reiten, oder per petes (sic) apostolorum gehen, oder zu Hause bleiben soll, ehe er Andere belästigt. In Triest, worüber der Verf. manches Interessante sagt, schifft er sich auf einem engl. Schiffe für 25 Collonati ein. Man nimmt sich auf solchen Reisen Proviant mit, z. B. Reis, Melonen, 15 Hühner in Käfigen u. s. w., die man dem Koch übergibt, der dann täglich mannichfaltig zubereitete Gerichte, wie man sie wünscht, liefert. Die einzige Reisegefährtin des Verf. war ein junges Frauenzimmer aus dem Piemontesischen, in Männerkleidung, die ihren Vater, einen Kaufmann, in Aegypten aufsuchen wollte, wohin er, als in die italienischen Unruhen verwickelt, geflüchtet und nun krank war. Leider fand sie ihn bei ihrer Ankunft todt. Die Reise ging bis auf einen heftigen Sturm bei Zante glücklich von statten, und nach 14 Tagen waren sie am Ziel. Aber sie sollten es nicht ohne Mühen erreichen. Eben als sie auf der Rhede von Alexandrien anlangten, donnerte der Retraiteschuß vom Castell und die Einfahrt war nicht gestattet. Der Wind war ungünstig, und da die Schiffe dort, aus Furcht vor den griechischen Seeräubern, keine Laternen führten, manche Gefahr beim Laviren im Finstern. Ein östreichisches Schiff segelte so nahe am ihrigen vorbei, daß, um einige Schritte näher, beide verloren waren. „Die Nacht war grauenvoll", sagt der Verf., „indem der Obersteuermann immer Klippen riechen, der Untersteuermann aber davon durchaus nichts wissen wollte, sondern immer, mit der Pfeife im Munde, nur das andere Schiff observirte." Am folgenden Morgen schifften sie sich endlich aus; der Einzug in Alexanders Stadt war dem Verf. abscheulich. Bettelhaftes, schmuziges Volk, ein Getreibe von Eseln und Kameelen, stinkende ungepflasterte Gassen und niedrige, ordnungslos zusammengeflickte Baraken geben das bekannte, auch von andern Reisenden schon beschriebene Bild.

In Alexandrien fand sich aber Hr. Jahn bald durch seine Empfehlungsbriefe an Consuln wohl gebettet, die auch besonders vonnöthen sein sollen, indem die meisten dort anwesenden Franken Flüchtlinge und Auswurf der Menschheit sind, die auf unwissende Fremde speculiren. Die besten Kaffeehäuser dort sind kaum unsern Bierkneipen vergleichbar, und in den Straßen herrscht Staub, Schmuz und unerträglicher Geruch, sodaß der Verf. Uebelkeit und Kopfschmerz jedesmal nur dann erst los wurde, wenn er sich vor die Stadt begab. Auch andere ekelhafte Anblicke sollen nicht fehlen. Die Einwohnerzahl setzt Hr. Jahn nach Versicherung aller dortigen Consuln nur auf 10—11,000. Auch der erste Verkehr mit den Eingeborenen war keineswegs lustiger Art. Von Schnakenstichen gemartert, gedachte der Verf. am frühen Morgen allein auszugehen, als ihm in einer Sackgasse ein Goliath mit gezogener Pistole in den Weg trat, „Aal-bumm" rufend. Hr. Jahn erwiderte: „Galimera" (Guten Morgen), und zog gleichfalls die Pistole; allein jener wich nicht, und so standen sie eine Weile einander gegenüber. Als er endlich fortgehen wollte, brüllte der Türke abermals: Aal-bumm, und verdrießlich erwiderte ihm unser Reisender das nämliche Wort, worauf Jener ihn ziehen ließ. Man sagte dem Verf. nachmals, es sei wahrscheinlich ein Nachtwächter gewesen, der Wohin? gefragt habe, rieth aber, nicht wieder so früh und ohne Begleitung auszugehen. Eine Reise auf dem Nil, in Gesellschaft einiger Freunde, will Hrn. Jahn gleichfalls nicht behagen. Er findet sie durch das ewige Einerlei langweilig und behauptet, die Reisenden, die von der Herrlichkeit dieses Flusses sprechen, verriethen wenig Geschmack. Dazu die schmuzigen Araber, vor deren diebischer Habsucht man Alles wahren muß und es vor Ekel nicht wieder benutzen mag, wenn sie sich dessen, wie z. B. der Betten, bemächtigt haben. Auch die Hitze am Tage ist drückend, nur die Nächte sind kühl.

Da der Verf., wie oben bemerkt, die Episoden liebt, so gibt er hier auch eine über die Ansichten der Türken gegen die Aufklärungssucht. Sie ist im Ganzen nicht übel, und das Resultat, daß der Türke behauptet, die Franken wären zwar im Allgemeinen listiger und pfiffiger, aber doch nicht vernünftiger wie sie, indem das wahre Glück, daher auch die wahre Vernunft, nur in der Zufriedenheit liege, und da nicht die Franken, sondern sie zufriedener wären, so wären sie nicht allein glücklicher, sondern auch vernünftiger. In diesem Sinne ist er auch mit den Türken unendlich zufrieden und lobt sie auf jeder Seite: ein Glück, was wir ihm beneiden. Denn ohne Zweifel trug diese Stimmung bei, ihm seine Reise weniger unangenehm zu machen. Demungeachtet will es ihm aber nicht gelingen, uns das schöne Türkenleben von interessanter Seite zu zeigen, wie sogleich zu beweisen. In Kairo nämlich angelangt, wo er von einem angesehenen griechischen Banquier, Hrn. Gibara, wohl empfangen wird, bittet er diesen, ihn wo möglich bei einem Türken einzuführen. Dies geschieht, und der ganze Besuch geht schweigend, auf dem Divan sitzend und Taback rauchend, vor sich. Nach einer Stunde deutet der Muselmann mit der Pfeife phlegmatisch auf die zwei hintern Flügel des Fracks des Hrn. Jahn, seinen Begleiter fragend, was wol diese zwei Lappen bedeuten sollen? Hr. Jahn bedauert gegen diesen, dies eigentlich selbst nicht zu wissen, welches dem Muselmann trocken referirt wird, und so hat die Unterhaltung ein Ende. Nach abermals einer halben Stunde dreht der Türke die Augen gegen das Fenster nach Norden und sagt: Stambul? worauf Hr. Jahn nickt und das Wort wiederholt. Hierauf wieder Stillstand, bis denn endlich er und sein Begleiter halb rückwärts hinausgehen, um dem Wirthe nicht den Rücken zuzuwenden. Dieser, ohne sich weiter zu rühren, legt blos die Hand auf die Brust und sagt: „Ahbetin heyrola" (Möge euer Ende selig sein), und damit war der Besuch abgethan.

Kairo ist noch häßlicher wie Alexandrien, indem die engen Straßen nur Gänge und dazu ungepflastert sind, und zu Zeiten angefeuchtet werden. Die Häuser sind meist von Lehm, mit wenigem Holzwerk, und als es vor acht Jah-

nn einmal regnete, fielen 1300 derselben zusammen. Das Vieh wird auf offener Straße geschlachtet, und was nicht gebraucht wird, bleibt für Hunde und Geier liegen. Wäsche wechseln die Bewohner oft Monate lang nicht, und an Aerzten fehlt es sehr. Das Nilwasser aber ist sehr gesund, und je mehr man davon trinkt, desto mehr will man trinken. Wenn die Türkinnen öffentlich erscheinen, so sehen sie gerade so aus wie die Dominos auf unsern Maskeraden, nur ist ihr Gewand faltenreicher und länger, jedoch kann man, wenn sie zu Pferde sitzen, zuweilen bemerken, daß sie sehr reiche Unterkleider tragen. Alle Reisende, die angeblich mit ihnen wollen in Umgang gekommen sein, sowie auch die Franken von Kairo, stimmen darin überein, daß die Vornehmern unter ihnen an Bildung den Europäerinnen nicht nachstehen, dafür aber noch, namentlich in der Kleidung, eine Menge eigenthümlicher Reize entfalten. Auch sollen sie sehr reinlich und von blendend weißer Haut sein. Auf einem Ritt in das Lager des Paschas kam Hr. Jahn an dem alten Baume vorbei, unter welchem die Jungfrau Maria bei ihrer Flucht nach Aegypten Schutz gesucht haben soll. Es ist wahrscheinlich ein Feigenbaum (sycomorus), denn beim Einschneiden quoll Milch hervor. Der Stamm hat 26 Fuß im Umfange. Er trägt noch einige grüne Aeste.

Auf dem Wege zu den Pyramiden sieht der Verf. zweierlei Merkwürdigkeiten. Zuerst wird ihm gestattet, in den Saal, wo der berühmte Pascha gerade zu Gericht sitzt, hineinzugehen, auch diesem auf seine Anfrage sagen zu lassen, daß es blos sein Wunsch gewesen sei, einen so ausgezeichneten Mann von Angesicht zu sehen. Ferner aber gelang es ihm in Casalain, eine Stunde von Kairo, ein lebendiges, zahmes Nilpferd zu erblicken. Es war in einem Bassin und erhob sich auf den Ruf seines Wärters, furchtbar aussehend, aus dem Wasser herauf bis ans Land, wo ihm Jener etwas zu fressen gab und ihm die Hand in den geöffneten Rachen steckte. Es war sehr jung gefangen und von den Arabern dem Pascha verehrt worden. Nachdem es sich noch einige Mal umgesehen, ob man ihm nichts weiter zu fressen biete, ging es ins Wasser zurück und tauchte unter, sodaß es nicht mehr zu sehen war. Zu den Pyramiden führt kein eigner Weg, sondern man reitet quer übers Land auf sie zu. Da ihre Beschreibung schon oft genug dagewesen, so übergehen wir sie und bemerken blos, daß sie der Verf. für Rettungsplätze bei Ueberschwemmungen hält. Der Verf. brachte die Nacht auf der flachen Spitze der größten zu und sah Mond und Sonne daselbst aufgehen mit wunderbar aufgeregten Gefühlen. Das Geschrei zahlloser fremder Thiere umher unterbrach die Stille; schlafen konnte überhaupt Keiner.

Das dritte Heft eröffnet Hr. Jahn mit einem weitläufigen Excurs über die mohammedanische Religion, welchen wir auch übergehen und ihn vielmehr sogleich auf seiner Reise nach Jerusalem, in Gesellschaft verschiedener Art, begleiten. Sie ist voller Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren, und erregt wirklich Theilnahme. Ein spanischer Capitain, ein Revolutionsflüchtling, verliert unterwegs seinen einzigen vierzehnjährigen Sohn, der den Strapazen erliegt. Die übrige Reisegesellschaft geräth in größte Noth, den verzweiflungsvollen Vater zu beruhigen. Kaum hierüber in Ordnung, werden sie von Beduinen angegriffen, und nur durch eine glückliche Täuschung entgeht der Verf. der Gefangenschaft. In Bilbeiß zeigt ihnen ein alter Jude die Brutöfen für Hühner, wie unterirdische Backöfen gestaltet, und versichert, daß der Herr derselben, ein alter Araber, die Kunst besitze, auf einmal 8000 Eier in 20 Tagen ausbrüten zu lassen, nur müsse er sie selbst auswählen. Hr. Jahn sah nur etwa 3000 auf Strohmatten liegen. Die Gesellschaft ging zu Schiffe; es hatte 33 Passagiere. Bald gesellte sich ein Meddhe (Märchenerzähler von Profession) in ihre Mitte, dem Alles unbeweglich aufmerksam zuhörte. Er trug die Geschichte Mohammed's mit feierlicher Würde vor, und seine Erzählung, „welche über eine Stunde währte, „wurde blos durch einige Insekten, die ihn im Busen zu plagen schienen, unterbrochen, denn er griff mehrmal hinein, holte die Plagegeister heraus, ging langsam, als wenn es zur Sache gehörte, die Treppen herunter, übergab sie den Fluten, stieg dann wieder hinauf, setzte sich auf seine Tribune und erzählte fort." Nach einer gefahrvollen Ueberfahrt landet Hr. Jahn in Gaza, und begibt sich von da nach Jaffa. Hiermit betritt er den classischen Boden, auf dem man ihm nun beständig Denkmäler und merkwürdige Stellen zeigt. Unterwegs begegnen sie auch noch einem Sklavenhändler aus Aleppo, und besehen die elf Sklavinnen und die Art dieses Handels.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 10. Mai 1832.

So fest ein Entschluß auch gefaßt sein mag, so gibt es doch Augenblicke, wo er der Gewalt der Ereignisse nicht widerstehen kann. Die Cholera ist eins dieser unvermeidlichen Ereignisse, die Niemanden unberührt vorbeigehen: wenn auch diese Plage den Körper verschont, so bemächtigt sie sich doch des Geistes, und Niemand kann mit Aufrichtigkeit sich rühmen, sich ihrem Einflusse entziehen zu können. Ehe ich Sie also über das tägliche Thun und Lassen der Pariser unterhalte, erlauben Sie mir nur einige Zeilen über die Cholera zu sagen, denn die Luft, die man athmet, zwingt sogar Jeden, ihr seinen Tribut zu zahlen.

Diese fürchterliche Seuche, die von den Ufern des Ganges aus über Moskau, Berlin und Wien weg bis zu uns ihre verpesteten Schwingen ausstreckt, wüthete hier mit besonderer Stärke. Sie schien uns noch weit entfernt, als sie, nach ihrem Sprunge von Hamburg nach Sunderland, und grausamem Besuche in Edinburg und London, ganz unversehens und ohne Station im Centrum von Paris erschien. Ihr Anfang war furchtbar, und seit ihrem Wüthen in Galizien hat sie sich nirgends in diesem Grade gezeigt, jedoch scheint sie sich nach dem Charakter des Volkes, welches sie decimirt, zu richten und hat nach einem unwiderstehlichen ersten Sturmschritte schnell einen gemäßigtern, eher zu leitenden Gang angenommen: bis heute, wo sie uns beinahe verlassen, hat sie 13,039 Opfer weggerafft.*) Ein Fremder, der,

*) Die öffentliche Ungläubigkeit, die eine stete Feindin der Wahrheit und nur zu Dem geneigt ist, was dem Hange zum Außerordentlichen schmeichelt, behauptet, daß diese Zahl, obgleich sie für 44 Tage gewiß groß genug ist, nur die Hälfte der Todten sei. Die oben angegebene ist jedoch die wirkliche, welche durch einen an sich unbedeutenden Umstand authentisch bewährt worden ist. Eine ganz

ohne von diesem Unheil unterrichtet zu sein, hier angekommen wäre, würde jedoch gar nichts Außerordentliches bemerkt haben, was ihm nur einigermaßen die Gegenwart eines so fürchterlichen Trübsals hätte andeuten können. Die mit Menschen, Wagen und Pferden angefüllten Straßen ertönten wie sonst von Gesang und Geschrei, die Gesichter waren offen und lachend, und die ämsige Beweglichkeit der Gewinnsucht und des Vergnügens schien das einzige Streben Aller zu sein. Wenn man aber diesen äußern Anschein durchdrang, so konnte man bald gewahren, daß Unruhe, Furcht und Trauer die Gemüther erfüllten: die Theater waren wenig besucht, die öffentlichen Spaziergänge öde, Bälle und Abendgesellschaften hatten aufgehört; man besuchte sich mit Besorgniß, man begegnete sich mit einer mit Traurigkeit gemischten Freude und trennte sich mit einem Seufzer, denn wie Mancher verließ seinen Freund und sah ihn nie wieder. Das erste Schrecken bei der Erscheinung der Cholera wurde durch eine dazu kommende fürchterliche Aengstlichkeit noch verdoppelt. Der Parteigeist erdichtete die Vergifter und hatte dies Gerücht so geschickt zu verbreiten gewußt, daß es sogar einige Augenblicke unter den aufgeklärtesten Classen der Pariser Glauben fand. Wir brachten damals 24 der ängstlichsten Stunden zu, denn mit jeder Minute wuchs die Zahl der Todten, und bei jeder Anmahnung des Hungers zitterte man vor den Schmerzen des Gifts.

Künste und Literatur, Industrie und Handel, Fröhlichkeit und Kritik sind bis jetzt noch gelähmt, und dennoch will ich suchen in der Wüste Aehren zu lesen; die Begrabung der St.-Simonischen Lehre mag mir als Uebergang dienen.

Unter die sonderbarsten Fragen gehört gewiß die: Wer und was ist der Gott St.-Simon? und demungeachtet muß ich mit ihrer Beantwortung anfangen, ehe ich den Bericht der Unfälle seiner Apostel gebe, um so mehr, da ich mehr als eine Verneinung darauf voraussehe, und will die Pforte des St.-Simonischen Olymps weit öffnen, damit ein Jeder nach Wohlgefallen darin herumwandern kann.

Es lebte vor einigen Jahren ein guter alter Mann, St.-Simon genannt, Abkömmling des bekannten Hofmannes gleiches Namens, der uns in seinen bändereichen und interessanten Memoiren die Kleinlichkeiten des großen Königs Ludwig XIV. so treu gemalt hat. Dieser gute alte Mann — ich spreche weder von dem großen Könige noch von dem Hofmanne — nachdem er Alles, was er besaß, und selbst das Vermögen Anderer in einer wenig einträglichen Unternehmung von Diligencen versplittert hatte, ließ sich einfallen, Autor zu werden. Es fehlte ihm nicht an Talent, sein Styl war ziemlich klar, oft energisch, jedoch manchmal trivial; seine Ideen hatten eine gewisse Originalität, und seine Ansichten der Menschheit und der Religionsbegriffe gingen von einem Punkte aus, der in einiger Hinsicht neu war. Das Bekanntwerden seiner Ideen zog ihm von Seiten der mistrauischen Politik Ludwigs XVIII. einige leichte persönliche Verfolgungen zu, die aber doch die Folge hatten, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zogen und ihm unter den jungen Schwärmern einige unbekannte Schüler und Anhänger machten. Eines Tages war der gute alte Mann der Gläubiger überdrüssig, und die Philosophie gab ihm als Mittel gegen ihre Zudringlichkeit eine Pistole in die Hand; diese Hand schien aber ein wenig gezittert zu haben, denn sie traf das Ziel nicht recht, und St.-Simon verschied nur erst nach langen Leiden, wonach er beinahe ganz incognito begraben wurde, zum wenigsten hatte am Tage seiner Grablegung weder Erdbeben noch Mondsfinsterniß statt. Die literarische sowol wie die politische Welt vergaß ihn bald, einige Jünger aber, die, von der Natur mit Hang zu Träumereien begabt, seine Plaudereien aufgefangen hatten, brachten es durch vieles Commentiren, Hin- und Herdrehen und Discutiren der Ideen des alten guten Mannes so weit, daß sie dieselben zu politisch-religiösen Principien umformten und darauf das Gerüste einer Lehre errichteten, die nicht wenig Denjenigen, den man als ihren Stifter angibt, verwundern wird, wenn seine Vergöttlichung durch eine Auferstehung bewährt werden sollte. Als die Revolution im Juli 1830 hier die Glaubens- und Preßfreiheit zur Folge hatte, erschienen ganz unerwartet diese so ungeschaffenen St.-Simonischen Träumereien. Die Einen glaubten eine glänzende Sonne zu erblicken, Andere, vernünftiger, sahen aber nur eine Rakete, und die Zeit hat die Ansicht der Letztern bewährt. Ein Tempel wurde geöffnet, Predigten und Prophezeiungen wurden regelmäßig darin ausgesprochen; man verkündete einen neuen Gott und versprach mit ihm eine gänzliche Umschmelzung des gesellschaftlichen Zustandes, welcher durch allgemeine Abhelfung des Mangels, unter welchem Namen er sich auch zeigen mag, Allen das tägliche Brot verschaffen würde. Dies war ein gar anziehender Aufruf für alle Proletarier, die nichts zu verlieren haben, und denen man zurief: „Helft uns, und ihr habt Brot für Euer ganzes Leben!!"

Wenn ich sage, daß man einen neuen Gott ausrief, so spreche ich keineswegs figürlich, sondern ganz positiv. Die Jünger des guten alten Mannes, die sich für Apostel seiner Lehre erklärten, nannten nie seinen Namen, ohne sich, sowie die frommen Christen bei dem des Christs, zu verneigen, und in ihren gedruckten Schriften ist der Name des Heilands mit gewöhnlicher Schrift, der ihres Gottes St.-Simon mit zollhohen Lettern gesetzt. Kaum war nun der neue Gott proclamirt, so war man auch bedacht ihm Diener zu geben, denn das Materielle verzichtet nie auf seinen Einfluß und zwingt das Intellectuelle, sich mit dem Irdischen zu beschäftigen. Man setzte also drei Hohepriester ein, von denen einer den Vorrang und große Vorrechte über seine Collegen hatte. Dies war der Prêtre social oder Papst und stellte das Gefühl und die Liebe vor; er ernannte die zwei andern, den der Wissenschaft, oder die Intelligenz und das Denken, und den der Industrie, oder die Materie und die Stärke. Durch diese dreifache Einsetzung war denn, nach St.-Simonischer Sprache, die menschliche oder göttliche Dreieinigkeit verfassungsmäßig organisirt. Das Weib wurde dem Manne in Allem gleichgestellt, und man beschloß, daß dieses liebenswürdige Geschlecht eine der männlichen ähnliche Dreifaltigkeit haben solle und daß die Vereinigung der Repräsentanten dieser beiden Trinitäten, durch ihre enge Verschmelzung, das Ganze des St.-Simonthums vollkommen mache.

Was war aber die eigentliche Absicht der neuen Sectirer? Allen ihr Eigenthum zu nehmen und dasselbe der Sorgfalt des Prêtre social oder Papstes zu übergeben, der es dann unter Alle in einem den Fähigkeiten eines Jeden angemessenen Verhältnisse auf Lebenslang wiedervertheilen solle. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Papst nicht Alles selbst thun konnte und daß er zu seiner Arbeit eine große Anzahl Diener zu Hülfe nehmen mußte; diese bildeten das Collegium der Unterpriester. Unter der neuen Gemeinde gab es nun Niemand mehr, der von seinen Renten lebte, alle Familienbande waren aufgelöst, der Vater hatte keine Kinder mehr, die Kinder keinen Vater; Könige, Reiche, Arme und alle erdenkliche Classen des gesellschaftlichen Zusammenlebens verschwanden in ihrem Systeme. An die Stelle alles dieses trat eine kleine Anzahl Männer, die Alles besaßen, Alles vertheilten und Despoten unter neuen Namen und neuen Formen, mit einem Worte: „Gleichheits-Jesuiten" waren.

(Der Beschluß folgt.)

speciale Administration ist hier für Alles, was die Beerdigungen, ohne Ausnahme der Hospitäler, betrifft, vom Gouvernement eingesetzt, ohne welche kein Kind von 24 Stunden begraben werden kann. Eine Streitigkeit, die diese Administration mit einem ihrer Lieferanten vor Gericht hatte, machte die Vorzeigung ihrer Register und Bücher nöthig, und die Verification derselben hat bewiesen, daß obige Zahl genau ist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 173. — 21. Juni 1832.

Reise von Mainz nach Aegypten, Jerusalem u. s. w., von A. M. Jahn. Fünf Hefte.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Wir übergehen hier manches Interessante, um den Verf. sogleich in Jerusalem zu treffen. Er und seine zwei Gesellschafter erblickten diese Stadt von der Höhe eines Berges, und er gesteht, daß der erste Eindruck auf sie Alle so erschütternd gewesen, daß keiner ein Wort habe sprechen können, sondern Einer den Andern anblickte und wieder auf die Stadt sah. Ihren Eintritt störte die Schildwache nicht, und sie wurden im Kloster der Franciscaner sehr menschenfreundlich empfangen. Man bewirthete sie sogleich im Zimmer des Procurators, in welchem das Bild des jetzigen Königs von Spanien, in reicher Uniform, gut gemalt, in schön vergoldetem Rahmen hing. Man wies den Ankömmlingen zwei gut meublirte Zimmer an, mit der Bedeutung, bis zu Mittag der Ruhe zu genießen. Das Mittagessen war gut und bestand aus Suppe, Gemüse, Braten, Wein Weißbrot und Obst. Da Hrn. Jahn's Reisegefährten hierauf einschliefen, beschloß er, um vier Uhr in die Kirche des heiligen Grabes zu gehen, sich daselbst einschließen zu lassen, wie es Brauch ist, und bis zum andern Morgen darin zu verbleiben. Hier wird der Verf., nachdem er sich declarirt, in die Sakristei geführt, worin sieben dienstthuende Mönche sich befinden. Auf ihre Frage, ob er ein Katholik sei, was er mit Ja beantwortet, legen sie ihr Kirchengewand an, geben ihm eine brennende Kerze in die Hand und schicken sich an, ihm die Sanctuarien, die zehn Stätten, zu zeigen. Der Verf. sagt, daß ihm dieser Umgang, der eine Stunde währte, unvergeßlich sei, und der Eindruck, den der erste Besuch in dieser düstern und traurigen Kirche auf den Fremden macht, alle menschlichen Begriffe übersteige und ihm Thränen abgelockt, was er vorher nicht geglaubt hatte. Nachdem Hr. Jahn noch mit den Mönchen gut zu Abend gegessen, zeigten sie ihm auch die übrigen Sanctuarien. Auch das Monument Gottfrieds von Bouillon war da, der im J. 1099 Jerusalem eroberte, und das seines Bruders Balduin. Weil diese Kirche vier verschiedenen christlichen Confessionen gemein ist, so sind die Capellen unter sie, nämlich die Katholiken, die Armenier, die Griechen und die Kopten vertheilt. Herr Jahn sagte den Geistlichen, daß in Europa die allgemeine Meinung sei, diese Kirche wäre von Grund aus abgebrannt und nur noch ein Schutthaufen. Sie erwiderten ihm, daß sich diese Sage nur auf eine mit Blei gedeckte hölzerne Kuppel beziehen könne, welche vor einigen Jahren wirklich abgebrannt und, wie man zu vermuthen Ursache habe, durch die Griechen angesteckt worden sei, die dadurch die Kirche für sich allein zu erlangen hofften. Es ist unmöglich, die ganze merkwürdige Nacht, die der Verf. hier durchlebte, zu referiren, sie ist anziehend, ja reizend geschildert. Auch die Betrachtungen über die Aechtheit so mancher Denkmäler der Stadt, zum Theil naiv geäußert, verdienen alles Lob, und selbst der roh gestochene Aufriß der heiligen Grabkirche und ein ebenso rohes Bild der Stadt sind willkommene Zugaben.

Des Verf. Endurtheil ist, daß das uralte Jerusalem wirklich noch stehe, und so manche Behauptung berühmter Reisender vom Gegentheil falsch oder übertrieben sei. Die Stadt ist jetzt still und traurig, und man begegnet den ganzen Tag über nicht funfzig Menschen. Die Gassen sind uneben, ungepflastert, staubig, die Häuser nur ein Stockwerk hoch über dem Erdgeschoß. Das größte und schönste Haus ist die Wohnung des Vicepascha, dem ehemaligen Palaste des Herodes gegenüber, und ein Flügel vom ehemaligen Palaste des Pilatus. Die Anzahl der Einwohner soll sich auf 9300 belaufen, und es sollen viel böse Menschen darunter sein. Die Lebensmittel sind gut und reichlich. Im oberwähnten Franciscanerkloster hat jeder Christ freundliche Aufnahme zu erwarten. Er kann einen, auch zwei Monate hier bleiben, wofür ihm nichts angerechnet wird. Ist er ein Katholik und hat den erwähnten Functionen beigewohnt, so erhält er das Pilgerpatent; ist er von einer andern Confession, so wird ihm auf sein Verlangen bescheinigt, daß er hier war. Ist er ein Mann von Bildung, so gibt er bei seiner Abreise dem Procurator ein Opfer, mit dem Bemerken, dafür Messe lesen zu lassen. Der Verf. sagt, er habe acht der besten Reiseschilderungen über Jerusalem mitgehabt, wovon aber drei Schilderer Jerusalem niemals sahen, die andern fünf bisweilen Leidenschaft und Widersprüche verrathen. Seine eignen Meinungen sind hier und da abweichend, doch meist plausibel und vernünftig, da sie sich von Paradoxien entfernen. Chateaubriand und Carne werden am schlimmsten von ihm mitgenommen; allerdings widersprechen sich oft schnurstracks ihre Behauptungen, Manches davon be-

ruht jedoch auf Kleinigkeiten, und unser Verf. verfährt dann offenbar zu streng mit ihnen.

Wir übergehen den Besuch von Bethlehem, gegenwärtig ein Dorf von 150 Häusern, dessen Umgegend schön und fruchtbar ist, besonders an gutem Wein, Oel, Feigen, Oliven und Granatäpfeln. Der Verf. traf daselbst einen Deutschen, den P. Witt. Auch die Besichtigung des Gartens und Brunnens des Salomo, Hebron, des todten Meeres und des Jordan können wir nicht im Auszuge mittheilen. Die gläubig-zuversichtlichen Angaben der Führer bestechen Herrn Jahn nicht: diese Art Leute sind dort wie bei uns; aber unglaublich ist die Menge der Sagen, die sich hier fast an jeden Fußtritt knüpfen. Selbst Adams Geburtsstätte und Evas Privatwohnung wird Einem noch gezeigt, und in einem schönen alten Tempel sollen Abraham, Isaak, Jakob, Asser, Sara, Lea und Rebekka liegen, doch ist der Eintritt in denselben jedem Christen untersagt.

Eine nun folgende Episode kritisirt abermals die Berichte des Hrn. v. Chateaubriand und ist deshalb wichtig, weil der Verf. nachweist, daß die Ausgaben bei einem Aufenthalt in diesem Lande bei weitem nicht so hoch sind, als Jener sie angibt. Man brauche überhaupt, sagt er, nur etwa ein Drittel von Dem, was man in London, Paris oder Rom nöthig hat. Auch die Prahlerei des Hrn. v. Chateaubriand, „daß ihn die Väter des heil. Landes gebeten, in Betracht seiner Verdienste um die Religion den Orden des heil. Grabes anzunehmen", berichtigt Hr. Jahn dahin, daß gegenwärtig jeder Gebildete, dessen Reisepapiere in Ordnung sind, und der 100 Dukaten zahlen will, in aller Form den Sporn Gottfrieds v. Bouillon anlegen und Ritter vom heil. Grabe werden kann. Der Verf. sah ein Beispiel mit eignen Augen; kurz, wenn Hr. v. Chateaubriand angebe, seine Reise habe ihn 50,000 Francs gekostet, so behaupte er, Hr. Jahn, daß Jener sich dabei um 35,000 Fr. geirrt habe. Viele Bogen geht es noch so fort in Prüfung und Berichtigung von dergleichen.

Die fernere Reise ging über Nazareth, wo zwölf merkwürdige Stätten gezeigt werden, nach dem Libanon. Sie enthält weniger Neues und wird abermals durch eine Schilderung des häuslichen Lebens der Türken unterbrochen. Die Ueberfahrt zur See, nach Rhodus zu, bringt den Verf. in die schrecklichste Gefahr, daß sein Schiff von einer Wasserhose zerschmettert werde. Sie schien eine bis in die Wolken reichende, gewundene Glassäule zu sein, in welcher sich zuweilen Sonnenstralen wunderschön in allen Farben spiegelten. Nach Behauptung der Symianer hatte sie etwa 300 Schritt im Durchmesser. Die Matrosen rupften einem Huhne Federn aus und warfen sie in die Höhe, worauf sie sämmtlich nach der Wasserhose hinflogen, folglich angezogen wurden. Leichenblaß fielen alle Matrosen auf die Knie und kreuzten sich sprachlos. Plötzlich, nach einer griechisch gepflogenen Unterredung, sprangen einige auf zwei Kanonen los, brachten sie zu den zwei andern nach der Seite der Wasserhose hin, gaben ihnen doppelte Ladung und banden sie fest. Aber keiner wollte loszünden. Da dachte der Verf., in dieser höchsten Gefahr sei nicht lange zu zaudern, ergriff einen Feuerbrand aus der Küche und schleuderte ihn darauf. Aber auch welch' eine Explosion! Alle stürzten vom Drucke der Luft zu Boden, das Blut floß Allen aus Nase und Ohren; es that einen Schlag, als wenn der Erdball geborsten wäre. Als sie aber maßen, hatte der Prall das Schiff über 400 Schritte rückwärts geworfen. Sie luden daher noch dreimal so, versteckten sich jedesmal, um dem Luftdrucke zu entgehen, hinter die Schaluppe, und beim vierten Schusse fiel die Wasserhose entzwei, wodurch eine ungeheure Welle auf sie zukam, die das Schiff thurmhoch emporschleuderte, zugleich aber auch ihre grausenvolle Lage beendete.

Den Rest des vierten Heftes füllen Betrachtungen über die Griechen, die nicht zu deren Gunsten ausfallen, und eine Beschreibung der Greuel von Scio, bei denen der Verf. wiederum diesen die Schuld gibt. Man zeigte dem Verf. Homer's Felsen und eine Grotte in demselben mit einem in den Felsen gehauenen Tische, woran er Schule gehalten haben soll, sowie die Sitze, worauf seine Schüler saßen. Bald darauf ergeht sich Hr. Jahn in Reflexionen über die Preßfreiheit, und so kunterbunt bis ans Ende.

Mit dem fünften Hefte langen wir mit dem Verf. in Konstantinopel an, zuerst in Silivria. Von da sieht man Konstantinopel schon in der Ferne liegen. Die letzten vier Stunden reitet man auf einer alten breiten Landstraße, die mit blauen Steinen gepflastert ist, und deren kein Reisender erwähnt. In Konstantinopel nahm Hr. Jahn einen alten deutschen Diener an, mit welchem er 41 Tage hindurch die Stadt nach allen Richtungen durchschweifte. Das Resultat ist ihm: „Keine Hauptstadt von Europa läßt so viel erwarten, wenn man von ihr entfernt ist; keine hat eine Ansicht, die sich mit dieser messen könnte, ja man kann sich nichts Größeres und Malerischeres vorstellen als den äußern Anblick dieser Stadt; aber in keiner findet man sich auch so getäuscht als in dieser!"

Wir brechen hiermit ab, denn die Rückreise des Verf. ist unbedeutend, und zudem nur sehr fragmentarisch mitgetheilt. Auch über Konstantinopel und diesen Theil der Türkei findet sich in diesem Hefte mancherlei Lesenswerthes; aber der Verf. ergeht sich auch hier wieder in einem Schwall fremdartiger unverdauter Betrachtungen, wo bald Schiller, bald die mainzer Commission, bald der Großsultan an die Reihe kommen, daß wir in der That jetzt selbst nicht mehr wissen, ob wir diesen Rest des Buches wirklich gelesen haben. 14.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Drei Männer stellten sich an die Spitze der St.-Simonischen Hierarchie: die Herren Enfantin, Bazar und Rodrigues. Vater Enfantin, ein schöner Mann von 30—35 Jahren, der Weiber und Vergnügungen liebt, war der Prêtre social oder Papst; der Eifer aber, womit er die körperliche Emancipation des Weibes predigte, machte seine Collegen besorgt und eine leichte Disharmonie entstand in der neuen Dreieinigkeit. Da ferner das Geld die Triebfeder aller Unternehmungen ist, und der St.-Simonismus ebenso gut wie jede andere menschliche Sache ohne materielle Nahrung nicht bestehen kann, so machte man deshalb einen Aufruf an den Eifer der Neophiten. Einige darunter brachten auch ihr Opfer dar; bis aber eine größere Anzahl

derselben ihre Geldstücke herbeibringen möchten, eröffnete man eine Anleihe. Unglücklicherweise konnte man indessen für diese Anleihe keine andere Hypothek als die **neue Lehre** darbieten, sodaß sie wenig einträglich war und die Casse der menschlichen und göttlichen Trinität leer blieb.

Ein triviales französisches Sprüchwort: Quand il n'y a rien au ratelier les ânes se battent, fand bei den Herren St.-Simonisten nun seine Bewährung. Anfänglich hatte das Geld jedoch nichts mit ihren innern Zwistigkeiten gemein, die Lehre allein war die Veranlassung dazu. Eines Tages aber erklärte Vater Bazar, daß er sich vom Vater Enfantin trenne, und daß er auch Papst sei, worauf das erste Schisma in der Sekte entstand. Man blieb hierbei nicht stehen, denn Vater Rodrigues trat als dritter Papst auf, der ebenfalls seine beiden Collegen in den Bann that. Es entstand nun in der Gemeinde eine wahre babylonische Verwirrung, wo es schwer gewesen sein würde, sich unter diesen Päpsten, Spaltungen und Verketzerungen zurecht zu finden.

Während denn die Lehre so in Stücken zerfiel, wurde die Gemeinde auf der commercialen und pecuniairen Seite von Huissiers angegriffen, und während Familienväter, die mit Unwillen das Erbe ihrer Verwandten in der St.-Simonischen Casse hatten verschwinden sehen, ihre Klagen vor Gericht brachten, hörte unversehens der Papst Rodrigues auf, die Gemeinschaft der Güter als Grundprincip der Lehre anzusehen, machte vor dem Handelsgericht auf das ausschließliche Eigenthumsrecht Anspruch und trug auf die Liquidation der St.-Simonischen Compagnie an...... Es hätte ein Wunder geschehen müssen, um in diesen verschiedenen Stürmen die Lehre vor dem Scheitern zu schützen, und...... der St.-Simonische Gott that dieses Wunder nicht. Es wird also wol weder von dem alten guten Manne noch von seiner Lehre die Rede mehr sein.*)

Den traurigen, beklommenen Gemüthern ist die Musik tröstende Labung. So haben denn in dem jetzigen Augenblicke die Concerte allein, während alle öffentliche Versammlungsorte öde waren, zu glänzenden und zahlreichen Vereinen Veranlassung gegeben. Zwei darunter hatten besonders durch Interesse und Zweck großen Zulauf.

Das eine, von Hrn. Fétis, Redacteur der „Revue musicale", hatte außer dem Verdienste der Ausführung und der wissenschaftlichen Nützlichkeit, noch den Reiz der Neuheit, der Art der Zusammensetzung. Es war unter dem Titel eines **historischen** Concerts angekündigt und bestand blos aus Musikstücken der verschiedenen Epochen, wo die Fortschritte der Musik durch ihre Erzeugnisse bestätigt worden waren, sowie das Genie und das Talent in jeder Kunst und in mehr oder weniger nahen Perioden deren hervorbringen, und welche die eigentlichen Schritte der Vervollkommnung bezeichnen. Die Ouverture war von 1581, das Finale von 1830. Hr. Fétis bereitete die Zuhörer, zwischen jedem Stücke, durch eine Darstellung der Umstände vor, welche das Fortschreiten der Kunst befördert oder verhindert hatten, sodaß diese Vereinigung des mündlichen und erklärenden Vortrags mit der instrumentalen Ausführung einen eigentlich theoretisch-praktischen Cursus bildete. Gleich bei der ersten Ausbildung des Projects dieses Concerts zeigten sich schon große Schwierigkeiten, und die meisten Sachkundigen betrachteten dessen Ausführung als unmöglich; Hr. Fétis ließ sich aber nicht abschrecken, sondern widmete sich nur mit noch mehr Eifer dem Forschen und Nachsuchen, und kam wirklich so weit, alles ihm Nöthige aufzufinden. Am schwersten zu finden waren die verschiedenen Instrumente, denn jedes Stück wurde genau und auf dem Instrumente, das zur Zeit seiner Entstehung in Gebrauch war, ausgeführt. Ein anderes zu übersteigendes Hinderniß war die Schwierigkeit, Talente zur Ausführung zu finden, die sich die Mühe geben wollten, die gothischen und altmodischen Instrumente, welche unsere Altväter entzückt hatten, zu studiren, und die sich entschließen wollten (was noch mehr gefodert war), statt zu glänzen und die Verzierungen des jetzigen Vortrags anzuwenden, zu der ehemaligen Manier herabzusteigen, mit einem Worte, sie zu zwingen, Reiz und Harmonie Dem zu geben, was ihnen ihr Vorurtheil als abscheulich betrachten ließ. Alles das ist Herrn Fétis gelungen, und er muß einen hohen Grad von Liebe zur Kunst haben, um so große und so viele Hindernisse überstiegen zu haben.*)

Das andere Concert gab Paganini zum Vortheil der armen, von der Cholera heimgesuchten Familien, und wo er mit einigen Strichen seines Fiedelbogens 10,000 Fr. aus der Börse der Reichen in die Taschen der Armen spielte. Er fand allerdings seine begeisterten Bewunderer wieder, welche ihm hier bei seiner ersten Erscheinung wie Wahnsinnige mit Händen und Füßen ihren Beifall bezeigten, sie waren aber etwas ruhiger und deshalb vielleicht bessere Richter. Sie finden ihn noch immer erhaben und unerreichbar, er ist aber nicht mehr ein Gott in ihren Augen; sie fangen an zu bemerken, daß die menschliche Stimme, die er auf einer einzigen Saite (der vierten) hervorbringt, zitternd und alt ist, und betrachten jetzt die kleinen Mittel, wodurch er vergessen macht, daß er eine Geige mit einem Bogen spielt und nur die schwingenden Töne einer Guitarre hören läßt, beinahe als Charlatanismus. Diese leichte Kritik wird aber bald durch den schallenden und allgemeinen Beifall zum Schweigen gebracht, sobald man die Richtigkeit und bewundernswürdige Fertigkeit seines Spiels hört, die ihm den obersten Platz unter den Musikseltenheiten anweist.

Die bildenden Künste haben seit einiger Zeit nichts Bemerkenswerthes geliefert, und den Liebhabern, die sich schon für den 1. Mai auf eine Ausstellung freuten, ist diese Hoffnung durch die Verschiebung derselben, welche die Künstler selbst nachgesucht hatten, zu ihrem großen Leidwesen geraubt worden. Als Neuigkeiten kann man auch nicht die acht Gruppen und Statuen der neuern Kunst, womit der König den Garten der Tuilerien vor Kurzem geziert hat, betrachten; denn obgleich es ausgezeichnete Arbeiten der ersten Künstler unserer Zeit, Dupaty, Ramey, Pradier, Lemaire u. s. w., sind, so hat man sie doch bei Gelegenheit der verschiedenen periodischen Kunstausstellungen, wo sie zuerst erschienen, schon hinreichend besprochen. Jedoch haben sie jetzt Veranlassung zu einer der Tausend und Einen Anekdoten gegeben, wo die politische Inconsequenz des hiesigen Publicums sich wieder einmal recht deutlich an den Tag legt. Vor ungefähr zehn oder zwölf Jahren, ehe noch Karl X. König war, ließ seine keusche Schamhaftigkeit und die Andächtelei der Herzogin von Angoulême gewisse Blößen aller Statuen unserer öffentlichen Gärten und Gebäude mit großen gypsernen Feigenblättern bedecken, was dem französischen Witze zwei Monate lang Stoff zu unerschöpflichem Spaß und Angriffen gab. Ludwig Philipp stellt jetzt diese modernen Meisterstücke so auf, wie sie aus den Werkstätten der Künstler und den Kronmagazinen kommen, und nun tritt die Scheinsittsamkeit der Unzufriedenen auf, um ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er nicht Das gethan, was man vor zehn Jahren so sehr getadelt hatte. Was geschah daher: in einer der kältesten Aprilnächte wuchsen, um den Kritikern Genüge zu leisten, plötzlich acht der schönsten und größten Feigenblätter. Die Tadler sind aber deshalb nicht zufriedener, denn es ist ihnen dadurch Stoff zu ihren Ausfällen geraubt.

Die gute Laune hat neuerdings eine Art Caricaturen erdacht, die ungemein komisch sind und die der Bildhauerei angehören; man könnte sie **Caricaturstatuen** nennen, indem es kleine, 6—8 Zoll hohe Gypsbüsten und Statuen sind, die mit der treffendsten Wahrheit unsere ausgezeichnetsten Künstler mit allen den Lächerlichkeiten ihrer Physiognomie, ihrer Haltung, ihrer Kleidung u. s. w. darstellen. Es ist unmöglich, die Aehnlichkeit mit mehr Genauigkeit zu fassen und sie so glücklich mit der Gattung der Caricatur zu paaren, wie Hr. Danon, ein junger, sehr geschickter Bildhauer, es in diesen Figuren thut; auch ist der Absatz derselben sehr groß. — Ebenso gesucht sind die lithographischen Blätter, Diableries und Rêves

---

*) Vgl. unsere letzten Mittheilungen über den Saint-Simonismus in Nr. 142 u. 143 d. Bl. D. Red.

*) Ausführlicher war über das historische Concert in Nr. 114 u. 145 d. Bl. die Rede. D. Red.

diaboliques genannt; man kann den Witz nicht mit mehr Thorheit, Muthwillen, Sonderbarkeit und Kunst vereinen, als man sie auf diesen Blättern findet. Die beweglichste und erhitzteste Einbildungskraft leitet den Griffel in diesen Skizzen, wo der Teufel unter tausend Gestalten die erste Rolle spielt, und ohne ein Wortspiel machen zu wollen, kann man sagen, daß man den Teufel im Leibe haben muß, um solche Gemälde hervorbringen zu können. Der milzsüchtigste Misanthrop kann sie nicht ohne Lachen betrachten und sich mit Mühe enthalten, eins oder mehre davon zu kaufen. 85.

Kolostogade, ein Heldengedicht aus den Sagen der czechischen Vorzeit. Zwei Bände in 26 Gesängen. Von L. A. John. Prag, Landau. 1832. Gr. 8.

Hätte der Verf. dieses unendliche Heldengedicht böhmisch geschrieben, so würde er seinem Volke vielleicht als ein zweiter Homer gegolten haben. Der deutschen Sprache ist er offenbar nicht mächtig. Gewiß hat keine andere Literatur als die deutsche eine ähnliche Arbeit aufzuweisen. Ein Epos, 800 enggedruckte Seiten stark und aus circa 20,000 Versen bestehend, von denen fast kein einziger grammatisch oder rhythmisch richtig ist: eine solche Erscheinung ist nur unter uns möglich, in unserm Deutschland, welches beständig Dichter aus seinem Schoos emportreibt, die ihre Muttersprache nur wie vom Hörensagen kennen. Der Fürst und Kaiser dieser Herren ist unser Verf. Mit ihm verglichen ist selbst der alte Voß ein Zwerg in der Kunst der Wortverdrehung und Phrasenverschränkung, und sein Buch wäre in dieser Beziehung wirklich ein äußerst spaßhaftes, wenn es in jeder andern nicht so unsäglich langweilig wäre. Sechsundzwanzig Gesänge über die Regierungsgeschichte des Herzogs Krzemysl von Böhmen, über eine Sage, welche an sich reizlos, nicht durch ein Fünkchen dichterischer Phantasie ausgeschmückt, und in tollgewordenen Versen erzählt wird! Das ist zu viel selbst für die Geduld eines Kritikers, der, unsere Armuth an epischen Versuchen beklagend, unserer Literatur so gern ein Heldengedicht vindiciren möchte.

Der Verf. gibt in einem Eingangsgesange den Inhalt seines ganzen Gedichts, das in der That den Meereswogen an Unendlichkeit gleich kommt. Einige Zeilen — Verse wagen wir nicht zu sagen — aus dieser Einleitung werden genügen, zu zeigen, weß Geisteskind unser böhmischer Homer ist. Also hebt er an:

> Der ist der trefflichste Held, der Tapferkeit paaret mit Weisheit.

Doch halt! Hier ist in der That unter 20,000 ein fehlerloser Hexameter, und ein Gedanke, der, wie schwach er auch sei, in richtigem Deutsch einherschreitet. Diese Sünde wider den Geist des ganzen Buches kehrt jedoch nicht oft wieder. Der Verf. fährt fort:

> Dies (?) Aufgabe dem Dichter war, als er aus Werk sich gesetzt;
> Ob der Wille der Kraft entsprach bei der Zeichnung Kolostogs,
> Eigenliebe nimmer entscheidet, sondern der Kunstsinn
> Hellumblickender Männer mit warmen Herzen im Busen.

Aus der Geschichte nicht, sondern aus der Sagenzeit ward der Stoff entlehnt.

> . . . weil Wunder geschehn nur im Dunkel,
> Und in der Kindheit des Volks, das solche gierig verschlucket,
> Und ein Heldengedicht nur zur Hälfte ohn' ihnen gedeihet.
> . . . .
> Eh' mit der Oper (!) machet den Anfang der Tönebeherrscher,
> Gibt er uns Vorgeschmack mit kurzer Berührung des Ganzen,
> Drum auch dem Dichter erlaubt sein mag, Vorboten zu brauchen,
> Der in der Kürze mache bekannt den Hörern den Inhalt.

Diese Musterverse aus einer Einleitung, welche man doch besonders zu feilen pflegt, mögen den Leser auf die Pönitenz gefaßt machen, die er in den folgenden 26 Gesängen zu bestehen hat.

Doch wozu sollen wir uns länger mit einem Werke beschäftigen, das der Literatur nur durch Titel und Ueberschrift angehört. Wir beklagen blos die Zeit, die unendliche Mühe, welche der Verf. auf eine Arbeit verloren hat, die kein Mensch ihm danken wird. Er möge sich an Die halten, die den Wahn in ihm erweckt haben, als wäre er ein Dichter, die ihn von einer tüchtigen Lebensthätigkeit vielleicht abgelenkt haben. Es fehlt ihm an jeder Anlage zu dieser: Phantasie, Formsinn, Geschmack, ja selbst der Gebrauch der Sprache; von Wissen, Weltbeschauung, Gedankentiefe und Begeisterung gar nicht zu reden. Wir wissen nicht, wie ein solches Werk entstehen konnte, und rathen dem Verf. wohlmeinend, ja kein zweites dieser Art zu versuchen. 54.

Aus englischen Blättern.

In den Zeiten, als Peter der Eremit den Adel und die Bürger Europas durch seine feurigen Reden und Ermahnungen bewaffnete und zu den Kreuzzügen bewog, pflegte er eine Fahne sich vortragen zu lassen, welche die Buchstaben H. E. P. enthielt. Dieselben sollten die lateinischen Worte: Hierosolyma Est Perdita (Jerusalem ist verloren), ausdrücken. Der gemeine Mann in den Ländern, die er durchzog, des Lateinischen unkundig, konnte jene Inschrift nicht anders aussprechen und lesen als Hep. Da Peter stets von einer Schar Pöbel und niedrigen Volks begleitet war, welches sich jedesmal, wenn ihnen ein Jude in den Weg kam, Gewaltthätigkeiten gegen solchen erlaubte, so erhob dieses Gefolge dabei allemal den Ruf: „Hep, Hep, Hurra!" Die noch unversuchten Schwerter wurden damals häufig in dem Blute der schutzlosen, armen Israeliten versucht, bis die Zeit kam, in der solche mit den Damascenerklingen der Saracenen gemessen werden konnten.

Seit der Thronbesteigung Wilhelms IV. von Großbritannien hat sich in seinem Reiche eine historisch merkwürdige Sterblichkeit gezeigt. Nicht weniger als 24 Generale und 26 Admirale sind seitdem zur Westminsterabtei oder zu ihren Familiengrüften gelangt. Während der König fortwährend von allen fremden Mächten Friedensversicherungen über Friedensversicherungen empfängt, ist dieser Angriff auf die Armee und Seemacht und deren Verlust unerhört. Selbst Napoleon hat zu seiner Zeit in der Generalität und Admiralität keine solchen Lücken hervorgebracht. Zwar sind die Abgetretenen weder lauter Nelson noch lauter Marlborough, denn sonst würde es die Welt wol inne geworden sein, doch sind fünf bis sechs wirklich große Kriegsmänner darunter zu zählen.

Während des Aufenthalts des letzten Königs von Portugal, Johanns VI., in Brasilien war die Erfindung der Congreve'schen Raketen noch neu, und der vor Rio stationirte englische Admiral erbot sich, dem König eine Probe dieses neuen Wurfgeschützes zu zeigen. Der Antrag wurde genehmigt, und der gesammte Hof versammelte sich auf den Balconen des königl. Palastes. Sei es nun durch einen besondern Zufall oder traf es sich, wie es bei der Einführung dieser Waffe öfters geschah, genug, die erste der abgeschossenen Raketen, anstatt gerade über die Praia Grande zu fliegen, änderte die Richtung, fiel dicht vor dem Palaste nieder und entlud sich dort. Der Schreck des Königs und des Hofes konnte nicht größer sein als die Verwirrung des Admirals, welcher augenblicklich einen Offizier ans Land schickte, um dem König seine Entschuldigungen und die Erklärung des Unfalls zu bringen, mit dem Erbieten, durch den zweiten Schuß die Wahrheit zu beweisen. Doch der noch sehr erschrockene König erwiderte: „Ich habe allen Respect vor meinen lieben Alliirten, den Engländern, aber nach dem Essen taugen solche nichts und sind zu nichts zu gebrauchen"; eine Erklärung, die nur zu deutlich bezeichnet, welcher Grundursache der König die unglückliche Richtung des Schusses zuschrieb. („Monthly magazine.") 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 174. —— 22. Juni 1832.

Geschichte der Magyaren von Johann Grafen Mailáth. Vierter Band. Angehängt: Umrisse aus den ältesten Geschichten der magyarischen Nation. Zur Erregung der Aufmerksamkeit herausgegeben von Stephan Horváth, aus dem Magyarischen übersetzt von Johann Grafen Mailáth. Fünfter Band. Angehängt: Die Jaszen als magyarisch redende Nation und Pfeilschützen. Aus dem Magyarischen des Stephan Horváth übersetzt von Draudt — und Anderes. Beigefügt eine Karte, darstellend die politische Eintheilung des türkischen Theiles von Ungarn nach Hadzsi Chalfa. Wien, Tendler. 1831. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr. *)

Wenn wir in den Anzeigen der frühern Bände dieses tüchtigen Werkes vor Allem zu rühmen hatten, wie mannichfach aufklärend dasselbe auch für deutsche Geschichte benutzt werden könne, so können wir zwar dies Urtheil nur in Beziehung auf den Theil dieser Bände wiederholen, der von dem Grafen Mailáth selbst herrührt; hingegen in Beziehung auf die beiden beigegebenen Abhandlungen des Herrn Custos Stephan Horváth müssen wir die traurige Bemerkung machen, daß es nicht blos in Deutschland historische Destillateurs gibt, sondern daß uns hier auch ein Glas ungarisches Gebranntwasser von Geschichte gereicht wird, zu dessen Bereitung ein schönes Stück besserer Gelehrsamkeit, mit einem Haufen Trestern vermischt, verwendet worden ist. Es wird manchem unserer Leser nicht uninteressant sein, nachdem wir vor nicht langer Zeit durch Hrn. v. Wersebe erfahren haben, daß wir Deutsche vom Anfang an großentheils Slawen gewesen seien, nun zu vernehmen, daß wir eigentlich Türken und Parther, ja sogar Philister sind. Gott stehe uns bei! was wird aus uns werden, wenn erst die Hottentotten Julitage erleben und im Jubel der Civilisation aufjauchzen; dann sind wir gewiß lange schon wenigstens Buschmänner gewesen.

Hrn. Horváth's Vernunftschlüsse, wie er gelegentlich wol selbst seine Destillirmethode nennt, sind (um den uns interessirenden Theil des Inhaltes der dem fünften Bande beigegebenen Abhandlung zuerst zu betrachten) kürzlich, wenn wir seinen analytischen Gang in einen synthetischen umkehren, folgende: Tharaka heißt arabisch deseruit; tarech semitisch expulit; „auf diesen Wurzeln entstand im Morgenlande Tärak oder Terek", d. i. so viel als das skythische Partus, und „wahrscheinlich parthische Nationen sind alle die, welche in den alten Quellen den Namen Turcus tragen." Der Anfang einer isländischen Chronik: „Thracia eadem est ac Graecia. Eam primus incoluit *Tiras* filius Japhetae", dient dazu, auch das Wort Tiras, oder wenigstens Taras und Teres in den Kreis zu ziehen, denn letzteres soll auch einen Ausreißer, desertor, bedeuten; und Thrakia deutet sich der Leser wol selbst als ein Ausreißerland. Nun soll aber im „Lanfedgatal" weiter bewiesen sein, daß Odin ein Türke war; es heißt daselbst: „Vaden, quem nos Odenum vocamus — — erat rex *Turcorum*. Fugit a Romanis etc.", und Schems-ed-die Dimeschkie nennt im Norden Europas außer den Slawen Türken. Da nun schon Türken und Parther denselben Stamm ausmachen, ist es kein Wunder, wenn wir in dem nordischen Türkenland auch Parther genannt finden, so z. B. in Preußen, wo Barten und Parther natürlich identisch sind. Peter von Duisburg wird corrigirt, wenn er von einer „undecima pars Pruschiae" spricht, die er Barthe oder Plica Bartha nennt, denn besser ist zu schreiben: Partha, die Preußen sind ja Parther, oder Türken, d. h. Ausreißer; auch war die preußische, der lithauischen verwandte Sprache auf jeden Fall ein türkischer Dialekt, weshalb es durchaus von Bedeutung ist, daß auch das Land der Moriner Armorica, Letavia heißt (uns ist dieser Name noch nicht vorgekommen; auch hängt er, wenn er vorkommen sollte, auf jeden Fall mit den römisch-germanischen Laeti in Gallien zusammen und nicht entfernt mit Letten und Lithauern); denn die Moriner selbst führen einen Namen, der unter den türkischen Stämmen des Hrn. Horváth häufig vorkommt, und das Land der nordischen Türken und Parther oder vielmehr ein Theil desselben in der Nähe Dänemarks hieß Maurungania oder, wie es Paulus Diaconus nennt, Mauringia, wie denn dies deutsche Mohrenland auch im „Heldenbuch" vorkommen soll. Daß die Moriner mit diesen deutschen Türken identisch sind, sieht man besonders daraus, daß ihnen zunächst Toxandria liegt, welcher Name an die Jazygen erinnert, deren

*) Ueber den dritten Band war in Beil. Nr. 33 d. Bl. f. 1830 die Rede. D. Red.

Name: **Jászok**, im Magyarischen Pfeilschützen bezeichnet haben soll. Also auch die Ursitze der Franken: Mauringen in Norddeutschland, und der Teßenbergau (Toxandria) in Nordbrabant, sind eigentlich türkisch, folglich sicher auch die Franken selbst Ausreißer. Weiter wird angewinkt, daß auch Sachsen zu diesen türkischen Stämmen gehören, oder mit andern Worten, daß die Sachsen Parther, d. h. ebenfalls Ausreißer sind. Es ist nur eine Folge von Unwissenheit, daß die Deutschen Parthenopolis durch Magdeburg übersetzt haben, denn Magdeburg ist offenbar ein Hauptort der deutschen Türken, eine rechte Ausreißerhauptstadt. Auch die Gothen gehen nun nicht so germanisch mehr wie bisher durch die Geschichte, denn Hr. Horváth sagt (S. 46): „Wir, die wir über diese hier kaum berührten Gegenstände ganze Bücher, mit Gottes Hülfe, zu schreiben gedenken, wissen recht gut, daß die gelehrte Welt längst glaubt, es seien die Gothen ein deutsches *) Volk gewesen. Aber auch Das wissen wir, daß die Zeit Vorurtheile vernichten wird, wären sie auch hundertjährig. Weise schrieb Cicero: „Opinionum commenta delet dies". Wenn der Allmächtige so gnädig gegen uns sein wird und unseres Lebens Tage begünstigt, werden wir geradezu aus den Quellen selbst dem deutschen Volke einen andern Ursprung geben."

Also Preußen, Sachsen, Franken, Gothen (unter diesen natürlich auch die Langobarden, die hinfürs Langoparther zu schreiben sein möchten) gehören zu den Abkömmlingen der sieben Türkenstämme, zu denen nota bene der Hr. Verf. die Osmanen (so lange Beine sie auch das letzte Mal gemacht haben) nicht rechnet, sondern (o liebenswürdige Sippschaft!) nur Magyaren, Cumanen, Jazygen, Palotzen, Roßköpfe, Uzen und Walen. Namentlich sind die Gothen eigentlich Palotzen. Ueber die ursprüngliche Abkunft aber dieser feinen Familie verbreitet ein schlagendes Licht, daß (wie der Hr. Verf. meint) die Jazygen in Ungarn und Polen früher Philister, Philistaei, heißen, wobei Hr. Horváth ganz übersieht, daß im Latein des Mittelalters die Partikel „seu" größtentheils durch „und" „et", zu übersetzen ist, und daß „personae Philistaeorum seu Jassonum", oder kürzer: „Philistaei seu Jassones", auf Gottes Welt nichts heißt als: Zigeuner und Jazygen, wie denn die von ihm angeführte Gesetzstelle auch wirklich hat: „Cumani, Jazyges et Philistaei et alii libertini fiscales", was wir übersetzen möchten: „Cumanen, Jazygen und Zigeuner, und anderes biesterfreies Volk" — wie etwa sonst auf Zolltafeln hier und da in Deutschland nach der Bemerkung des Betrages des Judenzolles zu stehen pflegte: „Zigeuner, Handwerksbursche, Studenten und andere Vagabunden gehen frei aus" —, durch welche Inschrift sich Hr. Horváth berechtigt glauben würde anzunehmen, die Studenten und die andern Vagabunden seien identisch, da doch die Inschrift ausdrücklich besagt, daß Studenten und Handwerksbursche nicht mit den andern Vagabunden zu verwechseln, sondern absonderliche Classen derselben, und von fahrenden Weibern z. B. wesentlich unterschieden seien.

Nachdem wir unsern Lesern die Summa dieser Deutschtürkelei mitgetheilt, wenden wir uns zu dem, dem vierten Band beigegebenen Aufsatz, in dessen Vorrede der Hr. Verf. selbst über das völlig Unglaubliche zu erstaunen scheint, was er der Welt vorzutragen gedenkt. Er hat nichts Geringeres im Sinne als „eine im strengen Sinne sogenannte kritische Geschichte der ungarischen Nation, die ein paar hundert Jahre vor Abraham anfängt und unausgesetzt fortströmt durch die heiligen Schriftsteller, die griechischen und römischen Classiker, die armenischen, syrischen, arabischen und persischen Schriftsteller, wie nicht minder durch die Ueberbleibsel des Mittelalters bis zu Arpád." „Das alte Griechenland, das alte Latium, das alte Spanien, das alte Germanien werden viel aus dieser Geschichte leihen können, ja selbst Dänemark, Schweden, Rußland und auch England." Es scheint, Hr. Horváth will à tout prix einen europäischen Ruf erwerben; das ist recht schön, aber trotz des großen Fleißes des Hrn. Custos nicht so leicht, wie er glaubt; man kann in historicis unendlich viel lesen, mit außerordentlichem Sinn für kleine, feine Aehnlichkeiten, fehlt aber dabei der Sinn für die kleinen, feinen Unterschiede, so wird doch nur ein destillirter Kehricht daraus, und die vorliegende Abhandlung hat in des Ref. Augen eine wunderbare Aehnlichkeit mit gewissen Stammbäumen, in Beziehung auf welche des Ref. Stiefelwichser in Rom, ein gewisser Mengotti aus Bologna, klagte, er habe dieselben öfter dem Cavaliere Mengotti in Mailand gesandt und denselben an ihre Verwandtschaft erinnert, aber nie eine Sylbe zur Antwort bekommen. Doch wir lesen wenigstens Hrn. Horváth's magyarische Stammbäume!

Die Magyaren sind also Scythen, und zwar: **Scythae Georgii, Scythae Agrianae, Sc. Argivi etc.** Die Slawen haben aus Georgius ***Juria***, die Lateiner ***Campani***, die Deutschen ***Angri*** etc., ***Ongri, Ungeri*** gemacht. (Wir unsers Theils wissen grammatisch bestimmt, daß **var** im ältern Deutschen einen „Bewohner" bezeichnet, und zwar vorzugsweise zu Bildung der Namen solcher Völker gebraucht wird, welche auf nicht heimischem Boden sich Wohnsitze erworben haben; so z. B. **Bojovar** nicht ein Bojer, sondern ein nichtbojischer Bewohner des Bojerlandes; Bructuar nicht ein Bructerer (deren Stamm zu Grunde gegangen war), sondern ein Bewohner bructerischen Landes; **Hunnivar** nicht ein Hunne, sondern ein Bewohner hunnischen Landes; aus diesem Wort **Hunnivar** und **Hunnivaria** ist unser deutsches Wort: Hungar und Hungarn gebildet worden.) Selbst nannten sich diese **Scythae Georgii**, oder **Juri**, oder **Campani** oder **Angri**, aber **Muger, Möger, Mager etc.**, d. h. am Ende Magyaren.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir möchten doch wissen, was von den Deutschen übrig bleibt, wenn alle gothische, sächsische, fränkische und diesen verwandte Stämme Türken sind!

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst. Erste Sammlung. Karlsruhe, Braun. 1831. 12. 18 Gr.

Der Herr Herausgeber d. Bl. schrieb mir: „Seien Sie kurz darüber, es ist eine alte, vielbesprochene Geschichte" — und wahrhaftig, er hat sehr Recht, es ist als müßte man über einen grimmigen Herrn aus den zwölf kleinen Propheten schreiben, der für die Judensatzungen eifert. Dagegen viel Aufhebens zu machen wäre wahrlich nicht an der Zeit, und mit Herrn Justinus Kerner und seinem Schächtelchen neuer Wundergeschichten sind nur ein paar Worte zu reden, so himmlisch und verächtlich er sich auch anstellt, auf uns blindes Gewürm herabzusehen, dem die Clairvoyance versagt ist. Er bedauert uns, daß wir mit irdischem Bürgerthum und irdischer Freiheit beschäftigt sind, statt mit dem Heiligen; „einst gab es Menschen" — seufzt er — „die in den Mitten der Kerkernacht, in Fesseln und Zwang, in der Marter ihrer Peiniger frei und fröhlich waren — — das waren die, welche sich die einzige, ewige Freiheit errangen"; nichtig und weltlich nennt er unser Treiben. Ein halbes Schock solcher Seher, und dem schwindelnden Europa ist geholfen: binnen einem Monate liegt Alles, was europäisch spricht, auf der Nase und sieht Geister, der irdische Freiheitstaumel ist vergessen, die gute alte Zeit des Mittelalters ist wieder da, das Regieren wird wieder bequem, die Menschheit verbreitet einen Bisamgeruch von Glück und Heiligkeit. Wenn Hr. Justinus Kerner nicht bald Minister des Innern wird, so verstehen sich die Fürsten auf ihren Vortheil schlecht. Ich freue mich kindisch auf den Anblick, wenn ich erst die französische Deputirtenkammer zusammenkommen sehe nach dieser Constitution; statt über das langweilige, unnütze Budget zu sprechen, sitzen sie Alle, vom leichtsinnigen Mauguin auf der äußersten Linken bis zum Hrn. Berryer auf der Rechten, öffnen den Mund und — s c h a u e n. Und die Tribunen schauen, und die Minister schauen, und der heilige Geist säuselt — und wenn sie fertig sind, gehen sie zu Tisch. Etwas langweilig wird es werden, aber sehr schön. Jeder hat dann so schöne Geschichten in der Tasche, wie Herr Justinus Kerner in diesem Büchlein wieder in zwei Abschnitten erzählt, und wer nicht ganz vernagelt ist, der singt schöne Lieder wie J. K. im letzten Abschnitte des Büchleins, z. B.:

> Schlag an, schlag an! wenn's weh auch thut
> Dem Fleische, drin der Funke ist,
> Noch weher thut der Hölle Glut,
> Mensch, wenn du nicht zu wecken bist.

Wahrhaftig, ich würde Hrn. Kerner ungekränkt sprechen lassen, „der Dichter", wie er κατ' ἐξοχήν in dem Büchlein genannt wird, ist von unwiderstehlichem Drange getrieben; ich glaube nicht, daß er viel Schaden anrichten wird, den Weltlichen ist er zu verzückt, und bei den sogenannten Frommen kommt's auf etwas Mehr oder Minder nicht an, und ein paar Gespenster mehr oder weniger, macht keinen Unterschied; aber Hr. Prof. Eschenmayer greift die Sache wissenschaftlicher an, und da er auch die Hegel'sche Geschichtsansicht, die im Ganzen noch nicht gedruckt erschienen ist, anführt, so zwingt er uns zu größerer Aufmerksamkeit.

Die Sprache der deutschen Philosophen, sobald sie nur etwas mit Hegel oder Schelling zu thun haben, ist an sich eine Art Sanskrit, und macht das meiste Kranke, Schwindsüchtige, Hypochondrische in ihnen unverständlich; daher hat das Volk doch noch etwas frischen Sinn übrigbehalten und liest wenigstens hier und da die Zeitung, aber William Jones' und Wilson's Studien über Indien sind doppelt nothwendig, wenn man an diese „Aphorismen über Freiheit und inneres Leben", und „Beleuchtung der Ansicht Hegel's über Weltgeschichte" geht, man verzweifelt sonst in diesem Meere von unter- und überirdischen Worten. Solche Art der Darstellung ist allein hinreichend, den armen gequälten Deutschen zum Glauben zu bewegen, damit er nur loskommt, und ich glaube, darauf ist es abgesehen. Wer nicht naturphilosophisch versteht, wird in diesem Lande verrathen und verkauft, und die ersten Versuche laufen selten besser ab, als wenn Einer zu den Mandingo- oder Schagga-Negern geht, um ihre Religionsansichten kennen zu lernen.

Herr Prof. Eschenmayer schlägt uns auch gleich beim Empfange auf den Kopf, um uns dumm zu machen, und sagt: die gewöhnlichen Menschen verstünden ihn nicht. Er sagt ferner im Fluß der Rede, die Seele gleiche einer Schwimmblase, und wir gemeinen Seelen, die wir keine Erscheinungen sähen und glaubten, verfielen in jener Welt in die Strafe des e w i g e n H a s p e l s, d. h. wir müßten aus Leibeskräften Garn abhaspeln, und das Garn nehme um keinen Faden ab. Wem da nicht angst wird, wem da nicht der Glaube an die Seherin kopfüber in den Leib schlägt, der hat noch keinen unglücklichen Weber gesehen. Zitternd habe ich weiter gelesen. Der Saft der „Aphorismen" ist die Eintheilung der menschlichen innern Thätigkeiten in drei Branchen, nämlich in Wissen, Ahnen und Schauen. Zu den bloßen Rationalisten werde Christus einst doch blos sagen: „Ich habe Euch noch nie erkannt; weichet von mir, Ihr Uebelthäter. Das große „Euch", „Ihr" ist meine irrthümliche Artigkeit: Prof. E. läßt den Herrn Christus nicht so viel Complimente machen. Schließlich wird der görlitzer Schuster Jakob Böhme mit den vier Elementen des Satans herbeigerufen, die in der neuern Philosophie zu finden seien, und welche man mit christlicher Weisheit bekämpfen müsse. Ein Stück dieser Weisheit verabreicht nun der Hr. Prof. in Bekämpfung Hegel's.

Hegel nimmt nämlich einen „Weltgeist" an, der durch die Weltgeschichte gehend sich „zum klaren Selbstbewußtsein substantialisirt", „er entfaltet sich in der Weltgeschichte als der Form des Geschehens, und während dieser Erhebung vollbringt er alle die Richtungen und Gestalten des Selbstbewußtseins." „Haben nun jene Richtungen in der unendlichen Zerreißung des sittlichen Lebens das Maximum erreicht, so erfaßt der in sich zurückgedrängte Geist in dem Extreme seiner absoluten Negativität, als dem Wendepunkte, die unendliche Positivität seines Innern, in welchem das Princip der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur liegt, und versöhnt die objectiv erscheinende Wahrheit und Freiheit, wodurch erst der Geist in dem höchsten Acte des Selbstbewußtseins zu sich selbst kommt." Möchten nur meine Leser sich ihrer und dieses Satzes bewußt sein. Hegel löst nämlich nun dadurch den religiösen Gegensatz zwischen dem Diesseits und Jenseits auf, und natürlich auch zwischen Kirche und Staat, Vernunft und Offenbarung, und die dunkle Gefühlsreligion tritt ihre Wahrheit an die Wissenschaft, dem sich klar gewordenen Selbstbewußtsein ab. Dies beweist Hegel durch die Entwickelung vier historischer Reiche: des orientalischen, des griechischen, des römischen, des germanischen, und diesem letztern überträgt er die Einigung der göttlichen und menschlichen Natur.

Dagegen sagt nun unser Herr Professor: von einer solchen Versöhnung und Einigung zwischen Staat, Natur und idealer Welt will das Evangelium nichts wissen. „Der letzte Zweck", sagt er, „ist die Verherrlichung Gottes, und es gibt keinen allgemeinen Weltgeist, sondern einen W e l t p l a n." Der einzige Ausweg ist die Annahme einer Compensationsmethode Gottes, welche alle Störungen wiederausgleicht. Die Menschen sind also nur Marionetten. „Es ist kein Aufkeimen", sagt er, „es ist ein Ausgang von einem ursprünglichen Integritätszustande. Da kam aber der Sündenfall, und nun brach Abfall und völlige Entzweiung herein, nur die Juden trugen das Heil weiter, den Griechen und Römern fehlte das Verhältniß der Creatur (der seufzenden) zum Schöpfer — und es half nur Christus, der nichts mit dem Weltgeiste zu thun hatte. Hegel kennt nur das Reich des absoluten Vernunftgesetzes, wir aber wissen, ahnen und schauen, und haben ein Reich des Rechts, eins der Liebe, und vor Allem eins der G n a d e, d a s R e i c h G o t t e s. Die speculativen Fictionen eines Weltgeistes rühren nur den menschlichen Wahn und Vernunftstolz auf, und thun den c h r i s t l i c h e n T u g e n d e n u n m i t t e l b a r A b b r u c h."

Es ist eine schöne Sache um das Speculiren und Bauen

in den höhern Regionen, so lange Führer und Baumeister besonnen und nüchtern zu Werke gehen, aber wenn die Trunkenheit eintritt, da entsteht das verworrene jämmerliche Gebäude, was den Eintretenden auf die Brust fällt, die Menschheit zerquetscht. Daher das wüste, wirre Seufzen und Gestöhn darin, daher das blutrünstige Geschlecht, was nicht laufen kann, sondern auf den Knien rutscht, was keine Sonne sieht, sondern einen ewig blutigen Mond über einem ewigen Hochgericht. Dann fressen sich die Philosopheme auf wie in der Münchhausen'schen Geschichte die zwei Löwen, von denen nichts übrig blieb als die Schwänze. Und das hat Alles mit ihrem Sehen das Weib aus Prevorst gethan. 113.

Russische Volksmärchen, in den Urschriften gesammelt und ins Deutsche übersetzt von Anton Dietrich. Mit einem Vorwort von Jakob Grimm. Leipzig, Weidmann. 1831. 16. 1 Thlr. 6 Gr.

Ref. nahm diese Sammlung russischer Volksmärchen mit der etwas ironischen Frage, die hier und in heutiger Zeit so nahe liegt, in die Hand: ob die russische Märchenwelt vielleicht geeignet sein dürfte, uns die russische Wirklichkeit zu versüßen? Es muß jedoch bemerkt werden, daß diese Märchen als harmloses Volkseigenthum selbst in Rußland ohne alle besondere Erlaubniß der Censurbehörde, wie der Uebersetzer im Vorwort erzählt, gedruckt und ausgegeben werden dürfen, und Ref. liest eigentlich nur Das gern und mit Interesse, was alldort mit Erlaubniß der Censur nicht gedruckt werden dürfte. Durch die Politik soll man jedoch dem Herausgeber einer Märchensammlung billigerweise sein Verdienst nicht verkümmern, und so ist denn auch die Bemühung des Hrn. Dietrich an sich mit Lob anzuerkennen, daß er diese Geschichten, die er während seines Aufenthalts in Moskau gesammelt, wo er sie in den Bilderbuden für das gemeine Volk nach Art unserer Volksbücher zum Verkauf ausgestellt fand, in einer treuen und die ursprüngliche Form bewahrenden Verdeutschung den Literaturfreunden überliefert hat. Aus den Sagen der slawischen Völkerstämme sind ohne Zweifel noch die interessantesten Aufschlüsse für den historischen Literaturforscher zu entnehmen, dem es darum zu thun ist, der sich in einander verzweigenden Gestaltung der Volkspoesien nachzugehen. Auch die Volksmärchen der Polen sollte man mit Fleiß sammeln, und es würden sich vielleicht daraus als Seitenbild zu denen der Russen nicht unersprießliche Hinblicke auf die Verhältnisse beider Völkereigenthümlichkeiten zu einander ergeben. Ob jedoch die von Hrn. Dietrich hier gesammelten Märchen eigentlich den Namen des Märchens in Anspruch nehmen dürfen, möchten wir bezweifeln, oder sie wenigstens nur im weitern Sinne dieser Gattung zurechnen, da sie mehr den vermischten Charakter der Volks*sage* im Durchschnitt an sich tragen. Einige darunter sind sehr ansprechend, besonders von Seiten des vorherrschend launigen und naiven Colorits der Erzählung; der Mehrzahl derselben fehlt es jedoch an dem wahren Märchenduft, welchen die Phantasie, die darin zu dürftig in ihren Ausmalungen auftritt, über solche Bilder hinzaubern muß. Interessant aber ist es, auch hier wahrzunehmen, wie die Sagen aller Völkerstämme an einander hinstreifen und sich in mehr oder weniger verwandten Anklängen berühren. In dem unter Nr. 2 der vorliegenden Sammlung mitgetheilten „Märchen von der höchst wunderbaren und herrlichen selbstspielenden Harfe" erinnert z. B. die Geschichte des unsterblichen Kaschtschei und seiner durch drei verschiedene Zaubermittel versuchten Tödtung unverkennbar an die alttestamentarische Mythe von Simson. Nr. 15, „Geschichte des hochgeborenen Fürsten Peter mit den goldenen Schlüsseln und der hochgebornen Prinzeß Magilone", ist dagegen, wie auch der Vorredner Jakob Grimm bemerkt, unmittelbar, aber in verflachter Uebertragung, aus dem herrlichen deutschen Volksbuch von der schönen Magellona entnommen.

Grimm spricht in seinem dem Buche zur Empfehlung vorausgeschickten Vorwort unter Anderm auch die Vermuthung aus, daß in einigen dieser Erzählungen die Grundlage eines epischen Volksliedes, im Styl und Metrum der serbischen, anzunehmen sein dürfte. Die stereotype Wiederkehr vieler durchgehenden Formeln, wie sie der Haltung des Epos eigen zu sein pflegt, scheint uns auch besonders für seine Meinung zu sprechen. Die unter Nr. 6 gegebene „Geschichte von dem berühmten und tapfern Ritter Ilija, dem Muromer, und dem Räuber Nachtigall" wird auch wirklich von ihm zum Beleg seiner Ansicht als eine solche nachgewiesen, die sich ihrem Inhalte nach in den vom Herrn von Busse verdeutschten altrussischen Volksliedern (Leipzig, 1819) vorfindet. Ueber Nr. 7, „Das vollständige Märchen von dem berühmten und tapfern Helden Bowa Korolewitsch und der schönen Königstochter Druschnewna" bemerkt er, daß es romanischen Ursprungs sei: „Bowa ist nichts als der in dem Sagenkreise von Karl dem Großen bekannte Roman Buovo d'Antona (französisch Beuves de Hantone), der in mehren Sprachen handschriftlich und gedruckt gefunden wird und auch im vierten Buch der Reali di Francia gelesen werden kann. Wie und wann diese Fabel in die Hände eines russischen Märchenschreibers gerathen ist, der sie noch durch wunderbare Zusätze veränderte, wird sich schwer ermitteln lassen, aber die Umarbeitung hat ihr besonderes Interesse. Bowa ist Buovo, Druschnewna Drusiana, Simbalda Sinibaldo, Polkan Pulicane, die Stadt Anton Antona der ursprünglichen Sage." Der Uebersetzer hat seine Sammlung noch nicht abgeschlossen und verspricht bei genügender Theilnahme, die wir ihm wünschen, eine Fortsetzung derselben. 38.

Literarische Notizen.

Wir haben früher in d. Bl. der „History of the Peninsular war" von Robert Southey, dem Hofdichter, erwähnt, die jetzt nach langer Zögerung mit dem dritten Bande vollendet worden ist, der mit dem Jahre 1810 beginnt. Der Verf. bleibt der politischen Ansicht, die in der frühern Darstellung vorwaltet, auch hier treu, und wo ein Toryinteresse berührt wird, kann man keine ganz lautere Unparteilichkeit von ihm erwarten, wiewol er keineswegs den Grundsätzen der Absolutisten huldigt, wie sein ebenso besonnenes als strenges Urtheil über Ferdinand VII. beweist. Es standen ihm so reiche Quellen zu Gebote, die ihm theils handschriftliche Mittheilungen, theils die Schätze seiner Bibliothek für spanische und portugiesische Geschichte lieferten, daß sein Werk für die Geschichte des Kriegs immer von großer Wichtigkeit bleiben wird. Vorzüglich anziehend ist in diesem Bande die Darstellung des Guerillakriegs, der 1810 unter Empezinado begann. Mit Wellington's Rückkehr nach England schließt der Verf., der in dieser Schlußscene, wie in vielen andern Partien, sein glänzendes Darstellungstalent bewährt. Die englische Literatur besitzt in diesem Werke, in der früher in d. Bl. beurtheilten unparteiischen und besonders für den Kriegsmann höchst schätzbaren Darstellung des Obersten Napier, eines Augenzeugen, in dem Beitrage des Lords Londonderry und in Hamilton's „Annals of the peninsular war" treffliche Materialien für die Geschichte des denkwürdigen Kriegs.

Washington Irving hat eine neue Folge seines Skizzenbuchs: „Tales of the Alhambra" (zwei Bände, London, 1832), herausgegeben, die uns unter die marmornen Springbrunnen, die Arabesken und Wohlgerüche des maurischen Palastes zu Granada versetzen. Wir finden in diesen Erzählungen den frischen Geist wieder, der in seinen glücklichsten Schöpfungen weht. Die Schilderungen spanischer Natur und Eigenthümlichkeit bringen das romantische Land, das Irving vor einigen Jahren besuchte, lebendig vor uns. Es ist bereits eine Verdeutschung dieses Werks (Berlin, Duncker u. Humblot) angekündigt. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 175. —— 23. Juni 1832.

Geschichte der Magyaren von Johann Grafen Mailáth. Vierter und fünfter Band.

(Beschluß aus Nr. 174.)

Den Magyaren ganz nahe verwandt sind die Cumanen, die Cunscythen oder Scythae Basilii, auch Saken, Chazaren und Chananäer genannt. (Die Beweise dieser Identität beruhen natürlich auf sich.)

Andere Verwandte sind die Jaßen, auch Joner, Panioner, Panonier, Toxandrer, Jazygen genannt. Noch andere die Szekler oder Losejii, d. i. Pferdemelker, Scythae Hippomolgi u. s. w., von den Lateinern auch Aequi, Aeginetae, deutsch auch Marchi und Fali genannt.

Die Palotzen, die auch zu dieser Sippschaft gehören, heißen bei den Alten auch Laestrygones u. s. w., bei den Slawen Polowczi u. s. w. Die parthischen Scythen wanderten mit dem Aegypter Sesostris nach Assyrien und Kappadocien, daher die Namen Parthi, Metanastae, Pelasgi, Philistaei u. s. w.

Diese scythischen Stämme alle hießen früher Türken, Turci, Teucri. Die Magyaren aber führten auch den Namen Urgi oder Urci, und daher hat das Königreich Murcia in Spanien seinen Namen. Man übersieht leicht die unerhörten Folgen für die Geschichte, wenn mit Einem Male die Philister und Kanaaniter parthische und cumanische Türken, die Argiver und Campaner Magyaren, die Aequer und Aegineten Szekler werden. Aber dabei hat die Sache noch kein Ende, denn von Localitäten entlehnte Namen solcher Türkenstämme sind die Osker (Uzen), die identisch sind mit Asen und Ausonern; die Peuciner (Petschenegen), zu denen die Picenter und Pisinaten gehören. Natürlich gehören die Kabyren, die nirgends fehlen dürfen, wo historisch gedummdämelt wird, auch in diesen Türkenkreis.

Nun wollen wir uns kürzer fassen: Die Scythen stammen von Ham, und wohnten also, nach Mosis glaubwürdigem Zeugniß, in Afrika, und zwar in Abyssinien, von wo aus sie ohne Zweifel Aegypten oft besuchten. Sie haben die großen Pyramiden erbaut und wollten in Nubien auf der Ebene Sennaar (denn da ist Sinear zu suchen) den babylonischen Thurm bauen, wanderten aber zum Theil aus, ehe sie damit fertig wurden. Einige landeten nun in Thracien; andere fünf Millionen führte Sesostris nach Asien; jenes sind die eigentlichen Scythen, dies die Kimmerier oder Parther. Scythen und Kimmerier führten später Kriege mit einander. Die sich in Syrien niederließen, waren Gergesäer (Magyaren), Chananäer (Cumanen), Homorräer (Jazygen), Jeb-Usiter (Uzen), Khetäer (Palotzen) u. s. w. Alle aber hießen sie hier Philister. Nun kommt Abraham u. s. w., endlich Moses und Josua, der die sieben türkischen Stämme der Philister besiegt. Die magyarischen Philister flüchteten vor den Juden nach dem schwarzen Meere; von ihnen stammen die Sabäer in Arabien; andere syrische Scythen in Afrika erhielten den Namen Mohren; noch andere wandten sich nach Kleinasien und Griechenland, wo dann die Bewohner fast aller griechischen Inseln von ihnen abstammten. Schlözer wird bemitleidet, daß er den Philistäern keine welthistorische Bedeutung beimißt (hätte er bis auf unsere Zeit gelebt, so würde er schwerlich den Philistern diese abgesprochen haben; dem Mitleiden wäre er sicher entgangen); und indem nun Hunnen, und Gott weiß was für völkerliches Lumpengesindel alles! als identisch mit Philistern angenommen werden, heißt es weiter von den Phitistern, daß sie bei Ravenna in Europa erschienen seien, in Sicilien ein Reich begründet, Italien, ganz Europa in Furcht gesetzt hätten, ja sogar für Gottes Geißel gehalten worden seien.

So ist es denn geschehen, daß die Bibel voll ist von ungarischen Namen. Freilich muß dabei die Ansicht zu Grunde gelegt werden, daß die Schreibweise der Namen, wie sie die Vulgata gibt, treuer sei als die Formen „der neuen gezierten Leseweise", natürlich des Ebräischen. So hat also Hr. Professor Phillips doch nicht so Unrecht, wenn er uns armen Tröpfen in seiner deutschen Geschichte blos die Vulgata citirt! wir hatten, bis uns Hr. Horváth belehrte, einen wissenschaftlichen Grund nicht aufzufinden vermocht und geglaubt, es würde Hrn. Prof. Phillips, in Betracht der vielen Ketzer, die sein übrigens vortreffliches und mit Horváth's gelehrtem Bierkäse nicht zu vergleichendes Buch zu Handen bekommen würden, leicht gewesen sein, einigen Dispens zu erhalten; denn sowie die Sachen jetzt stehen, dürften einige Tausend weniger durch dies Buch in den Schoos der römischen Kirche zurückgeführt werden (weil sie vor der wissenschaftlichen Engherzigkeit des Katholicismus erschrecken), als außerdem ohne Zweifel der Fall gewesen sein würde.

Wir fahren weiter fort im Bericht über Hrn. Horváth's Riesenbau afrikanisch=asiatisch=europäischer Völker= oder vielmehr Türkengeschichte, und berühren nur kürzlich, daß Herodes ein Türke war, ja der Apostel Paulus selbst war einer.

Eine andere Abtheilung der Magyards=, Turco=, Moro=Scythen war früher unter des lybischen Hercules Anführung nach Griechenland gezogen und hatte dies besetzt. Da stammen denn Pelasger, Argiver, Aegineten, Ionier, Lästrygonen, Sikeler (Szekler), ferner bei weiterer Wanderung die Quiriten (in Parenthese: Schopf=Magyaren) von ihnen ab. O hätte doch Niebuhr diese Entdeckung erlebt, daß nicht blos das Pyrgi der Sikeler, sondern auch das Quirium der Sabiner (Sabäer) eigentlich magyarische, d. h. ungarische Marktflecken waren! Großer Gott, was hätte da noch von Ungarn her alles für Licht geholt werden können! „Ein fürchterlicher Mann war dieser magyarische Hercules, da die menschliche Zunge auch heute noch seine Macht, Tugenden, Thaten und Wunder ohne Unterlaß erwähnt, selbst ohne sie zu wissen!" O pecus trismegiston von Magyarenhercules!

Doch in der That, meine Feder versagt mir, solchen Unsinn weiter zu verfolgen, und es wird das Angeführte vollkommen hinreichen, zu zeigen, daß, wenn wir Deutsche dem Hrn. Grafen Mailáth sehr dankbar zu sein Ursache haben für seine nüchterne, besonnene, brauchbare Geschichte der Magyaren, wir uns auch über ihn gar mannichfach beschweren dürfen, daß er uns diesen, auf ausgebreitet, aber ungenau gelehrtem Kram beruhenden Geschichtswust für theueres Geld mit seinem Buche zugleich zu kaufen veranlaßt.

Wäre dieser Kram allein gedruckt, so könnte man das Geld, was Jemand ausgäbe, ihn zu kaufen, einen Narrenzoll nennen, wie denn Radlof, Görres und Consorten in Deutschland vielfach solche Narrensteuern auszuschreiben sich (ohne ständische Bewilligung) herausgenommen haben; aber daß man durch die Verbindung mit Mailáth's Magyarengeschichte solche Serviettenspeise (wie man diese Abhandlung nach der Analogie von Glockenspeise nennen könnte) zu kaufen genöthigt wird, ist eine Zwangsanleihe der tyrannischesten Art, ganz abgesehen von dem Wasser, was dadurch einem Dutzend deutschen Völkerursprungs=Schmiersalen auf die Mühle gegossen wird. Weg mit solchem barbarischen Lumpenwust aus unserer Literatur! Die deutsche Haderlumpspfeife ertönt ohnehin laut genug!

Was die Arbeit des Hrn. Grafen Mailáth betrifft, so umfaßt der vierte Band die Zeit von 1526—1657. Ein vielfach bewegter, aber in vieler Hinsicht anziehend hervortretender Zeitraum der ungarischen Geschichte, sowol der allgemeinen Beziehungen wegen (denn die Einwirkung der Reformation auf das politische Leben der Magyaren fällt in diese Zeit, und die Türken werden immer drohender), als auch wegen vieler einzelner Facta. Wir wählen die Darstellung eines der letztern, der Einnahme von Sziget:

Vergebens sah Zrinyi nach allen Seiten aus; kein Heer nahte zum Entsatze, und er fühlte nur zu gut, daß eine Festung, die nicht entsetzt wird, fallen muß. Die Türken liefen zum Sturm an, er wurde aber abgeschlagen, und der vormalige Statthalter von Aegypten, Ssofi=Ali=Pascha, fand dabei den Tod, zwei Fahnen der Ungläubigen kamen in Zrinyi's Hände. Nach drei Tagen begann ein weit heftigerer Sturm; der Jahrestag der Schlacht von Mohacs, der Eroberung von Ofen und Belgrad sollte durch Szigets Fall verherrlicht werden, aber alle Anstrengungen der Osmanen waren vergebens. Nach wenigen Tagen liefen die Türken einen entscheidenden Sturm. Während des Kampfes gelang es ihnen, die Häuser in der Festung in Brand zu stecken; von Außen durch die osmanischen Schwerter, von Innen durch den Brand bedrängt, kämpfte Zrinyi noch immer; zwei Mal waren die Türken schon eingedrungen, zwei Mal warf er sie wieder hinaus; endlich nahte das Feuer der Pulverkammer, die Türken drangen von den entgegengesetzten Seiten herein; Zrinyi mußte sich in das innere Schloß zurückziehen. Hier prallten die osmanischen Kriegeswellen zurück. Suleiman, grämlich und ungeduldig, schrieb dem Großvezier eigenhändig: „Ist dieser Rauchfang noch nicht ausgebrannt und tönt noch nicht die Pauke der Eroberung?" Er hatte die Freude nicht, den Fall von Sziget zu erleben, er starb in der Nacht an der Ruhr, am Schlage oder an Altersschwäche.

Der Großvezier Mehmed Szokoli verschwieg den Tod des Padischah und setzte die Belagerung eifrig fort. Drei Tage hielt sich noch Zrinyi im innern Schlosse, es fehlte an Lebensmitteln; Weiber und Kinder verschmachteten aus Hunger und Durst, die Türken warfen Feuer hinein, und die wenigen Dächer des Schlosses standen in Flammen; der Augenblick des Todes war gekommen. Da ließ sich Zrinyi von seinem Kämmerer Franz Serenk festlich schmücken, verbarg den Schlüssel der Feste in seinem Kleide, steckte 100 ungarische Dukaten dazu, „damit", so sagte er, „wer mich auszieht, nicht über Mangel an Beute klage." Aus vier Säbeln wählte er jenen, den noch sein Vater geschwungen, und mit dem auch er in der Jugend in den ersten Kampf geritten; so trat er unter die Seinen, die, im Hofraume zusammengedrängt, seiner harrten. Er ermahnte sie noch kurz, an Gott und Vaterland zu denken, nahm aus des Kämmerers Hand einen kleinen Schild, und ließ das Thor öffnen. Die Türken rannten eben an, er feuerte gegen sie einen großen Mörser ab, der unter dem Thore lag, und die vordersten Reihen fielen. Mit dem Schlachtrufe: „Jesus!" stürzte Zrinyi nun hinaus; sein Fahnenträger Juranich ließ die Fahne vor ihm her wehen, die Seinen brausten ihm nach; zwei Kugeln in der Brust, ein Pfeil, der ihn am Kopfe traf, stürzten ihn zu Boden. Voll Siegesfreuden schrien die Janitscharen drei Mal „Allah!" hoben ihn auf und trugen ihn über ihren Häuptern zum Aga, legten ihn, das Gesicht gegen die Erde, auf Kazianer's Kanone und schnitten ihm den Kopf ab u. s. w."

Von dem Inhalte des fünften Buches ist vor allen Dingen das erste Capitel reich an interessanten Gegenständen. Es behandelt die Zeit von 1657—87. Auch das letzte Capitel, ein Abriß der Literaturgeschichte des Zeitraumes 1526—1740, ist höchst interessant, und überhaupt können wir die dem Werke früher gemachten Lobsprüche nur wiederholen. Horváth'sche Geschichtsklitterungen behalte aber hinfüro die magyarische Literatur für sich. 69.

Historisch=politische Bemerkungen über die französische Revolution des Jahres 1830. Von L. Kufahl. Berlin, Krafft und Klage. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Diese Schrift enthält im Allgemeinen Alles in deutscher Breite, was die französische Presse von irgend haltbaren Behauptungen für und wider die neue Ordnung der Dinge in Frank=

reich zu Tage gefördert hat! Wollten wir dem Verf. Wort für Wort folgen, und hervorheben, was als seine eigne Ansicht gelten kann, wir würden ebenso weitläufig werden müssen wie er. Der beliebte Wahlspruch deutscher Schriftsteller: „Allen gleiche Gerechtigkeit" (wobei gewöhnlich Niemand Recht bekommt), ist auch der des Verf. vorliegender Bemerkungen; allein wir haben vor Allem dagegen einzuwenden, daß die Verwirklichung desselben in der Beurtheilung eines so verwickelten Ereignisses, wie die franz. Julirevolution, eine Sache ist, die nicht auf die Autorität der Quellen begründet werden kann, welche bisher die Presse veröffentlicht hat. Ueber die Verbindungen und Pläne des ehemaligen Hofes herrscht besonders noch immer eine Dunkelheit, welche erst verschwinden muß, um den Geschichtschreiber in den Stand zu setzen, einen meineidigen König zu richten. Denn die Geschichte weiß nichts von Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Herrscher und bricht über den schuldigen so offen den Stab, wie sie den wahrhaft Ehrenwerthen und verdienstvollen mit dem Kranze des Ruhmes schmückt.

Hr. Kufahl hat seine Schrift in folgende sechs Abschnitte getheilt. 1) „Die Charte." Eine Beleuchtung des von Ludwig XVIII. ertheilten Staatsgrundgesetzes, in welcher wir die auffallende Aeußerung finden: „Wo bleibt die gepriesene Liberalität der französischen Constitution, wenn man sie mit der Verfassung von Preußen oder Nordamerika vergleicht?" Es war nämlich vorher von der Zusammensetzung der ehemaligen französischen Deputirtenkammer die Rede, welche der Verf. mit Recht tadelt und dann mit Stolz darauf hinweist, daß in Preußen durch die Abgeordneten der Städte, Handwerker und Bauern der geringste Landeigenthümer repräsentirt werde. Was an dieser preußischen Repräsentation ist, mag hier nicht zum Ueberflusse wiederholt werden; die Zusammenstellung derselben mit der nordamerikanischen Verfassung ist um so unstatthafter, da ja Jedermann weiß, daß dort eine Constitution, das vom freien Volke gegebene Gesetz, hier ein unumschränkter, freilich jetzt vortrefflicher, Herrscher den Staat regiert. — 2) „Die Verwaltung." Der Verf. hat die Charte vielfach getadelt, stimmt aber doch nicht unbedingt mit Denen überein, welche nicht allein bezweifelten, daß Frankreich durch die von 1814 habe regiert werden können, sondern daß eine bloße Verfassungsurkunde überhaupt zur Grundlage eines Staatsgebäudes zu dienen vermöge. Der erste Grund seiner abweichenden Ansicht ist: weil er sonst die verbündeten Mächte, welche die Bourbonen auf den französischen Thron zurückführten, mit schwerem und undankbarem Tadel verfolgen müßte. „Wenn es nämlich jener Familie nicht möglich war, mittelst einer Constitution, wie das französische Volk sie wünschte, zu regieren, warum verschwendeten die Monarchen von Preußen, England, Oestreich, Rußland wiederholt die Schätze und das Blut ihrer Unterthanen, um ein Unding zu verfolgen?" (S. 24). Wir meinen, es sei hinlänglich documentirt, daß die Bourbonen wirklich nicht mit der Charte regieren konnten. „La legitimité était le pouvoir incarné; en la saturant de libertés, on l'aurait fait vivre en même temps, qu'elle nous eût appris à régler ces libertés. Loin de comprendre cette nécessité, elle voulut ajouter du pouvoir à du pouvoir; elle a péri par l'excès de son principe." *) Mit diesen Worten bricht auch Chateaubriand den Stab über die Restauration, deren ganze Aufgabe zu sein schien, den französischen Nationalideen zu widersprechen, die Rechte des Volks zu untergraben. „Erbärmlich ist es von einer Regierung", sagte Graf Shrewsbury am 10. April d. J. im englischen Oberhause, „wenn sie den gerechten Foderungen des Volks nicht eher genügt, als bis sie der aufgeregten Nation nicht mehr widerstehen kann."

Der dritte Abschnitt, „Die Parteien", gibt großentheils Auszüge aus französischen Blättern, namentlich aus dem „Ami du peuple" und der „France nouvelle", welche sich bemühten, Aufschlüsse über die französische Carbonaria und den vielerwähnten Comité directeur zu geben. Alle diese Nachrichten sind unzuverlässig, mitunter ganz unwahrscheinlich. Darin wird Jeder mit dem Verf. übereinstimmen, daß — angenommen, Karl X. habe die Absichten jener geheimen Verbündeten gekannt, und die Anzahl derselben habe 100,000 Köpfe betragen — dies ihn noch auf keine Weise berechtigen konnte, 30 Millionen seiner Unterthanen wie Verbrecher, denen man weder Treue noch Glauben zu halten schuldig sei, anzusehen und zu behandeln. — „Das Ministerium Polignac", „Die Ordonnanzen und ihre Folgen", „Die Revolution" — so hat der Verf. die drei letzten Abschnitte betitelt. Er tadelt, daß man das Ministerium angriff und bedrohte, ehe es noch gehandelt hatte; allein warum sollte die öffentliche Meinung schweigen? Hatte sie denn geirrt, als sie Staatsstreiche prophezeite? Die Mittheilung der Thronrede vom 2. März 1830, der Antwort darauf (angenommen durch die bekannten 221 Deputirten), ferner des Berichts der Minister an den König vom 25. Juli und der darauf erfolgten Ordonnanzen, macht diese Abschnitte voluminös. Das Resultat des darin enthaltenen Für und Wider ist übrigens, daß Karl X. revolutionirte, indem er die berüchtigten Ordonnanzen erließ, daß er aber durch ihre Zurücknahme am 29. Juli und durch Ernennung eines neuen Ministeriums zu revolutioniren aufhörte. „Sofort fiel jeder Grund zum Widerstande weg, dieses Wort selbst konnte für die Insurrection, wenn sie fortdauerte, in keinem vernünftigen Sinne mehr gebraucht werden, sondern von nun an revolutionirten die Liberalen" (S. 118). Um die Ansicht des Verf. noch bestimmter zu bezeichnen, reihen wir an das Vorherige noch seine Worte von S. 118, wo er sagt, daß er den Aufstand der Pariser gegen den König kaum als Nothwehr gegen seine revolutionnairen Maßregeln betrachten könne, — „weil das Volk sofort Gewalt brauchte, ohne den Widerstand der Bitte und des Gesetzes versucht und erschöpft zu haben; daß man aber durch Fortsetzung der Insurrection, nachdem die Ordonnanzen zurückgenommen waren, dem Könige offenbare Gewalt anthat, ihn sogar für abgesetzt zu erklären, dafür können wir keinen Grund finden als den Haß und den Uebermuth der damals herrschenden Partei unter den Liberalen &c." Auf diese Behauptungen wollen wir abermals nur mit Chateaubriand's Worten entgegnen: „Die Charte war octroyirt. Wären deshalb etwa alle Bedingungen auf einer Seite, und keine auf der andern? Frankreich hat 20 Milliarden für diese octroyirte Charte gegeben; auf diese Weise wurde der Contract gegenseitig: wollte man ihn nicht mehr, so mußte man jene Milliarden zurückerstatten und auf die erste Stellung außerhalb Landes zurückkehren. Dann hätte man von Neuem unterhandeln und erfahren können, ob die Nation mit der Legitimität ohne Charte zufrieden gewesen sein würde. Allein weil man in der Kammer eine constitutionnelle Opposition fand, die ihre, weder aufrührerische noch republikanische Gesinnung seitdem hinreichend bewiesen hat; unter dem Vorwande von Verschwörungen, die gar nicht oder doch nur bis 1823 existirten, eine ganze Nation ihrer Rechte zu berauben, Frankreich mit dem Interdict zu belegen — das war eine unerträgliche Abgeschmacktheit, welche ihre Züchtigung verdient und empfangen hat. Wenn dieses Beginnen der Thorheit und des Unverstandes auf einige Tage geglückt wäre, so hätte es blutige Folgen gehabt &c."

Doch Karl X., als König, hatte seine eignen Rechte, sagt unser Verf., und gälte bloßer Verdacht, oder ein einzelner, wenn auch starker, aber nicht beharrlich durchgeführter Misgriff, um Jemand seiner ihm eigenthümlichen Rechte zu berauben, so würde man bald die Anklage aus der ersten französischen Revolution erneuert hören: Jemand sei verdächtig, gefährlicher Absichten verdächtig zu sein. Nun, milder hat das Beginnen Karls X. wol noch Niemand bezeichnet. Ein einzelner, zwar starker, aber nicht beharrlich durchgeführter Misgriff!! hört es, ihr verblendeten Völker; ein berliner Gelehrter predigt euch: die Regierung Karls X., seine Begünstigung der jesuitischen u. a. Umtriebe, die Auflösung der Nationalgarde, die Ernennung des Ministeriums Polignac, die wiederholte Auflösung der Kammer, die

*) Chateaubriand, „De la restauration et de la monarchie élective" (Paris, 1831).

Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, die Verwendung von Kanonen und Truppen zur Behauptung ihres verfassungswidrigen Inhalts, der dadurch herbeigeführte dreitägige Kampf um das gute Recht der Franzosen, das war ein einzelner, zwar starker, aber nicht beharrlich durchgeführter Misgriff! — Und nun fragt Hr. Kufahl noch obendrein ganz verständig: „Ist es gewiß, daß die französische Nation überhaupt nach den Ordonnanzen vom 25. Juli es nicht mehr ertragen hätte, Karl X. auf dem Throne zu sehen?“ Das ist eine verzweifelte Frage! „La couronne doit tenir sa parole; quand elle y manque, les sujets ou les citoyens sont dégagés de la leur“, sagt mehrgenannter Chateaubriand, und mag darin nicht Unrecht haben. Für die Franzosen hätte es aber sehr erfreulich und ehrenvoll sein müssen, einen eid- und wortbrüchigen König, dem — seinen Handlungen nach — die Constitution ein Greuel war, noch ferner einen constitutionnellen Thron zieren zu sehen. Freilich, da dies Alles nur ein einzelner u. s. w. Misgriff war!

Haben wir zeither unserm Verf. den Philosophen der Tuilerien entgegengesetzt, so kommt nun der Ort, wo beide derselben Fahne folgen. Wenn die Franzosen den König und den Dauphin nicht wollten, was konnte sie bewegen, auch das Kind, den Herzog von Bordeaux, von sich zu stoßen? Was für diese Ansicht gesagt worden, ist schon bekannt genug; wir fanden hier nichts Neues. Wenn Hr. Kufahl aber schließt: „Also die Restauration und Heinrich V.? — Sie ist wahrscheinlich“, und dies durch vorhergeschickte Betrachtungen über Frankreichs Lage unterstützen will, so müssen wir ihm offen gestehen, daß wir nicht an diese Wahrscheinlichkeit glauben. Das dreifarbige Panier der Nation, auf dem mit großen Zügen der Triumph der Freiheit, die Rechte des Volkes und sein Ruhm glänzen, wird nicht wieder der weißen Standarte eines unverbesserlichen Geschlechtes das Feld räumen, welche nichts verkünden kann als Ludwigs XIV. stolzes Wort: Der Staat bin ich!

„Wenden wir den Blick von Frankreich ab, über die Nachahmungen des großen Dramas unserer Tage hinweg, den Staaten zu, welche nicht in innerer gewaltsamer Umwälzung begriffen sind. Hier stehen England und Preußen voran durch Intelligenz und innere moralische Kraft. Möge Ersteres seine große Reform zur Freude jedes Freundes altgermanischer Staatseinrichtungen glücklich hindurchführen. Möge aber vor Allen das geliebte Vaterland sein schönes Ziel, die höchste und umfassendste Ausbildung der moralischen Kraft und Intelligenz, nie verkennen, nie aus den Augen verlieren. Möge es sich tief einprägen, daß der Tag die Verfassung stürzen sah, die der Tag geboren hatte, daß ohne die sittlichen Garantien des Staates die des positiven Gesetzes nichtig sind, und daß die wahre germanische Freiheit nur durch den germanischen Geist und Charakter erhalten, befestigt und ausgebreitet werden kann.“ So schließt unser Verf. seine Schrift; allein wie kann er die englische Reform billigen, nachdem er S. 123 gesagt hat: „da sich in einem Repräsentativstaate, freilich ohne innere Nothwendigkeit, die geringe Zahl der größern unterwerfen muß“? Und hat er denn nicht bedacht, daß die Vernichtung aller für das Volk so schmachvollen Privilegien des Adels unfehlbare Folge der Reform sein wird?

Daß das Volk von England Beweise von moralischer Selbständigkeit, von politischer Urtheilskraft gegeben hat, indem es nach Verwerfung der Reformbill durch das Oberhaus sich begnügte, einige Fenster einzuwerfen, den Herzog von Wellington in effigie aufzuhängen u. s. w., daran zweifelt Niemand. Allein das erklärt sich leicht. Der König ist in England mit dem Volke, und dieses erfährt täglich, was zu seinem Besten geschieht, und würde auch erfahren, was man gegen dasselbe unternähme, denn die Presse in England ist frei. Wer nur immer will, kann den Gang der Regierung, die Verwendung der Staatseinkünfte u. s. w. genau verfolgen. Wie kann man aber einen streng monarchischen Staat wie Preußen, wo beschränkende Censurgesetze gelten; wo nicht einmal das Budget in einigermaßen vollständiger Weise zur öffentlichen Kenntniß kommt; wo das Volk nicht die mindeste Garantie für die Fortdauer des momentanen materiellen Wohlbefindens unter eines guten Königs Regiment besitzt; wo die Regierung selbst weder ihrem Systeme noch der moralischen Kraft und dem Urtheile der Bürger zu trauen scheint, da sie jedes ausländische Blatt, welches ihr System angreift, aus ihren Grenzen verbannt, auf eine Linie mit dem freien England setzen? Und was nun endlich die sittlichen Garantien anlangt, welche der Verf. so nöthig zum Gedeihen des Staates findet, so lehrt die Geschichte, daß man weniger bei den Völkern als bei ihren Beherrschern über Mangel derselben zu klagen hat. Daher kommt es denn, daß Sully schon sagte: „Les révolutions, qui arrivent dans les grands états, ne sont point un effet du hazard ni du caprice des peuples“, was mit Krug's Ausspruch: daß die Geschichte kein einziges Beispiel von einem Volke aufweisen kann, welches sich gegen eine weise und gute Regierung empört und dadurch eine Revolution herbeigeführt hat, übereinstimmt. Die Völker sind von der Erfahrung angewiesen worden, sich durch positive Bestimmungen (Verfassungen), die ihre Rechte klar aussprechen und verbürgen, dieser unsichern Lage zu entziehen. Das Verlangen der neuesten Zeit ist es, diese Aufgabe in der mindest beunruhigenden Weise zu lösen.

8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 177. —— 25. Juni 1832.

Theater der Hindus. Aus der englischen Uebertragung des Sanskritoriginals, von H. H. Wilson, metrisch übersetzt. Zweiter und letzter Theil.

(Beschluß aus Nr. 176.)

Das zweite, von Hrn. Wolff hier vollständig mitgetheilte Stück ist das „Ratnawali oder Halsband", ein gleichfalls in der gesellschaftlichen Welt Indiens spielendes Drama, dessen Inhalt ich schon bei der Anzeige des ersten Theils ausführlich gegeben habe. Ferner liefert Hr. W. nach Wilson noch kurze Nachrichten über 24 andere indische Schauspiele. Darunter sind auch die zwei: „Das Siegel des Rakschasa" und „Die letzten Thaten Rama's", welche, wie schon oben bemerkt ist, von Wilson vollständig übersetzt worden. In „Die letzten Thaten Rama's" wird besonders die Verbannung der Königin Sita, der Gemahlin Rama's, in einen Wald, wo sie zwei Knaben gebiert, dargestellt, und das Stück ist reich an Schönheiten. Dagegen führt uns das „Siegel des Rakschasa" in das Gewebe ehrsüchtiger und verrätherischer Ränke, deren Netz auch an den indischen Fürstenhöfen gesponnen ward.

Hrn. Wolff's Uebersetzung ist nur von der englischen abhängig, und es kann daher in Bezug auf ihre Beurtheilung nur die Frage entstehen, ob sie den englischen Text treu und mit Gewandtheit ausdrücke. Diese Frage darf wol im Ganzen bejaht werden. Wo der englische Text Dunkelheiten oder Zweifel ließ, konnte Hr. W. sie natürlich nicht aufhellen. Da wir jetzt den Sanskrittext mehrer Stücke mit der englischen und der deutschen Bearbeitung vergleichen können, so wollen wir hiervon einige Proben geben. Wilson ist dem Gedanken des Originals wol mit wenigen Ausnahmen treu geblieben und da, wo Stellen in Prosa vorkommen, auch meistens dem Ausdrucke des Originals. In den metrischen Stellen hingegen geht er mit dem Ausdruck viel freier um und erweitert und verkürzt nach Umständen. Wir wollen hier einige Stellen aus dem Stücke: „Der Spielwagen", vergleichen.

Im achten Akt tritt zuerst der Bettelmönch auf und gibt gute Lehren, daß man in andächtiger Betrachtung wachsam die durch Anstrengung erworbene Tugend erhalten solle, damit nicht die aus den Sinneswerkzeugen hervorgehenden Lockungen uns zum Laster verführen und auf diese Weise die Diebe unserer Tugend werden. Der Bettelmönch trägt dies in drei Versen vor. Der erste Vers, Originaltext S. 212, lautet wörtlich also:

> Sammelt Tugendvorrath! bleibet wach durch die Trommel der Betrachtung!
> Die bösen Sinnediebe rauben die langsam erworbene Tugend!

Wilson hat dies erweiternd also gegeben:

> Be virtue friends your only store,
> And restless appetite restrain,
> Beat meditation's drum, and sore
> Your watch against each sense maintain;
> The thief that still in ambush lies,
> To make devotion's wealth his prize.

Und Hr. Wolff also:

> Die Tugend sei eu'r einzig Gut,
> Bezähmt die ruhelose Gier!
> Des Denkens Trommel schlagt; in Hut
> Habt jeden Sinn, ihr Freunde, mir.
> Der Dieb liegt lauernd stets bereit
> Und raubt den Schatz der Frömmigkeit.

Obgleich in diesen Uebertragungen das Original ziemlich weitläufig paraphrasirt ist, indem z. B. der zweiten und der vierten Zeile der englischen und der deutschen Bearbeitung eigentlich nichts im Originale entspricht, so enthalten dennoch diese Uebertragungen zwei Dunkelheiten, welche im Originale nicht vorhanden sind. Zuvörderst wird man beim Lesen des Englischen schwer darauf verfallen, wie hier eigentlich der bildliche Ausdruck des Schlagens der „Trommel der Betrachtung" herkommt. Im Originale ist dies vollkommen deutlich, weil es das Verbum: dschaggedha, haltet euch wach, unmittelbar mit: dschanapatahena, durch die Trommel der Betrachtung, verbindet. Sodann ist im Englischen die vierte Zeile durch ein Semikolon, und im Deutschen gar durch einen Punkt geschlossen. Hierdurch wird es sehr zweifelhaft, wer eigentlich der Dieb sei, von welchem in der fünften Zeile gesprochen wird. Im Originale ist dies ganz klar, weil hier blos das eine zusammengesetzte Wort: indiatschola, die Sinnediebe, gebraucht wird, d. i. die Diebe, welche in den Sinnen bestehen. Ich bemerke nur noch, daß der Originaltext dieser Stelle nicht Sanskrit, sondern die in diesen Schauspielen so häufig gebrauchte Mundart Prakrit ist. Wilson hat aber allen solchen Prakritstellen die Sanskritübertragung beigefügt.

Der zweite Vers des Bettelmönches lautet im Originale folgendermaßen:

> Wer die fünf Sinne tödtet, die Unwissenheit tödtet, den Leib bewahrt,
> Den übeln Hochmuth tödtet, der geht sicher in den Himmel ein.

Hiermit ist Wilson sehr frei umgegangen. Bei ihm steht:

> Let man remember life must end
> And every hope but virtue fail;
> That he must still with pride contend
> And over ignorance prevail.
> The town will only taste repose
> When scattered fly the baffled foes.

Und bei Hrn. Wolff:

> Das Leben endet, Mensch, bedenk,
> Die Hoffnung täuscht, die Tugend nicht.
> Die Thorheit, die beherrsche streng,
> Geh mit dem Stolze ins Gericht.
> Wenn Ruhe nur die Stadt erfreut,
> Entflieht der Feind bekämpft, zerstreut.

Diese Uebersetzung bietet fast keinen Anknüpfungspunkt zu einer Vergleichung mit dem Originale mehr dar. Das Wort „Stolz" ist das einzige, durch welches sie einigermaßen mit dem Originale zusammenhängt. Uebrigens ist das Englische, was Wilson in seine fünfte und sechste Zeile gesetzt hat, von Hrn. Wolff geradezu umgekehrt worden. Nach Hrn. Wolff's Uebersetzung braucht eine Stadt blos ruhig zu sein, um den Feind entfliehen zu sehen. Dies wäre ein leichtes Rettungsmittel für die belagerten Städte. Allein Wilson hat denn doch richtigerweise umgekehrt gesagt:

> Nur dann wird die Stadt Ruhe fühlen,
> Wenn zerstreut fliehen die getäuschten Feinde.

Diesen Satz wird man eher unterschreiben. Das Original weiß von der ganzen Stadt nichts.

Der dritte Vers des Bettelmönches lautet im Originale also, in Bezug auf die äußerlichen Frömmigkeitszeichen:

> O Kopfscherer! geschornes Haupt, nicht geschornes Herz, heißt das geschoren?
> Wessen Herz geschoren ist, wer redlich und rein, dessen Kopf ist geschoren.

Wilson setzt dafür:

> Why shave the head and mow the chin
> Whilst bristling follies choke the breast;
> Apply the knife to parts within,
> And heed not how deformed the rest:
> The heart of pride and passion weed
> And then the man is pure indeed.

Und Hr. Wolff:

> Was scherest du dein Haupt und Kinn,
> Da Thorheit noch dein Herz enthält;
> Das Messer zu den Theilen hin,
> Bleibt alles Andre auch entstellt.
> Begier rott' aus und Eitelkeit,
> Dann wirst du rein in Wirklichkeit.

Ich wende mich zu einer andern Stelle dieses Schauspiels, welche im sechsten Akte enthalten ist und sehr malerische Schilderungen der indischen gewitterschwangern Regenzeit gibt. Sie steht bei Hrn. Wolff, Th. I, S. 181—185. Nur ein paar Stücke wollen wir ausheben. Das Original hat hier nicht Prakrit, sondern Sanskrit, und zerfällt in Strophen. Die dritte Strophe bezieht sich auf den schon fallenden Regen, und lautet wörtlich also:

> Die schlammfeuchtmäuligen trinken das Naß, die tropfengetroffenen Frösche;
> Geschrei stößt aus der Pfau voll Wonne; der Nipabaum wird glänzend.
> Wie Weltentsagung durch schlechte Menschen, so wird durch Wolken verdüstert der Mond;
> Der Blitz, wie ein Mädchen niederen Standes, schweift unstät umher.

Bei Hrn. Wolff ist dies so ausgedrückt:

> Es schlürft der Frosch, der quakende, mit Freuden
> Die klaren Tropfen ein; das Pfauenweibchen
> Schreit auch vor Freude. Alle Bäume lächeln
> Vor Lust ob dem von unten grünen Laube.
> Der Mond wird ausgelöscht vom Regenschauer,
> Wie heiliger Charakter von den Leuten,
> Die heil'ge Tracht anlegen, um darin
> Des Herzens schlechte Neigung zu verhüllen.
> Und wie die Jungfrau, deren Ruf vernichtet
> Durch steten Liebeswechsel, fliegt der Blitz,
> Treu keiner Gegend, durch das Firmament.

In der sechsten Strophe wird das Gewittergewölk als gegen den Mond anrückendes Heer geschildert. Das Original sagt:

> Vom Sturm rasch getrieben, schwere Tropfen als Pfeilschauer sendend,
> Die Donnertrommel schlagend, mit leuchtender Blitzfahne,
> Erhebt Steuer am Himmel des Mondes die Wolke,
> Wie ein Fürst in der Stadt des trügmüthigen Feindes.

Hr. Wolff:

> Gleich einem Fürsten, der erobernd einzieht
> In des geschlagnen Feind's demüth'ge Stadt,
> Um stattlich seinen Hof darin zu halten,
> Eilt jene dichte Wolke, mit dem Winde,
> Mit Hagelpfeilen, Donnertrommeln, Feuern
> Des hellsten Blitzes wohl gerüstet, her,
> In seinem eignen Himmel den Monarchen
> Der Nacht zu überfallen und zu schlagen.

In andern Stellen dieser Schilderung, namentlich gleich im Anfange, ist Wilson noch viel mehr vom Originale abgewichen. Diese Proben werden hinreichend zeigen, daß die von Wilson und Wolff gelieferten Bearbeitungen uns das Original, besonders in allen poetischen Stellen, freilich nur in etwas nebelhaften Umrissen vorführen. Die Engländer scheinen Bearbeitungen dieser Art vorzuziehen, und Hr. Wolff konnte sich von seinem englischen Führer natürlich nicht trennen. J. G. L. Kosegarten.

Broschürenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 176.)

4. Einige seit der Juliwoche 1830 in französischen Zeitschriften gewagte Behauptungen, freimüthig widerlegt von Joseph Schramm. Aachen, Mayer. 1831. 8. 8 Gr.

Was die Tendenz dieser Schrift betrifft, so wird ein Deutscher schwerlich es misbilligen, daß sich eine Stimme gegen das von Frankreich herübertönende Geschrei nach der Rheingrenze erhebt; fällen wir daher über vorliegendes Buch ein ungünstiges Urtheil, so kann dieses nicht die Sache selbst, sondern allein die

Art betreffen, wie der Verf. dieselbe angesehen und behandelt hat. Anstatt durch Raisonnement zu beweisen, daß jene Doctrin von natürlichen Grenzen, welche durch Ströme oder Gebirge gebildet werden, durchaus falsch sei, indem allein die zufällige Ausdehnung eines Areals, welches eine Nation factisch einnimmt, dieselben wahrhaft bestimmen kann; anstatt ferner darzuthun, daß sowol aus moralischen Beweggründen, als wegen des materiellen Vortheils, die Rheinländer stets sich bestreben müssen, sich nie von Deutschland zu trennen, findet man eine große Anzahl leerer Phrasen, und jenen theils devoten, theils blumenreichen Beamtenstyl, der in der politischen Literatur bis zur ekelhaften Schmeichelei in Preußen vorherrscht. Doch hat das Buch auch eine für den Leser ergötzliche Seite; bevor nämlich irgend eine Widerlegung beginnt, wird jedesmal ein Franzose dramatisch eingeführt, und zwar unter der Rubrik „falsche Behauptung", oder „übertriebene Meinungen", wo alsdann der Verf. sich selbst in Schwulst überbietet, oder jenen fingirten Gegner die Beredtsamkeit der dames de la halle in Anwendung bringen läßt. S. 46 steht z. B. „So? durch plumpdeutschen Witz" (beiläufig bemerkt Ref., daß er sowol diese wie jede andere Art von Witz im Buche vergeblich gesucht hat) „wollt ihr das Palladium unserer Volksfreiheit uns entwinden? Ihr Halbmenschen, ihr schulfüchsischen Spitzköpfe u. s. w." Auch fehlt es nicht an andern rhetorischen Kunstgriffen; so wird z. B. der Schmerz „zartfühlender Fürsten", im Fall Frankreich das frühere Uebergewicht wiedererlangen sollte, sehr rührend geschildert.

Indem der Verf. jene in Frankreich oft genug behauptete Anhänglichkeit der Rheinländer an ihre frühere Regierung zurückweist, gibt er eine Schilderung von den ihnen durch die Franzosen zugefügten Kränkungen und Bedrückungen, wo schon die einzige Behauptung, „die Rheinländer hätten unendlich mehr gelitten als die Deutschen an der Elbe und Oder", das Ganze der Uebertreibung verdächtig macht. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß besonders in den Revolutionskriegen sowol Contributionen wie Plünderungen sehr bedeutend waren; während der Herrschaft Bonaparte's wurde aber das linke Rheinufer dem übrigen Reiche vollkommen gleichgestellt, hatte also auf keine Weise mehr zu leiden als das übrige Frankreich. Was das französische Zollsystem oder die „Douanengreuel" betrifft, worüber der Verf. am meisten klagt, so herrscht dieses noch jetzt in ähnlicher Weise, oder findet sogar in höherm Grade statt, da das linke Rheinufer getheilt ist. Außerdem werden die unermeßlichen Vortheile, welche die Rheinlande der Revolution verdanken, jene Geldopfer und Verluste an Kunstschätzen reichlich aufwiegen; einzelnes Unglück kann als unvermeidlich bei Erschütterungen nicht in Berechnung kommen, sondern man wird allein das ganze Resultat im Auge haben müssen. Kein Theil Deutschlands stellte aber die Zerrissenheit des Ganzen so grell im Kleinen dar und litt so sehr an allen Gebrechen des Mittelalters, wie gerade das linke Rheinufer. Bigotte Pfaffenregierungen, welche freilich dem Verf. mild und aufgeklärt erscheinen, aristokratische Reichsstädte, eine Menge Reichsunmittelbarer, jeder mit besonderer Armee und eignen Ministerien, bis tief in den Elsaß hinein (wo bekanntlich die Revolution ebenfalls die Einheit wiederherstellte), waren so sehr in der Meinung des Volkes gesunken, daß die unbedeutende Truppenabtheilung Custine's hinreichte, jenem Zustande, bis über Mainz hinaus, ein schnelles Ende zu machen. Wie sehr eine Revolution, vor dem ganzen Deutschland, auf dem linken Rheinufer durchaus nothwendig war, zeigte der weitere Fortgang jenes Unternehmens; denn da Custine, anstatt in der Richtung nach Koblenz vorzudringen, um ganz Deutschland zu revolutioniren, sich nach Frankfurt wandte, mislang der Zug, da die Sympathie der Einwohner fehlte. Außer der größern Einheit verdanken die Bewohner des linken Rheinufers der französischen Revolution die Hinwegräumung aller Lehensverhältnisse, aller Vorrechte und Beschränkungen, die den Verkehr hemmten, den freien Besitz desjenigen Grundeigenthums, auf welchem das Recht der todten Hand lastete, und endlich das öffentliche und mündliche Verfahren bei den Gerichten. Der Verf. pflegt ja den jetzigen Zustand der Rheinlande als blühend und glücklich zu preisen; denkt er, daß die preußische Regierung im Stande war, ihn durch ein Machtgebot hervorzurufen, oder schreibt er ihn den eben erwähnten frühern Verhältnissen zu?

Alsdann geht der Verf. zur Auseinandersetzung der politischen Verhältnisse Frankreichs über. Indem er die Behauptung zu widerlegen sucht, die Verträge von 1814 und 1815 wären durch die Julirevolution factisch aufgehoben (er selbst findet in denselben das höchste Ergebniß politischer Weisheit, sodaß sie bei ungestörter Entwickelung ein tausendjähriges Reich des Friedens herbeiführen müßten), entdeckt er einen neuen Grund, durch den Frankreich an die Beobachtung derselben gebunden sei. Dieser besteht darin, daß Frankreich durch einen Friedensbruch die großmüthige Behandlung der Fürsten mit schreiendem Undanke vergelten würde. Nun wird allerdings Niemand leugnen, daß jener Staat, nachdem er unterlegen, noch weit mehr hätte ertragen müssen, wenn man ihm noch mehr aufgebürdet hätte; doch bestanden jene Verträge nur in halben Maßregeln, wodurch Frankreich weder völlig unterdrückt und ohnmächtig gemacht, noch auf der andern Seite mit solcher Schonung behandelt wurde, daß das Gefühl der Dankbarkeit bei der Nation hätte erweckt werden können. Schon allein der Umstand, daß die Verbündeten nach Allem, was seit 1814 geschehen war, 1815 auf der Rückkehr der Bourbons beharrten, mußte in den Augen der Nation jene Milde und Großmuth vollkommen ersetzen. Aus Dem, was wir hier mittheilten, läßt sich der Sinn der übrigen Behauptungen des Verf. mit Leichtigkeit folgern. So ereifert er sich darüber, daß die Franzosen Veranlassung zu Kriegsrüstungen den übrigen Mächten gegeben haben; er räth ihnen wohlmeinend, die Waffen baldigst niederzulegen, um ruhige Leute nicht in Schrecken zu setzen, und sich höflichst bei Preußen und Oestreich zu entschuldigen, daß sie Veranlassung zu Besorgnissen und Unruhen gegeben hätten; er klagt über die boshafte Tendenz der französischen Presse, die Bourbons nach der Restauration verhaßt zu machen; die Censur hält er für ein höchst nützliches und nothwendiges Institut, da die Federn der Scribler so gewandt sind, daß sie dem Buchstaben des Gesetzes stets entschlüpfen. Gelegentlich spricht der Verf. auch von der Revolution von 1789. Die unumgängliche Nothwendigkeit der damaligen Umwandlung sieht er zwar ein, doch meint er, diese habe auf einem weit sicherern und bessern Wege, und zwar von Deutschland aus, zu Stande kommen können. Man höre seine eignen Worte, die wir im Auszuge geben. „Die Geschichtsforscher späterer Jahrhunderte werden die Sache schwerlich anders entscheiden; sie werden die denkwürdigen 70er bis 90er Jahre ins Auge fassen, als nicht der hohe Adel (der Verf. meint hier wol die Fürsten, die er sich gewiß zu Freunden erhalten will), sondern der dumme gemeine Adelsstolz in unübertroffen schön geschriebenen Werken, in unzähligen Volksschriften, Schauspielen, Gedichten dem Gespötte, ja der Verachtung blosgegeben, in der öffentlichen Meinung unmöglich sich noch lange hätte behaupten können." Da der Verf. hierdurch ein höchst scharfsinniges Divinationsvermögen kundthut, können wir es nur bedauern, daß er auf dieselbe Weise uns die nächste Zukunft nicht enthüllt hat; die Langweile, welche man bisweilen bei Durchlesung dieser Schrift empfindet, würde gewiß vollkommen dadurch vergütet werden. 100.

Einige Blicke auf die Meinungen und den Einfluß der politischen Blätter in Paris.

Zweiter Artikel.*)

Zu den Journalen, welche die Politik mit den literarischen und tagesgeschichtlichen Besprechungen verbinden, gehören der „Figaro", der „Corsaire", der sich zugleich Theaterjournal nennt, die „Mode", die „Caricature", die „Némé-

*) Vgl. Nr. 88 d. Bl. D. Red.

ais“, die „Revue de Paris“, der „Revenant“ u. s. w. Die „Némésis“ ist eine wöchentlich erscheinende und in Versen geschriebene bittere Satyre von Barthélemy. Dieser junge Mann hatte sich durch ein höchst geistreiches heroi-komisches Gedicht, die „Villéliade“, in welcher er die politischen Zwerge der Restauration in ihrer Jämmerlichkeit darstellte und verspottete, sowie durch sein Gedicht über Karl X. und dessen Krönung 1825, einen bedeutenden Namen erworben. Neuerdings befleißigte er sich leider, den Lobpreiser der Blutmenschen von 1793 zu machen. Diese Bestrebungen würden Mitleid verdienen, wenn man nicht wüßte, daß der Verf. nicht allein Dichter, sondern ein überspannter Dichter ist. Barthélemy gab hiervon einen hinreichenden Beweis, als er, wegen Ungebührnisse in seinem Blatte vor die Schranken des Gerichtshofes citirt, seine Vertheidigung in Versen machte. Der Einfall, Das in zuweilen sehr holperigen Alexandrinern zu sagen, was die Journale der Opposition tagtäglich in guter, reiner Prosa bringen, ist in der That nicht besonders, und die Art, wie dies in der „Némésis“ ausgeführt wird, keineswegs rühmlich. Vom Anfang machte Barthélemy dennoch hiermit einiges Glück, da ihm der Genius dabei zur Seite stand, aber die Musen sind keine Mägde, die alle Tage Handreichung leisten; die Sache wurde mehr und mehr lahm, und neuerdings hat das Blatt gänzlich aufgehört.

Der „Figaro“ und der „Corsaire“ beschäftigten sich anfänglich lediglich mit dem Theater und den literarischen Tageserscheinungen; jetzt behandeln sie die wichtigsten Gegenstände der Politik mit derselben Oberflächlichkeit und Unbedachtsamkeit in Worten, die man ihnen bei der Besprechung einer unartigen Schauspielerin oder eines ausgepfiffenen Thoren zu Gute halten konnte und zu Gute hielt, da sie die Sache immer mit einigem Witze betrieben. Dermalen sind Monarchen, Minister, Beamte und Krieger die Stichblätter ihrer Witzeleien, und Gesetze, Verfassungen, Urtheilsprüche u. s. w. die Gegenstände ihrer leichtsinnigen Beurtheilung, Spott und Verleumdung aber die täglichen Waffen, deren sie sich bedienen. Im Ganzen würde dieses Treiben weder Aufmerksamkeit noch Rüge verdienen, wenn nicht gerade in einem Augenblicke, wo die Nation eigentlich erst noch ihre politische Erziehung vollendet, das Volk hierdurch daran gewöhnt würde, die ernstesten und wichtigsten Dinge ins Lächerliche herabzuziehen. Bemerken muß ich jedoch, daß der „Figaro“ seit einiger Zeit etwas mehr Mäßigung bei seinen Angriffen beobachtet. Man hat hieraus den Schluß machen wollen, das Ministerium oder vielleicht die Regierung selbst habe dieses Journal erkauft, und es lenke nun nach und nach ein und sei auf dem Wege von der Feindseligkeit zur Schmeichelei; mir erscheint die Sache jedoch darum nicht wahrscheinlich, weil, wie jetzt die Dinge stehen, das Erkaufen eines Journals zu weiter nichts führen würde als zu dem Entstehen einer Menge anderer, die durch Angriffe eine eben solche Bezahlung sich zu verdienen trachten würden.

Die „Caricature“, welche alle fünf Tage einen höchst unbedeutenden Text liefert, begleitet denselben mit zwei Lithographien, deren Gegenstand eine Kritik der Handlungen der Regierung oder eine groteske Travestie von deren Absichten ist. Witz, und zwar viel Witz, hat das Glück dieses Journals gemacht, denn man verzeiht in Frankreich leicht jede Ungerechtigkeit und jeden Verstoß, wenn die Sache nur mit Witz geschieht und zum Lachen reizt. Dennoch beklagt man sich mit Recht über eine in diesen Blättern vorherrschende grenzenlose Erbitterung gegen die Person des Königs und fängt an, nach und nach zu bemerken, daß, um dieser zu genügen, der Crayon häufig seine Zuflucht zu den übertriebensten Uebertreibungen nehmen muß. Sehr oft muß die „Caricature“ durch schwere Geldstrafen ihre boshaften Anspielungen büßen; man versichert jedoch, die karlistischen Thaler stopften immer die Bresche wieder zu, welche die richterlichen Verurtheilungen in die Casse des Journals machten.

Die „Revue de Paris“, ein literarisches, mit vielem Talente redigirtes Blatt, erscheint wöchentlich einmal und bringt auch stets einen ziemlich ausgedehnten Artikel über die politischen Vorfallenheiten der letzten Woche. Der Ton in diesem Journale ist vielleicht etwas zu gelehrt, aber er entfernt sich nie von den Grenzen der Schicklichkeit, die ein Schriftsteller, zu welcher Fahne er sich auch halten möge, niemals überschreiten sollte. Die „Revue de Paris“ steht für den gegenwärtigen Bestand der Dinge in Frankreich, obschon mitunter eine kleine Neigung zu den politischen Albernheiten der Restauration bei ihr durchblickt. Einige andere Journale dieser Art („Revue encyclopédique“, „Revue britannique“, „Revue des deux mondes“, „Mercure“ u. s. w.) haben es versucht, denselben Pfad einzuschlagen, indem sie auch solche politische Bulletins geben; ihre Arbeiten werden jedoch bei weitem weniger beachtet; doch dürfte möglicherweise die „Revue britannique“ in kurzer Zeit vielleicht als politisches Journal einen höhern Rang einnehmen.

Die „Mode“ ist eine karlistische Speculation, die ihre Gönner in den Salons der Aristokratie findet. Dennoch würde dieses Blatt spurlos vorübergegangen sein, suchte es nicht seine letzten Stunden noch dadurch bemerklich zu machen, daß es durch einige ausgezeichnete Verleumdungen sich vor die Schranken des Gerichts bringt und so seinen letzten Athemzug gewissermaßen illustrirt.

Der „Revenant“ und die „Cancans“.... Ich will hier ein seltsames Geständniß für einen Mann ablegen, der eine Uebersicht der verschiedenen Blätter gibt; ich habe nämlich diese beiden Journale nie gesehen, hoffentlich wird man mir dies aber verzeihen, wenn man weiß, daß diese beiden Blätter, wie einige andere ihres Gelichters, nichts als karlistische Pamphlets sind, die in einem schlechten Style, ohne Geist, Saft und Kraft geschrieben werden und zu nichts weiter dienen als etwas Geld zum Besten der Buchdrucker, des Fiscus und der Stempelkammer aus den Kästen der Ultras hervorzulocken.

Während ich dies schreibe, mache ich neuerdings die Erfahrung, wie schnell Alles in unserer Zeit geht, denn ich sehe mich jetzt genöthigt, in Betreff meines Urtheils im ersten Artikel über ein paar Journale Einiges zu berichtigen, da sich seitdem eine Veränderung mit denselben zugetragen hat. Der „Temps“ hat eine bestimmte Farbe angenommen und ist ein völliges Oppositionsblatt geworden, dessen Angriffe zwar sehr heftig, aber ohne Beischmack von Republikanismus sind. Der „Messager“ hat aufgehört, die halbofficiellen ministeriellen Mittheilungen zu bringen, und bewegt sich nun hierdurch freier; allerdings ist er noch immer ministeriell, aber er kann doch jetzt auch die Handlungen der Regierung beleuchten und prüfen, ohne seinen Verpflichtungen untreu zu werden. Der „Nouvelliste“ und die „Constitution de 1830“ sind ein paar neue Blätter, in welchen Alles, was die Regierung thut, als vortrefflich und unfehlbar ausposaunt wird. Der „Français“ und die „Opinion“ sind nach einem Bestehen von ein paar Monaten entschlummert. 83.

Literarische Notiz.

Der hochbegabte schottische Dichter Allan Cunningham, der Verf. des trefflichen „Paul Jones“, hat unter dem Titel: „The maid of Elvar, a poem in twelve parts“ (London, 1832), eine Legende erzählt, die in die Zeit fällt, wo die Schönheit — Maria Stuart — nicht nur auf dem Throne saß, sondern das ganze Land schmückte, wie der Dichter sagt. Man könnte die Dichtung ein ländliches Epos nennen. Sie bewegt sich in der gut behandelten, schweren Spencerstanze. Cunningham ist sehr glücklich in ländlichen Schilderungen, und er weiß Natur und Sitten lebendig zu malen, nur verliert er sich zuweilen in zu sehr ausgeführte Beschreibungen, und die Einmischung schottischer Spracheigenthümlichkeiten und Archaismen wird für den Unkundigen störend. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 178. —— 26. Juni 1832.

Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthum. Für Staats- und Geschäftsmänner in Grundzügen entworfen von J. D. Braunschweig. Erster Theil. Die äthiopische Völkerfamilie. Meroe. Aegypten. Erster bis dritter Abschnitt. Mit zwei illuminirten Abbildungen. Hamburg, Perthes. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Nicht die Entwickelung der Menschheit im Ganzen, dieses Abstractums, das der menschliche Geist gebildet, kann Zweck der Gottheit sein. Der einzelne Mensch mit allen seinen Wünschen, Leiden, Hoffnungen und Freuden, der einzelne Mensch in seiner Entwickelung und Ausbildung ist der Gegenstand der göttlichen Liebe, das Ziel der Vorsehung. So groß und tief auf den ersten Blick der Gedanke an ein Fortschreiten der Menschheit erscheint, so niederschmetternd, so vernichtend ist er bei weiterer Zergliederung, so ganz gegen den Geist des Christenthums. Aber auch selbst die erste Naturbeobachtung zeigt überall in der ganzen Schöpfung nur auf ein Entwickeln aus dem Allgemeinen zum Einzelnen hin. Das Leben der Völker ist nicht das Leben eines organischen Ganzen in seiner Entwickelung nach nothwendigen Naturgesetzen, es ist das Reich geistiger Freiheit, die ganze Masse der Thätigkeit, des Bewegens aller einzelnen Glieder des Volkes in freier, sich selbst bestimmender Entwickelung ihres Geistes nach allen Richtungen. So vielfach diese Richtungen sind, lassen sie sich doch auf einige Gesammtrichtungen zurückführen. Was bei dem Thiere Kunsttrieb, bezeichnender technischer Instinkt, ist bei dem Menschen seine technische Freiheitssphäre. In der technischen Freiheitssphäre des Menschen prägt sich seine unendliche göttliche Natur als das dunkle Bewußtsein eines höhern, mächtigern Zustandes und das rastlose Streben darnach aus. Eine neue Freiheitssphäre thut sich dem Menschen auf, wenn er, dem Drange seiner unendlichen Natur folgend, das Ideal seines eignen Wesens in allen Beziehungen zu gestalten strebt; diese Freiheitssphäre ist die poetische. Die technische und poetische Freiheitssphäre berühren sich einander, und die in jener vorherrschende Idee des Zweckmäßigen wird unterthan der Idee des Schönen.

Einzelne Menschen und Völker haben von jeher ein wirkliches oder geistiges Eldorado ihrer sehnlichsten Wünsche gehabt, wohin sie immer eilten und das sie nie erreichten. Bald war es ein Zauberland irdischer, schwellender Fülle, bald der Unschuld und Freiheit, bald ein tausendjähriges Reich höchster Seligkeit, bald ist es dies oder jenes herrliche Ziel, wohin der Einzelne auf seiner Lebensbahn mit glänzendem Auge sieht. Sei es auch ein Luftgebilde, das in Nebel zerfließt, wenn er sich ihm naht; es ist auch nicht das Ziel selbst, es ist der Weg zu ihm, führt den einzelnen Menschen zur Vollendung, ist das Bewußtsein des Ideals des Göttlichen und der innere Drang, sich ihm zu nähern. Ohne dasselbe wäre der Mensch nicht Mensch, durch dasselbe wird die todte Mittheilung der Erfahrungen belebt, wird Geschichte, und der Mensch erzieht sich und seine Kinder zu einem Ideale, wie es ihm vorschwebt. Der roheste Wilde führt, leitet seinen Sohn zum Ideal, er will in ihm einen Heros sehen, wie er selbst es nicht werden kann. Es ist die Freiheitssphäre des Bildungssinnes der Menschheit, des Trägers der Geschichte, und nahe berührt sich diese Sphäre und die poetische. Poesie ist die erste Geschichte; Poesie und Geschichte die ersten Bildungsmittel der Erziehung.

Wo sich aber der Geist nun zum Unendlichen selbst wendet, von dem ausgegangen und geleitet er sich bewußt wird, und dieses Bewußtsein, diese Ahnung zur hellern Erkenntniß zu bringen strebt, um das Räthsel des menschlichen Daseins und des Daseins überhaupt zu lösen, da schließt sich ihm die Sphäre des religiösen Sinnes auf. Religion und Wissenschaft, aus einer Wurzel in der Tiefe seiner Seele emporgeschossen, treiben schon hier die Blüten eines höhern Lebens. Kann auch der Mensch zu keinem reinen, vollendeten Wissen weder von sich, noch von der Welt, noch von Gott gelangen ohne Offenbarungsglauben: es ist ihm darum doch nicht die Wissenschaft im höhern Sinne versagt, deren einzigstes und wahrhaftes Element des Entstehens, Erhaltens und Fortschreitens ein religiöses ist. Die Wissenschaft, von dem religiösen Sinne erzeugt und geboren, sucht nicht, aufsteigend von Anschauungen und Vorstellungen zu Begriffen und Schlüssen fortschreitend, Alles zusammenzusetzen, sondern sie geht von der höchsten Idee Gott aus und sucht aus dieser sich und die Welt zu finden. So beginnt bei allen Völkern die wissenschaftliche Bildung mit Theologie und Theogonie. Eben darum ist auch die Wissenschaft, wie die Religion, wo sie der Wahrheit am

nächsten stehen, duldsam: denn in allen Formen erkennt sie immer die eigne Quelle wieder. Sie kann ebenso wenig als die Religion von Außen empfangen werden; was hier Heuchelei ist, das ist dort Pedantismus, sinnloses Formenspiel; wie hier, ist auch dort unerläßliche Foderung, wahrhafte, religiöse Begeisterung. So breitet sich denn eine neue Freiheitssphäre der schöpferischen Thätigkeit des Menschen aus, die religiöse oder wissenschaftliche, als deren Mittelpunkt die Religion erscheint.

Wenn auch der einzelne Mensch sich in dieser Sphäre, der technischen, poetischen, religiösen, nur bewegen und entwickeln kann, so deutet schon die Sphäre seines Bildungssinnes auf eine andere hin, die den Menschen erst zum Menschen werden läßt, an die seine Existenz auf Erden geknüpft ist, die ethische Freiheitssphäre. Der ethische Sinn ist nicht blos Geselligkeitstrieb der Thiere, ist das Wesen der Humanität, denn schon die in Gesellschaft lebenden Thiere stehen in Allem auf einem höhern Standpunkt als die übrigen. Dieser ethische Sinn, der die Menschen sich zu Menschen gesellen läßt, der die nothwendige Bedingung, das Element der Sprache ist, er ist in seinem reinsten Wesen der Drang, welcher die Menschheit, nicht in der Einzelheit der Person, sondern im weitern Kreise der Familie, des Stammes, des Volkes und zuletzt der Gattung, die Herrschaft über die Natur zu erwerben, zur freien Thätigkeit des Geistes nach allen Richtungen streben läßt, ohne daß deswegen doch die Freiheit des Einzelwesens unterginge. In diesem Drange spricht sich vernehmbar das Bewußtsein aus, durch die Ideen von Recht und Gut einen Zustand der Menschheit zu gestalten, der höher ist als der gegebene. Wie mannichfaltig sind hier die Formen, die der Mensch, in dieser Freiheitssphäre sich bewegend, schafft? Von der rohesten Willkür des Siegers, der Alle seinem Willen dienstbar macht, von dem Kampfe der Einzelnen unter einander um die Freiheit des eignen Willens, wo das Gesetz und das Recht entsteht, um vermittelnden Frieden zu erhalten, bis zu dem patriarchalischen Familienleben der Völker, wo das Gesetz und durch dasselbe die Freiheit nicht geboren wird durch das Recht, sondern durch die Liebe. Die Familie ist der nächste und engste Kreis für die Wirksamkeit des ethischen Sinnes, die nothwendigste Bedingung, daß der Mensch sein könne, was er sein soll durch ein wechselseitiges Bilden und Gebildetwerden. Jedes Glied des Familienlebens kann nur suchen zu geben, nicht blos zu empfangen; und solche Familienliebe allein, die religiöse Begeisterung eines göttlichen Gestaltens, ist der Keim der schönsten Erscheinung im Menschenleben, der Familie. Nicht der Standpunkt der Reflexion, nicht der der Speculation ist es, aus welchem die Familie hervorgegangen ist, sondern das volle Leben des Gemüths, die tiefsten innersten Gefühle. Das Gefühl des Guten regelt hier alle Verhältnisse der einzelnen Glieder unter einander, und es ist hier, wie es die Natur der Gefühle mitsichbringt, aufs engste mit dem des Schönen, wie mit dem religiösen verbunden. Nicht Rechte und Pflichten werden hier von dem Verstande gefunden und bestimmt; Alles geht hier nur aus von der Liebe zu Gott. Moral und Religion sind hier ungetheilt, und über die ganze ethische Handlungsweise ist der Zauber des Religiösen und Schönen ausgebreitet.

Als das geistigste Erzeugniß, als gemeinsames Bild, als ätherischer Körper des gemeinsamen Bildungsgeistes erscheint hier die Sprache. Sie ist nicht willkürliche Schöpfung des Einzelnen, vielmehr nothwendiges, in hoher Liebe empfangenes und gestaltetes Erzeugniß des Ganzen. Darum ist sie der reinste Spiegel des Verhältnisses der Welt zum Menschen; darum herrscht in ihr das geheimnißvolle Zusammenfallen der Töne mit ihren durch sie bezeichneten Gedanken; daher die Harmonie im ganzen Reiche der Sprachtöne; daher der Uebergang der Dialekte, der Sprachweisen nach dem Maßstabe der Verwandtschaft der Familien, der Stämme.

Die technische Freiheitssphäre, gehoben schon durch die Gefühle des Schönen, erhält hier ihren wahren Adel. Nicht als Einzelwesen lebt und schafft und bildet der Mensch, sondern nur in Wechselwirkung mit dem Ganzen. Alles, was er schafft, muß im Geiste dieses Ganzen, durch und für dasselbe sein. So tritt hier die Idee des Guten vorherrschend ein. Der ganze Kreis seiner Bildungen und Gestaltungen kann nur durch das Ganze bestehen. Aus der thierischen Selbstsucht, die sich auch in dem Knaben als Zerstörungstrieb äußert, wird Gemeingeist.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Der Thron der Gnade. Frei nach dem Englischen bearbeitet von F. W. Krummacher. Erster Theil. Elberfeld, Hassel. 1831. 8. 12 Gr.
2. Abendblätter, ein Taschenbuch für Freunde der christlichen Gedanken- und Gefühlswelt von S. A. E. Sommer. Erlangen, Palm u. Enke. 1832. 8. 20 Gr.
3. Blätter der Erbauung und des Nachdenkens, gesammelt von G. V. Keller (Fortsetzung der Stunden der Andacht). Freiburg, Wagner. 1832. Gr. 8.

Peter der Einsiedler, wenn er heute noch barfuß auf seinem Esel herumritte, das Kreuz predigte und Vergebung der Sünden und Erdens- und Himmelsherrlichkeit dafür verspräche, könnte nur mit Mühe unpassender zur modernen Umgebung aussehen, als unsere theologischen Kreuzprediger. Barfüßig und barhäuptig setzen sie sich auf das alte Thier der Heiligkeit, und: — der Esel schreit, die Lippe bräut, es wird ein grimmig Wesen.

Es gehört wirklich aller Dünkel der theologischen Handwerksleute dazu, immer im alten Schlendrian fortzuschreiten und für das Geschrei Gehör zu verlangen, während die Welt ringsum mit allen Richtungen, Gedanken, Forschungen und Empfindungen eine andere geworden ist. Sie sind schlimmer als die englischen Hochtories, die keine Reform wollen, viel schlimmer, denn sie haben viel schreiendere Auffoderungen; aber es ist ein historisches Factum, daß der theologische Hochmuth wie die tibetanischen Alpen alle andern überragt. Jeder Pfaff, er mag roth oder schwarz angezogen sein, hat ein Stück vom Himmelreich zu verschenken und pocht darauf; es herrscht nur der Unterschied, daß sich der rothe wie ein alter legitimer Unflath, der schwarze wie ein scheinheilig demüthiger Protector Cromwell geberdet.

Gehen wir die Stürme der Gnostiker, der Arianer, der Unitarier, der Pelagianer, der Scholastiker und zuletzt die der Reformation und der Rationalisten alle vorüber: es war meist

ein Kampf der Vernunftthätigkeit gegen überlieferte Autorität, aber ein Kampf gegen ein herrliches Schloß, vor dessen Herrn, dem Christenthume, alle Parteien sich neigten. Ist es denn aber noch so? O nein! Tausende unserer gebildeten Leute wissen nichts mehr von diesem Schlosse; seine Bilder, seine Meubles sind in zierlicher Auswahl in diese und jene Hände gekommen, das Wesentliche und Schöne des Schlosses kennen die Tausende, aber das Schloß selbst haben sie nimmer gesehen. Nur die alte Dienerschaft wohnt noch darin und darum, und spricht ihr altes Patois, wie sie es zum Greuel der Griechen und Römer sonst gesprochen; was Wunder, wenn es heute in den gebildeten Ständen kein Glück macht, und wenn die Pfaffen darum das Beste, was der Mensch mit sicherer Hand erreichen kann, die Bildung, des Teufels verdächtig machen. Es war die letzte Anerkennung des theologischen Christenthums, als die Rationalisten aufstanden und die scharfen Waffen gegen die alten, zähen Schleier erhoben; ihre Zeit, ihre Epoche ist durchgelebt, ihre kritisch-theologische ging der kritisch-politischen voraus und half diese vorbereiten; es kann nur der Blödsinn in Abrede stellen, daß unsere gebildeten Stände kein theologisches Christenthum mehr haben. Und das Wort Indifferentismus reicht nicht aus zur Bezeichnung, und das Wort theologisches Christenthum darf nicht misverstanden werden; das geistige Christenthum, die unsterbliche Seele des großen Stifters, ist in alle Fugen der Weltgeschichte gedrungen, sie verhüllt und entpuppt sich tausendfach und schlägt soeben ihre rauschenden Flügel als Lehre des gesunden Liberalismus über Europa. Aber die alten Sagen leben nur im Munde der Rhapsoden noch, und die Poeten machen Legenden und Balladen daraus, aber in übermüthiger Prosa machen sie kein Glück mehr — das mag Hr. Krummacher glauben. Oder ist man wirklich dreist genug, diesen status causae in Abrede zu stellen, verhält es sich in der Angelegenheit „Theologie contra Bildung" etwa anders; oder sind sie etwa nicht beide bereits ein geschiedenes Ehepaar? Das Papstthum verlor seine Macht und sein Ansehen, als es durch Protestantismus und viele Erfindungen und Entdeckungen außerhalb seines Bereichs in den Nachzug der öffentlichen Erscheinungen gedrängt wurde; die Theologie verlor ihren Herrschermantel, als ihr die Zügel der Cultur aus den Händen gerungen, als sie von der Bildung überflügelt wurde. Oder ist es Zufall, daß eine neue Lehre, die Eure Theologie fast verhöhnt, der Simonismus, eine solche Bedeutsamkeit gewinnt, ist es Zufall, daß Ihr nur unsere Modedamen des Putzes wegen, und diesen und diesem zu Liebe unsere Modeherren zuweilen in den Kirchen — daß Ihr die gebildeten Führer der Zeit nie in ihnen seht? Ist das wirklich Zufall — oder sind nicht vielmehr die geistigen Bedürfnisse, die Wünsche der Seele und des Herzens andere geworden als die, welche Eure verrosteten, breiten Reden befriedigen? Jedes Institut, was unter den gegebenen Bedingungen dieses sublunarischen Planeten construirt wird, veraltet, weil unsere erste Herrscherin die Zeit ist, weil der alte Chronos der Griechen nie gestürzt werden kann — darum kann das Christenthum in hergebrachter, abgenutzter Form nicht mehr das alte sonstige, herrliche Institut sein, es muß den Schimmer der Jahrhunderte sich ebenfalls um die Schultern schlagen können, wie unsere Fürsten den Purpur statt der frühern Felle; darum wird die alte Matrone Katholicismus ihrer Runzeln wegen verlassen, darum ist der Protestantismus mit dem jungen Geiste und dem alten Körper ein so wunderlich Gebild geworden, was in solcher Gestalt kein Glück mehr machen kann. Das Christenthum der Apostel, alle Gebräuche, deren man am Jordan und unter den Feigenbäumen Palästinas bedurfte, will er wiederbringen; dafür, daß er gegen den Schutt der dazwischenliegenden Zeit mit Kraft und Geist protestirt, will er uns das Fortschreiten der Weltgeschichte zur Lüge machen. Darum ist er ein Selbstmörder geworden, und darum muß man gegen die vorliegenden ersten zwei Bücher von Hrn. Krummacher und Hrn. Sommer ohne viele Complimente verfahren, denn sie spreizen sich wie in den besten Tagen der Pfaffenherrschaft mit dem theologischen Hochmuthe, der nichts von Zeit und Weltgeschichte weiß, aber Alles besser weiß, weil — weil er theologisch ist und die Bibel lesen kann.

1. Hr. Krummacher spricht von Gläubigen und [illegible], vom wahren Evangelium, was sie gefunden, von der Thorheit philosophischer Argumente und dem allein seligmachenden biblischen Glauben. Diese Terminologie ist bekannt genug, es ist auch nichts Neues, wenn er den fanatischen Engländer Abraham Booth mit den Worten empfiehlt: „Es sind Blätter vom Holze des Lebens"; aber ich will doch einige Spähne von diesem wilden Engländer herbeibringen, denn man glaubt sonst vielleicht meiner Versicherung nicht, daß es klingt, als spräche ein wilder Puritaner auf freiem Felde, als sei es eine Copie aus Walter Scott's „Schwärmer".

Booth's Einleitung klagt hart und schmerzlich die Toleranz an: nichts, sagt er, bestehe vor dem Evangelium, und der rechtschaffenste Moralist erwarte von ihm kein Lob; das Evangelium habe es nur mit Unwürdigen und Elenden zu thun. Wir sind Alle unwürdige Creaturen, die wie die Spitzbuben unterm Galgen, unter Gottes Sonne stehen. „Die göttliche Gnade mag von unserer armseligen Beihülfe nichts wissen." — Der Herrgott hat einen Theil der Menschen glücklich, selig gemacht, den andern in den Sündenpfuhl geworfen, um — seinen Namen zu verherrlichen! Gibt es wol eine unwürdigere Vorstellung von dem gerechten, gütigen Gotte? Gott wird zum willkürlichsten Despoten gemacht, und das ewige harmonische Gesetz, die Gottheit, wird herabgewürdigt zur menschlichen Schwäche. Die Haupttugend ist wie immer die Demuth. Gott hat vorauserwählt, welche selig werden sollen und welche nicht; da stößt ihm denn ein Gedanke auf, nämlich, daß ja die Erwählten auf ihre Erwählung faullenzen könnten und die Nichterwählten drauf los sündigen; es käme ja aus Eins hinaus — und nun muß man sehen, wie er bei der geschmähten Vernunft um einige Gründe bettelt, und es erregt Mitleid, wie hartherzig diese gegen ihn ist.

2. Abendblätter von Sommer. Das sind einzelne Betrachtungen mit passenden Ueberschriften, z. B. „Der Stern der Weisen", „das Leinfeld", „Witzelei über die heilige Schrift", „Der Lichtputzer", und dies letztere schlage ich zum Motto vor; es heißt: „Ich wollte letzthin mein Licht schneuzen, erwischte es aber im Reinigungseifer etwas zu tief, an des Lichtes Quell und Leben selbst, und — löschte es gar aus. So ist es leider! auch schon manchem theologischen Lichtputzer gegangen." Ja wohl! Hr. Sommer will auch nur für „gläubig gewordene Leute", nicht für die „in der Zwingherrschaft der öffentlichen Meinung" befangenen schreiben. Die Zeit ist schlimm, sagt er, und man muß wie ich „mit Gott", d. h. göttlich schreiben. Zu Recensenten wünscht er sich gesittete Geister — er macht Einem das Herz schwer. Mit den christlichen Gefühlen thut er wie all die Leute etwas apart: die bloße Natur und Dies und Jenes ist gar zu kahl, es muß immer etwas mehr sein, das nennen die Herren christliche Demuth; es gibt wahrhaftig keine übermüthigere Secte als die demüthigen Christen.

In einem Artikel wird untersucht, ob Göthe ein Heiliger sei; der Advocatus diaboli gewinnt aber den Proceß, und Göthe fällt, wie billig, durch. S. 35 kommt eine Betrachtung: „Das Vogelschießen"; da heißt es schmerzhaft: „Auch das Vogelschießen, an sich betrachtet und außer dem Zusammenhange mit den Lastern und Ausschweifungen, die hier, wie in einer Cloake, aus allen Gegenden zusammenfließen, möchte, als bloße männliche Waffenübung, nichts Verwerfliches haben. Allein nicht ohne gerechte Bedenklichkeit blickt dennoch der gewissenhafte Christ auf dasselbe hin, welchen antichristlichen Ursprung dasselbe habe", und nun kommt Wittekind daran, der den heiligen Geist im Symbole des Vogels hat verspotten lassen. Das schlimme Vogelschießen! — Die Bibliotheken sollen blos fromme Bücher enthalten: ich mache die Herren Bibliothekare auf Herrn Sommer aufmerksam; sie würden wohlthun, ihm Kataloge einzuschicken. So geht es mit all den Leuten, welche Das für unnütz, schlecht und verderblich halten, was in dem engen Kreise ihrer biblischen Dinge nicht gefunden wird: die Weltgeschichte wird eine Sündengeschichte. Sie löschen das ganze Bischen Leben aus, es soll fein dunkel sein und nur nach Weihrauch stinken. Es thut dem Hrn. Som-

mir auch leid, daß das Knien abgeschafft ist. Schiller's „Götter Griechenlands" sind der Verzweiflungsschrei der zertretenen Menschennatur. Predigen soll man nicht in verständiger, logischer Gedankenverbindung — hineinstürzen soll man sich in das All; der Geist Gottes hilft zur Ordnung wie ein Polizeicommissarius. Das ist Alles klar und verständlich, nur darüber bin ich nicht einig geworden, wie es Hr. Sommer mit dem Witz gehalten wissen will; echt christlich ist er schwerlich, denn viele Heiden und gottlose Leute sind unbestritten witzig, und Hr. S. spricht sich nur symbolisch darüber aus bei Gelegenheit des Duells der Studenten, wozu er Bratwürste vorschlägt. Was mag Hr. Sommer über den Witz meinen?

8. Blättter u. s. w. von Keller. Hier offenbart sich's freundlich, was solche Andachtsbücher sollen, und neben dem freundlichen grünen Hügel, auf welchem sich dieser Verf. niedergelassen, fallen die vorigen fanatischen Feldprediger in dunkle Tiefe. Allen Denen, welche nicht aus eigner Quelle genug des Lebenswassers schöpfen können, was Gemüth und Geist im Sonnenbrande des Lebens erfrischt, allen Denen, die eine tröstende Hand suchen, welche sie leite in den Gegenden der religiösen Thätigkeit — denen kommt der wohlbekannte Victor Keller, und spricht ihnen nicht fanatische Despotenworte, sondern liebenswürdigen Rath zu. Es ist nicht der dogmatische Qualm, es ist der geläuterte Strom eines edeln Herzens, und solch einen Mann muß auch Der loben, welcher von dem höhern historischen Standpunkte das Positive ansieht; solch ein Mann bildet mit weicher Hand im Einzelnen nach, was die großen Geister oft verwundend im Großen vorgeschaffen haben. Das ist ein würdiger Volkslehrer, denn vor seinen Blicken schwebt die Zeit mit ihren neuen Bedürfnissen, und ihr zugewendet geht er seinen Lesern entgegen, nicht abgewendet, wie jene finstern Gesellen. Darum hat er auch einen ganz andern, schönern, größern Gott, einen Gott „der Güte und Liebe", und je höher die Gottheit, desto besser wird auch der Mensch, daher findet sich hier auch ein schönes Capitel „von der Würde des Menschen"; dann spricht man wie Victor Keller edel und frei gegen „Menschenfurcht". Es ist ein sonniges, wärmeres, schöneres Christenthum, was nicht im Kerker wohnt, wohinein man es gern sperren möchte. 118.

Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Colonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz, von G. A. Tzschoppe und G. A. Stenzel. Hamburg, Perthes. 1832. 4. 6 Thlr.

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß wir jetzt häufig Staatsbeamte finden, welche, obschon beinahe erdrückt unter der Last von Berufsarbeiten, dennoch Zeit finden, um den ernsten Wissenschaften oder der heitern Poesie zu huldigen, und sich bemühen, ihren Mitbürgern tüchtige Werke vorzulegen. Der erstern, ernstern Gattung gehört das vorliegende Werk an, und wir können mit Recht behaupten, daß eine fühlbar gewesene Lücke, besonders in der Geschichte der Lausitz, durch dasselbe ausgefüllt worden ist. Hr. Tzschoppe, welcher als Chef des gesammten Archivwesens in Preußen schon viel Treffliches in diesem Administrationszweige gewirkt, konnte hier aus der besten, reichsten Quelle schöpfen, und so hat er mit dieser gehaltreichen Schrift seinen Landsleuten ein erfreuliches Geschenk gemacht; doppelt rühmlich ist die Verbindung mit dem Professor Stenzel, welcher zu unsern ausgezeichnetsten Geschichtsforschern gehört. Geht auf diese Weise der Staatsmann mit den Gelehrten Hand in Hand, so kann die Wissenschaft nur gewinnen.

Die Untersuchung, wie Deutsche sich ausgebreitet haben von der Elbe zur Oder und Weichsel, über die Gebirge hinunter bis Istrien, wird stets noch ein sehr ergiebiger Gegenstand für den Geschichtsforscher bleiben; mit diesem Werke wollen die Hrn. Verf. Beiträge dazu geben und machen den Versuch, urkundlich zu zeigen, wie sich „in einem Theile dieser Länder, in Schlesien und der Oberlausitz, deutsche Bewohner, und mit ihnen deutsche Rechte, Sitten, Gewohnheiten, Art, Kunst und Wesen einfanden und verbreiteten." Diese Untersuchungen führen den Beweis klar und unumstößlich, daß die Geschichte der Verbreitung deutscher Rechte beinahe die Geschichte der Verbreitung der Deutschen selbst ist. Die Hrn. Verf. fanden bei ihren Forschungen noch einen andern wichtigen Gesichtspunkt, aus dem sie ihr Unternehmen betrachten zu müssen glaubten. „Alles bestehende Recht nämlich, wie jedes festbegründete, allgemeinere Verhältniß, hat seine Wurzel in der Vergangenheit. Ohne Kenntniß derselben kann das Recht, seinem Wesen und den innern Gründen seines Entstehens nach, nie klar begriffen werden. Ebenso wichtig wie philosophischer Geist, ist dem Rechtsgelehrten die Geschichtskenntniß. Die Geschichte der Einführung und Verbreitung deutscher Rechte in Schlesien besonders und der Oberlausitz gestattet der Thätigkeit ihrer Bearbeiter einen weiten Raum." Die Verf. sammelten die lehrreichsten Urkunden über die Anlage der Dörfer, über die Gründung der Städte Schlesiens nach deutschem Rechte, der Bewidung der Städte Schlesiens und der Oberlausitz nach magdeburgischem Rechte, und theilen sie uns hier mit. Wir finden in diesem Werke „die innern eigenthümlichen Verhältnisse der Bewohner dieser Länder, abgesehen von der Einwanderung der Deutschen, auseinandergesetzt, alsdann allgemein die Bedeutung Dessen, was man deutsches Recht der Dörfer und Städte nannte, angegeben; ferner die Ursachen und Veranlassungen zur Einführung desselben, sowie dessen Verbreitung selbst nachgewiesen." Dann ist vorzüglich auch von der Anlage der Städte und Dörfer gehandelt, hauptsächlich aber die Entwickelung der städtischen Verfassung weiter verfolgt, und endlich sind allgemeine Bemerkungen über die Wirkungen der Einführung deutscher Rechte angeknüpft worden. Die erste Abtheilung des Werks zerfällt in fünf Hauptstücke; das erste handelt über die innern Verhältnisse Schlesiens und der Lausitz vor deren Veränderung durch deutsche Einwanderungen; das zweite von der Bedeutung Dessen, was man in Schlesien deutsches Recht nannte, und den Ursachen und Veranlassungen zur Einführung und Verbreitung desselben; das dritte von der Anlegung der Dörfer nach deutschem Rechte; das vierte von der Gründung der Städte nach deutschem Rechte, und das fünfte von der Entwickelung der ältern städtischen Verfassungen. Dann wird uns von Seite 266 an ein wahrer Schatz von Urkunden mitgetheilt, welche unter dem Namen: Urkundenbuch, die zweite und letzte Abtheilung des Werks ausmachen; die älteste Urkunde ist vom Jahr 1188, die jüngste von 1553, im Ganzen enthält das Urkundenbuch 209 Urkunden; bei jeder derselben ist angegeben, woher sie entnommen worden.

In den Abhandlungen findet man Nachrichten über das Verhältniß der Fürsten zur Geistlichkeit, zum Adel und zu den Bauern, über ihre mannichfaltigen Rechte und Einkünfte, über die Rechts- und Gerichtsverfassung der Zauden-, der Land- und Hofgerichte, über die Entstehung der fürstlichen Gewalt der Bischöfe und deren verschiedene Zehnrechte, über die ersten Ansiedelungen der Deutschen, deren Rechts- und Gerichtsverfassung in Städten und Dörfern, über die Verhältnisse im Innern der Städte, des Vogts, des Stadtraths, der Innungen, über die städtischen Rechte, Besitzungen und Einkünfte, über Handel, Gewerbe, Münzen, Maße, Gewichte und überhaupt über alle diejenigen Beziehungen, welche in den gesammelten Urkunden berührt werden. Ein vollständiges dreifaches Register a) über Sachen, b) Ortschaften, c) Personen erhöht den Werth und die Zweckmäßigkeit dieses schätzbaren historischen Werks, welches übrigens von dem Verleger mit einer dem Gegenstand und der mühsamen Arbeit würdigen Eleganz ausgestattet worden ist. 112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 179. —— 27. Juni 1832.

Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthum. Von J. D. Braunschweig. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Was ist aber das Volk Anderes als eine größere Familie? Schon durch Gestalt und Sprache beurkundet sich das Volk als ein großes Ganze, wo in jedem Einzelnen dieselbe Kraft nach denselben Richtungen sich zum Bewußtsein desselben Ideals emporwindet. Wenn dort die Familienliebe das Band ist, welches das Ganze verknüpft und mithin die Bedingung der vollendeten Entwickelung der menschlichen Kraft in ihr, so ist es hier die Liebe zum Volksthum. Volksthum ist das ungestörte Leben vieler verwandten Familien zu einem großen Ganzen zusammengeschlossen, die in allen Richtungen ihre Kraft zu Einem Ziele hin entwickeln. Was wir gewöhnlich Vaterlandsliebe nennen, ist Liebe zum Volksthum; denn sie ist nicht Liebe zum Boden, wie sie die eingewurzelte Pflanze, wie sie das Thier haben könnte und hat. Jeder muß es ahnen, daß im Volksthum er nur sein könne, was er sein muß; und für diese Freiheit, für dieses tiefe, religiöse Gefühl kann er jedes Opfer bringen. Wäre Vaterlandsliebe Liebe zur Heimath, so gäbe es keine Ausbreitung der Völker, keine Völkerwanderung, keine Uebersiedelung, kein Uebertreten zu andern Staaten, um ein anderes Volksthum zu suchen, zu erwerben. Selten, man könnte fast sagen nie, ist es despotischen Eroberern gelungen, einem unterjochten Volke sein Volksthum zu nehmen, d. i. seine Sprache, seine ganze eigenthümliche Bildung in jeder Rücksicht, seine Religion, Sitten; die furchtbarsten Revolutionen sind aus solchen Versuchen entstanden.

Der einzelne Mensch hat besondere Stimmungen, Augenblicke, in denen das Bewußtsein seines gegenwärtigen Standpunktes von gewonnenen Gefühlen, Ideen, seine ganze Habe von Erkenntnissen plötzlich durch neugewonnene Ansichten verändert wird. Das Volk hat sie auch, und das ist der Geist der Zeit; er allein ist es, der dem Volksthum eine andere Richtung zu geben vermag. Die Mundart der Familie, des Stammes erhebt sich zur Sprache des ganzen Volkes. Aus dem ewigen Zusammenhange der Sprache mit dem ganzen Volksthume geht die Entwickelung der erstern hervor, d. i. das Dasein einer Geschichte der Sprache.

Die technische Freiheitssphäre wird ihrem reinen Wesen nach nicht verändert, wol aber hier erweitert, größer, und tritt in vielfache Berührung. Der Handel entsteht dadurch und steigert sich zum Welthandel; der tiefere Ursprung ist nicht zu verkennen. Wie hätte auch durch die Entwickelung des technischen Sinnes im neuen Europa die ganze Tiefe des Volksthums aufgeregt werden können: Innungsgeist in der Freiheit des Bürgers, im Waffenklange des Ritters, in vereinter Gesangsweise des Troubadours, in der wissenschaftlichen Gesammtheit der Universitäten, wäre nicht durch diese Sphäre auch der ethische Sinn besonders, sowie der poetische und religiöse, aufgeregt? Und wie hätte dies geschehen können, wenn nicht das Band innerer Verwandtschaft Alle durchzöge? Die Meinung, als ob die durch Wohlstand erworbene Muße und das Wohlbehagen solches göttliche Leben im Volksthume erwecken könnte, ist weder ruhmvoll noch wahr. Jede Sphäre, in der sich der menschliche Geist schaffend bewegt, theilt mit der technischen im Volksthume die Erweiterung der neuen Gestaltung.

Ganz besonders aber gewinnt im Volksthume, mehr als in der Familie, der ethische Sinn an Bestimmtheit, an haltbarem Bewußtsein, an Richtung und Umfang, und verbreitet über das ganze Leben des Volkes einen eignen Schimmer. Rechte und Pflichten des Einzelnen gegen das Ganze und des Ganzen gegen den Einzelnen werden zu entwickeln begonnen. Die Idee des Staates wird erzeugt, wie auch die Formen desselben sein mögen. Die natürliche ursprünglichste Form der Staaten ist die volksthümliche, d. i. diejenige, wo ein Staat durch ein Volk gebildet wird. Aber weil die Freiheit des Willens in jedem Regen des menschlichen Geistes waltet, entstehen auch Staaten aus mehren Völkern; und so werden sie schon bei dem ersten Morgenroth der Geschichte erblickt. Von der Entstehung der Staaten letzterer Art kann die Rede sein, aber von der Entstehung der erstern ebenso wenig als von der Entstehung der Sprache, der Vernunft, der Religion. Vernunft, Verstand ist der belebende Hauch Gottes, Sprache ist von Gott gegeben; Staaten sind von Gott eingesetzt, und da die Staaten nicht ohne Obrigkeiten gedacht werden können, so gilt dasselbe auch von Fürsten, einer bestimmten Form der Obrigkeit. Wie wurde der erste Fürst? ist eine ebenso unzubeantwortende Frage.

Es liegt ein tiefer Sinn in der alten Sprache, die mit ihren einfachen, aber inhaltschweren Worten ganze Abhandlungen ersetzt.

Mit der Entwickelung des ethischen Sinnes auf diesem Punkte, mit dem Staatsleben der Völker tritt auch zugleich das Streben ein, nach derselben Idee des Guten und Rechts die Wechselverhältnisse der Völker und Staaten unter einander zu ordnen und alle zu einem großen Ganzen, gleichsam einem Weltstaate, zu verbinden. Und ebenso mannichfaltig sind die Formen der Bildung solcher Weltstaaten. Die Eroberung des Weltstürmers ist nur ein Versuch, diesen Weltstaat in monarchischer Form zu gründen; die Idee des politischen Gleichgewichts ist ein Versuch, ihm eine demokratische Form zu geben, sowie in großen Völkervereinen häufig aristokratische Formen sich zu bilden suchen. Zwang oder freie Uebereinkunft, die Waffengewalt oder Politik sind die beiden Wege, auf denen die Menschheit zu diesem Ziele fortschreitet. Ob sie zu ihm gelangen wird? So wenig der einzelne Mensch sich in dieser Vollkommenheit zu entwickeln vermag ohne Familie, ohne Volksthum, ebenso wenig einzelne Völker in abgesonderter Abgeschlossenheit. An beiden straft sich nur zu bald das Einsiedlerleben.

Diese Ansichten, die der geistreiche Verf. in dem Vorworte von dem Gegenstande seiner Bearbeitung ausgesprochen hat, bezeichnen die Tendenz seiner Schrift und führen den Leser auf den Standpunkt, von dem aus sie beurtheilt werden muß. Noch deutlicher geht dieses und die Absicht, die der Verf. insbesondere zu erreichen strebte, aus der gedankenreichen Erklärung hervor, die er über den Titel seines Werkes mit folgenden Worten gibt:

Alterthum ist hier gesetzt für antike Zeit, denn es gibt nur eine antike und eine moderne Zeit. Beide sind von einander genau und bestimmt geschieden durch das Christenthum und den Mohammedanismus, durch Local- und Weltcultur der Völker. Die antike Zeit kennt nur Localreligion, Localcultur der Völker, Staaten auf dem Punkte des Volksthums. Das Christenthum ist Weltreligion, das Volk, zu dem es durchgedrungen, stellt sich auf den Standpunkt einer Weltcultur, einer freigegebenen Bildung. Der Mohammedanismus ist auch eine Weltreligion, aber in vielfacher Beziehung durchaus vom Christenthum geschieden, in welthistorischer Beziehung durch das ihm inwohnende monarchisch-theokratische Princip, durch das Princip der waffenthätigen Unterwerfung, feindlich und gefahrbringend allen Staaten anderes Glaubens. Denn so wenig es mohammedanische Republiken geben kann, ebenso wenig einen friedlichen Staatenbund zwischen mohammedanischen und christlichen oder andern Staaten. Vorläufer dieser Weltreligionen war die Dionysos-Religion (von der wir nur Bruchstücke kennen, ohne sie zusammengesetzt oder nur die Zusammenstellung versucht zu haben) in dem Zeitalter von Alexander bis zur Erscheinung des Christenthums, und diese Zeit ist das eigentliche Mittelalter, die Geburtsstätte der modernen Zeit. Was wir gewöhnlich Mittelalter nennen, ist nur der Zeitpunkt des Eintretens einiger germanischen Völker in das Gebiet der Weltcultur.

Wenn die Worte: „für Staats- und Geschäftsmänner", mit dem gewünschten Kreise von Lesern auch zugleich den Gesichtspunkt andeuten sollen, aus dem ich arbeitete, so bedarf es hierbei noch einer Erklärung. Nicht werden sollte dieses Werk weder ein Beitrag zur geistreichen Unterhaltung, noch ein Beitrag zu einer historischen Behandlungsweise, die, ein Gewebe politischen Raisonnements, meines Erachtens nur ein Seitenstück zum historischen Roman liefert, von unsäglichem Nachtheil für Wissenschaft und Leben. Mich leitete ein Anderes. Mein Gesichtspunkt war hier derjenige der Bildung aller Derer, die Theil haben oder einst Theil zu haben hoffen dürfen an der Leitung des allgemeinen politischen Lebens der Völker.

Wir haben Schulen: Militairschulen, Bürgerschulen, Handelsschulen, Gewerbschulen, Adelsschulen, Gelehrtenschulen, und haben in unserer Literatur viel Anweisungen, was am zweckmäßigsten zur Ausbildung für jede dieser Lebensbestimmungen geschehen müsse. Nur für Fürstenkinder und die Kinder Derer, die einst das Schicksal der Völker zu leiten bestimmt sind, ist so gut als gar nichts geschehen. Was bedarf es der Worte, um die hohe Wichtigkeit dieses Gegenstandes auseinanderzusetzen? Ist das Besserwerden des Zustandes der Menschen, oder vielmehr aller Staatseinrichtungen kein Traumgebilde, wodurch anders kann es herbeigeführt werden als durch den Geist der Regierenden? Ich theile keineswegs die beliebte Ansicht, als ob Revolutionen, Untergang der Staaten ein Resultat des blinden Verhältnisses, oder, gleich andern Naturerscheinungen, Folge eines Naturgesetzes oder Fügung Gottes sei. Daß Gottes allweiser Rath Alles leitet, daran wird wol kein Christ zweifeln; daß seine Vorsehung sich über das Kleinste wie über das Größte erstreckt, ist ebenso gewiß: aber in jener Ansicht ist etwas ganz Anderes gemeint, etwas ganz Unchristliches, eine Entschuldigung durch einen verkappten Fatalismus. Revolutionen, Untergang der Staaten sind nur natürliche Folgen einer schlechten Regierung; wo unklug oder schlecht regiert wird, da können Katastrophen nicht ausbleiben. Ebenso hohl und unchristlich sind die Reden von entarteten Völkern, von Regeneration der Menschheit. Herrschte Justinian nicht über entartete Völker? rettete Aëtius nicht mit entarteten Völkern Europa von der Regeneration durch Hunnen? Die Quelle alles Uebels ist die Unwissenheit und der daraus entstehende Egoismus. Tüchtige Bildung gibt ein klares Auge, ein wackeres Herz und einen reinen, festen Willen. In dieser allein liegt des Menschen Heil und Rettung.

Aus dem Vorangeführten geht schon hervor, daß der Leser nicht fürchten darf, hier einer saft- und kraftlosen Compilation zu begegnen; die genauere Durchsicht des Werkes bekundet aber auf die erfreulichste Weise, daß der Verf. seinen Zweck stets fest im Auge behielt, und daß es ihm an den nöthigen Mitteln nicht fehlte, ihn zu erreichen. Er bekundet ein so umfassendes als gründliches Quellenstudium, und in der Verarbeitung des zwar ungemein reichen, doch nicht selten gar spröden Stoffes zeigt er eine beifallswerthe Besonnenheit und Selbständigkeit. Dieser erste Theil zerfällt in drei Abschnitte. In dem ersten Abschnitt ist ein kurzer, doch anschaulicher Umriß, der die äthiopische Völkerfamilie gegeben, deren Wiege das Hochgebirge Al Komri war, deren Culturstand schon 4000 Jahre vor Christi Geburt begann und sich zu einer Weltcultur ausbildete. Wie zu dieser Entwickelung der Boden, das Klima, die Lage des Landes beitrugen, das ist mit einer lichtvollen Zusammenstellung der Nachrichten über den Ursitz der großen Völkerfamilie dargethan, zu deren Zweigen der Verf. außer den Aegyptern die Araber, die Syrier, Phönizier, Hebräer, die afrikanischen Küstenvölker und die auf der pyrenäischen Halbinsel wohnenden iberischen Völkerschaften rechnet. Gewisse Charakterzüge sind der äthiopischen Völkerfamilie in allen ihren Zweigen eigenthümlich geblieben, und weder widerwärtige Schicksale noch die Entfernung vom heimischen Boden haben sie vertilgen können. Dahin gehört ein gewisses

Festhalten an einförmiger Beharrlichkeit, gleichsam eine Erstarrung des einmal Angenommenen und Gewohnten an Sitten und Ansichten, dann eine gewisse Blutgier, eine Lust am Verstümmeln und Morden, als: Beschneidung, Menschenopfer, Ausrottungskriege; endlich Fanatismus in der Religion. Der zweite Abschnitt enthält eine Darstellung des Staates Meroe, dieser alten Werkstätte der Weltcultur, dessen Bildung sich in den Nebel vorgeschichtlicher Zeiten verliert. Seinem Plane treu, weist der Verf. in bündiger Kürze die äußern politischen Verhältnisse dieses Staates nach, von dem ganz Afrika Götter, Orakel und Opfer empfing, dessen welthistorische Bedeutung ein Zeitraum von Jahrtausenden bedeckt. Der Zusammenhang der Mythen und Sagen, die von Meroe aus sich durch alle Staaten der alten Welt verbreiteten, mit dem Charakter und der Bildungsgeschichte der Aethiopier, ist mit überzeugender Klarheit nachgewiesen worden. Der dritte und bei weitem stärkste Abschnitt umfaßt Aegypten, den Boden, die Wohnung, die Fürsten, die Stände, Verfassung, Gesetzgebung, Finanzen, Industrie, Handel, Lehre, Glaube, Cultus, Sprache, Schrift, Wissenschaft und Kunst. Die Aegypter sind darin ausführlich, mit steter Hinsicht auf den Hauptzweck des Werkes, abgehandelt; dann folgt noch die Geschichte des persischen und des griechischen Zeitalters. Zwar auf die ältern Hauptquellen gegründet, sind doch alle Forschungen der Neuern gewissenhaft und mit umsichtiger Auswahl benutzt, daher wird denn auch der Kenner nicht weniger durch die Vollständigkeit des Werkes befriedigt, als der blos Unterhaltung suchende Leser durch die gewandte Darstellung angesprochen werden. 94.

Schwäbisches Wörterbuch, mit etymologischen und historischen Anmerkungen von Joh. Christoph v. Schmid. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart, Schweizerbart. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

„Das Idiotikon ist fertig, und wie ich glaube, ein in seiner Art gutes Buch. So lange es indessen bei mir liegt, kann noch immer daran gebessert werden; wäre es aber nicht mehr in meiner Hand, oder wol gar schon gedruckt, dann würde mir jede Verbesserung, die ich nicht angebracht hätte und doch hätte anbringen sollen, ein nagender Wurm werden. Unterdessen geht die Welt ihren Gang ohne das Idiotikon ruhig fort; laß uns also die Zeit seiner Erscheinung ruhig abwarten.“ So schrieb Schmid vor Jahren an einen Freund (s. seine Biographie von Wagenseil, S. 89) und ließ das Werk liegen oder mußte es, in Ermangelung eines Verlegers, liegen lassen bis zu seinem Tode. Denn „lieber werde das Idiotikon gar nicht gedruckt“, so äußert er sich weiter, „als daß ein Verleger Schaden daran habe.“ Jetzt hat, vier Jahre und mehr nach seinem Absterben, eine angehende Buchhandlung das verdienstliche Wagniß übernommen, und wir wünschen ihrem Unternehmen alle Unterstützung von Seiten der Bibliotheken, Institute und Gelehrten Deutschlands und von Seiten des größern Publicums in Schwaben, wo das Buch auch für den Ungelehrten von großem Interesse sein muß. Schmid durfte unter vier Augen wol mit Wohlgefallen von einem Buche sprechen, auf welches er fast 40 Jahre, die beste Zeit seines Lebens, verwendet und alle seine Gelehrsamkeit, seine Bildung, seinen Scharfsinn bezogen, mit welchem er alle übrigen Forschungen und Studien, namentlich die historischen, in Verbindung gesetzt hatte, was Jeder bald bemerken konnte, der über irgend einen Gegenstand der Literatur mit ihm ein ausführlicheres Gespräch anknüpfte. Leider überraschte den Verf. nach einer langen Laufbahn der Tod doch noch zu früh für dieses Werk; nicht als wenn es nicht gehörig ausgearbeitet worden wäre: denn laut dem Vorworte veranlaßte der reichhaltige Stoff, welcher sich unter den Händen des Verf. immer mehr anhäufte, eine fünfmalige, mit der größten Pünktlichkeit ausgeführte Umarbeitung des Manuscripts, und es wäre dieses schon früher zum Drucke befördert worden, wenn nicht verschiedene zufällige Umstände längere Zeit hindurch die Herausgabe verhindert hätten. Was dem Buche fehlt, ist ein vom Verf. ausführlich dargelegter Plan der Bearbeitung, der einem solchen Werke nicht fehlen sollte. So, wie es jetzt erscheint, müssen sich die Freunde der Dialektenkunde mit den „Gedanken zu einer Vorrede“ begnügen, welche sich in den Papieren des Verf. vorgefunden haben. Aus diesen erfahren wir, daß, was den Ort betrifft, das Idiotikon Alles umfaßt, was bisher Schwaben geheißen hat, wobei es natürlich bisweilen in die benachbarten Landschaften hineinstreift. Die Zeit erstreckt sich vom Ende der Minnesänger und dem Anfange des gewöhnlichen Gebrauchs der deutschen Sprache in Urkunden (vom Ende des 13. Jahrhunderts an) bis auf den heutigen Tag. Für die vergangene Zeit wurden schwäbische Urkunden (eine Menge ungedruckter) und schwäbische Schriftsteller (zum Theil auch noch in Handschriften) gebraucht, und zu Ersparung des Raums nur durch Abbreviaturen bezeichnet. Da der Verf. die letzte Hand nicht anlegen konnte, so muß nun leider das Verzeichniß dieser Abkürzungen, das ihre Erklärung enthält, zugleich als Quellenverzeichniß gelten, obgleich es, als solches betrachtet, freilich nicht vollständig genug ist und häufig nur ungenügende Auskunft gibt. — Ueber die Aufnahme mancher Wörter, die auch in der Nachbarschaft vorkommen, entschuldigt sich unser Lexikograph hinreichend und mit Geist: „wollte man ihnen“, sagt er, „weil sie auch von den Nachbarn gebraucht werden, die Aufnahme versagen, so dürften auch diese sie nicht aufnehmen (in deren eigentlichen Dialekt, wollte wol der Verf. beisetzen, sie nicht gehören), und sie müßten, da sie bisher auch von dem Hochdeutschen zurückgewiesen worden sind, als herrenloses Gesindel ohne Heimath herumirren, was ihr Adel und ihre Brauchbarkeit nicht verdient.“ Aus gleicher Ursache erscheint manches in schwäbischen Urkunden und Schriftstellern vorkommende Wort in dem Wörterbuche, wenn sich gleich auch andere Schriftsteller desselben bedienen. — Der Verf. wollte sich in der projectirten Vorrede weiter noch darüber erklären, was man unter den Anmerkungen zu erwarten habe: „daß nämlich nicht jedes Wort, wie in Wachter, etymologisirt, sondern in Betreff der Ableitungen häufig auf diesen, Adelung und Scherz-Oberlin verwiesen, öfters bei den verschiedenen Meinungen der Sprachforscher auf die bessere gedeutet, oft die Abstammung kurz und klar angegeben, eine unrichtige berichtigt, eine neue vorgetragen werde. Die historischen Anmerkungen bestehen hauptsächlich in Stellen aus Urkunden und Schriften, aus welchen der Sinn des Wortes erhellt, und die zugleich einen Beitrag zur Sitten-, Rechts- und andern Geschichte liefern. Ueberhaupt aber würde es der Verf. sehr bedauern, wenn in der Behandlung des Ganzen nicht der höhere Standpunkt der Sprachforschung erkannt würde; wiewol ihn für seine Mühe schon das Wahrnehmen der unzähligen verschlungenen und wunderbaren Wort- und Begriffsverwandtschaften reichlich dafür entschädigt hätte. Aber was man Wundervolles gesehen, was man über die alltäglichen Vergnügungen Erhabenes empfunden hat, das möchte man auch gern Andern darstellen und mittheilen.“ Die Liebe zu seiner Arbeit, das erhebende Gefühl schöpferischer Lust bei einem, scheinbar oft so mechanischen Geschäfte offenbart sich nun nicht blos in diesen Zeilen, sondern in dem ganzen Buche, das von dem lebendigen Geiste volksthümlicher Forschung durchfurcht ist.

Die für sich selbst sehr interessanten Citate alter Schriften, die Beschreibung schwäbischer Sitten und Gebräuche, eingeflochtene Volkslieder, Anschauungen aus der Topographie des Landes, und Etymologien, die reich an psychologischen und moralischen

Folgerungen sind, beseelen das Ganze und veranlassen uns, in dem Buche, das wir zum Nachschlagen in die Hand genommen haben, fortzulesen, und uns ist zu Muthe, als durchwandelten wir den Garten des schönen Schwabenlandes. Wirklich wird auch dieses Buch dem Norddeutschen, der das Volk und Land der Schwaben näher kennen, der es lieben lernen will, viel wesentlichere Dienste leisten als eine Geographie oder ein Reisehandbuch der gewöhnlichen Art, so unentbehrlich ein solches sein mag. Was wir übrigens gerade in dieser Beziehung als einen wesentlichen Mangel in der Anlage des Buches bezeichnen möchten, ist, daß nicht hinter jedem Worte durch ein entscheidendes, schnellverständliches Zeichen angegeben ist, ob solches dem Sprachschatze des jetzigen Schwabendialekts, oder dem Altschwäbischen der vergangenen Jahrhunderte, oder beiden mit einander angehört. So wäre das Idiotikon zugleich ein eigentliches Handwörterbuch für den Fremden, der Schwaben zu durchreisen oder längere Zeit in diesem Lande zu verweilen hat, geworden. Nun aber, nach der jetzigen Einrichtung des Buches, sind die zwei offenbar verschiedenen Elemente, aus welchen es besteht, ganz und gar vermischt, und der Leser erfährt erst aus dem Zusammenhange des Artikels, oder er muß aus untergeordneten Zeichen schließen, ob ein Wort in der heutigen schwäbischen Sprache noch gangbar sei. Bei manchen Wörtern wäre freilich die Grenzlinie sehr schwer zu ziehen. So bezweifelt z. B. Ref., ob das Wort Bantle (so viel als Bastard), für welches gar keine Autorität angeführt wird, noch irgendwo in Schwaben gebräuchlich sei. Dennoch scheint es noch keine hundert Jahre aus der Umgangssprache des Volkes verschwunden zu sein, denn er erinnert sich aus seiner frühen Jugend, eine alte Frau singen gehört zu haben: S'Appele hot a Bantle; was er erst jetzt mit Hülfe des Schmid'schen Wörterbuches übersetzen kann: „die Apollonia hat einen Bastard geboren"; dasselbe Wort existirt auch noch in schwäbischen Geschlechtsnamen: „Bandel, Bantlen, Bantlin." — Da der Verf. der Zeit nach das Schwäbische bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgt, so läßt sich ferner mit einigem Mistrauen fragen, ob wol hier alle schriftliche Quellen, zumal die Denkmäler der altdeutschen Poesie für jene alte Zeit, gehörig ausgebeutet sind, selbst wenn wir die Minnesänger und die epischen Dichtungen des 13. Jahrhunderts als vom Verf. ausgeschlossen betrachten. Kenner jenes Zeitraums mögen hierüber richten. Das Verzeichniß der Abkürzungen macht es fast mehr als unwahrscheinlich. Was das Schwäbische als lebenden Dialekt betrifft, so ist das Buch außerordentlich reich, zumal für ein Werk, dem alle Vorarbeiten so gut als ganz fehlten. Inzwischen ist es doch fühlbar, daß der Verf. den größern Theil seines Lebens in Oberschwaben zugebracht und dort vorzüglich gesammelt hat. Ein Bewohner des Unterlandes dürfte manche Lücken ausfinden und Ergänzungen liefern können. So suchen wir z. B. das im untern Theile von Schwaben noch heutzutage ganz gangbare Wort Gukelfuhre vergebens; es bezeichnet tropisch ein unordentliches Treiben und wilden Lärm, z. B. in einem Wirthshause, wo Tanz ist und Alles drunter und drüber geht. Das Wort ist uralt und kommt in ähnlichem Sinne schon bei Walther von der Vogelweide vor; ursprünglich heißt es ohne Zweifel ein schwankendes, unsicheres, lärmendes Fuhrwerk (Gaukelfuhre). Das Wort wäre dem Verf. sehr nahe gelegen, da er unter dem Artikel: Gägen, gäugen, ganz ähnliche Wörter (z. B. Gäukeln) anführt. Bei sehr vielen Wörtern macht Schmid, weil er sie nur in Ulm gehört hat, den viel zu sehr beschränkenden Zusatz: Ulmisch, während das Wort bis tief ins Unterland herab im Schwange geht: ai, aiaile, als Liebkosungssprache, ist keineswegs blos Ulmisch, Bairisch und Oestreichisch; man kann es von einem Ende Schwabens zum andern in jeder Kinderstube hören. Häl (glatt, schlüpfrig) ist nicht blos im Ulmischen gebräuchlich, sondern wird wenigstens bis Tübingen herab gehört; nissig (für filzig) ist nicht Ulmisch, sondern allgemein Schwäbisch. — Zuweilen fehlen auch verschiedene Formen derselben Wörter. So finden wir zwar motzen, norken, gnorken, aber nicht das in Unterschwaben einzig Gebräuchliche motzeln, norkeln, gnorkeln. Dagegen sind wieder andere Wörter durchaus nicht schwäbisch, sondern unter Schreibershänden zufällig entstanden. Z. B. Scopel (aus scopulus), was aus einer Mönchsschrift zu sein scheint, wiewol das Abbreviaturzeichen (Gaistl. Z.) undeutlich und nicht erklärt ist. — Alle diese Ausstellungen sind indessen gegenüber von dem Geleisteten nur unbedeutend; und wer will bei einem solchen Werke, wenn es zum ersten Mal unternommen wird, auf Vollständigkeit Anspruch machen?

Schmid hatte, nach den „Gedanken zu einer Vorrede", dem Wörterbuche noch eine Sprachlehre vorsetzen wollen, die das Ausgezeichnetste der schwäbischen Mundart nach Aussprache, Wortbildung und Wortfügung, auch als Anhang eine Sprüchwörtersammlung enthalten sollte. Leider ist hiervon keine Spur im Werke zu sehen. Bei den Vocalen, beim Artikel und an einigen andern Orten ist gelegentlich etwas zur Grammatik und zur Aussprache beigebracht; Alles im Einzelnen trefflich, aber leider sehr fragmentarisch. Inzwischen hat ein junger Gelehrter, der erst seit Schmid's Tode in diesem Fache zu arbeiten angefangen und durch öffentlich mitgetheilte Proben entschiedenen Beruf zur Dialektologie beurkundet hat, Dr. Moritz Rapp aus Stuttgart, eine vollständige Grammatik des neu-schwäbischen Dialekts, wie er heutzutage gesprochen wird, druckfertig ausgearbeitet. Sie würde eine wahre Ergänzung des vorliegenden Werkes bilden, und wir müssen im Interesse der deutschen Sprachkunde wünschen, daß mit ihrer Herausgabe nicht, wie mit Schmid's Idiotikon, bis nach dem Tode ihres (noch sehr jungen) Verfassers gewartet werden möge.

Papier und Druck des Wörterbuches sind gut; der letztere correct; nur ist durch ein Versehen die Seitenzahl mit Beginn des Buchstabens W ärgerlich turbirt. Auch wäre zu wünschen gewesen, daß an der Stelle der Buchstaben P und T ausdrücklich angegeben wäre, daß dieselben (der schwäbischen Aussprache vollkommen gemäß) mit B und D vereinigt sind.

Schmid's Bildniß, gut lithographirt und sprechend ähnlich, schmückt seine verdienstliche Arbeit. 23.

Notiz.

Aus Italien.

Ein in mancher Beziehung nicht uninteressantes Buch ist uns kürzlich aus Italien zugekommen. Es führt den Titel: „Giulietta e Romeo. Novella storica di Luigi da Porto di Vicenza" (Pisa, 1831), enthält aber mehr, als nur der Titel besagt. Denn außer jener Novelle des Luigi da Porto (die übrigens aus dem 16. Jahrhundert hier zum 17. Male gedruckt worden ist) wird auch die des Matteo Bandello (aus dem 16. Jahrh. gleichfalls) auf den nämlichen Gegenstand, ferner ein Gedicht einer pseudonymen Veroneserin Tizia (die erste und einzige Ausgabe desselben ist von 1553), in Ottave rime, ebenfalls auf Romeo und Julie, mitgetheilt. Dabei finden sich auch andere ältere italienische Gedichte, literarische Notizen mancher Art und kritische Anmerkungen. Ueber Luigi da Porto steht eine Biographie, nebst literarischen Nachweisungen in Betreff seiner Schriften, voran, der dann auch noch ein besonderer Catalogo bibliografico der einzelnen Ausgaben jener Novelle des Luigi folgt. Ferner sind zwei französische und zwei englische Uebersetzungen derselben Novelle näher bezeichnet, und theils (18) andere italienische Darstellungen der Geschichte des Romeo und der Julie, theils (12) fremde Werke dieser Art, im Englischen, Französischen und Deutschen, angegeben. Auch finden sich hier historische Notizen über die Familie der Monticoli (Montecchi) und Cappelletti, sowie andere Beispiele eines durch künstliche Getränke herbeigeführten Scheintodes mitgetheilt. Anderes lassen wir hier unerwähnt und bemerken nur noch im Allgemeinen, daß, wie auch schon aus dem Gesagten hervorgeht, das vorliegende Buch besonders für den Literator von Werth ist. 50.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 180. — 28. Juni 1832.

Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden. Von Ludwig Flathe. Erster Theil. Von der Urzeit bis zum Untergange des persisch-macedonischen Reiches. Leipzig, Barth. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Je größer jetzt die Zahl Derjenigen ist, welche, unberufen und unbefähigt, sich unterfangen, die historische Literatur zu vermehren, aber freilich mit Erzeugnissen, deren Geburtsjahr meist auch zum Todesjahr wird, um so erfreulicher ist es, wenn ein durch Talent und Bildung Berufener jene Literatur durch ein Werk wahrhaft bereichert, welches einerseits das Product eines sorgsamen Fleißes und einer kräftigen Begeisterung ist und andererseits ein helles Licht über bisher dunkle, Aufhellung ebenso sehr bedürfende als verdienende Gebiete verbreitet. Eine Arbeit dieser Art ist die vorliegende, welche Ref. mit um so größerm Interesse zur Hand nahm, als ihr Gegenstand ihn schon vor längerer Zeit beschäftigte, jedoch durch andere Arbeiten ihm wiederum ferngerückt wurde, und welche er mit immer steigender Befriedigung und Achtung für den Verf. las. Schon die Aufgabe des Werks, die Geschichte Macedoniens und der von Fürsten aus macedonischem Geschlecht beherrschten Reiche in eine zusammenhängende Darstellung zu bringen, in welcher sie die Haupttheile, Griechenland und Rom nur die untergeordneten Partien bilden, empfiehlt dasselbe, indem auf solche Weise diesen Staaten zuerst ihr Recht widerfähret, in einer abgesonderten Darstellung behandelt und in ihrer eigenthümlichen Bedeutung aufgefaßt zu werden. Ueber die universalhistorische Bedeutung der von den Macedoniern gegründeten ausgedehnten Herrschaft spricht sich der Verf. selbst auf folgende Art (S. 6) aus: „Sie sollte das eigenthümliche Leben eines großen Theils der Völker des Morgenlandes, welches durch die Perser schon verworren oder aufgelöst worden war, welches haltungslos in der Luft hing und der Erhaltung nicht werth war, gewaltsamer und heftiger noch, als es von diesen geschehen war, erschüttern, damit zu einem andern Sein der Weg bereitet werde. Sie sollte unter dem Volke der Griechen, das Freiheit und Unabhängigkeit von fremder Gewalt nur noch in sich selbst zerstörenden Kämpfen benutzen zu können schien, nicht minder dienen, das alte Leben in seinen Grundfesten zu erschüttern, den Geist voller Freiheit und Selbständigkeit zu ertödten und die Gemüther für das ruhige Dulden fremder Gewaltherrschaft vorzubereiten.“ Der vorliegende erste Theil erschöpft die erste Hälfte der Aufgabe, indem er mit der macedonischen Urzeit beginnend bis zum Untergange des persisch-macedonischen Reiches oder bis zur Schlacht bei Ipsus herabgeht; er zerfällt in vier Capitel, deren Inhalt und Umfang durch die Ueberschriften: Die Urgeschichte Macedoniens; Die macedonische Hegemonie in Griechenland; Die Gründung des persisch-macedonischen Reiches und der Untergang desselben hinlänglich bezeichnet wird. Das Material hat der Verf. durchgehends und ausschließlich aus den Quellen entlehnt, und das sorgfältige Studium derselben wird nicht nur durch die unter den Text durchgängig gesetzten Anführungen derselben, sondern auch, und zwar noch mehr durch die Bestimmtheit und Selbständigkeit der Darstellung bewiesen; daß aber bei einem solchen Verfahren neuerer Schriften nur selten und nur mit großer Auswahl zu gedenken war, ist natürlich. Was im Allgemeinen den Charakter der Darstellung betrifft, so bilden einnehmende Klarheit und ernste Haltung, verbunden mit Veranschaulichung und mit Belebung durch Reflexion, wie solche der Verlauf der Begebenheiten aufdrängt oder doch veranlaßt, die Grundzüge desselben.

Indem der Gehalt des Buchs uns berechtigt, noch bei den einzelnen Abschnitten zu verweilen, so bemerken wir zunächst in Beziehung auf den ersten Abschnitt, daß in diesem die sehr dürftigen Nachrichten über die frühere macedonische Geschichte fleißig und vollständig gesammelt und mit vielem Geschick zu einem Ganzen vereinigt sind, so weit jene Dürftigkeit es irgend gestattete. Mit dem Anfange des zweiten Abschnitts, mit Philipps Thronbesteigung, werden die Quellen allerdings reichhaltiger und ergiebiger, allein zugleich wird ihre Benutzung schwieriger, indem sie hauptsächlich in den Reden des öfters leidenschaftlichen Gegners des Königs, des Demosthenes, bestehen, und die nicht leichte Aufgabe gestellt war, Thatsachen und Verhältnisse von dem Gewande zu entkleiden, welches Gesinnung oder Absichtlichkeit des Redners ihnen überwirft. Gerade in dieser Beziehung offenbart der Verf. eine Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Urtheils, welche vornehmlich seinen Beruf zur Geschichtschreibung bewährt. Während er nämlich einerseits den König bisweilen selbst mit einiger nicht zu verkennenden und leicht erklärlichen Vorliebe vor den Anschuldigungen und Vorwürfen des Redners rechtfertigt

oder dieselben doch auf den geringfügigen wahren Gehalt, welcher in ihnen liegt, herabsetzt, und auf solche Weise ein ganz anderes Bild von dem Könige entwirft, als uns aus den Reden seines Gegners entgegentritt, so wird andererseits die Trefflichkeit und Größe dieses nicht geschmälert, sondern vielmehr in das hellste Licht gestellt; nicht allein wird die vollendete Kunst und der lebendige Geist seiner Rede hervorgehoben, sondern es wird auch der eigentliche Kern seines politischen und somit seines ganzen Lebens mit gerechtester Anerkennung herausgestellt in dem Streben, der Altvordern thaten- und tugendreiche Zeit festzuhalten oder zurückzuführen, in der Meinung, daß der Geist derselben in dem athenischen Volke nicht verschwunden, sondern nur eingeschlummert sei, und in dem mannhaften Entschlusse, der Schande den unablässigen Kampf vorzuziehen, wenn auch durch denselben nur ein ehrenvoller Untergang zu gewinnen wäre. Aus der Charakteristik und Würdigung Philipps erlauben wir uns einige Züge mit des Verf. eignen Worten hervorzuheben. „Philipp war kein Barbar, sondern ein gebildeter Grieche; er achtet, was achtbar ist, und selbst sein großer Gegner, der Redner der Freiheit, findet eine gerechte Würdigung. Die Gefühle für Ehre, Tugend und Recht stehen ihm nicht fern, nicht fern eine königliche Gesinnung. Seine ganze Politik war nicht das Erzeugniß eines von Natur zu Hinterlist und Tücke geneigten Gemüthes, und nicht das Einzige, wodurch er sich geltend zu machen vermocht hätte; sie war allein ein Werk der Noth, durch sie allein konnte Macedonien, von mächtigen Staaten umgeben, die fast in Jeglichem, wodurch ein Staat mächtig ist, über demselben standen, in und über ihnen seine Stellung gewinnen. Philipp, wie er sich auch hindurchschleichen und hindurchwinden muß, niemals gibt er die königliche Haltung und Würde auf, niemals läßt er sich zu gemeinen Täuschungen herunter, nur die Griechen braucht er, die sich hergeben, ihr Vaterland zu berücken, von sich selbst vermeidet er eine Täuschung ausgehen zu lassen; frecher Stolz, beleidigender Uebermuth und nutzlose Grausamkeit sind immer von ihm fern.“ Wir haben diese Charakteristik der Politik Philipps um so lieber hier mitgetheilt, weil sie als ein Beweis der erwähnten Vorliebe dienen kann, insofern in ihr selbst die Anwendung von Trug und Arglist zugestanden wird, zwischen der mittelbaren und unmittelbaren Anwendung aber schwerlich ein wesentlicher Unterschied sein möchte. Dagegen stimmen wir dem Verf. vollkommen bei, wenn er hinzufügt: „Die Schöpfung der Größe Macedoniens war das Werk nicht seiner Tücke, sondern seiner That, und das Glück hatte nicht mehr Antheil daran, als es an menschlichen Dingen überhaupt zu haben pflegt.“ Als das Ziel alles Strebens Philipps bezeichnet der Verf. die Zertrümmerung des persischen Reichs; allein wenn er behauptet, daß schon fast vom Anfang an Alles auf die Ausführung dieses Plans berechnet zu sein scheine, so reicht doch Das, was er zur Unterstützung dieser Ansicht aufstellt, nicht hin, um für diese die Meinung aufzugeben, daß Philipp wenigstens während der ersten Hälfte seiner Regierung die Hegemonie über Griechenland als letztes Ziel festgehalten habe, und daß erst bei größerer Annäherung an dieses, jenes entferntere ihn gereizt und als leitend und bestimmend in seine Wirksamkeit eingetreten sei. Diese Differenz ist jedoch insofern von keiner großen Bedeutung, als sie auf die Behandlungsweise der Geschichte Philipps keinen wesentlichen Einfluß haben kann, um so mehr, als diese durchweg mit einer solchen Gründlichkeit und Einsicht gearbeitet ist, daß alle frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes weit übertroffen und völlig entbehrlich gemacht worden sind. Dieselbe Anerkennung gebührt dem dritten Capitel, welches die Geschichte Alexanders von seinem Auszuge gegen Persien an bis zu seinem Tode enthält. Das Bild des Heldenkönigs tritt zunächst, durch eine lebendige Charakteristik veranschaulicht, dem Blicke des Lesers entgegen: eine poetische Stimmung, welche aus dem klaren Quell homerischer Dichtung schöpfte, vereinigt sich mit einer Empfänglichkeit und einem Eifer für die Wissenschaft, welchen ein Aristoteles entwickelt hatte; ein Geist der Milde, welcher sich besonders in inniger Freundschaft offenbart, mit einem hohen, wahrhaft königlichen Sinne und einem, auch im überreichen Lebensgenuß sich nicht verlierenden Thatendrang; der in ihm hervortretende Verein und Widerspruch des griechischen und orientalischen Glaubens der Zeit und der durch Wissenschaft gewonnenen Aufklärung gibt ein Abbild des ganzen Zeitalters. Der ausführlichen Darstellung der Thaten Alexanders wird eine gehaltvolle Betrachtung eingeschaltet, auf welche Weise Alexander die Begründung eines persisch-macedonischen Reichs begonnen habe, wie er gerade durch dies Streben in Mißverhältnisse verwickelt und zu Thaten hingerissen wurde, welche die Schattenseite seines Lebens bilden, wie aber auch jenes Reich das Werk der feinsten Berechnung und einer seltenen Kunst, Umstände und Verhältnisse zu benutzen, gewesen ist. „Ueber den König Alexander — mit diesen Worten wird die Geschichte desselben abgeschlossen — ist ein Gericht zu fällen unschwer. Der Thatendrang in der Brust und der königliche Sinn hat ihn in den Kampf gegen die Perser getrieben, welche kein Recht hatten, von Macedonien geschont zu werden, sowie dieses seine Kraft fühlte, denn sie waren in früherer Zeit auch gekommen, als sie die Gewalt zu haben meinten, Macedonien zu verknechten. In dem Kampfe ist er menschlich und mild gewesen, wo nicht von besondern Umständen die heftige Leidenschaftlichkeit aufgestürmt war; das neugewonnene Reich hat er zu dem Vortheil der unterworfenen Völker verwaltet, die mit großem Jammer um seine Leiche standen, trauernd, daß der Beste ihrer Herrscher geschieden. Seinen Macedoniern ist er zuweilen ein sehr strenger Richter gewesen, aber die Strenge war nöthig, um ihren Uebermuth gegen die Barbaren niederzuhalten. Die Freuden des Lebens, wie das Morgenland sie bot, hat er genossen in vollen Zügen, aber zur gemeinen, thatenlosen Schwelgerei ist er nicht herabgesunken, und wer dürfte von dem Beherrscher des Morgenlandes begehren, daß er die Reinheit und Ruhe des Philosophen bewahren solle?“ Der Untergang und die Auflösung des von Alexander gegründeten Reichs ermangelt zwar fast durchgehends eines großartigen Charakters und zeigt nur zu oft den niedrigsten

Eigennutz und die ärgste Verworfenheit; allein der Verf. weist mit Recht auf eine Seite dieser Zeit hin, welche man, wenn auch nicht mit Freude, doch nicht ohne Bewunderung betrachten könne: Anerkennung verdiene nämlich die kühne Zuversicht, mit welcher die Macedonier die von ihrem Könige gewonnene Herrschaft trotz aller drohenden Gefahren festhalten; ebenso wunderbar sei die Ruhe, mit welcher die einmal unterworfenen Völker im Gehorsam verharren; das meiste Interesse aber errege das Resultat des Kampfes: Macedoniens Befreiung von der naturwidrigen Verbindung mit dem Morgenlande, Griechenlands Rückkehr zu einer, freilich matten und haltungslosen Unabhängigkeit und des Morgenlandes naturgemäße Scheidung in Aegypten, Syrien und später das, das Innere Südasiens für das eigenthümliche Leben des Orients auf lange Jahrhunderte hinaus rettende, parthische Reich. Daß auch dieser Theil des Werks mit gleicher Gründlichkeit und Klarheit abgefaßt ist wie die frühern, braucht kaum bemerkt zu werden. Ein sehr schwieriger Theil der gesammten Aufgabe, welche der Verf. sich gestellt hat, ist noch zurück; allein seiner mit Scharfsinn und lebendiger Begeisterung verbundenen Gründlichkeit wird es gelingen, auch diesen in derselben gediegenen Weise, wie den bisher vollendeten, durchzuführen, und wir fügen nur noch den Wunsch hinzu, sein Versprechen, daß der zweite Band nicht lange auf sich harren lassen solle, bald erfüllt zu sehen. 16.

Schattenrisse aus Giulio's Leben. Herausgegeben von Th. H. Grafen von Heusenstamm. München, Franz. 1832. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Unglück ist der Wetzstein des Glückes, und die Hypochondrie hat einen Vortheil: sie macht sinnreich, wenn auch qualvoll sinnreich. So ist es mit diesem Buche: es sind Briefe Giulio's an seinen Freund, sehr viele Notizen aus seinem Tagebuche u. s. w., und in diesen Windeln liegt die Geschichte, daß der Graf Giulio geliebt hat und treulos behandelt worden ist — darauf natürlich sehr heftige Verzweiflung; — daß er zum zweiten Male an ein weibliches Herz gesunken und vor der Hochzeit an den Folgen des ersten Schmerzes und der dadurch im Verzweiflungstoben erregten Brustkrankheit gestorben sei. Das wäre nun bei heutiger romantischen Zeit kein absonderliches Unglück, denn wie Viele lieben unglücklich und sterben an Lungenlähmung; der materielle Leser muß auch bei dem obigen Worte Unglück nicht etwa an den leeren Geldbeutel oder Tortur der Stände u. s. w. denken; Herausgeber, Widmungsfreund und Held sind alle von gutem Adel; die Bahn ist glatt wie zum Kegelschieben, und von dergleichen bürgerlichem Jammer ist nicht die Rede, der wird auch in der schwersten Hypochondrie nicht erwähnt. Glücklicher Oestreicher! Nein, unglücklicher! — — Es ist dem Helden wirklich und ernsthaft um die Tiefe, den Kern, den Mittelpunkt des Lebens zu thun, es ist Methode in der Hypochondrie, und ich habe das Buch nicht so humoristisch gelesen, als ich jetzt eben beim Schreiben gestimmt bin. Es ist viel, recht viel daran zu loben. Ich stimme so ganz und gar nicht in das Geschrei unserer Kritiker ein, die zerrissenen Herzen, die in tadelnswerther Allgemeinheit sogenannten Faustwesen, nüchtern und spöttisch von der Hand zu weisen. Weil ein großer Dichter einen Typus seiner Zeit getroffen, und auch manchem kleinen Geiste dadurch das Zungenband gelöst worden ist, soll nun darum das tägliche liebe Elend, Liebesweh, Erdenweh, Weltweh u. s. w. nicht mehr besprochen werden? O pfui, seid nicht so hart! Tadelt die Form, Methode, Kraft, Schwäche u. s. w., aber tadelt nicht überhaupt, daß ein Mensch seine offene Brust Euch bringt. Besser ist's heut, wo der Mensch seine hohe Bestimmung im Verhältnisse zur Gesellschaft immer mehr kennen lernt, besser ist's, wenn er reicher an Wünschen, Freuden oder Klagen, das heißt mit solchen, die nicht ihn allein, sondern die Gesellschaft betreffen, auftritt; aber zermalmt nicht den Menschen, um die Menschheit aufzurichten. Das wäre auch illiberal. Laßt uns auch den Mikrokosmus aufnehmen. Es ist wahr, unser Graf ist ein wenig breit in seinen Gefühlen, aber er fühlt tief und meint es unbeschreiblich redlich mit der Menschheit. Das Buch könnte schlanker gemacht werden, und durch die bessere Taille gewänne es wie ein Modeherr, der die Saison hindurch einen zehrenden, reinigenden Brunnen trinkt. Der Verf. hätte sich auch nur sorgfältiger kleiden dürfen, dann wäre schon viel Flitter weggeblieben, und viele häßliche Schmutzflecken der Sprache wären uns nicht begegnet. Davor muß sich der Wiener besonders hüten, da er beim übrigen Deutschland ohnehin dessen ziemlich verdächtig ist, und für den Grafen sind Sprachfehler doppelt unangenehm, zumal er so lebhaft gegen unser Staarmatz-Französischplappern eifert. Und nun ein Paar Gedanken Giulio's, damit die Leser sehen, daß ich nicht ins Blaue hinein gelobt habe, denn ich habe wirklich loben wollen.

„Es kommt mir immer komisch vor, wenn sich die Leute zusammenbestellen zu einer Luststunde; wenn sie sich recht ernsthaft vornehmen, einmal recht lustig zu sein, und es mit dem ernstesten Gesichte von der Welt ins Werk setzen. Die Freude ist wie das Glück und der Schlaf: sie fällt aus ihrem goldenen Saale ungebeten, unerwartet in die sterbliche Wohnung hernieder. Sie ist ein launischer, wunderlicher Gast. Sie klopft nicht an der Pforte und scharrt nicht an der Schwelle."

„Es ist der Jammer der Menschheit wie des Menschen, daß man alt wird in der Brautnacht des Lebens. Nur ersehnt haben wir die Freude oder bedauert — nie genossen."

Ich bitte Giulio's Schatten um Vergebung, wenn ich die Worte nicht immer ganz getroffen; ich habe zum Theil aus dem Gedächtniß citirt, aber für den Sinn bürge ich. 118.

Notizen über die neueste französische Literatur.

Das einzige Buch von wirklicher Wichtigkeit und von ausgezeichnetem Verdienst, was seit mehren Monaten oder wol selbst seit der letzten Revolution erschienen ist, ist die „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV, jusqu'au ministère du Cardinal de Fleury, par P. L. Lemontey" (zwei Bände). Dies nachgelassene Werk, dem sein Verfasser einen „Essai sur la monarchie de Louis XIV" vorausgeschickt hatte, vermehrt noch das Bedauern aller wahren Literaturfreunde über den zu frühzeitigen Tod eines Schriftstellers, in dem Frankreich einen Geschichtschreiber verloren hat, den man ebenso gut nach Voltaire als neben Lacretelle nennen kann. Im „Essai sur la monarchie de Louis XIV" hat er Ludwig XIV. nach seinem wahren Werthe geschätzt und ihn von der Höhe herabsteigen lassen, worauf die Schmeichelei ihn gestellt hatte. Er beweist, daß die große Epoche seiner Regierung, die gleichsam wie zufällig in die Geschichte eingeschoben scheint, durch das Genie Richelieu's vorbereitet und keineswegs durch das persönliche Verdienst des Königs erzeugt wurde, und daß ihre glänzende Entwickelung den glücklichen Umständen, die dem Könige mehr große Geister zu Zeitgenossen gaben, allein zu verdanken ist. Ludwig XIV. wußte nicht einmal ausgezeichnete Köpfe unter der Menge zu unterscheiden und sie da herauszuheben. Umgeben von den talentvollsten Männern, die allezeit von dem Bewußtsein, die obere Gewalt handhaben zu können, unwiderstehlich zu den Königen hingetrieben werden, wählte er darunter auf gut Glück, und seine Größe war er allein dem Widerscheine des Glanzes seiner Umgebungen schuldig. Auch hatte er als deutlichen Beweis hiervon, nachdem er diese Zeitgenossen überlebt

hatte, ein ruhmloses Alter, und sein letzter Wille erzeugte nicht einmal Ehrfurcht, denn er hinterließ seinem Nachfolger nichts als eine ungeheure Schuldenlast und einen habsüchtigen Hof, beides Bestandtheile des spätern Bankrotts. In der „Histoire de la régence“ sieht man einen tapfern und geistreichen Prinzen (den Herzog v. Orleans) eine Lebensart voller Zerstreuung, wozu ihn sein Onkel verdammt hatte, verlassen, um über einen intriguenvollen Hof und ruinirten Staat zu regieren. Philipp von Orleans beging allerdings mehre Fehler; man muß aber ein ausgezeichnetes Genie Demjenigen zuerkennen, der nur einiges Gute in dem politischen Chaos, welches die Erbschaft Ludwigs XV. war, zu erzeugen wußte. Einer der bemerkenswerthesten Umstände dieser Epoche war die Erhebung des Cardinals Dubois, der unter der Hülle des römischen Purpurs den Koth verbarg, in dem er sich herumwühlte. Wenn aber vom Wohl des Staates die Rede ist, so darf die Politik nicht so genau auf die Moralität des Lebens Derjenigen sehen, welche fähig sind, mit fester und geschickter Hand große Angelegenheiten zu leiten. Der Regent erkannte in Dubois richtiges Urtheil, folgerechten Geist in seinen Ansichten, Ausdauer in seinen Unternehmungen, und stand nicht an ihm die obere Macht anzuvertrauen. Und wer würde ihn deshalb zu tadeln wagen, wenn man bedenkt, daß eine der Folgen dieser Wahl der Tractat der vierfachen Allianz war. Lemontey ist ein, obgleich oft zweifelnder, doch exacter, obgleich einfacher und gutmüthiger, doch sehr scharfsinniger Geschichtschreiber. Er schreibt mit großer Reinheit und versteht die Thatsachen mit solcher Kunst darzustellen, daß er die Neugierde reizt und dem Ganzen gleichsam ein dramatisches Interesse gibt. Seine Bemerkungen sind bündig, positiv, und selten vergißt er den Gang der Begebenheiten, um sich in lange Discussionen über Principien und Theorien zu verlieren. Einige werfen ihm Mangel an Enthusiasmus für die anerkannten Principien und seine Enthaltsamkeit im Tadel der politischen Verbrechen vor; beides ist aber gerade ein Vorzug in den Augen vieler andern Kritiker. Er beschränkt sich allein, erzählender Ueberlieferer der Geschichte zu sein, und der der leidenschaftlichen Dichterdarstellung gewiß vorzuziehende Zweifel des Philosophen begleitet ihn stets bei seinen Forschungen und Untersuchungen der Vorgänge und der Wahrheit.

Noch nie hat man die literarische Unverschämtheit, womit man berühmten Verstorbenen das Stoppelwerk unbekannter, um Tagelohn arbeitender Scribler unterschiebt und womit man Geistern von hohem Werth die kleinlichen und armseligen Ideen solcher beschränkten Köpfe züschreibt, so weit getrieben wie jetzt. Seit zwei oder drei Jahren hat man auf diese Weise nahe an hundert Bände historischer Memoiren fabricirt, die ihre vorgeblichen Verfasser am Tage der Auferstehung nicht wenig verwundern werden; auch ist es soweit gekommen, daß sie gegenwärtig in den Katalogen und Lesebibliotheken unter die Romane gesetzt werden. Einige wenige unter diesen Pastichen haben indessen doch Verdienst genug, um sich unter der Menge auszuzeichnen, so verdienen z. B. die „Mémoires de Louis XVIII, recueillis et mis en ordre par M. le Duc de D.... (vier Bände) besondere Aufmerksamkeit. Die zweite Lieferung davon ist soeben erschienen, und ungeachtet der Verleugnung, womit der Herzog von Doudeauville, ehemaliger Freund und Minister de la maison du Roi (Louis XVIII), dieses Buch zu brandmarken gesucht hat, so wird es doch von den Wohlunterrichteten der Begebenheiten jener Regierung mit Interesse gelesen. Es sollen noch vier Bände davon in Kurzem erscheinen, um es complet zu machen. Diese Memoiren sind, wenn sie auch nicht authentisch sind, doch mit mehr als gewöhnlicher Geschicklichkeit gemacht; ihr Verf. hat Ludwig XVIII. wohl studirt und die literarische Manie dieses Königs, dessen Vorliebe für Horaz so weit ging, daß er behauptete, in diesem Autor Alles, selbst die Grundsätze der constitutionnellen Politik zu finden, vollkommen zu fassen gewußt. Eine Menge interessanter Anekdoten machen allerdings vergessen, daß das Werk kein einziges unbekanntes Document enthält; aber so gut sie auch erzählt sein mögen, so haben sie doch nicht das Colorit Ludwigs XVIII., der eine Vorliebe für schlüpfrige Geschichtchen hatte und sie mit unnachahmlicher Kunst zu erzählen wußte.

Man ist immer sehr unzufrieden, wenn man, von einem großen Namen angezogen, sich eine angenehme Lecture verspricht und sich in dieser Hoffnung gänzlich betrogen sieht. Diese Erfahrung machte ich neuerdings bei Lesung der „Courtes explications sur les 12,000 fr. offerts, par Mad. la duchesse de Berry, aux indigens attaqués de la contagion, par le vicomte de Chateaubriand“, eine politische, interesse- und verdienstlose Flugschrift, die nichts weiter als ein Manifest zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux und eine Diatribe gegen die Regierung Ludwig Philipps ist. Das Einzige in dieser Broschüre zu Bemerkende ist das, um auf die Menge zu wirken, darin gemachte Versprechen einer Freiheit, deren Ausdehnung ich kein anderes Epithet als revolutionnaire beilegen kann. Niemand hat sich aber durch die betrügerische Lockspeise eines so berühmten Namens verleiten lassen; man hat sogar behauptet, daß diese Broschüre, die einen ungewöhnlich theuern Preis hat, nichts als ein auf die Börse des Publicums gezogener Wechsel sei.

Hr. Barthélemy, der sich als Dichter einen ziemlich glänzenden Ruhm gemacht, hat seit Kurzem die Herausgabe seines werthlosen, in Versen geschriebenen Journals: „La Némésis“, dessen Glück der Parteigeist und nicht sein Verdienst machte, aufgegeben; da er aber vom Publicum vergessen zu werden befürchtete, so hat er seinen wöchentlichen Aus- und Anfällen schnell ein Gedicht über die Revolution folgen lassen. Dies Gedicht, oder vielmehr diese Gedichte, denn es sind deren zwölf in einem, sind „Les douze journées de la révolution“ betitelt und der „Némésis“ gewiß vorzuziehen.*) Man findet darin gute Verse, große Gedanken und schöne Bilder, sie lassen aber den Leser kalt. Sollte das Politikfieber, welches die revolutionnairen Gedichte dictirt, indem es ihnen eine Heftigkeit gibt, die ich nervenhaft nennen möchte, sie nicht zugleich jener Salbung berauben, welche i: s Herz bringt und der Seele zuspricht?

Ein wissenschaftliches Werk, welches, obgleich ein blos specielles, aber doch ausgezeichnetes Verdienst hat, liefert die Société des antiquaires de France der studirenden Neugierde der Liebhaber der alten Zeiten unter dem Titel: „Mémoires sur les antiquités nationales et étrangères“ (neun Bände, mit 69 Kupfern). Diese Gesellschaft bezeichnete ihre Entstehung (in 1817) durch die ernsthaftesten und endlosesten Verhandlungen und Streitigkeiten über geringfügige Gegenstände und zog sich dadurch die sonderbarsten Mystificationen zu; seitdem hat sie sich indessen in der gelehrten Welt durch ihre wissenschaftlichen Forschungen und bedeutenden Entdeckungen wieder zu Ehren gebracht. Der neunte Theil dieser Memoiren, der soeben erscheint, enthält sehr wichtige Nachrichten über die in der Gegend von Aix (in der Provence) gefundenen römischen Alterthümer, eine Abhandlung über die Localitäten, wo Cajus die Ambronen schlug, zwei sehr gute Aufsätze über den Zustand der französischen Gesetzgebung unter der Regierung der Könige der ersten Rasse und über die Acte civil**) seit den Römern bis auf unsere Zeiten. Vielleicht hätte man eine Notiz über das in Chartres aufbewahrte Glas Karls des Großen und über das Hahnschlagen weglassen können, der Leser wird aber dafür durch einen autographischen Brief der unglücklichen Maria Stuart und einen Rappert über die 1829 in der St.-Landrykirche in Paris gefundenen gallo-römischen Antiquitäten entschädigt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 169 d. Bl. D. Red.

**) Protokolle der Geburten, Heirathen und Sterbefälle; in Deutschland Kirchenregister.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 181. —— 29. Juni 1832.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.*)

Erster Artikel.

„Man kann nicht leugnen, daß seit der Wiederherstellung der Wissenschaften die Verbreitung allgemeiner Einsichten in der Gesellschaft zum Theil die Frucht solcher Wörterbücher sei." Mit diesem Worte D'Alembert's und dem Nachsatze: „In jedem Falle wird es (das Conversations-Lexikon) als ein Denkmal von der hohen Stufe der Bildung, die unser geselliges Leben erreicht hat, auch von der Nachwelt nicht unbeachtet bleiben", schloß die am 1. Oktober 1818 unterzeichnete Einleitung zu der fünften Auflage des Conversations-Lexikons. Diese Worte sollen uns eine Brücke bauen zu Betrachtungen, welche in einigen Artikeln nach und nach der Erscheinung dieser Hefte folgen sollen; vielleicht bieten sie zugleich Materialien zu einer Vorrede, welche hoffentlich nach Vollendung des zunächst beabsichtigten Ganzen diesem vorgesetzt werden wird, und zugleich den Vortheil darbietet, Andern die Mühe der Nachrede zu ersparen.

Die gedruckten Ankündigungen dieses Unternehmens haben den Zweck und Plan desselben auseinandergesetzt, und einige ehrenwerthe Stimmen über das bereits Geleistete nur vortheilhaft gesprochen. Allerdings haben wir auch einige Aristarchen (und nicht eben in Samothracien, wo ihr Urältervater Abkömmling der Kabiren gewesen sein mag) ihre Nasen über das neue Unternehmen rümpfen sehen, sie lärmen hören, wie Alles jetzt multa non multum treibe, breit, oberflächlich, mit einem Worte — verencyklopädirt werde, wie selbst der junge gelehrte Anflug, statt im Photius und Suidas (inclyta olim nomina nunc tantum audiantur) nachzulesen, seine Weisheit aus dem Conversations-Lexikon schöpfe, das sich sogar in Schulbibliotheken einschleiche oder hie und da neben Bibel und Homer stehe, und was des Jammers weiter ist. Allein was hilft's, die Männer schreien sich um ihre Lunge, und das corpus delicti erlebt unterdessen Auflage um Auflage; wir mögens den alten Herren gar nicht einmal verrathen, daß schon von diesem neuen Werke eine Auflage von fast 30,000 Exemplaren nöthig geworden ist. Wir wollen sie gelehrt bedienen und cum Tacito sagen: Seculum vocatur!

*) Vgl. eine vorläufige Anzeige des ersten Heftes in Nr. 137 d. Bl. D. Red.

Das Zeitgemäße erkennt sich aus der Zeit, aus welcher es hervorgegangen ist und in der es fortschreitet. Das Conversations-Lexikon war ein wirkliches Bedürfniß und ist ein Volksbuch geworden. Es ist eine Bibliothek für sich und hat nachweislich manche viel schlimmere Lectüre verdrängt, manche Kenntniß verbreitet, die auf gelehrterm Wege nie erworben worden wäre, manche Begriffe selbst unter dem Mittelstande entwickeln helfen, welche sonst nur Domaine höherer Stände zu sein schienen. Das macht freilich Manchem böses Blut, daß er mit seiner sauer erstudirten Weisheit so leichten Kaufes überflügelt oder wenigstens controlirt werden kann: „Das steht ja schon im Conversations-Lexikon!" haben wir als gleichbedeutend mit einer wohlbekannten Sache oftmals sagen hören.

Ein rechtes Buch dieser Art muß ein treuer Spiegel der Zeit und ein Culturmesser der gebildeten Stände sein. So nannte Vincenz von Beauvais, der gelehrte Dominicaner des 13. Jahrhunderts, seine allgemeine Encyklopädie „Speculum naturale, doctrinale, historiale et morale", wobei er von mehren seiner Ordensbrüder unterstützt wurde. Hätten wir in Deutschland etwas Aehnliches aus jener Zeit aufzuweisen, so wäre es der Mühe werth, eine Vergleichung zwischen dem Damals und Jetzt anzustellen. Allein schon eine Vergleichung zwischen 1818 und 1832 müßte lehrreich genug sein, z. B. wie damals Deutschland, noch im Ausruhen von dem großen Quadriennium von 1812—15 begriffen, fast wieder eingeschlafen wäre, wenn nicht junge und freilich mitunter sehr unberufene Schreier eine immer glänzendere Morgenröthe des constitutionnellen Tages hätten herbeikrähen, gelegentlich auch das ganze Bundesgebäude hätten niederschmettern wollen; wie darauf die karlsbader Beschlüsse die Sourdine aufzusetzen suchten, die wiener Schlußacte die intensive und executive Macht der deutschen Amphiktyonen erhöhen sollte, wie die constitutionnelle Idee sich in Spanien, Portugal, Italien ziemlich plump krystallisirte, die Griechen aber ihren Freiheitskampf — von den 40 Jahren Erkräftigung in der Wüste zu einem freien aus einem Sklavenvolke werden ihnen, scheint es, einige erlassen werden — beginnen und führen: alles Dieses, und die Thronwechsel in Deutschland, seine Echos der pariser Juliustage, so laut, daß man endlich in einigen Cabinetten hört, die immer zunehmende bunte Familie der Exe (hoffentlich bekommt dies kleine Wörtchen auch

seinen Artikel) — all Dieses und wieder hundert Dinge, die sich wie die religiösen und theologischen, die Preßfreiheitsstreitigkeiten Aller gewaltsam herandrängen — all Dieses, sagen wir nun zum letzten Male, begründet einen zu merklichen Unterschied zwischen damals und jetzt, als daß nicht ein Wiederaufnehmen dieses Lexikons höchst wünschenswerth erschiene. Theilweise ist dies allerdings schon in 4—5 Bänden Zusätzen seit jener Zeit geschehen; allein schon jetzt, fast noch naß von der Presse, sind sie von der Zeit selbst wieder überflügelt. Copia me perdit, sagt der Historiker, der das Neueste in engem Raum zusammenfassen muß; und tant mieux der Chronist, der aus jedem Jahre einen dicken Band zusammenschreiben darf. Was aber sagt der Leser?

Hr. Brockhaus aber sagte: das gibt ein neues Conversations-Lexikon; eins für die neueste Zeit von 1830—32. Und dann? Wird dann nichts mehr Denkwürdiges, Conversationsmäßiges vorfallen? Dann gibt's ein zweites, drittes u. s. w., sodaß man endlich an der Zahl der Bände (wie bei der Klapperschlange an der Zahl der Ringe) die Zahl der Jahre zählen kann. Ja, wir würden dem Verleger sogleich vorschlagen, dies Werk, welches eigentlich kein Ende hat, sondern bei jedem Z sich wieder in den Schwanz A beißt, auf sogenanntes ewiges oder Papier ohne Ende drucken zu lassen. Das wird indeß dem alten Mutterwerke keinen Schaden thun. Die Jungen laufen der Mutter nach, und fährt diese, wie wir wirklich sie in einem artigen Kästchen als Reisebibliothek für einen Reisewagen eingerichtet haben fahren sehen, so wird sich ja wol auch ein Plätzchen für die Secundogenituren finden. Freilich Luther's Werke, wie sonst Kurfürst August von Sachsen that, fährt jetzt Niemand, selbst nicht in der so brauchbaren und im Aeußern so bequemen erlanger Ausgabe mit sich herum.

Der Räthsel größtes in der Zeit ist jetzt die Gegenwart, gerade darum, weil so viele Lösungen möglich scheinen. Niemand kann leugnen, daß wir uns noch im Zeitalter der Revolution befinden, und darum noch befinden, weil man den Gegensatz zwischen Revolution und Reaction nicht anerkennen wollte. Man zeige uns irgend ein Feld der geistigen Thätigkeit, wo jetzt nicht Streit und Kampf sei. In der Religion, im Staate, in der Wissenschaft, selbst in vielen Zweigen gewerblicher Thätigkeit ist Kampf (man denke an Zunftzwang, Gewerbsfreiheit, Frohnzwang und Frohnablösung, an Handels- und Zollvereine und Handelssperren); man blicke auf die Karte und in die Zeitungen und frage, ob wir nicht vielleicht am Vorabende eines großen politischen Kampfes sind? Wir sind weit entfernt, den Kampf der Geister zu tadeln; sie geben durch diese Reibung erst die rechten Feuerfunken; der Kampf in der Wissenschaft ist vor Allem köstlich. Aber auch der Kampf um politische Ideen führt weiter, und noch niemals ist es nach einem großen Kriege, der über politische oder religiöse Ideen geführt worden ist, schlimmer geworden. Er stellt immer nur die wahre via media des juste milieu heraus:

Es ist vielleicht ein Glück für die Menschheit, daß die beiden Gegensätze einander so nahe gestellt sind, und daß man Beides, die Ausschweifungen der alten und neuen Zeit, mit einem einzigen Blicke übersehen kann; es ist vielleicht von Nutzen, daß die Denkweisen sich gegenseitig reiben und Dasjenige abschleifen, was auf beiden Seiten uneben ist. Alle Harmonie, alle Bildung geht vom Streit aus, sowol in der Natur als im Staate. Wenn die Elemente ausgekämpft haben, dann klärt sich das Himmelsgewölbe auf, und der Menschensinn klärt sich auf, nachdem seine Donnerwetter zusammengeschlagen und sich entladen haben. Dann kommt die Partei der Gemäßigten auf, oder richtiger, sie findet sich schon, wiewol zerstreut, in allen Ländern und gewinnt mit jedem Tage mehr Raum. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß diese Partei von den beiden äußersten Factionen der Lauheit beschuldiget *) wird, denn nicht blos auf dem Erdball, sondern auch im Menschensinne kühlt es sich am spätesten an den Polen ab.

Doch nach dieser Abschweifung über den Charakter unserer Zeit zu unserm Conversations-Lexikon zurück. Der Vielkopf, wie Wolke das Publicum nannte, ist freilich ein wunderliches Wesen, und es ist schwer, ihn für sein gutes Geld zu bedienen. Aber die Tafel ist reich und gut bestellt, und Hr. Brockhaus hat, um im Gleichniß zu bleiben, gute Köche und einen guten Tafeldecker. Es fehlt nichts vom Prachtaufsatz bis zum Flaschenhalter. Schon aus diesen ersten zwei Heften wird man sich davon überzeugen. Niemals hat sich auch durch alle Stände der Gesellschaft hindurch eine solche Theilnahme an der Zeit, die freilich auch niemals im Frieden Aller Interessen so berührt hat als jetzt, gezeigt, und man erstaunt, jetzt den Handwerker beim Bierkruge über Dinge sprechen und Gegenstände behandeln zu hören, die sonst vor der französischen Revolution, ja selbst noch vor der großen Olympiade von 1812—15 ganz über seinen Horizont zu gehen schienen. Unverkennbar trägt dazu die größere Sorgfalt, welche auf den Elementarunterricht gewendet wird, bei; was in Deutschland für das Volksschulwesen, selbst auf dem Lande, in einigen Staaten geschieht, ist bekannt; die Franzosen sollen uns ihre Schullehrerseminarien aufzählen gegen die unsrigen. Der wievielste Mann der französischen Armee kann lesen und schreiben zugleich? Gerade diese beiden Künste, die man im Mittelalter artes clericales nannte, und die mancher König und Kaiser nicht konnte, geben noch immer den richtigsten Maßstab der Volkscultur ab, und sind die Mittel zu immer höherm Emporarbeiten. So erst vermögen unsere Volksbücher, unsere Volkscalender zu wirken. Ein Conversations-Lexikon für die untern Stände, wenn es wie Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein", Hebel's „Schatzkästlein", die „Dorfzeitung" und ähnliche Schriften den rechten Ton und Preis zu treffen wüßte, würde mit Rücksicht auf Technologie für den Handwerker, auf Landwirthschaft im weitern Sinne des Wortes, mit Rücksicht auf die Rechte und Pflichten dieser Stände im Staate, auf das Nöthigste aus Welt- und Erdkunde, Physik, Mathematik, ungemein viel wirken. Möglich, daß Mancher vornehm über diesen Vorschlag lächelt, daß Mancher erwidert, wie kein Geld in jetziger Zeit für so etwas

*) Worte aus einer kleinen, mir eben in die Hände kommenden lesenswerthen Schrift: „Worüber streitet man jetzt? Auszug aus einer Rede, gehalten von dem schwedischen Bischof Dr. Tegnér" (Hanover, 1832; aus der „Hanöv. Zeitung" besonders abgedruckt).

vorhanden sei, Mancher wol gar meint, Bibel, Gesangbuch und Katechismus reichten vollkommen aus, und zu viel Cultur sei der Ruhe und dem Gehorsam gefährlich, denn dumme Unterthanen seien am leichtesten zu regieren — darüber wollen wir hier kein Wort verlieren. Wir wetten vielmehr, daß in 10—20 Jahren ein Werk der Art da ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Unitarier in Siebenbürgen.

(Mitgetheilt von einem Unitarier.)

Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß der gelehrten Welt die Grundbegriffe des Systems der Unitarier aus Siebenbürgen bekannt sind; aber daß bis jetzt ihr äußerer Zustand, sowie auch die durch den Fortschritt der Philosophie weiter ausgebildeten religiösen Grundbegriffe nicht Jedem in Deutschland bekannt sind, das kann ich mit Gewißheit behaupten. Diesem zufolge hielt ich es für angemessen, eine kurze Uebersicht nicht nur in Hinsicht der religiösen Grundbegriffe, sondern auch über ihre kirchliche Verwaltungsform und ihre politische Lage zu geben.

Was die erstern oder ihr Glaubensbekenntniß betrifft, so erlaube ich mir, um der Klarheit willen, wenige schon bekannte Wiederholungen. Der Lehrbegriff der Unitarier bildete sich durch zwei Männer, Lälius und Faustus Socinus (welche aus Mangel gründlicher Forschung die Religion gewissermaßen als ein Ueberlieferungswesen betrachteten) aus dem scholastisch-kirchlichen hervor, der noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts der herrschende war. Durch Franz Blandrata wurde diese Meinung auch in Siebenbürgen fortgepflanzt, wo die neue Lehre unter günstigen Umständen viele Anhänger gefunden hatte. Obgleich die beiden Socini Urheber der unitarischen Lehrbegriffe waren, nannten sich die jetzigen Unitarier in Siebenbürgen doch nie Socinianer, sondern immer Unitarier, weil sie in Socinus' Lehre Vieles umgebildet haben. Daher, um diese Benennung von sich zu entfernen, haben sie sich in mehren Synoden, noch im 16. Jahrhunderte, dagegen erklärt, dem zufolge sie sich nur Unitarier genannt wissen wollten. Ihre Dogmatik erkennt auch die Schriften des Alten und Neuen Testaments als echte Erkenntnißquelle der uns von Gott geoffenbarten Religionswahrheiten an. Sie hält die Lehre Jesu für göttlich und ewig, erkennt in Jesu einen unmittelbaren Gesandten Gottes. Die ältern Dogmatiker der Unitarier wollten weder Naturalisten noch Rationalisten, sondern Offenbarungsgläubige genannt werden; es blieb ihnen aber unbekannt, daß diese Lehre eine Tendenz zum Rationalismus habe. Die spätern Lehrer entwickelten die Lehre über Offenbarung so, daß sie Vernunft und Offenbarung, oder Selbstdenken und Geschichte in Uebereinstimmung zu bringen suchten. Einen auffallenden Unterschied von den übrigen religiösen Parteien zeigten die Unitarier darin, daß sie von jeher die Dreieinigkeitslehre verwarfen, weil sie darunter keine Vereinigung Christi mit Gott seinem Wesen nach begreifen konnten; darum behaupten sie, daß diese Vereinigung sich nur auf die göttliche Autorität seiner Lehre stütze und nur einen symbolisch-moralischen Sinn habe. Den heiligen Geist hielten sie für eine Kraft Gottes, wodurch die Gläubigen an Christum in der Wahrheit seiner göttlichen Lehre gestärkt und geheiligt werden; diese heilige Kraft aber als Geschenk Gottes könne nie zugleich auch Gott sein. Ihre dogmatische Anthropologie nimmt den Sündenfall als ein wirkliches, historisches Factum an; sie räumt auch ein, daß dieser Fall des ersten Menschen höchst unglückliche Folgen für das Menschengeschlecht gehabt habe; aber sie leitet diese Folgen aus keiner Zurechnung der Sünde des ersten Menschen auf seine Nachkommen her, sie hat sich selbst von dem Begriffe einer solchen Imputation losgesagt. Sie erkennt die Sündhaftigkeit aller Menschen, verwirft aber die Erbsünde, durch welche die Kräfte der Seele zum Guten unfähig geworden seien, und behauptet, daß der Mensch alle Kräfte und Anlagen besitze, welche zur guten That nöthig und ihm bei der Schöpfung gegeben worden sind. Die Heilsordnung, welche Christus für die Menschen vollbracht habe, besteht nach ihnen darin, daß er reinere, hellere Kenntniß von Gott und Unsterblichkeit mitgetheilt habe, als die Menschen früher hatten, und daß er Allen, unter der Bedingung der Besserung, die Gnade Gottes und eine Belohnung nach verhältnißmäßiger Pflichterfüllung authentisch von der Geneigtheit Gottes versicherte. Hinsichtlich der Erwählungslehre nehmen sie an, daß Gott alle Menschen, auch die, welche durch göttliche Offenbarung keine Belehrung erhalten haben, zur Seligkeit gelangen läßt. Es sind noch die zwei Sacramente zu berühren übrig, nämlich das des Abendmahls und der Taufe. Das erstere ist nach ihnen ein bloßes ceremonielles Gebot und nur als Erinnerungsfeierlichkeit des Todes Jesu und seiner segensvollen Thaten eingesetzt. Sie verwerfen daher alle hyperphysische Wirkung des Brotes und Weins, welche Christi Leib und Blut vergegenwärtigen. Das Sacrament der Taufe ist der zweite äußere Ritus, welcher für nöthig und zweckmäßig gehalten wird, um die kleinen Kinder in die christliche Gemeinschaft einzuweihen; aber sie erkannten nie eine besondere höhere Wirkung der Taufe in dem Sinne, daß dadurch die Sünden vergeben werden möchten, weil die Kinder noch unschuldig wären.

Die kirchliche Verwaltung ist nur in wenigen Punkten von der der übrigen protestantischen Verwaltungsformen abweichend. Die Unitarier sind alle geborne Ungarn und am meisten Szekler; nur wenige eingewanderte Polen vermischten sich mit ihnen. Die Zahl aller Unitarier kann auf 47,000 angenommen werden, welche in 127 Kirchengemeinden vertheilt leben, die in sieben besondere Epharate eingetheilt sind, von denen jedes einen Vorsteher, Archidiakon genannt, hat. Diese stehen unter einem Oberconsistorium, dessen Haupt der Superintendent ist, der in der Regel in Klausenburg wohnt. Dieses Oberconsistorium ist eine Verwaltungsbehörde, von der alle Rechte der Unitarier vertheidigt und etwaige Angriffe möglicherweise beseitigt werden. Es erstreckt seine Sorge auf Besetzung der einzelnen erledigten Pfarrstellen, auf die Disciplinarordnung der Prediger und hält jährlich in den Sommermonaten eine allgemeine Synode, deren Mitglieder die Geistlichen und die höhern gebildeten Civilbeamten sind. Gegenstand solcher Synoden pflegt theils die Prüfung der jungen Individuen zu sein, die sich zum geistlichen Berufe bestimmt haben, welche nach abgelegtem Examen von dem Superintendenten sogleich ordinirt werden; theils werden auch Maßregeln zur Verbesserung und Vervollkommnung der kirchlichen Verwaltung besprochen, kirchliche und politische Rechte geprüft und festgestellt. Hier wird auch der Schulunterricht und die Fortschritte der Studirenden auf dem Collegium (ein akademisches Gymnasium) zu Klausenburg, und der Zöglinge der Gymnasien zu Torda und Szitas Keresztur, deren Anzahl zusammen 900 beträgt (also von je 52 Einwohnern besucht einer das Gymnasium), geprüft.

In Hinsicht ihrer politischen Lage hatten die Unitarier leider bis 1792 mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem denselben nicht nur der Zutritt zu den Staatsämtern bis zu diesem Zeitpunkt versperrt war, sondern sogar ihre Kirchen und öffentlichen Anstalten öfters mit Beschlag belegt wurden, trotz der landtäglich bestätigten Gesetze, wodurch den Unitariern mit den drei übrigen christlichen Kirchen gleiche Rechte in jeder Beziehung zugestanden waren. Erst seit Joseph II., der sein Toleranzedict auf diese unterdrückte Confession ausdehnte, wurden ihre Rechte anerkannt und von dem Untergange gerettet, welcher bei der, auch jetzt nicht völlig verschwundenen Proselytenmacherei leicht hätte erfolgen können. Hinsichtlich der politischen Auszeichnung ist noch zu bemerken, daß die Unitarier keine Grafen und Barone haben, sondern nur wohlhabende Familien vom niedern Adel; daher kann auch ihre Lebensart nicht so

glänzend sein als die der übrigen. Wie also ihr Glaube, so ist auch ihre Lebensart einfach. Das ungekünstelte Benehmen derselben hat ihnen unter den übrigen Parteien eine gerechte Anerkennung zugewendet, und die Grundsätze der christlichen Verträglichkeit, welche immer mehr ausgeübt werden, äußern auch hier, besonders seit den letzten paar Decennien, ihre segensvolle Wirkung. Bemerkenswerth ist noch, daß Jünglinge aus ihrer Mitte, die sich dem Erziehungsfache widmen, sehr gern von andern Glaubensverwandten gesucht werden. 117.

Notizen über die neueste französische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Romane regnet es beinahe, und da die Aerzte denjenigen Personen, die kaum an die Cholera zu denken wagen, anziehende Lecture verordnen, um sie vor jeder fixen Idee zu verwahren, so sind sie alle, gute oder schlechte, willkommen; auch scheint es, als wenn eine glückliche Prävision das ganze Romanenschreibergeschlecht in seinen Arbeiten geleitet habe, denn es ist kein Geschmack und kein Stand, dem nicht genügt würde, und Jedermann muß zufrieden und besonders vor der Epidemie geschützt sein, wenn es blos aufs Lesen ankommt, um davon verschont zu bleiben. Weit entfernt, die lange Liste aller dieser Producte, worunter das Schlechte in Mehrzahl ist und das Mittelmäßige fast obenan steht, hier geben zu wollen, beschränke ich mich allein auf das am wenigsten Mittelmäßige unter diesem magern Ueberfluß, und fange, nicht wegen ihrer Verdienste, sondern wegen des Namens ihres Verfassers, mit den „Contes drôlatiques" an. Hr. Balzac, der vor einiger Zeit eine „Psychologie du mariage" und die „Peau de chagrin", beides Werke eines ausgezeichneten Talents, herausgegeben hat, ist der Verf. dieser „Contes". Wie es aber möglich ist, statt Schöpfer zu sein, sich zum Nachahmer herabzuwürdigen und einen so übeln Weg einzuschlagen, ist unbegreiflich. Seine Verblendung geht jedoch nicht so weit, daß er nicht deshalb Nachsicht nöthig zu haben fühlt, denn in seiner Vorrede bekennt er es selbst und bittet um einen Theil des Wohlwollens, womit man Rabelais, die Königin von Navarra und Boccaz noch liest. Um diesen Antheil aber zu verdienen, muß man ihnen gleichkommen und sie nicht copiren: jene gaben die Gemälde ihrer Zeit, Hr. Balzac, der im 19. Jahrhunderte lebt, gibt uns aber schlecht gezeichnete Skizzen des 15.; statt die Lächerlichkeiten seiner Zeitgenossen zu malen und ihre Fehler zu geißeln, verschmäht er diese reiche und ehrenvolle Ernte und entlehnt von Brantome *) einige schmuzige Anekdoten. Dies heißt sein Zeitalter verleugnen und an seinem von der Natur erhaltenen glänzenden Talente zum Verräther werden. Wenn man ferner einmal im Gange ist, Uebel zu thun, so geht man schnell; denn nicht zufrieden, mühsam wenig belustigende und obscöne Erzählungen bearbeitet und liederliche Weibsbilder der niedrigsten Classe gemalt zu haben, hat Hr. Balzac sich noch überdies einfallen lassen, dies schamlose Ganze in Rabelais' schlecht nachgeahmter Sprache des 15. Jahrhunderts zu schreiben, wodurch er nichts bezweckt, als daß Diejenigen, die sie nicht verstehen, sagen: Das ist ein sehr gelehrter Schriftsteller. Der Verf. verspricht ein Hundert dieser Erzählungen, wovon der erschienene Band 10 enthält; zur Ehre des Hrn. Balzac ist zu wünschen, daß er 90 dem Publicum schuldig bleiben möge.

„La danse macabre **), histoire fantastique par le bibliophile Jacob" verdient vielleicht einen Theil der nämlichen Vorwürfe wie das obige Werk, Nebenumstände vertheidigen jedoch seinen Verf., Hrn. Paul Lacroix (der unter diesem auf allen seinen Schriften angenommenen Pseudonamen sich verbirgt): er hat beständig seine Zeit dem Studium und seine Feder der Darstellung der verflossenen Jahrhunderte gewidmet; er weiß in unsern alten Chroniken und nöthigenfalls in seiner Einbildungskraft interessante Scenen zu finden, deren Verdienst nicht darin besteht, Gemälde gemeiner Ausschweifung zu geben; und wenn er unsern Vorvätern ihre Sprache entlehnt, so bedient er sich derselben so glücklich und mit so vieler Geschicklichkeit, daß sie den Leser eher anzieht als abschreckt. Dies Lob gebührt überdies nicht blos seinem neuen Werke, was keineswegs sein bestes ist, sondern Allem, was wir seiner Feder verdanken. Diejenigen, welche auf Gottesäckern herumzuirren, unter Gerippen, Gespenstern und Todtengräbern zu leben lieben, werden diesem Bande aber gewiß die Krone zuerkennen, denn wenige Bücher können ihnen in dieser Art so viel Genugthuung gewähren.

Kaum weiß ich, ob ich des dreizehnten Romans der Madame Jenny Bastide: „La cour d'assises" (vier Bände), und des achtzehnten des Hrn. Dinocourt: „La cour des miracles" (vier Bände) erwähnen soll. Diese Romanendichter sind, wie man sieht, fruchtbar und beliebt; das Wichtigste für sie ist, gelesen zu werden, und es ist ihnen einerlei, ob es hinter dem Ladentische und in dem Vorzimmer, oder im Salon und in dem Boudoir sei. Hr. Raban, der mit einer sehr frohen Laune schreibt, gibt uns in seinem ganz neuen Romane: „La vie d'un soldat" (vier Bände) ein gelungenes Gemälde der Unfälle und Liebesabenteuer eines Kriegskindes. Liebhaber ungekünstelter und unverborgener Lustigkeit werden diese vier Bände gewiß nicht ohne Vergnügen lesen.

„Sextus ou le Romain de Maremmes" ist ein kalter und pedantischer Roman einer Dame, den ich irgend einem unbärtigen, noch mit lateinischen Exercitien beschäftigten jungen Menschen, der das Forum und das Capitol besser als das menschliche Herz kennt, zugeschrieben haben würde, wenn nicht ein einziger Zug mir das Gegentheil bewiesen hätte. Der Held dieses Romans verliebt sich nämlich in drei oder vier seiner Landsmänninnen, und verläßt eine nach der andern, weil er, nachdem er an der einen die schönste römische Nase bewundert, an der andern die vollkommenste Aehnlichkeit mit Poppäa gefunden u. s. w., bei keiner weder die Tugenden noch den Charakter einer Virginia oder Lucretia antrifft. Von wem wird er endlich gefesselt? Von einer jungen französischen, lebhaften und etwas eigensinnigen Witwe, die nichts weniger als Römerin ist. Diese Entwickelung beweist eine sehr gute Kenntniß des menschlichen Herzens, und wenn Madame Constance Allart einen weniger wissenschaftlichen Gegenstand wählen will, so kann sie sich eines wirklichen und gegründeten Beifalls versichert halten.

Unter den gedruckten dramatischen Werken zeichnet sich keines nur im Geringsten aus, obgleich es in der letzten Zeit nicht an Neuigkeiten auf der Bühne gefehlt hat, worunter indessen auch nur wenige Glück gemacht haben. Ein in Hinsicht der theatralischen Darstellung, besonders außerhalb Paris, gefühltes Bedürfniß hat einige zeichnende Künstler auf die sinnreiche Idee gebracht, die vorzüglichsten Scenen, Decorationen und Costumes der in Paris Glück machenden Theaterstücke in Kupfer gestochen und colorirt herauszugeben. Diese Idee hat zu zwei ähnlichen Unternehmungen Veranlassung gegeben, nur mit dem Unterschiede, daß das „Musée théatral" von A. Adam, alle Theater umfaßt und einen analysirenden Text liefert, und das „Album de l'Opéra" sich blos mit diesem einzigen Theater beschäftigt und nichts als die Decorationen und Costumes gibt. Beide Werke vereint bilden eine sehr hübsche und sehr nützliche Sammlung für Liebhaber, Schauspieler, Theaterdirectoren und zeichnende Künstler. 83.

*) Verfasser von 15 Bänden Memoiren aus dem 17. Jahrhunderte.

**) Der Herentanz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 182. — 30. Juni 1832.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 181.)

Ref. kehrt aber zu dem Bedürfniß der höhern Stände zurück. Er weiß es aus eigner Erfahrung, wie schwer es ist, in dieser an Richtungen, Kämpfen, Ereignissen so reichen Zeit sich à la hauteur des affaires zu erhalten; wie jetzt von einem höher Gebildeten ganz in demselben Verhältnisse, als die untern Stände vorwärtsschreiten, immer mehr verlangt wird, und wie es unmöglich ist, für so vieles einzelne Wissen Bibliotheken hinzustellen. Solchen ist unser Conversations-Lexikon ein wahres Bedürfniß. Gerade in ihm findet man den Conversations- und Hausbedarf, und selbst der tiefer Eingehende wird die mitgetheilten Notizen, besonders aber die schätzbaren literarischen Nachweisungen sehr gut brauchen können. Man verlangt jetzt so viel von einem gebildeten Manne, setzt so viel Kenntnisse in ihm voraus (gerade weil manche höchst Oberflächliche ihn jetzt so wohlfeilen Kaufes überbieten können), daß Hülfsmittel dieser Art nicht nur ehrlich, sondern auch unentbehrlich sind. Wer findet sich jetzt, wenn er nicht vom Fache ist, bei allem Zeitungslesen in die neuen Gestaltungen Amerikas, wer in die Einzelnheiten der Revolutionen Frankreichs, Polens, Belgiens; wer ist über die neuesten Entdeckungen in Australien und Afrika, über die neuesten Opern und ihre Componisten, wer über die sich drängenden Staatsverbesserungen und Staatsverschlimmerungen einzelner Länder stets so unterrichtet, daß er nicht einer Nachhülfe, und wäre es auch nur für sein Gedächtniß, bedürfte; und wie, wenn er seiner wißbegierigen Nachbarin die Ursachen des Krieges mit Algier, oder was Absolutismus ist, erklären sollte und es nicht machen will wie Der, welcher Servile durch Solche, die sehr Vieles, und Liberale durch Solche erklärte, die lieber Alles wollen? Unser neuestes Conversations-Lexikon hilft aus; wer sich über die Theorie des artesischen Brunnens belehren will, findet hier eine Nachweisung, wenngleich sie uns nicht gerade überall die deutlichste scheint. Wem der Tonsetzer der „Stummen von Portici", dieser verhängnißvollen Oper, entfallen ist, der schlage den Artikel Auber, oder wer wissen will, wer es war der Friedrich Schlegel in Jena vom Catheder herunterdisputirte, den Artikel Augusti nach. Bei dem Artikel Dr. Fr. Aug. v. Ammon, dem Arzte in Dresden, fehlen noch die Ohrenklystiere, mit denen er einige glückliche Curen gegen Harthörigkeit gemacht hat. Wer wissen will, was aus dem Verfasser des sonst so berühmten „Goldenen Kalbes" geworden, wird mit großem Interesse den Uebertritt des Grafen Benzel-Sternau zum Protestantismus 1827 und seine fortgesetzte politische und schriftstellerische Thätigkeit lesen. In seinen „Baiernbriefen" (vier Bände, 1831) ist freilich Manchem, der zu Hause in seinem Kreise seine ständischen Heldenthaten pries, ein heilsamer Dämpfer aufgesteckt. Fast zu gelehrt ist uns der Artikel Armatolen und Klephten vorgekommen, und gewiß dem Hrn. Setzer auch, der dabei sogar in den griechischen Schriftkasten hat greifen müssen. Ein eignes Unglück ist der armen augsburgischen Confession begegnet. Ihr Artikel ist gerade mitten auseinandergerissen, und die eine Hälfte also vier Wochen früher dem Conversationspublicum vor Augen gekommen als die andere. Indeß ist sie schon an Leiden ganz anderer Art gewöhnt. In Deutschland erklärte ein katholischer Streitprediger 1730 laut, daß der Stiefel, augsburgische Confession genannt, zerrissen, daß die Mordfackel, augsburgische Confession genannt, bald gedämpft sei, daß die junge Canaille, die Bekenner der augsburgischen Confession, bald zur Christenheit hinausgepeitscht sein werde. In Crimmitschau wurde bei dem Confessionsfeste ein Greis eingesegnet, welcher das Jubelfest schon 1730 als achtjähriger Knabe mitgefeiert hatte. Das kann zur Nachahmung empfohlen werden! Höchst zeitgemäß sind die gründlichen Artikel: Anwaltgesellschaften (zur Verbesserung des Advokatenstandes; Gott gebe seinen Segen dazu!), Armencolonien (wozu sich bald ganze Länder qualificiren dürften), Ablösung der Grundeigenthumsbelastungen (besonders für Sachsen jetzt wichtig), Absolutismus (ein Artikel, den der offenbacher Staatsmann wahrscheinlich nicht geschrieben hat), Auslieferung (mit Beziehung auf die neuesten Fälle von Cousin, Galotti, Schmidt-Phiselbeck), Bewegung und Reaction (wenngleich nicht logischer, sonst würde es Rückstand heißen müssen, doch politischer Gegensatz, wie die Erfahrung lehrt). Hätte der Verf. Tegnér's Rede gekannt, er würde eine Stelle daraus mitgetheilt haben; wir bitten um Erlaubniß, es in seinem Namen thun zu dürfen.

Hieraus folgt denn, daß Alles, was die Nationen gethan haben und thun, um ihre Menschenrechte wiederzugewinnen,

Aufruhr und strafbare Verwegenheit ist; denn es versteht sich von selbst, daß die Menschheit unmündig ist und daß die Vormundschaft den Machthabern gebührt; die alten Formen, wie verrostet, wie unpassend sie auch sein mögen, müssen wiederhervorgezogen und der Staat neu erbauet werden — aus Reliquien. Aber ein solches Staatsgebäude läßt sich nicht denken, ohne daß auch die alte Bundesverwandte desselben, die Kirche, ihre alte hierarchische Gewalt wiedergewinne. Deshalb läßt man dem Wahn- und dem Aberglauben freien Lauf, die Klöster füllen sich von Neuem (in Baiern z. B. sind Gott sei Preis für jedes Jahr seit ihrer unter dem Landesvater Maximilian erfolgten Aufhebung wenigstens zwei Klöster wieder da!); Unduldsamkeit wird als eine Tugend gepredigt; die christliche Liebe wird wieder aufgefrischt mit Ketzerblut; den Geist der Inquisition selbst ruft man wieder hervor aus dem Abgrunde. Man bemächtigt sich der Erziehung der Jugend, um ihr gleiche Grundsätze einzuprägen und die Welt vor Rückfall zu bewahren. Den Werth der jüngst verflossenen Zeit setzt man so viel als möglich herab; man erklärt ihre Helden für Zwingherren, ihren Muth für Verzweiflung, ihre Siege für Glücksfälle. Die Ehre selbst ist ein Parvenu und das Verdienst hat keine Ahnen. Mit Einem Worte, man thut was man kann, um die Vergangenheit zu verfälschen und die Zukunft zu verknechten; man mordet die Erinnerung und vergiftet die Hoffnung.

Unter den biographischen Artikeln heben wir nur *Adlersparre*, die *Andrada*, *Armannsperg* (das beste Lob für ihn ist ein solcher Zurücktritt!), *Birch-Pfeiffer*, *Antommarchi*, *Barthélemy und Mery* (die poetischen capita jugata), General *Bem* aus, ohne den Andern durch Nichtnennung zu nahe treten zu wollen. Ohnehin sind oben schon Einige angeführt. Auch den Artikel *Adams*, den Patriarchen von der Pitcairninsel, wird man nicht ohne Interesse lesen können. Bei den sächlichen Artikeln haben wir oben noch den Art. *Barricaden* anzuführen vergessen (o goldenes Mittelalter, ehe man die Straßen pflasterte!) und *Berlins Kunstsammlungen*. Der letzte Art., wenn nicht im Lobe etwa zu viel gethan ist, was Ref. nicht beurtheilen kann, hebt Berlin auf einmal in die Reihe der ersten Kunststädte, und fast müßte der Dresdner eifersüchtig sein, auch seine Bildergalerie nun hinter die preußische zurückgestellt zu sehen. Nun, Berlin hat freilich nicht weit, wenn es mit andern Städten in arenam herabsteigen will.

Ref. greift aber gern nach den ethnographischen und statistischen Schüsseln. Darum hebt er hier die sehr bereicherten und fortgesetzten Artikel *Afrika*, *Amerika*, *Asien* und *Australien* (alle im Hauptwerke schon vorgekommenen, aber jetzt in Beziehung auf die neueste Zeit bearbeiteten Artikel sind mit einem * bezeichnet, und wir haben gern einige verglichen) heraus, und bemerkt nur, wie er bei den Bearbeitern Afrikas sich vergeblich nach Ritter's Namen umgesehen habe. Die Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Niger bis auf die Gebrüder Lander herab ist eingeschaltet, sowie die Geschichte der Bestrebungen der Europäer überhaupt, mit Afrika durch Augenschein bekannter zu werden, von 1588 bis auf den Briten Wilford, Juni 1830, dessen Schicksale und Erfolge aber noch nicht bekannt sind. Der neuesten Staaten in Südamerika ist nur ganz kurz gedacht; denn wer verbürgt, daß, während der Artikel geschrieben wurde, nicht wieder ein halbes Dutzend kleiner Staaten statt Eines größern emporgeschossen sind.

Mit größtem Interesse hat Ref. den Art. *Aegypten* gelesen, welches unter seinem Mohammed Ali in einer so folgenreichen Umgestaltung und Europäisirung begriffen ist. Auch hier hat Napoleon ein ewiges Monument hinterlassen, denn kein Zweifel ist, daß diese Umwandlungen zuerst durch jene französische Expedition von 1798, die eine der großen Conceptionen Bonaparte's war, angeregt und überhaupt möglich geworden sind. Aber unsere allzu raschen Staatsreformatoren könnten an einem Pascha Aegyptens lernen, wie langsam und vorsichtig, und doch auch wieder wie vorbedacht und fest man bei solchen, in das innerste Leben eines Volks eingreifenden Umwandlungen zu Werke gehen muß. Dem europäischen Exercitium, dem Zeichnen menschlicher Gestalten, der Anatomie und Heilkunde überhaupt standen selbst die Religionsbegriffe entgegen, und doch ist mit großer Planmäßigkeit Alles gelungen. Sehr richtig ist bemerkt, daß Mohammed erst dann ganz gewonnen Spiel haben wird, wenn die herrschenden trägen Osmanen nicht mehr wie seither aus der Levante ergänzt, bei ihren meist unfruchtbaren Ehen erloschen, und der zweite Hauptbestandtheil ägyptischer Bevölkerung, der kräftige arabische Stamm, der größerer Bildung fähig ist, der herrschende geworden sein wird. Hier wie in Algier sind und waren Franzosen die tauglichsten Ausführer der Verbesserungsplane der Fürsten. Wenn man den ausführlichen Artikel *Algier* gelesen hat, entsteht der Wunsch, daß die Franzosen Muth und Glück genug haben mögen, diese Errungenschaft sich unauflöslich zuzueignen. Hoffentlich wird die Reformbill und Grey's Ministerium auch Algier den Franzosen retten. Denn so ist jetzt unser Staatensystem verflochten, daß von einem Billet aus Windsor abhängen kann, ob auf den Minarets von Algier der Halbmond bleiben oder das Kreuz stehen wird. Der schöne Artikel *Baden* ist unsern Lesern bereits durch einen Abdruck in d. Bl. bekannt. Wer etwa aus den Zeitungen sich von der *baseler Revolution* keinen deutlichen Begriff hat machen können, der schlage den Artikel *Basel* nach.

Von dem langen, aber sehr fleißig gearbeiteten Art. *Belgien seit 1830* (S. 198—217) theilen wir nur den Anfang mit:

Es gehört zu den seltsamsten Ereignissen unsers an ungewöhnlichen Dingen so reichen Zeitalters, daß, während an der Weichsel ein gemißhandeltes Volk, das seine Natur und Heimath zu einem eigenthümlichen Volksleben vom Beginn unserer Völkergeschichte an berief, dieses mit heroischem Muthe mehrmals von ihm wiedererrungene Volksleben, von Europa ungehört, abermals verlor; daß in derselben Zeit an den Niederungen der Maas und Schelde eine verschiedenartige, von ihrer weisen Regierung in unverletzter Freiheit zum Wohlstande und zur Bildung gesetzmäßig erhobene Bevölkerung, die nie ein besonderes Stammvolk, und eine Landstrecke, die nie ein von der Natur eigenthümlich gestaltetes Land gewesen war, daß diese Bruchstücksmasse von Volks- und Landestheilen, selbst nachdem sie, was sie billigerweise wünschen durfte, erlangt hatte, ohne Anspruch auf Würde, Muth und Ruhm zu haben, dennoch, den Grundverträgen von Europas Völkerrecht zum Trotze, von Europas Großmächten aus bloßer Furcht vor einem europäischen

Kriege, zu einem Volk ohne Sprache, Geschichte und Charakter und zu einem Staate mit erkünstelten, abgezwungenen und unsichern Grenzen auf rein diplomatischem Wege erhoben und mit einem Könige, wie mit einem sogenannten ewigen Frieden ausgestattet wurde. Belgien, eine Landstrecke, die ursprünglich zu Deutschland, dann mit den übrigen Niederlanden und mit Burgund vereinigt, hierauf von diesen wiederum abgesondert, zu Spanien, dann zerstückelt zu Frankreich, Oestreich und Holland, endlich einige Jahre lang ganz zu Frankreich, und zuletzt ganz zu Holland gehört hatte, dieses Belgien, das stets die Beute fremder Waffen gewesen war, und, sonderbar genug, in Folge der französischen Eroberung die deutsche Provinz Lüttich erworben hat, ist in Folge von einigen 50 Protokollen der fünf Botschafter in London abermals in seinen Grenzen beschnitten, ein eigner Staat geworden; und die keltisch-germanische, wallonische, flamändische, deutsche, holländische und französische Bevölkerung desselben, die so fremdartig und gemischt ist, wie seine Dialekte, seine Beherrscher und seine Gesetze es von jeher waren, ist ein Volk mit eigner Constitution, mit deutschem Könige und mit französischen Waffenmeistern geworden. Es soll eines ewigen Friedens genießen, während über seinem Dasein die Kriegsgöttin schwebt, und für diese mit einer alten und neuen Schuldenlast, sowie mit einem Deficit schon in der Wiege belastete Selbständigkeit hat es den Weltmarkt seiner Industrie und die Ausfuhrwege seines reichen Bodens dahingegeben. Diese Erscheinung ist jetzt eine *aus der Macht der Umstände hervorgegangene Thatsache*, die von halb Europa aufrecht erhalten wird, während die andere Hälfte sie umzustoßen Kraft und Neigung, aber nicht den Willen hat. Derselbe Widerspruch gilt in einem noch höhern Grade von dem neugeschaffenen Volke der Belgier selbst, wenn es wahr ist, daß von 4 Mill. Belgiern 3,950,000 in diesem Augenblicke Das, was geschehen ist, bitter bereuen und die wohlthuende Vorsorge des Königs Wilhelm zurückwünschen.

In dem Artikel *Baiern* bewundern wir die Enthaltsamkeit des kundigen Verfassers, nicht Alles zu sagen, was zu sagen wäre, um das Ausland über den Zustand des Landes aufzuklären. Billigerweise hätte dieser Art. auch in zwei: Altbaiern und Neubaiern, zerlegt werden sollen, weil eine wunderbar-hyperpatriotische Partei ein solches Schisma immer wieder zur Sprache bringt, worüber sich jedoch neulich eine Stimme launig und gelehrt zugleich in dem Schriftchen: „Alte Liebe rostet nicht", herausgelassen hat, die allerdings Entgegnungen, aber keine Widerlegung gefunden hat. Die Mängel der octroyirten Verfassung sind wenigstens angedeutet, sowie einige der Verwaltungsgebrechen. Bei dem Artikel: *Ludwig*, werden sich neben den Glanzpunkten seiner Regierung noch einige Nachträge über die Constitutionsfeierlichkeiten zu Gaibach und Hambach anbringen lassen. Vielleicht haben auch bis dahin Alle, die neulich in einer Zeitung öffentlich der Spionerie, die gewiß nicht in dem Sinne des Königs wäre, angeklagt wurden, sich gerechtfertigt, wie Einige bereits gethan, wenn sie es nicht vorziehen, es zu machen wie Talleyrand, der auf keinen solchen Angriff antwortete.

Zum Schlusse können wir nicht umhin, den Totaleindruck, den das Unternehmen, so weit es vorliegt, auf uns gemacht hat, als höchst günstig zu schildern. Es ist nur wenig Mittelgut zu finden, und der Grundsatz der Perfectibilität ist auf dem blauen Umschlage des ersten Heftes mit gesperrten Lettern ausgesprochen. Der Fleiß, die Mühe der Redaction ist unverkennbar, und wer sich jemals mit Aehnlichem befaßt hat, weiß was es heißt, so etwas zu Stande zu bringen. Daß diese Hefte schon jetzt weit mehr Artikel als der uns vor Augen gekommene Conspect enthalten würden (wogegen wir nur einige vermissen), war vorauszusehen. Niemand wird es bereuen, dies neue Conversations-Lexikon, selbst wenn er das ältere nicht besäße, sich angeschafft zu haben. Es ist ein Myriobiblion der neuesten Zeit, in welcher doch Jeder wird zu Hause sein wollen. Mit dieser Gründlichkeit und Umsicht gearbeitet, sind viele Artikel wahre Bausteine für ein künftiges historisches Werk über unsere Zeit. Gibt Jeder nur nach den besten Quellen, nach bester Forschung und Ueberzeugung seinen Beitrag zu dem Buche, so ist es im menschlichen Sinne wahr, und hat dann die berühmte Pilatusfrage (Evang. Joh. XVIII, 38) nicht zu scheuen: *Was ist Wahrheit?* 118.

Kunststudien. Von J. B. Rousseau. Frankfurt a. M., Wesché. 1832. Gr. 8.

Der Verf. dieser „Kunststudien" hat sich in der Theorie der Aesthetik, als philosophischer Disciplin, nicht besonders glücklich versucht. Es fehlt ihm hier, wie uns dünkt, an derjenigen Consequenz des Gedankens, welche ein ganzes System von Sätzen zu einem sich überall stützenden und tragenden Gebäude zu verbinden vermag. Glücklicher ist er als Kunstkritiker, und in der That ist er durch sein mannichfaches Wissen, durch Uebung des Urtheils und durch einen natürlichen und lautern Geschmack in dieser letztern Beziehung achtbar und bedeutend geworden. Was ihm an Ueberschaulichkeit abgeht, ersetzt er durch glücklichen Takt, und sein Urtheil erscheint stets auf einem festen Grund und Boden positiven Wissens erbaut, eine Eigenschaft, die dasselbe unter der Anzahl flatternder und völlig in der Luft schwebender Kunsturtheile, mit denen wir überflutet werden, auszeichnet.

Das vorliegende Werk ist aus einer Sammlung einzelner Vorlesungen über bedeutende Kunstgegenstände, aus Journalartikeln und einzelnen Kritiken entstanden, welche alles äußern Zusammenhanges entbehren. Poesie, Musik, Kunstgeschichte haben sich in den Inhalt getheilt; die meist fruchtlose ästhetische Speculation hat der angewendeten Aesthetik Platz gemacht, welche ohne die Absicht, ein neues System zur Prüfung vorzulegen, ihre Ansicht über mancherlei Dinge vorträgt. Dies ist löblich; denn fürwahr, wir sind der ästhetischen Systeme satt und überdrüssig, aber wir hören stets mit Vergnügen sachkundige und gebildete Kunstkenner über Gegenstände ihres Faches sich aussprechen. Auf diese Art bleibt zwar der *letzte Zweck* dieser Schrift im Dunkeln; allein sie liefert in ihren einzelnen Partien so manches Lesenswerthe und einiges so wohl und tief Gedachte, daß wir uns verstatten müssen, auf ihren Inhalt näher einzugehen. Der erste Aufsatz, eine Vorlesung, behandelt Wesen und Form des didaktischen Gedichts, mit besonderm Bezug auf Schiller's „Glocke". Der Verf. setzt das Wesen der classischen (antiken) Poesie in Beschwichtigung, das der romantischen (modernen) in Reiz der Leidenschaft. Weisheit ist das Streben der erstern; Erweckung zum Leben das der letztern. In der didaktischen Tendenz fließen beide Richtungen zusammen. Nach ihm gibt es keine lyrische didaktische Poesie, da eben das Grundwesen dieser Gattung in der Verschmelzung des Gefühls mit der Vorstellung begründet ist. Sollte dies jedoch nicht der Grund und Boden aller Poesie überhaupt sein, und gibt es wol eine Gattung des Gedichts, welche diese Trennung verstattete? Schiller ist ihm der didaktische Dichter der Deutschen κατ' ἐξοχήν. Seine Lehre ist keusch und faßlich und umtönt (mit etwas phraseologischem Schmuck) „die Brust der Unschuld ebenso lieblich wie die zerrissene Brust des Verirrten".

Unter seinen didaktischen Gedichten ist die „Glocke" das größte. „Wie eine magische Erscheinung schwebt in ihr das ganze Menschenleben an uns vorüber"; und obenein in einer Ansicht, die echt-deutsch und volksthümlich ist. Die Eurythmie des Ausdrucks dieser Lehren und Gefühle wird von keiner Musik erreicht, und auch Das ist echt-deutsch, daß Alles mit Gott beginnt und endet. Mit Enthusiasmus wird das ganze Gedicht paraphrasirt und mit Bewunderung auf Form, Wirkung und Totaleindruck desselben zurückgesehen. Diese Abhandlung ist allerdings lesenswerth und würdig, doch des Neuen lehrt sie wenig. — „Paganini in Frankfurt" bildet eine sonderbare Folge zu ihr. Der Verf. plagt sich, den Begriff des „Genies" zu zergliedern, um ihn auf Paganini anzuwenden, und er drischt hier ziemlich leeres Stroh. — Der folgende Aufsatz, vielleicht bedeutendste der ganzen Sammlung, handelt von den Gedichten königlicher Sänger und denen König Ludwigs im Besondern. Diese Abhandlung ist nicht ohne großes Vergnügen zu durchlesen. Nebenher ist sie durch eine Zusammenstellung aller fürstlichen Poeten von David bis auf Ludwig merkwürdig, in deren Reihe wir nur wenige vermissen. August, Leo der Große, Julian, Gregor, Aeneas Silvius, Benedict XIII. und XIV., Clemens XIV., Anna Komnena, Alfons der Weise (hier vergißt der Verf. den höchst schreibseligen castilischen Prinzen Juan Manuel, Verf. des „Lucanor", welcher fast über alle Gegenstände des Ritterthums Werke und Gedichte hinterlassen hat), Philipp IV. von Spanien, die letztverstorbene Königin von Spanien (man kennt spanische Oden an ihren Gemahl), Dandolo, Lorenz von Medici, Marie de France, Margaretha von Navarra, von Valois, Heinrich IV., Ludwig XIV., Bonaparte, Ludwig XVIII., Kanut der Große, Christine, Gustav III., Katharina II., Richard Löwenherz, Eduard II., Heinrich VIII., Edward VI., Maria Stuart, Elisabeth, Jakob I., die Hohenstaufen, Friedrich I., Heinrich VI., Otto v. Brandenburg, Wenzel, Heinrich v. Meißen, Maximilian, eine Menge kleiner deutscher Fürsten, unter denen August von Sachsen-Gotha, Friedrich der Große endlich und Ludwig werden aufgeführt. Des königl. Sängers Gedichte ganz zu begreifen, sagt der Verf., dazu sei die Kenntniß seiner Lebens- und Kunstgrundsätze unentbehrlich. Er erdreistet sich, diese zu analysiren, und schreibt ihm dieselben Ansichten zu, welche im J. 1818 und 1819 von der begeisterten deutschen Jugend mit bekanntem Enthusiasmus aufgenommen wurden, und die man späterhin mit dem Schmachnamen demagogischer Principien belegt hat. „Hat man", sagt er, „das Geschichtswerk Rotteck's wegen ähnlicher Aeußerungen in manchen Ländern verboten, so wäre vielleicht, um die Ironie vollständig zu machen, auch ein Verbot der königl. Gedichte zu erwarten." Die Eingenommenheit des Königs für deutsche Einheit und den Geist altdeutscher Kunst rühmt der Verf. gebührend, aber er eifert gegen seine Abneigung für den „großen Eroberer". Hier aber verirrt sich der Kritiker zum Parteimann. Kann gerade ein deutscher Geist denn jemals mit den Principien transigiren, welche den Corsen beherrschten? Zum Schlusse jedoch läßt der Verf. nicht undeutlich merken, wie der königl. Sänger jetzt wol von seinen jugendlichen Grundsätzen etwas eingelenkt habe. Nun allerdings: er war ein Begeisterter, und es ergeht ihm wie allen Begeisterten! Ueber oder gegen die kritische Beleuchtung des dichterischen Werthes der königl. Poesien haben wir wenig zu sagen; es ist bekannt, daß bei gar vielen Wille und Absicht für Form und Inhalt Ersatz leisten müssen, daß einige wenige wirklich schön und glücklich sind, und daß alle durch die Beleuchtung anziehen, welche die Stellung und die Gesinnung eines Königs auf sie reflectiren. Eine Fülle edeln Gefühls, echt menschliche Freude, Wehmuth und Schmerz, wenig Schwung der Phantasie, ein nicht völlig gereinigter Formsinn, geringe Grazie des Ausdrucks und eine sichtbare Vertiefung in die Mittelregion schwärmerischer Wehmuth sind die Charaktere der lyrischen Poesien des gekrönten Sängers. Der Adel seiner Gefühle und ein rührendes Hinabsteigen zu reinmenschlichem Gefühl der Gleichheit sind Das, was ihnen zu aller Zeit einen seltenen Werth geben wird. Noch benutzt der Verf. die Gelegenheit, uns einen kurzen Inbegriff der echten katholischen Mystik zu geben, ein geistvoller und glänzender Theil dieser lesenswerthen Abhandlung. — „Schiller's Mädchen aus der Fremde", eine Deutung, folgt. Das Mädchen ist die Poesie. Das Ueble am Räthsel ist nur, daß es auch mancherlei Anderes bedeuten kann. — In dem fünften Aufsatz handelt der Verf. vom Begriff einer dramatischen Nationalpoesie, wie uns dünkt, auf sehr unerschöpfende Art. Der „Historische Ueberblick der dramatischen Literaturen" ist schon gut und recht, aber die Aufgabe der Ueberschrift löst der Redner nicht. Unter den Curiosis, welche dieser Aufsatz bekanntmacht, sticht die Analyse eines Trauerspiels: „Titus Andronicus", aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, besonders hervor. Man kann sich in der That nichts Greulicheres und Henkermäßigeres denken als solch ein Stück. Schön ist das Grundgesetz, welches der Verf. schließlich für das Drama aufstellt: die Menschen ethisch-groß handeln, und die Handlung stillschweigend reden zu lassen. — Die zunächst folgenden Aufsätze sind unbedeutend; der über satyrische Poesie enthält einige gute Andeutungen und Abfertigungen eingebildeter Satyriker unserer Tage; doch der Aufsatz: „Zur Würdigung Heine's", ist durch seinen Hyperenthusiasmus für diesen „universellen Genius" für den Verf. nicht eben empfehlenswerth. Verzerrung und Verrenkung ist noch keine Größe — wir, unsererseits, wollen Heine in zehn Jahren erwarten. Ist die Poesie dazu da, daß wir unsern Unmuth in sie übertragen? Kann sie überhaupt ein Organ von Haß und Wuth sein? Doch der Verf. ist am Schluß einsichtig genug, die Art von Popularität zu beklagen, um welche Heine sich jetzt bewirbt. — Den Beschluß machen Beurtheilungen von 70 verschiedenen Opern. Auf diesem Felde ist der Verf. ganz einheimisch, und seine Belehrungen sind hier ebenso angenehm als dankenswerth.

Das ganze Werk bietet eine nicht mißfällige Erscheinung dar und kann auf vielfache Art erregend und erweckend wirken, und dies um so mehr, als Sprache und Vortrag zu loben sind. 34.

Literarische Notiz.

Der mit Recht geschätzte staatswirthschaftliche Schriftsteller M'Culloch, dem wir eine treffliche, auch ins Deutsche übersetzte Darstellung der politischen Oekonomie verdanken, hat soeben ein „Dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation" in einem Octavbande von 1143 Seiten mit erläuternden Karten herausgegeben, das ein Denkmal seines gründlichen Fleißes und seiner tiefen Kenntniß des behandelten Gegenstandes ist, und gerade in diesem Augenblicke, wo so wichtige, das Handelsinteresse betreffende Fragen obschweben, doppelt schätzbar sein muß. Ueber die Bank von England und das Banksystem überhaupt, die ostindische Compagnie, ihre Privilegien und ihren Handel, über Handelsfreiheit und Handelsbeschränkungen, über Monopole, Geldumlauf, Schleichhandel, findet man hier belehrende Untersuchungen, die von wissenschaftlichen Grundsätzen ausgehen und den gegenwärtigen Zustand der besprochenen Anstalten und Verhältnisse darstellen. Was der Verf. in der Vorrede verspricht, ein Handbuch für den Kaufmann, den Schiffseigner und Seefahrer zu liefern, das theoretische, praktische und geschichtliche Belehrung vereinige, hat er geleistet, und um diesen Zweck besser zu erreichen, die lexikographische Form gewählt. Den englischen Namen sind die entsprechenden Benennungen im Französischen, Deutschen, Italienischen, Russischen, Spanischen und andern abendländischen Sprachen hinzugefügt, und zuweilen auch die arabischen, chinesischen und andere morgenländische Namen. Die Beschreibungen der Waaren sind genau, und die Länder, woher sie kommen, sorgfältig angegeben.

Hierzu Beilage Nr. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 14. 30. Juni 1832.

Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock. Von Wilhelm Wackernagel. Berlin, Finke. 1831. 8. 18 Gr.

Sehr Viele pflegen es für einen grossen Vorzug der deutschen Sprache anzusehen, daß sie im Stande sei, die Versmaße des griechisch-römischen Alterthums getreu nachzubilden, und so Mancher glaubt vielleicht noch, die deutsche Sprache allein vermöge es, antike Versmaße wiederzugeben. Mit einer nicht geringen Freude, ja mit einem gewissen hebenden Selbstgefühle wußte man dies bisher und oft genug preisend auszusprechen. Es schien in der That, als meinte man dadurch nicht nur den mit Recht hochgefeierten Alten um einen guten Schritt näher zu stehen als andere Völker, sondern auch endlich etwas entdeckt zu haben, was man mit Fug und gutem Gewissen besonders gegen die französische Sprache, die sich seit dem 17. Jahrhunderte leider des Beifalls der sogenannten höhern Stände ausschließlich erfreute, in die Wagschale werfen könnte. Es wäre schlimm, könnte man nicht Dinge von mehr Gewicht zur Waage bringen; schlimmer, wenn man nur in Bildung der Versmaße den unsterblichen Alten nahestehen wollte.

Unsere Nachbarn in Westen und Osten, Süden und Norden waren auch so gefällig, unsere Landsleute bei diesem ihren so bescheidenen, aber doch gemüthlichen Wahne zu lassen. Wären sie boshafter gewesen, es würde mehr als Einer unsern so gemüthlich träumenden und antik gemessene Gedichte heroldmäßig anpreisenden Landsleuten als Holkischer Jäger zugerufen haben:

> Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
> Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
> Aber sein Genie, ich mein' seinen Geist,
> Ihr eben nicht in dem Holtergepolter weist.

Wir sind jedoch nun einmal gewohnt, die geduldigen Alten in steifleinwandene Kittel einzukerben und einzunisteln, daß sie den Drahtpuppen gleichen, und, wenn sie nicht selig verstorben wären, gewiß laut aufschreien würden. Doch die Alten sind, Gott sei Lob, todt, und uns gefallen sie in der neumodischen Rhinoceroshaut dergestalt, daß Viele sogar ämsig auffoderten, auch eigne Werke in antiken Versmaßen zu fertigen, damit diese nur ja recht bald Niemand mehr lesen möge. So mag es denn auch ganz anziehend sein, die Art und Weise etwas näher zu betrachten, wie die antiken Versmaße bei uns nach und nach eingeschmuggelt und in den verschiedenen Zeiten verschieden gehandhabt wurden. Dies hat denn auch der scharfsinnige, im deutschen und fremden Alterthume wie in der gesammten neuern Literatur ganz einheimische Hr. Verf. dieses Büchleins über den Hexameter mit gewohnter Umsicht gethan, und seine Entdeckungen liegen vor uns.

In der Vorrede, die, beiläufig gesagt, XXIX S. umfaßt, behandelt Hr. W. die Structur des lateinischen Hexameters und Pentameters, und dringt dabei etwas tiefer in die Eigenthümlichkeit derselben ein, als mancher Andere dies zu thun im Stande sein dürfte. Wir heben nichts einzeln heraus, weil wir überzeugt sind, daß Alle, die sich mit antiker Metrik der Nachahmung wegen befassen, sich ohnehin das Büchlein anschaffen werden. Andere aber würden eine solche weitläufige Zergliederung und Anführung des Geleisteten, wie man sie geben müßte, um Jenen zu genügen, und um überhaupt nur verständlich zu sein, mit Recht höchst langweilig finden. Wir gehen daher sogleich über zu der Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, deren Darstellung auch der eigentliche Zweck dieses Büchleins ist.

Der Hr. Verf. theilt die Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters in drei Perioden ein. In der ersten, sagt er, suche man die Regeln der antiken Prosodie zu befolgen, und thue damit der deutschen Sprache eben keine Gewalt an. In der zweiten habe man dieselbe Absicht, handle jedoch damit dem Geiste der Sprache zuwider. In der dritten endlich werde der Hexameter emancipirt, d. h. dem Geiste der deutschen Sprache angemessen behandelt.

Die Versuche des ersten Zeitraums reichen nicht über das 14. Jahrhundert hinaus, wie der Hr. Verf. mit Recht behauptet. Alle bis jetzt bekannte Sprachdenkmäler zeigen keine frühere, mit Absicht gebildete Hexameter, und man wird auch schwerlich welche zu Gesicht bekommen, sollten auch noch so viel altdeutsche Schriftdenkmäler zu Tage gefördert werden. Damals liebten die Deutschen noch ihren eigenthümlichen Weg zu gehen und gaben nicht jedem Fremden, eben weil es fremd ist, den Vorzug vor dem Einheimischen, Angestammten.

Die erste Veranlassung zur Bildung absichtlicher deutscher Hexameter gab die Nachahmung leoninischer Verse; darin wird jeder der Sache Kundige mit dem Hrn. W. übereinstimmen. Wenn derselbe aber lateinische Verse mit hier und da eingestreuten einzelnen deutschen Wörtern, wie er zu thun scheint, da er dergleichen anführt, für deutsche Verse nimmt, so kann Rec. wenigstens darin ihm nicht völlig beistimmen. Auch jene Verse, worin das deutsche Element allerdings zwar vorwiegend ist, die jedoch erst durch die lateinische Flexion der lateinischen Wörter Hexameter zu werden scheinen, kann Rec. nicht wohl hierher rechnen. Ein Beispiel dieser Art ist

> Sä korn Aegidii; habern, gersten Benedicti;
> Sä flachs Urbani; wicken, ruben, Kiliani.

Dies Beispiel kann auch zugleich zeigen, was der Verf. eigentlich meint, wenn er sagt: „man habe die ersten deutschen Hexameter nach den Regeln der antiken Prosodie gemessen, ohne jedoch dadurch den Geist der deutschen Sprache zu beleidigen". Doch auch ein reindeutsches Beispiel will Rec. anführen, um dadurch zu zeigen, daß man es eben mit den Regeln des Hexameters nicht sehr genau nahm, und gerade deshalb auch die deutsche Sprache nicht beleidigte.

> Merkit nu rechte, welche sachin schelin an dem echte:
> Vor wes kor; nicht frey, lop, mageschaft, schande muz ab sin;
> Zwei louben, not, orde (n); vaterschaft suche mit kor-wort;
> Wer swoger ist odir kalt, die sint von echte gespalt.*)

Die Verse haben ihre Schwierigkeit, Rec. will sie daher übersetzen:

> Merket nun recht, welche Sachen hindern an der Ehe:
> Vorher sei Wahl; Unfreiheit, Gelübde (in geistlichen Stand zu treten?),
> Verwandtschaft, Verbrechen sollen nicht da sein;
> Zweierlei Glaube, Noth (gewaltsame Entführung oder Nothzucht?);
> Den Vater gehe an mit Werbung;
> Hitzige und Kalte sollen sich nicht verbinden.

Diese Verse hat Hr. W. aus der von den magdeburger Schöffen verfaßten und an die Stadt Görlitz übersandten Glosse

---

*) Hr. W. weiß die Verse 2 und 3 nicht zu erklären, und gibt deshalb die als Grundlage offenbar geltenden lateinischen Versus memoriales:

> Error, conditio, votum, cognatio, crimen,
> Cultus disparitas, vis, ordo, ligamen, honestas,
> Si sis affinis, si forte coire nequivis,
> Haec socianda vetant connubia, juncta retractant.

Rec. kann jedoch seine Erklärung der einzelnen Wörter hinlänglich aus germanischen Gesetzen belegen.

zum Sachsenspiegel genommen. So viel über diese juridischen Hexameter, denen wir, da sie holperige Ehen verhindern wollen, ihre eigne Holperigkeit wohl verzeihen können. Ohnehin war Frau Themis von jeher eine schlechte Poetin. Hiermit könnten wir auch von der ersten Periode des deutschen Hexameters Abschied nehmen, wenn der Hr. Verf. nicht am Schlusse gesagt hätte: „Wir haben in den bisherigen Versuchen deutscher Hexameter und Pentameter ein Streben gesehen, sie nach den Regeln der antiken Prosodie zu bilden; nirgend ist es ganz gelungen, aber es wäre möglich gewesen, da unsere Sprache in jener Zeit noch kurze Vocale in den Wurzeln kannte, wenngleich die langvocaligen Endungen bereits ausgegangen waren.“ Rec. sollte wenigstens glauben, daß trotz der kurzen Wurzeln, wenn die langvocaligen Endungen fehlen, Hexameter nicht, oder doch nur mit solch einer Schwierigkeit und Künstlichkeit gebildet werden konnten, daß man selbst die Möglichkeit der Bildung nur für einzelne Verse zugestehen darf. Denn die Schwierigkeit, die dann im geraden Widerspiel mit unserer heutigen Sprache, durch den Mangel an langvocaligen Endungen bei überwiegendem Reichthum an Wurzelkürzen bedingt ist, mußte die Anwendung des Hexameters in größere Massen unbedingt hindern. Solche Gedichte würden sicher das Ansehen einer Zwangarbeit getragen haben; wenigstens würde sie nie Jemand ungezwungen lesen wollen.

Ein volles Jahrhundert verfließt, ehe wir wieder auf ähnliche Versuche stoßen. Dafür treffen wir aber jetzt schon auf größere Massen, und nicht mehr auf einzelne Verse, die Einen wie verlorene Wachen im Felde draußen gemahnen, oder wie Eulen, welche, wie bekannt, auch nur einzeln fliegen, obwol sie im Lager ihre heisere Stimme mit mehren im Verein zuweilen vernehmen lassen.

Gelehrte, weltberühmte Gelehrte versuchen nun den Hexameter und andere antike Versmaße bei uns einheimisch zu machen, und zwar nach strengstem antikem Brauche, nach der Quantität und mit Geltung consonantischer Position. Dadurch aber geschah es auch, daß sie der Sprache jetzt Gewalt anthaten, was die frühern Hexameterschmiede, eben weil sie es weniger genau nahmen, vermieden hatten. Einige mühselige Hexameter Gesner's, welche Jean Paul gewiß seinen Einschläferungsmitteln beigezählt hätte, wären sie ihm gerade beigefallen, mögen zum Beweise dienen, und ein treues Bild von jener gesammten Verskünstlichkeit abgeben:

Es macht alleinig der glaub die gleubige sälig,
Und darzu fruchtbar zur lieb', und gütige herzen
Allwäg inn menschen schafft er. Kein muße by imm ist.

Besser klingen seine Hendekasyllaben, oder seine iambischen Dimeter:

Herr Gott Vatter in himmeln ewig einig
Dyn nam werde geheiliget geeret
Dyn rych komme, genädiklich begär ich.

O Vatter und genädiger
Herr Gott in himmelen höhe
Erbarm dich über menschliche
Uns angeborne blöde.

Weit angenehmer als des ernsten, schweren Gesner's Versen lesen sich die des lustigen, launigen Fischart. Wie Ersterer nicht im Stande ist, Daktylen hervorzubringen, so meidet Letzterer die Spondäen absichtlich so viel als möglich. Er schildert selbst seine Verse am besten, wenn er zuvor sagt, (in dem „Gargantua“): „Er wolle mit ein paar sechstrabenden und fünfzelterigen Reimen herausfahren.“ Ein Zelter nämlich ist ein leichtes Pferd. Mit der Kürze oder Länge der Sylben nimmt er es eben nicht genau. Merkwürdig ist, daß fast alle nach Gesner'n lebende Männer, wie Hr. W. bemerkt, sich die Ehre der Erfindung zusprachen. Aus dem 17. Jahrhunderte nennt uns der Hr. Verf. den Emmeran Eisenbek, Andreas Bachmann u. A. m.

Obgleich jetzt Ernst Schwalbe von der Heide, und nach ihm besonders Martin Opitz, den formellen Theil der Dichtkunst in das rechte Gleis zurückgeführt hatten, und Sigismund von Birken diese Regeln auch auf den Hexameter und Pentameter angewandt wissen wollte, so blieben doch noch manche Starrköpfe auf dem alten Irrwege. Erwähnung verdient hier besonders Isaak Pölmann, welcher nicht nur als Verskünstler, sondern auch als Etymolog seines Gleichen suchen dürfte. Spaßes halber theilt Rec. eine Probe mit, vielleicht findet seine Tiefe und Umsicht bei den überschwänglichen Mystikern auch heute noch Beifall, ja vielleicht wird sie gar als Muster zur Nachahmung aufgestellt. Pölmann unternahm nämlich nichts Geringeres, als den Beweis zu führen, daß die alten Aegypter — Voigtländer gewesen seien. Aegyptus, behauptet er alles Ernstes, müsse Aegypus heißen, und dies sei so viel als „aigen hupe (cohors peculiaris).“ Nach dieser wichtigen Entdeckung verwandelt sich unser Etymolog behende in einen Poeten und bricht in folgendes Freudengeschrei aus, dem man einen wahrhaften furor poeticus ansehen kann:

Hem! vox composita est manifeste oculisque patenter
Faßt's ihr Händ', und schaut, offene Augen, hieher!
Hier ist ein alter Sperling ohne Mühe gefangen.
Linguae hodie spretae gloria Saxonicae est.

Manasse, fährt er als Etymolog wieder fort, sei so viel als Männchen oder Söhnchen der Asse oder Asnath, der puer Ascanius, und nun jauchzt er als Poet wiederum:

Nempe mihi videor blandissima verbula patris
Matris avique, aviae quoque audire videre.
Unser schönst Söniken, dat leevest Männiken Assen!
Mön leevest Püpken, mön Schätzken, Herte-Man-Assen.

Die alte ägyptische oder assische Sprache sei die voigtländische gewesen:

Werth wärs zu lachen, wenn Pölmann könnte beweisen,
Daß auch Voigtländer Könige wären gewest.
Nämlich in Aegypten. Petrum hat die Sprache verrathen,
Aegypten verräth die grobe Sprache genug.
Sie redten vormals Plattdeutsch, itz Worte gefallen
Voigtlandisch: Hochdeutsch, evohe! Bleibe zu Haus.

Die letztern Worte wollen wir denn jetzt beim Abschiede von ihm ihm und allen ähnlichen Wortkünstlern zurufen. Die heiße ägyptische Sonne scheint in der That nachtheilig auf sein schwaches Haupt eingewirkt zu haben. Die Verdienste Christ. Weise's, Karl Gustav Heräus und vor Allen Gottsched's um den deutschen Hexameter in der spätern Zeit sind von Hrn. W. gebührend anerkannt und herausgehoben worden.

Wie wir schon oben erwähnten, erregten die deutschen Hexameter und Pentameter unter den gelehrten Deutschen anfänglich eine große Freude; den höchsten Grad erreichte diese jedoch, als Klopstock sogar lyrische Versmaße, und zwar sehr künstliche, nachzubilden begann. Was eigentlich aber dadurch für die Sprache gewonnen ward, das weiß Niemand zu sagen. Schwerlich wäre auch Klopstock auf diesen Irrweg gerathen, wenn er nicht zu Schulpforta gebildet worden wäre, und wenn nicht schon Andere vor ihm ihn betreten hätten. Er hätte uns mehr werden können, als Horaz den Römern war, hätte er mehr den Geist und die Art der deutschen Sprache beachtet. Wer aber nur für die Gelehrten, und nicht überhaupt für die Gebildeten im Volke dichtet, der findet seinen Platz zwar in den Bibliotheken, nicht aber in dem Herzen des Volkes. Aber eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Wesen der deutschen Sprache und mit der alten angeerbten Dichtkunst, worauf unsere Gelehrten nicht selten sogar stolz waren, war die erste Veranlassung zu diesem Fehlgriffe.

Zu keiner Zeit wurden die Zeilen deutscher Dichtungen nach Art der Griechen und Römer gemessen, selbst damals nicht, wo die deutsche Sprache noch kurzer Wurzeln und langlautiger Endungen in Menge sich erfreute. Die Deutschen hatten, wie eigenthümliche Dichtungen, so auch eigenthümliche Metrik. In der frühern Zeit galt überall der Stabreim (Alliteration), später ward dieser mit dem Endreime vertauscht, und eine gewisse Anzahl Hebungen bestimmte ganz einfach den Vers. So lange demnach bei den Deutschen das Eigenthümliche noch etwas galt, dachten sie auch nie daran, ihre Metrik nach der der Griechen und Römer einzurichten. Dies erfolgte erst, als der lateinische Gelehrte

den deutschen Dichter verdrängte, und man alles Fremde dem Vaterländischen vorziehen lernte.

Wie unglücklich jedoch diese sogenannte Bereicherung unserer Dichtkunst durch antike Metra eigentlich erscheint, darüber ist seit langen Jahren so Manches schon geschrieben worden, was wol einer bessern Beachtung werth wäre. Um nur Eine Schrift darüber zu nennen, so erinnere ich nur an Ferdinand Wachter, „Ueber die Unanwendbarkeit des Hexameters in der deutschen Sprache." Wenn aber auch der Hexameter für jene kleinern Gedichte, Epigrammata ꝛc. noch angewandt werden darf, so werde er doch nur nach dem Accent der deutschen Wörter, nicht aber nach antiker Prosodie gebildet. Mit Recht sagt Hr. W.: daß, wer heute noch antik-gemessene deutsche Gedichte liefere, dem Geiste unserer Sprache völlig fremd geblieben sei. Allen Denjenigen aber, welche etwa Lust bekämen, lange Heldengedichte in Hexametern zu schreiben,* will Rec. schließlich einen Vorfall erzählen, den sie immerhin beherzigen mögen. Es war einmal ein Dichter, meldet die Sage, welcher Niemanden finden konnte, der seine Gedichte hören wollte. Endlich erbarmte sich noch der Feind und versprach für die Seele des Dichters einen willigen Zuhörer abzugeben. Aber schon in der ersten halben Stunde ergriff er, ungeachtet ihn der Dichter bei seinem langen Ausrufungszeichen hinten festzuhalten suchte, mit großem Eifer die Flucht und ließ die arme Seele des Dichters nebst einem bösen angsthaften Geruche freiwillig hinter sich. Man muthmaßt nicht ohne Grund, der Gegenstand der Vorlesung sei ein Heldengedicht in deutschen, und zwar in recht antik-gemessenen Hexametern gewesen. 40.

Wanderungen durch die rhätischen Alpen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Theils des schweizerischen Hochlandes und seiner Bewohner. Zweiter Band. Mit einem Straßenplane. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. *)

Der Charakter dieses gehaltreichen und in mehr als einer Beziehung anziehenden Buches ist wesentlich ein politischer, jedoch von einem neuen und unter uns selten aufgestellten Gesichtspunkte her. Nach den ermüdenden Erörterungen über das constitutionnelle Princip, welche täglich über uns ausgeschüttet werden, bringt der Verf. ein neues Element, das republikanische, in die Discussion. Diese Erörterung eines ernsten, tiefbeobachtenden, dabei völlig unbefangenen und parteilosen Mannes, der ohne Zweifel selbst Bürger einer Republik ist, erscheint so bedeutend und nach vielen Richtungen hin so lehrreich, daß wir unsere Leser auf diese Schrift aufmerksam zu machen für Pflicht halten. Auf die anspruchsloseste Weise lehrt der Verf. durch seine genaue Schilderung eines der wenigen Freistaaten, die Europa seiner nordamerikanischen Schwester entgegenzustellen hat, uns nicht etwa die Form, sondern den Geist dieser Verfassung kennen, und zeigt an dem Bilde des rhätischen Bundesstaats ungefähr, was wir von einer weitern Ausbildung des republikanischen Princips in einem der größern europäischen Reiche zu erwarten haben würden.

Es fehlt uns hier an Raum, den Verf. durch alle Theile seiner trefflichen Schilderung der bündtner Freistaaten zu folgen, die in 15 Capiteln aus stets neuen Gesichtspunkten her Land, Cultur des Geistes, Erziehung, Verfassungswesen, Sittlichkeit, Verwaltung und Denkweise der Bewohner auffaßt und mit seltener Unbefangenheit zu unserer eignen Prüfung hinstellt. Wir müssen uns begnügen, einige der merkwürdigsten Daten und Resultate, einige allgemein gültige Reflexionen und einige besonders starke Lichter oder besonders tiefe Schatten aus diesem anziehenden und originellen Gemälde mitzutheilen, gleichsam als Einblicke in den Geist dieses beachtenswerthen Buchs. Wir entnehmen diese vorzüglich den Abschnitten: Ansichten, Demokratie, demokratische politische Aphorismen, Zukunft und Miszellen.

S. 24 führt der Verf. einen Ausländer redend ein: „Volkswille, Volksherrschaft. Prächtige Worte! Aber wie sieht die Sache hier aus? In jedem der drei Bünde, aus denen dieser Freistaat besteht, thronen zwei bis drei Magnaten, die durch Vermögen oder Ränke sich ein Uebergewicht zu verschaffen, durch Zusammenhalten unter sich und Begünstigung irgend einer überwiegenden Partei dies Uebergewicht zu erhalten wissen, in ihrem Thale, in ihrem Dorf alle öffentlichen Geschäfte mit mehr Willkür und weniger Einsicht, mit mehr Eigensinn und weniger Redlichkeit leiten, als irgend ein monarchisches Ministerium. Die Vergleichung zwischen diesem Freistaat und dem Reiche des Halbmonds liegt nahe; die Eigenmacht, mit der jeder Dorfkönig in seiner Gemeinde waltet, und die Unterstützung, die er von Groß und Klein dabei findet, hat in keinem christlichen Staat Europas seinen Pendant; wir müssen in die asiatischen Paschaliks gehen, um es zu finden. Vieh und Fremde werden zwar angehalten, die Verfassung zu respectiren, die Eingeborenen fürchten wol den Mann, aber das Amt achten sie nicht. Von Anhänglichkeit an die Verfassung ist keine Rede, der lächerlichste Leichtsinn vergibt die Aemter; es kommt darauf an, daß Einer sich so lange auf dem Baumstocke halte, bis seine Partei ihm den Amtsmantel umwirft. Hier wird der Sohn eines Magnaten zum Landammanne gewählt, während er im Auslande declinirt und conjugirt; dort ist es ein Gastwirth, der seinen Wein so glücklich ausgeschenkt hat, daß er ihn nun verschenken kann; hier ist es der Schwiegersohn eines Magnaten, welcher Ammann werden muß, damit eine Mesalliance vermieden werde; dort ist es gar ein diebischer Säckelmeister, der kein ander Mittel weiß, um den Leumund seiner Spießgesellen wieder gutzumachen, und so fort. O wie viel lieber bücke ich mich vor dem Günstling eines Fürsten als vor diesen Regierern eines solchen Freistaats, vor diesen Sklaven des Eigennutzes und der Intrigue!" Solche Ansichten prägt der Verf. zwar als Uebertreibungen aus, aber so fein und glücklich, daß er ihre Wahrheit durchscheinen läßt. Nach diesem Schatten folgt Licht in dem Capitel: „Die Cantonsschule". Jedermann weiß, daß die Zöglinge der Cantonsschulen alljährlich einige Tage lang als militairische Corps zusammentreten und Soldaten spielen. Rec. selbst war einst Zeuge solcher Uebungen in Bern, und er gesteht, die militairische Gewandtheit dieser kleinen Soldaten überraschte und entzückte auch ihn damals. Das Institut an sich ist trefflich und der Nachahmung in andern Ländern (unter denen Preußen obenan stehen möchte) zu empfehlen; ja, das harte Dienstjahr könnte dadurch vielleicht vermieden werden. Aber ob die Schuldisciplin darunter nicht leidet? Ob es nach den militairischen Tagen mit dem Lernen recht fortgeht? Wir zweifeln mit dem Verf., wiewol zu bemerken ist, daß bei jenem bernischen Manoeuvre die Ferienzeit dazu gewählt war, und die Offiziere zugleich meist aus jungen Lehrern bestanden. Genug — dieser Punkt wäre der öffentlichen Besprechung wol würdig.

Wir kehren zu den italienischen Cantonen zurück. Ueber die moralische Verderbtheit von Regierern und Regierten in dieser Völkerschaft, der es weder an Geist noch an Sinn für das Schöne und Gute fehlt, ist der Verf. ganz entschieden. Hiermit ist Alles erklärt; denn ohne Tugend ist, wie Montesquieu lehrt und beweist, eine Republik gleich einem Unding. Er gibt mit scharfem Blicke drei Grundursachen für diese Erscheinung an, die wahr und unbestreitbar ist. Die erste gehört der Vergangenheit an. Die Unterthanen der Bündtnerrepublik gehörten sonst kleinen, ganz demokratischen Freistaaten an, in welchen Intrigue und Kabale jedes Verbrechen straflos machten und jedes Gefühl für Redlichkeit ertödtet war. Eine zweite Grundursache ist die gänzliche Unangemessenheit der jetzigen Verfassung für den Zustand dieser Cantone, in denen der frechste und empörendste Stimmenhandel zu nichts Anderm hingeführt hat als zur lebenslänglichen Dauer aller Aemter. Wäre diese durch die Ver-

*) Ueber den ersten Band berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. 70 d. Bl. f. 1830. D. Red.

fassung ausgesprochen, so unterbliebe wenigstens die Verführung durch den Verkauf der Stimmen. Endlich findet diese moralische Verderbtheit Grund und Nahrung in dem ausgedehntesten und organisirtesten Schleichhandel, der wol auf der ganzen Erde geführt wird. Diese Pflanzschule alles Bösen ist in Lugano z. B. methodisch und ganz im Großen anzutreffen. Betrug, Mord und Meineid werden hier als unerläßliche Nothwendigkeiten gelehrt, um Lohn zu gewinnen oder der Strafe zu entgehen; und Niemand nimmt Anstoß daran. Unter solchen Umständen war die berüchtigte Vergiftungsgeschichte und die gegenseitigen Mordanschläge des Partito O. gegen den Partito M. und vice versa, die Europa empörten, in jenen Cantonen eben nichts besonders Erhebliches, und der Verf. fand bei Allen, mit denen er darüber sprach, wol die Worte: Onore, religione, sentimenti, die hier sehr geläufig sind, aber nirgend eine wahre Indignation, ein aufrichtiges Befremden über diesen höchsten Grad sittlicher Verderbtheit in Anstiftern und Thätern lebendig. Man tadelte die Geschichte wie ein schlecht ausgeführtes Geschäft und äußerte nur mit Triumph oder mit Bedauern, daß der Partito M. jetzt auf immer geschlagen sei, und der Partito O. nun unbeschränkter als je herrsche! Wehe aber über eine solche Republik; die türkische Despotie ist ihr vorzuziehen.

Doch auch so viel Schatten ist wiederum nicht ohne seine Zugabe von Licht. Die außerordentliche Einfachheit und Wohlfeilheit der Regierung gehört unbedenklich zu den lichtvollsten Seiten der demokratischen Verfassung dieses Bundesstaats. Ein Staat, der, so klein er ist, doch seine eigne Souverainetät ausübt, oberste Justiz-, Militair-, Finanz- und Polizeigewalt im Innern, politischen Geschäftsverkehr nach Außen aufrecht erhält, und zu dem Allen nur ein einziges Gebäude braucht, regelmäßig nicht mehr als drei Regierungsglieder und ein halbes Dutzend Schreiber beschäftigt, und für diese, sammt Großem Rath, Standes- und andern Commissionen, Tagsatzungssendung, Weibel- und Kanzleiunkosten, nicht mehr als ein paar hundert Louisdor des Jahres verwendet, ein solcher Staat muß die Bewunderung des Ausländers erregen, der sich erinnert, daß eine einzige provinzielle Unterbehörde seines Vaterlandes Hunderte von Angestellten, und Hunderttausende von Verwaltungskosten verbraucht. Eben hierin liegt es auch, daß ein so kleines, wesentlich armes Land, wie Graubündten, ohne irgend einen reich zufließenden Erwerbsquell die Mittel übrig behielt, so große Dinge auszuführen, wie z. B. der doppelte Straßenbau über den Splügen und den St.-Bernardin sind! In dem Abschnitte: „Demokratie", zergliedert der Verf. mit tiefem psychologisch-politischem Blicke die Wesenheit dieser Verfassungsform. Er gebraucht, um sie einsichtlich zu machen, zwei gutgewählte Bilder. Sowie ein geschickter Reiter, der, während er gezwungenerweise den eigensinnigen Wendungen seines Thieres folgt, den Zuschauer glauben läßt, das Thier mache keine Bewegung, als die er selbst ihm vorschreibe, und am Ende doch den Punkt erreicht, den er ins Auge gefaßt hat, oder wie eben jene schöne bündtner Alpenstraße den unvermeidlichen Krümmungen zu folgen scheint, ihren Gang oft nach ganz unbedeutenden Hindernissen ablenkt, die sie leicht hätte beseitigen können, dann aber wieder den kühnsten Schluchten Trotz bietet und sie überbaut, und gigantische Massen siegreich übersteigt oder aus dem Wege räumt, vor denen Andere verzagt wären, so verfahren auch die demokratischen Volksregierer. Allerdings sieht man hier kaum eine noch so geringfügige Regierungsmaßregel, bei der nicht persönliche Berücksichtigungen stattfänden, allerdings wandelt das Gesetz fast immer in Begleitung der Intrigue, und die Gewalt liegt am Ende immer nur in zwei oder vier Händen, so gut wie bei der vollendetsten Aristokratie; aber schon diese Nothwendigkeit, Rücksicht zu nehmen, ist ein starker Zügel eben dieser Gewalt, und bei entscheidenden Dingen ist Ehre und Vortheil des Vaterlandes, wie sie im Gefühl der Mehrzahl leben, doch das ausschlaggebende Moment, wie leicht der Ausländer auch verführt wird, das Gegentheil zu glauben. Bei so gemäßigten Ansichten dürfen wir dem Verf. aufs Wort glauben, wenn er Einzelnes tadelt und Schwächen nachweist, welche leicht zu verbessern wären. Freilich leugnet er auch wiederum nicht, daß in diesen kleinen Demokratien ein Regierungsdecret oft an Wirksamkeit hinter den Faustschlägen und den Fußtritten eines einzelnen Partikels der Landessouverainetät zurücksteht, und gibt uns damit wieder das Recht, das bona mixta malis zu erkennen, das allen menschlichen Einrichtungen als charakteristisches Stigmat anklebt. Unter zehn Menschen werden immer fünf sein, die den Zustand gesicherter Gesetzlichkeit dem vorziehen, wo sie zwar selbst an der Gesetzaufstellung Theil nehmen, aber der Ausführung ihrer eignen Gesetze durch ihren Nachbar niemals sicher sind! Der Abschnitt: „Demokratische Aphorismen", zwölf an der Zahl, ist mit treffender Laune geschrieben. Das Mittel, welches der Verf. in Nr. 2 z. B. vorschlägt, um junge Leute von dem republikanischen Wechselfieber zu heilen, ist gewiß äußerst sinnreich. Der Patient soll damit anfangen, ein Jahr in Bündten als bloßer Incola, Beisaß, ohne andern Schutz als den der Gesetze zu leben: schon diese Cur wird anschlagen. Hilft sie nicht, so sei er zwei Jahre Gerichtsgenoß, Ammann, Geschworener, mit der Absicht, eine wesentliche Verbesserung durchzuführen; item: es hilft! Sollte das Fieber wiederkehren, so mache man ihn endlich zum Standeshaupt, wenn er da nicht das Wesen der Republik erkennen lernt, so ist er incurabel. Nach Nr. 8 regieren nicht etwa die Denkenden, Wollenden, Wissenden, sondern die Gleichgültigen, die Nullen. Nr. 9 enthält ein bedeutendes Wort. Boileau rief den Dichtern zu, die in Miscredit gerathen waren, weil sie zu leichte Verse machten, etwa wie unsere heutigen Lyriker: „Il faut apprendre à faire difficilement les vers." Ebenso sollte man unsern heutigen allzeitfertigen Gesetzmachern zurufen: „Apprenez, Messieurs, à faire difficilement les lois!" Wahres, wahres Wort! Eine Zeit, die Verse aus dem Aermel schüttelt, hat keine Dichter, und eine andere, die Gesetzgeber auf jeder Landstraße aufweist, keine Gesetze!

Weiterhin kommen treffende Züge sittenmalender Art, launige Schilderungen aller Gattungen, Spiele, Prellereien der Wirthe, Gerichtssitzungen und dergleichen vor. Diese unterhaltenden Blätter wechseln mit einem belehrenden Aufsatz über die Bergwerke in Bündten und einem äußerst lesenswerthen über die Alpenpässe. Zu diesem Abschnitte gehört der dankenswerthe Straßenplan. Ueber die große Frage von dem ausländischen Militairdienste sagt der Verf. sehr witzig: Die Tagsatzung werde über das Ja und Nein so lange berathschlagen, wie jene Mutter, die über die Verheirathung ihrer Tochter so lange in Zweifel blieb, bis Niemand diese mehr mochte. Gegen den Schluß hin ziehen die „Miszellen" durch ihre politischen Charaktermasken ganz besonders an. Die Worte, selbst die uns geläufigsten, haben in Bündten eine andere Bedeutung. Man lese das Glaubensbekenntniß eines Ultra in Graubündten: Ich billige blindlings Alles, was ein Großer dieser Erde sagt und thut, und ein Monarch ist mir das Ideal von Unfehlbarkeit. Es ist Gottes Strafe, in einem Freistaate geboren zu sein, und das Wohlwollen eines fremden Ministers ist die Seligkeit. Der ausländische Dienst und die katholische Kirche führen ins Paradies; jede Neuerung aber in die Hölle u. s. w. Ein Liberaler ist dagegen ein entschiedener Demokrat, ein Fabler, Renommist und Träumer, ein Hasser und Verdächtigerer, etwa wie unser vortrefflicher Börne. „Der Herzog von Orleans in Bündten" ist eine anziehende, wahrheitgemäße Skizze des Aufenthalts dieses Fürsten in Reichenau; ebenso anziehend ist: das Bad Andeer, und der Schlußaufsatz über Parteijournale und Preßfreiheit in Bündten.

Das Ganze aber gibt ein so treues, tiefergriffenes und treffendes Bild von diesen kleinen Republiken, enthüllt so Vieles, belehrt so mannichfach, erfreut und unterhält so allseitig, daß wir allen Freunden der Wahrheit, besonders aber allen Politisch-Begeisterten, allen republikanischen Schwärmern, kurz allen Liberalen im schweizerischen Wortverstande, sowie allen Bewunderern schweizerischer Biederkeit und Treue dies unterhaltende Buch nicht dringend genug empfehlen zu können glauben. 84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

